

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1884.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1884.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1884.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 27. 1. Juli 1884.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Gesammelte Werke des Grafen A. F. von Schack. Sechs Bände. Stuttgart, Cotta. 1882—83. 8. 15 M.

Gleichzeitig mit Emanuel Geibel hat jüngst noch ein zweites Mitglied des münchener Dichterkreises, nämlich der Graf A. F. von Schack, eine Gesammtausgabe seiner Werke in Lieferungen erscheinen lassen und damit die wesentlichen Resultate seiner dichterischen Lebensarbeit unter Dach und Fach gebracht. Die zahlreichen in dieser Gesammtausgabe enthaltenen Werke sind früher gelegentlich ihres Erscheinens in Einzelausgaben in d. Bl. ausnahmslos entweder vom Herausgeber selbst oder vom Unterzeichneten gewissenhaft besprochen und nach Verdienst gewürdigt worden, und wenn in letzter Zeit öffentlich mehrfach ein unwilliges Staunen darüber sich äußerte, wie doch poetische Leistungen von solcher Vortrefflichkeit so lange hätten unbeachtet bleiben können, und wenn man der Presse den Vorwurf gemacht hat, daß sie ihre Pflicht nicht gethan, so mag dieser Vorwurf für nicht wenige Blätter berechtigt sein, die „Blätter für literarische Unterhaltung" hingegen werden von demselben in keiner Weise getroffen. Hätte das Publikum Ohren gehabt zu hören, so könnte mancher, der jetzt der Presse Vorwürfe macht, schon längst mit den Werken des Grafen Schack bekannt sein. Außerdem sei nicht verschwiegen, daß es wenigstens dem Unterzeichneten so gegangen ist, wie es in solchen Dingen leider oft zu gehen pflegt, daß ihm nämlich mehrere Blätter, die jetzt, seitdem Schack sozusagen in die Mode gekommen, ganz besonders warm für denselben eintreten, anerkennende Aufsätze über den Dichter, die er ihnen vor Jahren einreichte, einfach zurückgewiesen haben, weil sie dessen dichterische Bedeutung „so hoch nicht anschlagen" könnten.

Sofern nun aber Schack's Dichtungen in d. Bl. bereits sämmtlich eingehend gewürdigt worden sind, würde es nur dazu führen, bereits Gesagtes zu wiederholen, wenn wir sie nochmals einzeln Revue passiren lassen wollten. Wir sehen deshalb hiervon ab und ziehen es vor, einer Reihe von allgemeinen Betrachtungen Ausdruck zu geben, die als Niederschlag des Gesammteindrucks der Lektüre sich uns von selbst aufdrängen.

Und da halten wir es denn zunächst, wenn auch nicht für wichtig, so doch immerhin nicht für überflüssig, unserer Freude darüber Worte zu verleihen, daß trotz alles Realismus und trotz aller praktischen Bestrebungen der Gegenwart der poetische Lorber in Deutschland immer noch nicht so tief im Preise gesunken ist, daß nicht sogar ein Mitglied der höchsten Aristokratie es des Schweißes der Edeln werth fände, in heißem Bemühen um dessen Gewinnung zu ringen. Graf Schack gesellt sich in dieser Beziehung dem nicht gerade aus allzu vielen Mitgliedern bestehenden Reigen hochgeborener Männer zu, welche die Aristokratie des Geistes über diejenige der Geburt stellen. Und speciell dem dichterischen Lorber hat wol außer dem Grafen Platen noch kein Mitglied des höchsten Adels mit so nachhaltigem Eifer nachgestrebt wie Graf Schack. Dazu kommt, daß für den letztern die Versuchung viel näher lag, den höchsten Zielen des Geistes untreu zu werden und sich den hergebrachten Interessen des Adels zu widmen. Denn Platen war freilich gleichfalls ein Graf, aber seine äußern Verhältnisse waren keineswegs glänzende, und rücksichtlich dieser war der Abstand zwischen ihm und der übrigen Menschheit keineswegs ein so sehr bedeutender. Graf Schack aber verfügt über einen Reichthum, von welchem sich am leichtesten jeder einen Begriff machen kann, der

Gelegenheit hat, die Galerie Schack in München zu durchwandern und ungefähr die Summen nachzurechnen, welche dem Grafen die Anlegung und Vervollständigung dieser wol bedeutendsten Sammlung von Gemälden neuerer Meister gekostet haben mag. Schack hatte es also — um einen oft gebrauchten trivialen Ausdruck nochmals anzuwenden — gar nicht nöthig, sich idealen Zielen statt realen Zwecken zu widmen, und wenn er es dennoch gethan hat, so muß uns das nicht nur von vornherein mit hoher Achtung für den Mann selbst erfüllen, sondern es ist ein derartiges Vorkommniß auch geeignet, der Schar der Durchschnittsmenschen den Gedanken nahe zu legen, daß die Poesie doch nicht etwas so Windiges, Werthloses und Ueberflüssiges, wie sie sich oft genug einbilden, sein muß, wenn Vertreter der höchsten Gesellschaftsklasse sich nicht für zu gut halten, um mit den Vertretern der Poesie gemeinsame Sache zu machen, und diese Erkenntniß kann der Poesie selbst und der Achtung vor ihr nur zugute kommen.

Als ein ferner zu erwähnender, ganz eigenartiger und vielleicht einzig dastehender Umstand erscheint uns folgender. Schack hatte bereits als großer Kunstfreund, Sprachkenner und Uebersetzer einen bedeutenden Namen, und sein funfzigstes Lebensjahr war bereits nahe, ehe — wenigstens unter den Fernerstehenden — irgendeine Menschenseele ahnte, daß er auch productiv dichterisch thätig sei. Dann aber ließ er rasch nacheinander Werk auf Werk erscheinen und überschüttete das Publikum mit einem solchen Füllhorn von Poesie, daß auch eifrige Poesiefreunde oft alle Hände voll zu thun hatten, um mit der Lektüre nachzukommen, und vielleicht ist in dieser Besonderheit des Erscheinens ein Grund mit zu suchen, weshalb die Mehrheit der Leser mit ihrer Kenntniß seiner Dichtungen zum Theil bisher noch im Rückstande geblieben sind. Es wird sich nun aber hoffentlich niemand einbilden, daß Schack erst im funfzigsten Lebensjahre gleichsam von einem Rausch des Producirens befallen worden sei, und daß er dann in kürzester Zeit seine Werke sozusagen aus dem Aermel geschüttelt habe. Vielmehr hat derselbe, wie wir jetzt längst wissen, von jeher auch als selbstschöpferischer Dichter den Musen gehuldigt; während es aber nur allzu oft eine Untugend der Poeten, namentlich in Deutschland, ist, daß sie nicht früh genug vor das Publikum treten zu können glauben und dieses dementsprechend nicht selten zu ihrem eigenen Schaden mit unreifen Producten behelligen, hat Schack bei und vor der Veröffentlichung seiner längst fertigen dichterischen Schöpfungen nicht etwa nur die bekannten horazischen neun Jahre innegehalten, sondern zum Theil weit längere Zeiträume verstreichen lassen, ehe er sich entschloß, mit seinen Geisteskindern in die Oeffentlichkeit zu treten. Diese Behutsamkeit und dieses lange Zögern aber spricht nicht blos für die außerordentliche künstlerische Gewissenhaftigkeit und peinliche Selbstkritik des Dichters, sondern beweist vor allem auch, daß er seine Werke zunächst nur für sich, zu seinem eigenen Genusse und um seinem eigenen künstlerischen Drange zu genügen, geschrieben hat, daß ihm vorläufig jeder directe Gedanke an das Publikum und eine etwaige Herausgabe, an eventuellen Beifall oder dessen Gegentheil fern geblieben ist. Nur Werke aber, die aus einer solchen Geistesverfassung hervorgegangen sind, besitzen auch die Fähigkeit, eine tiefergehende Wirkung zu üben, während solche, bei deren Entstehung der Autor stets Seitenblicke auf die zufälligen Neigungen des Publikums geworfen hat, selten die innerste Seele ihres Schöpfers, wo davon überhaupt die Rede sein kann, zum Ausdruck bringen werden. Und wenn somit die geschilderte Entstehungs- und Publicationsart einerseits für Schack's echten Dichterberuf spricht, so ist andererseits für das Publikum der Vortheil daraus hervorgegangen, daß es nicht zu früh ausgekrochene Küchlein noch mit den Eierschalen empfangen hat, sondern daß Schack's Dichtungen durchweg den Eindruck künstlerischer Reife und Durchbildung machen. Nochmals aber betonen wir, daß uns für einen derartigen, vom Dichter freiwillig beliebten Zeitabstand zwischen dem Entstehungs- und dem Publicationstermin bisjetzt kein zweites Beispiel in der Literaturgeschichte bekannt ist.

Fragen wir weiterhin nach Schack's bewußten dichterischen Intentionen und wie er über Poesie und seine Stellung zu derselben denkt, so hat er, ganz wie Geibel, nie etwas anderes sein wollen als ein Dichter in poetischen Formen, und wie gern er auch unter Umständen eine gute Novelle liest, so hat er sich doch nie entschließen können, selbst auf dem Gebiete der Prosadichtung thätig zu sein; vielmehr huldigt er mit Geibel durchaus der Ansicht, daß die eigentliche und wahrhaftige Poesie auch der gehobenen und den Stoff selbst hebenden Kunstform, des metrischen Gewandes, nicht entbehren könne. Den Novellisten und Romanschriftsteller hingegen hält er mit Schiller nach wie vor nur für den Halbbruder des Dichters und nimmt an, daß dessen Werke in Bezug auf Gunst und Ungunst beim Publikum viel zu sehr der Mode unterworfen sind, daß nur wenige derselben Aussicht auf dauernde Geltung haben, und daß nur die Dichtung in gebundener Rede bevorzugten Anspruch auf Anerkennung der Nachwelt hat: eine Anschauung, welcher man trotz des glänzenden Aufschwungs der Novellen- und Romandichtung mindestens theoretisch ihre Berechtigung nicht wird abstreiten können. Wenn wir somit in Schack's Werken keine einzige Prosadichtung finden (daß er Prosa an sich sehr wohl zu schreiben versteht, hat er in seinen gelehrten Werken aufs glänzendste bewiesen), so hat er dafür alle drei Hauptgattungen der Versdichtung: Lyrik, Epik und Dramatik, auf das ergiebigste angebaut; er gehört zu den wenigen Dichtern der nach-Goethe'schen Periode, von denen man dies überhaupt sagen kann, und während eine große Zahl der in Betracht kommenden Dichter nur auf lyrischem oder epischem oder dramatischem Gebiete thätig gewesen ist, sind bei Schack alle drei Dichtgattungen ziemlich gleichmäßig vertreten; denn auf jede derselben kommen durchschnittlich zwei Bände der Gesammtausgabe. Daß Schack aber persönlich ein

vollgültiges Recht hat, als Vertheidiger der dichterischen Form aufzutreten, das beweist er vor allem durch die virtuose Art, mit welcher er in seinen eigenen Dichtungen die Form, nach ihrer rein sprachlichen und metrischen Seite, behandelt. Es dürften wenige dichterische Formen in der Poetik verzeichnet stehen, welche er nicht in irgendeiner seiner Dichtungen zur Anwendung gebracht hätte, und alle hat er sie mit einem so feinen Gehör und so vollendeter Kunst behandelt, wie dies von jeher von der münchener Dichterschule mit Bewußtsein angestrebt worden ist, als deren großes Verdienst nachdrücklich zu betonen ist, daß ihr der Adel der Kunstform stets ganz besonders am Herzen gelegen hat. Natürlich handelt es sich hier nicht um Formvollendung in jenem trivialen Sinne, nach welchem nur etwa Hiaten, falsche Reime, Elisionen u. dgl. zu vermeiden sind, sondern um jene höhern Feinheiten des Rhythmus und Wohlklangs, für die es gar keine bestimmten Gesetze gibt, die nur das wahrhaft berufene Talent instinctiv zur Erscheinung bringt und mit Rücksicht auf welche es eine vollkommen leere, durch nichts zu begründende Redensart ist, daß heutzutage jeder Gebildete einen leidlichen Vers machen könne.

Wenden wir uns von der Form zum Inhalt, so möchten wir vor allem dessen vollständige Modernität lobend betonen. Ganz in Uebereinstimmung mit dem vor der hundertsten Auflage von Geibel's „Gedichten" abgedruckten Gedicht von Paul Heyse hält Schack wenig von einem dichterischen Maskenspiel, bei welchem die Dichter, speciell lyrische und epische, sich lediglich in die Welt der Vergangenheit einleben und etwa Vaganten- und Landsknechtslieder singen oder epische Mären componiren. Natürlich kann man auch in der Poesie auf verschiedene Façon selig werden, und auch eine derartige Poesie braucht nicht nothwendig der Berechtigung und ansprechender Vorzüge zu entbehren. Da sie aber, wenn sie nicht anachronistisch werden will, die gesammte Geistesarbeit der letzten Jahrhunderte sozusagen zum Fenster hinauswerfen muß, so kann sie den tiefern Anforderungen jetzt lebender Geister nicht genügen und muß nothwendig an der Oberfläche bleiben. Der Dichter im höhern Sinne wird stets insofern modern sein müssen, als er die geistige Entwickelung der Menschheit bis auf die nächste Gegenwart herab auf sich wirken und deren Resultate, soweit sie dichterisch zu verwerthen sind, in seinen Versen zum Ausdruck bringen soll. Nur so kann sich eine wahrhaft gehaltvolle Poesie ergeben, die nicht unter die geistige Höhe des modernen Menschen herabsinkt. Natürlich ist vom Begriffe des Modernen in unserm Sinne der des Zufälligen und rein Temporären durchaus fern zu halten. Was blos aus der Zeit kommt, das vergeht auch mit der Zeit, und wir haben keinen Mangel an Poeten, deren Werke blos deshalb jetzt — um mit Schopenhauer zu reden — wie alte Kalender daliegen, weil sie sich lediglich an das Flüchtig-Vergängliche der Zeiterscheinungen gehalten haben. Es handelt sich natürlich um das Bleibende im Vergänglichen, um das epochemachende Neue in der Unzahl moderner Ideen, und dieses epochemachende Neue sieht Schack vor allem in den Resultaten der modernen Naturwissenschaft, die man mit einem Worte als Darwinismus zu bezeichnen pflegt. Die Idee der Evolution und fortschreitenden Perfection gestattet ja in der That auch in der Poesie die interessantesten Gesichtspunkte, und die Schack'sche Poesie ist ganz und gar von ihr durchdrungen. Sogar eine Versöhnung des philosophischen und poetischen Optimismus und Pessimismus sieht Schack durch diese Idee ermöglicht, und er bringt dieselbe dichterisch zum Ausdruck. Denn während ein Blick auf die Vergangenheit der Weltentwickelung den Pessimismus als nicht unberechtigt erscheinen läßt, erscheint in Betracht der fortschreitenden Vervollkommnung der weltlichen Dinge und Lebewesen der Optimismus als die berechtigte Weltanschauung der Zukunft. Natürlich wird es jetzt und weiterhin Leute genug geben, welche die Berechtigung der darwinistischen Weltansicht anzweifeln, und diese würden dann am Ende auch die Schack'sche Poesie ablehnen. Bei Lichte besehen aber läßt sich schließlich jede Weltanschauung anzweifeln, und außerdem ist der Dichter kein philosophischer Docent, der unanfechtbare Wahrheiten zu bieten hätte. Vielmehr ist die vor allem erforderliche Hauptsache, daß er überhaupt eine bestimmte Weltanschauung habe, auf Grund derselben überall in die Tiefe strebe und — um einen in letzter Zeit oft mishandelten spinozistischen Ausdruck zu gebrauchen — die Dinge in jedem Augenblicke sub specie aeternitatis sehe. Denn so allein wird seiner Poesie der tiefere Gehalt verbürgt, und es ist schließlich einerlei, welche der cursirenden Weltanschauungen die Basis seiner eigenen abgibt. Natürlich ist es nicht möglich, daß das geistige Fluidum darwinistischer Ideen bei Schack in allen Dichtgattungen und Gedichten gleichmäßig zu Tage tritt. In den Dramen ist dazu fast gar keine und auch in manchen andern Gedichten nur geringe Gelegenheit gegeben. Dafür feiert diese Weltanschauung aber namentlich in den „Nächten des Orients" einen so vollständigen Triumph, daß wir über Schack's innerste Meinung nicht zweifelhaft sein können, und die genannte Dichtung wird aus diesem Grunde von vielen nicht mit Unrecht als sein Hauptwerk angesehen. Wer aber überhaupt als Dichter eine bestimmte Weltanschauung vertritt, der wird selbst da, wo dieselbe nicht unmittelbar hervorzutreten vermag, nie blos an der Oberfläche kleben, es wird ihm nirgends an der Höhe und Weite des geistigen Blicks und an der Tiefe des Gefühls für das Individuelle wie für das, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist", fehlen, und gerade dieser bei Schack sich findende Universalismus der geistigen Gesichtspunkte, die unbedingte Ehrlichkeit der Empfindung und nie zu verkennende mächtige Ergriffenheit der Seele verfehlen auf empfängliche Gemüther nirgends ihres imponirenden und hinreißenden Eindrucks. Man merkt überall durch, daß eine ganze und volle Persönlichkeit hinter allen seinen Schöpfungen steht, und selten sind Persönlichkeit, Leben

und Dichtung bei einem Dichter so vollkommen eins gewesen wie gerade bei ihm.

Man dürfte schwerlich geneigt sein, uns die Beantwortung einer Frage zu erlassen, von deren Bejahung nach hergebrachter Ansicht in erster Linie die durchschlagende und dauernde Bedeutung eines Künstlers oder eines Dichters abhängt, nämlich die Beantwortung der Frage, inwieweit denn nun Schack eigentlich ein origineller Dichter sei, ob er also einen nicht schon von andern ausgefüllten Platz einnehme. Er selbst hat sich über die Frage der Originalität bereits in dem Buche über seine Galerie ausgesprochen: er ist der Ansicht, daß mit diesem Worte und der Frage danach ein großer Misbrauch getrieben werde. „Ich gehe nicht so weit", sagt er, „der Behauptung beizupflichten, die ich irgendwo gelesen: Originalität sei eine Eigenschaft, die immer nur untergeordneten Talenten zugeschrieben werden könne. Aber gewiß ist, daß die Originalität gerade der größten Maler, eines Tizian, eines Rafael, nur in der hohen Vortrefflichkeit ihrer Leistungen besteht. Beide Genannte lehnen sich an ältere Maler an . . . und selbst in ihren spätesten Gemälden verleugnen sie nicht die Schulen, aus welchen sie hervorgegangen.... Eher möchte man versucht sein, Michel Angelo wegen seiner Originalität zu rühmen; doch weiß man, wie viel auch er von frühern Meistern beeinflußt worden ist. . . . Mit Recht originell heißen dagegen Höllenbreughel, Callot und andere Künstler, welche, von dem Streben nach dem Neuen, Seltsamen und Bizarren ausgehend, jedes Vorbild verschmähen und eine einseitige Richtung, oft in caricaturartiger Weise verfolgen." Diese Auseinandersetzung, die selbstverständlich sich auch auf das Gebiet der Poesie übertragen läßt, enthält unzweifelhaft viel Richtiges, und man wird sagen können, daß es, wenn man das Wort Originalität in diesem Sinne faßt, eigentlich leicht sei, originell zu sein, sofern sich bei einigem Nachdenken ganz wohl etwas noch nie Dagewesenes aussinnen und hinstellen lasse, daß aber eine derartige Originalität eigentlich nur den ersten Anfang und die schließliche Entartung einer Kunstperiode charakterisire, während sie auf dem Höhepunkte derselben durch das für classische Leistungen unentbehrliche abgeklärte Maß ausgeschlossen sei. Diese Anschauungen scheinen uns im wesentlichen durchaus richtig. Nichtsdestoweniger aber wird man auf der andern Seite immerhin verlangen dürfen, daß ein Dichter, wie viel er auch von andern Meistern gelernt haben möge, doch auch ein eigenartiges Etwas aufzuweisen habe, wodurch er sich von andern unterscheidet und seine Daseinsberechtigung darthut, und es würde sich fragen, inwieweit dies bei dem Dichter Schack der Fall sei. Um es mit kurzen Worten auszusprechen, so scheint es uns keineswegs zweifelhaft, daß ihm in dem eben angegebenen Sinne Originalität zuzuschreiben ist. Der Beweis dafür liegt theilweise schon eingeschlossen in dem, was oben über seine Weltanschauung gesagt worden. Diese allermodernste Weltanschauung ward noch von keinem andern Dichter in so ausgedehnter und durchgreifender Weise für die Poesie verwerthet wie von Schack, und schon hiermit ist seine Besonderheit im Vergleich mit andern Poeten dargethan. Man könnte ferner hinzufügen, daß auch alle die vielen Dichtungen oder Theile von Dichtungen, in denen er die Eindrücke seiner Weltreisen der Poesie dienstbar macht, sich in dieser Art bei keinem andern Dichter finden, da kaum einer fast alle Theile des Erdballs in so umfassender Weise kennen gelernt hat. Aber auch bei den Gedichten, wo die Originalität sozusagen nicht mit Händen zu greifen ist, sondern wo Schack längst nicht mehr neue, aber ewig bleibende Stoffe besungen, würde es doch sehr schwer sein, jedesmal auf bestimmte Muster hinzuweisen, in deren Fußstapfen er wandelte. Schack kennt wie wenige die Muster der gesammten Weltliteratur, und es versteht sich, daß er sie hat auf sich wirken lassen, aber nicht von einem könnte man sagen, daß es ihn vollkommen in seine Kreise gebannt hätte; die von einem Dichter zu fordernde Selbständigkeit hat er in keinem Falle aufgeopfert. Diese Selbständigkeit oder Originalität braucht aber, um es einmal rund herauszusagen, gar nicht immer derartig zu sein, daß man sie mit Händen greifen kann. Sie ist am besten zu vergleichen mit der Blume eines edeln Weins, die wol geschmeckt und empfunden, aber nicht mit Worten definirt werden kann. Sie ist der feinste Hauch der innersten Persönlichkeit, die Blüte der Individualität, die auch die unbedeutendste Aeußerung eines wirklichen Dichters noch durchdringen wird, aber als solche doch zu den Imponderabilien gehört und von empfänglichen Seelen wohl erfaßt und gewürdigt, massiven Sinnen dagegen keineswegs greifbar auf dem Präsentirteller vorgesetzt werden kann. Diese feinste Blüte der Persönlichkeit aber wird der gebildete Sinn bei Schack nirgends vermissen, und wer sich einigermaßen mit seiner Weise vertraut gemacht hat, der müßte auch bei den allereinfachsten Gedichten, selbst dann, wenn kein Name darunter stände, ganz wohl im Stande sein, dieselben als Schack's Eigenthum zu erkennen, und würde kaum in die Lage kommen, sie mit den Producten anderer Dichter zu verwechseln.

Es ließen sich diese Betrachtungen noch weiter fortspinnen und manche ähnliche daran knüpfen. Wir wollen uns aber begnügen, mit einer letzten zu schließen. Schack's Werke bilden ein abgeschlossenes, ziemlich umfassendes Ganzes und sind das Resultat eines vollen, ganz und gar der Poesie gewidmeten Menschenlebens. Auch von den gleichzeitig erschienenen Gesammtwerken Geibel's läßt sich sagen, daß sie das Ergebniß eines durchaus von der Literatur und nur von ihr erfüllten Poetendaseins sind, und bezüglich Geibel's ist fast in allen Nekrologen noch besonders hervorgehoben worden, daß er gut daran gethan habe, Poet und nur dieses zu sein und zu bleiben und sich keinem anderweiten Berufe außerdem zu widmen. Wie nun aber, wenn der vermögenslose Geibel nicht von vornherein durch den Jahrgehalt des Königs von Preußen selbständig gemacht worden wäre, wenn Schack nicht in seinem

großen Vermögen die vollständigste Gewähr der Unabhängigkeit gehabt hätte? Wenn Geibel etwa statt vier Wochen — länger hielt er es nicht aus — am lübecker Gymnasium thätig zu sein (Rückert ging in ähnlichem Falle bekanntlich schon nach der ersten vorläufigen Conferenz, ohne eine Stunde gehalten zu haben, von dannen), ein ganzes langes Leben hindurch sich mit Stundengeben hätte abmühen müssen, oder wenn Schack vielleicht bis ins Alter hinein einen hohen juristischen Posten ausgefüllt hätte? Glaubt man wirklich, daß beide auch dann noch mit so umfassenden Sammlungen dichterischer Gaben im Alter hätten vor das Publikum treten können? Ganz gewiß nicht. Denn wenn Platen gesagt hat, es sei nicht vereinbar, morgens mit Acten ins Gericht und abends auf den Helikon zu gehen, so bleibt das für immerdar richtig, und es gilt zugleich auch von allen andern Berufsarten. Es findet hier das bekannte Wort Anwendung: Niemand kann zween Herren dienen; die Poesie fordert wie alles Große einen ganzen Mann und ein ganzes Leben, und wer ihr, von der Nothdurft des Daseins gezwungen, nur kärgliche Mußestunden zu widmen hat, der muß nothwendig verkümmern, und verfügte er über das größte Talent. Denn das darf wol als ausgemacht gelten, daß — in Deutschland wenigstens — der eigentliche Dichter, d. h. der Epiker, Lyriker und Tragiker vom Ertrage seiner dichterischen Arbeit zu leben nach wie vor außer Stande ist. Und warum wir das hier zur Sprache bringen? Damit die guten Deutschen, wenn sie auch in Zukunft noch respectable Poeten haben wollen, entweder den Himmel bitten, daß er große Talente immer nur auch mit einem großen Geldsack geboren werden läßt, oder damit sie sich entschließen, für die nicht mit Reichthum geborenen Dichter selbst etwas mehr als bisher zu thun. Das letztere wäre in der That würdiger, als jedesmal beim Todesfalle eines Poeten den albernen Ruf laut werden zu lassen: Das war nun der letzte der Großen! Wer sich auf circa dreißig Jahre zurückbesinnen kann, der wird wissen, wie oft er dieses Wort vernommen hat. Und dann kommt immer noch wieder ein „letzter", und doch kann der „letzte" von Rechts wegen nur einer sein. In der That ist diese Redensart vom „letzten" höchst lächerlich. Die Poesie stirbt nicht aus, und immer wieder werden neue Talente auftauchen. Damit diese aber etwas leisten können, müssen sie die Hände frei haben und in Positionen gelangen, die, wenn es auch nicht Sinecuren sind, doch wenigstens nicht alle Zeit, Kraft und Stimmung rauben. Wie es damit aber in Deutschland steht, dafür sei folgendes noch unbekannte Beispiel angeführt: Vor einigen Jahren suchte die „Gartenlaube" für einen Poeten, der früher vielfach mit Lob genannt, jetzt aber schon wieder so gut wie verschollen ist, eine Stellung, die dessen Gesundheit weniger bedrohte als die bisher von ihm bekleidete und ihm ausgiebigere Muße zu dichterischem Schaffen ließe. Und was war das Resultat dieses Ausschreibens in einem Weltblatt, dessen Leser nach Hunderttausenden zählen? Es ist barock zu sagen: nicht einmal eine einzige Erkundigung lief ein, und nur der Director der Heilanstalt zu Görbersdorf erklärte sich bereit, den Betreffenden, falls er etwa die Schwindsucht habe, gratis in Cur zu nehmen.

Erwin Mansbach.

Revue philosophischer Schriften.

1. Geschichte der Psychologie. Von Hermann Siebeck. Erster Theil. Erste Abtheilung: Die Psychologie vor Aristoteles. Zweite Abtheilung: Die Psychologie von Aristoteles bis zu Thomas von Aquino. Gotha, F. A. Perthes. 1880—84. Gr. 8. 17 M.

Wenngleich mehrere höchst Kundige, die das Gras wachsen hören, behaupten, es bewiesen die exacten Forschungen von Sen und Kofer, Wig und Ecke, daß es keine centrale Seele gibt, so deuten andere, nicht minder Kundige, die freilich nicht das Gras wachsen hören, die exacten Forschungen von diesen Physiologen in der Art, daß der Glaube an das Bestehen einer centralen Seele Nahrung gewinnt und gerechtfertigt erscheint. Wir tragen ein gewisses Etwas in uns; man nennt dasselbe Vernunft, auch Logos. Und mit Hülfe dieses eigentlich uns gar nicht genauer bekannten Etwas sind wir vermögend, von der Erscheinung auf die Ursache zu schließen und von dem Bewegten auf das Bewegende. Dergleichen geschieht aber nicht erst seit gestern, seit den Experimenten des berühmten Professors von Grootsnut, sondern bereits seit langen Reihen von Jahrtausenden; wahrscheinlich geschah es bereits längst vor der sogenannten geschichtlichen Zeit. Die Seele, das Bewegende in allen Organismen, ist also kein aus der Luft gegriffenes Phantasiestück, sondern ein Ergebniß unserer ganz naturgemäßen Logik.

Weil es zu allen Zeiten Menschen gab, die intensiver und correcter dachten als ihre Mitmenschen, weniger sich durch einzelne Thatsachen beeinflussen ließen und niemals das große Ganze aus dem Auge verloren, darum sehen wir in allen Perioden der Entwickelung des Geistes die Gedanken der Erleuchteten auf die letzten Ursachen der Erscheinungen sich lenken. Und weil die letzte Ursache der Welt jenes unbekannte große Wesen ist, welches man die Gottheit nennt, und weil die letzte Ursache im Organismus jenes unbekannte Etwas ist, welches man die Seele nennt, darum sind Gott und Seele zu allen Zeiten die End- und Zielpunkte aller Erkenntniß. Es ist hierbei ganz gleichgültig, ob die Seele materiell aufgefaßt oder immateriell gedacht wird: jede philosophische Betrachtung der Welt im Kleinen, also des Organismus, führt auf die

Seele zurück, also auf das Bewegende, welches den Organismus gestaltet, regiert und erhält. Und diejenigen, welche eine centrale Seele leugnen, lassen das Bewegende in jeder Zelle wohnen und denken sich die Seele als Summe von Zellenseelen. Kurzum es wird keiner fertig ohne das gewisse Etwas, welches unserer sinnlichen Wahrnehmung nicht zugänglich, sondern dessen Dasein nur vermittels vernünftiger Schlußfolgerung zu erkennen ist.

Die Lehre von der Seele wurde in dem Augenblick geboren, als der Schluß auf das Sein einer Seele zum ersten mal gezogen wurde. Weil nun seither die Menschen, wenn auch nicht in ihrem innern Wesen, doch in ihrer quantitativen Entwickelung Wandlungen erfuhren, erfuhr auch die Seelenlehre Wandlungen, vervollkommnete sich oder ging zu frühern Stadien ihrer Ausbildung zurück. Diese Schwankungen und Metamorphosen kennen zu lernen, ist für jeden Aufgeklärten im höchsten Grade interessant, besonders aber für den Denker und Forscher von außerordentlicher Bedeutung.

Ueber die Geschichte der Psychologie sind mehrere Bücher geschrieben worden. Man kann die Zahl derselben keineswegs eine große nennen; es ist nicht jedermanns Sache, ein Feld zu bauen, auf welchem auch die vorzüglichste Pflege Früchte materiellen Gewinns und großen Tagesruhms nicht zeitigt. Die Mehrzahl der heutigen Schriftsteller ist von Lebensnoth getrieben oder von dem Drange beseelt, möglichst bald und möglichst leicht berühmt zu werden. Geschichtliche Studien über die Seelenlehre sind zeitraubend, nicht in der Mode, haben keinen „durchschlagenden" Erfolg, d. h. streuen dem großen Haufen nicht Sand in die Augen, sondern nehmen den anderweitig in die Augen gestreuten Sand hinweg. Dies aber liebt und wünscht der große Haufe der Bildungs- und Einbildungsmenschen nicht; deshalb erklären sie dem betreffenden Gelehrten in irgendeiner Weise Krieg und verfolgen denselben, weil er nicht die ephemeren Dogmen der glänzenden Schmetterlinge des Tags, an welche das Volk wie an ein Evangelium glaubt, verherrlichen kann. Darum gibt es so wenig Gelehrte, die der Geschichte der Seelenlehre ihre Dienste weihen.

Um so mehr wird es Pflicht einer parteilosen und gerechten Kritik, diese wenigen Muthigen anerkennend hervorzuheben und auf die Arbeiten derselben die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken. Seit Friedrich August Carus, der ein classisches Werk lieferte („Geschichte der Psychologie", Leipzig 1808), worin die Seelenlehre aller gesitteten Völker geschichtlich betrachtet, freilich die der Indier und anderer Orientalen nur im Vorübergehen behandelt wird, ist kaum ein Werk erschienen, welches ausschließlich die Geschichte der Seelenlehre zum Gegenstand genommen hätte. Vortreffliche Arbeiten über Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Cultur erblickten das Licht; aber der Geschichte der Psychologie als solcher wandte kein Hauptwerk sich zu. Um so mehr macht es uns Freude, ein Werk zu begrüßen wie dasjenige von Siebeck, welches die längst und tief empfundene Lücke ausfüllt.

Allerdings faßt Siebeck nur die Geschichte der abendländischen Seelenlehre ins Auge, um die der morgenländischen den betreffenden Fachmännern zu überlassen. Trotz dieses bedauerlichen Mangels ist das Werk so meisterhaft angelegt und ausgeführt, daß von Tadel nicht die Rede sein kann, sondern dem Autor das größte Lob gebührt. Umfassende Gelehrsamkeit vereinigt sich da mit Klarheit der Aufgaben, Ziele und Gedanken, mit naturgemäßer Auffassung der Einzelheiten und des Ganzen, mit richtigem Verständniß der Entwickelung des Menschen, der Cultur und der Wissenschaft. Der eine und der andere Punkt hätte durch genaue Bekanntschaft mit der indischen Weltweisheit und Seelenlehre vielleicht andere Fassung bekommen; doch diese Momente haben hier blos untergeordnete Bedeutung und beeinflußen das Ganze nicht. Siebeck sagt:

Die griechische Speculation, die mit der altindischen jedenfalls erst verhältnißmäßig sehr spät in Wechselwirkung getreten ist und dann vielleicht dieser mehr gegeben, als ihrerseits von ihr empfangen hat, theilt in ihren ersten Anfängen, ohne von ihr in nennenswerther Weise beeinflußt zu sein, mit ihr die Tendenz, über die unvermittelte Zweiseitigkeit des menschlichen Wesens hinaus zu kommen, und zwar durch Aufhebung derselben in einen gemeinschaftlichen Grund; sie unterscheidet sich von ihr besonders durch die mindere Betonung, die sie von Haus aus dem Seelischen neben dem Princip der Naturentwickelung zutheil werden läßt. Dieses energische Streben nach einer einheitlichen Weltanschauung auch in Bezug auf den menschlichen Organismus liegt jedoch, wie sehr man darin auch einen Beleg für die Verwandtschaft des griechischen Geistes mit dem ältern indogermanischen zu sehen berechtigt ist, in dem ältesten griechischen Volksbewußtsein, wie es in den homerischen Gedichten zu Tage tritt, viel weniger ausgesprochen als bei den Indern.

Und weiter:

Die Eigenthümlichkeit, in welcher der homerische Dualismus das Verhältniß von Leib und Seele gestaltet, liegt ... weit ab von der indisch-orientalischen Vorstellungsweise desselben. Sie entspricht in ihrer Art durchaus der Weltanschauung des ionischen Geistes, der das Leben leicht nimmt und in dessen Blüte und Fülle den ganzen Zweck des Daseins hineinverlegt, ohne von dem Tode viel mehr Notiz zu nehmen als die, daß er eben eine unentrinnbare Thatsache sei, welche man wohl oder übel hinzunehmen habe.

Und endlich:

Der Entwickelungsgang nun, den im Verlauf der Philosophie des Alterthums das psychologische Denken selbst nimmt, unterliegt bis zu seinem Höhepunkt einer Eintheilung in drei Perioden, die sich im allgemeinen durch Folgendes charakterisiren. Zuerst liegen in dem monistischen Gedanken des belebten Stoffs noch alle Probleme des Verhältnisses von Leib und Seele (Natur und Geist) ununterschieden beschlossen und sozusagen im Schlummer. Von da an entwickelt sich zweitens stufenweise ein ausgeprägter Dualismus, der in Plato seinen Höhepunkt erreicht; worauf drittens bei Aristoteles nun mit Bewußtsein und unter voller Beachtung aller unterdessen an das Licht getretenen Probleme der (freilich vergebliche) Versuch gemacht wird, es mit der Einheitlichkeit des leiblich-geistigen Organismus am Menschen wieder strenger zu nehmen.

Hierzu erlaube ich mir einige Bemerkungen. Es sprechen viele Gründe dafür, daß Griechenland entweder von Indien aus bevölkert wurde oder durch Einwanderer aus Indien seine Gesittung erhielt. Für diesen letztern Fall wurden die Ureinwohner von den Eingewanderten sozusagen aufgesaugt. Der Anstoß zur Psychologie in Griechenland kam also aus Indien, und die Seelenlehre entwickelte sich denn weiter bei den Griechen nach Maßgabe der Verhältnisse, die durch Besonderheiten des Klimas und der Rasse, der geographischen Lage des Landes und andere Momente bedingt waren. In spätern Zeiten der Cultur kamen unmittelbare Berührungen vor zwischen Griechenland und Indien; dieselben zeigten sich jedoch von geringem Einfluß, weil die Griechen durch Klima und geographische Lage ihrer Heimat so typisch bereits entwickelt, so fest gestaltet waren und eines so selbständigen geistigen Lebens sich erfreuten, daß fremde Einflüsse im allgemeinen wenig Wirkung haben konnten. Trotz dessen dürfte doch niemand im Stande sein, den indischen Ursprung der griechischen Seelenlehre zu leugnen.

Ob griechischer Einfluß in der Seelenlehre Indiens sich nachweisen lasse, möchte ich bezweifeln; denn die Indier waren in ihren wissenschaftlichen und religiösen Angelegenheiten ungemein selbständig und verfügten über solche Schätze von Weisheit, daß selbst die Philosophie der Hellenen in diesem Falle wirkungslos blieb. Die Seelenlehre, obgleich indischen Ursprungs, mußte in Griechenland anders sich entwickeln als in dem eigentlichen Vaterlande der Philosophie, in Indien.

Der Inhalt des Siebeck'schen Werks besteht aus drei Theilen, von denen der erste complet vorliegt. Derselbe ist mit Inhaltsverzeichniß und ausführlichen Registern der Autoren und Schulen, der Sachen und der griechischen Bezeichnungen versehen und bringt die Materien in folgender Ordnung: Erste Periode: „Von den Anfängen des psychologischen Denkens bis zur Begründung der Psychologie als philosophischer Disciplin durch Sokrates und Platon." (Die Anfänge der Psychologie vor Sokrates und der Sophistik. Die Begründung der Psychologie als philosophischer Disciplin durch Sokrates und Platon im Sinne des Dualismus.) Zweite Periode: „Der Ausbau der Psychologie als philosophischer Wissenschaft unter der Vorherrschaft des Aristotelismus." (Die Psychologie des Aristoteles. Die monistisch-naturalistische Psychologie des spätern Alterthums nach Aristoteles. Die spiritualistische Reaction gegen den Naturalismus. Die Psychologie des Alterthums unter der Einwirkung des christlichen Denkens.)

Dies die Hauptabschnitte eines Werks, welches die philosophische Anthropologie mit der physiologischen Psychologie durch das Band der Analyse der Geschichte verbindet und den Weg weist, auf welchem eine wahre und gesammte Seelenlehre nur allein zu ihrer gedeihlichen Entwickelung gelangen, zum Nutzen für die Anwendung werden kann. Ich behalte mir vor, nach Erscheinen des zweiten und dritten Theils auf das Werk zurückzukommen. Inzwischen verfehle ich nicht, das Studium dieses ersten Theils allen Gelehrten und höher Gebildeten anzurathen, die in irgendeiner Art Interesse nehmen an den Fragen der Seelenlehre und der Geschichte des menschlichen Geistes.

2. Das Problem des Uebels und die Theodicee. Von Engelbert Lorenz Fischer. Mainz, Kirchheim. 1883. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Wir sind, ohne es zu wollen, als bewußte kleine Welten, als Individuen, in die große Welt gekommen. Uns selbst kaum bruchstückweise kennend, befinden wir uns vom ersten Augenblick unsers Daseins bis zum letzten in ununterbrochenem Wechselverkehr mit der Außenwelt, die wir gleichfalls kaum bruchstückweise kennen. Die äußere Welt begünstigt unser Gedeihen, und sie sucht zugleich unser Leben zu vernichten. Wir haben demgemäß Freude und Schmerz. Wir wollen den Zustand des Vergnügens erhalten und kämpfen wider den Schmerz, gegen das Uebel. Die Einflüsse also, die, ohne es zu wollen, unserm Dasein feindlich gegenüberstehen, werden für uns zum Uebel. Nun sagen wir auf Grund der Weltanschauung der Selbstsucht, es gibt in der Welt ein Uebel. Ueber diese Frage spricht sich der Verfasser des obenstehenden Werks aus:

> Das Wesen und der Ursprung des Uebels in der Welt sowie dessen Vereinbarung mit der Existenz einer allweisen und allgütigen Vorsehung ist unstreitig eins der tiefsten Probleme für den denkenden Geist. Schon seit der ältesten Zeit bis herab auf die Gegenwart haben deshalb die bedeutendsten Geister sich daran gemacht, sein geheimnißvolles Dunkel zu lichten.

Aber sie haben dasselbe nicht gelichtet und konnten es nicht erhellen, weil sie das Uebel naturwidrig auffaßten und weil niemand im Stande ist, zur Erkenntniß des Wesens der Gottheit zu gelangen. Jeder Versuch, den Zusammenhang Gottes und des Uebels zu erforschen, ist also fruchtlos. Weiterhin bemerkt Fischer:

> Durch das Auftreten des . . . modernen Pessimismus nun ist es daher nöthig geworden, die Frage von neuem zu untersuchen. Diese Nothwendigkeit ist um so gebieterischer, als einerseits der Pessimismus in der Gegenwart immer weitere Ausdehnung annimmt und andererseits seine Folgen viel weittragender und zerstörender sind als seine Analoga in der Vorzeit. Ist auch der Kern des Problems jetzt wie einst derselbe, so ist doch der Zielpunkt heutzutage durchaus verschieden . . . der moderne Pessimismus . . . argumentirt vom Dasein des überwiegenden Elends in der Welt gegen das Dasein Gottes.

Den Pessimismus müssen wir vorurtheilsfrei prüfen. Hierbei fallen neun Zehntheile desselben sofort in das Wasser, nur das letzte Zehntheil wird auf seine natürlichen Quellen zurückgeleitet und dadurch in seinen schädlichen Wirkungen auf das persönliche und gesellschaftliche Dasein gehemmt. Wir werden den Pessimisten wol vorhalten können, daß wir am rothen Faden unserer natürlichen Logik zur Gottheit gelangen; aber den Pessimismus selbst beseitigen wir weder damit, noch durch Forschungen über das Verhältniß Gottes zum Uebel, sondern blos durch Verbesserung des gesellschaftlichen Systems, welche sofort Verbesserung aller Lebensverhältnisse, Tilgung von Krank-

heit und Gebrechen wie endlich Wiederherstellung der leiblichen und seelischen Gesundheit zur Folge hat. Hiermit brechen die Grundsäulen des Egoismus zusammen und dieser Ismus selbst fährt zur Hölle. Elend ohne Ende kommt in der Natur nicht vor, sondern ist Erscheinung einer kranken Civilisation. In der ganzen Natur steht neben dem Schmerz das Vergnügen; in kranken Civilisationen herrscht bei den Ausgebeuteten und Getretenen das Uebel, die Unlust, der Schmerz. Und Elend ohne Grenzen und Ekel über diesen Jammer gibt dem Pessimismus das Dasein.

Bei der Auffassung der Welt werden wir jederzeit von unsern dauernden persönlichen und gesellschaftlichen, physischen und moralischen Zuständen geleitet. Wenn der Mensch dauernd von leiblichem und seelischem Katzenjammer befallen ist, kommt ihm die Welt herzlich schlecht vor; er sieht und hört nur Uebel, weiß nur von Schatten und erklärt der letzten Ursache alles Seins den Krieg. Dadurch, daß wir Beziehungen zwischen Gott und dem Uebel aussinnen, verwandeln wir den krankhaften Zustand nicht in den gesunden, heben somit weder das Uebel auf noch den Pessimismus. Was das Uebel und alles darum und daran Hängende beseitigt, ist Gesundheitspflege von Leib und Seele, Gesellschaft und Sitte und Ausübung der Religion der selbstlosen Liebe.

Fischer behandelt seinen Gegenstand in fünf Hauptstücken: „Begriff und Arten des Pessimismus"; „Der Zweck der Welt"; „Das Wesen des Uebels" (Substantialismus, Negativismus, Subjectivismus, Accidentialismus); „Der Ursprung des Uebels"; „Gott und das Uebel, Theodicee" (Gott in Beziehung zum moralischen Uebel, Gott in Beziehung zu den physischen Uebeln). Betrachten wir kurz einige Ergebnisse, zu denen Fischer gelangt:

> Unserer bisherigen Erörterung gemäß ist der Wille zwar die nächste und wirkende Ursache des Bösen und seine Freiheit die conditio sine qua non desselben, aber die erste Wurzel des Bösen liegt tiefer; sie liegt im Gefühl und weiter vor im Intellect. Denn würde sich der Intellect niemals Illusionen hingeben, d. h. Scheingüter als wahre vorstellen, und würden demgemäß nie Gefühle geweckt, welche der Sittlichkeit widersprechen, dann würde nie der Wille zum Bösen geneigt, sondern er würde stets nach dem sittlichen Gefühl sich bestimmen und deshalb immer gut handeln.

Was nun Fischer weiter sagt, führe ich nicht an, weil ich, obgleich die Unsterblichkeit der Seele nicht leugnend, doch noch nicht Gelegenheit hatte, mit den Seligen im Jenseits zu verkehren, daher deren Gefühle zu beurtheilen völlig außer Stande bin. Weiterhin heißt es bei Fischer:

> Wenn nun aber die letzten oder vielmehr die ersten Wurzeln des Bösen in den falschen Vorspiegelungen des Intellects sowie in den dadurch erzeugten Freudegefühlen liegen, hört dann nicht die Schuld und die Verantwortlichkeit des Menschen auf? Keineswegs; denn immer bleibt der freie Wille die nächste Ursache des Bösen. Er hätte sich ja . . . auch trotz der Beweggründe der Lust für das Gute entscheiden können. Ferner kann auch der Mensch den Vorstellungslauf des Intellects und damit seine Gefühle beherrschen. Sobald er nämlich den Widerspruch derselben mit dem sittlichen Gefühl wahrnimmt, kann er die verursachende Vorstellung des Scheingutes und mit derselben das Gefühl des Wohlgefallens daran dadurch unterdrücken, daß er seinen Gedanken eine andere Richtung gibt. Endlich steht es auch in seiner Gewalt, das Gefühl für die Sittlichkeit und die Pflicht in sich mehr und mehr zu pflegen oder auch abzustumpfen.

Wie der Verfasser über das Verhältniß Gottes zum Bösen sich ausspricht, erinnert an Märchen der Ammen und Kindermuhmen.

Ich begreife gar nicht, welche Vorstellungen dieser Gelehrte sich vom Menschen macht. Zunächst gibt es keinen Menschen in abstracto, sondern nur Personen in concreto. Und das Individuum in concreto gestaltet sich nicht selbst, sondern wird gestaltet von Momenten, über welche zu verfügen ihm gar nicht zusteht. Ich bezweifle keinen Augenblick, daß der gesunde, wohlhabende, nach allen Regeln der Hygieine und Moral lebende, gebildete, naturgemäß und vernünftig erzogene Mensch ein gewisses Maß von Freiheit des Willens habe und seinen Gedanken, wenn dieselben nach dem Bösen zielen, eine andere Richtung geben könne; allein die wenigsten Menschen erfreuen sich, besonders in der Heimat des Massenelends, wirklicher Gesundheit, Wohlstandes, guter Erziehung, die wenigsten sind wirthschaftlich, geistig und sittlich in der Verfassung, ihr ganzes Dasein nach den Normen der Hygieine des Leibes und der Seele einzurichten; demnach können in verdorbenen Civilisationen, wo Hunger, Noth und Gebrechlichkeit, Habsucht, Ueppigkeit und alle bösen Leidenschaften durch die Verhältnisse des Staats- und Gesellschaftslebens gesteigert werden, die allerwenigsten Menschen dem Uebel, dem Bösen entrinnen, sondern müssen demselben nothwendig verfallen. Und daher kommt es auch, daß in solchen Gegenden die meisten Menschen entweder aus Noth oder aus Uebermuth Böses thun, daß sie aus Erschlaffung durch Elend oder durch Genuß das Gute zu thun verabsäumen.

Trotz dieses Jammers sehen wir die Erscheinung des Fortschritts, der Vervollkommnung. Wenn die Entwickelung der Welt nach einem Plan der großen Urkraft vor sich geht, so werden die Quellen des Uebels, welche dem Irrthum und der Krankheit im System des gesellschaftlichen Zusammenlebens ihren Ursprung verdanken, in dem Maße versiegen, als sie von energischen, persönlich auskrystallisirten Individuen erkannt und verstopft werden. Das Uebel, das Böse innerhalb des Menschendaseins hängt in seinem Umfang und in seiner Schwere nicht von dem Willen des Einzelnen, sondern von der Form des Zusammenlebens, vom System der Gesellschaft und von der hierdurch bedingten Thatsache des Wohlseins ab, dessen das Individuum sich erfreut. Erziehung, Gesundheitspflege und Religion, die Ueberwinder alles Bösen, können nur innerhalb eines naturgemäßen socialen Systems wirksam werden. Die Fähigkeit der Zurechnung und Verantwortung für das böse Denken, Wollen und Handeln steigt und fällt mit der Besonderheit der gesellschaftlichen Zustände und der hierdurch bedingten Gesundheit von Leib und Seele oder Krankheit von Leib und Seele bei den Individuen.

Eduard Reich.

Deutsche Sprachstudien.

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustav Andresen. Dritte vermehrte Auflage. Heilbronn, Henninger. 1883. Gr. 8. 5 M.

Das kurze Vorwort zu der vorliegenden dritten Auflage lautet vollständig folgendermaßen:

Nachdem mir von vielen Seiten, ja in fast allen öffentlich bekannt gewordenen Beurtheilungen zu erkennen gegeben war, daß der in den beiden vorhergehenden Auflagen dieses Buchs vorliegende Mangel äußerer Abschnitte, Kapitelabtheilungen u. dgl. den Gebrauch im allgemeinen erschwere, habe ich mich entschlossen, für die neue Auflage das ausgesprochene Bedürfniß insoweit zu befriedigen, als die einzelnen Hauptabschnitte der Untersuchungen durch Ueberschriften bezeichnet worden sind. Ich wünsche und hoffe, daß die neue Einrichtung dem Leser ebenso viel Erleichterung und Nutzen bringen werde, als sie mir, da ich zu mannichfachen Veränderungen und Umgestaltungen der Form genöthigt war, Mühe und Unbequemlichkeit verursacht hat.

Wenn die öffentlichen Beurtheilungen mit seltener Uebereinstimmung dem Buch in seiner ursprünglichen Gestalt den Mangel an übersichtlicher, wohlgeordneter, plan- und lichtvoller Darstellung vorgeworfen haben, so war damit ein Grundübelstand bezeichnet, der sich nicht durch die nachträgliche Einschiebung von äußern Abschnitten, Kapitelüberschriften und ähnlichem *) beseitigen läßt. Der Verfasser hätte wissen und beherzigen müssen, daß es, wenn man bei der Aufführung eines Baues versäumt hat, von vornherein für das nöthige Licht zu sorgen, vergebliche Mühe ist, dies nach Schildbürgerweise hinterher in Säcken hineintragen zu wollen. Der Verfasser beklagt sich über Mühe und Unbequemlichkeit, die ihm die neue Einrichtung verursacht hat, und er kann das mit vollem Recht um so mehr, als es vollständig verlorene Liebesmühe war, und als die neue Einrichtung durchaus nicht, wie er gewünscht und gehofft, dem Leser Erleichterung und Nutzen bringt. Um dies in der That zu erreichen, hätte er sich vielmehr entschließen müssen, den alten Bau vollständig einzureißen und nach wohlüberdachtem, das Ganze im Verhältniß zu allen einzelnen Theilen sorgfältig abwägenden Plan zu einem neuen lichtvollen Gebäude aufzuführen. Er hätte sich dazu um so eher entschließen können und sollen, als sein Buch in der bisherigen Gestalt — wenn man das Kind offen und unumwunden beim rechten Namen nennen will — die Bezeichnung eines Buchs eigentlich noch gar nicht verdient hat, so wenig wie man die vorläufig in nothdürftiger Ordnung übereinandergeschichteten Baustoffe, hier die Steine, dort das Holz, dort den Mörtel u. s. w., schon einen wirklichen Bau nennen darf. Wollte oder konnte der Verfasser einen wirklichen Bau nicht aufführen, so hätte er füglich seiner Arbeit einen bezeichnendern und bescheidenern Titel geben sollen, etwa Bausteine zu einem Werk über den Sprachgebrauch u. s. w.

*) Wer übrigens das Inhaltsverzeichniß der neuen Ausgabe mit dem der ersten Ausgabe vergleicht, wird sogar in dieser weit mehr Abtheilungen finden als in jener.

Wenn man nun seine Ansprüche so weit herabstimmt, wie es der eben vorgeschlagene Titel bezeichnet, so kann und muß man zugestehen, daß der Verfasser manchen brauchbaren Stoff zu dem Bau herbeigetragen hat, freilich mit der Einschränkung, daß das wenigste darunter neu ist oder ihm eigenthümlich angehört. Neu und ihm eigenthümlich sind namentlich manche treffende Belegstellen, durch welche Gesetze, Regeln und Beobachtungen, die sich schon bei seinen Vorgängern finden, eine willkommene Bestätigung erhalten. Nur schade, daß er den Werth der Belege durch die Art und Weise der Anführung verringert, indem er in sehr wichtigen Fällen die Controle nicht nur aufs äußerste erschwert, sondern oft geradezu fast unmöglich macht, was um so schwerer ins Gewicht fällt, als er nachweislich nicht immer zuverlässig und getreu ist. So findet sich z. B. gleich auf der ersten Seite das Nachstehende:

Ein verständiger Sprachforscher, M. Richey in Hamburg, schrieb vor reichlich 150 Jahren Folgendes, das auch heute noch zutrifft: „Es scheinet zwar, daß die bloße Menge der Irrenden den Mißbrauch schon unüberwindlich mache und als ein starker Strom die Wenigen, so es besser verstehen, wider ihren Willen mitzufahren zwinge; allein fürs erste rechtfertiget die Anzahl keinen Irrthum; fürs andere ist ein Jeder verbunden, den Verständigeren, obgleich Wenigeren zu folgen, und letzlich bin ich versichert, daß die gräuliche Menge sich um ein Großes vermindern und die Kraft eines Beweisthums verlieren würde, wenn nur Diejenigen den rechten Weg gehen wollten, die nicht nothwendig irren."

Schlägt man nun aber die Stelle in Weichmann's „Poesie der Niedersachsen", II, 5, nach, so findet man, daß die im Vorstehenden durch Sperrdruck hervorgehobenen Worte dort nicht so, wie hier angegeben, stehen; es heißt dort vielmehr statt „den Misbrauch" „diesen Misbrauch", und statt „letzlich" „letztlich". Beide Aenderungen mögen allerdings an und für sich nur wenig zu bedeuten haben; aber sie zeigen doch jedenfalls, daß man sich nicht unbedingt darauf verlassen kann, das von Andresen unter Anführungszeichen als die eigenen Worte eines Verfassers Angegebene sei auch wirklich ganz genau und getreu angeführt. Und dann drängt sich noch die Frage auf: aus welchem Grunde hat Andresen in der von Richey gebrauchten Form „letztlich" ein t unterdrücken zu müssen oder zu dürfen geglaubt? Andresen's Buch selbst gibt, wie das Register zeigt, über das Verhältniß beider Formen keinen Aufschluß; dagegen ist in meinem „Wörterbuch der deutschen Sprache", II, 117c, die Form letztlich aufgeführt und mit Belegen aus Gutzkow, Immermann, Kosegarten und Schwab versehen, und dann heißt es weiter: „und namentlich bei Aeltern letzlich", wozu ich Belege aus Leibniz, Opitz, Schweinichen und Stumpf gegeben habe, denen ich z. B. noch hätte hinzufügen können:

Wann man's Feur lang zum Hafen schürt,
So lauft er lezlich über —

in Johann Fischart's „Sämmtliche Dichtungen" von H. Kurz, III, 73, V. 6. Vgl. dagegen für die erstgenannte Form*) noch: „Der langgestreckte ... Rücken ... durch dessen schmalen Grat er [der Hausberg] letztlich nach Osten hin mit der rings das Thal umgeben[d]en Hochebene zusammenhängt." (A. Stahr's „Weimar und Jena". 2. Aufl., Berlin 1871, II, 11). „Daß er, er allein, einer Welt in Waffen sieben Jahre lang, ungebeugt und letztlich siegreich Trotz bot." (Derselbe, „Kleine Schriften zur Literatur und Kunst". Berlin 1872, II, 319).

Unter jeder Bedingung mußte Andresen die von ihm in Anführungszeichen eingeschlossenen Worte seines Gewährsmannes unverändert wiedergeben; indem er darin eine Form nicht nur verändert, sondern zugleich in jedem Betracht verschlechtert, versündigt er sich doppelt gegen ihn. Doch das mag auf sich beruhen! Ich habe Andresen noch Schlimmeres vorzuwerfen, das bei seiner Weise, die Belege anzuführen, außer mir vielleicht niemand so leicht würde controliren können.

In meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (große Ausg., 13. Aufl., Berlin 1882, S. 219a) heißt es wörtlich: „Von einzelnen Hauptwörtern, von denen nach dem Obigen oder aus sonstigen Gründen im allgemeinen die Mehrzahl wenig üblich oder auch mit Unrecht von einzelnen Sprachlehrern und Wörterbuchschreibern als fehlend verzeichnet ist, kommt sie doch vor", und ganz genau so steht diese Stelle auch schon in der ersten Ausgabe (1872, S. 16a). Ich fordere nun die Leser auf, diesen Satz sorgfältig darauf hin zu prüfen, ob sie darin irgendwo und wie einen Verstoß gegen den Sprachgebrauch oder gegen die Sprachrichtigkeit entdecken können, und dann möchte ich sie bitten, zu sehen, was Andresen unter der Kapitelüberschrift „Ueberfluß und Ueberladung. Pleonasmus und Tautologie" bemerkt. Hier heißt es: „Nicht gut drückt sich Sanders in folgendem Satz aus: «Von einzelnen Hauptwörtern, von denen nach dem Obigen oder aus sonstigen Gründen im allgemeinen die Mehrzahl wenig üblich ist, kommt sie doch vor.»" Die Stelle steht so bei Andresen schon in der ersten Ausgabe, nur daß es dort statt des einfachen „Sanders" heißt: „der sonst so vorsichtige und geschickte Sanders". Das mir früher gemachte Compliment mochte er immerhin fortlassen, wenn er nur nicht in meinem Satz einen wesentlichen Bestandtheil hätte unterdrücken wollen (die zwölf Wörter zwischen „üblich" und „ist"); oder merkte er, indem er dies that, nicht, „daß er" — wie Lessing**) „einen Ausdruck aus dem Hudibras borgend" sagt — „seinem Autor die Krätze gibt, um ihn reiben zu können, d. i. er versteht ihn unrecht und straft ihn ... wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat". Und hatte Andresen denn gar keine Ahnung davon, daß ihm, wenn seine Haut gegen das Jucken nicht ganz abgestumpft ist, eine Stelle zum Kratzen und Reiben mit vollstem Recht viel näher gelegen hätte in der erwähnten Kapitelüberschrift mit ihrem leidigen Ueberfluß oder Wortschwall, der freilich durch das gleich darauf Folgende überboten wird, worin wir nur das Ueberflüssige in Klammern einzuschließen uns erlauben: „Das Gegentheil der Kürze des [Ausdrucks] ist [der Ueberfluß und Aufwand von Worten und Wendungen, Ueberladung und Weitschweifigkeit] Pleonasmus und Tautologie." Was verliert hier der Sinn, wenn von den einundzwanzig Wörtern die dreizehn eingeklammerten fortbleiben? Doch ich komme auf das Verfahren Andresen's zurück, abgerissene und verstümmelte Belege ohne Stellenangabe anzuführen. Dadurch macht er es dem Leser, wie gesagt, schwer oder meist geradezu unmöglich, die getadelte Stelle nachzuschlagen und im Zusammenhang selbständig zu prüfen. Z. B. unmittelbar vor dem besprochenen Satz aus meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" tadelt er Ausdrücke bei Jakob Grimm als einen Pleonasmus enthaltend, darunter: „alte Jungfern, die nicht geheirathet haben". Ich muß gestehen, daß ich, wenigstens augenblicklich, nicht anzugeben vermag, wo diese Ausdrucksweise sich bei Jakob Grimm findet; aber ich kann mir sehr wohl einen Zusammenhang denken, in dem diese Worte durchaus keinen Pleonasmus enthalten und nicht den leisesten Tadel verdienen, z. B. wenn es hieße: „Es gibt alte Jungfern, die nicht geheirathet haben, nicht etwa weil sie nicht hätten heirathen können, sondern nur weil sie nicht haben heirathen wollen" u. a. m. Damit also der Leser entscheiden könne, ob Grimm hier wirklich Tadel verdient oder nicht, mußten nicht einige aus dem Zusammenhang herausgerissene Worte, sondern der ganze Satz vollständig angeführt oder doch wenigstens die genaue Stellenangabe beigefügt werden.

Ein besonders auffälliger und tief greifender Uebelstand an dem Buch von Andresen ist es, daß er über die beiden Hauptbegriffe, die er auf den Titel gesetzt hat, über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, durchaus nicht zu einer klar und scharf bestimmten und dann streng folgerecht durchgeführten Abgrenzung gelangt ist. In der Einleitung heißt es, wobei ich nur einzelne Ausdrücke durch Sperrdruck hervorzuheben mir erlaube:

> So kann er [der Sprachgebrauch] auch nicht als eine Richtschnur gelten, nach der wir zu entscheiden haben, ob eine Wort- oder Redeform sprachrichtig oder sprachwidrig sei. Diesen Nachweis gibt vielmehr allein die Sprache selbst innerhalb der Befugnisse, welche ihr zukommen und deren sie bedarf. Den Weg zeigt der Grammatiker, indem er die von ihm erkannten Gesetze der Sprache zur begründeten Feststellung zumal des schwankenden Sprachgebrauchs darlegt und geltend macht. In diesem Sinne ist die Grammatik nicht blos Dienerin des Sprachgebrauchs [,] sondern auch seine Gebieterin, die ihn vor ihren Richterstuhl zieht und sein Verfahren lobt oder tadelt. Gelingt es ihr [,] dem falschen Sprachgebrauche, der nicht selten von einseitigen Grammatikern geschaffen oder vorbereitet worden ist, eine andere Richtung zu geben, so hat sie das beste Ziel errungen.

Man achte wohl auf das Vage und Unbestimmte der Ausdrucksweise. Da sind zuerst es die unbestimmten „wir",

*) Die der Form letzt genau so entspricht wie erstlich dem erst.
**) Lachmann'sche Ausgabe, VI, 8.

die über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer Wort- oder Redeform zu entscheiden haben; nur dürfen „wir" uns dabei nicht des Sprachgebrauchs als einer Richtschnur bedienen. „Diesen Nachweis", in welchen sich unvermerkt „die Richtschnur" verwandelt, gibt vielmehr „allein die Sprache selbst". Die sich hier aufdrängende Frage, ob sich denn die Sprache nicht gerade vorzugsweise in dem Sprachgebrauch offenbare, müssen wir zurückdrängen; denn wir hören weiter nur: den Weg — ich weiß nicht, ob zu der Sprache oder zu dem Nachweise oder zu der Richtschnur — zeigt „der Grammatiker", wohl gemerkt: der Grammatiker in der Einzahl. Wer unter den vielen Grammatikern dieser eine, auserwählte und ausschließliche Grammatiker ist, der sich im weitern Verlauf sogar in „die Grammatik" selbst verwandelt, welche als gebietende Herrin den Sprachgebrauch vor ihren Richterstuhl zieht: das erfahren wir leider von Andresen nicht, so nothwendig es auch gewesen wäre, um uns vor einem Misgriff bei der Wahl unter den vielen Grammatikern zu schützen, unter denen doch nach Andresen's eigenem Zugeständniß oft die Hauptschuldigen und Sünder stecken, die durch ihre einseitigen Lehren den Sprachgebrauch erst auf den falschen Weg verlockt und verführt haben. Wer das Gesagte recht bedenkt und erwägt, darf wol mit Faust ausrufen:

Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor —

zumal Andresen noch auf derselben Seite das Geständniß ablegt, daß „es einestheils überaus schwierig und fast unmöglich ist, in allen Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprache die organische Entwickelung von der unorganischen Gestaltung hinreichend zu sondern, anderntheils Misbräuche und Mängel, die ein Jahrhundert und länger gedauert haben, wo nicht Gültigkeit zu verdienen scheinen, so doch eine gewisse Schonung und Nachsicht zu erwarten haben". Dabei kann und darf ich nicht verschweigen, daß die sogenannte oder vielmehr sich misbräuchlich so nennende historische Schule, zu der sich Andresen bekennt, unter organischer Entwickelung das zu verstehen pflegt, was in das System „des Grammatikers" hineinpaßt, dagegen unter unorganischer Gestaltung das, was gerade in freier und selbständiger Entwickelung sich nicht in das Prokrustesbett jenes — ich will nicht einmal sagen: einseitigen, doch jedenfalls nicht allseitig und unbefangen alle einschlägigen Verhältnisse gleichmäßig berücksichtigenden — Systems fügt. Auf den Widerspruch aber brauche ich wol nicht erst besonders aufmerksam zu machen, daß nach der ersten Stelle der Sprachgebrauch vor den Gerichtsstuhl der Grammatik als seiner Gebieterin gezogen werden soll, deren unparteiischem Spruch er sich also doch wol unbedingt zu unterwerfen und zu fügen haben müßte, während ihm hier, wenn er auch von seiner Gebieterin als Misbrauch verurtheilt wird, doch, sobald er nur ein gewisses Alter für sich in Anspruch nehmen kann, eine gewisse Schonung und Nachsicht zugesichert wird. Im bürgerlichen Recht mag und muß immerhin eine Verjährung gelten; auf dem Gebiete der Wissenschaft darf sie nicht platzgreifen; hier gilt vielmehr der Spruch: „Hundert Jahre Unrecht sind noch nicht eine Stunde Recht", und das mit überzeugenden und unwiderleglichen Gründen als falsch Erwiesene und Verurtheilte muß ohne Schonung und Nachsicht dem Richtigen weichen, nur muß freilich, um auf dem Gebiete der Sprache zu bleiben, das Urtheil nicht blos von einem einzelnen Grammatiker nach einem einseitigen System gefällt sein, sondern auch in letzter Instanz die Bestätigung durch „die Sprache selbst" erhalten haben, wobei auch gar manches, was in dem System unberücksichtigt und unbeachtet geblieben, doch, weil es in dem vielseitigen Leben der Sprache mit Ausschlag gebend auf den Gebrauch eingewirkt hat und weiter fortwirkt, zur Würdigung gelangt. Andresen verkennt und unterschätzt nur zu leicht und zu oft das Gewicht des Sprachgebrauchs, wo dieser sich nicht unbedingt dem System des Grammatikers fügt. Dies zeigt sich schon äußerlich darin, daß er von „Gebrauch", im Sinne von Sprachgebrauch, wiederholt die Mehrzahl verwendet, wie er z. B. in der Einleitung schreibt: „Wie und wonach soll entschieden werden, wenn sich zwei oder mehrere G e b r ä u c h e, was jeden Augenblick begegnet, in einem und demselben Falle geltend machen?", und wenige Zeilen darauf: „Zwischen mehrern G e b r ä u c h e n eine richtige und verständige Wahl zu treffen" u. s. w. Nun ist allerdings die Mehrzahl des Wortes Gebrauch an und für sich nicht unüblich; aber wo der Ausdruck, wie da, wo es sich um den Sprachgebrauch handelt, den engern und gewichtigern Sinn des richtigen und normgebenden Gebrauchs hat, gilt in der Regel doch nur die Einzahl, wie denn z. B. Adelung und Campe bei „Sprachgebrauch" die Mehrzahl ausdrücklich als unüblich bezeichnen. „Gebräuche" und „Gebrauch" unterscheiden sich hier ähnlich wie (vgl. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten", 13. Aufl., S. 132 a) „Freiheiten und Rechte" einerseits und „Freiheit und Recht" andererseits, und so würde ein guter Stilist, der nicht absichtlich den Sprachgebrauch herabwürdigen will, wol in der oben angeführten Stelle aus Andresen's Einleitung gesetzt haben: „Wonach soll entschieden werden, wenn sich e i n z w e i- o d e r m e h r f a c h e r G e b r a u c h ... geltend macht?"

Im Anschluß hieran mag gleich im Vorübergehen bemerkt werden, daß eine Kapitelüberschrift lautet: „M i s b r ä u c h e der Participien mit Rücksicht auf Tempus und Modus", wo für die durch Sperrdruck hervorgehobene Mehrzahl richtiger die Einzahl stände oder noch besser gesagt würde: „Mit Rücksicht auf Tempus und Modus falsch gebrauchte Participien." Auch die Kapitelüberschrift „G e b r a u c h und M i s b r a u c h des attributiven Adjectivs" ist für einen fein Hörenden nicht ganz tadellos. Auch der M i s brauch ist ein G e brauch, nur eben ein unrichtiger und falscher; wird ihm als solchem der G e brauch in dem engern und gewichtigern Sinn des richtigen Gebrauchs gegenübergestellt, so muß die an und für sich tonlose Vorsilbe „Ge" durch einen rednerischen Ton hervorgehoben

werden, und dies kann unter Umständen, z. B. in der lebhaft bewegten Rede, eine gewisse Wirkung hervorbringen, aber in den ruhigen Lehrton und ganz besonders in eine bloße Kapitelüberschrift paßt eine so scharf betonende Gegenüberstellung und Hervorhebung der bloßen Vorsilbe nicht, und hier würde es jedenfalls richtiger und angemessener heißen: Richtiger und falscher Gebrauch des attributiven Adjectivs.

Doch es würde mich weit über die Grenzen dieses Aufsatzes hinausführen, wollte ich mich auf derartige Feinheiten hier weiter einlassen. Ich komme auf das für dies Buch so besonders wichtige Verhältniß von Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit zurück. Nach dem, was darüber aus der Einleitung im Vorstehenden mitgetheilt und besprochen ist, muß es den Leser überraschen, daß in dem Buche selbst die noch dazu oft genug höchst schwankende und unsichere Entscheidung über die Richtigkeit zumeist sich auf nichts als auf den Sprachgebrauch zu stützen weiß, aber sonst aller wirklich beweisenden Gründe ganz entbehrt. Noch schlimmer ist es, daß Andresen, wenn er sich wirklich einmal auf eine Erörterung des Für und Wider einläßt, namentlich da, wo er die Ansichten anderer Sprachgelehrten bekämpft, Entscheidungsgründe vorbringt, die in der That nichts beweisen, und Behauptungen hinstellt, die bei näherer Beleuchtung sich als irrig und falsch erweisen. Für das Gesagte wird das Folgende als Beweis dienen.

Schon der feinhörende Meister Adelung hatte ganz richtig bemerkt, daß unter den sogenannten persönlichen Fürwörtern der dritten Person das sächliche „es“ sich durch seine entschiedene Tonlosigkeit von den entsprechenden männlichen und weiblichen Formen „er, ihn; sie“ wesentlich unterscheidet *) und daher auch mit diesen die Hervorhebung durch die Betonung zulassenden Formen nicht überall gleichmäßig behandelt werden darf. Man vergleiche z. B. die drei Sätze: Ich habe ihn gehört. Ich habe sie gehört. Ich habe es (und dafür auch ganz gewöhnlich: Ich hab's) gehört, in welchem letzten Satz das „es“, sei es nun apostrophirt oder nicht, keine Betonung verträgt, wie in den beiden ersten Sätzen das „ihn“ und „sie“. Demgemäß vertragen auch die beiden ersten Sätze sehr wohl die noch schärfere Hervorhebung des Objects durch die Voranstellung: Ihn habe ich gehört. Sie habe ich gehört; nicht so der dritte Satz, in welchem für das voranzustellende Object in der Regel das oder das durch das Fürwort vertretene Hauptwort tritt: Das habe ich gehört. Das Kind habe ich gehört; vgl. auch das prädicative es, das bei der Voranstellung gleichfalls in das übergeht: Er ist arm (ein Bettler), du bist es nicht, oder das bist du nicht. Daran schließt sich durchaus angemessen und der Sprachähnlichkeit entsprechend die von Adelung aufgestellte und im allgemeinen hoch- oder schriftdeutschen Sprachgebrauch befolgte Regel, daß von den drei Accusativformen ihn, sie, es ohne jeden Anstoß die beiden ersten abhängig von einer Präposition auftreten können, nicht aber die dritte; also z. B. Wir wollen für ihn, für sie sorgen, aber nicht für es sorgen, sondern dafür sorgen oder, wenn es sich z. B. um ein Kind handelt, für das Kind sorgen, oder unter Umständen auch für dasselbe sorgen, wofür es schweizerisch auch heißen könnte für ihns sorgen (s. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten“ a. a. O.).

Andresen möchte diesen, wie man sieht, sehr wohl begründeten Sprachgebrauch umstürzen; aber was für Gründe bringt er gegen den Sprachgebrauch vor? In der That nichts weiter als die wohlfeile und nach dem hier Voraufgeschickten sicher nichts beweisende Redensart: „Was zwei Geschlechtern recht ist, muß dem dritten billig sein.“ Würde denn Andresen z. B. auch nur die Schlußfolgerung gelten lassen: „Was dem Vater und der Mutter recht ist, das muß auch dem Kinde billig sein.“ Oder hält er den Satz für begründet: „Was für die betonungsfähigen Formen ihn und sie gilt, muß ohne weiteres auch für das beständig tonlose es gelten.“ Oder würde er z. B. auch schreiben wollen: „Es weiß ich nicht“ statt „das weiß ich nicht“ u. s. w. Er fährt fort: „Durch Lehre und eigenes Beispiel hat sich Grimm bemüht, dafür zu sorgen, daß jenes von Adelung eingeführte Gesetz nicht weiter gewohnheitsmäßig befolgt werde; leider jedoch muß eingeräumt werden, daß der schädliche (?) Gebrauch im ganzen nur wenig nachgelassen hat.“ Weiter berichtet er, daß auch die „Kölnische Zeitung“ dem Vorgange Grimm's gefolgt ist. „Nur ein einziges hervorragendes Beispiel, vor dem die Anhänger Adelung's sich bekreuzen mögen, braucht hier mitgetheilt zu werden: «Das eine der beiden Kinder war von einer Thür, die über es gestürzt war, das andere durch einen auf es gefallenen Stuhl beschädigt worden.»“

Und was beweist ein solcher Satz oder auch mehrere ähnliche? Doch offenbar nichts weiter, als daß der Schreiber geglaubt hat, sich eine Abweichung von dem wohlbegründeten allgemeinen Sprachgebrauch, um nicht zu sagen: einen Verstoß gegen denselben gestatten zu dürfen. Und auch ohnedies ist der Stil nicht gerade empfehlenswerth. Viel einfacher hätte der Inhalt sich etwa so ausdrücken lassen: „Beide Kinder hatten eine Beschädigung erlitten, indem auf das eine eine Thür, auf das andere ein Stuhl gefallen (oder gestürzt) war“.

Bleiben wir gleich bei dem im Voranstehenden schon mehrfach gestreiften Fürwort „derselbe“ in seinem Verhältniß zu dem persönlichen Fürwort „er“. Ich habe darüber an mehrern Stellen meines „Wörterbuchs der Hauptschwierigkeiten“ eingehend gehandelt und dort auf S. 113a (in der 13. Ausg.), nachdem ich auf die betreffenden Stellen hingewiesen, auch gesagt, daß die Formen von „derselbe“ zuweilen dazu dienen können, den Zusammenstoß zweier „sie“ zu vermeiden, worauf es in wörtlicher Anführung weiter heißt: „Vgl.: Ich bitte um die Zeitung, wenn du sie — wenn Sie dieselbe — gelesen u. s. w. Wenn nicht

*) Vgl. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten“ (13. Aufl.), S. 140; ferner meine Schrift „Satzbau und Wortfolge“ (Berlin 1883), S. 50 u. S. 201 fg.

sie sie (Luna die Nacht) erfreute mit Licht. Knebel 1, 6, von Matthisson, «Lyrische Anthologie» 8, 14, geändert: Wenn nicht sie mit Licht sie erfreute. Sie sah die eine der dunkeln Gestalten; auf der Stelle erkannte sie sie; sie leuchtete wie . . . H. Grimm, «Novellenschatz» 16, 324, wo es für das zweite sie wohllautender dieselbe hieße."

In Bezug hierauf sagt Andresen in seinem Buch: „Dem von Sanders gegebenen Rath, damit der Zusammenstoß von «Sie» und «sie» vermieden werde, zu sagen: «Ich bitte um die Zeitung, wenn Sie dieselbe gelesen», braucht man um so weniger Folge zu leisten, als die beiden gleichlautenden Wörter in sich ganz verschieden sind und überdies verschieden geschrieben werden." Darauf, daß die Verschiedenheit der Schrift nur in dem einen Beispiel zutrifft, in allen übrigen nicht, lege ich keinen Nachdruck, da für den Klang darauf nicht das Geringste ankommt. Wer an einem „Sie sie" oder an einem „sie sie" oder gar, wie es in dem Satz von H. Grimm heißt, an einem „sie sie; sie" keinen Anstoß nimmt, den beneide ich nicht um die Feinheit seines Ohrs; aber einem solchen will ich auch meinen Rath nicht aufdrängen.

Jedoch Andresen hat noch weiteres Geschütz gegen mich im Rückhalt. Er sagt: „Es gibt Fälle, in denen bei geringerm Abstande der Bedeutung und Function und bei völlig gleicher Schreibung der Zusammenstoß unvermeidlich ist" — hier muß ihn aber denn doch ein Ich-weiß-nicht-was an sein stumpfes Ohr gezupft haben; denn er fährt einlenkend fort —, „wenigstens von der Grammatik insgemein als unvermeidlich betrachtet wird, z. B. «Lasset uns uns freuen und fröhlich sein», wo zwar Luther nach seiner Gewohnheit das eine uns ausgelassen hat." Gibt es etwas Ergötzlicheres? Ist es nicht wie eine Stelle aus einem Lustspiel? Man höre:

Sanders: Ich rathe, den unmittelbaren Zusammenstoß zweier gleichlautenden Formen eines Fürworts zu vermeiden.

Andresen: Ist unnöthig, die beiden Formen werden ja verschieden geschrieben.

Sanders: Nicht überall, und die verschiedene Schrift mildert doch den Mislaut fürs Ohr nicht.

Andresen: Wenn auch, der Zusammenstoß gleichlautender Formen ist doch auch in andern Fällen unvermeidlich.

Sanders: Wirklich? Und darum sollte ich den Mislaut auch da, wo ich ihn vermeiden kann, nicht vermeiden? Und in welchem Falle wäre denn der Zusammenstoß unvermeidlich?

Andresen: Nun Luther schreibt doch z. B.: „Lasset uns uns freuen und fröhlich sein."

Sanders: Sehen Sie nur etwas genauer zu. Luther schreibt nicht so.

Andresen: Nun freilich, er läßt nach seiner Gewohnheit das eine von den beiden uns fort.

Sanders: Um den mislautenden Zusammenstoß zu beseitigen, wenn freilich auch nicht gerade auf die empfehlenswertheste Weise.*) Und damit glauben Sie meinen Rath widerlegt zu haben?

Andresen: Vollkommen.

Man sollte denken, solch tolle Beweisführung ließe sich kaum noch überbieten, und doch kommt noch eins hinzu, daß Andresen selbst auf S. 75 sagt: „Ohne Zweifel widerstreitet ein Satz wie: «Was gewiß ist, ist so viel, daß jeder seinerseits geflohen ist» («Bonner Zeitung»), den Forderungen des Wohlklangs."

Aus den vielen Bemerkungen, die ich mir gemacht, greife ich noch einige wenige heraus. Auf S. 103 findet sich die Kapitelüberschrift „Substantivischer Infinitiv". Am Schluß des Kapitels heißt es nun in einer Anmerkung, die in dies Kapitel vom substantivischen Infinitiv hineinpaßt wie die Faust aufs Auge: „Dem Rückert'schen Substantiv «Sichhärmer» (S. 65) vergleichbar ist ein Adjectiv «sich befindlich», das einmal die «Kölnische Zeitung» statt «befindlich» gebraucht: «Alle sich daselbst befindlichen Personen»; vgl. Grimm's «Wörterbuch», I, 1262." Wo und in welchem Zusammenhang Rückert das Substantiv „Sichhärmer" gebraucht, darüber fehlt auch auf der angezogenen S. 65 jede Angabe, ebenso wie hier die nähere Stellenangabe fehlt, wo in der „Kölnischen Zeitung" die hier einmal gebrauchte Verbindung „sich befindlich" steht. Mag doch derjenige, der etwa die Stelle nachschlagen will, solange in der „Kölnischen Zeitung" suchen, bis er das dort einmal vorkommende Adjectiv gefunden! Doch es sei! Jedenfalls muß der Leser nach der ganzen Darstellung glauben, die Verbindung „sich befindlich" sei ein ἅπαξ λεγόμενον in der „Kölnischen Zeitung". Freilich wenn er die angezogene Stelle im Grimm'schen „Wörterbuch" nachschlägt, so sieht er, daß sich die Verbindung doch auch schon einmal bei Hoffmannswaldau findet. Und wer in meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" (13. Aufl.) S. 65 das Wort „befindlich" aufsucht, findet dort wörtlich das Nachstehende: „Befindlich a.: nicht gut mit pleonastischem sich (nach der Aehnlichkeit mit sich befinden), z. B.: Eine außer ihr sich befindliche Macht. Westermann 236, 123a, 239, 508b; Forster's «Briefe», I, 98; «Gegenwart», II, 175b."

Man sieht wol, daß auch ich hier das pleonastische sich nicht in Schutz nehme; was ich an Andresen tadle, ist erstens, daß er ohne weiteres das Hauptwort „der Sichhärmer" vergleicht, in welchem das „sich" jedenfalls nicht pleonastisch ist; oder meint er, daß Rückert das Hauptwort durch „der Härmer" hätte ersetzen können oder sollen? — und zweitens und hauptsächlich, daß Andresen's Behauptung von dem einmaligen Vorkommen des Wortes falsch oder doch irreleitend ist. Ich hätte zu den oben angegebenen Stellen für „sich befindlich" noch andere hinzufügen können, z. B. „Vom Fels zum Meer", II, 270a.

---

*) Vgl. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" (13. Aufl.), S. 196b, wo ich über die Vermeidung dieses harten Zusammenstoßes eingehender gehandelt.

Auf S. 89 wagt Andresen die kühne Behauptung: „Statt «Mich hungert» sagt niemand «Ich hungere», es sei denn in Verbindung mit dem Gegenstand des Verlangens und zumal in übertragenem Sinne, z. B. «Ich hungere nach Ueberzeugung» (Lessing).“ Hätte Andresen doch nur mein „Wörterbuch der deutschen Sprache“ (I, 806) nachschlagen wollen. Dort hätte er, zugleich mit vielen absichtlich hier meist fortgelassenen Belegstellen, gefunden: „Hungern: 1, tr.: Einen hungern (selten, mundartl.), in ihm das Gefühl des Hungers erregen. ... Dazu auch: 2) unpersönlich: Es hungert mich, es, d. h. ein Unbekanntes, nur aus seinen Wirkungen zu Erkennendes erregt in mir die Empfindung des Hungers = ich habe Hunger, s. 3 ... 3) intr. (mit haben): Hunger haben (s. 2): Hunger haben: Hungern wie ein Wolf, wie ein Bär (O. von Horn «Des alten Schmiedjakob's Geschichten», 23). Wenn man satt ist, soll man gleichwol denken, daß man wieder hungern kann. Bibel.“ Es folgen noch weitere Stellen, namentlich auch mit abhängigen Präpositionen: Ich hungere an, bei, nach etwas; doch auch ohne abhängige Verhältnisse wird das, was nach Andresen's Behauptung „niemand“ sagt, sehr häufig gesagt. Z. B. heißt es in Luther's Bibelübersetzung: „Sie werden weder hungern noch dürsten“. Jesaj. 49, 10: „Meine Knechte sollen essen, ihr aber sollt hungern; ebd. 65, 13 (ebenso das persönliche Verbum in beiden Stellen auch in der Uebersetzung von Zunz), vgl. auch Psalm 34, 11 bei Luther und Zunz wie auch bei Mendelssohn, der übersetzt: „Junge Löwen darben, hungern; dem Gottesehrer fehlt kein Gut“; ferner: „Selig seid ihr, die ihr hier hungert; denn ihr sollt satt werden.“ Lucas 6, 21 bei Luther und ganz ähnlich bei van Eß.

Doch hiermit genug, da durch das Vorstehende der Leser wol hinlänglich in den Stand gesetzt ist, sich über den Werth der Arbeit Andresen's ein eigenes Urtheil zu bilden.

Daniel Sanders.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste“ von J. S. Ersch und J. G. Gruber (Leipzig, F. A. Brockhaus), bekanntlich lange Zeit ein großartiger Torso des encyklopädischen Wissens, von jenen Dimensionen, welche eine Vollendung desselben unmöglich machten, wird jetzt von August Leskien in maßvoller Beschränkung zu Ende geführt. Es erschien jetzt der fünfunddreißigste Theil der zweiten Section (H—N), der von Kaufmann bis Khôrasân reicht. Daß diese Encyklopädie sich von den Conversations-Lexicis noch immer durch den Umfang und die wissenschaftliche Vertiefung ihrer Artikel unterscheidet, daß viele derselben als Essays von nicht unbeträchtlichem Umfange zu betrachten sind: das beweist auch der vorliegende Band zur Genüge; wir brauchen blos auf Abhandlungen wie die über „Keltische Sprachen“ und „Khalifen“, auf Biographien wie die von Kaulbach und Kepler zu verweisen; daß sie indeß kein exclusiv vornehmes Air zur Schau trägt, sondern auch der Gegenwart und den Männern des Tages ihre Aufmerksamkeit schenkt, das beweisen biographische Skizzen wie diejenige Ernst Keil's, des Begründers der „Gartenlaube“.

Die dreizehnte Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon“ schreitet indeß rüstig fort in einer Weise, die ihr die wachsende Theilnahme des Publikums sichern muß: die vermehrte Zahl kleinerer Artikel und der erläuternde Bilderschmuck der größern unterscheiden die neue Auflage von den frühern. Der neuerdings vorliegende, der Vollendung nahe achte Band enthält eine eingehende Darstellung der Geschichte von Großbritannien wie derjenigen von Griechenland, sowie Artikel über griechische Kunst und Literatur, eine umfassende Biographie Goethe's, in welcher die Goethe-Literatur bis in die neueste Zeit hinein berücksichtigt ist, Biographien neuer deutscher Dichter, von dem diejenige Karl Gutzkow's besondere Beachtung verdient, naturwissenschaftliche Aufsätze wie diejenigen über Giftblumen, Gletscher, Halbaffen, alle mit entsprechenden Illustrationen ausgestattet, technologische Artikel, wie über das Glas, ebenfalls durch zwei Bildertafeln erläutert, und viele andere.

— „Die Sage vom Ewigen Juden“ hat neu untersucht L. Neubaur (Leipzig, Hinrichs). Das mit außerordentlichem Quellenstudium geschriebene Werkchen behandelt zuerst die Geschichte der Sage, gibt dann zwei Texte der deutschen Erzählung vom Ewigen Juden und stellt Anmerkungen zur Geschichte der Sage zusammen. Der Verfasser weist nach, wie die Sage verhältnißmäßig spät aufgetreten ist, wenn auch die einzelnen Theile derselben älter sind. Aus einem misverstandenen Ausspruch Christi über den Apostel Johannes und den zur Strafe vom Tod verschont gebliebenen Malchus ist das Urbild des Ewigen Juden gemacht worden. In einer ganzen Reihe von europäischen Städten ist angeblich der Ewige Jude erschienen; die Entstehung der Sage aber aus dem Mythus von Wodan und dem Wilden Jäger ist unzuläßig. Auch ist Ahasver nicht die Personification des über die Welt zerstreuten jüdischen Volks oder gar der Vertreter der ewig ringenden, ewig sich neugebärenden Menschheit, sondern nur ein Product der Sagenbildung. Die Schrift Neubaur's ist jedenfalls die vollständigste und wissenschaftlichste Behandlung des interessanten Themas, welche bis jetzt existirt.

— Unter dem Titel „Der Kampf um die Sprache“ hat Heinrich Teweles „linguistische Plaudereien“ veröffentlicht (Leipzig, Reißner). Der Zweck dieses Buchs ist uns nicht ganz verständlich geworden. Drei Viertel desselben behandeln unter einer ganzen Reihe von Namen den Unterschied und den Kampf der deutschen und der czechischen Sprache in Oesterreich, und zwar nach seiner linguistischen Seite. Um nun diesen Plaudereien auch im übrigen Deutschland den Eingang nicht zu erschweren, sind einige andere kleine Aufsätze mit eingestreut, z. B. „Campe und die Classiker“, „Goethe“, „Der Palmenorden und seine Nachfolger“. Es ist nun allerdings nicht selten viel Gelehrsamkeit aufgestapelt, das Ganze aber macht den Eindruck des Unfertigen, weil es weder wissenschaftlich noch blos feuilletonistisch gehalten ist. Der größte Theil des Buchs hat eigentlich nur für die Deutschböhmen volles Interesse; für die andern Deutschen ist vieles zu langathmig behandelt. Das Vordringen der czechischen Sprache ist eine Gefahr, welche allerdings aus der Lektüre des Buchs ersichtlich wird; mit bloßen Plaudereien aber ist den Kämpfenden schwerlich geholfen.

— Bei F. A. Perthes in Gotha erscheint: „Martin Luther“, eine Biographie von Theodor Kolde, Professor an der Universität Erlangen. Der Verfasser beabsichtigt, „Luther auf dem Grunde der Gesammtentwickelung seines Volks zu zeichnen“; da

er auf dem Gebiete der Luther-Literatur sich durch wissenschaftliche Specialforschungen ausgezeichnet hat, so ist er vor andern berufen, ein Werk zu schaffen, welches die Mitte halten soll zwischen Köstlin's großem Werke über den Reformator und der Volksausgabe des genannten Buchs. Es soll demnach nur das in Betracht kommen, was ihm für die Entwickelung der geschilderten Persönlichkeit oder ihres Werks von Bedeutung zu sein schien. Die uns vorliegende erste Lieferung des Werks beweist, daß der Verfasser diesem selbstgewählten Programm gemäß zu arbeiten versteht. Seine Diction ist klar und durchsichtig, seine Detailforschung zuverlässig, sein Urtheil besonnen. In einer ausführlichen Einleitung schildert der Verfasser zunächst die Zustände und Stimmungen in Deutschland am Ausgange des 15. Jahrhunderts und geht dann über zu Luther's Leben selbst. Kolde's Arbeit ist zwar nicht streng gelehrt, doch aber mehr wissenschaftlich als populär gehalten; sie enthält eine Reihe von Zügen, welche man bei Köstlin nicht findet; doch ist letzterer vielleicht ein wenig wärmer als Kolde. Jedenfalls ist Kolde zum Geschichtschreiber berufen und sein Werk neben demjenigen Köstlin's vollständig berechtigt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 19. Juni starb in Berlin **Johann Gustav Droysen**, einer der namhaftesten Historiker und Alterthumsforscher. Er war am 6. Juli 1808 zu Treptow an der Tollense geboren, studirte in Berlin, wo er 1829 Gymnasiallehrer am Grauen Kloster wurde und habilitirte sich 1833 an der berliner Universität, wo er zwei Jahre darauf eine außerordentliche Professur erhielt. Im Jahre 1840 siedelte er als ordentlicher Professor nach Kiel über. In seiner berliner Epoche beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Geschichte und Literatur des griechischen Alterthums; ihr gehören seine musterhaften Uebersetzungen des Aeschylus (2 Bde., 1832) und des Aristophanes (3. Aufl., 2 Bde., 1881) an, welche, so regen Wetteifer sie auch erweckten, in mancher Hinsicht noch unübertroffen dastehen. Auch verfaßte er damals eine „Geschichte des Hellenismus" (2 Bde., 1836—43) und eine „Geschichte Alexander's des Großen". Seine Uebersiedelung nach Kiel fand in dem Jahre statt, in welchem die Thronbesteigung Königs Friedrich Wilhelm IV. die politische Bewegung in Preußen und Deutschland in Fluß brachte. Auch in den Herzogthümern regte es sich, und Droysen betheiligte sich an den Freiheitsbestrebungen derselben mit patriotischem Eifer. Damit hing es zusammen, daß er sich jetzt auch als Historiker mehr der neuern Geschichte zuwendete. Er verfaßte in Kiel die „Geschichte der Freiheitskriege" (2 Bde., 1846) und „Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg" (3 Bde., 1851—52). Als Publicist und praktischer Politiker stand er ein ganzes Jahrzehnt lang in der schleswig-holsteinischen Frage in vorderster Reihe. Er verfaßte im Jahre 1844 die kieler Adresse und betheiligte sich an der Abfassung der Schrift der neun kieler Professoren über das „Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig", sowie er auch mit Professor Samwer die „Actenmäßige Geschichte der dänischen Politik" (1850) schrieb. Auch an der Gestaltung der preußischen Verhältnisse nahm er lebhaften Antheil, wie seine Schriften „Ueber das Patent vom 3. Februar 1847" und „Ueber Preußen und das System der Großmächte" beweisen. Die im März 1848 in Kiel eingesetzte provisorische Regierung der Herzogthümer sandte ihn nach Frankfurt als Bevollmächtigten bei dem Bundestage, dessen Schutz er für sie gewinnen sollte. Später wurde er Abgeordneter im Parlament, ein eifriger Anhänger der erbkaiserlichen Partei. Im Jahre 1851 folgte er einem Ruf als Professor nach Jena; seit 1859 war er in gleicher Stellung an der Universität in Berlin wirksam. Hier wurde die Geschichte Preußens, für die er immer neue Quellen zu erschließen suchte, seine Specialität. Er leitete die Herausgabe der „Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten" (Bd. 1—6, 1864—72) und regte die Akademie der Wissenschaften an zur Veröffentlichung der Staatsschriften Friedrich's des Großen, sowie der politischen Correspondenz dieses Königs. Aus solchen Quellenstudien ging sein großes noch unvollendetes Hauptwerk hervor: „Geschichte der preußischen Politik" (13 Bde., 1855—81), welches sich bis zum zweiten Jahrzehnt der Regierung Friedrich's des Großen erstreckt. Außerdem erwähnen wir seine „Abhandlungen zur neuern Geschichte" (1876), seinen „Grundriß zur Historik" (1858); auch veröffentlichte er, zu den Studien seiner ersten Epoche zurückkehrend, Essays über Dionysius, die attischen Strategen und andere Stoffe des griechischen Alterthums. Droysen war eine ausnehmend vielseitige Kraft, scharfsinniger Forscher und auch in seiner Darstellung oft geistreich und schlagend. Gleichwol überwog bei ihm der gelehrte Quellenforscher durchaus den Geschichtschreiber, der seine Studien in einer Weise darstellt, welche der Nationalliteratur dauernde Werke gibt. Dazu fehlte ihm die Kunst der Beschränkung, der geschmackvollen Fassung, die Läuterung des archivalischen Materials, welches immer noch bei vielen neuen Historikern von hoher wissenschaftlicher Bedeutung als ein Residuum des Studienprocesses die freie Kunst der Darstellung stört und trübt.

Bibliographie.

Abel, C., Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 10 M.

Becker, M. A., Die Euzersdorfe in Niederösterreich. Historisch-topographische Studien. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M.

Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden. Von 1862 bis 1882. (Von Victoria, Königin von England.) Mit Allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 8 M.

Blücher, F. v., Zwanzig Jahre Ulan. 1855—1875. Aus meinem Tagebuche. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Brodbeck, A., Das Ideal der Hochschulen. Gewidmet allen akademischen Bürgern. Tübingen, Osiander. 8. 1 M. 80 Pf.

Claassen, J., Siebenfältige Naturbetrachtung. Ein Vortrag. Münster, Brunn's Buchdruckerei. 8. 60 Pf.

Crueger, J., Die erste Gesammtausgabe der Nibelungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 3 M.

Das Nordseebad Dangast bei Varel. Varel, Bültmann u. Gerriets. 8. 50 Pf.

Dütschke, H., Anleitung zur Inscenirung antiker Tragödien. I. Sophokles, König Oedipus. Leipzig, Fues. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Goldschmidt, W., Aus Rußland. Geschichten. 1ster u. 2ter Bd. Berlin, Behr. 8. à 2 M.

Grasberger, H., Nix für unguet! Schnaderhüpfeln. Leipzig, Liebeskind. Gr. 16. 2 M.

Haushofer, K., Franz von Kobell. Eine Denkschrift. München, Franz. Gr. 4. 80 Pf.

Holdheim, P., Die Fusion der liberalen Parteien und die Demokratie. Rede. Würzburg, Stuber. 8. 30 Pf.

Kawelin, K. D., Die Bauern-Emancipation und Herr von Samson-Himmelstjerna. Aus dem Russischen übersetzt von E. Bauer. Reval, Wassermann. 8. 2 M.

Kunze, A., Bilder aus dem preußischen Littauen. Erinnerungsblätter an ein Volk, das einst groß und mächtig war, dessen Existenz aber jetzt nur noch eine Frage der Zeit ist. Rostock, Werther. 8. 1 M.

Pesch, T., S. J., Die grossen Welträthsel. Philosophie der Natur. Allen denkenden Naturfreunden dargeboten. 2ter Bd.: Naturphilosophische Weltauffassung. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 8 M.

Treitschke, H. v., Die königliche Bibliothek in Berlin. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 40 Pf.

Von Gibraltar nach der Oase Biskra. Reiseskizzen von A. v. S. Bonn, Strauß. 8. 1 M.

Wittstein, T., Der Streit zwischen Glauben und Wissenschaft auf Grundlage der Lehre David Hume's und der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Hannover, Hahn. Gr. 8. 60 Pf.

Fromme Wünsche für das Deutsche Reich von einem Reichsfreunde. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 60 Pf.

Wuttig, J., Thomas Arnold, der Rektor von Rugby. Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Erziehungswesens. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 10. Juli 1884.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Kritische Physiognomien. Von Alfred Friedmann. — Schriften über Amerika. Von Rudolf Doehn. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Bursian's Geschichte der classischen Philologie. Von J. Mähly. — Historische Literatur. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Kritische Physiognomien.

In seinem soeben in der Prochaska'schen „Salonbibliothek“ erschienenen Buch erzählt Wilhelm Goldbaum, wie er zu dessen Titel: „Literarische Physiognomien“, gekommen sei. Auf einer Bank im berliner Thiergarten sitzend, rief er den plötzlich auftauchenden, beim Gehen in seine gewöhnliche Gedankenarbeit versunkenen Berthold Auerbach an. „Worüber haben Sie in dieser grünen Einöde gegrübelt?“ fragte dieser. — „Ueber euch Poeten habe ich allerhand Gedanken gehabt. Ihr seid so verschieden, jeder ein anderer, und doch wieder alle wie aus demselben Stoff!“ — „Das ist das Geheimniß der literarischen Physiognomie“, entgegnete Auerbach nachdenklich. „Als Gott den ersten Dichter erschuf, da hat er ihm das Familiengesicht gegeben, ein Urgesicht! Und alle Dichter, die seitdem kamen und gingen, tragen seine Züge; es ist ein Stück Ewigkeit, das ihnen eingegraben ist!“

Muß man auch unwillkürlich lächeln, wenn man sich den guten anekdotenreichen Dorfgeschichtler als Urgesicht, mit welchem Homer, Goethe, Byron eine Familienähnlichkeit haben soll, zu denken hat, und erinnert dies ein wenig an die anderthalb hundert Gedanken des „Gevattersmannes“, so liegt doch, wendet man sich vom Körperlichen zum Seelischen, eine tiefe Wahrheit darin. Sie hat als Saat im Geiste des Dialektikers und Kritikers geschlummert und ist nun zu einer schönen Ernte aufgegangen.

Ja, es ist ein neues, glückliches und geflügeltes Wort, das Wort von der „literarischen Physiognomie“, sie ist das Dauernde im Wechsel der Erscheinung; wie man einen Jugendfreund nach Jahren der Trennung wieder erkennt, gleichviel ob Narben und Falten sein Antlitz verändert haben, ob ein grauer Bart das einst bartlose Gesicht umrahmt, ob die unbarmherzige Hand der Zeit und des Geschicks ihm die frühere Lockenfülle geraubt — so erkennt man einen Schriftsteller an seinem Stil, seinen Wendungen, seinen Bildern, seiner Gesinnung, Richtung und Tendenz, und all das, und noch viele andere undefinirbare Merkmale dazu, wird man in Zukunft nicht mehr mit den an Regungslosigkeit und Starrheit erinnernden Wörtern „Dichterköpfe“, „Dichterprofile“ bezeichnen, sondern mit „Physiognomie“.

Freilich ein Fremdwort, und leider wird man sich schwer oder nie entschließen, das entsprechende deutsche dafür zu suchen oder zu finden.

Wie es nun aber literarische Physiognomien gibt, so gibt es deren auch kritische, wenn man unter der ersten Bezeichnung Autoren, unter der zweiten ihre Recensenten zu verstehen geneigt ist. In der „Wiener Zeitschrift“ stand am Ende des vorigen Jahrhunderts zu lesen: „Major. Jede muthwillige Fehde ist durch das deutsche Nationalgrundgesetz des Landfriedens ausdrücklich und auf das strengste untersagt. — Minor. Nun ist aber das Recensiren die muthwilligste und ungerechteste aller Fehden. — Conclusio. Ergo! Wer recensirt, macht sich eines Landfriedensbruchs schuldig.“ Solche Landfriedensbrüche, wie der Syllogismus sie nennt, kommen nicht nur heute noch vor, sondern werden von den Herren Autoren in erschreckender Anzahl provocirt, ja die „Blätter für literarische Unterhaltung“ sollen eigens dazu gegründet worden sein, gewissermaßen das Organ des Landfriedensbruchs abzugeben.

Wilhelm Goldbaum ist auch so ein literarischer Landfriedensbrecher, und zwar einer mit einer höchst ausgesprochenen kritischen Physiognomie, mit dem Haupt- und Grundzuge des Wohlwollens im geschriebenen Wort. Er hat seine kritischen Aufsätze gesammelt, und er war durchaus berechtigt dazu. Es ist Mode geworden, die schon einmal gedruckten Aufsätze zu einem Buch zusammen-

zubinden. Die zerstreuten Novellen, das Feuilleton, das nicht ein morgen interesseloses Tagesereigniß oder ein ephemeres Buch bespricht, sondern selbst in gedrängtester Form eine Novelle ist: sie haben ein Anrecht, zum Bande zu werden, vor dem eine große Leserzahl mehr Achtung hegt als vor der Zeitungsform. Kritiken zu sammeln ist schon ein schwierigeres Geschäft; doch Goldbaum's Kritiken sind Essays, Beiträge zur Literaturgeschichte; es wäre wirklich schade um sie gewesen, wenn er sie nicht in handlicher Form aufbewahrt hätte. Dingelstedt, Laube, Auerbach, Spielhagen, Gutzkow, W. von Hillern, Stettenheim, Kompert, A. Bernstein, Mosenthal, Sacher-Masoch heißen die elf Bevorzugten, die er mit feinem Stift en face abkonterfeit. Goldbaum verfügt nicht nur über reiches literarisches Wissen, er weiß auch durch die anekdotische Beigabe, die das Bild sozusagen lebendig macht, zu unterhalten, wo er belehrt; sie ist gleichsam die Uebermalung der kleinen Statuette, die er modellirt. Und wie es kritische Physiognomien gibt, deren Grundzug Neid, Haß, Scheelsucht, Unwissenheit, Rachsucht, Berechnung, Hoffnung auf Revanche bildet, kurz wie die Physiognomien der Kritiker so verschieden sein können wie die Blätter der Pflanzen, die Nuancen der Blüten, wie der Geschmack der Kritiker variiren kann wie der der Obstarten, so trägt das geschriebene Wort Wilhelm Goldbaum's den Stempel des — Wohlwollens.

Alfred Friedmann.

Schriften über Amerika.

1. Aus Amerika. Reisebriefe von C. Herzog. Zwei Theile. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1884. Gr. 8. 12 M.
2. Die Santa-Fe- und Südpacificbahn in Nordamerika. Von Robert von Schlagintweit. Mit zahlreichen Karten, Vollbildern und Textillustrationen. Köln, Mayer. 1884. Gr. 8. 8 M.
3. Die heutigen Indianer des fernen Westens. Aus dreißigjähriger persönlicher Anschauung geschildert von Richard Irving Dodge. Mit einer Einleitung von W. Blackmore. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Karl Müller-Mylius. Mit 16 Illustrationen. Wien, Hartleben. 1884. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

In dem Werke „Aus Amerika“ (Nr. 1) hat der frühere Staatssecretär von Elsaß-Lothringen, C. Herzog, in einer Reihenfolge von 48 umfangreichen Reisebriefen die Erlebnisse und Eindrücke einer Reise geschildert, welche er in den Jahren 1881 und 1882 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Mexico und in Südamerika gemacht hat. Da der Verfasser fast durchweg schon betretene Wege wanderte, so hatte er weder besondere Gefahren zu bestehen, noch gerieth er in ungewöhnliche Verwickelungen. Aus diesem Grunde enthalten seine „Reisebriefe“ denn auch verhältnißmäßig wenig, was als eine Bereicherung der geographischen Wissenschaft angesehen werden könnte, auch erzählt er uns nichts von aufregenden oder pikanten Abenteuern; dagegen bietet er uns in anziehender Darstellung die Resultate seiner Beobachtungen, wie er solche über die Natur, die Menschen und die Verhältnisse, in denen diese leben, auf seiner Reise mit scharfem Blick und feinem Verständniß zu machen Gelegenheit hatte. In dieser letztern Beziehung richtete er seine Aufmerksamkeit mit Vorliebe auf Gebiete des wirthschaftlichen Lebens, mit denen er in seiner frühern amtlichen Thätigkeit sich zu befassen veranlaßt war, sowie infolge besonderer Neigung auf das Unterrichtswesen. Auch suchte er sich, wie er selbst in dem seiner Arbeit vorangeschickten Vorworte hervorhebt, über die Lage zu unterrichten, in welcher die nach Amerika ausgewanderten Deutschen sich befinden. Neben der menschlichen Theilnahme für die Stammesgenossen bestimmte ihn dazu die begründete Ueberzeugung, daß es von Wichtigkeit sei, den Zusammenhang mit diesem zwar dem deutschen Boden, aber nicht der deutschen Art entfremdeten Theile unsers Volks zu erhalten, der uns die Colonien, welche andere europäische Staaten besitzen, bis zu einem gewissen Grade ersetzen kann. Die Mittheilungen Herzog's dürfen uns um so willkommener sein, als er sich mit Sachkenntniß einer möglichst genauen Darstellung des Thatsächlichen befleißigt hat. Außerdem wollte er das Interesse für Reisen in überseeische Länder, welche zu Deutschland Beziehungen haben oder gewinnen können, insbesondere in den Berufskreisen, denen er selbst angehört, anregen. „Ich glaube“, sagt er in dieser Beziehung, „daß bei aller Reiselust, welche die Deutschen auszeichnet, außerhalb der kaufmännischen Kreise in der angegebenen Richtung zu wenig geschieht, und daß es Nutzen bringen würde, wenn Männer, die sich für leitende Stellungen im Staatsdienst vorbereiten oder welche als Mitglieder gesetzgebender oder großer Verwaltungskörperschaften wirken wollen, auch jenseit des Oceans sich umsehen und Erfahrungen sammeln möchten. Die Vergleichung fremden und eigenen Werthes lehrt für beide den gerechten Maßstab finden.“ Diese Ansicht ist sicherlich wohlbegründet und sollte mehr, als es bisjetzt geschehen, beachtet werden.

Zunächst schildert der Verfasser die Stadt Neuyork und den Staat Neuyork bis zu den Grenzen von Canada, alsdann die Mittelstaaten, wie Pennsylvanien, Ohio und Illinois, die Weststaaten, wie Missouri, Wisconsin, Minnesota, die Oststaaten, die Pacificstaaten, den Süden, namentlich Louisiana, einzelne Territorien, wie z. B. Utah, und schließlich die Bundeshauptstadt Washington, wo er Gelegenheit hatte, den Proceßverhandlungen gegen Guiteau, den Mörder Garfield's, beizuwohnen. Ueberall widmet der Autor der Volks- und Staatswirthschaft, der Statistik, dem Bank- und Börsenwesen, dem Binnen-, Export- und Welthandel, dem Ackerbau, den Gewerben und Fabriken,

dem Einwanderungswesen, der Staatsverwaltung, den Eisenbahnen und dem Dampfschiffscurse die vollste Aufmerksamkeit. Als Freund des Schulwesens besuchte er nicht nur die öffentlichen Bildungsanstalten, sondern auch die Neger- und Indianerschulen, und was er über diese mittheilt, ist nicht weniger interessant, als es seine Bemerkungen über Hospitäler und Strafanstalten sind; auch die Pflege der schönen Künste vergißt er nicht zu erwähnen. Das Schlußurtheil Herzog's über die Vereinigten Staaten lautet also:

Die Nordamerikaner sind keine homogene Nation; wenngleich der vorwiegende Bestandtheil angloſächſiſcher Abstammung ist, so bilden doch auch Deutsche, Skandinavier und Einwanderer von romanischem Stamme, Italiener, Franzosen, Spanier, ein erhebliches Contingent, nicht zuletzt, was Zahl und Einfluß anlangt, die Irländer, die als „Politicians" sowol wie in der Verwaltung großer Städte und anderer Corporationen eine unverhältnißmäßig hervorragende Rolle spielen. Sie haben außerdem die farbige Bevölkerung in allen Schattirungen, die mehr als ein Achtel der Gesammtbevölkerung bildet, und die Reste der Indianer in sich aufzunehmen, sowie den Einfluß zu verwinden, welchen die Chinesen, wenn sie auch stets in einer gewissen Isolirung bleiben werden, immerhin üben. Es mag sein, daß aus dieser Mischung dereinst, was die Nordamerikaner erwarten, eine neue Nation sich herausbildet, welche die Sondervorzüge der Rassen in sich vereinen und zu einer höhern Vollendung ausarbeiten wird, ein neues, die verfallenden europäischen Völker weit überragendes Volk. Zur Zeit treten noch die Schwierigkeiten, welche das Nebeneinander verschiedener Rassen mit verschiedenen Temperamenten, Traditionen und sittlichen Anschauungen mit sich bringt, ziemlich grell in die Erscheinung und halten speciell auf ethischem Gebiet eine Läuterung der Ansichten auf. Ich für meinen Theil wünsche und hoffe, daß der englisch-germanischen Rasse in den Vereinigten Staaten die ihr gestellte Culturarbeit gelingen werde. Die Zeit, in welcher Amerika dem altgewordenen Europa die Fackel abnimmt, welche der Bildung der Menschheit vorleuchtet, ist zwar nicht so nahe, wie manche seiner jungen und alten Söhne in stolzer Freude über ihren Reichthum an Naturproducten und die Leistungen ihrer Ingenieure glauben mögen; allein die Zeit wenigstens wird kommen, wo neben der materiellen Macht auch die höhern geistigen Güter der Menschheit die ihnen zukommende Würdigung finden werden. Viele gute Anzeichen sprechen dafür.

Von Neuorleans reiste der Verfasser, wie er im zweiten Bande seines Werks berichtet, über den Golf von Mexico nach Cuba und von dort nach Veracruz und der Stadt Mexico; er überstieg die Cordilleren und gelangte über Colima und Manzanillo an den Stillen Ocean. Nach längerm Aufenthalte in Colima, wo er durch die dortige deutsche Colonie freundlich begrüßt wurde, ging er über Panama nach Peru und Chile und erreichte nach stürmischer Fahrt durch die Magellansstraße die Ostküste von Südamerika, auf der er von Buenos-Ayres aus Reisen ins Innere der Argentinischen Republik und von Rio de Janeiro aus einige Ausflüge in die benachbarten Provinzen Brasiliens machte.

Eine politische Einwirkung auf Europa auszuüben sind die Staaten von Südamerika allerdings bei der Unfertigkeit oder der Zerrüttung ihres Staatswesens und der daraus folgenden verhältnißmäßigen Machtlosigkeit bisher nicht in dem Maße im Stande gewesen wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihre Producte waren bis in die neuere Zeit weder von solcher Menge noch von solcher Nothwendigkeit für den großen Consum, daß sie auf dem deutschen Markte eine erhebliche Rolle spielen konnten. Auch war der Zug deutscher Auswanderung nach Mexico und Südamerika niemals auch nur annähernd so stark wie nach dem Norden des Continents. In eben diesen Beziehungen aber haben die letzten Jahre einen der Beachtung werthen Wandel hervorgerufen. In Mexico und Argentinien scheinen die Revolutionen und Bürgerkriege zur Ruhe gekommen zu sein, und damit ist der Boden für geordnete staatliche Verhältnisse gewonnen: umfassende Eisenbahnbauten versprechen die losen Glieder beider Föderativrepubliken fester aneinander zu binden und mit Erleichterung des Verkehrs die Hebung der reichen Bodenschätze zu fördern. Auf der Westküste von Südamerika hat Chile, dessen staatliches Gefüge von jeher fester und dessen Verwaltung geordneter war als die der Schwesterrepubliken, durch den mit Kraft und Ausdauer gegen Peru und Bolivia geführten Krieg seine Machtstellung bedeutend erhöht und durch die Niederwerfung seiner beiden Gegner sich voraussichtlich eine längere Periode des Friedens gesichert. Sodann hat in den beiden südlichsten Staaten von Südamerika die Production sich derart entwickelt, daß sie Weizen und Mais, die La Plata-Staaten auch Producte der Viehzucht, auf den Weltmarkt bringen und daher bei der Concurrenz, welche dem europäischen Ackerbau durch die Ernten der Vereinigten Staaten von Nordamerika und von Ostindien erwächst, mit berücksichtigt werden müssen. Durch den letztern Umstand veranlaßt, hat sich in Deutschland die Aufmerksamkeit mehr als früher auf die südamerikanischen Republiken gerichtet, auch in dem Sinne, daß sie als ein Ziel nicht allein für deutsche Auswanderer, sondern auch für Colonisation von Vereinen und Gesellschaften ins Auge gefaßt worden sind. Von hohem Interesse sind die Berichte über die fast ganz deutsche Stadt Valdivia in Chile und die Darstellung des chilenisch-peruanischen Kriegs.

Aus dem Vorstehenden dürfte genugsam hervorgehen, daß das Herzog'sche Werk ein ebenso interessanter wie werthvoller Beitrag nicht nur zur Reise-, sondern auch zur volkswirthschaftlichen Literatur ist.

Der als Reisender und Schriftsteller bekannte Professor Robert von Schlagintweit hat in einem auf Grund eigener Anschauungen geschriebenen Buche (Nr. 2) eine Geschichte der Santa-Fe- und Südpacificbahn verfaßt. Das in vier Abschnitte zerfallende Werk gibt zunächst eine Aufzählung und Nomenclatur der Pacifischen Eisenbahnen und eine lesenswerthe Schilderung des amerikanischen Westens; dann folgt im zweiten und dritten Abschnitt eine Beschreibung der Santa-Fe-Bahn, welche in Kansas City ihren Hauptausgangspunkt hat und durch die Staaten Kansas und Colorado sowie das Territorium Neu-Mexico führt bis zur Stadt Deming; hier beginnt die Südpacificbahn, welche das Territorium Arizona und einen Theil

des Staats Californien durchlaufend über Yuma und Los Angeles ihren Endpunkt in San-Francisco findet. Der Autor begnügt sich aber nicht mit einer immerhin anziehenden Beschreibung der beiden genannten Eisenbahnen und ihrer nächsten Umgebung, sondern schildert auch in lebhaften Farben die socialen Zustände in den verhältnißmäßig noch wenig bevölkerten westlichen Territorien, indem er überall auf die geographische Beschaffenheit und die geschichtliche Entwickelung jener Gegenden gebührende Rücksicht nimmt. In Arizona findet man z. B. eine große Anzahl jener sonderbaren Felsenwohnungen oder „Cliff-houses", die aus uralten Zeiten stammen müssen und nicht selten mit hieroglyphischen Zeichen und Inschriften versehen sind; auch stößt man häufig auf Reste von Wasserleitungen und sonstigen Ruinen, die nach Schlagintweit aus den Zeiten der alten Azteken stammen. In manchen Gegenden Arizonas fanden die erbittertsten Kämpfe zwischen den weißen Ansiedlern und wilden Indianern, namentlich den Apachen, statt, so zwischen Tucson, einem Stationsorte der Südpacificbahn, und dem Rio Grande. Dem Buche sind verschiedene Karten und zahlreiche Illustrationen beigegeben.

Die Schrift des amerikanischen Offiziers Richard Irving Dodge über „Die heutigen Indianer des fernen Westens" (Nr. 3) ist ebenfalls durch eine ganze Anzahl von Illustrationen geziert, welche uns theils Gegenden aus den von den Indianern bewohnten Territorien, theils bildliche Darstellungen indianischer Sitten und Gebräuche und Bildnisse von Indianerhäuptlingen vorführen. Der Verfasser hat während einer langen militärischen Dienstzeit auf der Indianergrenze im fernen Westen, wo ihn Jagden, Forschungsreisen und Feldzüge sowie der Aufenthalt auf manchen der bedeutendsten Grenzposten und Forts in stete und mannichfache Berührung mit den Rothhäuten brachten, die Lebensweise verschiedener Stämme der sogenannten „Plains", d. h. der am Fuße der Felsengebirge gelegenen Prairien, genau studirt und die Resultate seiner Beobachtungen in einer anschaulichen und unterhaltenden Schilderung niedergelegt. Dodge hat sicherlich das Bestreben gehabt, bei seiner Arbeit möglichst vorurtheilsfrei und objectiv zu Werke zu gehen; ob aber damit, wie der deutsche Bearbeiter, Karl Müller-Mylius, behauptet, „die Ansichten über den rothen Mann und seine Zukunft ein- für allemal festgestellt sind", ist doch nicht so ohne weiteres zuzugeben. Auch ist es eine Hyperbel, wenn die beachtenswerthe Schrift Dodge's als „der wichtigste und neueste Beitrag zur Ethnographie von Nordamerika" bezeichnet wird. Die Regierung der Vereinigten Staaten unterläßt es nicht, durch geeignete Personen jährlich neue Forschungen über die Indianerangelegenheiten anstellen zu lassen und die betreffenden Ergebnisse theils dem Congresse, theils dem Publikum durch Vermittelung des rühmlichst bekannten Smithsonian Instituts bekannt zu machen. Daß das vorliegende Buch nicht die neuesten Nachrichten über die nordamerikanischen Indianer bringt, erhellt schon daraus, daß es S. 8 von der verdienstvollen Verwaltung des Ministeriums des Innern durch Karl Schurz als von der Gegenwart spricht, während doch Schurz schon im März 1881 aus dem Ministerium ausschied. Seit 1881 aber sind durch die amerikanische Regierung bereits wiederholt neue und wichtige Mittheilungen über die Indianer veröffentlicht worden, von denen dem Schreiber dieser Zeilen verschiedene zugingen. Der Oberstlieutenant Dodge hat indeß darin vollständig das Richtige getroffen, daß er die nordamerikanischen Indianer der Gegenwart des fast ganz unverdienten Nimbus von Adel und Ritterlichkeit entkleidet, womit Cooper und andere Novellisten dieselben umgaben. Die Einleitung von William Blackmore hebt ebenfalls hervor, daß einer der augenfälligsten Charakterzüge des Indianers die Wildheit und Grausamkeit ist, welche er gegen seine Feinde an den Tag legt, mögen sie Indianer oder Weiße sein; andererseits wird aber auch mit vollstem Rechte auf die Betrügereien vieler Indianeragenten hingewiesen. Dodge bemerkt zum bessern Verständniß des indianischen Charakters:

Als Kind erhält der Indianer keine Erziehung, sondern wächst heran wie ein Stückchen Vieh. Vom Aufdämmern des Verstandes an ist sein eigener Wille ihm Gesetz. Es gibt für ihn kein Recht und kein Unrecht. Es werden keinerlei sänftigende Geschichten von wackern kleinen Knaben in sein aufmerksames Ohr geflüstert, wenn er auf seiner Mutter Knie sitzt. Keine Furcht vor Strafe hält ihn von irgendeiner Handlung zurück, zu welcher ihn knabenhafter Muthwille oder Wuth treiben mag. Es werden niemals Lehren und Vorstellungen, welche ihm die Schönheit und den sichern Lohn des Guten oder die Häßlichkeit und gewisse Bestrafung des Lasters begreiflich machen, an ihn verschwendet. Die Männer, von denen er umgeben ist und zu denen er als zu Vorbildern für sein künftiges Leben aufblickt, sind nur groß und berühmt gerade im Verhältniß zu ihrer Wildheit, zu den Skalpen, die sie erbeutet, oder zu den Diebstählen, die sie begangen haben. Seine früheste Erinnerung aus der Knabenzeit ist vermuthlich ein Freudentanz über die Skalpe von Fremden, welche er alle als Feinde zu betrachten gelehrt wird. Die Lehren seiner Mutter erwecken in ihm nur Einen Wunsch, so bald wie möglich an Kämpfen und Raubzügen theilzunehmen. Der Unterricht, welchen er von seinem Vater erhält, ist im Grunde nur darauf berechnet, ihn in den Stand zu setzen, daß er im Jagen, Rauben und Morden eine hervorragende Rolle spiele.

Diese Schilderung dürfte in der Hauptsache richtig sein. Das Leben einer Indianerin ist nach Dodge ein Kreislauf von mühseliger Arbeit. Die Ehe ist für sie nur ein Wechsel der Gebieter. Der Stolz eines guten Weibes besteht darin, daß sie ihrem Manne erlaubt, gar nichts selber für sich zu thun.

Alles in allem genommen, ist das Buch von Dodge belehrend und unterhaltend und darum allen, die sich für die Indianer interessiren, zu empfehlen.

Rudolf Doehn.

Neue Romane.

1. Aref, der Hindu. Roman von A. von der Elbe. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwing. 1884. 8. 8 M.
2. Das Schatzhaus des Königs. Ein Roman aus dem alten Aegypten von Wilhelm Walloth. Drei Bände. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 10 M.
3. Leopold Kompert's Gesammelte Schriften. Fünfter bis achter Band. Berlin, Gerschel. 1883. 8. 10 M. 50 Pf.

Alle die drei Autoren führen uns in einen und denselben Kreis ein, auf orientalisches Gebiet. Bei dem einen ist es der neue Orient, der uns in Britisch-Indien entgegentritt; bei dem andern der alte, vertreten durch das Land Aegypten; der dritte, der bekannte Schilderer des Judenthums, steht zwar nicht auf orientalischem Boden, wohl aber mitten in seinem Geist und Wesen, indem er uns das durch Jahrtausende fast unveränderlich gebliebene Volksproduct des Landes und der Geschichte von Palästina vorführt.

A. von der Elbe erzählt in dem Werke „Aref, der Hindu" (Nr. 1) die hochromantische und höchst originelle Liebesgeschichte eines europäisch gebildeten Hindu und einer Deutschen, und sehr eigenartig ist die gegenseitige Stellung der fünf Hauptpersonen des Romans, der zum Theil bei Bombay in Indien, zum andern Theil in und bei Hamburg an den Ufern der Elbe spielt.

Da stehen zunächst auf gleicher Linie nebeneinander die beiden reich gewordenen Kaufleute Onyr Hallagry, ein Inder, und Theodor Westerhold, ein in Indien etablirter Deutscher. Beide sind in den kleinen Anfängen ihrer Carrière treue und glücklich emporstrebende Associés, werden sich jedoch später entfremdet, ja das Verhältniß wird fast ein feindseliges, woran Westerhold's Rassenhochmuth und seine eifersüchtige Rivalität gegen den rascher und sicherer operirenden Compagnon schuld sind; am Ende aber treten die zwei Familien wieder in die engste Beziehung. Da sind ferner ihre Kinder Aref und Kornelia; beide lieben sich innig, bleiben sich durch alle Prüfungen, welche insbesondere Westerhold's unbändiger Hochmuth und die Befangenheit seiner Lebensanschauung ihnen in den Weg legt, treu und werden endlich doch ein glücklich Paar. Die allerinteressanteste Laufbahn aber hat Theodor's muthig unternehmende Schwester Elise durchgemacht. Sie ist mit dem Bruder nach Indien gegangen und hat mit ihm und dem Compagnon Hallagry eine der gefährlichsten und beschwerlichsten Handelsreisen weit in die Himalajagegenden hinein unternommen. Die Karawane wird von wilden Völkerstämmen überfallen und ihre Theilnehmer gefangen, Theodor von den andern getrennt. Elise und Onyr, die zusammen geblieben, retten sich nach einiger Zeit durch die Flucht und kommen in ein prachtvolles Thal zu freundlichen Stämmen. Da werden die beiden, die sich unter den schweren Schicksalsschlägen liebgewonnen, durch einen Hindupriester ehelich verbunden, leben weltverborgen dem Ackerbau, und nach einem Jahre gebiert Elise ihrem Gemahl den Knaben Aref. Kurz nachher kommt ihr Bruder, der sich losgekauft und die Spur seiner verlorenen Genossen verfolgt hat, in dieselbe Gegend und findet die Schwester. Diese ist des romantischen Idylls bereits überdrüssig und redet sich ein, daß religiöse Bedenken sie von ihrem Gemahl trennen, während doch nur Eitelkeit sie verhindert, den braunen Mann als ihren Gatten in die europäische Gesellschaft einzuführen. In Onyr's Abwesenheit verläßt sie mit dem Bruder heimlich Gatten und Kind, und nun hat kein Mensch, auch ihre Nächsten nicht, eine Ahnung davon, daß sie Gattin und Mutter ist. Doch mit diesem Schritt ist zugleich ihr Herzensfrieden verloren gegangen; es hält sie nicht mehr in Indien; kränkelnd kehrt sie nach Hamburg zurück; Frieden und Versöhnung aber erlangt sie erst unmittelbar vor ihrem Ende, als sie das stille Leid gebeichtet, als alle sich in Eine Familie wieder zusammenfinden, durch ihre energische Fürsprache Aref und Kornelia eins geworden und ihr so furchtbar gekränkter Gemahl ihr verziehen hat.

Der Leser, um sich in der ziemlich verwickelten Geschichte zurecht zu finden, muß sich zuerst das wechselnde Verhältniß der fünf Personen recht klar einprägen; das wird vor allem für die Gestalt Elisens gefordert in ihrer dreifachen Stellung als Theodor's Schwester, Onyr's Gattin und Aref's Mutter.

In diese allgemeine Geschichte spielen nun zwei besonders sich hervorhebende Partien hinein, die das Lebensgemälde eindringlicher und mannichfaltiger machen. Die eine, mit mehrfachen Conflicten, mit Mishelligkeit und Widerwärtigkeit angefüllte, ist die halb und halb aufgezwungene Verlobung Kornelia's, die bald ein Ende findet, wie man es erwarten konnte, und zwar bei Anlaß eines mit großer Anschaulichkeit geschilderten Pferdewettrennens, das die zwei gar nicht zusammenpassenden Personen vollends auseinanderbringt. Die andere, unmittelbar mit jener zusammenhängend, ist die glückliche Vermählung einer nahen Verwandten des Westerhold'schen Hauses, nachdem sie ein recht romantisches Abenteuer durchgemacht hat. Sie ist nämlich von dem tückisch boshaften und schlau berechnenden Buchhalter, der auf ihr vermeintlich großes Vermögen speculirt, um ihre Hand gebeten und nach Zurückweisung des Antrags auf brutal abgekartete Weise förmlich entführt worden, damit ihr keine Wahl bleibe, als in die Zwangsheirath zu willigen; aus dieser schlimmen Situation hat im richtigen letzten Augenblick ihr Herzensfreund sie gerettet und für sich gewonnen.

Was den Roman recht ansprechend macht, das sind zwei Umstände. Erstlich ist hier wieder einmal etwas Neues, Originelles; es ist eigene Erfindung darin, nicht das gewohnte Hintrotten auf den ausgefahrenen Gleisen. Der ganze Lebenslauf dieser Elise Westerhold ist etwas

Apartes, das der Autor nicht — wie wir es heute ganz besonders auf dem übermäßig bearbeiteten Gebiete des Romans jeden Augenblick erfahren — einem oder einem halben Dutzend von Vorgängern mit geringen Modificationen nachzeichnen konnte. Wol noch eigenartiger ist die ernste Liebeswerbung Aref's. Der schöne und edle Jüngling hat sich nämlich zu nichts Geringerm entschlossen, als die Gestalt eines alten buckeligen Dieners anzunehmen, und diese so sehr schwierige Rolle, die ihn täglich oder stündlich neuen Prüfungen und Seelenkämpfen aussetzt, führt er jahrelang meisterhaft durch; den fast magischen Einfluß, den dieser vermeintliche Alte wol vermöge einer unbewußt wirkenden seelischen Anziehung auf die sonst sehr verwöhnte oder vielmehr gar nicht erzogene Schöne ausübt, benutzt er ausschließlich dazu, sie dem Guten und Edeln zuzuwenden, ihren Geist zu erschließen. Dies Vorgehen ist jedenfalls nicht gewöhnlich, auch im Roman nicht.

Der andere Vorzug liegt in einer wohlberechneten, einfach naturwahren Charakteristik. Es sind Menschen, aus gut und böse gerade so gemischt, wie die Natur sie schafft. Der waghalsige, übermüthige und vorurtheilsvolle Theodor Westerhold, der sich aber schließlich ganz gut lenken läßt; die thatkräftige und muthige Elise, die später durch eine affectirte Frömmigkeit ihre geheime Schuld sühnen möchte, bis die Erkenntniß des wahren innern Zustandes ihr läuternd aufgeht; der besonnene, klare und männliche Indier Hallagry und sein feingebildete, hochsinniger Sohn Aref; die launenhaft anspruchsvolle wunderschöne Kornelia, die erst durch die Liebe erzogen und lenksam gemacht wird; die überaus feinfühlige Marianne; der übermüthige Freier Schönfeld, dem auch erst die wahre Liebe das Verständniß einer tiefern und edlern Weltanschauung aufschließt; dazu eine weitere Reihe von Nebenfiguren, zumal aus der Westerhold'schen Familie: sie alle sind wahre Menschen; nichts an ihnen ist forcirt und nichts falsch gemalt. Es ist gerade die treffende Psychologie auf sie verwendet.

„Aref, der Hindu" ist nicht gerade eine große oder eminente Schöpfung, aber eine recht tüchtige und anmuthende Arbeit.

Wir wenden uns zum „Schatzhaus des Königs" von Wilhelm Walloth (Nr. 2). Es ist eine gefährliche Sache um altägyptische Romane, das lehrt das Beispiel von Georg Ebers. Zwar die Klippen, an denen die Kunst des letztern gescheitert, hat unser Autor vermieden; dafür liegen andere Mängel vor.

Der Titel paßt nicht; das königliche Schatzhaus spielt nur eine nebensächliche und insbesondere für das Schicksal der Hauptpersonen keineswegs bestimmende Rolle; das sei nur nebenbei gesagt und blos deshalb angemerkt, weil es schließen läßt, daß der Autor darüber schwankend war, wo eigentlich der Kern und Mittelpunkt seiner Handlung liege.

Offenbar ist die ganze Erzählung nur eine Geschichte des Liebeskampfes zwischen dem vornehmen ägyptischen Höfling Manes und dem armen Judenmädchen Myrrha, das sich aber hernach als die natürliche Tochter des Aegypterkönigs Seti entpuppt und mit dem bereits zum Liebling des königlichen Herrn und Nachfolgers aufgestiegenen Verlobten zu den geziemenden hohen Ehren erhoben wird. Alles andere sind nur fördernde oder hemmende Motive, Nebenumstände jener Haupthandlung; auch die Schatzgeschichte, auch die Hof- und Priesterverschwörungen, die das Leben des Königs Ramses II. so nahe bedrohen, auch die furchtbar harten Dienstverhältnisse des geknechteten hebräischen Stammes, von denen eine erschreckende Einleitungsscene eindringlich genug redet: es sind da die unter unmenschlichen ägyptischen Aufsehern arbeitenden Juden an dem gefährlichen Werk beschäftigt, die riesige Bildsäule des Königs auf seine gewaltige Pyramide hinaufzuheben; da stürzt der schwere Koloß herunter, Tausende zerquetschend, tödtend oder gräßlich verstümmelnd. Blos mitwirkender Nebenumstand, obgleich tief ergreifend, ist die Lebensgeschichte der feilen jüdischen Tänzerin, die es durch ihre verführerischen Reize dahin bringt, die Geliebte des Königs zu werden, aber durch eine wahrhaft treue Herzensneigung zu ihm veredelt und geläutert wird und ihr abenteuerliches, jung verzetteltes Leben für den hohen Herrn hingibt. So ihre Geschichte; anders die ihres boshaften und habgierigen Bruders, des Schatzdiebes, der sich seiner Strafe durch Selbstmord entzieht.

Prüfen wir nun das Räderwerk, durch welches die Handlung in Bewegung gesetzt wird, so ergibt sich Folgendes: neu sind die Motive nicht, und gegen die Art, wie sie wirken, steigen erhebliche Bedenken auf. Sehen wir sie uns Punkt um Punkt an.

Da ist die Geschichte von dem Schatzhaus, die alte Sage, wie der König das Haus für seine ungeheuern Schätze mit einem nur den Erbauern bekannten Eingang errichten und dann zur Sicherheit alle, die daran gearbeitet, umbringen läßt, wie aber einer entrinnt und das hochwichtige Geheimniß seinen Söhnen mittheilt, die davon profitiren. Die Geschichte cursirt unter etwas verschiedenen Modificationen; hier ist es der am harten Frowerk mitarbeitende und dabei mit verunglückende alte Jude, der seinen zwei Kindern, den obenerwähnten Geschwistern, sterbend Kenntniß von dem Geheimniß gibt. Der Kern der Sage vom Schatzhause des Rhampsinit ist alt, unser Autor brauchte sie nur aufzunehmen.

Neu ist auch jenes andere Agens nicht, das in der Geschichte des Königsfreundes Manes mitspielt, um diesen, der die Verschwörer belauscht und dabei überrascht wird, auf diabolische Art zu tödten, nämlich der überaus kunstvolle Mechanismus einer besondern Art von Höllenmaschine. Das ist ein eiserner Käfig, in den man den zu Marternden bei Wasser und Brot einsperrt; der Kerker hat sechs Lichtöffnungen; durch einen Druck von außen wird jeden Tag eine der Oeffnungen geschlossen, der höllische Käfig um etliche Fuß enger, und der letzte Druck soll den Gefangenen zerquetschen, nachdem man ihn gerade so lange, als es der menschliche Organismus auszuhalten vermag, die Martern des denkbar furchtbarsten Todes hat durchkämpfen lassen. Diese Erfindung von Teufeln, die wahr-

scheinlich doch nie existirt hat, ist wieder nichts Neues; ich habe von ihr anderswo gelesen, und aus sich selbst mag unser Autor höchstens das Ende beigebracht haben, daß nämlich vermöge verfehlter oder nachlässiger Construction der teuflische Apparat im letzten Augenblick auseinanderplatzt, sodaß der fast irrsinnig gewordene Gefangene entspringen kann, um sich und den ebenso raffinirt dem Untergang geweihten König zu retten und darauf die Verschworenen gerade mit dem gleichen Werkzeug zu vernichten, das sie gegen ihren Herrn geschmiedet hatten. Das führt auf eine andere mit nicht geringerm Grade von teuflisch schlauer Bosheit ersonnene Maschinerie: ein unterirdisches Gemach, das als luxuriöser Festsaal eingerichtet und so erbaut ist, daß auf einen Wink des Baumeisters im bestimmten Moment die Lehmwand auf der einen Seite umstürzt und den Nilstrom einläßt, der die Zechenden in wenigen Secunden ertränkt. Auf diese hinterlistige Weise, welche den Anschein haben soll, als habe ein unglücklicher Zufall gewaltet, wollen die Verschwörer den König morden, nachdem ihnen gewöhnliche Streiche mislungen; sie werden aber selbst durch ihr eigenes Werkzeug getödtet, unter ihnen des Königs syrische Gemahlin, sein Sohn und der Oberpriester von Theben. Ob diese zweite Maschinerie, dies tückische Bauwerk, eine originelle Erfindung des Autors ist, weiß ich nicht; ich erinnere mich nicht, ihr früher begegnet zu sein.

Die weitern Factoren im Triebrade der Handlung sind: Das Schicksal wirft unserm guten weltunerfahrenen jungen Mann das ausgesuchte Glück in den Schos, zweimal Lebensretter des Königs zu werden, das erste mal schon vor der ersten nachgesuchten Audienz bei Hofe, das zweite mal, nachdem er selber nur durch ein Wunder oder einen Zufall dem entsetzlichsten Verderben entgangen. Ich kann diese Rettungsgeschichten, die den Helden dann gleich mit Einem Schlag in fabelhafte Höhe rücken, nicht anders als ein hundertfach verbrauchtes Motiv nennen. Und auch das ist abgenutzt, aus einem armen und schönen jungen Mädchen eine versteckte Prinzessin zu machen. Das Allerunwahrscheinlichste aber ist folgender Verlauf: Die arme Myrrha, die eine ihr aufgezwungene Ehe durch bewundernswerthe Energie null und nichtig zu machen verstanden hat, geht von Memphis nach Theben, trifft da genau im gleichen Augenblick und auf einer und derselben Stelle der königlichen Gärten mit ihrer Todfeindin, der herzlos unnatürlichen Mutter des Manes, zusammen; und das Kunststück dieses wunderlichsten aller Zufälle wird in Scene gesetzt, um einen der widerwärtigsten Auftritte daran zu knüpfen, indem die heillose Alte über das Mädchen herfällt und es erdolchen will, was nur dadurch verhindert wird, daß im gleichen Augenblick der Geliebte zu ihrer Rettung eintrifft. Das sind Scenen, die der Maschinengott leitet, denen alle Naturwahrheit abgeht.

Schön heben sich einzelne charakteristische Naturschilderungen in dem Buche ab, und darin hat Walloth mehr gethan als A. von der Elbe, der doch in seinem Indien einen ebenso prächtigen Schauplatz vor sich hatte, aber offenbar den Gang der knappen Erzählung nicht unterbrechen wollte.

Worin übrigens der Charakter des Naiven liegen soll, den der Verfasser in einem kurzen Nachwort dem culturhistorischen Roman — und ein solcher soll doch sein Buch sein — vindicirt, das vermag ich absolut nicht zu fassen.

Eine liebenswürdige Episode bildet die unglückliche, weil unerwiderte Liebe der wahren Königstochter zu dem Helden des Romans, und wie das trauernde Mädchen am Schluß in die Oase des Ammon hinauszieht, um sein einsames Leben zu verträumen.

Voll dramatischen Lebens sind allerdings eine Reihe von Scenen: so die furchtbare der bei ihrer Frone gepeitschten und umkommenden Hebräer; der dem verirrten Aegypter drohende Schrecken einer Nacht im Judenviertel, die ihm Freiheit und Leben kosten kann; der Tod des alten Juden und das folgenschwere Vermächtniß; der mit bangendem Grauen verknüpfte erste Einbruch in das königliche Schatzhaus; der Ueberfall der beiden Liebenden im Gartenpavillon; die tief traurigen Schicksale der unschuldigen Myrrha im Hause der boshaften wortbrüchigen Mutter des Manes, welche die Unglückliche systematisch zur Verzweiflung bringen und ins Elend jagen möchte; die in ihre Grabpyramide verirrte Königstochter; mehr als alle aber der stürmisch bewegte Auftritt im Kreise der Verschworenen, die in geheimer Tempelhalle berathen, nebst dem, was als unmittelbare Consequenz daran sich schließt, so die mit Humor gewürzte Ersäufungsgeschichte dieser Bande; der Tod der von der eifersüchtigen Königin durch langsam wirkendes Gift gemordeten Tänzerin; die Schlußscene im mondbeleuchteten königlichen Garten. Das alles hat zweifellos pulsirendes Leben, dramatische Energie in sich, aber die Aneinanderreihung solcher Scenerien genügt noch nicht, um einen wohlmotivirten und folgerecht gebauten, kurz einen guten Roman zu bilden. Das Werk spannt, aber es befriedigt nicht.

Wir haben die zweite Hälfte (fünfter bis achter Band) der „Gesammelten Schriften" Leopold Kompert's (Nr. 3) vor uns und können kurz sein, da uns dieser Schriftsteller hier schon zweimal beschäftigt hat.

Die Schriften des eigengearteten Autors lassen sich in folgende Klassen bringen: nach Ton und Haltung und dem Ausgange, den sie nehmen, tief eindringende Lebens- und Seelenbilder von reich psychischem Gehalt und mit versöhnendem Abschluß, oder seltsame seelische Entwickelungen von schwermüthigem und trübem Eindruck, oder unbestimmt aus beider Art Ingredienzen gemischte; nach Umfang Romane oder (zahlreicher) Novellen bis zur Novellette herab; nach dem Stoffkreis ganz überwiegend Bilder aus seinem Specialgebiet, dem jüdischen Leben, oder (gegen den Schluß) allgemeiner aus unserer modernen Gesellschaft.

Die bedeutendste Composition in der zweiten Hälfte seiner Schriften ist der im sechsten Band enthaltene Roman „Zwischen Ruinen". Ziemlich umfangreich, enthält er keinen namhaften Inhalt weiter, als der in die

fünf Worte sich einkleiden läßt: wie zwei Herzen sich finden. In der That weiter nichts, aber vollauf genug; es ist ein reicher Inhalt, darin sogar eine beträchtliche Zahl von markanten äußern Thatsachen, welche die familiären und die social-politischen Entwickelungen eines böhmischen Bergdorfs berühren; doch sind sie allerdings nur der Rahmen oder der Faden, an welchem die seelischen Entwickelungen der Hauptpersonen ablaufen; denn so steht es bei unserm Autor immer, und man darf, wenn man sein eigenstes Wesen erkennen will, dieses Verhältniß niemals übersehen. Also zwei Seelen, die zusammengehören, aber erst nach schwerem Kampf und Ringen mit sich selbst und der Außenwelt sich finden. Die beiden Menschen sind der reiche und angesehene Fabrikant Jonathan Falk, jüdischen Ursprungs, und die jung ins Dorf gekommene deutsch-böhmische Weberstochter Maria Dorothea Lang, katholischer Confession. Jude und Katholikin, da steckt der Haken. Der Verlauf ist kurz dieser: Falk ist nicht glücklich verheirathet, seine Frau Bella ist eine geistig und körperlich verzärtelte eigenwillige Persönlichkeit, die den Mann zwar liebt, aber nicht versteht; sein kleiner Bernhard hat das Unglück, stumm zu sein. Da kommt als Tauschkind zum Schmied Patek ins Dorf die junge deutsche Maria, die, noch ein Kind, böhmisch lernen soll. Ihre eigenartige energische Natur sträubt sich gegen die neue Sprache und die ungewohnten Verhältnisse und würde sich im Weinen verzehren; da nimmt der Fabrikant die Kleine in sein deutsch sprechendes Haus als Gespielin des jüngern Bernhard, und von dem Augenblick an geht für alle ein neues Leben auf. Die kleine Dorothea schmiegt sich mit einer wahrhaft begeistert hingebenden Liebe an den unglücklichen Knaben, den sie mit bewundernswerth instinctivem Takt zugleich unterhält, spielend erfreut und unterrichtet; die zwei sind schon nach den ersten Tagen wie untrennbar für das Leben. Die vornehm lässige Hausfrau Bella sieht das Verhältniß als eine Erleichterung gern, und als sie nach einem furchtbar erschütternden Schlag, der ihr Haus betroffen, langsam hinsiecht und während dieses Processes Schritt um Schritt die trübenden Schlacken ihres frühern Wesens abwirft, sich geistig hebt und läutert, klarer sieht, besser und reiner geworden, da haucht sie ihr junges Leben aus mit dem der nächsten Hausfreundin eröffneten letzten Wunsch auf den Lippen, daß Dorothea Bernhard's zweite Mutter werde. Und das scheint auch des Mädchens unabweisbare Naturbestimmung zu sein. Zwischen ihr und Jonathan hat sich noch während Bella's Leben, den beiden erst halb bewußt, ein Verhältniß entwickelt, das sie Tag um Tag fester aneinander kettet; die zwei Naturen sind aufeinander angewiesen. Aber da steht der Schlagbaum, die Religion. Darf und soll sie Jüdin, oder darf er Katholik werden, oder sollen sie es vor dem Civilamt mit einer „confessionslosen" Ehe versuchen? Sie betreten den letztern Weg und scheitern am eigenen Gewissen; die tief empfindende Dorothea kann nicht, sie entsagt im entscheidenden Augenblick. Aber nun ist auch der Umschwung über sie gekommen. Gerade weil der katholische Kaplan, den sie bei anderm Anlaß als gefährlichen, verderblich einwirkenden Fanatiker kennen gelernt, ihr auch in dieser Gewissensfrage eine rohe Härte entgegenträgt — diese Natur versteht der Zelot nicht, verrechnet sich in ihr gründlich —, gerade darum sieht sie die Nichtigkeit eines bloßen Lippenbekenntnisses ein und nimmt unbedenklich den seit den vielen Jahren ihres segenvollen Aufenthalts im Hause ihr so nahe getretenen Glauben Jonathan's an. Der Conflict ist endlich gelöst, die beiden sind glücklich, und Bernhard hat für immer eine treu besorgte Mutter gefunden.

Den großen Wendepunkt in der Geschichte bezeichnet ein Arbeiteraufstand, bei dem die Fabrik in Flamme geräth, der das bedrohte Herrenhaus schädigt, das Leben Jonathan's gefährdet, den schwach glimmenden Lebensfaden Bella's durch den jähen Schreck vollends zum langsamen Erlöschen bringt, aber auch im gefährlichsten Moment, ebenfalls infolge der Schreckenswirkung, dem bis dahin stummen Knaben die Sprache gibt. Allgemein sind es die drei schweren Streitfragen, die das Ganze durchziehen: die der Nationalität, böhmisch oder deutsch; die sociale oder Arbeiterfrage, die sich in jenem Gewaltact zuspitzt; endlich der mehr innerliche Kampf der Religionen.

Das Eigenartigste sind da, wie stets bei Kompert, die ganz merkwürdigen Personen, und zwar folgende: der riesige czechische Schmied Patek, der trotz des erbittert entbrannten Nationalitätenkampfes treu zu dem gut deutsch gesinnten Fabrikanten steht und für diesen in der Schreckensnacht jenes Aufstandes eine fast tödliche Wunde empfängt; die blinde alte Lehrerswitwe Veile Oberländer, die sich fast als das Orakel und die Schicksalshüterin der Familie Falk ansieht und benimmt und auch als solche willig anerkannt wird; einzig für die verbildete Bella vor ihrer letzten Läuterung ist die etwas wunderlich und entschieden auftretende Frau mit den tief aus ihrem Innern herausgeschöpften Weisheits- und Prophetensprüchen zuerst eine unheimliche Erscheinung, fast ein gefürchtetes Gespenst; die merkwürdige Alte spielt bei der Entwickelung der Handlung eine Hauptrolle. Die sonderbarste Figur ist der Landstreicher Aaron oder Adolf, Jonathan's lange verschollen gewesener Bruder, der eines Tags mit seinem armseligen Bündelchen vor der Thür steht. Er war ein furchtbar wilder und toller Knabe gewesen, der einmal die Hand gegen den eigenen Vater erhob, deshalb aus dem Hause verbannt ward, unstet in der Welt herumjagte, zum Virtuosen ersten Ranges heranwuchs, lange Zeit ein gesetz- und schrankenloses Künstlerleben führte, dann aber nach dem Tode des in wilder Ehe erzeugten einzigen Kindes auf einmal umkehrte und nun als büßender, betender und fastender Fanatiker heimkehrt, der mit seinem Leben der Entsagung Gott und den Himmel zu zwingen meint. Eine Zeit lang übt der seltsame Halbnarr, der zuweilen eine unbändige Willenskraft aufflackern läßt, auf den Bruder und insonderheit auf den Knaben Bernhard, dem er mit Gewalt das Alte Testament eintrichtern will, einen verderb-

lichen Einfluß, er scheitert dann aber an dem Verhältniß zu Dorothea, nimmt den Wanderstab wieder zur Hand, geht zu seinen Frommen weit in die Welt hinaus und ist für immer verschollen. Aber die bedeutsamste und tiefste, auch in vielen Stücken räthselhafte und doch in sich so klare und feste Natur ist Dorothea selbst, eine Perle von Weib. Ihr ganzes Gebaren schon von den Kinderjahren an hat etwas Ungewöhnliches, über dem ein eigener Geist liegt. Sie ist ein zwar in den innersten Tiefen ringendes, schwer bewegtes, mit sich selber kämpfendes Wesen, aber trotzdem sicher und fest, sich selber Gesetz, und schließlich sich und ihren Angehörigen zu Licht, Klarheit und Versöhnung verhelfend. Mit Spannung folgen wir jedem Schritt, den das Kind thut, bis es Jungfrau, Weib und Gattin wird. Das ist wieder einer der schwerwiegenden Geistesprocesse bei unserm Autor, aber von denen, die einen friedlich und freundlichen tagklaren Abschluß finden. Dorothea ist eine in allen Einzelheiten fein ausgearbeitete Gestalt, nur daß sich an ihr, wie an den „wiener Kindern" des nächsten Romans oder wie bei Kompert allgemein, die an diesen Personenbildern herumarbeitende Kunst nicht verleugnen kann.

Sein letzter größerer Roman ist (achter Band) „Franzi und Heini. Geschichte zweier wiener Kinder". Das Besondere, das in seinen Lebensbildern liegt, verleugnet sich auch da nicht, und es sind — ausnahmsweise nicht aus den jüdischen Kreisen — zwei Kinderschicksale jedenfalls seltsamer Art.

Franzi und Heini gehören zwei einst reich gewesenen und nächst befreundeten Familien an, die dann in Verfall gerathen sind; doch hat des letztern berechnende Mutter aus dem Sturz des Geschäfts ihr beträchtliches Vermögen zu retten gewußt, während Fränzchen's unpraktische Mutter nun jahrelang blos von der Unterstützung der Jugendfreundin lebt. Das geht so lange, bis dieser die immer inniger werdende Beziehung ihres Heinrich zu Fränzchen bedenklich wird. Sie bricht deshalb mit der alten Freundin, und damit ist in die jungen Leben ein zerstörender Riß gekommen. Heini bestiehlt die eigene Mutter, deren eisernen Kassenschrank er öffnet, um sein schönes Fränzchen zu schmücken, und die Mutter überliefert die drei Personen dem Criminalgericht, das die Kinder freispricht, die Mutter des Mädchens aber wegen Anstiftung auf kurze Zeit in Haft setzt. Das ist die zweite große Krisis in den jungen Leben, doch zu ihrem Heil. Die Kleine kommt aufs Land und wird schließlich die recht glückliche Gattin des Lehrers ihrer Klasse, der früh allein ihre tiefere Natur erkannte und sie vertheidigte und den sie darum von jung auf lieb hatte. Heinrich wird ein namhafter Bildhauer, dessen erstes Werk, die nachzitternde Erinnerung an seine Jugendliebe, Fränzchen als Aschenbrödel darstellt.

Wie gewohnt, sind auch da die seelischen Gestaltungen der Kern, voran das geistig-moralische Herauswachsen der zwei schwer zu beurtheilenden Kinder, dem der Autor Schritt für Schritt fast mit ängstlicher Genauigkeit nachgeht. Merkwürdige Gestalten sind daneben der gewichtig eingreifende einfache Volksschullehrer des zehnten wiener Bezirks, und die arme jüdische Trödlerin Frau Blütenstern mit der auf ihr lastenden Familie und dem unvermeidlichen Waarenpack zur Seite. Es sind Bilder in originellen und intensiv gehaltenen Strichen, dazu voll tief geschöpfter Naturwahrheit. Die Composition ist etwas lose.

Nehmen wir ganz kurz die novellistischen Schöpfungen der Bände fünf und sieben vor.

Zur ersten Klasse der unbedingt vorzüglichen Gebilde zähle ich folgende Nummern: „Die Jahrzeit", ein Lebensbild von tiefem Eindruck und durch die ungemein fein gedachte Aussöhnung weich und traulich an das Herz greifend; eine ästhetisch vollendete Bildung. Ebenso fein, von ausgesprochener Eigenart „Christian und Lea", ein rührendes Familienbild, das zwischen Mutter, Tochter und Pflegesohn spielt. „Die beiden Schwerter", das sind die zwei sich streitenden Kirchen oder Religionen; es ist eine herrliche Episode aus dem Leben des edeln Kaisers Joseph II., und dieser Domdechant von Kojetein in Böhmen, ein Priester wahrhaft nach dem Herzen Gottes, ist eine herrliche Gestalt. — „Von meinem Großvater." Sehr schön, dazu mit so viel gesundem Humor versetzt, wie wir ihn sonst bei diesem Autor weniger suchen. — „Auf dem Monte Pincio." Eine der eigenartigst geschürzten Compositionen. — „Die deutsche Gräfin in Ungarn"; das Stück zählt unter die seltenen Geschichten Kompert's, die mit dem Judenthum nichts zu thun haben; die Complication gehört unter die auffallendsten, die mir je in einem Roman aufgestoßen sind, und eine Gestalt wie der politische Parteiführer Andoras, so seltsam, räthselhaft und widerspruchsvoll, steht in der Literatur der Gegenwart wol einzig da; das kann höchstens in die ungarischen Pußten passen. — „Ohne Selbstlaut." „Die Bacchantin."

Zur zweiten Klasse der beengend drückenden Gestaltungen: „Die Seelenfängerin", das ist das traurige Schicksal einer wohlhabenden Judenfamilie, die an dem Widerstreit in der Lebensanschauung von Vater und Mutter vollständig sich zersetzt und zu Grunde geht. — „Gottes Annehmerin." Wieder einmal ein schwer unterzubringendes Curiosum von Seelenbild. — „Die Augen der Mutter." Eine durch die zum Teufel gewordene Spielwuth des Vaters ruinirte Familie, die Mutter gestorben, die Kinder wenigstens für ihre Jugend unglücklich gemacht, der Alte eine der unheimlichsten Gestalten, die dieser wunderlich zeichnende Pinsel geschaffen.

Endlich die complicirten Mischungen in Ton und Stimmung, Haltung der Handlung und Art der Lösung des Conflicts, derart, daß wir oft gar nicht wissen, wie rubriciren, wohin eine Nummer stellen, was eigentlich bestimmt über sie zu sagen sein möchte. Das mag die hier folgenden Nummern treffen: „Der Karfunkel." Der Lebenslauf der Tochter eines armen jüdischen Gemeindevorbeters, die unter der von einem Grafen angeordneten Erziehung zur großen

Sängerin heranreift. Ob sie glücklich ist? Man beachte die markanten Gestalten des Vaters und seines treuen Gehülfen. „Die Schwärmerin", eine Mutter, rührend, aber auch ungesund exaltirt. „Der erste Meridian"; die Geschichte eines geistig gestörten Kindes, das für seine fixe Idee in finsterer Sturmnacht den frühen Tod findet. „Der kleine Spieler", eine allerseltsamste Familiengeschichte mit dem Motiv des Börsen- oder Hazardspiels; eine ungelöste Frage, was wir geistig und gesellschaftlich aus diesem Räthsel von Familienvater machen sollen. Kurz, es sind unklare Horizonte und zweifelhafte Gestalten.

J. J. Honegger.

Bursian's Geschichte der classischen Philologie.

Geschichte der classischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Konrad Bursian. Zwei Hälften. München, Oldenbourg. 1883. Gr. 8. 12 M.

Für den Forscher wie für den Dilettanten läßt sich kaum eine angenehmere und zugleich lohnendere Beschäftigung denken als die, der Entwickelung seiner Wissenschaft nachzugehen, sie von ihren ersten Ursprüngen an durch alle ihre Phasen und Stadien hindurch zu begleiten bis zu dem Punkt, an welchem sie zur Zeit angelangt ist. Dies ist nun nicht immer eine leichte Sache, und auch der gelehrte Forscher stößt auf Perioden, die ihm weniger geläufig sind, wo ihm also eine von fachkundiger Hand angebotene Führung willkommen sein muß. Für eine Reihe von Wissenschaften ist nun eine solche bereits vorhanden; das durchaus löbliche Unternehmen einer „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland", für welches bewährte Bearbeiter gewonnen sind, ist schon zu einer stattlichen Anzahl von Bänden gediehen, und ihnen hat sich kürzlich, zur Freude der Philologen, die Geschichte ihrer Wissenschaft zugesellt, die den neunzehnten Band des genannten Sammelwerks ausmacht. Die Freude ist zwar mit einem Gefühl von Wehmuth gemischt: der Verfasser, ein Mann von vielseitiger Gelehrsamkeit, hat noch eben die Vollendung dieses seines letzten Werks erlebt, um die Feder für immer niederzulegen; das an Arbeit und Ergebnissen reiche Leben Konrad Bursian's ist nach langen und schweren Leiden durch den Tod abgeschlossen worden. Sein Werk reiht sich, wenn nach den Eigenschaften gefragt wird, die bei einem solchen Unternehmen in erste Linie zu stellen sind: Beherrschung des Stoffs auf der einen, geistiges Durchdringen auf der andern Seite, Fleiß und Unparteilichkeit, den meisten seiner Vorgänger ebenbürtig an. Es klebt ihm allerdings auch manches Menschliche an; theils liegt aber dies im Gegenstande selber: wo eine solche Masse von Zufälligkeiten sachlicher und persönlicher Natur zusammentrifft, da ist eine wissenschaftliche Ver- und Durcharbeitung im höhern Sinne von vorn herein ausgeschlossen; hier stellt sich nicht alles unter die Beleuchtung einer Idee, unter die zwingende Logik der Nothwendigkeit; hier erscheint der Mensch als Hauptfactor in der Rechnung, er bewirkt und bedingt die Geschichte seiner Wissenschaft, daher gibt es keine stetige geradlinige Entwickelung, keinen ununterbrochenen Fortschritt, keine unwandelbaren Gesetze wie in der Natur, es ist eben blos die vom Menschen und seiner Subjectivität, ja oft von seiner Laune abhängige Geschichte der Wissenschaft (nicht die Wissenschaft an sich), welche zum Ausdruck gelangt, und diese kann nicht mit dem Bann unerbittlicher Gesetzmäßigkeit und unfehlbarer Logik bezwungen werden. Abgesehen aber von diesen in der Natur der Sache liegenden Gebrechen, welche die Entstehung eines eigentlichen Meisterwerks von vorn herein unmöglich machen, weist das Werk auch Mängel auf, welche in der Subjectivität des Verfassers liegen. Es ist nämlich, trotz allem guten Willen, bei aller Vielseitigkeit, nicht möglich, einen gleich offenen Blick für alles zu haben, was auf dem ungeheuern Gebiet der Philologie zu Tage gefördert worden ist und noch jetzt, bei vermehrter Fruchtbarkeit, zum Dasein gelangt; und reichte selbst der Blick aus, so muß nothwendig die Empfänglichkeit, das Interesse für dieses oder jenes fehlen. So ist es auch Bursian ergangen. Er hat seine Studien begonnen unter der Leitung und Aegide großer Sprachphilologen und ist dann mehr und mehr übergegangen zu den Archäologen, blieb aber insofern seiner Schule getreu, als er die Gesetze der philologischen Kritik mit Erfolg auch auf die Archäologie anwandte und angewandt wissen wollte. Und gleichwohl finden wir bei ihm hier und da ein mangelndes Verständniß gerade für solche Männer, die sich durch noch größere Vielseitigkeit als er selber auszeichneten, und umgekehrt wieder Sympathien für gewisse Erscheinungen und Persönlichkeiten, denen er im Verhältniß zum Ganzen einen zu breiten Raum auf der Bildfläche verstattet; dem einen widmet er, sei's im Text, sei's in den Anmerkungen, einen Lebensabriß, der andere muß sich mit einer bloßen Erwähnung oder auch mit gar nichts begnügen, ohne daß für diese Ungleichheit ein anderer Grund zu finden wäre, als eine gewisse Laune des Verfassers; bei einigen finden wir in dem Rahmen ihres wissenschaftlichen Bildes die geringfügigsten Programme und ephemersten Schnitzel aufgenommen, während bei andern wieder größere und werthvollere Schriften oder wichtige Züge ihrer geistigen Physiognomie unerwähnt geblieben sind.

Es ist ja natürlich: das Urtheil über einen Gelehrten muß sich, bei mangelnder persönlicher Bekanntschaft, nach dessen literarischen Leistungen richten; nur was er geschrieben hat, wird eingereiht in die lange Entwickelungslinie, welche den Fortschritt der Wissenschaft bezeichnet;

wie er durch seine Persönlichkeit auf die Umgebung und die ihm nahestehenden Kreise gewirkt hat, findet keine Berücksichtigung, weil man es einfach nicht weiß. Das ist aber ein Mangel, wenn auch ein nothwendiger; denn wenn es auch im allgemeinen richtig, ja sogar gefordert ist, daß der wirkliche Mann der Wissenschaft, zuvörderst der akademische Lehrer, seine specielle Disciplin auch durch das gedruckte, nicht blos durch das gesprochene Wort zu fördern habe, so wird doch ersteres so oft und so gern gerade so sehr überschätzt wie letzteres unterschätzt. Wie manchen, der es ehrlich mit sich und seiner Wissenschaft meint, muß ein Grauen befallen bei dem täglich anschwellenden Material, das zwar die Summe der Wissenschaft ausmachen soll, wo aber das wenigste wirkliches Gold, das meiste geringes Erz, wenn nicht gar Schlacke ist, ja sein muß; denn wie könnte es anders sein bei der täglich überhandnehmenden, durch die Mode großgezogenen Schreibsucht auf der einen, und dem officiell bestehenden Schreibzwang auf der andern Seite? Wie viel Hunderte von Abhandlungen, Programmen u. s. w. blieben besser ungeschrieben und dienen blos zur Vermehrung des Wustes, nicht zur Bereicherung des Wissens! Und wie manchem vielschreibenden „Gelehrten", der mit redlichem Fleiß und „sorgfältiger Beobachtungsgabe" das Gebiet seiner Wissenschaft gepflügt, vielleicht sogar befruchtet hat, fehlt doch das richtige Organ, der tiefe Blick, die Congenialität, um den geistigen Ertrag seinem eigenen Geiste zu assimiliren oder todte Massen durch seinen Geist zu beleben? Wie mancher weiß in der That viel, aber die große Kleinigkeit, warum er's weiß und wie er's weiß, ist ihm unbekannt. Wer dagegen die Erscheinungen an ihren richtigen Ort zu stellen und unter einheitlichen Gesichtspunkten zu begreifen weiß, wer nicht blos Worte und Gedanken eines Schriftstellers mit nachprüfendem Verstande zu analysiren, sondern dessen psychisches Weben und Wesen mit den Fühlfäden der eigenen Psyche zu spüren versteht, hat höhern Anspruch auf den Namen eines Gelehrten als der, welcher Tausende von Kleinigkeiten und vereinzelten Beobachtungen ausheckt und ausspinnt, die haltlos und verzettelt herumliegen. Die Wissenschaft unsers Jahrhunderts leidet ganz entschieden an Ueberproduction; statt diesem ungesunden Trieb zu steuern, thut man von officieller Seite das Möglichste, um ihn wachzurufen, Docenten gefallen sich darin, Schüler heranzubilden, die zu einer Zeit, wo sie noch vollauf an den Brüsten der Mutter Wissenschaft saugen und für gehörigen Nahrungsstoff sorgen sollten, sich schon als producirende Schriftsteller aufspielen und von ihrem Ueberfluß abgeben wollen! Und doch ist es nichts anderes, kann es nichts anderes sein als die Impotenz, die sich da spreizt, die es ja auch einmal — warum nicht? — durch künstliches Pumpwerk zu einem Scheinerfolg bringen kann, aber sich bald vollständig abnutzt und mit ihren frühreifen Experimenten die Gesundheit, leibliche wie geistige, aufreibt. Mag sein, daß unser Geschlecht etwas frühreifer geworden ist (naseweiser jedenfalls und selbstbewußter) als frühere Generationen — aber ist dies denn ein Vorzug, der noch gehätschelt und aufgepäppelt, nicht vielmehr ein Auswuchs, der zurückgestaut werden sollte? Was hat denn am Ende die Welt und die Wissenschaft an solchen Leuten, die schon mit diesen oder jenen ewigen Entwickelungsgesetzen der Sprache wie der Geschichte um sich werfen, während ihre eigene Entwickelung noch in der Phase des Stimmbruchs steckt? Nichts, oder doch Unangenehmes. Diese Züchtung zur Unnatur macht sich auch später, sogar an kräftigen Naturen, noch bemerklich, welche ihren Schulmeistern längst glücklich entronnen sind — die Wunde sitzt zu tief! Frühreife gesunde Naturen, wie Otfried Müller eine war, sind selten; frühreife künstlich gezogene Unnaturen dagegen sind dermalen abundant; man muß es jetzt erleben, daß Literaturgeschichten (und Literatur ist doch die Summe und Blüte des geistigen Lebens!) von Jünglingen geschrieben werden, denen der Staub des Seminars noch im Flause sitzt. Setzt sie dann irgendeine gnädige Laune der Fortuna auf ein Katheder und drückt ihnen den Stift des Kritikers in die schreibgewohnte Meisterhand, so kann man es ferner erleben, daß sie gerade das am meisten bespritzen, was sie am wenigsten verstehen, und daß sie ihren Grimm gerade gegen die kehren, welche ihnen an Erfahrung, an Einsicht und Geschmack überlegen sind. Man dürfte sie ruhig ihrem Gärungsproceß überlassen, wenn sich nur nicht gleich ein Schwarm von Gleichgesinnten — es sind gar viele im selben Falle — als Chorus bildete und zujauchzte! Und dieses Concert kann dem unschuldigen, nicht eingeweihten Publikum imponiren. Die Eingeweihten wissen zwar, daß da das Princip der gegenseitigen Lebens- und Wissensversicherung cultivirt wird, aber die Laien bilden eben doch die Mehrzahl und lassen sich leicht verblüffen.

Um aber wieder auf Bursian's Buch zurückzukommen, so ist es auffallend und beruht jedenfalls auf unzureichender Würdigung, daß einer der philologischen Koryphäen unsers Jahrhunderts, Karl Friedrich Hermann, gleichsam mit ein paar Strichen absolvirt wird. Kannte Bursian den Mann nicht besser, der an Vielseitigkeit und Gründlichkeit des Wissens kaum einen Nebenbuhler hatte, der einen stattlichen Kreis dankbarer Schüler heranzog und es wie wenig andere verstand, die Wissenschaft als ein großes zusammenhängendes und einheitliches Ganzes aufzufassen und darzustellen? Es gab allerdings schon zu Hermann's Lebzeiten allerlei Stimmen, welche sich misliebig über den großen Gelehrten und sein wuchtiges Wissen äußerten, vielleicht nicht immer aus den edelsten Beweggründen, und es ist sehr wohl möglich, daß Bursian, beispielsweise in Berlin, solche Stimmen auf sich einwirken ließ und daß diese auch später noch in ihm nachhallten. Wenn man zusieht, wie reichlich er seine eigene Persönlichkeit bedacht hat, so wird jeder Unparteiische und Urtheilsfähige gestehen müssen, daß hier — und so mag es noch an andern Orten sein — ein Misverhältniß stattfinde, denn mit einer Natur wie der Hermann's konnte sich doch Bursian gewiß nicht messen wollen. Hermann hatte sein grandioses Wissen harmonisch in sich verarbeitet, er

stellte ein Kolossalbild vor, dem kaum ein Glied fehlte; auch im sprachlichen Ausdruck war er Meister, wennschon hier und da sein Wissen über die Schönheitslinie der Kunst hinausquoll. An diese aus der Vollkraft entspringende Schwäche haben seine Gegner und Neider sich gewöhnlich geklammert, wenn sie ihm am Zeug flicken wollten; unrecht aber hatten sie, wenn sie glaubten, sein formelles Wissen bekritteln zu dürfen; denn bewegte sich auch seine schriftstellerische Thätigkeit überwiegend auf den Gebieten der realen Philologie, so war er nichtsdestoweniger auch ein großer Sprachkenner: das weiß jeder, der es wissen will; jedenfalls wissen es alle die, welche seine Vorlesungen und Seminarübungen besucht haben.

Es lag im Plan der Sammlung, zu welcher Bursian's Werk gehört, daß die Darstellung sich auf die Leistungen deutscher Gelehrsamkeit beschränkte. Eine ganze und abgerundete Geschichte der Philologie fehlt also auch jetzt noch; denn wir wüßten nicht, daß Franzosen und Engländer ähnliche Werke über die Leistungen ihres Volks besäßen, welche dem deutschen Werk als Ergänzungen würdig an die Seite treten könnten. Es bleibt also vorderhand bei dem frommen Wunsch. Ob die Aufgabe jemals von einem einzelnen gelöst werden kann oder wird, steht dahin; aber es ist zu hoffen, daß Bursian's Vorgang zur Nachfolge in beiden Ländern einladen werde. Bursian selber hat sich am Schluß seines Werks mit einem kurzen „Ausblick auf die philologischen Studien außerhalb Deutschlands" begnügt. Was die Eintheilung seines Buchs betrifft, so ist das von ihm befolgte System zwar einfach, aber nicht eben mustergültig: so und so viel Bücher und so und so viel Kapitel in jedem Buch — es sind deren wenig genug und die einzelnen Disciplinen sind doch gar zu wenig auseinandergehalten; kaum daß die beiden Hauptabtheilungen der grammatisch-kritischen und der antiquarischen Richtung voneinander abgegrenzt sind. Es war freilich schwer, den Persönlichkeiten und den Fächern zugleich gerecht zu werden — denn diese sind einheitlich, jene dagegen vielseitig —, aber es ist eben die Kunst der Methodik, ein combinirtes System durchzuführen. Bei Bursian's Darstellung muß erst der zufällige Umstand, daß irgendein Philologe sich mit der oder jener Disciplin beschäftigt hat, den Faden hergeben, um an diesen Namen die Fortschritte der genannten Disciplin, verkörpert in dem Gelehrten so und so, anzuknüpfen, und dieser Faden muß dann herhalten, um auf ein und derselben Seite das Heterogenste zu verbinden.

Kleinere Eigenthümlichkeiten des Buchs — es gibt deren auch; z. B. II, 909, wo ernstlich, für welche Leser wol? eine Definition des Hiatus gegeben wird — wollen wir unberührt lassen, um einen Hauptpunkt um so mehr zu betonen, der nicht ganz so ausgefallen ist, wie man es wol von einem Philologen erwarten darf: nämlich die Darstellung. Ein Gelehrter, der die Rede und Sprache nach der Breite und Tiefe ihrer Entwickelung zu seinem Lebensstudium gemacht hat, d. h. ein Philologe, soll auch bei der Handhabung seiner Muttersprache anwenden, was er bei den großen Sprachmeistern Griechenlands und Roms gelernt hat. Nun wollte Bursian augenscheinlich, um den gewaltigen Stoff nicht zu sehr anschwellen zu lassen, sich einer möglichst knapp und bündig gehaltenen Darstellung befleißigen. Das ist nur löblich; es muß aber gelingen, d. h. die Knappheit darf nicht in Schwerfälligkeit und Dunkelheit ausarten; Licht muß über die Perioden wie über die Satzglieder ausgegossen und Klarheit oberstes Gesetz sein. Dieses Licht geht aber in Bursian's Satzwendungen mehr als einmal aus; man muß einen Anlauf nehmen, um es wieder zu erhaschen; nur mit Mühe folgt man den Kreuz- und Quergängen, dem verworrenen Geschlinge der Satz- und Periodentheile, bis man endlich, athemlos, an das Ende gelangt. Leser, die nach Belegen begierig sind, mögen auf S. 933, 821, 866, 943, 927, 928, 1009, 1033, 1052, 1085 verwiesen werden; sie werden dort die beanstandeten Härten wol selber herausfinden, ohne daß wir diese hier der ganzen Länge nach aufmarschiren lassen.

J. Mähly.

Historische Literatur.

1. Deutsche Geschichte. Erster Band: Geschichte der deutschen Urzeit. Von Felix Dahn. Erste Hälfte. (Geschichte der europäischen Staaten. Von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. Lief. 44, Abth. 2.) Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 11 M.

Von der neuen Bearbeitung der gesammten deutschen Geschichte, welche die Heeren-Ukert'sche „Geschichte der europäischen Staaten" bringen soll, ist gleichzeitig mit der ersten Hälfte des von Alfred Dove bearbeiteten sechsten Bandes, welcher das Zeitalter Friedrich's des Großen behandelt, auch die erste Hälfte des ersten Bandes ausgegeben worden, welche die älteste deutsche Geschichte bis zum Untergang des weströmischen Reichs zur Darstellung bringt. Dieselbe stammt aus der Feder des unermüdlichen Felix Dahn, welcher die deutsche Urgeschichte mit Recht als seine ihm von niemand ernstlich bestrittene Domäne ansehen darf und der infolge dessen immer von neuem auf diesen Stoff zurückkommt, für welchen gerade er selbst weitern Leserkreisen lebhaftere Theilnahme und wachsendes Verständniß eingeflößt hat.

Den „Königen der Germanen" folgt, von einer großen Menge einzelner Abhandlungen abgesehen, die eben in der Vollendung begriffene „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" in der von Oncken herausgegebenen „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen", und noch ehe diese formell ihren Abschluß erreicht hat, bietet uns Dahn

eine neue, wenn auch wesentlich anders geartete Darstellung desselben historischen Stoffs.

Daß die verschiedenen Bearbeitungen desselben Gegenstandes sich in manchen Punkten sehr nahe berühren und ihren gemeinsamen Ursprung deutlich erkennen lassen, ist natürlich und unvermeidlich. Es ist das aber um so unbedenklicher, als die verschiedenen Bearbeitungen sich an sehr verschiedene Leserkreise wenden. Während die „Urgeschichte" bestimmt ist, dem großen und in fortwährendem Wachsthum begriffenen gebildeten Publikum ein bis ins Einzelne anschauliches Bild von dem Werden des deutschen Volks in seinen Anfängen zu geben, ohne sich auf die wissenschaftlichen Controversen, deren da noch so viele der Lösung harren, einzulassen, und deshalb den gelehrten Apparat möglichst beiseite läßt, ist es vielmehr gerade die Bestimmung des vorliegenden Bandes der „Deutschen Geschichte" der Heeren-Ukert'schen Sammlung nicht blos die im allgemeinen anerkannten Resultate der Forschung zu geben, sondern dem Leser auch einen Einblick zu eröffnen in die Art und Weise, wie dieselben gewonnen sind, und in die Zweifel und Bedenken, die bei manchen noch obwalten. In sehr ansprechender, auch für den Laien genießbarer und instructiver Form führt uns Dahn in dieser Bearbeitung der ältesten deutschen Geschichte in die wissenschaftliche Grundlage derselben ein und gibt von dem dabei verwendeten wissenschaftlichen Apparat und der Art, wie derselbe verwendet ist, genaue Rechenschaft. Alle diejenigen werden ihm dafür dankbar sein, welche sich einmal über den Ursprung unserer Kenntniß von der germanischen Urzeit und über den Grad der Sicherheit derselben aufzuklären wünschen.

Der vorliegende Halbband hat ein überwiegend culturgeschichtliches Interesse: denn es nimmt in ihm naturgemäß die Schilderung des Zuständlichen den größten Raum ein. Das ganze erste einleitende Buch ist einer eingehenden Darstellung des altgermanischen Wesens vor seiner Berührung mit dem Römerthum gewidmet, und auch in dem zweiten Buch, welches die äußere Geschichte der Germanen bis zur Errichtung des merovingischen Frankenreichs behandelt, nimmt die Schilderung der Culturentwickelung bei den Germanen unter dem Einfluß der Berührung mit den Römern in den Jahrhunderten der Wanderung einen großen Platz ein.

2. Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. von P. Besse. Leipzig, Webel. 1881. Gr. 8. 6 M.

Diese neue Geschichte der Deutschen behauptet insofern einen landschaftlichen Standpunkt, als sie namentlich die ehemalige Verbindung der Reichslande Elsaß und Lothringen mit Deutschland berücksichtigen und vor allem den hervorragenden Antheil nachweisen will, welchen das Elsaß an dem Wohl und Wehe des Reichs gehabt hat, in der wohlgemeinten Absicht, in der reichsländischen studirenden Jugend nationale Gesinnung aufs neue zu wecken und zu kräftigem Bewußtsein zu bringen. Warum eine Darstellung der Art aber gerade bis auf Heinrich III. und nicht weiter geführt wird, leuchtet nicht recht ein, wenn man bedenkt, wie wichtig z. B. das Elsaß in der staufischen Zeit für das Reich und die deutsche Cultur gewesen ist. Auch verliert sich die Darstellung zu sehr in eine allgemeine deutsche Geschichte und läßt den sie eigentlich rechtfertigenden Gesichtspunkt ganz außer Acht. Irgendetwas Eigenartiges oder Neues haben wir nicht an ihr zu entdecken vermocht.

3. Geschichte der römischen Republik von Karl Wilhelm Nitzsch. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Georg Thouret. Erster Band: Bis zum Ende des Hannibalischen Kriegs. Mit einer Einleitung „Ueberblick über die Geschichte der Geschichtschreibung bis auf Niebuhr" und einem Anhang „Zur römischen Annalistik". Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. Gr. 8. 4 M.

Die eigenthümlichen und bedeutenden Eigenschaften der historischen Forschung und Darstellung des früh verstorbenen Nitzsch sind bei Gelegenheit der Besprechung seiner nach seinem Tode veröffentlichten Vorlesungen über die „Geschichte des deutschen Volks" auch an dieser Stelle bereits eingehend gewürdigt worden. Nitzsch unterschied sich von seinen Fachgenossen vornehmlich dadurch, daß er die materiellen Bedingungen des Daseins und der Entwickelung alle Zeit im Auge behielt und den wirthschaftlichen Grundlagen der verschiedenen Zeiten nachging, den von ihm so genannten Lebensfragen, d. h. den materiellen Interessen, deren Naturgewalt für die freie Selbstbestimmung unüberwindlich scheint. Dieser fruchtbare Gesichtspunkt, von dem aus Nitzsch manchen Partien der deutschen Geschichte ganz neue Seiten abzugewinnen vermocht hat, ist von ihm natürlich auch gegenüber der alten, insbesondere der von ihm mit unverkennbarer Vorliebe behandelten römischen Geschichte zur Anwendung gebracht worden, und es ist daher ein dankenswerthes Unternehmen, auch diesen Theil des Nitzsch'schen Nachlasses der Wissenschaft zugänglich und zum Gemeingut zu machen. Leider ist das dafür vorhandene Material viel weniger vollständig als das für die deutsche Geschichte zur Verfügung stehende. Außer einem nur wenige Seiten umfassenden Anfang zu einer Geschichte der römischen Republik, dem Bruchstück eines eigenhändig niedergeschriebenen Hefts aus dem Jahre 1855 und einem aus den Nachschriften dreier Zuhörer in Königsberg zusammengearbeiteten Collegienheft bot der Nachlaß nur eine große Menge loser Blätter und Zettel, auf denen Nitzsch das Gerippe der Thatsachen und die leitenden Gedanken in abgerissener Form aufgezeichnet hatte, deren Darstellung und Verknüpfung er dem freien Vortrag überließ. Mit diesem durchaus unvollständigen Material war es auch dem pietätvollsten Herausgeber nicht möglich, die Blume der originalen Diction, welche der deutschen Geschichte anhaftet, auch der römischen Geschichte zu bewahren; der Herausgeber mußte vielmehr ein einfaches und schmuckloses Referat geben, das eine treue und zusammenhängende Wiedergabe der eigenthümlichen Auffassung der römischen Geschichte

bietet, welche Nitzsch selbst nur in Bruchstücken der Oeffentlichkeit vorgetragen hatte. Das ist dem Herausgeber auch vollkommen gelungen, und wenn seine Publication den Eindruck des Skizzenhaften und den eines Torso macht, so liegt das nicht an ihm, sondern an seinem Material. Diejenigen Partien aber, welche von Nitzsch selbst breiter ausgeführt sind, erwecken auch hier das Bedauern, daß Nitzsch nicht dazu gekommen ist, seine eigenartigen und originellen Studien über die römische Geschichte zu einem äußern Abschluß zu bringen. An Widerspruch hätte es den von ihm vertretenen Ansichten wol nicht gefehlt, überall aber würden dieselben anregend und aufklärend gewirkt haben. Als Einleitung ist ein Ueberblick über die Geschichte der Geschichtschreibung bis auf Niebuhr vorangeschickt, welche Nitzsch allen seinen Vorlesungen voranzuschicken pflegte; sie gibt in knappen Zügen ein sehr anschauliches Bild von dem Gang, den die Historiographie genommen hat. Dem Schluß ist ein Fragment „Zur römischen Annalistik" beigefügt, ein ebenfalls unvollendet gebliebener Aufsatz, in welchem Nitzsch seine vielbestrittenen Ansichten über Ursprung und Geschichte der römischen Annalistik vertheidigen und weiterführen wollte.

4. Neue historische Vorträge und Aufsätze von Karl Theodor Heigel. München, Rieger. 1883. Gr. 8. 6 M.

Heigel's „Historische Vorträge und Aufsätze", welche sich ebenso sehr durch die Mannichfaltigkeit des darin behandelten Stoffs wie durch die Gründlichkeit der Forschung und ansprechende Form auszeichnen, haben sich schon seit längerer Zeit einen großen Leserkreis erworben. Auch der neuen Folge, welche der früher erschienenen in nichts nachsteht, wird ein solcher nicht fehlen, und derselbe wird sich von dem geistvollen und liebenswürdigen Verfasser angenehm belehrt und angeregt fühlen. Ein warmer patriotischer Hauch geht durch die Schilderungen des münchener Historikers, der auch den norddeutschen und insbesondere preußischen Kriegen Theilnahme und Verständniß zuwendet, wie die ansprechende Schilderung der Entwickelung Friedrich's des Großen „von Küstrin bis Rheinsberg" beweist. Besonders hervorheben möchten wir den Aufsatz über Ludwig I. von Baiern und Martin Wagner, des kunstsinnigen Königs unübertroffenen Vertrauensmann und Agenten bei der Erwerbung der Kunstwerke, welche die münchener Sammlungen zu den ersten ihrer Zeit machten.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das in Lübeck bei Ferdinand Grautoff erschienene Gedenkblatt „Emanuel Geibel", mit einem Bildniß in Lichtdruck, enthält einen kurzen biographischen Abriß und eine Beschreibung von Geibel's Leichenbegängniß, außerdem einige Mittheilungen aus dem Leben des Dichters; wir erfahren, daß er seine Gedichte mit einem wohlklingenden, volltönenden Organ vorzulesen pflegte, in einer eigenthümlich künstlerischen Weise, so ins Herz und Gemüth einschmeichelnd, so innig und doch so kräftig, wie es kein Vorleser von Fach ihm nachthun könnte. Es war die Weise, die aus seinem eigensten Innern entsprang und die nur er selbst sich hatte erfinden können. Er sagte einmal, selbst die bedeutendsten Schauspieler könnten eigentlich nie einfach lesen, nie ein lyrisches Gedicht einfach wiedergeben. Bei Gedichten müsse gewissermaßen immer leise die Melodie durchklingen, etwas wie Musik, und doch müßten sie einfach vorgetragen werden, das verstünde nur ein Dilettant zu thun oder ein Dichter. In frühern Zeiten sang er auch wol mit Begleitung des Klaviers; er legte stets sein ganzes Gemüth in seinen Vortrag. „Als die Jahre kamen, wo die Quelle der eigenen Schöpferkraft infolge seiner Leiden immer mehr versiegte, war er deshalb nicht müßig, sondern so lange es seine Kraft noch irgend erlaubte, andern mit Rath und Kritik ein treuer Führer und Freund. Ein lebhaftes Interesse flößte ihm das Theater ein. Er besuchte es im Winter fleißig, oft allabendlich, und sah wenigstens die ersten Acte. Konnte er einen Schauspieler oder eine Schauspielerin fördern, so that er es gewiß, und manches junge Talent überraschte in einer Rolle, durch eine Auffassung, die es, ohne daß davon etwas ins größere Publikum drang, Geibel's strenger Kritik und seinem eifrigen Anspornen verdankte. War dann ein schöner Erfolg errungen, so gönnte das niemand dem Künstler mehr wie er, der kein Wort von seiner eigenen Mühe verlor. Entdeckte er ein bedeutenderes Talent unter den Spielenden, so war er überglücklich und öffnete demselben mit wahrhaft väterlicher Güte sein Haus, bereit zu jeder Anregung. Noch in den letzten Jahren hatte er die Freude zweimal, daß junge Anfänger, denen er eine schöne Zukunft prophezeit, seiner Voraussage Ehre machten. Der eine, Max Grube, wurde als Regisseur an das leipziger Stadttheater berufen, der andere, Otto Sommerstorff, an das Deutsche Theater in Berlin. Die Leistungen und Erfolge des letztern verschönten sein letztes Jahr. Das Streben der Jugend zu sehen, war ihm Bedürfniß. Sein Hauptinteresse galt bis zuletzt der deutschen Literatur, in der er, als er schon sehr krank war, noch von allem, was erschien, Notiz nahm und die hervorragenden Leistungen mit großer Theilnahme studirte. Da es immer sein Grundsatz gewesen, sich nie zu zersplittern, hatte er seine ganze Kraft auf dies Gebiet concentrirt, er besaß eine eminente Kenntniß desselben, die alle Erscheinungen, auch der neuesten Zeit, umfaßte. Seine Bemerkungen über das Gelesene waren geistvoll. «Viele heutige Schriftsteller», sagte er einst, «glauben es damit gethan zu haben, wenn sie die Wirklichkeit genau abschreiben — ein echtes Kunstwerk verlangt aber eine Idee als Kern.»" Auch die folgenden Aeußerungen des Dichters und Mittheilungen über ihn sind von Interesse: „«In Bezug auf das Schreiben», sagte er, «ist das Brüten die Hauptsache. Alles muß klare und bestimmte Form im Kopfe haben, ehe man anfängt zu schreiben, erst muß es im Geiste ausreifen, dann erst darf man es festhalten. Es ist der Fehler so mancher dummen Jungen heute, daß sie gleich, wenn ihnen etwas einfällt, darauf los schreiben. Wenn manche, die ein sehr hübsches Talent besitzen, nur jemand hätten, der ihnen auf den Hacken säße und sie im Genick packte, sie würden schon Besseres leisten. Seine höchste Genugthuung war es, wenn ein moderner Dichter etwas geleistet, das ihn mit Begeisterung erfüllen konnte. Als er Konrad Ferdinand Meyer's Roman «Der Heilige» gelesen, sagte er, er sei stolz darauf, daß dies Meisterwerk in neuerer Zeit geschaffen worden, und noch im letzten Herbst, da seine Kräfte bereits erschreckend abnahmen,

äußerte er, daß er sich kein Gedicht dieses Dichters, das zerstreut in diesem oder jenem Blatte erscheine, entgehen lasse. Einer seiner Lieblinge war auch Luise von François, deren Erzählungen er alle genau kannte. Ihr Lustspiel «Der Posten der Frau» hatte ihm so gefallen, daß er im Herbst einmal äußerte: «wenn doch die deutschen Theaterintendanten es zur Aufführung brächten». Sein Urtheil war bei aller Strenge liebevoll. Oft betonte er, daß er nie etwas gedichtet habe, das ihm nicht ursprünglich leicht zugefallen, immer habe er aber nachträglich das Kleinste ernst durchdacht und streng gefeilt. Einmal zeigte er einen Band seiner Gedichte mit der Ueberschrift: «Wie ich im Jahre 1864 über meine Gedichte dachte». Er hatte an sich selbst die strengste Kritik geübt. Solche Züge waren es, die ihn zum Meister machten." Auch erfahren wir aus dem Schriftchen, daß Geibel sein letztes Lebensjahr in einem anmuthig gelegenen Gartenhaus zubrachte, das fern vom Geräusch der Stadt in großen Baumpartien versteckt lag, von weiten Rasen und alten riesigen Tannen umgrünt, mit dem freien Blick auf den Fluß und seine Schiffe. Hier besuchten ihn seine Tochter und sein Schwiegersohn, seine sieben Enkel und er freute sich über ihre guten Schulzeugnisse. Das „Gedenkblatt" ist durchaus lesenswerth.

— Die illustrirte Goethe-Ausgabe, welche Heinrich Düntzer in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgibt, schreitet rüstig vorwärts: es liegt die vierundfunfzigste bis dreiundsechzigste Lieferung vor. Das Werk, das in den letzten Lieferungen zum Abdruck kam, sind „Wilhelm Meister's Wanderjahre"; es stellt der Illustration keine leichten Aufgaben: aber eine glückliche Lösung derselben darf um so mehr auf ein dankbares Publikum rechnen, als die Gestalten dieses Romans meistens nicht bereits in der Phantasie der Leser gleichsam feste Umrisse gewonnen haben, sondern bei der mindern Lebendigkeit der Charakteristik und der Handlung dieselben erst vom Zeichner erwarten. Eine Mignon und Philine sind ganz anders lebendig als eine Juliette und Makarie. Die Bilder zu den „Wahlverwandtschaften" sind durchaus anmuthend: die Zeichner haben die dramatischen Situationen hervorgesucht und die Frauengestalten sind von glaubwürdiger Anmuth.

— Von der Collection Spemann liegen mehrere neue Bände vor. Was unter dieser Flagge zum ersten male in See sticht, wird unsere sorgfältige kritische Quarantäne passiren. Von ältern Schriften, die zum großen Theil mit lesenswerthen Einleitungen versehen sind, erwähnen wir: Heinrich Stilling's „Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft", mit einer Einleitung von Robert Boxberger; T. G. Smollet's Werke, zuerst „Peregrin Pickles", mit einer Einleitung von Ludwig Proescholdt; Iwan Turgenjew's „Vater und Söhne", mit einer Einleitung von Robert Boxberger; „Agnes von Lilien" von Karoline von Wolzogen, mit einer Einleitung von demselben, welche eine Biographie der Schwägerin Schiller's gibt. Wir erfahren aus derselben, daß die Verfasserin der „Agnes von Lilien" in einer Vorstadt Jenas am 11. Januar 1847 in den Armen ihrer Pflegerin Wilhelmine Schwenke verschied. Die Ruinen der classischen Zeit, auch Frau von Kalb, haben weiter in die moderne Literaturepoche hereingeragt, als man gewöhnlich glaubt.

— Die schöne Dichtung „Euphorion" von Ferdinand Gregorovius liegt in fünfter Auflage, die von Theodor Grosse illustrirte Ausgabe in zweiter Auflage vor (Leipzig, F. A. Brockhaus). Von den „Gedichten" von Friedrich Rückert (Auswahl des Verfassers, mit Zugaben) ist die einundzwanzigste Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers, erschienen (Frankfurt a. M., Sauerländer). Ludwig Brunier's Biographie: „Eine mecklenburgische Fürstentochter" (Helene, Herzogin von Orleans), mit dem Porträt der Herzogin (Norden, Fischer Nachfolger), liegt in einer dritten Ausgabe vor. Oskar Schmidt's „Descendenzlehre und Darwinismus" (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist ebenfalls in dritter verbesserter Auflage erschienen; das Werk bildet den zweiten Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek", welche in so weiten Kreisen Verbreitung gefunden hat.

Bibliographie.

Lose Blätter. Humoresken und Plaudereien von Max von der Weser. Hannover, Weichelt. 8. 1 M.

Buchta, R., Der Sudan und der Mahdi. Das Land, die Bewohner und der Aufstand des falschen Propheten. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Christine, Fürstin zur Lippe, geb. Prinzessin zu Solms-Braunfels. Ein Lebensbild. Detmold, Meyer. Gr. 8. 60 Pf.

Dehlen, A., Die Werbung. Comödie. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 1 M.

Derelli, U., Aus der Heimath. Drei Erzählungen. Hagen, Risel u. Comp. 8. 1 M. 80 Pf.

Deschmann, C., Prähistorische Nachgrabungen in Krain im Jahre 1882. Nach brieflichen Mittheilungen. Wien, Hölder. Gr. 4. 1 M.

Ernst, O., Sklaven und Freie. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Fenner, H., Zwingli als Patriot und Politiker. Frauenfeld, Huber. 4. 1 M. 60 Pf.

Fetzer, C. A., Philosophische Leitbegriffe. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 4 M.

Feuillet, O., Die Wittwe. Autorisirte Uebersetzung von M. Schönau. Augsburg, Reichel. 8. 3 M.

Fleischfresser, W., Die politische Stellung Hamburgs in der Zeit des 30jährigen Krieges. II. 1627—1629. Hamburg, Jenichen. 4. 1 M.

Friedmann, A., Das Haus Anjou. Drama. Wien, Frick. Gr. 8. 3 M.

Ganghofer, L., Aus Heimat und Fremde. Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M. 80 Pf.

— — und H. Neuert, Der Geigenmacher von Mittenwald. Volksschauspiel. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 1 M.

Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt. Mit einem Bildniß in Lichtdruck nach der 1877 nach dem Leben modellirten Büste von H. Pohlmann in Berlin und einem Facsimile-Druck nach einer Handschrift vom November 1882. Lübeck, Grautoff. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen. 6ter Bd. 2te Abth.: Geschichte der neugriechischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von A. R. Rangabé und D. Sanders. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Greineiser, M. T., Eine goldene Hochzeit. Lustspiel. Aachen, Cremer. 12. 50 Pf.

Groß-Friedrichsburg, das Kurbrandenburgische Fort in Guinea. Bericht über den Besuch desselben durch die Offiziere S. M. Schiff „Sophie", erstattet an den Chef der kaiserlichen Admiralität. Mit 2 Tafeln in Steindruck und 1 Holzschnitt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Güdemann, M., Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der abendländischen Juden während des Mittelalters und der neuesten Zeit. II. — A. u. d. T.: Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der Juden in Italien während des Mittelalters. Nebst bisher ungedruckten Beilagen. Wien, Hölder. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Hägele, J. M., Alban Stolz nach authentischen Quellen. Mit Porträt und einem Handschreiben von Alban Stolz in Autotypie. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hoff, H. v., Ein Wort zur Erwiderung auf die zweite bei Walther & Apolant in Berlin erschienene anonyme Schrift „Die Offiziere". Berlin, W. Baensch. Gr. 8. 60 Pf.

Hoppe, E., Geschichte der Elektrizität. Leipzig, Barth. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Jókai, M., Die Türken in Ungarn. Historischer Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von L. Wechsler. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Kahn, J., Geschichte des Zinsfusses in Deutschland seit 1815 und die Ursachen seiner Veränderungen. Von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Klaczko's, J., Florentiner Plaudereien. (Von der französischen Akademie gekrönt.) Deutsch von W. Lauser. Wien, Engel. Gr. 8. 7 M.

Kleinpaul, R., Der Prinzenraub. Vaterländisches Drama. Leipzig, Schmidt u. Günther. 8. 2 M. 40 Pf.

Lindau, P., Aus der Hauptstadt. Briefe an die Kölnische Zeitung. Dresden, Steffens. 8. 3 M.

Lundström, A. N., Pflanzenbiologische Studien. I. Die Anpassungen der Pflanzen an Regen und Thau. Mit 4 Tafeln. Upsala, Lundequist. Gr. 8. 9 M.

Meyer, E., Geschichte des Alterthums. 1ster Bd.: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 12 M.

Noorden, C. v., Historische Vorträge. Eingeleitet und herausgegeben von W. Maurenbrecher. Mit dem Porträt C. v. Noordens in Lichtdruck. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Quidde, L., Der schwäbisch-rheinische Städtebund im Jahre 1384 bis zum Abschluss der Heidelberger Stallung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Radestock, P., Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 2 M.

Reinhold, H., De Schatzgräwer un sien Kind. 'Ne eenfach' Vertellung. Neubrandenburg, Nahmmacher. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze &c. &c. in Nr. 174 bis 180.

Deutscher Reichstag. — Nationalität und Freihandel. — Irrungen zwischen Italien und Oesterreich. — Der englisch-französische Schriftenwechsel in der ägyptischen Frage. — Das französische Rekrutirungsgesetz. (I.)

Pater Didon und seine „Deutschen“. Von Dr. M. G. Conrad. — Ins Morgenland. Von L. Steub. (VII/VIII.) — Zur serbisch-bulgarischen Streitfrage. (II.) — Ludwig Richter. (Nekrolog.) — Napoleon's I. Jugendjahre nach den neuesten archivalischen Forschungen. (II/III.) — Verfall des maurischen Kunstgewerbes und Handwerkes. — Die großen Epidemien in Italien und ihre Beschwörer. Von E. von Hoerschelmann. (I/II.) — Zur dramatischen Literatur. Von E. Ziel. — König Tauhiao und die Maori-Häuptlinge.

Zur Unfallversicherung der Arbeiter. — Deutscher Handelstag und Geschäftssteuer. — Neues italienisches Handelsschiffahrtsproject. — Geschäftsberichte &c. &c.: Gotthard-Eisenbahn. — Schweizerische Nordostbahn. — Lebensversicherungs- und Ersparnißbank in Stuttgart. — Verein deutscher Papierfabrikanten. — Handels- und Gewerbekammer für Niederbayern. — Kaiser Ferdinands-Nordbahn. — Vereinigte Schweizerbahnen.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Physiographie.

Eine Einleitung in das Studium der Natur.

Von **T. H. Huxley.**

Für deutsche Leser frei bearbeitet von **Hermann Jordan.**

Mit 182 Abbildungen und 8 Karten.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 68. Band.)

Huxley's berühmtes Handbuch der Physiographie, eine vollständige physikalische Erdbeschreibung, die sich durch ausserordentliche Klarheit und Fasslichkeit des Vortrags auszeichnet, wird hier in deutscher Bearbeitung von Hermann Jordan dargeboten. Alles specifisch Englische ist vom Bearbeiter durch entsprechende deutsche Localverhältnisse ersetzt, im übrigen aber das Original möglichst getreu nachgebildet worden. Das mit Abbildungen und Karten reich illustrirte Werk enthält eine erstaunliche Fülle von interessantester Belehrung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Kleine Jagd.

Für Jäger und Jagdliebhaber.

Von

F. E. Jester.

Fünfte Auflage, vollständig umgearbeitet von O. von Riesenthal.

Mit 242 Abbildungen im Text und 11 Separatbildern.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

(Auch in 12 Lieferungen à 1 M. zu beziehen.)

Jester's „Kleine Jagd“ zählt schon beinahe ein Jahrhundert lang zu den besten Werken der deutschen Jägerei, weil der Verfasser in seltenem Grade Praxis mit Wissenschaftlichkeit zu verbinden wußte und auch die folgenden Auflagen immer in seinem Geiste weitergeführt worden sind. In der gegenwärtigen fünften Auflage, bearbeitet von dem königl. preußischen Oberförster von Riesenthal, hat das Werk abermals sehr wesentliche Bereicherungen erfahren und ist außerdem mit vielen vorzüglich ausgeführten Abbildungen illustrirt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Martin's

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

Mit gegen 1600 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue Ausgabe

in 36 Lieferungen à 50 Pf.

Populär-wissenschaftliche Darstellung — sehr zahlreiche vorzüglich ausgeführte Thierbilder — äußerst billiger Preis.

Das Werk ist auch gleich vollständig in 4 Bänden (geh. 18 M., geb. 24 M.) zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MEINE MISSION NACH ABESSINIEN.

Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81

unternommen von

GERHARD ROHLFS.

Mit zwanzig Separatbildern und einer Karte.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der berühmte Afrikareisende erzählt in diesem Werke seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise zum Negus Johannes von Abessinien, dem er ein Schreiben des Deutschen Kaisers zu überbringen hatte. Wie seine frühern Reisewerke ist auch das vorliegende reich an lebhaften landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, und da Abessinien wegen seines politischen Zusammenhangs mit Aegypten gegenwärtig eine besondere Wichtigkeit erlangt hat, darf dieser neueste Bericht über das merkwürdige Land sicher auf allgemeinste Theilnahme rechnen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 17. Juli 1884.

Inhalt: Gedichte und Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. — Staatswissenschaftliche Literatur. Von H. von Scheel. — Pädagogische Literatur. Von A. Sulzbach. — Zur neuern Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gedichte und Dichtungen.

1. Dichtungen und Balladen. Von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1884. 8. 2 M.

Ernst von Wildenbruch ist vorzugsweise Dramatiker, und wo er als Novellist oder epischer Dichter auftritt, da schlägt ihm die dramatische Muse oft in den Nacken. Auch hat diese etwas Herbes und entbehrt der sanftern Accente. Die gleiche Herbheit finden wir in seinen Gedichten; es ist Kraft und Mark darin, aber der poetische Schmelz, das Melodiöse, das, indem es dem Ohre schmeichelt, Wort und Sinn dem Gedächtniß einprägt, vermissen wir in seinen Gedichten und Dichtungen. Dafür entschädigt eine Gabe der Schilderung, die sich oft in großen Zügen und kühnen Bildern bewegt.

Das musikalische Drama „Daniel in der Löwengrube" ist ein altbiblisches Oratorium, das zum Theil den Psalmenschwung des Alten Testaments, zum Theil den Hymnenschwung der Aeschyleischen Tragödie athmet. König Darius gebietet, daß dreißig Tage lang niemand zu seinem Gotte beten, sondern alle blos der Macht des Königs huldigen sollen. Daniel weigert sich, dem Gebote zu gehorchen, und wird in die Löwengrube geworfen; die Königin Atossa mit ihren Frauen beklagt sein Los und den Hochmuth des Königs. Darauf folgt Daniel's Klage- und Trostlied in der Grube; sein Gottvertrauen zähmt die Wüstenlöwen. Dann führt uns der Dichter wieder in die Nähe des Königs; ein Bote kündet den Untergang der persischen Flotte am Berge Athos. Darius geht in sich, bekennt seine Schuld, will wenigstens die Gebeine des gefangenen Dulders sehen; mit der Königin und seinen Persern tritt er an die Löwengrube, aus welcher Daniel lebend emporgezogen wird. Darius befiehlt, man solle den wunderbaren Gott ehren, der über Daniel's Haupt die Fittiche schwang.

Der biblische Ton ist in diesem Oratorium in seinem ganzen markigen Schwung wohlgetroffen; doch läßt sich auf diesem Gebiete wenig dichterische Selbständigkeit entwickeln. Anders ist es mit den Scenen, die an die „Perser" des Aeschylos erinnern; der Botenbericht ist ein Stück Poesie, welches reich an kühnen Bildern und in eine dämonische Beleuchtung gerückt ist. Der Flotte des Mardonios folgt ein Schiff mit dem Königsbanner der Achämeniden; der Feldherr läßt die Anker fallen, ein Mann tritt hinüber auf des Feldherrn Schiff; was er sprach, vernahm nur dieser. Mardonios aber stieß, nachdem jener das Schiff verlassen, die Opferschale mit der heiligen Flamme des Auramazda vom goldenen Dreifuß herunter.

Der Abend sank, allein Mardonios,
Hinweggetrieben von dem Ort der That,
Hieß uns die Anker reißen aus der See
Und weiter steuern in die dunkeln Fluten.
Da hob sich aus dem tiefen Schos des Meeres,
Das uns geduldig trug bisher und sanft,
Jählings ein finster wüth'ger Geist empor;
Es sträubte seine silberschäum'ge Mähne,
Und auf und nieder flogen unsre Boote.
Drauf, als der Sonne letzter Glanz verblich,
Geschah ein schrecklich, unerhörtes Ding:
Hoch über uns zerriß ein Schrei die Lüfte,
So grausenvoll wie keinen ich vernahm.
Mardonios sprach: es ist der Schrei der Möve;
Ich aber, der ich manche Zeiten sah,
Und noch zu Feld lag mit dem großen Kyros,
Vernahm es schaudernd: nicht die Möve war's,
Des Kyros Stimme war's, die auf uns schrie!

Die Perser.

Vernehmt! Vernehmt!

Darius.

Bedenke dich, du Bote!
Weh dir, wenn von der Wahrheit weicht dein Wort!

Bote.

Mit Beben, Herr, verkünd' ich reine Wahrheit.
Und als der Schrei in Lüften zitternd starb,

Kam auf den Eulenfittichen der Nacht
Von Ost ein ungeheurer Sturm geschnoben;
Der sprang, wie ein Pirat, auf unsre Maste
Und peitschte klirrend uns gen Abend fort.

Darius.

Entsetzen faßt mich.

Bote.

Jene Stunde war's,
In welcher Auramazda uns verließ.
Rings um uns her war grauenvolles Dunkel,
Und Sturm und Meer vereinten sich zum Bund
Und fielen brüllend unsre Schiffe an.
Mit Riesenarmen packte uns das Meer,
Als wollt' es die verhaßte Last der Schiffe
Von sich hinweg, bis in den Himmel schleudern;
Der Sturmwind aber, dem das Meer zu eng ward
Und welcher gierig schon das Land erklomm,
Kam nun, zerschellt an Thraziens Bergeswällen,
Den Weg zurück, und von den Felsenklippen,
Die rings umgürten die Strymon'sche Bucht,
Rauh eingekerkert, drehte er sich heulend
Und warf sich mit dem Grimm des wunden Tigers
Auf den wehrlosen Feind, auf unsre Schiffe,
Die von des Wirbels Wahnsinn angefaßt
Sich wüthend gegen's eigne Steuer bäumten.
Da brach das Steuer, und mit ihrem Hort
Zerbrach der Männer Muth, und Jammerschrei
Hob winselnd sich zum sternenlosen Himmel.

Und am Berge Athos scheiterten die Schiffe.

Die Balladen der Sammlung schlagen verschiedenartige Töne an: den spanischen Romanzenton wie den volksthümlichen der nordischen und deutschen Volksballade; sie haben dichterische Schönheiten, Pointen, die oft wie Actschlüsse gemahnen; doch wir finden keine darunter von so glücklichem Wurf, daß sie verdienten, im Schatzkästlein der deutschen Musterballaden aufgehoben zu werden; dies ist meistens die Schuld der Stoffe. Am meisten dramatisches Leben hat „Schön-Adelheid". Um die Hand der Kaisertochter wirbt Graf Wilhelm von Nort; sie aber liebt einen armen Ritter Heinrich, den Mann ohne Namen und Land; Kaiser Otto läßt seine Tochter im härenen Gewand, mit Ketten an Händen und Füßen, in den Kerker werfen. Nach zwei Jahren holt sie der Kaiser aus dem Kerker; sie erscheint mit verwelktem Leib, mit fahler Wange; da steht Herr Heinrich im leuchtenden Kleid; der Kaiser selbst gewährt ihm die Hand seiner Tochter; doch dieser erklärt: das ist nicht mehr Schön-Adelheid; er hat sie geliebt, doch er liebt sie nicht mehr:

Zwei Jahre im Kerker, zwei Jahre in Qual,
Nicht wankte das Herz ihr ein einziges mal;
Bei dem ersten Wort, das Herr Heinrich sprach,
Schön-Adelheid's Herz in Schmerzen zerbrach;
Sie weinte nicht Thränen, sie seufzte schwer,
Sank nieder zur Erde und lebte nicht mehr. —
Auf stand vor dem Kaiser Graf Wilhelm von Nort:
„Ritter Heinrich, ich habe an Euch noch ein Wort:
Schön-Adelheid sah ich, sie war noch ein Kind,
Ich habe sie schweigend bis heute geminnt —
Schön-Adelheid wußt' ich zwei Jahre in Leid,
Zwei Jahre drum trug ich ein schwarzes Kleid;
Und verblich es um dich, das geliebte Gesicht,
So steht hier der Rächer: auf, Bube, und ficht!" —

Heinrich fällt von des Grafen Schwert:

Zu Adelheid's Füßen Herr Heinrich glitt,
Fort stieß ihn Graf Wilhelm mit zürnendem Tritt.
Er kniete herab auf den blutigen Grund
Und küßte sie heiß auf den bleichen Mund.
„Und ob deine Schönheit verging und verblich,
Schön-Adelheid, heute noch liebe ich dich!"
Er hob ihr lockiges Haupt auf das Knie,
Und er und der Kaiser weinten auf sie —
Auf stand Graf Wilhelm — sein Haar war grau —
Nie hob er den Blick mehr zu anderer Frau.

In reimlosen Trochäen schildert uns die zweite Ballade: „Der Emir und sein Roß", wie der schwerverwundete arabische Kriegsfürst genest, indem er im Stillen dahinlebt, fern von dem Glanze ruhmvoller Zeit. Und er altert in der Stille, wird in zwei Jahren zum Greis. Er lebt frei von Schmerzen, doch im Herzen fehlt ihm etwas; da hört er auf einmal etwas erklingen, daß er aufspringt von seinem Sitze:

Aus der Ferne scholl's herüber,
Gleich der Windsbraut, die die Meerflut,
Die erstarrte, weckt zum Sturme,
Gleich dem Erzklang der Drommete,
Gleich dem Rasseln der Geschwader,
Wie ein Ruf zu Schlacht und Streit.

Und es scholl zum zweiten male —
Und zum dritten mal ertönt' es —
„Bringt mein Schwert mir", rief der Emir,
„Sattelt meinen weißen Hengst mir,
Denn ich kenne diese Stimme,
Das ist El Mahran's Gewieh'r!"

Da am Herzen brachen strömend
Auf die Wunden, sterbend sank er,
In den Armen hielt ihn klagend
Gülnahar, doch er mit Lächeln
Sprach: „Nun fand ich das Verlorne —
Weine nicht, — ich bin gesund."

„Homer" ist eine kurze, etwas überschwengliche Apotheose des großen Rhapsoden; Leopold Schefer brauchte zu dem gleichen Stoffe eine ganze Reihe von Gesängen. Zeus weint um Ilion eine Thräne; diese fällt in das Herz des Homeros, der auf einmal, wie es mit einer schwülstigen Wendung heißt, träumt, „er trüg' im Busen das allmächt'ge Weltmeer". Das Ganze erscheint uns in überladener Manier gedichtet. Nachdem Homer so aus der Thräne des Zeus die ganze Iliade herausdestillirt hat, bringt Zeus Kronion ihm im Himmel ein Vivat.

Drei Nordlandsballaden sind: „Jung-Olaf", „Des Warägers Tod" und „König Harald's Rosse". Jung-Olaf, ein Bauernsohn in dürftigem Gewand, singt vor König Harald in seiner Königsburg; er singt so entzückend, daß der König verspricht, ihm das Liebste zu gewähren, was sein Herz verlangt. Da begehrt er die Hand der schönen Königstochter Estrild, die bereits von Liebe zu ihm erfüllt ist. Dies eine gewährt der König nicht: Jung-Olaf singt

der Geliebten noch ein Abschiedslied und zieht dann in ferne Lande, wo er im Kampfe mit den Sarazenen fällt; Estrild stirbt ihm nach. Die Ballade enthält einige sehr schöne Verse, die den Zug berauschender Inspiration haben:

Da — unter dem Söller, da unter dem Thurm
aus den Büschen des Gartens erhob sich ein Klang —
das war nicht der Nachtigall schmelzender Laut,
vom Lager zitternd Schön-Estrild sprang —
Und es rauschte empor auf Flügeln der Nacht —
zur Kammer empor, wo sie wohnte im Thurm —
ihre Seele umfangend mit Macht, mit Macht —
von klagenden Tönen ein schauernder Sturm.
Das war eine Weise so wundersüß —
so dunkel wie Nacht — wie Verzweiflung schwer,
die trank aus den Herzen der Menschen das Blut —
wer sie einmal vernahm, der vergaß sie nie mehr. —
Und im Dunkel erstarb's — und es war wie die Hand,
die noch einmal winkt aus verschlingender See —
Hoch droben am Söller Schön-Estrild lag,
„Du Traum meines Herzens, Jung-Olaf, ade."

„Des Warägers Tod" ist ein Klagelied eines jener nordischen Helden, die als Leibwächter der byzantinischen Kaiser ein unwürdig Leben führten. „König Harald's Rosse" ist eine skandinavische Sportballade. Die zwei Rosse des Königs, Graufuß und Blaufuß, sind mit Götterkraft begabt. Des Königs junges Gemahl, Ranguild, und Jörmund genießen verfemter Liebe Glück wie Tristan und Isolde; sie entfliehen beide auf dem Rücken von Blaufuß; der König folgt ihnen auf Graufuß, den Speer in der Hand: da stürzt sich Blaufuß mit Reiter und Reiterin ins Meer.

Zwei Hohenzollernsche Haupt- und Staatsactionen enthalten die Gedichte: „Belehnung des Burggrafen Friedrich I. von Nürnberg durch Kaiser Sigismund mit der Mark Brandenburg 1417" und „Huldigung der schlesischen Stände vor König Friedrich II. zu Breslau 1741". Das erste ist eins jener historischen Ceremonienbilder ohne rechte Pointe; das zweite dagegen hat eine anekdotische Pointe, doch erscheint sie nicht besonders glücklich ausgeprägt.

„Die Tochter des Inka" ist eine etwas langathmige Trochäenromanze aus dem Lande der Kotzebue'schen „Sonnenjungfrau". Der Trochäus gibt ihr oft einen etwas schleppenden Ton. „Kaiser Heinrich" schildert die Flucht des vierten Heinrich vor seinem Sohn; „Gretchen's Hochzeitstag" ist eine kurze Gespensterballade im Bürger'schen Stil, ohne besonders glücklichen Wurf. „Das Hexenlied", das etwas an Arthur Fitger und Richard Voß erinnert, erscheint uns für eine durchschlagende Wirkung zu weit auseinandergehämmert.

2. Abenteuer und Schwänke, alten Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind. 1883. 12. 2 M. 80 Pf.

Die Baumbach'schen Miniatursammlungen in ihrer eleganten Alterthümelei sind beim Publikum sehr beliebt geworden; die schlicht volksthümliche Poesie, wenn auch ihr geistiger Horizont nicht weit ist, hat doch die Eigenart eines frisch sprudelnden Quells, dem das Wasser nicht ausgeht. Neben dem Liede geht die Epik einher, die poetische Erzählung in Hemdsärmeln und Armschienen, bäuerlich und altadlich, was den Stoff betrifft, während die Form sich stets in den Hemdsärmeln des guten, wir möchten sagen meistersängerischen Schwanks bewegt. Vieles geht freilich nicht über die gereimte Anekdote hinaus und über die versificirte Prosa; doch auch diese schwächern Poesien haben ein Schick, sodaß sie sich leicht und flott lesen. In den meisten ist ein kerngesunder Humor. So ist gleich die erste Geschichte: „Der Ritter im Rauch", sehr ergötzlich. Graf Willekin von Montabur, ein von seinem Vater wegen früherer Ausschweifungen sehr knapp gehaltener Cavalier, reitet zu einem Turnier, bei dem der Sieger die Hand einer schönen reichen Frau gewinnt. Er fand kein Obdach, bis er einen Wirth traf, der ihm dasselbe gewähren wollte gegen eine bestimmt zu übernehmende Verpflichtung. Er hatte schon früher Unglück mit seinen ritterlichen Miethern gehabt; ein Ritter prellte ihn um schweres Geld:

Drei Monden lag er mir im Haus
Und lebte hin in Saus und Braus,
Und was ich sauer mir erwarb,
Er nahm's auf Borg, verthat's und starb.
Und weil die kargen Anverwandten
Des Ritters Schuld nicht anerkannten,
So nahm ich Rache an dem Gauch
Und hing den Todten in den Rauch.
Da hängt er noch zu Schimpf und Schande
Sich selber und dem Ritterstande.
Doch wenn Ihr, Herr, mit Euerm Gold
Den todten Ritter lösen wollt
Und mir die siebzig Mark entrichtet,
Die er zu zahlen mir verpflichtet,
Soll Euch, dem Knappen und den Pferden
In meinem Hause Herberg werden.

Graf Willekin verpflichtet sich dazu, löst den Ritter aus dem Rauch, bereitet ihm ein Todtenfest und bringt damit sein eigenes Geld durch, sodaß er seine Pferde verkaufen muß. So ist er ohne Pferd, als das Turnier beginnen soll. Da hilft ihm ein weißgekleideter Ritter aus der Noth unter der Bedingung, daß er mit ihm gleich und gleich theile, was er am nächsten Tag durch Stoß und Streich gewinnen werde. Graf Willekin bleibt Sieger im Turnier. Vor der Kammerthür des Brautgemachs traf er den silberweißen Ritter, der zu ihm sprach:

„Was hat der Sieger des Turneis
Erstritten als den höchsten Preis?
Nun leugne, wenn du's leugnen kannst;
Es ist die Frau, die du gewannst."
Darauf der Graf: „Der Herre Gott
Vergebe Euch den losen Spott.
Sollt' ich die schöne Frau Euch geben,
Viel lieber ließ' ich Leib und Leben."

„Es ist", versetzte drauf der Ritter,
„Versprechen leicht und Halten bitter.
Die Hälfte will ich vom Gewinne,
Die Hälfte von der Frauen Minne.

Heut ist sie mein und morgen dein;
Es kann einmal nicht anders sein.
Und willst du deinen Eidschwur brechen,
Sieh zu, der Himmel wird es rächen."

Graf Willekin erseufzte laut:
„O wehe, meine süße Braut!
Ach, daß ich Armer nicht verstarb,
Bevor ich, Traute, dich erwarb!
Doch nimmer bricht der Treue Schwur
Graf Willekin von Montabur.
Du Arger, Falscher, nimm sie hin."
So sprach der Ritter Willekin
Und wandte von der Kammer sich
Und ging und weinte bitterlich.

Da strahlte hell wie Sternenlicht
Des weißen Ritters Angesicht
Und zu dem Grafen sprach er so:
„Nun soll dein Herze werden froh.
Mich sandte Gott vom Himmel droben,
Um deine Treue zu erproben.
Und willst du wissen, wer ich bin,
Du treuer Ritter Willekin?
Der todte Ritter, der durch dich
Aus Schmach erlöst ward, der bin ich.
Leb' wohl, ich muß von hinnen fahren;
Gott wird dein Weib und dich bewahren."

In diesem bequemen, leichtflüssigen Plauderton sind auch die übrigen Abenteuer und Schwänke erzählt: der Rhythmus wechselt zwischen drei- und vierfüßigen Jamben und vierfüßigen Trochäen. „Die Reise ins Paradies" hat eine naive Pointe. Sehr ergötzlich ist „Das Häslein". Das kleine Thier wird einem Ritter überreicht; ein junges Fräulein sieht es und wünscht es zu haben, er überläßt es ihr gegen drei Küsse. Als sie das der Mutter beichtet, geräth diese außer sich und zerrauft ihr das Haar. Das Mägdlein wird darüber sehr traurig und wünschte, daß der Ritter seinen Hasen wiedernähme. Er reitet wiederum vorbei:

Da rief das Fräulein: „Halt, Herr Ritter!
Der Kauf, den ich mit Euch geschlossen,
Hat meine Mutter sehr verdrossen.
Wie hat sie mir das Haar gerauft,
Weil ich das Thier Euch abgekauft!
Drum, lieber Herr, seid gut und mild
Und nehmt zurück das kleine Wild,
Und gebt die Küsse Stück für Stück
Mir armen Mägdelein zurück."

Der Ritter gibt ihr die Küsse wieder, läßt ihr aber das Häslein, wovon die Mutter natürlich wiederum sehr erbaut ist. Inzwischen wird der Ritter Bräutigam eines vornehmen reichen Fräuleins. Das Mädchen erscheint bei der Hochzeit, mit dem Häslein im Arm; der Ritter erzählt die Anekdote seiner Braut; diese lacht und meint:

Was du ihr that'st, hat mir gethan
Wohl hundertmal der Burgkaplan,
Doch hab' ich's immer klug verhehlt
Und meiner Mutter nie erzählt.

Da wendet sich der Ritter von ihr ab, geht zum Fräulein, das den Hasen trägt, und gibt ihr den Verlobungskuß. Das ist eine schalkhaft erzählte artige Geschichte. Eine ernstere Physiognomie haben andere Erzählungen, z. B. die „Frau Venus in Byzanz". Diese verlangt von ihrem Geliebten ein Pfand der Treue und beißt ihm den kleinen Finger ab. Als der junge Kaufherr mit goldenen Lasten wiederkehrt, empfängt sie ihn und seine Geschenke sehr befremdet. Sie erklärt, ihn nicht zu kennen; da zeigt er die Narbe an seiner Hand:

Da hebt das Weib, als wie aus Träumen
Erwacht, die Hand zur Stirn empor,
Und aus dem Busen ohne Säumen
Zieht sie ein seltsam Ding hervor
Und legt es vor den Jüngling nieder.
Der starrt, von jähem Schreck gerührt,
Auf eine Handvoll Fingerglieder,
Wie Schlüssel an ein Band geschnürt.
Sie weist auf die verkrümmten Finger
Und bricht in helles Lachen aus.
„Nun, Freund, betrachte dir die Dinger
Und nimm, was dir gehört, heraus."
Da steht entsetzt der Schreckensbleiche,
Von seinen Lippen gellt ein Schrei:
„Entweiche, Teufelin, entweiche!
Gott steh' mir bei!"

Etwas langathmiger ist die Geschichte „Der Graf im Pflug". Im ganzen sagen uns diese größern poetischen Erzählungen Baumbach's weniger zu als die kürzern lustigen Schwänke. Einen langen poetischen Athem, sozusagen, haben alle diese an volksthümlichen und mittelalterlichen Stoffen sich versuchenden Sänger nicht. Da werden sie leicht langweilig, wie z. B. auch Julius Wolff in seinem „Tanhäuser".

3. Dichtungen von Alfred Meißner. Vier Bände. Wohlfeile Ausgabe. Berlin, Paetel. 1884. 8. 12 M.

Diese neue wohlfeile Ausgabe von Meißner's „Dichtungen" ist mit Ornamenten und Initialen von Adolf Schell ausgestattet und wird gewiß dazu dienen, den Dichter in der Erinnerung des deutschen Volks wachzuhalten. Er selbst sagt in seiner Autobiographie von Moritz Hartmann, daß dieser Dichter auch schon fast zu den Verschollenen gehöre. In der That wird der deutsche Parnaß alljährlich von so vielen neuen Unsterblichen erklommen, daß sie kaum auf seinem Doppelgipfel Platz haben. Nichts natürlicher, als daß besonders für diejenigen, die auf den Schultern der Reclame in die Höhe getragen worden sind, oben eine unsichtbare Versenkung sich befindet, die sich von Jahr zu Jahr öffnet, um die Ueberzähligen zu verschlingen. Es ist daher echten Dichtern nicht zu verargen, wenn sie sich beim Publikum immer wieder in Erinnerung zu bringen suchen, solange sie noch unter den Lebenden verweilen. Alfred Meißner hat bereits eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" veranstaltet; jetzt erscheinen die Gedichte und Dichtungen in einer dem großen Publikum zugänglichen Volksausgabe. Meißner's klare, von jeder Manierirtheit freie Muse mit ihrem schönen Fluß und

Schwung darf sich mit gutem Gewissen neben die neuern Volksdichter stellen, denen meist eine gewisse Alterthümelei anhaftet. Die Bahn der modernen Dichtung, welche das Junge Deutschland in Literatur und auf der Bühne eröffnet hat, ist leider nicht nur von vielen Poeten, sondern auch von der Mode des Tags verlassen worden, die ihre aparten Steckenpferde reitet. Meißner gehört zu denen, welche den wahrhaft großen modernen Dichtern, den Byron und Victor Hugo, noch Gefolgschaft leisten. Ueber seine frühern Gedichte und seinen „Ziska" Neues sagen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen; der vierte Band der Sammlung enthält indeß außer seinem „Werinher", einem Stoff, der auch den alterthümelnden Dichtern gut gelungen wäre, den aber Meißner ohne die poetischen Initialen altdeutscher Nachsängerei behandelt hat, eine größere Dichtung: „König Sadal", und einen Strauß lyrischer „Herbstblumen".

„Werinher" ist bereits früher in d. Bl. besprochen worden. König Sadal ist ein thrakischer Othello, der dem Pompejus seine Hülfsvölker zugeführt hatte und bei der Rückkehr in Korinth ein schönes Mädchen, Apame, freite; doch er verfolgt die Frau mit grenzenloser Eifersucht; schon sein eigener Schatten an der Wand des Schlafzimmers erschreckt ihn; als Apame von einem Jugendfreund, Myrtill, erzählt, der ihr das Leben gerettet, aber im parthischen Feldzug geblieben ist, da wird er grenzenlos eifersüchtig auf den Schatten dieses Jünglings, den ihm eine thrakische Hexe heraufbeschwört. Apame flüchtet vor ihm zuerst in das Haus der Artemis Tauropolis, dann in die uneinnehmbare Tempelburg der Cybele, welche Sadal mit seinem Heer umlagert. Durch einen geheimen Gang dringt er in die Burg; doch Apame nimmt sich lieber das Leben, als daß sie in die Hände des Wüthenden gerathen will. Sadal führt unter thrakischen Wölfen ein einsiedlerisches Leben und stürzt sich dann, halb dem Irrsinn verfallen, in den Abgrund.

Es ist ein düsteres Gemälde, welches uns der Dichter entrollt, aber er hat grell aufgesetzte Lichter vermieden und die Darstellung bewegt sich nirgends in geschmacklosen Uebertreibungen. Die thrakischen Landschaftsbilder sind durchaus stimmungsvoll:

In Sturmesnacht bei Ismaros gelandet,
Betritt Apame hier ihr neues Reich;
Sie sieht, vor Schrecken bleich,
Den Strand, an den das Meer, das graue, brandet,
Vor sich der Steppe wilde Einsamkeit,
In der kein Vogel singt, kein Halm gedeiht,
Rückwärts ein Nebelgrau, draus schneebedeckt
Sich Samothrakes starres Berghaupt reckt. ...

Bleigrau Gewölk und lange Wolkenschatten
Schaun auf die Fläche, die sie nun durchreiten,
Die Reise geht durch halbversengte Matten,
Wo Störche kreisend ihre Flügel spreiten,
Und mächt'ge Büffel mit gesträubter Mähne
An feuchten Steinen wetzen ihre Zähne.

Urwald umfängt sie, unabsehbar, düster,
Ein Prachtpalast von Grün mit mächt'gen Bogen,
Schlingpflanzen sind von Baum zu Baum gezogen,
Da ragt der Eichbaum, und da senkt die Rüster
Zu schwarzen Weihern ihre Krone nieder,
Im steh'nden Wasser badend ihr Gefieder.

Wo eine Lichtung ist auf diesem Grunde,
Sieht man den Hirten lagern bei der Heerde
Von wilden Rossen oder schwarzen Schafen.
Und unbeweglich schlafen
Zu Füßen ihres Herrn, platt auf die Erde
Den Kopf gelegt, die großen zott'gen Hunde.

Im Gegensatz dazu wird das üppige Korinth und zwar von Sadal selbst geschildert, welcher — ein feiner psychologischer Zug — auf seine Gattin schon deshalb eifersüchtig ist, weil sie dieser leichtfertigen Stadt entstammt:

„Ja", fährt er fort, „viel liebt man in Korinth!
Sie ist bekannt, die Stadt, wo alles minnt!
Da lebt dem Leben man, der Freude ganz:
Auf spiegelglattem Estrich ist's ein Tanz.
Dort lebt man frei.
Ich, der Barbar, ich nenn' es Buhlerei.
Auf allen Gassen lächelnde Hetären,
Der Venus Kinder, welche Gunst gewähren.
Da klingen Weisen, die das Blut erhitzen,
Den Busen, den durchsicht'ger Byssus deckt,
Berühren die verliebten Fingerspitzen,
Da wird geneckt,
Geküßt, geliebt, es gibt sogar ein Fest,
Wo frei im Meer die nackten Mädchen schwimmen.
Zur Liebe locken ringsum tausend Stimmen,
Da findet sich der Rest.
Da wird so Knab' als Mädchen früh geschult;
Wer bliebe keusch und rein, wo alles buhlt?
Cytherens Stadt, Korinth! O bittre Pein!
Muß Lais' Heimat deine Heimat sein?"

Die Verse sind durchweg fließend, die Sprache ist klar und durchsichtig.

Die „Herbstblumen" pflückt Meißner auf dem Grabe seiner jungen Gattin: man kann diese Gedichte mit denjenigen vergleichen, welche Geibel seiner Ada gewidmet hat. Doch bei Meißner überwiegt der pessimistische Zug, während bei Geibel der Schmerz durch die Tröstungen eines gläubigen Gemüths verklärt wird. Meißner erklärt es für ein eitles Wähnen, daß „von uns der Himmel weiß". Rührend ist der Vers:

Bescheidnes Glück, das keinen kränkte,
Hatt' ich geträumt, hatt' ich begehrt,
Und mußte, eh mein Tag sich senkte,
Zerstört es sehn, vom Blitz verzehrt.

Die anziehendste Herbstblume ist wol das Gedicht „Versäumniß":

Oft sag' ich mir: das Leben ist ein Fest
So zweifelhaften Werths! Verliert man viel,
Wenn man es früh verläßt?
Schön ist's am Morgen — da ergötzt das Spiel —
Dann wird es Mittag und der Tag wird schwül —
Müd wird man im Gewühl —
Und Staub und Ekel sind des Tages Rest.

Und doch! und doch! Ach was verschläfst du nicht
Nun schon so lang: das Abendsonnenlicht
Auf unserm See — der Frühlingszeit Erwachen
Nun schon zum zweiten mal —

Des Mädchens stillen Ernst — des Knaben Lachen —
Von beiden Küsse ohne Zahl.
Daß du sie sähst, Marie, daß du sie träfst
Bei ihrem Spiel, bei ihrer vollsten Lust! ...
O schrecklich ist's, daß du all das verschläfst,
In deinem frühen Grab verschlafen mußt!

Meißner's neue Gedichte werden einen unverdorbenen Geschmack durchaus sympathisch berühren.

4. Ausgewählte Gedichte von Wolfgang Kirchbach. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 4 M.

Der junge Dichter befindet sich noch in einem Stadium der Gärung, in einer Art von Sturm- und Drangepoche. Er strebt offenbar nach dem Höchsten; seine Phantasie hat oft einen visionären Schwung, und die Bildlichkeit der Darstellung wird durch eine den verschiedensten Völkern entlehnte Symbolik getragen; doch ist seine Gedankenwelt nicht recht gelichtet; dem poetischen Schema — denn auch jedes einzelne Gedicht hat sein Schema — fehlen die klaren Linien; es läuft immer etwas phantastisch Verworrenes mit unter, und wenn man seinen Gedankengängen folgt, kommt man in der Regel wo anders an, als man anfangs erwartete. Auch ist die Form nicht immer prägnant; der Dichter ringt oft noch mit dem Ausdruck; er sucht das rechte Wort und findet es nicht.

Charakteristisch ist der Sammlung die Vorliebe des Dichters für eine poetische Renaissance; mythologische Fresken schmücken seine Dichterhalle; bisweilen aber sind es auch nur, wenn man näher hinsieht, abgeblaßte Tapeten. Der erste Abschnitt: „Götter und Gestalten", enthält eine Nänie: „Die todten Götter", dann eine Art von olympischem Oratorium und zwei anakreontische Gedichte; das erste: „Anakreon's Traum", ist recht anmuthig, es erinnert an ähnliche Gedichte von Leopold Schefer; „Die neuen Amoretten" ist ein längeres, weniger durchsichtiges Gedicht, auch im Stil dieser Schefer'schen Anakreontika; es enthält einige hübsche Stellen, wie die Anrede des Eros an den Dichter, welcher sich um den kühn am Abgrund schaukelnden und herabsteigenden Knaben ängstigt:

Und er spricht: „Du überweiser Dichter,
Fürchtest du, es könne Amor sterben?
Siehst du nicht, daß er geflügelt schwebet?
Ist in dir der Eros schon erstorben,
Ei, so will ich ihn vom Schlummer wecken!"

Also sprach er, spannte seinen Bogen
Scherzend auf, das frischgeschärfte Pfeilchen
Legt' er auf die Sehne, zielte schalkhaft
Auf mein Herz. Da rief ich schnell erschrocken:
„Eros, Eros, schone meines Herzens,
Denn was soll dein Pfeil in meiner Seele?
Hab' ich doch daheim ein süßes Weibchen,
Hab' ich doch ein kleines muntres Bübchen,
Das dir ähnelt zum Verwechseln. Freilich
Fehlen ihm die schönen, zarten Flügel,
Aber klein und dick wie du gewachsen
Ist er schon und ist wie du ein Wildfang!"
Amor lachte, und er sagte drohend:
„Schonen will ich dich für heute. Dennoch
Ist dir dieser Pfeil geweiht zur Strafe,
Weil Unsterbliche du sterblich wähntest.
Menschenkind, einst trifft dich diese Schärfe —
Wann und wo will ich dir nicht verrathen!"

Ein solches Renaissancegedicht ist die größere Erzählung „Die seligen Faune". Dies verthierte Geschlecht spielt mit den Nymphen, die es zum Besten haben, will dann aber sich menschlich bewähren, wird von einem Bauer in den Schweinstall gesperrt, arbeitet in seinem Dienst, will im Getreide ein schönes Mädchen verführen, wird vom Bauer mishandelt und schließt sich dann dem Götterzug des Dionysos an, welcher den Bauer verflucht. Es ist eine Art von Satyrspiel mit allerlei hineinspielenden Gedanken über Thiermenschliches und Gottmenschliches, im Einzelnen nicht ohne antike Naivetät.

In andern Gedichten, wie „Frau Holle", gibt die nordische Mythologie den Stoff, oder die Volkssage wie in „Kornmuhme", „Johanniszauber". Eine Ballade: „Der letzte Indianer", welche den Ueberfall eines Bahnzugs durch die Rothhäute und einen Waldbrand schildert, ist vielleicht das stilvollste Gedicht der Sammlung. Der Abschnitt „Der neue Hiob" enthält allerlei Gedankensymphonien, in denen Pessimismus und Optimismus im Kampfe liegen. Unter dem Titel „Saturae" werden uns Distichen, Sprüche, Fabeln, Parabeln, Invectiven credenzt, Knüttelgedanken, Knüttelreime, viel Geistreiches und Originelles neben matt explodirenden poetischen Knallerbsen. Für barocken Humor zeigt der Dichter ein besonderes Talent; die „Dresdner Zopfballade" ist ein eigenartiges Gedicht in diesem Genre. Der Ton dafür ist, wie schon die ersten Verse beweisen, gut getroffen:

Schauernd tönt die Mitternacht
Und dröhnt von allen Wänden;
Alle Heil'gen sind erwacht
Auf Marmorpostamenten.

Auf dem Haus und Domesthurm
Sie stehn im Mondenscheine.
Drinnen pocht der Todtenwurm:
Da regen sie die Beine.

Bange Mondsucht faßt sie an,
Die zopfigen Gestalten,
Auf der schmalen Schwindelbahn
Da rauschen ihre Falten.

Und die Arme recken sie
Phantastisch und sie weinen,
Fluchen der Anatomie,
Den manierirten Beinen.

Einer hinkt herab vom Thron
Und winkt mit schiefem Finger,
Lockt sie all' zur Procession
Hinüber nach dem Zwinger.

Und die heil'ge Brüderschar
Sie tanzt vom Thurm hernieder,
Wackelt, reget Paar zu Paar
Die muskulösen Glieder.

Fahnen flattern, Falten wehn,
Es glühn die Heil'genscheine,
Und man sieht sie stolpernd gehn
Auf hellem Pflastersteine.

Aus dem Zwinger kommen nun die Marmorgötter und Göttinnen dazu und es gibt einen plastischen Carneval.

Ein strebsamer Poet, vielfach noch im Kraftgenialischen stecken geblieben, sich in bizarren, bisweilen geschmacklosen Bildern gefallend, wie z. B. „es peitschen die Blitze den Donnerknall", verspricht Wolfgang Kirchbach bei größerer ästhetischer Läuterung Erfreuliches auf dem Gebiete der Lyrik zu leisten. Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Staatswissenschaftliche Literatur.

1. Die politische Oekonomie vom geschichtlichen Standpunkte. Von Karl Knies. Neue, durch abgesonderte Zusätze vermehrte Auflage der „Politischen Oekonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode". Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1881—83. Gr. 8. 11 M.
2. Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften und der politischen Oekonomie insbesondere. Von Karl Menger. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 7 M.
3. Das Kapital von K. Rodbertus-Jagetzow. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Ad. Wagner und Th. Kozak. Berlin 1884.
4. Johann Heinrich von Thünen. Ein Forscherleben. Zweite Auflage. Mit dem Porträt von Thünen's nach einem Gemälde von Ternite. Rostock, Hinstorff. 1883. Gr. 8. 6 M.
5. Die Agrarfrage der Gegenwart. Socialpolitische Studien von E. Jäger. Zweite Abtheilung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1884. Gr. 8. 5 M.
6. Der Einfluß der Natur auf die Entwickelung des Eigenthums. Von Ludwig Felix. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 7 M.
7. Die Verwaltungslehre. Von Lorenz von Stein. Fünfter Theil: Die innere Verwaltung. Zweites Hauptgebiet: Das Bildungswesen. Erster Theil: Das System und die Geschichte des Bildungswesens der Alten Welt. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Cotta. 1883. Gr. 8. 8 M.

Es sind durchweg werthvolle Schriften, die in der obigen Reihe genannt sind, aber freilich meist solche, deren eingehende Würdigung in volkswirthschaftliche Fachzeitschriften gehört. Hier kann nur auf deren Nutzbarkeit und Lesbarkeit für weitere Kreise hingewiesen werden. Mit der letztern ist es nun allerdings gerade bei Nr. 1 nicht recht gut bestellt. Karl Knies gehört, ebenso wie die nachher genannten Rodbertus und L. Stein, zu den gedankenreichsten, aber auch sehr schwer schreibenden volkswirthschaftlichen Schriftstellern. Sein Werk „Die politische Oekonomie vom geschichtlichen Standpunkte" (in der ersten Auflage 1853 hieß es: „vom Standpunkte der geschichtlichen Methode") genießt in der Wissenschaft, und gewiß mit Recht, großen Ansehens, weil es zu den ersten gehörte, die den Weg wiesen, aus der „Freihandelstheorie" herauszukommen und die gegenwärtige volkswirthschaftliche Verfassung als Theil einer größern Entwickelungsreihe in den Culturzuständen unserer modernen Völker aufzufassen. Für das nicht gelehrte Publikum ist aber Knies' Darstellung entschieden nicht gemacht, und daher erklärt es sich auch, daß sie erst nach dreißig Jahren eine zweite Auflage erlebte. Diese ist durch Zusätze vermehrt, welche die neuere Bewegung in der Wissenschaft der politischen Oekonomie berücksichtigen, da sich der Verfasser zu einer vollständigen Neubearbeitung nicht entschließen mochte. Als den wichtigsten Satz des ganzen Werks, in dem die Grundanschauung der politischen Oekonomie ausgedrückt ist, welcher neben Knies namentlich Bruno Hildebrand und Wilhelm Roscher Bahn gebrochen haben, setzen wir den folgenden hierher:

Im Gegensatz zu dem Absolutismus der Theorie beruht die historische Auffassung der politischen Oekonomie auf dem Grundsatz, daß wie die wirthschaftlichen Lebenszustände so auch die Theorie der politischen Oekonomie, in welcher Form und Gestalt, mit welchen Argumenten und Resultaten wir sie auch finden, ein Ergebniß der geschichtlichen Entwickelung ist; daß sie in lebendiger Verbindung mit dem Gesammtorganismus einer menschheitlichen und völkergeschichtlichen Periode mit und aus den Bedingungen der Zeit, des Raums, der Nationalität erwächst, mit ihnen besteht und zu fortschreitenden Entwickelungen sich fortbildet; daß sie in dem geschichtlichen Leben den Fonds ihrer Argumentationen hat, ihren Resultaten den Charakter geschichtlicher Lösungen beilegen muß; daß sich auch die „allgemeinen Gesetze" der Nationalökonomie nicht anders denn als eine geschichtliche Explication und fortschreitende Manifestation der Wahrheit darstellen, auf jeder Stufe als die Verallgemeinerung der bis zu einem bestimmten Punkte der Entwickelung erkannten Wahrheiten dastehen und weder der Summe noch der Formulirung nach für unbedingt abgeschlossen erklärt werden können, und daß der Absolutismus der Theorie, wo er sich auf einer Stufe der Entwickelung Geltung verschafft hat, selbst nur als ein Kind dieser Zeit dasteht und eine bestimmte Periode in der geschichtlichen Entwickelung der politischen Oekonomie bezeichnet.

Gegen diese historische Methode richtet sich Karl Menger mit seinen „Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften und der politischen Oekonomie insbesondere" (Nr. 2), welche der politischen Oekonomie von neuem die Aufgabe zuspricht, nach „allgemeinen Gesetzen" der Wirthschaftlichkeit zu suchen, und er tadelt namentlich diejenigen, die ihm die historische Methode dahin miszuverstehen scheinen, daß sie vor lauter geschichtlicher Forschung zu keinen principiellen Gesichtspunkten kommen.

Ein Schriftsteller, mit dem die Vertreter sowol der „historischen Methode" als diejenigen, welche die politische Oekonomie mehr auf die Klarstellung „typischer Erscheinungen" und in ihr waltender Gesetze hinweisen wollen, gleich zufrieden und unzufrieden sein müssen, ist

K. Rodbertus-Jagetzow, der Verfasser von „Das Kapital“ (Nr. 3). Zufrieden müssen sie mit ihm sein, weil er alle Erscheinungen der Volkswirthschaft als „historische Kategorien“ auffaßt, aber zugleich die allgemeinen Regeln, die sich durch jede und auf jeder geschichtlichen Stufe zeigen, nachzuweisen sucht; unzufrieden müssen sie mit ihm sein, weil er mit seinen tief angelegten Untersuchungen den modernen Socialisten, wie K. Marx, Lassalle und ihren Nachfolgern, die Grundgedanken geliefert hat. Belege für die erstgenannte Richtung seiner Forschung lassen sich hier in der Kürze nicht geben; für die zweitgenannte diene folgender charakteristische Satz:

„Mag jeder seine Arbeit so gut verwerthen als er kann“, dies Zwitterprogramm freien Mannesgefühls und nationalökonomischer Beschränktheit ist das Misverständniß, an dem unsere Zeit leidet. Der Satz wird wahr, wenn durch eine gesellschaftliche Organisation jedermann überhaupt erst im Besitz seines vollen Productwerths geschützt ist. Er ist unwahr und bedeckt nur eine neue Auflage von Sklaverei, wenn infolge gesellschaftlicher Institutionen die Arbeiter gezwungen werden, für die Erlaubniß zu arbeiten, von vornherein das Bestttheil ihres künftigen Products abzutreten.

Rodbertus' Schriften haben als Quellenwerke für den wissenschaftlichen Socialismus großes allgemeines Interesse, und es ist daher sehr dankenswerth, daß sie aus dem literarischen Nachlaß des merkwürdigen pommerischen Edelmannes Ergänzungen wie die vorliegende finden.

Mit Rodbertus hat Johann Heinrich von Thünen (Nr. 4) insofern Verwandtschaft, als auch er den der Arbeit gebührenden Antheil an den volkswirthschaftlich erzeugten Werthen wissenschaftlich zu ergründen suchte, freilich mit sehr viel leichterm Rüstzeug als jener und in einer Weise, die schließlich auf eine mathematische Spielerei hinauslief. Ob Thünen's Bedeutung für die Wissenschaft, in der sein „Isolirter Staat“ und sein „Naturgemäßer Arbeitslohn“ große Beachtung gefunden haben, überschätzt sei, haben wir hier nicht zu untersuchen, denn wir haben nicht eine Ausgabe seiner Schriften, sondern eine Schilderung seines von wissenschaftlichem Streben erfüllten Lebens vor uns. Dieses ist von dem Herausgeber des vorliegenden Buchs in einer Weise dargestellt, daß Thünen darin sowol als Forscher wie als edle Persönlichkeit zur vollen Geltung kommt, und so erklärt sich die erfreuliche Theilnahme, die ihm bereits eine zweite Auflage verschaffte.

E. Jäger's Schrift: „Die Agrarfrage der Gegenwart“ (Nr. 5), in welcher der reiche Stoff von geschichtlichen und socialpolitischen Betrachtungen etwas ungeordnet zusammengetragen ist, vermehrt die so reichlich erzeugte Literatur über die Lage unserer Landwirthschaft um einen inhaltlich über die Masse derselben hervorragenden Beitrag. Sein Ziel ist: „die Verschuldung unsers landwirthschaftlichen Grundbesitzes sowie den Zinsfuß dieser Verschuldung allmählich auf eine der Culturstufe und den landwirthschaftlichen Ertragsverhältnissen angemessene Höhe zurückzuführen, zugleich jede kapitalistische Verschuldung zu beseitigen und die allein naturgemäße Rentenverschuldung in die Landwirthschaft einzuführen“. Dieser Vorschlag der Rückkehr zu der altdeutschen Einrichtung des Rentenkaufs als der den Verhältnissen der Landwirthschaft angemessenen Verschuldungsform wurde bekanntlich zuerst von Rodbertus in seinem Werk über die „Heutige Creditnoth des Grundbesitzes“ entwickelt und wissenschaftlich begründet.

An Ludwig Felix' Buch „Der Einfluß der Natur auf die Entwickelung des Eigenthums“ (Nr. 6) ist der Titel wunderlich und unverständlich. Man glaubt eine Untersuchung darüber zu finden, ob und wie die Verschiedenheit der natürlichen Bedingungen auf die Gestaltung der Eigenthumsverfassung einwirkt; in der That schildert aber der Verfasser, wie durch die Materialien, die Anregungen, die Widerstände, welche die Natur bietet, der Mensch zur Entwickelung von Kunstfertigkeiten getrieben worden sei. Es ist eine große Fülle interessanten Stoffs zur Geschichte der Civilisation, wie andere dies Thema bezeichnen, mit Anführung der Quellen zusammengetragen; der Verfasser hat seinem fleißigen Werk durch die eigenthümliche Namengebung nicht genützt.

Merkwürdigerweise stößt man auch bei Lorenz von Stein's „Verwaltungslehre“ (Nr. 7), dessen Werke ja keiner Empfehlung mehr bedürfen, sondern nur als neu erschienen angezeigt sein wollen, auf einen Fehler in der Titelgebung. Stein nennt diesen Theil seines Buchs „Das System und die Geschichte des Bildungswesens der Alten Welt“, und man darf demnach doch eine Darstellung davon erwarten, wie bei den alten Völkern das Bildungswesen geordnet war und sich entwickelte. Allerdings behandelt der größte Theil des Buchs das Bildungswesen und die Bildungsmittel der alten Griechen und Römer und der ersten christlichen Jahrhunderte; wer aber kann aus dem Titel ersehen, daß das erste Drittel des Buchs „die Wissenschaft des Bildungswesens“ darstellt, daß hier Stein über die verschiedenen Zweige und Stufen des Bildungswesens eine Fülle geistreicher und beachtenswerther Gedanken entwickelt? Leider erschwert der verdiente Gelehrte das Verständniß derselben, wie es scheint mit jeder neuen Schrift mehr, durch Entfernung von den Formen einer einfachen und darum guten Darstellungsweise. Wie wunderlich muthet der folgende Satz über das Berufsbildungswesen, den wir in der ersten Auflage noch nicht vorfanden, an:

Aus der Vorbildung tritt nun mit entscheidender Wahl des künftigen Lebensberufs der Jüngling in das Leben hinein, und das Bildungswesen empfängt damit die Aufgabe, auch seinerseits die Vorbereitung für alle die bestimmten Berufe zu bieten, unter denen der junge Mann zu wählen hat. Jetzt ist es selber kein einfaches mehr; es entwickelt sich dieser Aufgabe gegenüber zu einer beständig steigenden Vielfältigkeit, und damit fällt auch das Bildungswesen selbst wie das Leben, dem es angehört, unter das Princip der Theilung der Arbeit; die Wahl des bestimmten Berufs wird zur Wahl der einzelnen Berufsbildung und umgekehrt. Die Gesammtheit aller Anstalten für alle Arten der besondern Berufsbildung ist das Berufsbildungswesen.

Stein hätte doch wahrhaftig Gedanken genug, um so vieler Worte nicht zu bedürfen!

H. von Scheel.

Pädagogische Literatur.

1. Erziehungsnormen. Ein Handbuch für Aeltern und Erzieher von M. Beerel. Breslau, Woywod. 1883. 8. 2 M.
2. Mutterpflicht und Kindespflege. Ein Weihegeschenk aus Mutterhand für Deutschlands Frauen und Bräute von Adolphine Breithaupt. Berlin, Entrich. 1884. 8. 3 M.
3. Vernünftige Gedanken einer Hausmutter. Von C. Michael. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Keil. 1883. 8. 4 M.
4. Im freien Reich. Ein Memorandum an alle Denkenden und Gesetzgeber zur Beseitigung socialer Irrthümer und Leiden. Von Irma von Troll-Borostyáni. Zürich, Verlags-Magazin. 1884. Gr. 8. 4 M.

Es ist eine höchst erfreuliche Erscheinung, daß seit neuerer Zeit die Aerzte vielfach auch die Erziehung in den Bereich ihrer Studien und Erörterungen ziehen und in Erziehungsfragen auch ihre Stimme abgeben. Die nicht erst heute und gestern vorgetragene Wahrheit, daß die Erziehung den ganzen Menschen, den geistigen und den physischen, zu umfassen habe, daß eine geistige Erziehung ohne die richtige physische eine Unmöglichkeit sei, hat lange Zeit gebraucht, aus dem Kreise einzelner Einsichtigen zu einer Ueberzeugung aller sich emporzuarbeiten. Daß dieses endlich geschehen, daß die vornehme Ignorirung des körperlichen Wohls der dem Erzieher anvertrauten Zöglinge vielleicht ganz geschwunden und höchstens im Geiste einiger verschrobener Stubengelehrten noch als berechtigt anerkannt wird, bedeutet eine glückliche Wendung in unserm Erziehungswesen.

In den „Erziehungsnormen" von M. Beerel (Nr. 1) ist es nun wieder ein Arzt, der auf den Plan tritt und uns ein Büchlein überreicht, das als ein wirklich gutes Handbuch allen Aeltern und Erziehern empfohlen werden kann. Der Verfasser verbreitet sich in ansprechender Form und gewinnender Rede über alle Seiten der Erziehung von der ersten Stunde des neu erwachten Lebens bis zu der Zeit, da Jüngling und Jungfrau, von der Schule entlassen, in den Beruf des Lebens eintreten. Alle drei Abtheilungen: „Das Säuglingsalter", „Bis zur Schule", „Die Schule", sind gleich interessant und von gleichem Werthe; und wenn auch in allen diesen drei Abtheilungen der ärztliche Rathgeber in den Vordergrund tritt, so macht sich nichtsdestoweniger auch der Psychologe geltend, der keine Frage der Ethik aus den Augen verliert. In der Schulfrage tritt der Verfasser nicht nur als der Schularzt auf, der die hygieinische Seite der Schuleinrichtungen ins Auge faßt und gegen die Ueberbürdung ein kräftiges Wörtlein spricht; auch dem Schulrangstreit widmet er seine Aufmerksamkeit, ohne aber ein richterliches Wort in die Wagschale legen zu wollen, doch nicht ohne es zu verhehlen, daß er die Spaltung des höhern Schulwesens bedauere. Führt dieses Bedauern ihn nun zu der Ansicht, die gewünschte Einheitsschule solle in dem nach Bedürfniß der Neuzeit reformirten humanistischen Gymnasium hergestellt werden, so theilen wir diese Ansicht nicht, stimmen ihm aber voll und ganz bei in den Anklagen, die er gegen den Unterrichtsplan der höhern Töchterschulen erhebt, Anklagen, die in weiten Kreisen gehört werden sollten:

In vielen dieser Anstalten wenigstens wird weit mehr auf eine oberflächliche, für den Salon berechnete Scheinbildung, auf einen Bildungsfirniß, als auf eine gründliche Ausbildung des Geistes und Herzens Rücksicht genommen. Im allgemeinen wird viel zu viel getrieben, und da es unmöglich ist, das alles in der gegebenen Zeit, die ohnehin für die Gesundheit der jungen Mädchen viel zu stark besetzt ist, mit dem Verstande gründlich zu bewältigen, muß das Auswendiglernen dem Denken aushelfen.

Der Verfasser tadelt dann das Vorwalten der fremden Sprachen, die weniger als Mittel zur Bildung des Geistes als vielmehr „als Vorbereitung zu einer gewissen Salonfähigkeit" getrieben werden. Die Aufsatzthemata seien oft höchst merkwürdiger Art; so seien ihm solche zu Gesicht gekommen wie „Ueber den zweiten Act von Müllner's «Schuld»", „Ueber die Belagerung von Sewastopol": Themata, die für eine Mädchenschule als durchaus unzulässig zu betrachten seien.

Was soll man aber gar erst sagen, wenn, wie ich es gleichfalls erlebt habe, junge Mädchen in der Schule mit Astronomie oder selbst mit anatomischen Kenntnissen ganz unnützerweise behelligt werden. Für das, was selbst das gebildetste Mädchen an astronomischem Wissen braucht, würden zwei bis drei mit dem Lehrer unternommene und von Demonstrationen begleitete Spaziergänge an einem sternenhellen Abend vollständig ausreichen, und die Antwort, die mir auf meine Frage über den Zweck der anatomischen Studien zutheil wurde, daß es wichtig sei, bei einer etwaigen Erkrankung den eigentlichen Sitz derselben angeben zu können, ist nicht blos ein Beweis einer schon in das Gebiet der Komik hineinragenden Unwissenheit, sondern charakterisirt gleichzeitig die entsetzliche Oberflächlichkeit solcher sogenannter Studien. Ich wiederhole nochmals, daß mir bei der Erziehung der weiblichen Jugend gegenwärtig als die dringendste Aufgabe erscheint, möglichst für die Kräftigung ihres Körpers, ihrer physischen Constitution überhaupt Sorge zu tragen, dieselbe durch die Schule so wenig wie möglich beeinträchtigen zu lassen, deshalb die Zahl der Schulstunden und der häuslichen Schularbeiten auf ein bescheidenes Maß zu reduciren, körperliche Uebungen jeder Art zu pflegen, und die wissenschaftlichen Studien unter Beschränkung ihrer Quantität in ihrer Qualität derartig gleichmäßig zu organisiren, daß die Selbstthätigkeit des Geistes möglichst kräftig entwickelt, das Interesse am Wissen nicht blos für die Schulzeit, sondern für alle Zukunft geweckt, die Bildung des Herzens und Charakters aber als das Hauptziel obenan gestellt wird.

Haben wir oben die Sorge für das physische Wohl als einen wichtigen Theil der Erziehung bezeichnet, so dürfen wir wol auch getrost das Buch der Frau Adolphine Breithaupt: „Mutterpflicht und Kindespflege" (Nr. 2), zu den pädagogischen Schriften zählen, wenn es auch nur die körperliche Erziehung bespricht, der jungen Mutter nur Anleitung in Aufziehung, Ernährung und Pflege ihres Kindes geben und ein Rathgeber in vorkommenden Krankheitsfällen der Kinder sein will. Das Buch wird recht

gute Dienste leisten, wenn man die auf das allgemeine Verhalten hinzielenden Rathschläge von denen, die nur der Arzt geben sollte, zu unterscheiden weiß. Die Verfasserin hätte, wenn sie vielleicht auch durch die ärztliche Praxis ihres verstorbenen Mannes manches Wissenswerthe erfahren hat, sich in genannter Beziehung beschränken sollen. Die kleinen Gedichtchen, welche den einzelnen Kapiteln als Motto vorgedruckt sind und die in gleicher Weise die Seligkeit des Mutterglücks besingen wie die ersten Anzeichen der Schwangerschaft und die Stunde, „wo schwanken alle Pulse, wo alles Denken ruht, wo nahet sich in Schmerzen des Lebens Anbeginn", hätten alle füglich fortbleiben können.

Nicht nur über Kindererziehung, auch über die Selbsterziehung hat C. Michael, die „Hausmutter", die uns ihr prächtiges Buch reicht, ihre „Vernünftigen Gedanken" (Nr. 3) uns entwickelt; Selbsterziehung ist aber der sicherste und praktischste Weg zu einer gesunden Pädagogik. Als ein wahres Erfrischungsbad erscheint die Reihe herrlicher Aufsätze, in denen Frau Michael ihre Gedanken ausspricht; diese Lebensweisheit ist lebendige Weisheit, sie bekundet einen verständigen Blick für alle realen Verhältnisse. Die Verfasserin hat ins volle Leben hineingegriffen, und darum ist alles, was sie sagt, interessant. Sollen wir auf besondere Theile dieser schönen Sammlung von Betrachtungen und lebenswahren Bildern hinweisen? Wir wagen es nicht, weil wir eben nicht wüßten, was wir hervorheben, was beiseite lassen sollten, obgleich der Versuch sehr nahe liegt, eins oder das andere auszuwählen, um dem Leser eine Probe von dem Schönen zu bieten, das die Sammlung enthält. Doch wir unterdrücken unsern Wunsch und wollen nur die Versicherung geben, daß dieses Buch ganz dazu geeignet ist, ein Familienbuch zu werden, und sicherlich Segen in den Kreis tragen wird, der es bei sich aufnimmt.

Und schließlich noch ein Buch einer Frau: „Im freien Reiche" von Irma von Troll-Borostyáni (Nr. 4); auch einer Mutter? Wir bezweifeln es; was in diesem Buche gelehrt wird — eine Mutter kann das nicht gesagt haben. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Wie bleibt die Verfasserin des vorhin besprochenen Werks in jedem ihrer Worte Frau und Mutter! Wie weiß sie in einem beschränkten Kreise der Frau ein weites Arbeitsfeld zu eröffnen! Wie weiß sie die Schranke zu würdigen, die nun einmal die Natur der Thätigkeit der Frau gezogen hat, und dem Manne den Theil zu überlassen, der ihm eignet! Es sind schöne Worte, die C. Michael über das Verhältniß des Frauenberufs zu dem des Mannes spricht: „Mögen unsere Emancipationsbeflissenen auch anders darüber denken, es wird doch ewig wahr bleiben, daß innige Hingabe und Aufgehen in den Interessen anderer ein Vorzug — nicht eine Schwäche — der Frau ist. So soll es sein, und es ist gut so. Laßt uns die Herren der Schöpfung ehren und ihre Rechte anerkennen, indem wir eifersüchtig über dem unserigen, dem schönen Rechte vollendeter Liebenswürdigkeit, wachen, auf daß nicht etwa einst eine Zeit komme, wo man von energischen Weibern und liebenswürdigen Männern spricht. Das gäbe einen argen Miston in der ganzen Harmonie der Schöpfung." Daß die Verfasserin unter „Liebenswürdigkeit" nicht Koketterie versteht, brauchen wir dem Leser wol nicht zu versichern.

Dagegen „Im freien Reiche!" Selbst auf die Gefahr hin, von der Verfasserin der vorliegenden Schrift zu den „conservativen und reactionären Gegnern" geworfen zu werden, deren „Schild aus dünnem, fadenscheinigem Lügengewebe gesponnen" ist, wage ich es, das Opus der Frau Irma von Troll-Borostyáni nicht zu loben, nicht in den Himmel zu heben, sondern trotz manches Wahren und Guten, das es enthält, als ein solches zu bezeichnen, dessen Existenz nur zu bedauern ist.

Es wird mir zwar schwer fallen, den Lesern die Beweise für meinen Ausspruch voll und ganz vorzuführen, nicht weil es mir an solchen fehlte, sondern weil ich es nicht wagen dürfte, die zu einer solchen Beweisführung nothwendigen Citate aus dem Werke der Dame anzuführen, ohne gegen den Anstand und die gute Sitte zu verstoßen. Es wird mir also nur möglich sein, im allgemeinen die Tendenz des Buchs zu bezeichnen und auf dessen Consequenzen hinzuweisen.

Die Verfasserin strebt eine Besserstellung der Frau an und will derselben die Wege geöffnet wissen, die ihr ermöglichen, sich auf eigene Füße zu stellen und Selbständigkeit zu erringen; das Feld ihrer Thätigkeit soll erweitert und auf diese Weise eine große Menge von Elend aus der Welt geschafft werden. Ein solches Bestreben ist gewiß beifällig anzuerkennen und mit allen Kräften zu fördern; denn die Frauenfrage ist eine brennende, deren Lösung zu Gunsten des weiblichen Geschlechts zu den höchsten Aufgaben gehört, welche die Gegenwart an uns stellt. Doch jene Emancipationsgelüste, die ohne Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit und den natürlichen Beruf der Frau in ihren Forderungen weder Maß noch Ziel halten, können im besten Falle nur Verwirrung anrichten, wenn sie nicht gar zu einem Zustande führen, der dem der Entsittlichung gleichkommt.

Die vorliegende Schrift liefert hierfür den besten Beweis. Mit Pathos und Entrüstung weist die Verfasserin den Gedanken weit zurück, daß durch eine über die natürlichen Schranken hinausgehende Emancipation das Weib entsittlicht werden würde; zu welchen Consequenzen kommt sie aber selbst? Sie spricht ruhig den Gedanken aus — und diesen meinten wir, als wir oben sagten, eine Mutter scheine das Buch nicht geschrieben zu haben —, „der Kindesmord sei kein Verbrechen"! Classisch ist ja in gewisser Beziehung der Gedanke; ist er aber auch einer Zeit würdig, die sich so großen Fortschritts rühmt? Zwar wird dieser Grundsatz, der öfters im Buche wiederkehrt, mit einer human klingenden Phrase verzuckert; nichtsdestoweniger bleibt er ein abscheulicher, der, wenn er weiter gelehrt und günstigen Boden finden sollte, uns wieder auf die Stufe der Barbarei zurückschlendern könnte, auf welcher sich Athen und Rom zur Zeit ihres Verfalls befanden:

äußerliche Bildung Hand in Hand mit Sittenroheit und Gemeinheit. Die Kindesmordtheorie entwickelt sich aber ganz natürlich aus dem Grundmotiv, welches die Verfasserin bei Besprechung der Frauenfrage leitet. Der geschlechtliche Umgang wird hier als so ziemlich der höchste Lebenszweck hingestellt: die Männer maßten sich in dieser Beziehung mit Unrecht größere Rechte an, als man sie der Frau einräume; und nun wird die Frage ventilirt, wie unsere Gesellschaft dahin umzugestalten sei, daß auch Frauen sich ihren geschlechtlichen Neigungen hingeben können, ohne befürchten zu müssen, bei eintretenden Folgen in den Augen der Mitwelt zu sinken. Ja, Aufgabe des Staats sei es geradezu, Principien auf Erfindung von Mitteln zu setzen, welche, ohne der Gesundheit zu schaden, angewendet werden könnten, die bereits eingetretenen Folgen eines geschlechtlichen Verkehrs zu verhüten. Da sieht die Verfasserin die Ehe natürlich auch mit andern Augen an, als wir es gewohnt sind. Sie will die Ehe nicht ganz beseitigt wissen, obgleich sie oft genug ihre Sympathie für jene freie Liebe, wie sie die Heiligen von Oneida pflegen, in ihrer Schrift hindurchblicken läßt. Aber die Scheidung soll nicht nur erleichtert werden — ein Gedanke, dem sich beistimmen ließe —, es soll vielmehr die Scheidung gesetzlich zu erfolgen haben, sobald Mann oder Frau es verlangen; Angabe von Gründen solle nicht erforderlich sein. Nun, da hätten wir ja die lustigste freie Liebe im Sinne der Spatzen, nur noch eine bedenklichere, da sie gesetzlich geweiht ist!

Um solche Ziele, wie sie der Verfasserin vorschweben, zu erreichen, dazu bedarf es natürlich erst einer anders gearteten Gesellschaft als die der Gegenwart; für solche Theorien muß erst ein neues Geschlecht gewonnen, Erziehung und Unterricht müssen umgestaltet werden. Das erkennt die Verfasserin wohl, und darum sieht sie sich auch veranlaßt, der Erziehungslehre ein besonderes Kapitel zu widmen. So wären wir denn an dem eigentlich pädagogischen Theil des Buchs angelangt; aber wozu eine Erziehungslehre erst besprechen, deren Ziele wir ja bereits erkannt haben? Die Früchte sind ja die beste Probe auf die Güte der Lehren, durch welche solche gezeitigt werden sollen, und die Früchte, die uns hier als die erhofften gezeigt werden, mögen für manche einen verlockend schimmernden Reiz besitzen, aber auch nur für manche — für den größten Theil denkender Menschen gewiß nicht. Darum glauben wir, nach all dem Gesagten doch unserer Referentenpflicht genügt zu haben, wenn wir die Erziehungslehren des den gröbsten Materialismus predigenden Buchs, die wir, nebenbei gesagt, schon schöner und besser vortragen gehört haben, übergehen.

Nur eins wollen wir aus dieser Erziehungslehre hervorheben: der Staat habe die Erziehung aller Kinder zu übernehmen; nur auf besonderes Ersuchen solle es den Aeltern, die nachweisen können, daß sie die Mittel haben, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, gestattet sein, dieselben von den Staatsanstalten fernzuhalten. Ganz natürlich! Wenn die Ehe zu einem allgemeinen Contretanz umgestaltet wird, in welchem man mit der einen Hand die eine und mit der andern Hand die andere Schöne ergreift, dann wird wol der Staat große Erziehungshäuser bauen müssen, um alle die Kleinen unterzubringen und zu ernähren. Denn auch wenn die Theorie der Verfasserin zur Anerkennung gelangen sollte, daß der Kindesmord kein Verbrechen sei und darum nicht bestraft werden dürfe, würden doch wol nur die wenigsten Mütter sich dazu entschließen, dem kleinen Wesen, dem sie das Leben gegeben, dasselbe auch wieder zu nehmen. Das menschliche Herz entartet nicht so leicht, trotz aller sophistischen Lehren, und das ist es gerade, was uns die Gewähr gibt, daß die Reform und Besserung der socialen Verhältnisse sich in einer andern Weise als der von der Verfasserin vorgezeichneten vollziehen wird.

A. Sulzbach.

Zur neuern Literaturgeschichte.

Wir fassen unter diesem weitgreifenden Titel zwei Bücher zusammen, die im Grunde wenig miteinander gemeinsam haben.

1. Gustav Schwab's Leben. Erzählt von seinem Sohne Christoph Theodor Schwab. Freiburg i. Br., Mohr. 1883. Gr. 8. 4 M.

Gustav Schwab, der Held des vorliegenden Buchs, war ein liebenswürdiges Talent, aber kein origineller oder gar großer Genius. Ein vorzüglicher Mann als Familienhaupt, Geistlicher, Lehrer, war er eine überaus anmuthige gewinnende Persönlichkeit, die auch dem Berichterstatter aus seinen Jugendjahren noch in freundlicher Erinnerung lebt; als Dichter hat er manches glückliche Lied, manche treffliche Ballade verfaßt, und einige davon gehören zum werthvollen dauernden Besitzstand unserer Gedichtsammlungen; alles ist sinnig im Gedanken, zierlich und reinlich in der Form, und doch erscheint uns Schwab nur als ein erheblich schwächerer Nachfolger seines Freundes Uhland. Außer seiner dichterischen Thätigkeit, welche sich ausschließlich auf die Lyrik und die Romanze, ab und zu in recht witziger Weise auf das Epigramm beschränkte, entwickelte Gustav Schwab eine ausgebreitete Betriebsamkeit als Prosaschriftsteller, aber fast ausschließlich in sammelnder und bearbeitender Weise; seine „Schönsten Sagen des classischen Alterthums“, seine „Deutschen Volksbücher“ sind in ihrer Weise vorzüglich, seine „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte“ wie die Mustersammlung

„Deutscher Prosa“ vielverbreitet; seine Reisebücher haben zur Kenntniß seiner schönen schwäbischen Heimat in verdienstlicher Weise beigetragen. So entwickelte Schwab als Dichter, Prosaschriftsteller, Sammler deutscher Poesie, als Uebersetzer aus dem Französischen, als Mitherausgeber der „Europa“ wie als kritischer Mitarbeiter an den „Blättern für literarische Unterhaltung“ und in noch mannichfach anderer Weise eine ungemein reiche und vielseitige Thätigkeit; aber eine solche rege Betriebsamkeit auf verschiedensten Gebieten ist eben kein Anzeichen eines originellen Kopfes. Sehr verdienstlich war Schwab's Wirken als Erzieher, wenn man so sagen darf, junger dichterischer Talente; dazu war seine offene, herzgewinnende, leicht angeregte und höchst wohlmeinende Persönlichkeit wie gemacht; so ist er einem W. F. Waiblinger, dem gegenüber freilich Schwab's Tüchtigkeit und Wohlmeinen machtlos war, einem Niklas Müller und vor allem F. Freiligrath ein väterlicher Berather gewesen; aber auch sonst noch hatte er zahlreiche Dichterbekanntschaften, nicht blos, wie selbstverständlich, aus dem ihm befreundeten schwäbischen Dichterkreise, sondern seine häufigen Reisen, sein allezeit gewinnendes Wesen erwarben ihm eine Menge bedeutender Bekannter und Freunde, unter welchen wir nur Fouqué, E. T. A. Hoffmann, Chamisso, Lenau, Platen hervorheben wollen. Und daß er mit einer weitgreifenden schriftstellerischen Thätigkeit eine angestrengte Wirksamkeit als Gymnasiallehrer und später als Geistlicher zu vereinigen wußte, macht uns das Bild des trefflichen Mannes, welcher den Dienst der Musen mit den Pflichten eines der Bildung und Erbauung gewidmeten Amtes so schön verband, nur ehrwürdiger.

Das Lebensbild eines solchen Mannes kann uns nur willkommen sein; und wer sollte besser im Stande sein, dem Geschiedenen gerecht zu werden, als der Sohn? So las denn der Berichterstatter das Buch mit reger Theilnahme durch, wenn es ihm auch ab und zu erschien, als ob dasselbe in Beziehung auf die Darstellung der Familien- und Freundschaftsbeziehungen des Dichters allzu redselig sei. Demjenigen, der eines Dichters Leben und Wirken darstellt, wird es wol die Kritik nicht übel nehmen, wenn er für seinen Helden sich lebendiger interessirt und hin und wieder auch Einzelheiten hervorhebt, welche weniger bedeutsam erscheinen, aber doch zu des Dichters Gesammtbild einige Striche beitragen; trotz dieser Entschuldigungsgründe machte das Lebensbild Schwab's dem Berichterstatter den Eindruck, als sei es etwas trocken und nüchtern, vornehmlich in Anbetracht, daß des Dichters Sohn es geschrieben, als müsse über einen so liebenswürdigen und vielseitigen Mann, über einen Mann, der mit so viel bedeutenden Geistern seiner Zeit bekannt gewesen und Briefe gewechselt, nicht allein frischer und wärmer geschrieben, sondern auch Geistvolleres, Bedeutenderes mitgetheilt werden können. Ich legte mir die Frage vor, wie es zu erklären sei, daß ein in seiner Weise hochangesehener und weit bekannter Dichter und Schriftsteller erst mehr als ein Menschenalter nach seinem Tode — Gustav Schwab starb im November 1850 — ein biographisches Denkmal erhalte, dazu eins von etwas dürftigen Verhältnissen. Da fiel mir denn zur guten Stunde ein — das vorliegende Buch hat kein Vorwort und weist auch sonst nirgends darauf hin —, daß ein solches Werk über unsern Dichter bereits seit langen Jahren vorhanden sei, und zwar in dem Buche von Karl Klüpfel: „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken“ (Leipzig 1858). Ich hielt es nun für meine Pflicht, die beiden Bücher, das ältere des Schwiegersohnes und das jüngere des Sohnes von Gustav Schwab, miteinander zu vergleichen, und kam dabei zu einem mich allerdings etwas überraschenden Ergebniß.

Wenn einer biographischen Darstellung irgendeiner Persönlichkeit, sei sie künstlerischen oder politischen oder sonstigen Wirkens, eine andere folgt, so darf man füglich voraussetzen, daß diese zweite Arbeit, wenn sie nicht etwa sich das Ziel einer Popularisirung in gekürzter Form steckt, reicheres biographisches Material benutzt und verarbeitet als die erste, kurz gesagt, daß sie dieselbe überbiete, sei es an Fülle des gebotenen Stoffs oder an Fülle des ästhetischen Urtheils oder an tieferm psychologischen Eindringen in die geschilderte Persönlichkeit. Wo dieses nicht der Fall ist, da kann man billig die Frage aufwerfen, wozu überhaupt die zweite Arbeit dienen soll, wenn sie nicht wesentlich Neues, Umfassenderes darbietet als die frühere. Wenn Klüpfel volle sieben Jahre nach Gustav Schwab's Tode seine Arbeit veröffentlichte, so hat er sich damit gewiß nicht übereilt; wenn wieder fünfundzwanzig Jahre später eine neue Biographie Gustav Schwab's erscheint, so dürfen wir wohl die Frage aufwerfen, welche neuen Quellen mittlerweile aufgedeckt worden, in welcher Weise des Dichters Tagebücher und Briefwechsel zu reichhaltigerer Ausbeute herangezogen worden sind, kurz, wir verlangen zu wissen, warum auf einen Band von 24 Bogen ein anderer von 11 Bogen folgt, der letztere gewissermaßen bestimmt, den erstern zu ersetzen. Und dieser Anspruch scheint mir sehr fraglich zu sein. Wir besaßen in Klüpfel's Buch eine durchaus wissenschaftlich gehaltene Arbeit, geschrieben mit verständiger Benutzung der Familiennachrichten, der Gedichte, der Tagebücher, des Briefwechsels; besonders der letztere ist durch Mittheilung der Briefe von Auersperg, Lenau, Ad. Schöll, Ullmann u. a. in schätzbarer Weise verwerthet, während Christoph Schwab diese Briefe nicht mittheilt, dafür als Ersatz die vom Berichterstatter neuerdings veröffentlichten Briefe von F. Freiligrath. Das Buch von Klüpfel bringt die Briefe aus Paris 1827 im Auszug, sehr hübsche Dinge; das Buch von Chr. Schwab dafür die Tagebuchblätter aus Berlin 1815, auch äußerst anziehend, wenn nicht noch anziehender; aber wir fragen uns: warum müssen wir zwei Bücher aufschlagen, um ein volles Bild zu gewinnen? warum hat der Sohn ausgelassen, was der Schwiegersohn Merkwürdiges mitzutheilen wußte? warum hat die zweite Arbeit nicht die erste in sich aufgenommen, das ganze Material verarbeitet und

damit den Stoff ein für allemal erschöpft? Hätte sich nicht aus Schwab's ausgedehntem Briefwechsel mit Chamisso, Uhland u. a. noch manches Blatt mittheilen lassen, zumal eigene Aeußerungen des liebenswürdigen und feinsinnigen Mannes?

Dieser Eindruck wird noch gesteigert durch die Wahrnehmung, daß das spätere Buch in vieler Hinsicht auf dem frühern ruht. An zahlreichen Stellen ist das Buch von Schwab nur eine Umschreibung, theilweise auch Erweiterung, eine umfangreichere, wenn auch keineswegs immer inhaltreichere Erweiterung des Buchs von Klüpfel. Es sei erlaubt, hier eine Stelle der beiden Bücher gegenüberzustellen:

Bei Klüpfel heißt es S. 269:

Im Winter 1835—36 wurde Schwab durch eine gefährliche Krankheit seiner jüngern Tochter Emilie längere Zeit in ängstliche Spannung versetzt. Nachdem die Sorge glücklich gehoben war, erlebte er im Sommer darauf ein fröhliches Familienereigniß durch die Verlobung seiner ältesten Tochter Sophie mit einem seiner ehemaligen Schüler, Karl Klüpfel, dem Verfasser dieser Biographie, der ihm von der Gymnasiumszeit her mit warmer Anhänglichkeit ergeben war. Im September wurde ihm die Freude zutheil, seinen Freund Gustav Pfizer mit seiner geliebten Nichte Marie Jäger trauen zu dürfen. Auch Graf Auersperg war, herzlichen Antheil nehmend, bei dieser Feier gegenwärtig. Pfizer, der aus politischen Gründen keine Anstellung suchen wollte, lebte wie bisher als Schriftsteller in Stuttgart. Erst im Jahre 1846 trat er eine Stelle als Professor am Gymnasium an.

Bei Schwab heißt es S. 118:

Im Winter von 1835 auf 1836 wurde die Familie durch die schwere Erkrankung der jüngern Tochter Emilie in peinliche Spannung versetzt, die Gefahr ging jedoch glücklich vorüber; am 17. Februar wurde am Geburtstag der Mutter ein frohes Genesungsfest gefeiert. Im Sommer folgte die Verlobung der ältesten Tochter Sophie mit Karl Klüpfel, dem spätern Universitätsbibliothekar zu Tübingen, der auf dem Gymnasium Schwab's geschätzter Schüler gewesen war. Im September wurde ihm die Freude, seine geliebte Nichte Marie Jäger als Gattin seinem Freunde Gustav Pfizer anzutrauen, bei welcher Feier der auch mit Pfizer nahbefreundete Graf Auersperg gegenwärtig war. Pfizer wollte aus politischen Gründen keine Anstellung suchen und lebte vorerst wie bisher als Schriftsteller in Stuttgart, bis er im Jahre 1846 eine Professur am dortigen Gymnasium antrat.

Wir könnten noch manche andere Stellen einander gegenüberstellen, aber diese mag genügen zum Beweise, daß der Verfasser bei seinem Schwager und Vorgänger stark zu Gaste gegangen und an vielen Stellen nur eine Umschreibung des früher Geschriebenen bietet. Es bleibt freilich in der Familie, aber ein bischen wundersam ist die Anleihe doch.

Sollen wir schließlich unser Urtheil zusammenfassen, so lautet es, vielleicht etwas hart, dahin: das Buch von Schwab ist eine zwar bisweilen etwas redselige, aber doch ganz lesbare und artige Behandlung des Stoffs, es ist aber zugleich eine zwar an manchen Stellen eingehendere, dafür entschieden schwächere Umarbeitung des bei weitem wissenschaftlicher gehaltenen Werks von Klüpfel, welcher durchaus besser verstanden hat, was dem großen Publikum dienlich ist. Das Buch von Schwab, weit entfernt davon, aus des Dichters Tagebüchern und Briefwechsel ein umfassendes Bild herzustellen, übergeht vieles, was der Vorgänger dargeboten, um anderes, aber keineswegs Bedeutenderes zu bringen; es bespricht des Dichters Freundschafts- und Familienbeziehungen in oft weitschweifiger Weise, während Klüpfel in dieser Hinsicht ein verständiges Maß beobachtet. Was Klüpfel vor fünfundzwanzig Jahren geliefert, ließ sich durch reichlichere Benutzung des vorhandenen Materials sehr wohl erweitern; im großen und ganzen aber entsprach Klüpfel's mit Liebe und Geschmack gearbeitetes Werk der Bedeutung Gustav Schwab's; die Berechtigung zu einer neuen Bearbeitung desselben Stoffs wäre nur durch umfängliche Beibringung neuen Materials, durch eingehendere Betrachtung Schwab's als Dichter, Schriftsteller, Gelehrten und Mensch zu begründen gewesen.

2. Haidekraut. Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von Johannes Scherr. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Fragt der Leser in Bezug auf Scherr's „Haidekraut", wie das Buch dazu komme, der neuern Literaturgeschichte zugerechnet zu werden, so mag als einfache Entschuldigung dienen, daß es der Berichterstatter zu diesem Zweck empfangen hat. Auch läßt sich die Sache einigermaßen erklären. Die Prochaska'sche Verlagsbuchhandlung in Teschen gibt nämlich eine „Salonbibliothek" heraus, d. h. nach dem Programm eine Reihenfolge einzelner Bände mit Romanen, Novellen, Gedichten, Aphorismen, Essays u. s. w. hervorragender Schriftsteller der Gegenwart. Diese Bände sind verschiedenen Umfangs und Preises.

Unter den zuerst ausgegebenen Bänden der „Salonbibliothek" erscheint auch Scherr's „Haidekraut", eine Anzahl von Aufsätzen theilweise literargeschichtlichen Inhalts, welche wol vorher gesondert in Zeitschriften erschienen waren und sich hier zusammenfinden. Eine etwas bunte Gesellschaft. Von literargeschichtlichem Stoff ein Aufsatz über das Passionsspiel von Gmünd, als „eine Jugenderinnerung" bezeichnet; dann ein Aufsatz über Mickiewicz und seinen „Pan Thaddeus", Essays über Achim von Arnim, Julius Mosen, Gottfried Kinkel und Th. Carlyle. Dazwischen schieben sich Aufsätze ein über Alfred Escher, den verstorbenen Hauptförderer der Gotthardbahn, und über die Pulververschwörung. Während bei einem wohlgeordneten Heer die leichten Truppen voranschwärmen, folgen sie hier hinterdrein: ein „Literarisches Gespräch" über alles und etliches mehr, „Neue Briefe vom Zürichberg" über die Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und A. Fr. von Schack's „Gesammelte Werke", über K. E. Franzos' „Oesterreichisches Dichterbuch", über Politik und Culturkampf und den Sündenbock Bazaine; zum Schluß eine Humoreske „Parsifal Feigeles und Isolde Purzel". Wir sehen, daß das Buch mit knapper Noth ein Plätzchen unter der schützenden Flagge der Literargeschichte beanspruchen kann. Wer Scherr's Schreibweise kennt, wird sie auch

hier wieder finden: die allezeit sprudelnde und unterhaltende Art des Verfassers, zugleich aber auch den völligen Mangel einer vornehmen ruhigen Schreibart, das stete Poltern und Nörgeln, wobei Scherr selbst die treffende Bemerkung macht über den Neid und die Nörgelei: „zwei auf deutschem Boden bekanntlich überall sehr üppig gedeihende Unkräuter“; doch scheinen die Ausgewanderten den Samen des deutschen Unkrautes auch an den Fuß des Uetlibergs mitgebracht zu haben. Scherr kann im Grunde keine Seite schreiben, ohne nach dieser oder jener Richtung hin einen Jagdhieb auszutheilen, unbekümmert darum, ob er dahin gehört oder nicht, wobei der „verdünkelte borussische Bureaukratismus“ mit besonderer Liebhaberei bedacht wird, überdies in jenem hinterwäldlerischen, an die Studentenkneipe erinnernden Bierdeutsch, wie Scherr es sich auf den Leib geschnitten hat. Bei alledem besitzt Scherr die Gabe, wol ab und zu recht klobig, aber nie langweilig zu sein, und das ist bei einer „Salonbibliothek“, die eine bedenkliche Aehnlichkeit mit unserer „Reiselektüre“ zu besitzen scheint, eine immerhin empfehlende Eigenschaft. Wilhelm Buchner.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Der Erlöser“ betitelt sich ein Werk von Edmund von Pressensé (Gotha, F. A. Perthes), welches apologetische Vorträge enthält. Pressensé, einer der hervorragendsten protestantischen Theologen Frankreichs, hat die besten Kräfte der deutschen Theologie gehört. Das hier veröffentlichte Buch ist sein Erstlingswerk und schon im Jahre 1854 in Paris erschienen. Er wollte damals den ganzen „Heilsplan Gottes“ auseinandersetzen, und er hat dies mit geistvoller Beredsamkeit gethan. Wie es freilich möglich ist, „das Wesen Jesu Christi“ zu behandeln und hinterher noch ein besonderes Kapitel über „die Heiligkeit Jesu Christi“ zu bringen, verstehen wir nicht recht. Das Ganze enthält die herkömmliche Orthodoxie, nur mit französischer Beredsamkeit verbrämt, und hält die Mitte zwischen Predigt und Vortrag. Allen denjenigen, welche dem Bekenntniß zugethan sind, sagt das Buch nichts Neues; diejenigen aber, welche jenen Glauben nicht theilen, werden sich schwerlich durch Pressensé's Ausführungen bekehren lassen.

— Im Verlag von G. D. Bädeker in Essen ist in zweiter Auflage erschienen ein „Leitfaden der Kunstgeschichte“, für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Wilhelm Buchner. Das Buch ist mit 75 in den Text gedruckten Abbildungen ausgestattet und enthält einen mit größtem Fleiß gearbeiteten und übersichtlich geordneten Abriß der Geschichte aller drei bildenden Künste. Wer da weiß, wie mühsam es ist, immer nur die Quintessenz vieler Studien und zwar in einer übersichtlichen Ordnung zu geben, der wird den Werth dieses Buchs zu würdigen wissen. Freilich besteht derselbe eigentlich darin, ein Repetitorium, nicht aber eine Einführung zu sein. Doch darüber wie über so manche Einzelheiten läßt sich streiten. Im ganzen müssen wir sagen, daß mit feinem Takt das Wissenswerthe ausgewählt, anschaulich gruppirt und sachlich charakterisirt ist. Als Leitfaden dürfte Buchner's Arbeit sammt dem „Katechismus der Kunstgeschichte“ von Bruno Bucher das Beste in dieser Art sein, was wir zur Zeit besitzen.

— „Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes“ betitelt Franz von Holtzendorff eine bei Th. Ackermann in München erschienene Sammlung von Aussprüchen über folgende Themata: Staatstheorien und Staatspraxis, Staatsmoral und Staatsrecht, Parlamentarismus und Parteiwesen, Religion und Glaube, Kirche und Klerus, Wissenschaft und Volksbildung, Gesellschaft und Culturwesen, Erratische Zeitglossen. Der „gesunde Menschenverstand“ sieht nach Holtzendorff die Thatsachen und Zusammenhänge des gesellschaftlichen Lebens richtig, doch so, daß er die höhern Gebiete der eigentlichen Religion, Kunst und Wissenschaft den höhern Geistesvermögen überlassen muß. So tritt uns denn hier die mit Lessing'scher Schärfe geübte Kritik eines wahrhaft vornehmen und universellen Denkers entgegen, welcher eine Fülle der treffendsten Beobachtungen und geistreichsten Gedanken hier in einer vom Spruch wie vom Essay gleich weit entfernten Form gibt. Die Sammlung Holtzendorff'scher Gedanken wirkt in hohem Grade anregend, befruchtend und befreiend. Als Probe aus dem Reichthum gleichwerthiger Betrachtungen geben wir hier folgende Bemerkungen: „Die Materialisten sollten sich die geistige Persönlichkeit des seelischen Lebens daran klar machen, daß dieselbe Landschaft von zwei Malern mit völlig gleicher Tüchtigkeit der künstlerischen Technik und gleich guten Sehnerven in gänzlich verschiedener Weise ausgemalt und dargestellt wird. Desselben Menschen Angesicht wird von zwei Malern niemals gleich gezeichnet und gleich gemalt werden. Derselbe Maler kann nicht einmal denselben Gegenstand völlig unverändert zum zweiten male wiedergeben. Das geistige Schauen durch den Sehnerven ist bei derselben Person in jedem Augenblick ein anderes. . . . Wir Germanen gehen von dem Wesen des Seins aus und denken, das Ding betrachtend. Darum sucht unser Geist das Gegenständliche als Endergebniß. Die Romanen erwägen ihre Vortheile: «penser», «pensare»; das Endergebniß ist eine gewisse Gleichmäßigkeit, objective Starrheit ihrer kirchlich-politischen Einrichtungen.“

— „Farbenspiele“ nennt Johannes Blochwitz seine bei Bernhard Schlicke in Leipzig erschienenen ästhetischen und culturgeschichtlichen Betrachtungen über: Farbenspiele in der Natur, in der menschlichen Gesellschaft, Weiß und Schwarz, Blau, Roth, Farbenverbindungen. Der Verfasser hat nicht das Resultat neuer selbständiger Forschungen geben wollen, sondern nur mit großem Fleiß und Geschick gesammelt und geordnet, was andere beobachtet und ausgesprochen haben. Insofern er aber mit der ganzen einschlagenden Literatur bis herab auf die neuesten Funde sich vertraut zeigt und zahllose verstreute Bemerkungen in den einheitlichen Fluß einer eleganten Darstellung zu bringen versteht, gebührt ihm Dank und Anerkennung. Seine Bearbeitung des erwählten Themas ist unter allen ähnlichen ganz oder theilweise populären die beste; sein Büchlein gewährt eine ebenso angenehme als belehrende Unterhaltung.

— „Ueber Religion“ ist der Titel eines „Gesprächs“, das bei J. G. Findel in Leipzig erschien. Dort unterreden sich Peter und Paul als die Vertreter des positiven Glaubens und der rationalistischen Philosophie. Für Paul gibt es „keine mächtigere Verführung zum Irren als einen früh eingeprägten Glauben“; die Prüfung der überlieferten Religionslehre muß im Geiste echter Forschung geschehen. Die christliche Moral aber verurtheilt die echte Wahrheitsliebe, die Pflicht der redlichen Erforschung. Ein Baum, welcher auch böse Früchte trägt, kann unmöglich von reiner Güte sein — also auch nicht das Christenthum Christi selbst! Eine Lehre, aus welcher echte Wahrheitsliebe verbannt ist, kann unmöglich auf wirklichem Wahrheits-

grunde beruhen. In dem Kampf zwischen Naturwissenschaft und Christenthum wird erstere unbedingt siegen. Der blos nach allgemeinen Gesetzen wirkende Gott des Theismus unterscheidet sich von der blinden Naturnothwendigkeit lediglich dadurch, daß er die bösen Naturwirkungen mit Bewußtsein verübt; aber gerade dies macht ihn um so verdammenswerther. Die eigentliche Göttlichkeit Gottes besteht in seiner Vollkommenheit. Der wahre Gott kann nur ein innerer Gott, das reine Ideal der Wahrheit und Vollkommenheit sein. Es gibt nur eine Substanz, welche Gott ist. Physisches und Moralisches, Naturwissenschaft und Religion sind vollkommen disparat. Wir haben hier die Hauptgedanken des „Gesprächs“ ausgezogen; sie sind ein interessanter Beweis dafür, wie die Vernichtung des Christenthums zur Selbstanbetung führt.

Ausländische Literatur.

Der unermüdliche Victor Tissot, jener Preußenfresser par excellence, hat ein neues, bereits in neunter Auflage vorliegendes literarisches Attentat auf Preußen ausgeübt unter dem Titel „La Police secrète Prussienne“ (Paris, Dentu). Das Ganze liest sich wie ein Roman; natürlich behauptet Tissot, daß alles die reine Wahrheit sei, die er durch Documente beweisen könne. Der Held dieses Polizeiromans ist Stieber, und die Handlung desselben erstreckt sich vom Jahre 1848 bis in die neueste Zeit; auch der Krieg von 1866, der von 1870 und die Affaire Arnim spielen darin eine Rolle. Als eine Art von Vorrede ist dem Werke die Rede des Ministers von Puttkamer im Reichstage vom 9. Mai 1884 vorgedruckt, in welcher betont wurde, daß der Staat außerordentliche und außergewöhnliche Maßregeln ergreifen dürfe, wenn es ihm sonst nicht möglich ist, die Verbrechen zu entdecken, und daß die Polizei sich zu solchen Zwecken zweifelhafter Individuen bedienen dürfe. In den Sündenfall dieser Polizei verwickelt nun Victor Tissot die höchsten Staatsmänner Preußens; das Werk, das manches Verfängliche enthält, beginnt mit Stieber's Spionage im hirschberger Thal, welcher der alte Schlöffel zum Opfer fiel: eine höchst romanhafte Geschichte, berichtet über das Hinckeldey-Rochow'sche Duell, erzählt mit vielem Behagen die skandalösen Orgien bei Madame Krause in der Dorotheenstraße in Berlin, schildert genau die diplomatische und journalistische Thätigkeit des Chevalier Wollheim da Fonseca und endet mit einer Schilderung des Frühstücks, welches ein Kriegsminister der Republik bei der liebenswürdigen Madame de Kaula einnahm, die während desselben sein beiseite gelegtes Portefeuille plündern und die Actenstücke abstenographiren ließ. Sehr vieles, was Tissot mittheilt, ist allerdings aus Stieber's Memoiren entnommen. Gegenwärtig ist in Frankreich nichts populärer als Angriffe auf die deutsche Spionage. Es ist also Aussicht vorhanden, daß die bisherigen neun Auflagen der Tissot'schen Schrift sich um eine an der rechten Stelle angebrachte Null vermehren werden.

— Ueber die Heine'schen Memoiren ist jetzt auch eine französische Schrift von F. Kohn-Abrest erschienen unter dem Titel „Les coulisses d'un livre. A propos des Mémoires de Henri Heine“ (Paris, Hinrichsen). Die Schrift, der ein sehr charakteristisches und nicht in üblicher Weise geschmeicheltes Bild von Heinrich Heine beigegeben ist, erzählt die Entdeckungsreisen, welche Kohn-Abrest gemacht hat, um Herrn Julia aufzufinden, der im Jahre 1857 in Paris die nachgelassenen Papiere Heine's geordnet hat. In einem Artikel im „Berliner Montagsblatt“ forderte Alfred Meißner die pariser Journalisten auf, Herrn Julia aufzusuchen, weil er über die nachgelassenen Memoiren Heine's Auskunft geben könne. Kohn-Abrest fand ihn auf: Julia verhielt sich aber immer sehr schweigend betreffs dieser Memoiren. Dagegen zeigte er die zahlreiche Correspondenz Heine's, die Briefe an ihn von einer Menge namhafter Persönlichkeiten und aus aller Herren Ländern. Wenn Kohn-Abrest erklärte, das seien die wahren Memoiren Heine's, in diesen Briefen finde sich die innere Geschichte seines Lebens und die wahrhaften Enthüllungen über dasselbe, so ist dies eine Ansicht, die man nicht zu theilen braucht, da, solange die Ergänzungen durch Heinrich Heine's eigene Briefe fehlen, diese Correspondenz doch nur ein lückenhaftes Material bietet; keinesfalls aber verdiente Kohn-Abrest's ausgesprochene Meinung die heftigen Angriffe, die sich dagegen richteten: immerhin bilden diese Briefe doch einen sehr schätzbaren und durch nichts anderes zu ersetzenden Beitrag zu Heine's Biographie. Weiterhin schildert der Autor den geschäftlichen Markt, der sich aufthat, als nun wirklich Heine's Memoiren, wenn auch als schüchternes Fragment, zu Tage kamen, die Verhandlungen Julia's mit den Buchhändlern u. s. f. Ob Heine noch andere, sein Leben weiterführende Memoiren geschrieben, und wohin dieselben, wenn das der Fall war, gekommen seien: darüber gibt auch Kohn-Abrest keine nähere Auskunft.

Bibliographie.

Borch, Freih. L. v., Das Literarische Centralblatt für Deutschland und Dr. O. Harnack's. Kurfürstencollegium. Ein Wahrheitsbericht. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 48 Pf.

Bork, E., Streifzüge durch den Kreis Biedenkopf und seine Nachbarschaft. Marburg, Elwert. 8. 1 M.

Candolle, A. de, Der Ursprung der Culturpflanzen. Uebersetzt von E. Gocze. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 61ster Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Dom, A., Auf dem Watzmannshof. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Duncker, M., Geschichte des Alterthums. Neue Folge. 1ster Bd. (Des ganzen Werks 8ter Bd.) Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 9 M.

Fielt, Charlotte, Ein Märtyrer. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Freydorf, A. v., Rhodopis. Ein Märchen. Karlsruhe, Braun. 12. 2 M.

Gaedertz, K. T., Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Kulturleben Hamburgs. 2 Bde. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. à 4 M.

Hamerling, R., Hesperische Früchte. Verse und Prosa aus dem modernen Italien. Deutsch von R. H. Teschen, Prochaska. 8. 3 M.

Heinrich, P., Kleine Residenzgeschichten. Eingeleitet von R. Bechhöfer. Straßburg, Steyrermühl. 8. 3 M.

Heller, O., Kathinka. Roman aus dem Berliner Leben. 2 Bde. Berlin, Eckstein Nachfolger. 8. 8 M.

Hoffory, J., Professor Sievers und die Principien der Sprachphysiologie. Eine Streitschrift. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M.

Jung, R., Herzog Gottfried der Bärtige unter Heinrich IV. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reichs und besonders Italiens im 11. Jahrhundert. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kulemann, R., Anastasia. Unveränderte, jetzt in Selbstverlag genommene und mit einem Vorwort versehene Auflage. Dresden, Selbstverlag. 8. 2 M.

Lange, K., Tuiskon Ziller. Blätter der Erinnerung. Mit dem Bildnisse Ziller's. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 1 M.

Löbner, H., Emanuel Geibel. Eine litterarische Studie. Brandenburg, Lunitz. 8. 1 M.

Lotze, H., Grundzüge der Aesthetik. Dictate aus den Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M.

Marcks, E., Die Ueberlieferung des Bundesgenossenkrieges 91—89 v. Chr. Historische Dissertation. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 M.

Mönckeberg, C., Geschichte der freien und Hansestadt Hamburg. 1ste Lfg. Hamburg, Persiehl. Gr. 8. 50 Pf.

Ouida, Wanda. Roman. Frei nach dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Plümacher, O., Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichtliches und Kritisches. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Pulszky, F., Die Kupfer-Zeit in Ungarn. Mit 149 Illustrationen im Text. Deutsche Ausgabe. Budapest, Kilián. Gr. 8. 3 M.

Ratke, W., Die Verbreitung der Pflanzen im allgemeinen und besonders in Bezug auf Deutschland. Hannover, Helwing. Gr. 8. 2 M.

Rauber, A., Urgeschichte des Menschen. Ein Handbuch für Studirende. 1ster Bd.: Die Realien. Mit 2 Tafeln. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 10 M.

René, A., Aus Heimath und Fremde. Studien und Skizzen. Berlin, Kamlah. 8. 4 M.

Tschudi, J. J. von, Organismus der Khetšua-Sprache. Leipzig, Brockhaus. 8. 25 M.

Zingerle, J., Erzählungen aus dem Burggrafenamte. Innsbruck, Wagner. 8. 2 M. 80 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1884. Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 24. Juli 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Die Poesie vor dem Richterstuhle ultramontaner Kritik.

Daß unser deutsches Vaterland in religiöse und politische Gegensätze und Parteiungen zerrissen ist, welche sich erbittert gegenüberstehen und sich befehden wie kaum in einem andern Lande, ist eine bekannte, wenn auch zu bedauernde Thatsache. Zwar sagt der Philosoph: „Der Kampf gebiert die Wahrheit", und: „Wird alles in der Welt einst untergehn, bleibt bis zuletzt der Kampf bestehn"; allein auch zugegeben, daß aus der Reibung der Geister der Fortschritt der Menschheit hervorgeht, so können wir doch nur beklagen, wenn die religiösen und politischen Gegensätze und Fractionen ihren Einfluß auch auf einem ihnen fremden Gebiete geltend machen, der Wissenschaft und Poesie ihren objectiven Boden entziehen und sie mit ihren Maßstäben messen.

Poesie, Kunst und Wissenschaft bildeten bisher noch das neutrale Gebiet, wo sich die im Leben entgegenstehenden Tendenzen friedlich begegneten; wir fürchten, daß die erstern ihren Selbstzweck einbüßen werden, wenn die sich gegenwärtig breit machende ultramontane Forschung (oder lieber Zustutzung) bei andern Richtungen, sei es confessionellen oder politischen, Nachahmung und analoge Seitenstücke findet.

Diese Gedanken wurden in uns wachgerufen bei der Lektüre der uns nunmehr vollständig vorliegenden „Allgemeinen Literaturgeschichte" von Peter Norrenberg (Münster 1881—84). Eine Blütenlese ultramontaner Urtheile haben wir schon früher in d. Bl. dem Leser vorgeführt; wir wollen uns dabei durchaus gegen die Auffassung verwahren, als gehörten wir zu der Klasse der „Culturkämpfer". Nein, wir sind beseelt von dem Wunsch, es möge gelingen, daß beide Theile — Katholiken und Protestanten — im Vaterlande friedlich nebeneinander leben und daß sie über ihre confessionellen Gegensätze hinweg sich brüderlich die Hand zum Wohl des Vaterlandes, der Kunst und der Wissenschaft reichen. Allem Anschein nach wird sich ein solcher schöner Traum aber nach dem im Norrenberg'schen Werk waltenden Geiste fürs erste leider nicht erfüllen, und die ultramontane Bewegung, die ihn vereitelt, nimmt in der Gegenwart einen rapiden Fortgang, ja, es werden, wie Norrenberg unverhüllt erklärt, Jünger für die von ihr vertretene Wissenschaft und Anschauung stündlich und täglich geworben und gebildet.

Die Norrenberg'sche „Literaturgeschichte" ist vom rein ultramontanen Standpunkte abgefaßt; „denn", sagt der Verfasser, „einen neutralen Boden hat es in der Poesie nie gegeben".

Was sich also nicht mit dem katholischen Geiste, mit den katholischen Glaubenslehren in den Erzeugnissen der schönen Literatur verträgt, wird einfach über Bord geworfen, als ein Miasma stigmatisirt. „Während der Begriff «Nationalliteratur» auf unchristlichem Boden erwuchs, ist der literarische Gesichtspunkt der katholischen Wissenschaft der kosmotheologische, der weltliterarische. ... Die kirchliche Wissenschaft ist nicht allein die berechtigte, sie ist auch die berufene Interpretin der Weltliteratur. ... Weshalb soll der Katholicismus, der legitime Erbe (!) der Weltliteratur, sich die Poesie der Aufklärungszeit als classisch anfoctroyiren lassen? ... Was namentlich in jugendlichen Herzen, in denen die Phantasie die Urtheilsfähigkeit überwiegt, dem deutschen Volk durch die Lektüre dieser Classiker an zarter Religiosität, Glaubensfestigkeit und Unschuldssinn verloren geht, entzieht sich der Statistik und Schilderung, und jeder erfahrene Seelsorger wird zugeben, daß die «classische» Lektüre der intimste Feind der religiösen Erziehung des Volks ist. (!) ... Nicht genug mit dieser zwangsweisen Verbildung der deutschen Jugend, mit diesem

unserer Jugend applicirten geistigen Schwedentrank (!), selbst das Priesterthum beansprucht man dadurch zu vergiften. Nach der Instruction für die preußische Staatsprüfung der Candidaten der Theologie vom 26. Juli 1873 dürfen die hervorragenden Schriftsteller der deutschen Nationalliteratur, vornehmlich aus den beiden letzten Jahrhunderten, keinem Candidaten unbekannt sein." ... (Gewiß nicht, Herr Norrenberg, falls sie auf allgemeine Bildung Anspruch machen wollen!)

In diesem Ton und in solchem Argumentiren fährt Norrenberg fort. Er will nicht nur unsere Classiker in den Staub ziehen, denen wir einen Theil unserer Größe verdanken und deren Erzeugnisse unvergängliche Besitzthümer und das Palladium unserer Zukunft sind, er muß, um sich consequent zu bleiben, auch die Schöpfungen der Griechen und Römer, aus heidnisch-antikem Geiste geboren, zur Seite werfen.

So weit also kann der einseitige confessionell-katholische Standpunkt führen, so blind vermag der Zelotismus gegen das geschichtlich Gewordene, gegen das wahrhaft Große zu machen!

Wollte Norrenberg sich doch immer wieder gesagt sein lassen, daß die Poesie, die Kunst nicht vor das confessionelle, sondern allein vor das ästhetische Tribunal gehören. Von Norrenberg's denkbar beschränktestem Gesichtspunkte aus ergibt sich dann, daß er folgende Urtheile zu fällen sich nicht entblödet:

„Die deutsche Literatur war unter dem Einfluß der Reformation auf das tiefste Niveau gesunken, die Reformatoren waren geschworene Feinde der Renaissancecultur gewesen, und jenes künstlerische idealistische Streben, welches in den romanischen Ländern die Separationsgelüste überwunden und in England ihnen eine Zeit lang Trotz geboten, hatte in Deutschland nicht Wurzel zu fassen vermocht. Die deutsche Dichtung war dem plebejischen Geschmack anheimgefallen und in Grobianismus und Vierschrötigkeit versunken.... Sie (die Geschmacklosigkeiten der Dichtung des 17. Jahrhunderts) lagen in der Schwierigkeit, die dem «Maul des gemeinen Mannes» abgelauschte Sprech- und Denkweise der Reformationszeit wieder poesiefähig zu machen." *)

Von Klopstock heißt es: „Sein hohler Posaunenton weist auf Ossian und Rousseau hin. ... Es soll dem alten Klopstock unvergessen bleiben, daß er sich von dem Weimaraner liederlichen Treiben unwillig abwandte. ... Ueber den Dichter Klopstock möchte ich doch anders urtheilen. Sein Enthusiasmus für Religion, Freundschaft und Vaterland war nur eine ungeheuere Seifenblase, die bald zerplatzte, ein Enthusiasmus, dem es an gesundem Fundament, dem kirchlichen Leben fehlte, und das Einzige, was die deutsche Literatur von Klopstock adoptirte, war jenes unleidliche, unwahre Pathos, das noch über Schiller hinaus die Dichtung beherrschte. Wort und That standen bei Klopstock stets in seltsamem Widerspruch. In abgerissenen Hallelujalauten jubelt er in seinen Oden von Liebe und Freundschaft; sobald aber die lumpigen Groschen in Frage kommen, hat er den Freundschaftsbund mit Bodmer zerrissen" u. s. w.

Ferner schreibt Norrenberg: „Die sogenannte Blütezeit unserer Poesie steht mit der Friedericianischen Politik in nächster Beziehung. Man nennt sie eine «Blütezeit»; in unsern Augen ist sie nur ein wilder Taumel, der Freudenrausch des durch die Siege des Siebenjährigen Kriegs entfesselten Unglaubens und der Libertinage. ... Die Geschichte der deutschen Poesie wird von nun ab zu einer unerbaulichen Geschichte deutscher Unsittlichkeit; ihre Blätter sind mit Ehebruch und den unerquicklichsten, unsittlichsten Verhältnissen durchtränkt. ... Die Loge ist es, welche die Hauptsitze des neuen Cultus, Hamburg, Berlin, Weimar, Manheim, durch ihre geheimen Fäden fest verbindet" u. s. w.

Zum Lachen ist eine Stelle über Goethe: „Sechsundzwanzigjährig kam er nach Weimar. Weimar wurde für ihn das Grab (!) seines herrlich veranlagten Geistes. Es wäre ja eitle Mühe, zu calculiren, was aus Goethe hätte werden können (sic!), wenn er ein erhöhtes Podium gefunden hätte, wie sich seine Jugendirrthümer hätten corrigiren müssen in der großen politischen Welt. Statt dessen kam er, der Sprudelkopf, in das kleine Nest, wo auf einen Einwohner tausend Dichter kamen, jubelnd empfangen von einem Dutzend ränkesüchtiger Strohwitwen und verliebter Kammerfräulein, die von dem frankfurter jungen Apollo neues Leben in der kleinstädtischen Langeweile erwarteten."

Es wird noch besser. Aber die Feder sträubt sich; wir mögen keine weitern Proben ultramontaner Literaturforschung und Darstellung hierher setzen. Geradezu empörend sind die Urtheile über Lessing und Schiller.

Das ganze Buch ist das Product des jämmerlichsten Zelotismus. Nirgends ein höherer Gesichtskreis, nirgends ein vaterländischer, nirgends ein christlich-milder Geist. Der Protestant weiß auch den Schöpfungen der romanisch-katholischen Welt und, wo sie es verdienen, den deutschen Katholiken volle und freudige Anerkennung und Bewunderung zu spenden; Norrenberg, als Vertreter des deutschen Ultramontanismus, meint, „die katholische Kirche ist und bleibt der feste Stützpunkt aller idealen Bestrebungen auch auf dem Gebiete der Poesie".

Das Norrenberg'sche Werk steht als eine culturgeschichtliche, als zeitgeschichtliche Verirrung und Warnung da. Leider ist es auf dem heimatlichen westfälischen Boden entstanden! Das einzige Gute, welches man dem Buche nachsagen kann, ist, daß es in umfassendster Weise einmal den regen Antheil der „rothen Erde" an der deutschen Literatur zur Darstellung bringt. Freilich ist zumeist die katholische Dichtung ins Auge gefaßt; alles Uebrige wird verurtheilt oder ignorirt.

Otto Weddigen.

---

*) Wollte Norrenberg nur einen Blick in meine „Geschichte der deutschen Volkspoesie" (München 1884) werfen, wo S. 46 fg. die Poesie der Reformationszeit und Luther's Verdienste um die Literatur „ehrlich" gewürdigt sind.

Werke zur Naturwissenschaft und zum Verkehrswesen.

1. Elementare Meteorologie. Von Robert H. Scott. Uebersetzt von W. von Freeden. Mit 63 Abbildungen und 11 Tafeln. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 61. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 6 M.

Der Luftkreis der Erde und alle Erscheinungen sowie Veränderungen, die in ihm auftreten, sind Gegenstand der Meteorologie, die im weitern Sinne auch die Klimatologie, d. i. die Lehre von den mittlern Zuständen der Atmosphäre für die verschiedenen Theile der Erdoberfläche, umfaßt. Vorherrschend vom klimatologischen Standpunkte behandeln die vorliegenden Grundlehren der Witterungslehre die atmosphärischen Erscheinungen, und die Wetterprognose spielt hier nur eine Nebenrolle. In der That ist der vom Verfasser gewählte Hauptgesichtspunkt höchst wichtig, indem er jene Beobachtungen besonders würdigt, welche zu Schlüssen führen, die für das Gedeihen der Pflanzen, Thiere und Menschen von größtem Nutzen sind. Das Fundament der Meteorologie, von welcher Seite man sie auch betrachten mag, bildet, wie bei jeder Naturwissenschaft, die Beobachtung. In dieser Beziehung bietet Scott in seinem Buch sowol hinsichtlich der Instrumente als ihres Gebrauchs nur Vorzügliches, sowie durch seine langjährige reiche Erfahrung Erprobtes, und beiläufig die Hälfte des Werks ist diesem schwer wiegenden Unterbau gewidmet. Der andere Theil beschäftigt sich mit der Verwerthung der Resultate der meteorologischen Beobachtungen, um die geographische Vertheilung der klimatischen Factoren kennen zu lernen.

Die Basis der Meteorologie bildet eine genaue Kenntniß der physikalischen Eigenschaften der Atmosphäre sowie ihrer Zusammensetzung, weshalb das vorliegende Buch auch mit dieser Materie seine Abhandlungen beginnt. Man nimmt zwar auf Grund älterer Forschungen an, daß die wesentlichen Bestandtheile der atmosphärischen Luft (Stick- und Sauerstoff) überall dem procentalischen Gehalt nach gleich seien, und daß die Verschlechterung der Luft nur in einem Plus ihrer veränderlichen Beimengungen — z. B. der Kohlensäure, Wasserdampf, Ammoniak u. dgl. — bestehe; aber Smith's neuere Untersuchungen (1872), auf welche der Verfasser sich beruft, lehren, daß die Luftproben verschiedener Orte Schwankungen in dem procentischen Betrage des Sauerstoffs zeigten, welche zwar an sich gering scheinen, aber bei fortwährender Athmung doch nicht ohne Wirkung bleiben können. Die bedeutendsten variabeln Bestandtheile der Luft sind die Kohlensäure und der Wasserdampf, von welchen beiden gewöhnlich nur die Bestimmung des letztern Gegenstand der Meteorologie ist. Auch der Sauerstoff in jenem eigenthümlichen Zustande, der ihn zum Ozon macht, ist ein Object der meteorologischen Beobachtung.

Von ebenso hoher Bedeutung wie die Reinheit der Luft ist die Wärme derselben für die Erhaltung der lebenden Organismen. Die genaue Bestimmung der Lufttemperatur ist daher die wichtigste aller meteorologischen Beobachtungen. Deshalb widmet das Werk von Scott der Einrichtung von Thermometern und Thermographen so große Aufmerksamkeit. Da die strahlende Wärme als klimatisches Element ebenfalls Beachtung finden muß, so sind auch die Thermometer mit schwarzer Kugel im luftleeren Glasballon, sowie der Sonnenscheinautograph von Campbell und Stokes behandelt. Der letztere Apparat besteht im wesentlichen aus einer kugelförmigen Glaslinse, mittels welcher während des genügend kräftigen Sonnenscheins auf einer schalenförmigen Holzhülle von den gesammelten Sonnenstrahlen ein Loch eingebrannt wird. Die einzige Quelle der klimatischen Wärme ist die Sonne. Man könnte daher meinen, die Vertheilung der gleichen Temperatur richte sich einfach nur nach der Ortsbreite. Obschon nun diese allerdings eine große Rolle bei der Vertheilung der Wärme spielt, haben doch andere Factoren, wie die Vertheilung von Land und Wasser, die oceanischen Strömungen, einen so mächtigen Einfluß, daß die Isothermen, d. h. die Linien gleicher Lufttemperatur, gänzlich von den Parallelkreisen abweichen. Sehr lehrreich sind in diesem Buch an der Hand von fünf deutlichen Karten die Vertheilungsverhältnisse der Temperatur nach ihren Ursachen, soweit diese erkennbar sind, vorgetragen.

Von der geographischen Vertheilung der Temperatur ist auch jene des Luftdrucks abhängig. Mit den Veränderungen des letztern hängt wieder die Entstehung der Winde zusammen, indem die Luft von den Orten höhern Luftdrucks nach jenen mit niedrigerm Barometerstand hinfließt. Mit den Winden sind meist die Drift- und Meeresströmungen eng verknüpft. Alle diese hier genannten Beziehungen sind in der Meteorologie von Scott präcise und doch eingehend genug auseinandergesetzt und durch zugehörige Karten über die Isobaren, d. h. Linien gleichen Luftdrucks, sowie über die entsprechenden vorherrschenden Winde und endlich über die Meeresströmungen erläutert. Mit der Besprechung der jetzigen Anschauung über die Ursachen der Luftcirculation im großen betritt der Verfasser das Reich der neuern Meteorologie, die hauptsächlich die Witterung betrachtet, wie dieselbe auf großen Gebieten gleichzeitig stattfindet, wobei ihr die telegraphischen Wetterberichte die Daten und Materialien liefern. Die Wetterprognose wird ihrer Möglichkeit nach dargethan, aber als zunächst noch zu unsicher und auf nur wenige Stunden beschränkt nicht weiter verfolgt. Wer sich jedoch für dieses Thema interessirt, erfährt hier genug, um Schriften zu verstehen, die sich speciell damit beschäftigen. Dagegen findet hier der Leser in den Kapiteln über die Vertheilung der klimatischen Elemente werthvolle Zusammenstellungen und Beobachtungen aus allen Erdtheilen.

Obwol diese „elementare Meteorologie“ in erster Linie weitern Leserkreisen erwünscht kommen dürfte, indem in diesem Werk die grundlegenden Lehren der Witterungskunde in leicht faßlicher Weise vorgetragen erscheinen, wird dennoch auch der Fachmann daran Interesse nehmen wegen der zahlreichen literarischen Nachweise sowie wegen der sorgfältigen Behandlung der Instrumentenlehre. Ferner bekommt der Meteorologe ein gutes Bild von dem dermaligen Stande der Witterungskunde in England, die seit 1840, dem Jahre der Organisation ihrer Beobachtungsstationen durch ein eigenes Comité der Royal Society, mächtig fortgeschritten ist. Beweis hierfür sind die werthvollen meteorologischen Arbeiten englischer Forscher, die der Leser hier kennen lernt. Dazu kommen noch, wie schon erwähnt, die citirten einschlagenden Schriften der andern Nationen sowie auch die ergänzenden dankenswerthen Anmerkungen des Uebersetzers. Zu verbessern wäre S. 13, Absatz 2 von oben, wo Sauerstoff und Wasserstoff statt Sauer- und Stickstoff als Bestandtheile der Luft angegeben erscheinen. Daß dies nur ein Druckfehler ist, geht schon daraus hervor, daß vorher immer und sogar quantitativ von Sauer- und Stickstoff der Luft die Rede ist. S. 21, Absatz 2 möchten wir lieber cylindrisches Gefäß für cylindrische Kugel setzen. S. 164 im ersten Absatz soll es heißen Professor Richmann statt Reichmann und endlich S. 248, Absatz 3 von oben lies Südbreite für Südseite. Es versteht sich von selbst, daß diese kaum in Betracht kommenden und nur der Berichtigung halber erwähnten Versehen dem innern großen Werth des Buchs nicht den geringsten Eintrag thun, sodaß Referent dieses Werk jedermann, der eine leichtfaßliche und doch tiefere Belehrung über den modernen Zustand der klimatologischen Meteorologie sucht, mit gutem Gewissen als vorzüglich empfehlen kann.

2. Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Von Hermann Vogel. Mit 100 Abbildungen in Holzschnitt und 6 Tafeln, ausgeführt durch Lichtpausproceß, Reliefdruck, Lichtdruck, Heliographie und Photolithographie. Zweite Auflage, vermehrt durch einen Nachtrag über die neuesten Fortschritte der Photographie. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 5. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 6 M.

Vor nahezu einem Decennium erschien dieses vortreffliche Buch das erste mal, um das Publikum in populärer Weise über die chemischen Wirkungen des Lichts sowie über die Photographie und deren vielseitige Anwendung im Leben, in der Kunst, Wissenschaft und Industrie zu belehren. Um die Leistungsfähigkeit der Photographie in ihrer Vermählung mit dem Plattendruck zu illustriren, wurden dem Buch die entsprechenden Proben des Relief- und Lichtdrucks, der Heliographie für Buch- und Kupferdruck, sowie der Photolithographie aus den berühmtesten phototypischen Anstalten in Form von Tafeln beigegeben. Auch jetzt ist dies der Fall. Ueberhaupt stimmt diese zweite Auflage mit der ersten überein bis auf einen Anhang, der in Kürze die neuesten Fortschritte von 1874—83 ihrem Princip nach bespricht. Es konnte nämlich der stereotypirte Satz der frühern Auflage noch ungeändert benutzt werden, indem die Grundlagen der Photographie, wie sie vor zehn Jahren von dem Verfasser behandelt wurden, bisher unerschüttert geblieben sind. Die Darstellung der seitdem gemachten Fortschritte der Photographie schließt sich also mittels eines Zubaues an jenes Hauptgebäude.

Vielseitig, mannichfaltig und anregend ist der Inhalt dieses Buchs. Die Grundlage der Photographie bildet die Kenntniß der chemischen Wirkungen des Lichts sowie der Lichtquellen nach dieser Richtung. In der That finden wir in dem vorliegenden Buch die chemische Wirkung des von der Sonne stammenden Tageslichts, dann auch des Magnesiumlichts, des Kalklichts und des elektrischen Lichts erörtert. Da das letztere in neuester Zeit häufiger als früher zur nächtlichen Aufnahme von Porträts gebraucht wird, so bringt der ergänzende Anhang einen Bericht über das Photographiren bei elektrischem Licht nebst zugehöriger Illustration. Je reicher ein Licht an ultravioletten, violetten und blauen Strahlen ist, desto wirksamer erweist es sich in der Photographie. Es werden die lichtempfindlichen Stoffe besprochen sowie die dabei auftretenden Reactionen, um deren Erklärung sich der Verfasser so verdient gemacht hat! Als ein anderer Unterbau ist die Behandlung der Brechung des Lichts, der Perspective und der optischen Apparate, soweit sie sich auf die Photographie beziehen, zu nennen. Der Lichtpaus-Negativ- und Positivproceß mittels Silbersalze wird so einfach und frei von hier überflüssigen Einzelheiten erklärt, daß derselbe auch dem Laien gut verständlich ist. Was dann weiter über die Correctheit photographischer Bilder folgt, zeigt in anziehender Weise, von welch großem Einfluß die Individualität des Photographen beim Aufnehmen und Anfertigen der Lichtbilder ist; ferner wie sehr das Bild von der Güte des Apparats, der Expositionszeit, der Farbe und günstigen Beschaffenheit der Modelle abhängt. Amusante Beispiele dienen hier als schlagende Belege. Die Bilder sollen das Charakteristische hervor- und dagegen das Nebensächliche zurücktreten lassen, wie man das bei den Werken großer Maler findet. Der Verfasser deutet auch an, wie hierbei vorzugehen sei.

Großartig entfaltet sich die Fülle von Anwendungen der Photographie. Am bekanntesten sind die photographischen Porträts; weniger aber weiß das Publikum von den vielen Schwierigkeiten bei ihrer Herstellung, zu deren Beseitigung das Original durch richtige Wahl der Zeit, der Kleidung, Farben u. dgl. m. viel beitragen kann, worüber hier lehrreiche Winke gegeben werden. Auch über die Anfertigung lebensgroßer Bilder, ferner der Augenblick- oder Momentbilder mit äußerst kurzer Expositionszeit für unruhige Objecte, z. B. für Kinder in schwierigen Stellungen, für das Straßenleben u. dgl. m., erhält der Leser Aufschlüsse, welche dann noch im Supplement bezüglich der Neuzeit vervollständigt werden. In dieser Richtung sind

besonders Marey's photographische Studien über den Vogelflug und Muybridge's Momentaufnahmen laufender Pferde erwähnenswerth.

Gleich nach der Porträtphotographie kommt die viel betriebene Landschafts- und Architekturphotographie, welche für die Landeskunde und Geographie treffliche Lehrmittel schafft. Je nach der Beleuchtung, je nach dem gewählten Standpunkt wird das Bild mehr oder minder günstig ausfallen, weshalb auch hier sorgfältige Studien der Aufnahme vorangehen müssen. Für wandernde Landschaftsphotographen gibt es sehr compendiöse photographische Reisenecessaire nebst kleinem Zelt. Will man sich jedoch nur auf das Mitnehmen einer tragbaren Dunkelkammer und eines Plattenkastens beschränken, so greift man nach den Trockenplatten, welche in neuester Zeit, wie in der Ergänzung dieses Buchs auseinandergesetzt ist, mittels einer aus Gelatine-Bromkalium- und Silberlösung bestehenden Emulsion so empfindlich hergestellt werden, daß sie nicht nur für den herumziehenden Landschafter, sondern auch für den ansässigen Photographen von großem Werth sind.

Das vorliegende Buch vermittelt ferner in populärer Weise das Verständniß der Photogrammetrie, d. i. der Verwendung der Photographie in der Feldmeßkunst. Eine andere Anwendung der Photographie erstreckt sich auf die Astronomie zur Gewinnung photographischer Bilder der Himmelskörper und der an denselben auftretenden Erscheinungen, wie z. B. der flammenartigen Protuberanzen und der Corona an der Sonne, des Sonnenspectrums u. dgl. m. Dabei wird das vergrößerte Bild des Himmelskörpers von einem als Dunkelkammer eingerichteten Fernrohr, welches dem Object mittels eines Uhrwerks genau folgt, geliefert. Seit Erfindung der vorhin erwähnten neuen, hoch empfindlichen Trockenplatten ist es auch geglückt, lichtschwache Kometen, Nebelflecke und kaum sichtbare Fixstere zu photographiren, worüber der Nachtrag des Buchs das Wesentlichste referirt. Weiter geben photographisch selbstregistrirende Thermo- und Barometer der Meteorologie werthvolle fortlaufende Berichte über den Stand der Temperatur und des Drucks der Luft. Die Photographie steht ferner im Dienste der Physiologie, der medicinischen Forschung, der Mikroskopie, der Wissenschaft überhaupt, der Kunst und Industrie sowie der verschiedensten Zweige des Lebens, worüber das Vogel'sche Buch ebenso leicht faßlich wie bündig und interessant unterrichtet; wir verweisen in dieser Richtung beispielsweise auf die Mikrophotographien und ihre Ausnutzung mittels Taubenpost u. dgl. m. Die vielseitige Anwendbarkeit der Photographie gibt den Hauptgrund für die Einführung der letztern als Lehrgegenstand an Gewerbe- und Kunstschulen, was der Verfasser mit Recht warm befürwortet, indem er alle daraus entspringenden Vortheile würdigt und sich auch auf Professor Krippendorf's Monographie über diesen Gegenstand beruft.

Der Wunsch, die kostspieligen Silbersalze, die sich bisher bei Aufnahme der negativen Bilder mittels Dunkelkammer noch nicht eliminiren ließen, wenigstens bei ihrer positiven Copirung durch billigere lichtempfindliche Stoffe zu ersetzen, ferner der Gedanke, den verhältnißmäßig langsamen Lichtpausproceß durch die Massenproduction mittels Druckerpresse zu verdrängen, hat schon frühzeitig zu Versuchen einer Verbindung der Photographie mit dem Pressendruck und successive zu schönen Resultaten geführt. Man erhält in dem vorliegenden Werk Vogel's eine gute Vorstellung von den wesentlichen Grundlagen, worauf die verschiedenen Zweige der Vervielfältigungsweise mittels photographischen Pressendrucks basiren. Wir werden eingeweiht in die Processe der Photogalvanographie, Photolitho- und Photozinkographie, ferner der verschiedenen Arten des Lichtdrucks sowie der Heliographie bis auf die neueste Zeit, in welcher es geglückt ist, von jedem photographischen Negativ Hochdruckplatten für die Buchdruckerpresse zu gewinnen. Die Erhaltung von Reliefs mittels des photographischen Negativs durch eigenthümliche Processe hat zum Reliefdruck geführt (Woodbury 1865), aus dem sich in jüngerer Zeit die Photogravüre für den Kupferdruck zur Reproduction von Oelgemälden mit vorzüglichem Erfolg entwickelt hat.

Wir könnten noch weiter den Inhalt des Buchs über Email- und Porzellanphotographie, über die Photographie in natürlichen Farben, über die Eisen-Uran- und Kupferphotographie, über den Platinproceß, über neue Lichtpausmethoden u. dgl. m. kurz andeuten; wir ziehen es jedoch vor, den Leser auf das lehrreiche Buch selbst zu verweisen, das er ohnedies zur Hand nehmen muß, wenn er sich über die oben angeregten Fragen unterrichten will.

3. Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und deren praktischen Anwendungen. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Alfred Ritter von Urbanitzky. Mit circa 600 Illustrationen. Erste bis elfte Lieferung. Wien, Hartleben. 1883. Gr. 8. Jede Lieferung 60 Pf.

Bereits in Nr. 8 d. Bl. f. 1884 haben wir auf dieses Werk aufmerksam gemacht. Da damals nur zwei Lieferungen vorlagen, so mußten wir uns auf die kurze Inhaltsangabe derselben beschränken und im übrigen auf den Prospect verweisen, wonach dieses Buch in der ersten Abtheilung die Grundlehren des Magnetismus und der Elektricität, dann aber in der andern Abtheilung deren Anwendungen in der Elektrotechnik zu bringen hätte. Wir constatiren nunmehr, daß jenem angekündigten Plane gemäß das Werk die erste Abtheilung ausführlich genug vorgetragen und auch abgeschlossen hat. Die elektrotechnische Abtheilung ist bereits eröffnet, und zwar mit den Generatoren der Elektricität, d. i. mit den magneto- und dynamoelektrischen Maschinen, dann mit den galvanischen Batterien und mit der Einleitung zu den Secundärelementen oder sogenannten Accumulatoren.

Der große Reichthum des in diesem Werke verarbeiteten Materials macht es unmöglich, auch nur in Kürze den Inhalt anzudeuten. Dagegen wollen wir im allgemeinen anführen, daß stets die Geschichte der wichtigen

Objecte in unparteiischer, gewissenhafter und richtiger Weise berücksichtigt worden ist. Der Vortrag ist einfach, klar und durchsichtig; er hält sich möglichst kurz an das Wesen der Dinge und geht stets so weit und tief, als es eine für weitere Kreise berechnete Darstellung nur immer erlaubt. Wo die Apparate complicirt auftreten, da gesellt der Verfasser in anerkennenswerther Art zur perspectivischen Abbildung noch eine schematische Zeichnung, sodaß das Verständniß hierdurch bedeutend gefördert wird.

Sowol im theoretischen als angewandten Theile wird das Neue und der Fortschritt auf das ausgiebigste berücksichtigt. Sehen wir die Grundlehren der Elektricität nach dieser Richtung durch, so finden wir recht gut behandelt, meist mit lehrreichen Illustrationen: das Quadrantenelektrometer von Thomson, die Potentialtheorie, die Influenzmaschinen, die Partialentladungen, die Erklärung des absoluten oder mechanischen Maßsystems, die neuern Galvanometer, die Elektrodynamometer, die neuern Erfahrungen über die Erdströme und die Beziehungen ihrer starken Schwankungen zu den Polarlichtern sowie zu den Flecken und Fackeln der Sonne, die Wirkungen eines Solenoides auf einen Eisenkern mit Berücksichtigung der konischen Solenoide von Gaiffe und der eigenthümlichen Kerne von Křižik, die Erklärung der magnetischen Kraftlinien u. s. w. Besonders erwähnenswerth ist die vorzügliche Bearbeitung der Lichterscheinungen im luftverdünnten Raume der Geißler'schen Röhren, auf welchem Gebiete bekanntlich der Verfasser mit Professor Reitlinger sehr werthvolle und schöne Arbeiten geliefert hat. Zahlreiche Illustrationen erläutern diese Abhandlung, und wir erwähnen beispielsweise jene über Plücker's Fläche, über die Ablenkung des Büschellichts durch einen Magnet, über die von dem Verfasser und Professor Reitlinger bewirkte Dreifächerfläche, über die Lichterscheinungen in äußerst luftverdünnten Räumen u. s. w.

Jene Lehren, welche in der Elektrotechnik besonders wichtig sind, wurden, gleichviel ob sie aus älterer oder jüngerer Zeit stammen, möglichst eingehend behandelt; man lese z. B. den Vortrag über das Ohm'sche Gesetz, über die Hintereinander- und Parallelschaltung, über die Stromverzweigung, über die Messungen des Widerstandes und der Stromstärke, über die thermischen, optischen, chemischen und magnetischen Stromwirkungen, über die Inductionsströme u. s. w.

Ausgerüstet mit hinreichenden Vorkenntnissen betreten wir an der Hand unsers fachmännischen Führers die zweite Hauptabtheilung des Buchs, d. i. das Gebiet der Elektrotechnik. Hier treffen wir selbstverständlich fast nur Neues. Eine große Anzahl stromerzeugender Maschinen findet man auf verhältnißmäßig geringem Raume behandelt, und zwar mit Recht so gewählt, daß keine der häufig im praktischen Leben anzutreffenden und keine, die sich durch selbständige Construction auszeichnet, fehlt. Die bereits erwähnten, erklärenden schematischen Zeichnungen neben den perspectivischen treten hier in willkommenster Weise besonders häufig auf, und verleihen dem Buche einen großen didaktischen Werth. Ueberdies versetzt der Verfasser die Leser durch seine Betrachtungen über die Constructions- und Betriebsverhältnisse der elektrischen Maschinen auf einen allgemeinen Standpunkt, von dem aus er beurtheilen lernt, wovon die Leistungsfähigkeit der letztern abhängt. Auch die Messungsweise dieser Leistungsfähigkeit wird sehr verständlich vorgetragen und ebenso die Verbindung mehrerer elektrischer Maschinen.

Obwol die magneto- und dynamoelektrischen Maschinen heutzutage die Hauptquellen für die elektrischen Ströme im großen sind, dürfen doch die galvanischen Batterien, mit Hinsicht auf ihre mannichfache mögliche und wirkliche Anwendung, keineswegs vernachlässigt werden. Mit Recht hat daher der Verfasser auch diesem Gegenstande die erforderliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt geschenkt. Weil es bei jedem in der Praxis zu gebrauchenden galvanischen Element hauptsächlich darauf ankommt, die vermöge der chemischen Wirkung sich ergebende Polarisation zu unterdrücken, so hat auch der Verfasser der Depolarisationsweise bei den verschiedenartigen Elementen sein Augenmerk zugewendet. Dadurch wird der Leser in den Stand gesetzt, die in so großer Mannichfaltigkeit auftretenden galvanischen oder voltaischen Elemente ihrem Wesen nach zu verstehen und richtig zu beurtheilen. Die Secundärelemente oder Accumulatoren schließen sich an die galvanischen Elemente an. Da erst die Einleitung zu denselben vorliegt, so werden wir ihre Besprechung einem spätern Schlußbericht über das Buch von Urbanitzky's vorbehalten.

Der überall den Fachmann verrathende Text wird in dem vorliegenden Theil durch 365 Figuren unterstützt. Anerkennenswerth ist es, daß im geschichtlichen Vortrag auch die Biographie der Erfinder berücksichtigt und Porträts der letztern angefügt werden. Wir sehen mit gesteigertem Interesse dem weitern Erscheinen des zeitgemäßen Werks entgegen und empfehlen es unsern Lesern, auf Grund des vorliegenden Theils, als wahrhaft populäres Handbuch der Elektrotechnik unserer Tage.

4. Das eiserne Jahrhundert. Von A. Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt, 20 colorirten Karten und 7 Plänen im Texte. Wien, Hartleben. 1883. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Die Engländer ehren auch die Techniker, die sich durch geniale, epochemachende Großthaten auszeichnen, gleich den andern Heroen der Menschheit, durch Wort und That. Beweis dafür sind die vielen englischen Biographien schöpferischer Ingenieure, von welch erstern wir insbesondere die sehr interessanten fünf Bände „Lives of the engineers" von S. Smiles nennen wollen. Schon die schöne und reiche Ausstattung dieses Werks mit Porträts und trefflichen Holzschnitten läßt schließen, daß ein lohnender Absatz erwartet wurde, und wirklich trat derselbe auch ein, sodaß z. B. von dem Bande „Stephenson" wiederholte Auflagen erschienen sind. Diesseit des Kanals bleibt in

dieser Richtung noch vieles zu wünschen übrig. In Deutschland hat namentlich M. M. von Weber durch seine Schriften dafür gewirkt, die großartigen Werke der Ingenieure ins richtige Licht zu setzen. Auch das vorliegende Buch befolgt dieselbe lobenswerthe Tendenz; es kann mit den englischen Schriften dieser Art ohne Zurücksetzung verglichen werden, sowol dem Inhalte als der Form nach, und ebenso in Bezug auf die wahrhaft splendide Ausstattung in Papier, Druck und Illustrationen, Kartenwerken sowie Plänen. Das Werk nimmt einen internationalen Standpunkt ein, sodaß die Arbeiten der großen Ingenieure aller Culturvölker gewürdigt werden. Hierbei bestehen die deutschen und österreichischen Ingenieure die Concurrenz in erfreulicher Weise, wie man schon zum Theil aus den zahlreichen deutschen Namen des Personenregisters schließen kann, was sich dann auch bei der Lektüre des Werks bestätigt.

Das Buch bringt also vorherrschend eine reich illustrirte Geschichte und Statistik der großartigen Mittel des Verkehrswesens, welches ja durch das Eisen der Bahnen und Telegraphendrähte u. dgl. m. einen so übermächtigen Aufschwung genommen hat. Die Architektur des Werks gliedert sich nach Hauptabschnitten mit folgenden Ueberschriften: „Die Eisenbahnen", „Die Schiffahrt", „Die modernen Kriegsmittel", „Das eiserne Gespinst der Erde (Telegraphenwesen)", „Die Flugtechnik", „Eisen und Kohle". Daß Eisen und Kohle in einem Buche, welches den Titel führt „Eisernes Jahrhundert", einer besondern Besprechung bedarf, ist von selbst klar. Welch großen Einfluß das Eisen auf die modernen Kriegsmittel hat, zeigen die Panzer der Kriegsschiffe, Torpedos, Stahlgeschütze u. dgl. m. Obwol sich zeigen ließe, daß die Kriegsmittel dadurch dem Verkehrswesen dienen, daß sie es beschützen, wollen wir dennoch gern zugeben, daß der betreffende Abschnitt die Ausnahme zu den übrigen Themen dieses Buchs bildet, welche, bis auf die Flugtechnik, direct Factoren des Weltverkehrs behandeln. Die Luftfahrten können noch nicht ernstlich als „Luftschiffahrt" bezeichnet werden. Die Flugtechnik liegt in der Kindheit und hat vorläufig mit Eisen wenig zu schaffen; sie wurde jedoch in den Kreis der Besprechung gezogen neben Eisenbahn und Dampfschiff als Keim einer etwaigen zukünftigen Luftschiffahrt.

Die „Aera des Dampfes" führt uns in das Buch ein. In dieser Einleitung wird die soeben angezeigte Gliederung des Buchs durch kurze geschichtliche Andeutungen über das ältere und jüngere Verkehrsleben vorbereitet und auf die gewichtigen Förderungsmittel der modernen Cultur hingewiesen, welche sind: Eisen, Dampf und Kohle. Dann folgt unter der Ueberschrift „Eisenbahnen" in zehn Kapiteln die Geschichte und Entwickelung derselben von ihrem Anfang bis zur Gegenwart; man erhält eine anschauliche Schilderung von dem Eisenbahnwesen in England, dann Skizzen von den ersten Eisenbahnen des Continents und ihrer Entfaltung in den verschiedenen Staaten Europas, ferner eine Darstellung der Ueberschienung der Alpen, ein anziehendes Gemälde vom amerikanischen Eisenbahnwesen in seinem gigantischen Wachsthum und endlich Mittheilungen von Projecten hinsichtlich der Eisenbahnen des Orients.

Der zweite mächtige Hauptfactor des Verkehrs ist die Dampfschiffahrt, von welcher ein großartiges Bild entworfen wird, das sich auch auf die imponirenden modernen Hafenbauten, Seeleuchten, Rettungsmittel u. dgl. m. erstreckt. Bei den Kriegsmitteln der Neuzeit, deren Besprechung sich anschließt, erfahren wir den Stand der riesigen Behelfe der Kriegsmarine; wir werden mit den Panzer- und Thurmschiffen, mit den Brustwehrmonitors, mit den gigantischen Geschützen, mit den verderbenbringenden Seeminen u. dgl. m. bekannt gemacht.

Der dritte staunenswerthe Hauptfactor des Verkehrs hat es mit der blitzschnellen Beförderung des Gedankenausdrucks zu thun — wir meinen die Telegraphie. Es wird hier hauptsächlich von der Großartigkeit des eisernen oder stählernen Drahtnetzes gehandelt und von den Seekabeln älterer und neuerer Zeit. Der Leser erhält eine Vorstellung von den mannichfaltigen und mächtigen Schwierigkeiten beim Legen der Magnetkabel, und mit Spannung verfolgt er die darauf bezüglichen Arbeiten, welche die höchsten Forderungen an die Geduld, Ausdauer und den Muth sowol der Erfinder und Unternehmer wie der ausführenden Organe stellen — doch das Ende ist immer Sieg des Gedankens über die widerstrebende Materie. Ungefähr 120600 Kilometer Seekabel verbinden bereits die verschiedenen, durch Wasser voneinander getrennten Landtheile der Erde und nahezu siebenmal so viel beträgt die Gesammtlänge des Leitungsdrahtes in der Luft oder unterirdisch.

Im Schlußkapitel werden wir mit der Leistungsfähigkeit der Dampfkraft, der Verarbeitung des Eisens und Gewinnung der Mineralkohle bekannt gemacht und durch die berühmtesten Eisenetablissements und bekanntesten Kohlenwerke der Erde geführt. Die Großartigkeit dieser Industrien wird durch Zahlen dargethan. Sowol hier wie in den frühern Abschnitten sprechen neben dem Wort auch anziehende Illustrationen, Karten und Pläne zum Geist und erleichtern ihm das Auffassen des massenhaft herzuströmenden Stoffs, der meist, wie schon erwähnt, in geschichtlicher und statistischer Form zurechtgelegt ist. Von Männern epochemachender Erfindungen sind auch Porträts gegeben. Wir können das Buch Lesern, welche Unterhaltung und Belehrung gern vereinigen, um so mehr empfehlen, als die Sprache des Buchs einfach, lebendig und anregend ist und die richtigen Urtheile des Verfassers stets auf Thatsachen und Zahlen basiren.

Gedichte und Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 29.)

5. Der Weg nach Eden. Epische Dichtung in fünf Büchern von Karl Kösting. Leipzig, E. Günther. 1884. 8. 3 M.

Der Dichter dieses umfangreichen Epos hat seinem Werk selbst eine Art von Gebrauchsanweisung mitgegeben, aus welcher ersichtlich ist, welche Tendenzen ihm vorgeschwebt haben und welche Ideen er in seine Dichtung hineingeheimnißt hat. Die unbefangene Kritik wird aber in erster Linie nicht diesen geistigen Extract ins Auge fassen, nicht diese Analyse des Dichters kritisiren, sondern die Dichtung selbst für sich sprechen lassen und sehen, welchen geistigen Gehalt sie aus ihr herauszudestilliren vermag.

Das langathmige Gedicht verdankt seine Ausdehnung nicht dem Gehorsam gegen die Gesetze des epischen Stils, welcher ein zögerndes Verweilen der Beschreibung und Schilderung verlangt und keine Sprünge duldet, sondern dem Reichthum an Begebenheiten, indem die Handlung durch mehrere Generationen durchgeführt wird und eine Reihe von Kriegsbildern aus den verschiedensten Kriegen an uns vorüberzieht. Was seinerzeit Lord Sidney von der Dramatik der Shakspeare'schen Zeit sagte: das gilt von diesem Epos. Die Handlung springt von einem Welttheil nach dem andern hinüber, spielt bald in Europa, bald in Asien, bald in Amerika; sie setzt mit einem Salto-mortale über ganze Jahrzehnte hinweg und Kinder werden Greise gleichsam unter unsern Augen. Daraus geht schon hervor, daß das Epos nicht mit dem gewöhnlichen Maß der erzählenden Dichtungen gemessen werden darf, und daß der Dichter keinen Anspruch darauf erhebt, einer der letzten Homeriden zu sein. Weit eher mag man sein Werk eine Gedankensymphonie nennen mit geschichtsphilosophischen Fugengängen; ja die Geschichtsphilosophie ergeht sich oft in selbständigen Betrachtungen, welche bisweilen mehr in das Gebiet des reflectirenden Essay, als in dasjenige der Dichtung gehören. Auf der andern Seite überwiegt das novellistische Element wieder so sehr und in so selbständigen Erfindungen, daß die Gedankendichtung als solche in langen epischen Kapiteln wieder ganz in den Hintergrund gedrängt wird. Wir wissen also für den „Weg nach Eden" keine andere poetische Gattung ausfindig zu machen als diejenige des „Tragelaphen", die bekanntlich von Goethe aus der Taufe gehoben wurde, und wir können auf unsere „Literarische Unterhaltung" über dies Thema verweisen.

Die Dichtung beginnt mit den Erlebnissen des Magisters Freiwald, die in der Zeit spielen, als die deutschen Landesväter ihre Söhne nach Amerika verkauften. Auch Freiwald entgeht diesem Los nicht; er wird von hessischen Werbern angeworben und nach Amerika geschafft. Inzwischen bricht die Französische Revolution herein; Freiwald, der jenseit des Oceans ein Tyrannenhasser und von Lafayette zum Gefangenen gemacht worden, schreibt ein Buch zur Verherrlichung der Revolution; durch den Hessengau wandelnd, findet er seine Jugendgeliebte Josephine wieder, einem alten Mann vermählt. Als sie Witwe geworden, reicht er ihr die Hand. In der Völkerschlacht bei Leipzig wird er schwer verwundet, nimmt Abschied von seinen Söhnen Hellmuth und Gottschalk und vermacht ihnen als Erbe seinen Haß gegen Frankreich und die deutsche Drohnenbrut und seine Begeisterung für die Hohenzollern.

Nachdem dieser Lebenslauf auf funfzehn Seiten sich abgespielt und ein großes Stück Weltgeschichte dabei gestreift worden ist, treten die beiden Söhne als Helden der Dichtung auf die Bühne. Die Mutter ist Schaffnerin bei einem Förster geworden, Hellmuth des Pfarrers Zögling, während Gottschalk sich dem geistlichen Stande widmet. Des Försters Kind, Veronika, steht zwischen den beiden Brüdern; sie liebt Gottschalk. Diese Idylle, die nicht ohne Anmuth geschildert ist, wird nur durch zwei Ereignisse unterbrochen. Hellmuth wird dem Fürsten von dem Förster als Freigeist denuncirt und eingesperrt; dieser selbst aber fällt als Opfer eines Wilddiebes. Hellmuth wird Burschenschafter, Gottschalk Missionar.

Da fällt der Vorhang, und als er wieder aufgeht, befinden wir uns in einem Thal des Himalaja; Gottschalk lauscht den buddhistischen Lehren eines Einsiedlers und ist sehr überrascht von der Verwandtschaft der Buddhasage mit den christlichen Ueberlieferungen, sie ist ihnen nachgebildet, ruft Gottschalk; doch der Buddhist erklärt ihm:

> Lang vor des Mariensohnes Tagen
> Hat Maja's Schos das Buddhakind getragen.

Der Einsiedler gibt einige Aperçus der buddhistischen Philosophie, die auf Gottschalk großen Eindruck machen:

> „Wir glauben", sprach Amanda, „was wir sehen:
> Unendlich, anfangslos und ewig lebend,
> Im Wechsel von Entstehen und Vergehen
> Ein uferloser Wirbel ist die Welt,
> Und alles dauerlos, was sie enthält;
> Hohl, eitel, leer, der Wasserblase gleich,
> Ein Trugbild jede Form im Lebensreich;
> Denn keine bleibt! Verdammt zu stetem Irrsal,
> Gezwungen durch Geburt und Tod, zu wandern
> Rastlos aus einem Körper in den andern,
> Von Form zu Form gequält in ödem Wirrsal,
> Sind alle Seelen einem Marterleben
> In schreckensvollem Kreislauf preisgegeben.
> Endlich, nachdem sie sich äonenlang
> Umsonst gequält, den Bann zu brechen, drang
> Der Wesen Wehschrei zu den Regionen,
> Wo die geläuterteren Seelen wohnen,
> In deren Kreis der Bodhisattwa weilte,
> Der duldend, nach unzähl'gen Läuterungen
> Irdischer Wallfahrt, Buddhakraft errungen,
> Und nun sein Amt, von Mitleidsdrang bezwungen,
> Als Welterlöser anzutreten eilte.

Zurückgekehrt sucht Gottschalk das Glück in Veronika's Armen; doch er findet sie als Leiche.

Nun spannt die Dichtung ihre Segel, um nach dem transatlantischen Welttheil hinüberzueilen. Gottschalk ist vor Gram früh ergraut; er hat seinen Bruder Hellmuth befreit, der als Burschenschafter in den Kerker geworfen worden war, und begleitet diesen nach dem Hafen, von wo die Fahrt nach Amerika geht. Gottschalk bleibt zunächst noch in Europa zurück.

Nach diesen poetischen Dissolving-views, in denen Weltgeschick und das Geschick der Einzelnen verschmelzen, treten wir nun wie aus einem dichterischen Atrium in die eigentliche Erzählung ein. Der poetische Roman mit seinen Verwickelungen, die zu einem schwer lösbaren Knäuel verknüpft sind, spielt sich ab auf dem Boden Nordamerikas: ein Durcheinander der Rassen und Farben nicht allein erschwert die Lösung des Knotens, nicht nur die beliebten Kindervertauschungen, sondern vor allem die Darstellungsweise des Dichters, die, wo sie aus den verschiedenen Ringen der Fabel eine Kette bildet, so sehr der Prägnanz entbehrt, daß man oft nicht weiß, wer spricht und handelt, und erst nach längerm Kopfzerbrechen die personae dramatis unterscheiden lernt. Diese Confusion nimmt gegen den Schluß der Dichtung zu, und in der letzten großen Scene, welche den Dichter selbst so in Aufregung versetzt, daß er in lauter Ueberschwenglichkeiten sich ergeht, fragt man sich oft vergebens, was alle diese mit grell funkelnden Augen sich gegenüberstehenden Acteurs in dieser extremen Situation voneinander wollen. Daß aber aus diesen wilden Conflicten sich eine überzeugende Moral entwickelt, welche den Menschen den Weg nach Eden zu führen vermag, haben wir beim besten Willen nicht herausfinden können: die Moral liegt eben in der geschichtlichen Bewegung, in dem Kampf gegen das Sklaventhum.

An einem Nebenfluß des Mississippi steht ein Pflanzerhaus: hier herrscht über ihre Sklaven Donna Dolores de Ojeda, ihre uneheliche Schwester ist die wilde Sklavin Theona. An diese Pflanzung „Magnolienhain" grenzt ein anderes Eden; hier sitzt ein alter Franzose Clairmont, er hat einen Sohn Leon aus rechter Ehe und einen Sklavensohn Miron. In diese Kreise tritt später Hellmuth, der dem jungen Leon in dem Kriege der Texaner gegen Mexico das Leben gerettet hat; als Gast eingeladen wird er Clairmont's Verwalter. Leon heirathet Dolores, Hellmuth die leidenschaftliche Theona. Es gibt da allerlei Conflicte: Leon liebt die Sklavin, Miron, sein Halbbruder, tritt ihm energisch entgegen; er soll zu Tode gemartert werden; die einzige Rettung ist, daß sie den deutschen Hellmuth heirathet; doch Miron soll erst dann aus der Haft entlassen werden, wenn jene Aeltern eines Kindes sind. Sie genießen in der That Aelternfreuden zugleich mit Dolores und Leon; doch hinterdrein ergibt sich, daß Miron schon am dritten Tage entflohen, gar nicht mehr in Leon's Gewalt ist, und daß Theona sich umsonst verhandelt hat. Dolores beschließt, als ihr Gatte und Hellmuth abwesend sind, das Weib an einen Sklavenhändler zu verkaufen; Theona flüchtet mit dem Kinde zu den Rothhäuten, welche den Sklavenjäger glücklich skalpiren. Dolores gibt ihm dafür Robert, Clairmont's Knaben; dieser ist im Duell gefallen. Hellmuth reist nach Europa, wo Robert dann von seinem Bruder Gottschalk erzogen wird. Er lernt in Deutschland Juana kennen, ein Mädchen aus dem Süden der Union, und entbrennt in Liebe zu ihr. Eine Reise nach Italien, der Napoleonische Krieg gegen Oesterreich, später der große Krieg der Südstaaten, unter deren Fechtern Robert kämpft, bis er zuletzt erfährt, daß er Hellmuth's Sohn ist und nicht jener Pantheraffe Monkey, mit welchem Theona entflohen ... ein Kindertausch hat diese Verwickelungen hervorgerufen. Das Ganze tönt utopistisch aus à la Morus, Campanella und Cabet.

Wir können in das Detail der Erzählung selbst hier nicht näher eingehen. Aus dem, was wir mitgetheilt, ersieht man zur Genüge, daß in derselben alle Momente der Spannung enthalten sind, die in den grellen Neger- und Indianerromanen sich finden, und daß die Scenerie und die Verwickelungen der Rassenkreuzung an Sealsfeld's Romane erinnern. Doch ein großer Unterschied besteht zwischen dieser Dichtung und jenen Romanen: bei Köstling sind die Knotenpunkte der Handlung nicht genugsam hervorgehoben; die Lakonismen treten oft zur Unzeit ein, das wichtigste Motiv versteckt sich oft in einer einzigen Verszeile; es versteckt sich, weil die gedrungene Kraftsprache und der Zwang des Reimverses es oft nicht zu klarem Ausdruck bringen. In den Romanen, mögen sie auch bloßes Leihbibliothekenfutter sein, reiht sich Glied an Glied in der fesselnden Kette der Begebenheiten; im Gedicht nimmt man an keinem Vorgange wärmeres Interesse: es kostet ja oft Arbeit und Studium, nur den Zusammenhang zu fassen. Und Kapitel mit philosophischen Auseinandersetzungen und zeitgeschichtlichen Excursen schieben sich breit in die Handlung ein.

Keineswegs wollen wir indeß leugnen, daß der Dichter ein markiges Talent besitzt, welches sich in landschaftlichen Schilderungen, in der Malerei der Schlachten des Secessionskriegs, in der Charakteristik der Theona, allerdings der einzigen scharf hervortretenden Gestalt der Dichtung, und in einzelnen lyrischen Ergüssen zeigt: die Verse, denen sonst oft der rechte Fluß und Guß fehlt, indem der Gedanke, mit der Form ringend, sie nicht recht zu bewältigen vermag, gewinnen an solchen Stellen ein dichterisches Aufleuchten, das einen gewissen metallischen Glanz hat, weil es von geistiger Gediegenheit ausströmt. Schwunghaft ist z. B. das Lob Italias:

„Es singt die Welt von einem Zauberweib",
Erklang's von ihren Lippen, „herrlich einen
Pallas und Venus sich im selben Leib,
Um als erhabnes Wunder zu erscheinen.
In Helm und Harnisch ihre Reize schnürend,
Die Aegis auf der Brust, minervenhaft,
Ein kurzes Römerschwert als Scepter führend,
Bezwang den Erdkreis ihre Heldenkraft

Und einigte die Völker in dem Netze
Kunstvoll gewobner, dauernder Gesetze.
Und als von ihrem Leib das Erzgewand,
Das seinen Dienst gethan, aus ihrer Hand
Die Waffen sanken, wallte silberklar
Von ihrem Haupt ein Schleier und sie stand
Als Lehrerin in faltigem Talar.
Nicht blos den Erdkreis — Höll' und Himmel auch
Durchdrang ihr Blick; an ihrem Munde hing
Zum zweiten mal die Menschheit und empfing
Von ihrem Athem neuen Lebenshauch.
Es steigerte ihr Denken sich zum Schauen,
Ihr lehrhaft Wort zu tönendem Gesang.
Die Himmelswelt des Schönen in den grauen
Werktag des Lebens tröstend einzubauen,
Ward nun ihr Ziel, deß Lorber sie errang.
In Form und Farbe schwelgend, kunstbegeistert,
Vergaß sie über Stift und Saitenspiel,
Daß sie durch Schwertgewalt die Welt gemeistert!
Und wie der Helm einst ihrem Haupt entfiel,
So sank, als sie sich schaffenseifrig rührte,
Der ernste Schleier, der ihr Haar gehalten;
Der Glieder Pracht, wenn sie den Reigen führte,
Brach sonnenhaft durch priesterliche Falten.
Minervas stolze Hoheit, ernst und hehr,
Wich Venus' holdem Liebreiz mehr und mehr.
Mit Sonnenaugen, die jed' Herz durchglühten,
Süßlächelnd zu melod'schem Liederschall,
Bekränzt mit Lorber und Orangenblüten,
Umspiegelt von smaragdenem Krystall,
Nicht ahnend, daß sie sich als Opfer schmücke,
Ein wehrlos Schönheitswunder stand sie da,
Damit der Fremdling sie zu Boden drücke;
Denn ach, ihr Name ist — «Italia!»"

An Lingg's markige Dichtweise erinnern Stellen wie die folgende:

Denn o dies Rom, das mit dem goldnen Skalp
Germaniens seinen Lorberscheitel schmückte,
Den ehrnen Herrscherfuß als Völkeralp
Dem Aethiopier in das Wollhaar drückte —
Dies Rom war krank! Ihm gor in allen Adern
Das Gift der Sklaverei. Purpur und Erz
Verhüllten gleißend ein zerfressen Herz;
Rom war ein Leib, darin zwei Seelen hadern!
Demselben Mund, der Königen die Kronen
Wie welken Epheu von den Stirnen blies,
Entschäumte Sklavenzorn, der Legionen
Im Meutrerwuthkampf in den Hades stieß.
Vom Rächernamen „Spartacus" so wild
Ward Marius' Retternamen übergellt,
Wie heut geftäupter Sklaven Wehruf schrillt
Ins „Heil Columbia!" der Neuen Welt!

Welche breite Prosa sich aber sehr oft in das Gedicht einschiebt, das mag die folgende Stelle beweisen, die wie ein gereimtes Kapitel aus Burmeister oder einem andern Werk über die Schöpfung gemahnt:

Ein solcher Dunstfleck war, vor Jahrbillionen,
Die Sonne sammt dem Ball, den wir bewohnen,
Und leicht beschreibt sich der Entwicklungslauf.
Der Weltstoff, der, in dreierlei Gestalten:
Gasförmig, tropfbar sich und fest erweist,
Trat auf in zarten Gasen. Diese ballten
Zur Kugel sich, die um sich selber kreist.
Der Dunstball, als er schwingend sich erhitzt,
Vermehrte fernhin leuchtend seine Eile;
Zur Mitte drängten, wo der Schwerpunkt sitzt,
Nach dem Gesetz der Schwere, seine Theile.
Verkühlung seiner Oberfläche zog
Den Ball zusammen, seine Schwungkraft mehrend,
Die ihn um seine Wohlgestalt betrog,
Zur Linsenform die kuglige verkehrend,
Bis endlich, weil die Schwungkraft hier am größten,
In Ringform sich die Außenränder lösten.
Zur kleinern Kugel ballte sich der Ring,
Der als Trabant den Mutterball umkreiste —
Zwiefach gezügelt, daß er nicht entgleiste —
Und selbst Trabanten an zu bilden fing.
So von dem glüh'nden Balle, dessen Rest
Wir Sonne nennen, lösten sich Planeten,
Sie wurden kuglig und die meisten fest.
Nur einer barst, den innre Dämpfe blähten,
Und kreist in Trümmern um den Sonnenkern,
Dem Mars entsprang, danach der Erde Stern.
Die setzte, gleich Saturn, aus ihrer Masse,
Der glüh'nden, einen Ring ab, der, geballt,
Mit ihr, als Mond, die gleiche Himmelsstraße,
Sie selbst umkreisend, um die Sonne wallt.

Hier sind in der That Verse und Reime ganz überflüssig: dieser Excurs ist aus den darwinistisch-pädagogischen Abschnitten der Mitte des Werks entnommen, wo jeder Zusammenhang mit der Haupthandlung gänzlich verloren geht. Ebenso wenig fehlt es an politischen Résumés in Form gereimter Zeitungsartikel: sie ziehen sich wie ein Wüstenstreif durch die Dichtung:

Es war im dritten Kriegsjahr. Süd und Nord,
Gepard und Anaconda, kämpften fort,
Schnellkräftig, zäh-beharrlich. In den Schlingen
Des Nordens lag Neuorleans und stützte
Das Unionsheer, in deß eh'rnen Ringen
Der Feind ersticken sollte. Doch benützte
Der Klauen und Gebiß mit Pantherwuth,
Um der Umschnürung höhnisch zu entspringen.
In Siegesschlachten floß des Südens Blut,
Den Junkerlorber der Empörung düngend.
Durch Pennsylvanien, Schwert und Fackel schwingend,
Schon streifte der Rebellen Uebermuth;
Aus Englands Häfen, als Piratenheere,
Durchpirschten ihre Kaper alle Meere
Nach Yankeeschiffen; Galliens Despot
Gab ihnen Habsburgs Sproß zum Nachbarkaiser,
Der Mexico als künft'ge Deckung bot;
Nach faulem Frieden schrien freuderoth
Sich in Neuyork schon ihre Söldner heiser;
Ein gellend Echo fand Altenglands Hohn:
„Besiegelt ist das Schicksal der Union!"

Sollte das Werk eine zweite Auflage erleben, so würde der Dichter ihm ausnehmend nützen können durch rücksichtslose Kürzungen der poetischen Extrablätter, selbst wenn die Dichtung die Hälfte ihres Umfangs einbüßen sollte, und durch schärfere Hervorhebung der Motive und der entscheidenden Wendungen.

6. Bunte Zeit. Neue Gedichte von Ludwig Ganghofer. Zweite vielfach vermehrte Auflage des Liederbuchs „Vom Stamme Asra". Stuttgart, Bonz u. Comp. 1883. 8. 4 M. 80 Pf.
7. Heimkehr. Neue Gedichte von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1883. 8. 4 M. 80 Pf.

Nach dem schweren Geschütz des Epos, welches Kösting in seiner zeitgeschichtlichen und geschichtsphilosophischen Dichtung auffuhr, bieten die aufgelösten Tirailleur- und Plänklerlinien der Lyrik Ludwig Ganghofer's eine angenehme Abwechselung. Die zwei vorliegenden Sammlungen, die ältere und die neuere, haben im ganzen eine gleiche Physiognomie; dennoch ist ein Unterschied unverkennbar: der Ton der neuern Sammlung ist gehaltener und ernster, wenngleich auch sie nur ausnahmsweise sich zu kunstvoller Strophenbildung entschließt und ein Sonett oder andere Gedichte in geschlossenen Strophencolonnen neben den leichtfüßigen Rhythmen aufmarschiren läßt.

In „Bunte Zeit" (Nr. 6) herrscht vielfach ein burschikoser Ton; die meisten Gedichte stehen in der Mitte zwischen Heine'schen Liedern und der Scheffel-Baumbach'schen Wander- und Kneippoesie. Einzelne Liebeslieder sind echter, unverfälschter Heine, z. B.:

Wahr ist's, manche schlimme Meinung
Hab' ich mir von dir gemacht;
Daß du aber gar so schlimm wärst,
Schatz, das hätt' ich nie gedacht.

Und des Weibes denk' ich, welches,
Wie die Bibel uns beglaubt,
Jenen unerfahrnen Joseph
Einst des Mantels hat beraubt.

Schlimm war Potiphar, doch weitaus,
Weitaus schlimmer noch bist du!
Du, mein Schatz, nahmst mir den Mantel
Und das Portemonnaie dazu.

Oder:

Laß doch das Fragen, liebes Kind,
Man muß nicht alles wissen!
Komm! Laß mit Küssen dir geschwind
Das Fragemäulchen schließen.

Ja — wenn du noch vernünftig frügst,
Dann hätt' ich nichts dagegen.
Frug ich denn je, ob du nicht lügst
Und gehst auf falschen Wegen?

Was kümmerst du dich unnütz doch!
Ich liebe dich heut und morgen,
Vielleicht auch übermorgen noch —
Drum mach dir keine Sorgen!

Nicht alle diese Liebeslieder sind indeß auf Pointen zugeschnitten und nicht alle Pointen sind glücklich; doch finden sich manche anmuthig schäkernde Verse. Im derbern Stil sind die Schulreminiscenzen und Trinklieder gehalten. Für Ton und Haltung mögen zwei Gedichte Zeugniß ablegen; die ersten Strophen von „Mein Problem" lauten:

Mir werden alle Hosen dünn
Von all den harten Bänken,
Von dem verfluchten Eichenholz
Der benedeiten Schänken.

Oh — als ich jüngst dahinter kam,
Da schnitt ich böse Mienen.
Mein Schneider hat die Freude dran,
Es gibt ihm zu verdienen.

Nun sinn' ich immer hin und her
Und möcht' es gerne finden,
Was wol hiervon die Ursach wär',
Und kann's doch nicht ergründen.
Ein Räthsel ist's, an welchem ich
Umsonst den Scharfsinn messe,
Ein physikalisches Problem
Von höchstem Interesse.

Ja, spürt' ich einen Nagelkopf
Beim Hin- und Widerschleifen,
Und wär' die Bank an Spelten reich,
So könnt' ich's noch begreifen.
Sie aber fühlt wie Sammt sich an,
So glatt wie Marmelsteine;
Der Venusin von Medici
Sind glätter nicht die Beine.

Ein Spiegel ist es, wo du nur
Das Sitzbret magst betasten;
Das eigne Antlitz siehst du draus
Dir hell entgegenglasten.
Die Wangen deiner Liebsten sind
Nicht sanfter anzufühlen
Als diese blanke Politur
Auf Bänken hier und Stühlen.

Noch derber ist der Ton in „Mein gröbster Freund"; ein Dorf in der Umgegend von Würzburg erzeugt den Wein, der dies an den Gassenhauer streifende Kneiplied inspirirt hat:

Kennst ihn nicht, den blassen Wicht,
Der die stärksten Kniee bricht?
Hab' schon oft mit ihm gerungen,
Immer hat er mich bezwungen.
Setzte jüngst mich vor die Thür,
Daß ich's heute noch verspür' —
Dieser maledeite Racker,
Dieser Most von Randersacker!

Ja, so ist er, dieser Wicht!
Dennoch — zürnen kann ich nicht.
Spielt' er mir auch schlimme Possen,
Schmiß er mich auch in die Gossen,
Hab's ihm dennoch stets verziehn;
Täglich doch besuch' ich ihn,
Diesen Herz- und Nierenpacker,
Diesen Most von Randersacker!

„Die Lieder des Pappenheimers" haben auch bisweilen derbe Wendungen, die an alte Landsknechtspoesie erinnern; doch haben sie eine gewisse Verve, Costüm und Colorit.

Die Sammlung „Heimkehr" (Nr. 7) hat eine vornehmere Haltung; der Dichter hat die Sturm- und Drangperiode mit ihren kraftgenialen Aeußerungen überwunden; es finden sich hier stimmungsvolle, durch keine keck hingeschleuderten Pointen unterbrochene Lieder. Die erste Abtheilung: „Heimkehr", enthält Gedichte, in denen die Sehnsucht nach dem geliebten Baierland, der Heimat des Dichters, einen innigen Ausdruck findet:

Mein Heimatland mit deinen Wäldern,
Mit deiner Hügel sanftem Zug,
Mit deinen Strömen, deinen Feldern,
Mit deiner Lerchen lautem Flug,
Wann wieder seh' ich aufwärts tauchen
Der fernen Alpen blaue Wand
Und deine Seen wieder rauchen,
Du mein geliebtes Baierland!

Anmuthige Landschaftsbilder von den Seen und aus den Felseinsiedeleien lösen sich ab. Unter den Balladen und Romanzen finden sich einige stillvolle, wie „Klage der Odinspriester"; die Mehrzahl ist im knappen volksthümlichen Ton gehalten; in der Romanze „Don Jose" vermißt man doch die Angabe des Grundes, warum der dem Henker verfallene Mörder die Geliebte getödtet hat. Auch finden sich hier einige wohlgelungene Uebersetzungen aus Tennyson und Petöfi. Ein „Intermezzo" bringt oberbairische Dialektdichtungen für die Freunde derartiger Poesie. „Neuer Frühling" enthält eine Reihe von Liebesgedichten, welche warme Empfindung und innige Hingebung athmen. Zum Belege dafür, wie weit sich der Dichter von den frühern flatterhaften Tendenzen seiner heinisirenden Muse entfernt hat, theilen wir das Schlußgedicht des Cyklus mit:

Die Lampe flirrte, und die Uhren tickten,
Sonst war es still im traulichen Gemach,
Und Wang' an Wang', so saßen wir und blickten
Den leichtbeflügelten Gedanken nach.

Erloschen war der Sinne heißes Sehnen,
Die Flamme der Begehrung war verfacht,
Und gleich zwei treuvereinten weißen Schwänen,
So flogen unsre Seelen durch die Nacht.

Mit raschem Flug durchzogen sie die Ferne
Und hauchten in den Weltenraum ihr Glück,
Mit leichten Flügeln streiften sie die Sterne
Und kehrten selig in ihr Heim zurück.

Mit welchem Himmelsnamen soll ich's nennen,
Was uns so innig fest zusammenhält?
Ach — eine Welt, wo zwei sich lieben können
So treu wie wir, das ist die beste Welt!

Die Form der meisten Gedichte ist ohne Sprünge und Risse; nur hin und wieder finden sich manierirte Wendungen: „ein mähliches Selbstverzehren", „seines Lebens leidewige Zeit" oder allzu gewagte Bilder wie: „die Sonne stach den Winter wund".

8. Gedichte von Egon Rail (Eduard Maria Schranka). Spandau, Oesterwitz. 1884. 8. 2 M.

Eine sehr kurzathmige Poesie; es gibt nur zwei oder drei Gedichte, die das Maß einer Druckseite überschreiten; doch man kann die Poesie nicht nach der Elle messen. Nur ist die Rail'sche durch ihre Kürze schon charakterisirt; sie ist im wesentlichen gnomisch und epigrammatisch; dazwischen einige Liebesseufzer in rhythmischer Gestalt; vieles ganz artig und feinfühlig; hier und dort eine gesuchte Pointe. Die Studentenlieder sind frisch; von den Sinnsprüchen theilen wir einige zur Probe mit:

Zwei Nägel, sie genügen
Dem Sarge zum Verschluß,
Der eine heißt — Vergnügen,
Der andre heißt — Verdruß.

Schön ist es wol fürs Vaterland
Sein Leben hinzugeben,
Doch schwerer für sein Vaterland
Als sterben ist's zu streben.

Die Gemeinheit ist gemeinsam,
Nicht Gemeines nur ist einsam.

Es ist ein Herz gestaltsam,
Doch formst du's nicht, gewaltsam.

Rudolf von Gottschall.

Schriften von Iwan Turgenjew.

Zwei Freunde. Eine seltsame Geschichte. Jakow Passinkoff. Tagebuch eines Ueberflüssigen. Hamlet und Don Quixote. Fünf Novellen von Iwan Turgenjew. Hamburg, Behre. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Theilnahme, mit welcher auch in Deutschland die gesammte gebildete Welt vor wenigen Monaten die letzten schweren Leidenstage und das Hinscheiden des berühmten russischen Romanschriftstellers begleitete, ist Beweis genug dafür, daß hier ein volles Verständniß für die eigenartige, geniale Veranlagung Turgenjew's besteht. Die beiden großen socialen Romane „Neuland" und „Väter und Söhne" haben die glänzendsten Zeugnisse für die staunenswerthe Beobachtungsgabe und die markige Darstellungskraft des Dichters abgelegt und seinen Weltruf begründet; aber seine ziemlich zahlreichen kleinern novellistischen Erzeugnisse, die uns von der Verlagshandlung der Gebrüder Behre in trefflichen Uebersetzungen zugänglich gemacht werden, geben nicht minder erfreuliche Gelegenheit, die großen dichterischen Talente Turgenjew's in den verschiedensten Erscheinungsformen kennen und schätzen zu lernen.

Die vorliegenden Skizzen und Erzählungen, von denen eigentlich nur die vier ersten Anspruch auf die Bezeichnung „Novelle" erheben dürfen, sind zu sehr verschiedenen Zeiten, meist in den funfziger Jahren entstanden, und es ist selbstverständlich, daß sie sich durchweg auf russischem Boden bewegen. Ohne in irgendwie hervortretender Weise große sociale Probleme oder gar politische Verhältnisse zu behandeln, können sie gleich desselben Verfassers großen Romanen für hoch interessante Culturbilder aus dem Rußland der letzten Jahrzehnte gelten, und je beiläufiger und nebensächlicher dabei die Schilderung allgemeiner Ver-

hältnisse und Einrichtungen behandelt zu sein scheint, desto mehr zwingt uns die Fähigkeit des Dichters, mit wenigen Strichen scharf umrissene, plastisch anschauliche Bilder zu zeichnen, zur Bewunderung. Wenn auch in allen diesen Erzählungen von einer kunstreich ersonnenen Fabel so wenig die Rede ist, wie von einer raffinirten Aneinanderreihung spannender oder aufregender Vorgänge, so tritt doch, namentlich in dem „Tagebuch eines Ueberflüssigen" (1850), ein Erzählertalent von geradezu fascinirender Wirkung zu Tage.

Eine kleine, sehr alltägliche und ziemlich nüchtern verlaufende Liebesgeschichte ist hier mit einem solchen Aufwand feinster psychologischer Beobachtungen, mit einer so liebevollen Vertiefung in die Eigenthümlichkeiten einer edel veranlagten, aber durch die Last einer unbeholfenen Persönlichkeit beständig zu Boden gedrückten Natur, in so liebenswürdig rührenden Formen erzählt, daß unsere moderne Literatur wohl nur wenige novellistische Cabinetstückchen von gleicher Anmuth und Feinheit aufzuweisen hat.

Gewiß ist es ziemlich gewagt, jemand im Angesicht des binnen kürzester Frist bevorstehenden und mit vollem Bewußtsein erwarteten Todes ein Tagebuch mit der Erzählung ziemlich gleichgültig scheinender Ereignisse beginnen zu lassen, und der Gefahr, dabei in eine erkünstelte, unwahre Sentimentalität oder in den Ton eines noch wohlfeilern Pessimismus zu verfallen, wäre sicherlich mancher Schriftsteller in solchem Falle unterlegen. Turgenjew aber weiß diese Klippen mit solcher Meisterschaft zu umschiffen, daß ihm schon auf Grund dieser einen kleinen Erzählung getrost die Bezeichnung eines Seelenmalers ersten Ranges beigelegt werden könnte. Nur eine mehr als gewöhnliche Gabe der scharfen Beobachtung seelischer Vorgänge, oder die glückliche Inspiration eines wahrhaft genialen Schriftstellers vermögen derartige kleine Musterbilder zu schaffen, die jeder feiner empfindende Leser nur mit dem Gefühl aufrichtigsten Genusses an sich vorüberziehen lassen kann. Und wie wirksam wird der Dichter dabei vom Erzähler unterstützt, wie ungesucht und kraftvoll sind seine Bilder, wie knapp und erschöpfend seine Schilderungen! Man lese nur folgende Stelle aus dem „Tagebuch eines Ueberflüssigen":

Wir traten aus den Bäumen, hielten an und mußten beide unwillkürlich einen Augenblick die Augen schließen: gerade uns gegenüber, inmitten des durchglühten Nebels, ging groß die purpurfarbene Sonne unter. Die Hälfte des Himmels gerieth allmählich in Brand und färbte sich glutroth. Die feurigen Strahlen breiteten sich über die Wiesen hin, einen purpurnen Abglanz sogar auf die Schattenseiten der Erdklüfte werfend — sie legten sich wie feuriges Blei über das Bächlein, an den Stellen, wo es sich unter die herabhängenden Gebüsche nicht verbergen konnte, ja, es schien, als ob die Strahlen sich an die Brust des Haines und des Abhanges anstemmten. Wir standen da wie übergossen vom heißen Sonnenscheine. Ich bin nicht im Stande, die leidenschaftgesättigte Feierlichkeit dieses Bildes zu schildern. Man erzählt sich, ein Blinder bildete sich ein, daß ihm die rothe Farbe den Eindruck eines Trompetentons erwecken müßte. Ich weiß nicht, inwiefern diese Einbildung haltbar ist, aber es lag in Wirklichkeit etwas Herausforderndes in diesem brennenden Golde, der Abendluft, dem Purpurglanze des Himmels und der Erde. Ich schrie auf vor Entzücken und wandte mich sogleich an Lise, sie schaute gerade in die Sonne hinein. Ich erinnere mich noch — das Feuer der Abendröthe spiegelte sich in kleinen, funkelnden Fleckchen in ihren Augen ab. Sie war überwältigt und tief gerührt. Auf meinen Ausruf hatte sie keine Antwort, sie verharrte einige Zeit ohne Bewegung und sah zu Boden. Ich reichte ihr meine Hand; sie wandte sich ab und brach plötzlich in Thränen aus. Ich blickte sie mit einer geheimen, fast freudigen Bangigkeit an. . . .

Nur eines Vergleichs mit einer dieser ähnlichen Schilderung aus des vielgepriesenen Zola „Pastor Mairet" bedarf es, um uns die ganze kraftvolle Ursprünglichkeit Turgenjew's auf das überzeugendste vor Augen zu führen. Es ist geradezu erstaunlich, mit wie einfachen Mitteln er oft die plastische Anschaulichkeit einer Situation herbeizuführen weiß. Da heißt es in der (schon 1853 entstandenen) Novelle „Zwei Freunde" bei der Schilderung eines Duells:

. . . Das Gesicht des Herrn Leboeuf nahm einen mehr blutgierigen als erzürnten Ausdruck an, Wjasownin schwang den Säbel . . . (Pinochet hatte ihm versichert, daß die Unkenntniß der Fechtkunst ihm große Vortheile biete — „de grands avantages!") . . . Da widerfuhr ihm plötzlich etwas ganz Seltsames. Ein Stoß, ein Aufstampfen — ein Funkeln — und Wjasownin empfand in der rechten Seite der Brust etwas wie einen kalten, langen Stock. . . . Er wollte ihn von sich reißen, er wollte rufen „Weg mit ihm!" — aber schon lag er auf dem Rücken, und ein wunderliches, fast komisches Gefühl überwältigte ihn: es kam ihm vor, als ob man ihm durch den ganzen Körper einen Zahn herausreißen wollte. . . . Dann fing die Erde an vor ihm zu schwinden . . . die erste Stimme fragte: „Tout c'est passé dans les règles, n'est ce pas, messieurs?" . . . die zweite erwiderte: „Oui, parfaitement!" — und . . . krach! . . . Alles rund herum fing an zu fliehen und zusammenzustürzen, . . . Wjerotschka! — hatte er kaum noch Zeit, voll Wehmuth auszurufen. Des Abends brachte ihn „le garçon dévoué" in das „Hotel des trois Monarques" — und in der Nacht verschied er. . . .

Und solche Perlen der Erzählerkunst ließen sich aus jeder der vorliegenden vier Novellen herausgreifen. Für die große Masse des Leihbibliothekenpublikums werden dieselben allerdings kaum jemals die Beliebtheit vieler werthloser Mißschöpfungen erlangen, denn ihre Technik läßt, von einem rein akademischen Standpunkte betrachtet, sehr vieles zu wünschen übrig; oft fehlt die eigentliche Verwickelung ganz, und nach den Gerechtigkeitsbedürfnissen des Lesers ist die Lösung gewiß in keinem einzigen Falle eine befriedigende. Wer sich aber die Fähigkeit bewahrt hat, das Große und Bedeutende auch im kleinen zu entdecken und einem wirklichen Dichter aufmerksam und hingebend bis in die Werkstätte seines Schaffens zu folgen, der wird diese Novellen sicherlich nur mit einem Gefühl vollster Befriedigung aus der Hand legen können.

Reinhold Ortmann.

Skizzen und Novelletten.

1. Spanische Nächte. Skizzen von Hans Parlow. Wien, Hartleben. 1884. 8. 3 M.

So lautet der Titel eines kleinen, ganz reizend eingebundenen und ausgestatteten Büchleins. Der Einband ist mit einer goldenen Schale zu vergleichen. Sie enthält — Zuckerwasser. Die Widmung an Se. Hoheit Señor Don Luis de Borbon y Borbon kann an dieser Thatsache nichts ändern. Der Autor führt uns mit sich auf seine sehr sinnlichen Spaziergänge bei Mondschein, Myrten-, Lilien- und Rosenduft, und läßt uns Zeuge sein, wie er mit spanischen Schönheiten liebelt und von deutscher Liebe spricht. Heine, Andersen u. v. a. haben dem Autor zu Modell gesessen; seine Vorbilder zu erreichen ist ihm nicht gelungen. Mitunter gelingt dem Verfasser eine Persiflage auf deutsche Verhältnisse, deshalb braucht man aber noch keine spanischen Nächte zu durchwachen. Eine Stilprobe wird dem Leser alles deutlich machen: „Es wurde in den Kirchen eine Gedächtnißfeier celebrirt; die Alleen waren leerer als gewöhnlich, in einer der abgelegenern wandelten zwei Spanier auf und ab. Der eine spielte die Guitarre. Aus Violine und Piano klingt die Vergangenheit, die Töne der Guitarre sehnen sich nach der Zukunft!! Sie bittet nichts von dem Herzen, mit kurzen, leidenschaftlichen Worten spricht sie zu den schwarzen Augen und zu dem rothen Mund. Sie fleht nicht, freudig und siegesgewiß tönt es aus ihren Saiten! [Wir empfehlen dem Verfasser E. Hanslick's Werkchen vom Musikschönen.] Ich mochte sie heute nicht hören. Ich wollte, eine Orgel hätte einen Choral gespielt; ich ging abseits! — Morgen will ich ihr alles sagen, aber ich will meine Hand in Silber tauchen, bevor ich sie ihr aufs Herz lege, und wenn sie es wünscht, will ich meine Knie beugen und sagen, daß ich ein schlechter Mensch gewesen!" Hysterischen Weibern mag das Büchlein gefallen; Männer fragen sich — wozu? weshalb?

2. Frau Dornröschen. Ein wiener Roman von Adam Müller von Guttenbrunn. Berlin, Janke. 1884. 8. 5 M.

Der Verfasser hat sich zuerst durch Veröffentlichungen aus Nachlässen Otto Prechtler's, Stifter's in wiener Blättern, in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", dann durch die Fortsetzung des „Hauses Fourchambault", durch eine Compagniearbeit mit Heinrich Laube („Schauspielerei") einen Namen gemacht. Sein Talent ist also ein anlehnendes, fortsetzendes, und der vorliegende Roman lehnt sich an die neue französische, realistische Schule an, ohne jedoch etwa die Gebrüder Goncourt oder Zola fortzusetzen. Der Mitarbeiter der „Deutschen Wochenschrift" von H. Friedjung schildert uns in dem 310 Seiten starken Roman die alte Geschichte von der jung verheiratheten Frau, die erst spät zur bessern oder schlechtern Einsicht kommt und erst vom Freunde ihres Mannes aus ihrem seelischen, geistigen oder sinnlichen Schlaf, wie Dornröschen im Märchen, zu neuem Leben erweckt wird. Es gelingt ihrer neuen oder vielmehr ersten Liebe, die sich derselben entgegenstellenden Hemmnisse zu nehmen, wie der Sportausdruck lautet; sie ist glücklicher als die Französinnen mit dem Ruf „Divorçons"; denn sie wird von ihrem Mann geschieden und ohne jedes tragische Ereigniß, wie etwa die Zurückbehaltung des Kindes von seiten des Mannes, beschließt sie ihre Tage an dem Herde des zweiten Gatten. So etwas kommt im Leben vor; es ist möglich; es endet nicht jede Verwickelung mit Selbstmord, nicht jede unzufriedene Seele in „Nacht und Elend". Zu loben ist das sichtbare Bestreben, schön und correct zu schreiben, kommt auch hier und da ein frauenhafter Zug hinein; die oft spannende Handlung deutet auf ein wahrscheinlich vorhanden gewesenes dramatisches Opus, das der Autor, an der Ungunst der Theaterverhältnisse scheiternd, in Romanform gebracht, wie das ja die Franzosen gern, nicht immer mit Nutzen für die Kunst, umgekehrt machen! Das einzig wirklich Bedenkliche an Müller's Roman scheint aber die Tadellosigkeit des ersten Gatten zu sein. Der Mann ist ganz correct, handelt correct, und leider hat man mehr Sympathie mit ihm als mit der „verkannten Frau", was eben nicht die Absicht des Dichters war, der ihr unsern Antheil gewinnen wollte. Jedoch wird man gern die zukünftigen Werke des Autors lesen, weil eben dieses schöne Verheißungen enthält.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ein in seiner Art ganz ausgezeichnetes und obendrein eine Lücke in unserer Literatur ausfüllendes Werkchen hat F. J. Brockmann bei F. Encke in Stuttgart erscheinen lassen. Es ist dies das „System der Chronologie", welches Ideler's bekanntes „Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie" (1825) nicht blos popularisirt, sondern auch weiterführt. Wenn der Verfasser seine Arbeit für Historiker, Philologen, Theologen und Freunde der Astronomie berechnet hat, so dürfte allerdings in jenen Kreisen der geeignete Boden dafür zu suchen sein; für „Gebildete aller Stände" ist es aber zu gelehrt gehalten, was nicht Schuld des Verfassers war, sondern in der Sache lag. Sehr ausführlich und doch in stets knapper Fassung werden nacheinander behandelt: die Chronologie der Hebräer, der Römer, die Gregorianische Reform, die christliche Osterrechnung, die byzantinische oder russische Kalender- und Osterrechnung, der republikanische Kalender der Franzosen, das Geburtsjahr Christi, Zeitperioden und Aeren. Angehängt sind noch eine Anzahl sehr übersichtlicher Tabellen. Aus dem werthvollen Buche führen wir nur ein einziges Ergebniß gelehrter Untersuchungen an: Verfasser kommt zu dem Ergebnisse, daß das sichere Todesjahr Christi das Jahr 782, das wahrscheinlichste Jahr der Geburt Christi

749 (nach Erbauung der Stadt Rom) ist, sodaß unsere von Dionysius herrührende christliche Zeitrechnung um fünf Jahre zu wenig zählt.

— In zwanglosen Heften erscheinen bei Karl Konegen in Wien „Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur in Oesterreich", herausgegeben von J. Minor, A. Sauer, R. M. Werner. Das uns vorliegende vierte Heft enthält „Die englischen Komödianten zur Zeit Shakspeare's in Oesterreich", eine überaus fleißige Studie aus der Feder von Johannes Meißner. Nachdem in Nördlingen ein vollständiges Repertoire der englischen, in Deutschland reisenden Schauspieler aufgefunden worden und dadurch bewiesen, daß „Romeo und Julie" dort schon 1604 aufgeführt worden, hat Meißner nach weitern Daten aus der Lebenszeit Shakspeare's gesucht. Als beste Fundgrube erwies sich ihm die Sammlung der grazer Acten im k. k. Staatsarchiv. Daraus geht hervor, daß der „Kaufmann von Venedig" in Graz bereits aufgeführt wurde, als Shakspeare noch persönlich in London wirkte. Nachdem der Verfasser in sehr gelehrter Weise über die englischen Komödianten in Deutschland und im nördlichen Oesterreich gehandelt, geht er über zur Geschichte der grazer Hofkomödianten und veröffentlicht das wiener Manuscript des „Juden von Venedig". Nicht blos für diejenigen, welche sich speciell mit der Geschichte des Dramas und des Theaters beschäftigen, ist die Meißner'sche Publication ein überaus werthvoller Beitrag, sondern auch für den Culturhistoriker. Derartige eminent mühsame Forschungen gehören eigentlich in die Acten einer Akademie.

— Markus Landau hat bei J. Scheible in Stuttgart eine zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage seines Buchs „Die Quellen des Dekameron" erscheinen lassen. Die erste 1869 erschienene Auflage ist hier durch mehr als 200 Nachträge und sonstige Verbesserungen bereichert, Landau's Werk selbst in das Italienische übersetzt worden; es verdient diese Auszeichnung mit vollem Recht. Es ist hier eine große Fülle von Gelehrsamkeit mit bemerkenswerther kritischer Schärfe verarbeitet, und über die Quellen des „Dekameron" jedenfalls das Ausgiebigste und Beste beigebracht, was wir bisjetzt besitzen. Das Gesammtresultat der unendlich mühsamen Untersuchung lautet: „Wenn also auch nur ein kleiner Theil der hundert Novellen des „Dekameron", ja wenn keine einzige von ihnen der Phantasie Boccaccio's ihren Ursprung verdankt, bleibt ihm doch das Verdienst, ihnen erst Leben und Gestalt gegeben, sie mit allen Reizen der Erzählungskunst geschmückt und in die herrlichste, von ihm gleichsam erst geschaffene Sprache gekleidet zu haben." Ob dieses Ergebniß den Italienern selbst behagen wird?

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff (Berlin, Habel) liegen uns vor: 1) „Das französische Drama in unserm Jahrhundert", von J. Sarrazin (Heft 429); 2) „Die elektrischen Fische im Lichte der Descendenzlehre" (Heft 430 und 431), von G. Fritsch; 3) „Heinrich I. und Otto I.", von Boesch. Aus den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" desselben Verlags behandelt Heft 192 das Thema: „Aegypten in handelspolitischer Hinsicht", von Ewald Paul.

— „Sylvesterklang. Ein stilles Wort zur feierlichen Stunde" von H. Partisch (Oldenburg, Schulze). Das ohne Jahresdatum erschienene Büchlein zerfällt in zwei religiöse Reden oder Betrachtungen: „Im Strom der Zeit", „Vor Jerusalems Thoren". Diese Reden sind nicht blos in einem formvollendeten Stil geschrieben, sondern sie vereinigen auch persönlichen Glauben, reiches Wissen und tiefe psychologische Erfahrung. Der Verfasser erhebt sich weit über viele seines Standes, deren Predigten doch oft nur den Eindruck des Handwerksmäßigen machen; er überredet nicht, sondern überzeugt; er übertreibt nicht, sondern fesselt durch die tiefe Wahrheit, durch den Freimuth und die herzgewinnende Liebe seiner Worte. Die Ausstattung des Büchleins ist sehr werthvoll.

Bibliographie.

Bachem's Novellen-Sammlung. 19ter Bd.: Kleine Wahl. Novelle von Paula Ried. Der Glöckner von St. Dièze. Novelle von Mariam Tenger. Köln, Bachem. 8. 1 M.

Backhaus, W., Ein Wort an das deutsche Volk. Der Liberalismus, Fürst Bismarck und die Parteien. Berlin, F. Luckhardt. Lex.-8. 80 Pf.

Bauer, B., Der Eid. Eine Studie. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Baudissin, Gräfin, Reuchlin. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 8 M.

Blümel, J., Geschichte der Entwickelung der Wiener-Vorstädte, nach authentischen Quellen bearbeitet. Mit zahlreichen Illustrationen. 1ste Lfg. Wien, Vetter. Gr. 8. 50 Pf.

Bluntschli, J. C., Denkwürdiges aus meinem Leben. Auf Veranlassung der Familie durchgesehen und veröffentlicht von R. Seyerlen. 3 Bde. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 22 M.

Brodbeck, A., Die Grundwissenschaft. 1ster Tl.: Das Wesen des Wissens. 1ster Abschnitt. — A. u. d. T.: Mensch und Wissen. Eine Untersuchung über die anthropologischen Grundfragen der Erkenntnistheorie. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Conrad, G., Catharina von Medici. Historisches Drama. Berlin, Voß. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dewall, J. van, Sonnige Tage. Aus den Erinnerungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Döring, E., Die Erziehungsschule nach psychologischen Grundsätzen. Eine pädagogische Skizze in Form eines Lehrplanes. Bernburg, Bacmeister. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Eickhoff, A., In der neuen Heimath. Geschichtliche Mittheilungen über die deutschen Einwanderer in allen Theilen der Union. 1ste Lfg. New York, Steiger u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Engelmann, J., Die Leibeigenschaft in Russland. Eine rechtshistorische Studie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 7 M.

Fischer, K., Das Streber- und Gründerthum in der Literatur. Vademecum für Herrn Pastor Krause in Hamburg. Stuttgart, Cotta. 8. 1 M.

Zeitbewegende Fragen. VII: Die moderne Kultur und die Frauen. Eine soziale Studie von Pederzani-Weber. Leipzig, G. Wolf. Gr. 8. 75 Pf.

Geschichtsblätter. Bilder und Mittheilungen aus dem Leben der Deutschen in Amerika. Herausgegeben von C. Schurz. 1ster Bd.: Die Deutschen im Staate New-York während des 18. Jahrhunderts. Von F. Kapp. New York, Steiger u. Comp. 8. 2 M. 50 Pf.

Die sechs Großen. Schauspiel von A. H. Karlsruhe, Reiff. Gr. 8. 2 M.

Hekscht, A. F., Aus Ungarns Novellenschatz. Ein Geschmeide, für deutsche Leser gefaßt. Wien, Engel. Gr. 8. 3 M.

Italiens Wehrkraft. Ein Blick auf die gegenwärtige militärische Machtentwickelung des Königreichs. Mit einer Skizze. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Junker von Langegg, F. A., Japanesische Thee-Geschichten. Fu-sô châ-wa. Volks- und geschichtliche Sagen, Legenden und Märchen der Japanen. 1ster Cyklus. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 M.

Kayser, F., Aegypten einst und jetzt. Mit 85 in den Text gedruckten Holzschnitten, 15 Vollbildern, 1 Karte und 1 Titelbild in Farbendruck. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 5 M.

Kistler, C., Aufsätze über musikalische Tagesfragen. III. Sondershausen, Bertram. Gr. 8. 60 Pf.

Knape, E., Gymnasium und Realgymnasium. Ratibor, Schmeer u. Söhne. Gr. 8. 50 Pf.

Knortz, K., Amerikanische Lebensbilder. Skizzen und Tagebuchblätter. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 2 M.

Lippert, J., Deutsche Festbräuche. Dem Volke kulturgeschichtlich erklärt. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag, Deutscher Verein. Gr. 8. 3 M.

Mohr, L., Altes Schrot und Korn. Erzählungen aus dem Lande der Hessen. 2 Bde. Kassel, Kleimenhagen. 8. 4 M.

Nohl, L., Das moderne Musikdrama. Für gebildete Laien. Teschen, Prochaska. 8. 6 M.

Plenkers, W., S. J., Der Däne Niels Stensen. Ein Lebensbild, nach den Zeugnissen der Mit- und Nachwelt entworfen. Mit dem Porträt Stensens. 1ste Hälfte: Stensen als Gelehrter und Convertit. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Roberts, A. Baron v., Die Pensionärin. Dresden, Minden. 12. 2 M.

Roedel, B., Krone um Krone. Drama. München, Fritsch. Gr. 8. 1 M.

Schreyer, H., Nausikaa. Trauerspiel in freier Ausführung des Goetheschen Entwurfs. Nebst einem Anhang: Nausikaa bei Homer, Sophokles und Goethe. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 1 M. 60 Pf.

Thallwitz, R., Gedichte. Döbeln, Schmidt. 1883. 12. 1 M.

Deutsches Volks-Theater. Nr. 1: Der wilde Jäger. Phantastisches Volksstück mit Gesang. Mit theilweiser Benutzung der gleichnamigen J. Wolff'schen Dichtung von F. A. Volger. Musik von L. Hartmann. Landsberg a. W., Volger u. Klein. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Welten, O., Nicht für Kinder! Ein Novellenbuch. Mit einem Vorwort: „Unser Recht gegen die Leih-Bibliotheken". Berlin, Ißleib. 8. 3 M.

Werder, A., Der Wetterprophet. Lustspiel. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 31. Juli 1884.

Aus dem Zeitalter der Romantik.

1. Heinrich von Kleist's Briefe an seine Braut. Zum ersten male vollständig nach den Originalhandschriften herausgegeben von Karl Biedermann. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 4 M.
2. Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist. Von Felix Bamberg. Autorisirter Abdruck aus der Allgemeinen deutschen Biographie. Leipzig, Duncker u. Humblot.

„Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!" Dies herbe Wort von F. Freiligrath scheint durch das Leben keines deutschen Dichters mehr bekräftigt zu werden als durch das Leben Heinrich von Kleist's.

Es ist bekannt, daß wir über die Schicksale des merkwürdigen unglücklichen Mannes im wesentlichen auf zwei Reihenfolgen urkundlicher Zeugnisse angewiesen sind, auf die von Koberstein 1860 herausgegebenen „Briefe Kleist's an seine Schwester Ulrike", sowie auf die „Briefe an seine Braut Wilhelmine von Zenge", welche Eduard von Bülow 1848 in seinem Buche „Heinrich von Kleist's Leben und Briefe" veröffentlicht hat. Das vorliegende Buch von Karl Biedermann (Nr. 1) erweitert diese letztere Reihe in erfreulichster Weise. Doch müssen wir hier etwas weiter ausholen.

Des ebenso genialen als bedauernswerthen Dichters Leben darf im wesentlichen als bekannt vorausgesetzt werden. Geboren am 18. October 1777 zu Frankfurt a. O., entsprossen aus einer Familie, der man nachsagte, daß alle ihre Angehörigen Poeten seien, trat Heinrich von Kleist nach der Gewohnheit des preußischen Adels jung in das Heer ein, fühlte sich dann, wie jener ältere Verwandte Christian Ewald von Kleist, der Dichter des „Frühlings", höchst unglücklich in seinem Berufe, nahm 1798 als Lieutenant seinen Abschied und bezog Ostern 1799 die Hochschule seiner Vaterstadt, ohne sich für ein bestimmtes Studium entscheiden zu können. Heinrich von Kleist's Schwestern waren befreundet mit der in unmittelbarer Nachbarschaft wohnenden Familie von Zenge; auch Heinrich ward in diesen Kreis eingeführt, fühlte sich bald darin heimisch und nahm theil an ihrer heitern Geselligkeit. Zu der ältesten der Töchter des Generals von Zenge, der neunzehnjährigen Wilhelmine, trat der zweiundzwanzigjährige Student, wie es scheint im Frühling 1800, in ein näheres Verhältniß. Kleist, der wunderliche Geselle, verlangte von Wilhelmine, daß sie ihr Herzensbündniß nicht blos vor Fremden, sondern auch vor den Aeltern geheim halte. Dazu wollte sie sich selbstverständlich nicht verstehen, und Kleist sah sich genöthigt, dem General sein Herz zu eröffnen, welcher denn auch, wie es scheint, keinen Widerspruch erhob, aber doch das Oeffentlichwerden des Verhältnisses davon abhängig machte, daß Kleist seiner Braut eine feste Lebensstellung darzubieten vermöge. Das war denn freilich eine ganz bedenkliche Vorbedingung, mit welcher sich gleich der erste unvollständig erhaltene Brief Heinrich von Kleist's an Wilhelmine beschäftigt. Er wendet jede müßige Stunde zur Ueberlegung über diesen Gegenstand an. Die Rechtswissenschaft?

> Ach, Wilhelmine, ich hörte letzthin in dem Naturrechte die Frage aufwerfen, ob die Verträge der Liebenden gelten könnten, weil sie in der Leidenschaft geschähen — und was soll ich von einer Wissenschaft halten, die sich den Kopf darüber zerbricht, ob es ein Eigenthum in der Welt gibt und die mir daher nur zweifeln lehren würde, ob ich Sie auch wol jemals mit Recht die Meine nennen darf?

Die Diplomatie?

> Ach, Wilhelmine, ich erkenne nur ein höchstes Gesetz an, die Rechtschaffenheit, und die Politik kennt nur ihren Vortheil. Auch wäre der Aufenthalt an fremden Höfen kein Schauplatz für das Glück der Liebe.

Das Finanzfach? Der Klang rollender Münzen ist

ihm nicht lieb noch angenehm, aber Kleist wird sich entschädigen durch den Einklang der Herzen. Ein akademisches Amt? Es ist ehrenvoll, aber nicht glänzend, mehr für den Weltbürger als für den Bürger des Staats vortheilhaft. Oder soll er die Oekonomie studiren?

Wenn ich mir diese große Kunst aneignen könnte, dann, Wilhelmine, könnte ich ganz glücklich sein, dann könnte ich, ein freier Mensch, mein ganzes Leben Ihnen und meinem höchsten Zwecke — oder vielmehr, weil es die Rangordnung so will — meinem höchsten Zwecke und Ihnen widmen.

Schon diese kurzen Mittheilungen aus dem ersten Briefe zeigen uns, mit wem wir es zu thun haben; es ist nicht der getroste, liebende, überlegsame Bräutigam, welchem der nächste Weg zu einer Verbindung mit der Geliebten der erwünschteste ist; es ist der grüblerische, zweifelnde, überspannt redselige, an der Schwelle des Glücks schon zögernde Phantast, der nicht weiß was er will, weil er eben nichts will, und der nicht Bedenken trägt, an diese Schmetterlingsexistenz ein anderes geliebtes Wesen zu fassen.

Bei alledem, Heinrich von Kleist hatte nunmehr die Aufgabe, sich für irgendeine Laufbahn, sei es als Gelehrter oder als Beamter, vorzubereiten. Im Sommer 1800 begab er sich nach Berlin, wol um sich, wie es scheint — Verzeihung für dieses „wie es scheint"; es ist leider in Kleist's Leben jeden Augenblick nöthig — von den fünf obenerwähnten Fächern der „Oekonomie" zu widmen, gerade demjenigen Fache also, für welches er eine ganz besonders fragwürdige Begabung besaß. Wir wissen nur, daß er dem Finanzminister Struensee einen Besuch machte, und Kleist war bemüht, die Welt glauben zu machen, daß er bei demselben angestellt sei. Es folgt dann ein Zeitraum, welcher Kleist's Lebensbeschreiber allezeit gewaltiges Kopfzerbrechen gemacht hat, seine Herbstreise 1800 nach Würzburg. Nämlich gerade vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Berlin macht er sich auf, mit einem Freunde Brokes, einem allem Anschein nach durchaus bedeutenden Menschen, eine Reise nach Süddeutschland zu unternehmen. Kleist fährt mit Brokes gegen Ende August 1800 über Potsdam nach Leipzig. Dort läßt er sich am 1. September unter dem Namen Klingstedt von der Insel Rügen als Student einschreiben, wie Brokes gleichzeitig unter dem falschen Namen Bernhoff, mit dem Vorgeben, sie wollten vor Beginn des neuen Halbjahres noch eine Reise nach dem Erzgebirge unternehmen. Die beiden falschen leipziger Studiosen erhalten ihre Matrikeln und gedenken dieselben als Pässe auf der Reise zu gebrauchen, welche sie über Dresden nach Wien führen soll. In Dresden besuchen sie den englischen Gesandten Lord Elliot und hören bei demselben Dinge, die sie bewegen, nicht nach Wien zu gehen, sondern nach Würzburg oder Straßburg. In der zweiten Septemberwoche ist Kleist zu Würzburg, wo er vier Wochen verweilt, ohne daß er der Braut mit einer Silbe verriethe, was er hier treibt. Nur seltsame dunkle Andeutungen. Er fragt, ob er wol Undank bei dem Mädchen finden werde, für dessen Glück er sein Leben gewagt; er hofft in Wilhelminens höchster Vervollkommnung und ihrer Liebe dereinst Lohn zu finden für eine That — mit einer Aposiopese, wie sie sich Nathan erlaubt, ehe er die edelste Handlung seines Lebens berichtet; er vernimmt in Würzburg die Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen Oesterreich und Frankreich, und theilt der Braut so früh als möglich diese frohe Nachricht mit, „welche unsere Wünsche reifen soll".

Erfahren wir auch aus diesen und andern Stellen mit keinem Worte, welches der Zweck jener eiligen Reise nach Würzburg und des anscheinend zwecklosen Aufenthalts daselbst gewesen, so zeigen sie uns doch sonnenklar, daß Kleist's Reise nicht entfernt, wie Wilbrandt angenommen und andere ihm nachreden, eine Entdeckungsreise nach seinem Dichterberufe war. Das hätte er bei längerm Aufenthalte in der Kunststadt Dresden bequemer und minder kostspielig haben können, als in dem verpfafften Würzburg; dazu brauchte er nicht der Weisungen des englischen Gesandten in Dresden, nicht Brokes' Gesellschaft, sondern eher völliger Einsamkeit; dazu brauchte nicht der ehemalige preußische Lieutenant sich in einen Studiosus aus Rügen, also in einen schwedischen Unterthan, umzuwandeln und mit einer erschlichenen Studentenmatrikel Spiegelfechterei zu treiben. Betrachten wir die Zeitlage. Im Frühling 1800 hatte ein französisches Heer unter Moreau Süddeutschland überschwemmt, die Oesterreicher überall geschlagen. Am 15. Juli wurde der Waffenstillstand von Parsdorf geschlossen, Mitte September auf unbestimmte Zeit verlängert. Kleist wartete in Würzburg, wie aus dem Briefe vom 10. October erhellt, auf eine wichtige Nachricht. Ob er sie erhielt, wissen wir nicht; aber es scheint mir aus allem dem, vornehmlich aus der Vermummung der beiden Freunde in schwedische Unterthanen und aus dem Zusammentreffen mit dem englischen Gesandten zweifellos hervorzugehen, daß Kleist, weit entfernt davon etwa seinem Dichterberufe nachzujagen, in jenem Herbst 1800 einen politischen Auftrag des preußischen Ministeriums hatte, wie denn nach Koberstein Kleist's Schwester sich dahin äußerte, die Reise sei politischer Natur gewesen. Die Vermuthung, daß es sich bei derselben um die nicht gefahrlose Entdeckung eines Geheimnisses im Fabrikwesen gehandelt, erscheint mir ganz hinfällig. Kleist hält sich zwischen Berlin und Würzburg nirgends auf, um auch nur die unbedeutendsten Nachforschungen anzustellen; in dem bischöflichen Würzburg war sicherlich nichts zu erkunden, was auf wichtige Fabrikgeheimnisse Bezug gehabt hätte; das ursprüngliche Reiseziel war Wien, und nur von dorther konnte Kleist jene wichtige Nachricht erwarten. Was hindert uns also anzunehmen, daß Kleist im Auftrage des berliner Ministeriums jene Reise unternahm, um in geheimster Weise Fühlung zu nehmen mit Wien? „Wie, einem jungen Menschen von kaum dreiundzwanzig Jahren, ohne jede nähere Beziehung zum auswärtigen Amte, ohne irgendwelche vorher abgelegte Probe diplomatischen Geschicks, sollte man eine solche, doch jedenfalls bedeutungs-

volle Mission anvertraut haben?" sagt Biedermann. Das ist durchaus richtig für uns Nachlebende, die wir Kleist's völlige Unbrauchbarkeit in allen Weltgeschäften, seien sie industrieller oder diplomatischer oder sonstiger Art, aus seinem spätern Leben kennen; aber in jenem Jahre 1800 kannte man sie eben nicht und mochte wol meinen, einem ehemaligen preußischen Offizier, einem jungen Mann von altpreußischem Adel und folglich von Ehre, einem hochbegabten Menschen einen solchen Vertrauensauftrag geben zu dürfen. Nach allem diesem bin ich überzeugt, daß Kleist einen, sagen wir nicht officiellen, aber officiösen Auftrag von der preußischen Regierung empfangen hatte, in Würzburg Eröffnungen der österreichischen Regierung entgegenzunehmen und nach Berlin weiter zu befördern. Diese blieben, wie es scheint, aus und damit auch die erfreulichen Folgen, welche Kleist von diesem diplomatischen Auftrag erwartete; am 13. November finden wir ihn wieder in Berlin, ohne daß ein Wort über Gelingen oder Mislingen seiner Reise verlautete; er spricht von dem „wichtigsten Tage seines Lebens in Würzburg"; er versichert, daß er dem Freunde Brokes die ganze glückliche Wendung seines Schicksals verdanke, aber wir sehen nicht eine Spur von dieser glücklichen Wendung.

Er schreibt am 22. November: „Noch habe ich die Laufbahn in dem Fabrikwesen nicht verlassen, ich wohne den Sitzungen der technischen Deputation bei, der Minister hat mich schriftlich eingeladen, mich anstellen zu lassen." Aber er will kein Amt annehmen, das ihm auferlegt, zu thun was der Staat verlangt, und nicht dabei zu untersuchen, ob es auch gut sei, was der Staat verlangt. Außer dieser grundsätzlichen Abneigung fühlt er sich zugleich zu ungeschickt; „Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdrossenheit, das sind Eigenschaften, die bei einem Amte unentbehrlich sind und die mir doch ganz fehlen". Er bedarf der Liebe und Bildung, und im Streben nach beiden kann ihm ein Staatsamt nur hinderlich sein. Zum Lieben und Sichbilden gehört nicht viel Geld. Freilich muß er sich die Frage vorlegen, ob sein bescheidenes Vermögen ausreiche; im Nothfall wird er warten, ein paar Jahre, höchstens sechs, vielleicht auch zehn. Auch das ganze schriftstellerische Fach steht ihm offen; er könnte nach Paris gehen und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land verpflanzen. Er will seinen Adelstand abwerfen, sich mit seiner Wilhelmine in die französische Schweiz zurückziehen; ein phantastischer Plan hetzt den andern, um jenes freundliche Thal, jenes Hüttchen zu erreichen, in welchem er dereinst mit seiner Wilhelmine hausen will, nur daß ein Plan aussichtsloser ist als der andere.

Ende März 1801 bringt einen neuen Umschwung in dieses weniger äußerlich als innerlich stürmisch bewegte Leben. Das Studium der Kant'schen Philosophie, welches ihn bis dahin beschäftigt und getröstet, wird ihm zum Ekel; er hat einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle geistige Arbeit und will reisen, um doch etwas zu thun, und zwar nach Paris reisen. Seine treue Schwester Ulrike wird Reisegefährtin sein. Er muß, um Pässe zu bekommen, einen Reisezweck angeben; er sagt, um zu lernen, Mathematik und Naturwissenschaft zu studiren. Man beglückwünscht ihn, und Kleist fährt von dannen, in übelster Laune, sich selbst zu entfliehen. Ueber Leipzig, Dresden, Göttingen, Frankfurt, Manheim, Straßburg geht es nach Paris. Hier finden wir ihn vom Juli bis zum Spätjahr 1801. Er sieht sich die Weltstadt an, die ihm ebenso wenig gefällt wie die Bewohner. Er fühlt ein großes Bedürfniß in sich, etwas Gutes zu thun, aber wo gibt es denn wol etwas Gutes zu thun? Er erkennt sich ganz unfähig, sich in irgendein conventionelles Verhältniß der Welt zu fügen. Ein Amt im Vaterlande will er nicht übernehmen, nachdem er zweimal ein solches ausgeschlagen; die Wissenschaft hat er ganz aufgegeben. „Bücherschreiben für Geld — o nichts davon! Aus diesem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen, das ist genug." Also will er nach der Schweiz gehen, mit dem Reste seines Vermögens ein kleines Gut kaufen und Bauer werden. Wilhelmine trägt billig Bedenken, Vaterland und Vaterhaus für immer aufzugeben, um in irgendeinem Schweizerthal das Leben einer Bauersfrau zu führen, wozu sie gar nicht die Körperkraft habe. Von Frankfurt a. M., wo Kleist Anfang December 1801 diese sicherlich gegründeten Bedenken der Braut empfängt, schreibt er ihr etwas empfindlich, aber ohne zu drängen. Wie er sich dann zu Frankfurt von Ulrike trennte, um allein nach der Schweiz zu gehen, wie er dort mit Zschokke und Ludwig Wieland ein vergnügliches Poeten- und Wanderleben führte, wie er dann, auch den Plan einer Ansiedelung als Landwirth aufgebend, auf der Aarinsel bei Thun mit seinem Fischermeidli ein idyllisches Stillleben führte, wissen wir von anderer Seite. Etwa ein halbes Jahr lang läßt er die Braut gar nichts von sich hören. Dann schreibt er ihr am 20. Mai 1802 von seiner Aarinsel aus einen Abschiedsbrief. Wilhelmine habe es abgelehnt, ihm in die Schweiz zu folgen; er selbst werde wahrscheinlich nie in sein Vaterland zurückkehren, und zwar aus Ehrgeiz; nur dann werde er zurückkehren, wenn er der Erwartung der Menschen, die er thörichterweise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt, entsprechen könne. Könne er nicht mit Ruhm im Vaterland erscheinen, so geschehe es nie. Einstweilen habe er sich, mit Lust oder Unlust, gleichviel, an die Schriftstellerei gemacht. Bis es ihm damit glücke, sei sein kleines Vermögen gänzlich aufgezehrt, er selbst wahrscheinlich in einem Jahre ganz arm. — „Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr! Ich habe keinen andern Wunsch als bald zu sterben!"

Kleist's nunmehr beginnende Dichterthätigkeit, seine Irrfahrten durch Deutschland, seine wiederholten und stets getäuschten Versuche, als Schriftsteller oder Beamter festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, und endlich der unselige Doppelselbstmord am Wansee, 21. November 1811; sie gehören nicht in den Rahmen unserer Besprechung, welche nunmehr zu dem Buche von Karl Biedermann zurückkehrt.

Des Dichters Braut Wilhelmine von Zenge empfing vom Frühling 1800 bis Mai 1802 von ihrem Bräutigam 34 Briefe, welche sie sorgfältig aufbewahrte, auch nachdem sie einige Jahre später die glückliche Gattin des Professors der Philosophie Wilhelm Traugott Krug geworden. Sie starb 1852, nachdem sie vorher einen Theil der Briefe zur Veröffentlichung an Tieck abgegeben, durch welchen sie wol E. von Bülow erhielt. Mit echt weiblichem, aber von dem Standpunkte des Literarhistorikers bedauernswerthem Zartgefühl übergab sie Tieck gerade diejenigen nicht, in welchen „zu viel von ihr die Rede war", d. h. gerade die warmherzigen, wirklich von der Liebe dictirten Briefe fehlen bei Bülow, und Kleist erscheint in den zuerst mitgetheilten eigentlich vielfach als ein recht wunderlicher Pedant, bemüht, die Braut, welche solcher Künste gar nicht bedurfte, in echt schulmeisterlicher Weise zu „bilden". Karl Biedermann nun gelang es, die sämmtlichen Briefe in den Besitz einer Verwandten Wilhelminens aufzufinden; diesem glücklichen Umstand danken wir es, wenn uns nun statt der 16 Bülow'schen Briefe alle 34 vorliegen, vollständig und unverkürzt nach dem Original abgedruckt. Es wäre nicht richtig, wollten wir das Bild des Dichters, wie es sich in diesen Briefen darstellt, als ein erfreuliches bezeichnen; wir sehen vor uns einen genialen Menschen, der aber zu allen Dingen dieser wenig gemächlichen Welt völlig unbrauchbar ist, einen Kopf voll geistreicher Gedanken, in welchem nur eine Hauptschraube, diejenige des Willens, jede Mitwirkung versagt. Ebenso unrichtig wäre es zu sagen, daß nun durch die vollständige Mittheilung dieses Briefwechsels mit der Braut jene zwei Jahre in Kleist's Leben klar beleuchtet vor uns lägen; dazu ist Kleist zu sehr Philosoph, Phantast, Poet; die gemeinen Thatsachen liegen bergetief unter ihm; was er will, sagt er nicht, weiß es gemeiniglich selbst nicht; er weiß blos, was er nicht will, nämlich alles was zu einer sichern Verbindung mit der Geliebten führen kann. So stirbt denn das Verhältniß an seiner eigenen Unmöglichkeit.

Da unsere urkundlichen Grundlagen zur Kenntniß von Kleist's Lebensverhältnissen so überaus dürftig und lückenhaft sind, ist Kleist's Lebensgeschichte von jeher der Tummelplatz von Vermuthungen gewesen. Nicht blos was er bei jener seltsamen Fahrt nach Würzburg gesucht, auch weshalb er Wilhelmine von Zenge aufgegeben, hat zu den wunderlichsten Deutungen Anlaß gegeben. Wenn Wilhelmine nicht, wie Käthchen von Heilbronn, einem phantastisch irrenden Ritter in blinder Hingebung folgte, hat man sie der Treulosigkeit beschuldigt, sie für Kleist's fernern irren Lebensgang verantwortlich gemacht; sie soll für ihn nicht gebildet genug gewesen sein, und was der andern thörichten Dinge mehr sind. Es geht aus Kleist's Briefen hervor, daß Wilhelmine sich seinen Bemühungen, an ihr herum zu schulmeistern, mit rührendem Gehorsam und unglaublicher Geduld fügte; der einzige von Biedermann mitgetheilte Brief Wilhelminens zeigt, daß sie einer solchen „Bildung" gar nicht bedurfte.

Unter den Beilagen findet sich ein Gedicht, von Kleist's Hand geschrieben, H. K. unterzeichnet, ohne Datum. Es beginnt:

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Erntetag sich selbst bereiten,
Und Thaten in die offnen Furchen streun.
Er soll des Glückes heil'gen Tempel sich
Nicht mit Hermes Caduceus öffnen,
Nicht wie ein Nabob seinen trägen Arm
Nach der Erfüllung jedes Wunsches strecken.
Er soll mit etwas den Genuß erkaufen,
Wär's auch mit des Genusses Sehnsucht nur.

Kleist gedenkt dieses Gedichts im Briefe vom 21. August 1800 mit den Worten:

Sich dem blinden Zufall überlassen und warten, ob er uns endlich in den Hafen des Glücks führen wird, das war nichts für mich. Ich war dir und mir schuldig zu handeln. „Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt" u. s. w. — „der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar" u. s. w. — das sind herrliche wahre Gedanken. Ich habe sie so oft durchgelesen und sie scheinen mir so ganz aus deiner Seele genommen, daß deine Schrift das Uebrige thut, um mir vollends einzubilden, das Gedicht wäre von keinem andern als von dir. So oft ich es wieder lese, fühle ich mich gestärkt selbst zu dem Größten, und so gehe ich denn fest mit Zuversicht meinem Ziele entgegen.

Biedermann bemerkt, es sei nicht klar, welche Bewandtniß es mit dem Gedicht habe; nach Ton und Inhalt könne es von Kleist sein; es zeige seine Handschrift, seine vielfach gebrauchte Unterschrift H. K. Dagegen spreche er über dasselbe, als sei es das Werk eines fremden Dichters; Wilhelmine könne man als Verfasserin nicht wohl annehmen; vielleicht sei es das Werk eines uns unbekannten Dichters, den Biedermann aber nicht nachzuweisen wisse. Ich erlaube mir nachfolgende Deutung des Räthsels.

Daß die Dichtung von der ersten bis zur letzten Zeile Kleist angehört, darüber kann, scheint mir, kein Zweifel sein; die Fülle der Sprache, die Pracht der Bilder, durch welche im weitern Verlaufe das oben mitgetheilte Leitmotiv erläutert wird, die in der Handschrift bemerkbaren Aenderungen, die Handschrift und Unterschrift zeigen uns, daß wir hier ein echtes Gedicht Heinrich von Kleist's vor uns haben, welches er der Braut zusandte. Aber wäre ein solches Selbstlob des Dichters denkbar? Ich erkläre mir die Sache derart, daß Kleist die „herrlichen wahren Gedanken" des Leitmotivs einem Briefe der Braut entnahm, welche dem thatlosen Grübler gegenüber zu solchen Mahnungen allen Grund hatte; daß er diese Gedanken Wilhelminens in Verse umgoß, welche nur bei dem Caduceus des Hermes nicht flüssig gerathen wollten, wenn nicht hier etwa ein Lesefehler vorliegt, daß er diesem Leitmotiv dann seine eigenen prachtvollen gedankenreichen Gleichnisse beifügte. Nehmen wir an, daß er sich als Gegengabe und Herzenstrost eine Abschrift von der Hand der Geliebten ausbat, so durfte er wol beim Wiederlesen seiner eigenen Dichtung, deren Grundgedanken an Anfang und

Schluß doch der Braut angehörten, ohne Selbstüberhebung schreiben, wie er in dem erwähnten Briefe schreibt, und sich fast einbilden, das Gedicht sei von der Braut.

Wir stehen nicht an, die Veröffentlichung von K. Biedermann als ein für unsere Kenntniß von H. von Kleist's Leben höchst bedeutsame Arbeit zu bezeichnen, welche wenigstens für diese wichtigen zwei Jahre reichlich neue Aufschlüsse gibt, soweit solches überhaupt bei des Dichters Eigenart möglich ist. Ebenso ist eine werthvolle Beigabe das Bildniß Wilhelminens. Kleist's Züge aus jener Lebensperiode sind bekannt, ein rundes, glattes, knabenhaftes Gesicht, das eher alles andere verräth als den mit der Welt und sich zerfallenen Dichter. Das Bildniß Wilhelminens zeigt uns sehr schöne feine Züge; die großen sinnenden Augen halten Wacht über den vollen anmuthigen Mund; Wilhelmine von Zenge ist eine der anmuthigsten Dichtergeliebten, deren Bild ich kenne, und bei ihrem Anblick mußte ich unwillkürlich mit H. Heine sprechen:

> Daß ich von solchem Lieb konnt' weichen,
> War der dümmste von meinen dummen Streichen.

Wir hatten früher Gelegenheit, Bernay's „Goethe" und „Gottsched" zu besprechen, zwei Sonderabdrücke aus der „Allgemeinen deutschen Biographie". Es folgt hier ein weiterer in der Biographie „Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist" von Felix Bamberg (Nr. 2). Es ist seltsam, wie das Material über das Leben des ebenso genialen wie haltlosen Dichters bruchstückweise zum Vorschein kam und kommt, sodaß eigentlich alle paar Jahre eine erneute Durchsicht seiner Lebensdarstellung erforderlich ist. F. Bamberg hat es mit Geschick unternommen, mit Benutzung des gesammten vorhandenen Materials im engen Rahmen von $1\frac{1}{2}$ Druckbogen die Hauptthatsachen, welche das Leben und Dichten des unglücklichen Mannes betreffen, zusammenzustellen. Wenn nicht etwa die Möglichkeit vorliegt, daß noch unbekannte oder unerschlossene Quellen über Heinrich von Kleist sich öffnen, so wäre es in der That wünschenswerth, daß wir von berufener Seite eine kritische Ausgabe seiner Werke, eine vollständige Sammlung seiner Briefe und auf der Grundlage beider eine erschöpfende Darstellung seines wirren Lebensganges erhielten.

Wilhelm Buchner.

Neue Novellen und Romane.

1. Der Liebe Müh' umsonst. Drei Novellen von Julius von der Traun. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Die Heirath des Herrn von Radenau. Novelle von K. von Perfall. Düsseldorf, F. Bagel. 1884. 8. 3 M.
3. Berliner Novellen aus der Gesellschaft. Von Arthur von Loy. Berlin, Kogge u. Fritze. 1884. 8. 4 M.
4. Capriccio. Von Leon Sloët. Zwei Bände. Leipzig, Bergmann. 1884. 8. 8 M.
5. Ein bürgerlicher Demetrius. Roman in vier Büchern von Julius Grosse. Dresden, Steffens. 1884. 8. 5 M.
6. Irren und Finden. Roman von Heinrich Köhler. Leipzig, A. Krüger. 1883. 8. 4 M.

Das Cermonialgesetz der Kritik verlangte, die Revue der Romane derjenigen der Novellen vorangehen zu lassen; da aber diesmal die bescheidenere Kunstgattung die weitaus stärkere poetische Kraft repräsentirt, so wollen wir ohne Rücksicht auf jenes Gesetz mit der Novelle beginnen.

„Der Liebe Müh' umsonst" nennt Julius von der Traun (Nr. 1) eine Sammlung von drei Novellen, von welchen jede einzelne sich als die Schöpfung eines legitimen Poeten documentirt. In der Klarheit und edeln Einfachheit der Form, in der Fülle des poetischen Gehalts gesellen sich diese Novellen den Meisterwerken jener Erzählungskunst, die von Goethe zuerst geübt, von den hervorragendsten Vertretern der romantischen Schule zu voller Entwickelung gebracht, in der Gegenwart aber, die pikante Probleme und schroff realistische Darstellung in den Vordergrund stellt, nur in den Schöpfungen Gottfried Keller's einen classischen Vertreter gefunden hat. Von dem Grunde poesievoll gezeichneter Landschaftsbilder heben sich die Gestalten seiner Helden ab, nicht mit jener knorrigen Derbheit, wie sie der moderne Realismus wünscht, aber doch in plastischer Anschaulichkeit; echte Kinder der Muse sind sie, und unbekümmert um die nörgelnde Erfahrungsweisheit vertrockneter Alltagsmenschen sind auch ihre Schicksale gestaltet, die uns an das Wort erinnern: „Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr." Der bestrickende Reiz der ersten Novelle: „Der Liebe Müh' umsonst", beruht vornehmlich auf den herrlichen Stimmungs- und Naturbildern. Der Verfasser schildert in leuchtenden Tinten die Märchenpracht des südlichen Italien. Er hüllt uns in „Wolken von Blumendüften" und füllt uns Herz und Ohr mit den Wohlklängen jenes Himmelsstrichs:

> Wie unter dem Mantel des Magiers war das Land in die bunteste Blüte des Frühlings gerathen, frisches Grün war aus dem gestärkten Mark der Bäume in alle Blätter gedrungen, tausend Blumen, Mandel- und andere Fruchtbäume blühten, und über den duftenden Wipfeln segelten die Nordvögel in die winterlang entbehrte Heimat. Klare Luft und vollstes Sonnenlicht hob die Umrisse ferner Flecken, Kirchen und Schlösser von den grünen Abhängen und Gebreiten. Catanias lichte Häusermasse spiegelte sich im tiefblauen Meere, auf dem weiße Segelschiffe wie Wünsche sehnsüchtiger Herzen in die Ferne flogen, in die goldene Ferne, nach der das Ufer seine grünen Vorgebirge wie verlangende Arme hinstreckte.

Ueber solcher Naturlyrik vernachlässigt der Dichter jedoch nicht die Charakteristik der auftretenden Personen, die wie Urproducte ihres Bodens in eigenartiger Schönheit sich vor uns ausleben. Wie wahrhaftig, der Wirklichkeit abgelauscht, ist Eurichetta, die Heldin, das rücksichtslose glanzlüsterne Weib, das kein Charakter, sondern ganz Natur, bei all ihrer Gefühllosigkeit durch ihre naiv-sinn-

liche Lebensphilosophie sich uns ins Herz schmeichelt! Ihr zunächst an künstlerischem Werth steht Andrea, der schlichte ehrliche Andrea mit dem unversiegbaren Schatz der Treue im Busen, eine Gestalt, in deren Adern deutsches Blut fließt. Auch die Nebenpersonen sind mit feinem Verständniß und viel Lebenswahrheit gezeichnet.

„Der Geigenmacher von Absam" ist ein Genrebild von feurigem Colorit, das aus dem Rahmen der Romantik, den der Verfasser ihm gab, lebensvoll hervortritt. Den Stoff dazu bot die Legende, die sich an das Leben Georg Steiner's, des Begründers der berühmten Geigenmacherfamilie, knüpft.

Die dritte Novelle: „Die schöne Helena von Malchin", zeichnet sich vor den beiden andern durch den besonders tiefen Grundgedanken aus. Ein Jüngling, Franz Rosenhain, quält sich im fruchtlosen Kampf, die letzte Lebenswahrheit zu erkennen. Er studirt die Philosophie in all ihren Zweigen, aber statt der Aufklärung entdeckt er ein Labyrinth verwirrender Widersprüche; er kann den gehofften Frieden nicht finden. Endlich glaubt er dem Löser seiner geistigen Wirrsale begegnet zu sein. Dies ist Asiel, sein Lehrer, ein begeisterter Jünger Aristipp's. Freudig öffnet der Schüler Herz und Ohr dem Evangelium des Meisters. Stolz zählt er sich zur Gemeinde jener, die zu ihrer Lebensdevise machten: „Die Welt ist schön, und das Schöne und sein Genuß sind die Hauptsache und das Beste am Leben." Aber bald zerstört eine Herzenserfahrung diese künstlich erzeugte Zufriedenheit. Alle Furien des Zweifels, der tödlichsten Entmuthigung erwachen in seiner Brust und weichen nimmer, bis der milde Genius des Todes seine kühlende Hand auf die brennende Stirn des Mannes legt. Im Angesichte des heiligen Friedens der Natur bricht endlich der Sterbende in die Worte aus:

O, es gibt eine Zukunft, deren Glück man sich erobern muß, wie den Genuß des Augenblicks. Albertine, ich habe einen Blick in jene Welt gethan. Es hängt Wort an Wort, That an That, Leben an Tod, und ein ewiges Leben an allem! Sie glauben, und Sie glauben recht. Wie hätten Sie sonst aushalten können bei mir, da Sie mich nicht liebten, da Sie mich nicht einmal achten konnten! Wie Sie so schön vor mir stehen! Kindisch genug fallen mir jetzt die Christbäume meiner Kindheit ein, voll Lichter und Freuden. Niederknien möcht' ich unter den grünen Tannenreisern und dem heiligen Kind danken für die schönen Gaben, aber ach! längst weiß ich kein Gebet mehr; sprechen Sie mir eins vor. Und sie sprach ihm eins vor, und er betete mit. Es war bald zu Ende. Er sagte: „Ach, am Beten allein liegt es auch nicht, es liegt am Herzen und — an der Liebe."

Mit diesem Bekenntniß gibt sich die ethische Erlösung seines Herzens kund. Die schöne Helena, das goldhaarige herzlose Mädchen, das Franz in den Tod trieb, das wie jenes Böcklin'sche Meerweib eisig erkältend auf den Leser wirkt, Wagner, der Famulus, Asiel, der Professor, sind, abgesehen von dem Helden, in dem wir alle Seelenconflicte unserer eigenen Jugend in erschütternder Wahrhaftigkeit wiederfinden, Meisterstücke psychologischer Vertiefung und lebensvoller Darstellung. Der deutschen Sprache versteht der Verfasser, vornehmlich in dieser Novelle, den höchsten musikalischen Wohllaut abzugewinnen.

In schroffstem Gegensatz zu diesen echt poetischen Schöpfungen steht die Novelle K. von Perfall's: „Die Heirath des Herrn von Radenau" (Nr. 3). Der Verfasser will wol ganz „modern" sein; aber so verschwommene Charaktere, unausgetragene oder gewaltsam ausgetragene Conflicte gab es wol zu jeder Zeit; nur der Dichter war der Meinung, daß nicht alles für künstlerische Darstellung taugt, was die Tagesströmung an den Strand wirft! Zu Anfang der Novelle wird die Erwartung erregt, daß hier sociale Conflicte in ihrer Tiefe erfaßt und zur Lösung gebracht würden. Doch nichts von dem. Bürgerthum und Adel finden keinen bedeutsamen Repräsentanten. Herr von Radenau, der sich wegen zerrütteter Familienverhältnisse nach einer „reichen Partie" umsieht, findet, daß Comtesse Ida von Türnütz, ein gänzlich uninteressantes, doch vermögendes Mädchen, eine passende Frau für ihn wäre. Sie ist phlegmatisch, und er ist phlegmatisch, sie hoffen auf gutes Einverständniß in ihrer Ehe. Während sich ein trockenes Verhältniß zwischen Radenau und der blonden Gräfin entspinnt, tritt plötzlich der moderne Deus ex machina gewisser Romane auf: die Gouvernante. Charlotte mit ihrer „knappen Taille", ihren „runden Hüften", ihrem „für ein Mädchen ungewöhnlich stark entwickelten Nacken" weiß Radenau zu ködern. Er entbrennt in Liebe zu ihr und trotz aller Für und Wider wird sie die Seine. Aber der Junker hat sich zu viel zugemuthet, als er ein armes Mädchen ehelichte. Mit den ersten materiellen Sorgen, die an ihn herankommen, tritt seine Liebe in das erste Stadium der Schwindsucht. Charlotte grämt sich darob, nimmt aber trotzdem so sehr an „frauenhafter Fülle" zu, daß sie sich der unangenehmen Procedur unterwerfen muß, „Morphiuminjectionen" zu gebrauchen. Eine solche Morphiuminjection, in verstärktem Maße genommen, muß denn auch schließlich der durch ihre laxen Ehrbegriffe in ein moralisches Dilemma Gerathenen aus der Welt helfen. Der Verfasser versteht es, elegant zu erzählen; aber diese Eleganz gemahnt doch ein wenig an jene Art der Vornehmheit, wie sie in einem Jockeyclub einheimisch ist; die Sprache muß es sich gefallen lassen, hier und da ganz cavalièrement behandelt zu werden, z. B.: „Die Gesundheitsverhältnisse Charlottens waren eine gewohnte Sache geworden."

Wie man ganz Kind der Zeit sein kann — in Stoff und Erziehungsweise — und dabei doch auf liebenswürdige Art zu fesseln vermag, zeigen die „Berliner Novellen aus der Gesellschaft" von Arthur von Loy (Nr. 2). Der Verfasser oder vielmehr die Verfasserin — wie Kürschner's „Literaturkalender", aber auch die scharf treffende Zeichnung ganz intimer Züge aus der Frauennatur lehrt — hat Geist, treffliche Laune und eine liebenswürdige Frische der Welt- und Lebensanschauung. Sie vermag zu spannen, thut dies aber nie auf Kosten der Wahrscheinlichkeit. Von den fünf Novellen seien besonders zwei hervorgehoben: „Der interessante Redacteur" und „Die Erklärung". In

der erstern tritt uns als Heldin eine Mädchengestalt von originellem Liebreiz entgegen. Mit köstlicher Laune wird sie uns von der Verfasserin in ihrer Hülflosigkeit, ihrer Vereinsamung, ihrem „Talent zum Dienen", ihrem gänzlichen Mangel an Lebenspraxis geschildert. Wir müssen lächeln, aber es ist dies ein Lächeln der Theilnahme, in das sich die Sorge mischt, was dies thörichte weltunkundige Kind wol noch mit dem Leben beginnen werde. Als dann endlich derjenige kommt, welcher die Perlen auf dem Grunde ihrer Seele erkennt und zu heben versteht, athmen wir selbst erleichtert auf. „Die Erklärung" zeichnet sich besonders durch die feine wohlwollende Beobachtung aus, welche die Verfasserin jener Sorte von Mädchen widmet, denen die böse Welt das Epitheton „alte Jungfern" beilegt. Die Conflicte, in welche das Herz solcher Mädchen mit zunehmenden Jahren geräth, das traurige Kinderlächeln um die welken Lippen, das allmähliche Resigniren, einem zweiten Wesen Lebensnothwendigkeit zu sein: alles dies schildert die Verfasserin meisterhaft. Warme Behaglichkeit strömen alle Novellen aus — ein frisches Herz und ein gesunder Geist spricht aus ihnen. Die Darstellung ist lebendig, geschmackvoll und bei aller Einfachheit nicht selten fein pointirt.

In welches ästhetische Schubfach verweisen wir nun aber Leon Sloët's „Capriccio" (Nr. 4)? Der Verfasser meint in der kurzen Einleitung: „Roman ist's nicht, Novelle wollte es nicht sein u. s. w." Nun warum denn kein Roman? Das ist eine Caprice des Verfassers. Ohne eine Poetik zu citiren, reihen wir aus eigener Machtvollkommenheit „Capriccio" den Romanen zu, und beginnen damit die Besprechung der uns diesmal vorliegenden Leistungen dieser Gattung der Erzählungsliteratur. Vor der zweifelhaften Ehre, ein Sensationsroman zu sein, bewahrt „Capriccio" die vornehme Haltung des Verfassers, der es sich zwar nicht versagt, wo immer möglich, die effectvollsten Lichter anzubringen, dies aber niemals auf Kosten der Wahrscheinlichkeit oder mindestens poetischen Möglichkeit thut. Die Welt, in die uns der Verfasser führt, sieht allerdings abenteuerlich genug aus. Den Mittelpunkt des complicirten Handlungsgetriebes bildet ein Weib, Marcella, die Gattin des Diamanträubers Michailsk Stropansk. Ahnungslos in Betreff der Vergangenheit desselben hängt sie an ihm mit abgöttischer Neigung. Der Zauber, mit dem Michailsk die geliebte Frau fesselt, ist seine Schönheit und jenes dämonisch anziehende, unbeschreibliche Etwas, welches Kindern der Liebe — er ist der illegitime Sohn eines Prinzen und einer Gouvernante — eigen sein soll. Marcella wird indeß leidenschaftlich von einem andern geliebt, dem Erzähler des Ich-Romans, Baron von L. Anfangs noch ein charakterschwacher verweichlichter Jüngling, den die Untreue einer Cocotte aus seiner Heimat trieb, indem er draußen Vergessenheit suchen wollte, wächst er sich allmählich aus seiner Unbedeutendheit zu einem gesinnungsedeln tüchtigen Manne heraus. Dies Wunder vollbringt die Liebe zu jenem geist- und gemüthherrlichen Weibe. Um diese Frau herum gruppiren sich die andern Persönlichkeiten mit ihren interessanten Schicksalen, die von dem Verfasser mit fester Hand in den innigsten Zusammenhang gebracht sind. Auch das Charakterisirungstalent des Verfassers ist kein geringes. Jede der auftretenden Personen zeigt individuelles Gepräge. Das gilt von den Haupt-, aber auch von den Nebenfiguren. Was für eine prächtige Charakterfigur ist z. B. Vernoy, der Dandy, der Lüstling, nicht aus schlechter Anlage, sondern aus „Ennuy"! Nur wer selbst im Gewühl der großen Welt sich herumtrieb, dabei aber mit feinem Künstlerauge beobachtete, vermag solch eine Existenz zu schaffen.

Aus dieser Welt der Abenteuer, von französischen Boulevards und italienischen Felseninseln, führt uns Julius Grosse in die nüchterne Welt eines deutschen Kaufmannshauses. Sein neuestes Werk: „Ein bürgerlicher Demetrius" (Nr. 5), ist ein Roman, dessen Hauptstärke nicht in der Originalität der Handlung, sondern in der realistisch wahren Färbung derselben besteht. Carsten Turnhill, Chef eines großen Handlungshauses, steht im Begriff sich zu vermählen. An seinem Hochzeitstage, kurz vor der Trauung, drängt sich der einstige Compagnon seines Onkels zu ihm mit dem dringenden Ersuchen, seinen finanziell zerrütteten Verhältnissen durch einen Act des Vertrauens aufzuhelfen. Der reiche, nüchtern erwägende Kaufmann schlägt ihn die Bitte ab. Als Grund hierfür weist er in die Vergangenheit zurück, wo der erstere wegen unehrlicher Umtriebe und Betrugs aus dem Geschäftsverband mit seinem Onkel treten mußte. Valentini beschwört den jungen Mann, ihn nicht durch seinen harten Entschluß dem Ruin seiner Existenz preiszugeben. Turnhill wendet sich unerbittlich von dem alten Manne. Da gelobt dieser dem Vernichter seiner Lebenshoffnungen bittere Vergeltung. Indessen erwartet Turnhill eine zweite fatale Ueberraschung. Er findet seine Braut im Hochzeitsstaat an der Brust Detleff's, seines Geschäftsführers. Turnhill kündigt dem jungen Manne seine Stellung und begibt sich mit dem halb ohnmächtigen Mädchen nach der Kirche. Diese Pause benutzt Valentini, um aus seinem Versteck herauszutreten, wo er Zeuge der vorhergegangenen Scene war, um Detleff, in dessen Brust Scham und Zorn kochen, für seinen Racheplan zu gewinnen. Wie es nun gelingt, den in seiner festbegründeten Stellung scheinbar unantastbaren Turnhill zu stürzen, ist der Angelpunkt der Handlung. Hier zeigt sich die in der Entwirrung anscheinend unlösbarer Conflicte geübte Hand des lebens- und seelenkundigen Autors. Für die mangelnde Originalität der Erfindung entschädigt die fesselnde, die Spannung des Lesers fortwährend steigernde Darstellung. Die auftretenden Personen sind alle von plastischer Wahrhaftigkeit, nerv- und blutvolle Menschen, die uns weniger Sympathie als Interesse abgewinnen. Dramatisch bearbeitet würde der Roman ein sehr effectvolles Bühnenstück geben.

In Grosse's Roman war die kräftig gestaltende Hand eines Dichters fühlbar; der Roman Heinrich Köhler's:

„Irren und Finden“ (Nr. 6), der nun noch zu besprechen übrigbleibt, ist das Werk eines ziemlich gewandten Schriftstellers. Wenig Charakteristik, aber viel, freilich nicht tief gegriffene Reflexion, eine Handlung, die das Zeitgemäße sucht, aber den Stoff von keiner originellen packenden Seite angreift, viel Conflicte, aber keine tiefere Motivirung, viel sinnlich pikante Scenen, aber völliger Mangel an künstlerischer Sinnlichkeit. Wir lernen in dem Roman das Schicksal zweier Schwestern kennen, von denen die eine, „müde der Brühkartoffeln und des Kattunkleides“, den Weg der Schande einschlägt, während die andere, darbend und auf alle Genüsse, welche das Recht der Jugend sind, verzichtend, den Grundsätzen strenger Sittlichkeit treu bleibt. Die achtzehnjährige Elly, die sich ohne Liebe und Neigung blos aus Genußsucht zu der Maitresse des reichen Rittmeisters erniedrigt, vermag uns weder Interesse noch Theilnahme abzugewinnen, auch dann nicht, da sie bereuend stirbt. Sie ist zu roh gezeichnet, und was der Verfasser pikant bei ihr charakterisiren wollte, erscheint dem Leser als Trivialität. Elly's Schwester Hedwig mit ihrem „statuenhaft regelmäßigen Gesicht“, der „griechischen Nase“, dem „Marmorteint“, „eine ins Leben übersetzte Copie eines griechischen Götterbildes“, ist doch wol etwas zu akademisch gehalten. Wir wünschen ihr etwas mehr Leben, mehr Natürlichkeit, weniger Pathos und Vollkommenheit. So ist z. B. die Scene auf dem Schiffe, wo Hedwig dem einstigen Geliebten ihrer Schwester vor einer Menge Zeugen, darunter auch seine junge ahnungslose Frau, sein und ihrer Schwester Kind reicht, sehr effectvoll, aber sehr unmotivirt.

Wahrhaftiger und treuer dem Leben entnommen sind die Nebenpersonen des Romans, darunter besonders Strahl, der immer heitere, aalglatte, geistreichisirende, von der Schwäche der Menschen profitirende Arzt, der zuletzt die liebebedürftige Witwe Harder heirathet. Im ganzen ist der Roman spannend geschrieben, die Sprache glatt, nur hier und da durch ungeschickte Metaphern entstellt, z. B.: „er küßte ihre leuchtenden Hände und Arme“; „mir geht ein entsetzliches Licht auf“.

Marius Stein.

Geschichte der Medicin.

Wenn man Gruppen von Menschen, die zum Stande der Gelehrten zählen, sich selbst aber Naturforscher und Aerzte nennen, über die Geschichte ihres eigenen Fachs spotten hört und von ihnen vernimmt, daß ihre Wissenschaft von gestern und den „exacten“ Untersuchungen von ein paar neuen berühmten Forschern und Lehrern datire, so geräth man ernstlich in Gefahr, solche Leute für ungebildet, für geistesbeschränkt oder für höchst einseitig zu halten. Das letztere trifft in der Regel zu, das erstere nicht gerade immer sehr ausnahmsweise. Aus dem Gestern entwickelte sich das Heute und aus dem Heute das Morgen. Wer diese einfache Wahrheit verleugnet, ist kein rechter Gelehrter, und wer die Nothwendigkeit des Studiums der Geschichte in Zweifel zieht, stellt sich selbst ein bemitleidenswerthes Zeugniß aus.

Man begeht sehr oft den Fehler, die Werke der Denker und Forscher früherer Zeiten durch die Brille der augenblicklich geltenden Terminologie zu lesen. Daher kommt es, daß man dieselben nicht versteht und außer Stand ist, die Wissenschaft von damals mit der von jetzt in das natürliche Verhältniß zu setzen. Läßt man sich durch den Klang verschiedener Worte, die einen und denselben Begriff bezeichnen, nicht irreleiten, so findet man, daß die Wissenschaft von ehedem und die von heute im Wesen übereinkommen und blos dem Grade, der Ausbildung nach verschieden sind. Dort der Embryo, hier das fertige und weiter sich entwickelnde Geschöpf! Sowie aber dieses letztere erst ganz und voll durch den Embryo verstanden wird, so wird auch die exacteste Wissenschaft erst ganz und voll durch ihre Anfänge in frühern Zeiten der Cultur verstanden.

Ursprünglich war die Heilkunst Einheit. Später spaltete sich dieselbe in zwei Theile, in die innere und äußere, oder Medicin und Chirurgie. Die erstere wurde von Leuten betrieben, welche im Laufe der Jahrhunderte immer mehr geistige Bildung sich zu eigen machten. Die letztere sank zum Handwerk herab und wurde von Handwerkern betrieben, die durch ein niederes Maß von Geistesbildung sich auszeichneten. Ob aber die Geschäftsleute gelehrter Art gerade soviel vor den Geschäftsleuten des Handwerks voraushatten und gegenwärtig noch voraushaben, möchte zu bezweifeln sein; denn der Lohnreceptschreiber, der Symptome mit Pillen kanonirt, mit Latwergen anpinselt und mit Pulvern bestreut, ist dem Badermeister, welcher Abscesse aufschneidet und Blutegel setzt, kaum übergeordnet.

Medicin und Chirurgie haben in neuerer Zeit wieder sich vereinigt; die letztere wurde zur Wissenschaft und wissenschaftlich durchhauchten Kunst, indem eigentliche Aerzte derselben sich annahmen und vom Handwerk der Badermeister sie losrissen. Es ist höchst interessant, den geschichtlichen Vorgang, der hier in Betracht kommt, aufmerksam zu verfolgen. Soweit dies Deutschland betrifft, gibt uns hierzu das Werk eines berühmten Geschichtsforschers der Medicin Gelegenheit:

Geschichte der deutschen Medicin. Von Heinrich Rohlfs. Dritte Abtheilung. — A. u. d. T.: Die chirurgischen Classiker Deutschlands. Erste Hälfte. Leipzig, Hirschfeld. 1883. Gr. 8. 10 M.

Was in diesem Buch dargelegt und entwickelt wird, geht weit über den Umkreis der Medicin hinaus und hat für den Geschichtsforscher überhaupt, für den Staatsmann und Gelehrten, ja für den Philosophen Bedeutung. Die

Culturgeschichte hat durch das Rohlfs'sche Werk nicht unwesentliche Förderung gewonnen, und die von dem Autor gezogenen Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart sind ebenso charakteristisch, wie sie unsern vollen Beifall verdienen.

Das einleitende Hauptstück ist eine „Allgemeine und differentielle Charakteristik der chirurgischen Classiker". Dasselbe besteht aus einer Art kurzer Sätze, die an die Aphorismen des Hippokrates erinnern und den Nagel auf den Kopf, zuweilen auch das Antlitz eines bösen Menschen treffen und sodann als wohlverdiente und schallende Ohrfeigen sich bekunden. Wir wollen einige dieser Sätze hervorheben, weil sie wahr sind und die Denkart ihres Urhebers abspiegeln:

Der medicinische wie politische Historiker ist, wie der Mensch selbst, alles nur durch Erziehung. ... Wie der Diamant erst durch Schleifen zu einem Diamanten wird und in seiner ganzen Schönheit strahlt, so bedarf selbst das geborene Genie der Cultur, wenn es nicht als ein blendendes Meteor am Horizont der Wissenschaft verschwinden will. ... Der unternähme eine Danaidenarbeit, welcher eine Geschichte der Chirurgie schreiben wollte, ohne selbst Chirurg und Operateur zu sein. ... Wie in der Medicin, so prägt sich noch mehr in der Chirurgie der Nationalcharakter eines Volks aus. ... Alle Culturvölker haben miteinander gemein, daß die Classicität der Chirurgie sich in der Regel erst entwickeln konnte, nachdem die geistige Blüte, entweder auf wissenschaftlichem oder auf künstlerischem Gebiete, bereits eingetreten oder bereits abgelaufen war. In Frankreich fiel diese Periode zusammen mit der höchsten politischen Stufe, welche dies Reich erklomm. ... Anders in Deutschland. Wenn seine chirurgischen Classiker später als die medicinischen und geburtshülflichen, die Arena betraten, so fällt ihre Thätigkeit doch in die Blütezeit der schönwissenschaftlichen Literatur. Die politische Größe Deutschlands bildete sich erst heraus, nachdem die meisten chirurgischen Classiker bereits den Schauplatz ihrer wundärztlichen Thätigkeit verlassen hatten. ... Bei der classischen italienischen Chirurgie läßt sich nicht der Einfluß der Kunst verkennen. Der Italiener als Südländer hat in der Regel feinere und ausgebildetere Sinne als der Nordländer. Die Kunstdenkmäler, die Meisterwerke der Renaissance, mußten auch auf den feinfühligen und gewandten Chirurgen ihre Einwirkung ausüben. Daher diese Vorliebe der italienischen classischen Chirurgie für die Schönheit der Form in ihren Operationsmethoden, Instrumenten und Bandagen. Die italienische Chirurgie ist wie der Italiener selbst vorsichtig und doch zugleich grausam. ... Die französische classische Chirurgie dagegen war eine Tochter des Kriegsgottes Mars selbst. Die vielen Kriege, welche diese tapfere und eroberungssüchtige Nation führte, lieferten das Material zu jener Elite von französischen chirurgischen Classikern, wie kein Culturland sie zahlreicher aufzuweisen hatte. Die Lebhaftigkeit des Gefühls, welche den Franzosen in der Bearbeitung aller Wissenschaften und Künste das Kennzeichen gibt, das Effectvolle, das ihren geistigen und technischen Producten zum Unterschiede von denen aller übrigen Völker den Stempel aufdrückt, der Geschmack, in dem sie mit den alten Hellenen wetteifern, zeigen sich auch in ihrer Bearbeitung der Chirurgie. Der französische Chirurg ist daher mehr neuerungssüchtig als conservativ, findig, schneidig, im Operiren rasch und doch elegant. ... Was ist chirurgische Classicität? Sie entspricht durchaus der medicinischen Classicität. Das Höchste, den Endzweck der Kunst, die Heilung auf die einfachste und natürlichste Weise tuto, celeriter und jucunde zu erreichen! ... Eine Chirurgie, welche sich blos der Hand, beziehungsweise der Instrumente bedient, wie sie durch einige moderne Chirurgen repräsentirt wird, artet in Scharfrichterei aus. Eine Chirurgie, welche blos innere Medicamente anwendet, ist eine Caricatur der innern Medicin. Eine Chirurgie, welche blos diätetisch verfährt, ist weder Hygieine noch Chirurgie, ist ein bloßes Phantom. ... Es ist männiglich bekannt, wie dogmengläubig die Männer sind, welche sich selbst als „Exacte" bezeichnen. ... In der Wissenschaft gilt es als fortschrittlich, Gott und die Unsterblichkeit der Seele zu leugnen, dagegen an die Abstammung des Menschen vom Affen und an andere wissenschaftliche Dogmen zu glauben. Dazu kommt die historische nebelhafte Dämmerung, ich will nicht sagen Finsterniß, welche die Medicin beherrscht. Die Mehrzahl der Aerzte wie Lehrer zeichnet sich durch eine vollständige Unkenntniß der Bibliographie, Literatur und Geschichte ihres Fachs aus. Wer allenfalls mit der wichtigsten Journalliteratur der letzten zwanzig Jahre bekannt ist, gilt schon für gelehrt. ... Classisch gebildete Chirurgen waren die Väter der französischen classischen Chirurgie. Classisch gebildete innere Aerzte aber die Väter der deutschen. Und wie die deutsche Kunst unmittelbar aus dem Handwerk hervorging, so wuchs auch die deutsche Chirurgie unmittelbar aus dem Boden des Handwerks und des Gewerbes heraus. Die classisch gebildeten Aerzte machten sie aber erst zu einer selbständigen Kunst, indem sie Geburtshelferdienste bei ihr verrichteten.

Und weiter:

Eben diese Fesselung einer Wissenschaft und Kunst an ein Gewerbe und an ein Handwerk war aber die Ursache, daß die Chirurgie in Wahrheit sich nicht zu einer Wissenschaft und Kunst entwickelte, sondern im großen Ganzen trotz aller Fortschritte, trotz der persönlichen Tüchtigkeit ihrer Mitglieder ein Handwerk und ein Gewerbe blieb. Analog sehen wir ja heute, daß, als es den Gesetzgebern des Norddeutschen Bundes und Deutschen Reichs gefiel, die Wissenschaft und Kunst der Medicin staatsseitig zu einem Gewerbe zu stempeln, trotz aller Ehrenhaftigkeit des ärztlichen Standes die hehre Wissenschaft von Tag zu Tag mehr in ein banausisches Handwerk ausartet.

Nach diesen und andern einleitenden Entwickelungen geht Heinrich Rohlfs zur Schilderung des Lebens und Wirkens einer Zahl deutscher Classiker der Chirurgie über: August Gottlieb Richter (der Neffe), Bernhard Nathanael Gottlob Schreger, Karl Ferdinand von Gräfe (der Vater). Es zeigt sich, daß diese sogenannten chirurgischen Classiker auch in anderer Beziehung classisch und nicht unbedeutende Menschen waren. Die Lebensbeschreibungen gründen sich auf umfassende praktische Gelehrsamkeit und sind so anziehend und vielseitig, daß sie auch von denen, welche der Chirurgie fern stehen, mit größtem Nutzen werden gelesen werden.

Ich kann nicht darüber urtheilen, inwieweit den genannten Männern Classicität in der Chirurgie zukommt; ich glaube in diesem Punkte Rohlfs auf das Wort. Ich habe nach Beendigung meiner medicinischen Studien mich mit den Fächern der äußern Medicin gar nicht weiter beschäftigt, dagegen die innere Medicin und Hygieine fest im Auge behalten und an Stelle der äußern Medicin Staatswissenschaften, Geschichte und Anthropologie gesetzt. Ich vermag also nicht, die vorliegenden Biographien aus chirurgischem Gesichtspunkt zu erfassen, sondern kann dieselben nur aus dem allgemein medicinischen und anthro-

pologischen Gesichtspunkt betrachten. Was ich aber daraus entnehme, ist, daß diese Lebensbeschreibungen sehr wesentlich dazu beitragen werden, dunkle Gebiete zu erhellen, den prahlerischen Wortführern der Gegenwart etwas von der so wünschenswerthen Bescheidenheit einzuflößen und mancherlei Irrthum auszurotten. Aus diesem Grund sei jedermann das Studium des neuen Werks von Rohlfs dringend an das Herz gelegt. Es ist überhaupt nichts so unerlaßlich als gewissenhaftes Studium des Dagewesenen; wer dasselbe betreibt, geht, zu eigenem Vortheil und zum Glück für die Menschheit, seines Hochmuths verlustig, und es fallen jene Schuppen von seinen Augen, die ihn verhinderten, den Entwickelungsgang der Wissenschaft, der Ausübung und der Gesellschaft zu sehen.

Wie der Mensch, so die Wissenschaft und Kunst, der Staat und die Religion. Wie die äußern und innern Lebensverhältnisse, so der Mensch. Die Medicin und jeder ihrer einzelnen Theile, somit auch die Chirurgie, müssen die Besonderheiten des Menschen, der Wissenschaft und Kunst, des Staats und der Religion abspiegeln. Die großen Aerzte, einerlei, welches Gebiet der Heilkunst insbesondere von ihnen gepflegt wird, werden demnach im großen und ganzen das Gepräge ihres Zeitalters und aller seiner geistig-sittlichen und materiell-wirthschaftlichen Verhältnisse bekunden, schließlich jedoch sich erheben und Pioniere eines neuen Zeitalters sein. Der eine wird nun sein Schwergewicht in der Gegenwart behalten, während das des andern in die Zukunft fällt. Jenen werden die Zeitgenossen vergöttern, diesen die Zukünftigen. Jener wird während der Zeit seines Lebens Glück ernten, Ehre und Ruhm; dieser aber verletzt, beleidigt, beschimpft, mishandelt, ausgesaugt und geprellt werden, um nach seinem Tode den Lorberkranz des Verdienstes auf sein Abbild aus Marmor gesetzt zu bekommen. Eduard Reich.

Austriaca.

Die jüngste Zeit hat eine Reihe von Arbeiten, welche das geschichtliche, geographische, cultur-, literatur- und kunsthistorische Gebiet behandeln und sich auf die einzelnen Länder, hervorragenden Begebenheiten oder bedeutenden Persönlichkeiten Oesterreichs beziehen, auf den Büchermarkt gebracht. Solche Specialwerke sind, selbst wenn sie keinen großen Umfang haben, von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Geschichte und Landeskunde im allgemeinen, welche ja, vom Engern zum Weitern fortschreitend, in diesen Detailarbeiten nicht selten ihre Quelle für die Gesammtdarstellung findet und um so mehr finden muß, als der Bearbeiter des engern Gebietes demselben viel eingehendere Studien zu widmen in der Lage ist als derjenige, welcher die Resultate dieser speciellen Forschung erst auf das Gesammtgebiet anzuwenden, die Schlüsse daraus für die Zeichnung des größern, aber allgemeinen Bildes zu ziehen hat. Doch nicht von diesem doctrinären Standpunkt allein sind die nachstehend besprochenen Werke zum großen Theil von hohem Interesse; sie sind es auch durch den behandelten Gegenstand überhaupt, und in ihnen zeigt sich das rege geistige Leben, welches auf österreichischem Gebiete gegenwärtig herrscht, welches bestrebt ist, immer mehr Factoren in den Kreis der Behandlung hereinzuziehen, die früher häufig unbeachtet geblieben sind.

Die Aufmerksamkeit aller nicht blos österreichischen Kreise nimmt hier zuvörderst in Anspruch das große Werk:

1. Geschichte der Stadt Wien von Karl Weiß. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit Farbendruckbildern, Holzschnitten, Plänen u. s. w. Zwei Bände. Wien, Lechner. 1882—83. Gr. 8. 28 M. 40 Pf.

Vor zehn Jahren erschien die erste Auflage dieses für jeden Leser, welcher der Residenz an der Donau eingehendere Aufmerksamkeit schenkt, überaus wichtigen Buchs des wiener Stadtarchivdirectors Weiß. Wer die reiche Literatur, welche seitdem mit Rücksicht auf diesen Gegenstand erschienen, nur einigermaßen zu übersehen vermag, wird die Bemerkung begreifen, daß wir es hier zwar mit einer Neuauflage, aber mit einem völlig andern Buch zu thun haben, dessen räumlicher Umfang allein schon den Nachweis liefert, wie es dem in der Geschichte dieser Residenzstadt so bewanderten Verfasser nur um eine völlige Umformung und weitere Ausführung des früher gedrängt behandelten Stoffs zu thun war. Weiß hat die Geschichte Wiens auf breitester Grundlage entworfen, es ist aber keine Anhäufung von Daten und Ziffern, die er dem Leser bietet, sondern ein großes Culturbild, welches sich von der Zeit der Römerherrschaft bis auf unsere Tage erstreckt. Und weil die Geschichte der österreichischen Residenzstadt nicht zu trennen ist von der historischen Entwickelung des Gesammtstaats, so steckt auch ein gut Theil der letztern in der vorliegenden Darstellung. Die vier Gruppen: „Römerherrschaft“, „Mittelalter“, „Neuzeit“ und „Gegenwart“, in welche das Ganze zerfällt, behandeln in einzelnen Abschnitten sowol die der eigentlichen Geschichte angehörigen Daten, als auch insbesondere alle Momente der Cultur- und Rechtsgeschichte, des Handels und Verkehrs, der Wissenschaft, der Dichtung, Musik und bildenden Kunst, wobei die hervorragenden Vertreter in ihrer Einwirkung auf die culturelle Entwickelung der Stadt überall hervorgehoben sind. Der Charakter der Stadt in der langen Reihe von Jahrhunderten, welche über dieselbe hingezogen, erscheint hierdurch in der Darstellung scharf markirt, und die Beschreibung von Hof- und Volksfesten, von Trachten und Sitten im Wandel und Verkehr des städtischen Lebens beleuchtet in überaus fesselnder Weise das von Karl Weiß so liebevoll und mit dem Aufwand seines ganzen großen

Wissens ausgeführte Bild. Von besonders hervorragendem Interesse erscheinen die Abschnitte über die Regierungsperiode des Kaisers Franz Joseph I. und über die Neugestaltung der Stadt. Es braucht wol kaum erwähnt zu werden, daß neu aufgedeckte archivalische Quellen ebenso wie die gedruckten Quellenwerke in umfassendster Weise benutzt wurden. Ein eigenes Verzeichniß am Schluß jeder Abtheilung gibt hierüber die eingehendste Auskunft und bietet zugleich eine Uebersicht der gesammten Literatur. Daneben sind aber auch rühmend hervorzuheben die zahlreichen Illustrationen, welche nicht nur in Holzschnitt und in schwarzer Facsimile-Reproduction, sondern auch in Farbendruck ausgeführt und ohne Ausnahme authentischen Originalen nachgebildet sind, auch zahlreiche Stadtpläne, welche die Erweiterung der Stadt im Laufe der Jahrhunderte illustriren, sind beigegeben, wie überhaupt neben der gediegenen Arbeit des Verfassers auch dem Verleger, der dieses Werk so kostbar ausgestattet, alle Anerkennung zu zollen ist.

Im Jahre 1883 feierten Wien und ganz Oesterreich, aber auch ganz Deutschland und dessen Nachbarländer — war doch für ganz Mitteleuropa dieses welthistorische Ereigniß von ungeheuerer Tragweite — die Befreiung der österreichischen Residenz von dem türkischen Erbfeinde vor zweihundert Jahren. Eine Reihe von Festschriften, welche aus diesem Anlaß erschienen sind, liegt vor; an dieser Stelle will ich nur die ebenfalls glänzend ausgestatteten und in Text und Illustration sich der eben besprochenen Geschichte der Stadt würdig anschließenden Schriften hervorheben:

2. Die Türken vor Wien im Jahre 1683. Ein österreichisches Gedenkbuch von Karl Toifel. Mit einem Anhange, 7 Beilagen und 110 Illustrationen nach zeitgenössischen Bildern. Prag, Tempsky. 1883. Gr. 8. 15 M.
3. Wien im Jahre 1683 von Victor von Renner. Geschichte der zweiten Belagerung der Stadt durch die Türken im Rahmen der Zeitereignisse. Aus Anlaß der zweiten Säcularfeier verfaßt im Auftrage des Gemeinderaths der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Wien, von Waldheim 1883. Lex.-8. 9 M.

Beide Bücher sind ebenso gediegen ausgestattet, wie sie im textlichen Theil genaue und eingehende Darstellungen des großen Kampfes und der furchtbaren Lage bieten, in welcher sich das von den Türken so heftig bedrängte Wien befand. Karl Toifel's sehr ausführlich gehaltenes Buch: „Die Türken vor Wien im Jahre 1683“ (Nr. 2), schildert vor allem die politischen Zustände Ungarns und Oesterreichs bis zum Ausbruch des neuerlichen Kampfes im Jahre 1663; es führt den Kriegszug des Grafen Niklas Zriny nach Essegg, die Schlacht bei St.-Gotthart, welche Montecuculi so siegreich entschied, die Vorgänge in Ungarn, insbesondere die Insurrection daselbst, und endlich die außerordentlich gefährliche Lage vor, in welche die Residenzstadt nach dem siegreichen Vordringen der ungeheuern türkischen Macht von Ungarn her immer mehr gekommen war. Die Flucht des Kaisers von Wien, die Einsetzung des Regierungscollegiums daselbst, die Befestigung der Stadt und endlich alle Schrecken der Belagerung bis zum Eintreffen des Entsatzheeres sind in einer Reihe von Kapiteln von dem Verfasser ebenso historisch getreu als gewandt geschildert. Das vierzehnte Kapitel rollt ein lebendiges Bild der Schlacht vom 12. September und des vollständigen Siegs, welchen das Entsatzheer errungen hatte, auf. Zahlreiche interessante Details machen das umfangreiche Werk selbst für den Nichthistoriker von Fach überaus anziehend. Im Anhang findet sich noch eine gedrängte Schilderung der Verhältnisse in der Türkei bis zu dem Heereszuge Kara-Mustapha's nach Wien im Jahre 1683, sowie sieben Beilagen, welche Schlachtpläne, Munitions- und Armaturverzeichnisse u. dgl. der Belagerer und Belagerten enthalten. Von besonderm Werth sind in diesem umfassenden Werk auch die Illustrationen, 110 an der Zahl, welche Karten, Pläne, Porträts, Städteansichten, Schlachtenbilder und Kriegsscenen zumeist nach zeitgenössischen Bildern enthalten und in genauen Reproductionen der genannten Abbildungen bestehen.

Während der Verfasser des eben erwähnten Werks die in vielen Fällen überaus seltenen gedruckten Quellenwerke benutzte, war Victor von Renner in der Lage, seine Schrift „Wien im Jahre 1683“ (Nr. 3), welche er im Auftrage des wiener Gemeinderaths verfaßte, auch vielfach Nachrichten und Daten aus den Originalacten, die ihm zur Verfügung gestellt wurden, einzuverleiben. Auch seine Darstellung ist frisch und lebendig abgefaßt; viele Details, welche dieselbe enthält, waren aus dem eben angeführten Grunde nur ihm zugänglich. Renner wollte ein eigentliches Volksbuch für einen bestimmten Leserkreis abfassen, und auch dieser Arbeit merkt man die große Mühe, welche dieselbe gekostet, keineswegs an. Strengste Objectivität ist nicht der geringste Vorzug des an Umfang dem eben erwähnten Buch gleichkommenden Werks, das ebenfalls Ansichten und Pläne sowie Handschriftenfacsimilia und insbesondere treffliche Porträts zieren. Auch sind die Illustrationen den Originalen der Zeitgenossen entnommen. Im Verhältniß zu Toifel's Arbeit haben wir es bei Renner mit einer Darstellung zu thun, welche ihren Kreis enger zieht und vorzugsweise die Belagerung der Stadt ins Auge faßt.

Ein Buch, welches sich mit der Geschichte einer kleinern österreichischen Provinzialstadt beschäftigt, die aber eine Rolle während verschiedener großer historischer Zeitperioden gespielt, ist die

4. Geschichte der königlichen Hauptstadt Olmütz von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Wilibald Müller. Mit Illustrationen nach Handzeichnungen J. Langl. Wien, Hölzel. 1882. Gr. 8. 10 M. 40 Pf.

Die Vergangenheit dieser Stadt, welche bekanntlich noch im Feldzuge des Jahres 1866 einen strategisch bedeutenden Punkt als Festung bildete, reicht weit zurück in die alte Slawenzeit, und der Verfasser hat außer den ältesten historischen Daten auch die Legenden und Mären der grauen Vorzeit, welche sich auf die Gründung der Stadt beziehen,

genauer Prüfung unterzogen und seinem umfassenden Buch einverleibt. Nach diesen Untersuchungen, welcher auch die Ansichten über die Entstehung des Namens von Olmütz beigefügt sind, betritt W. Müller den historischen Boden und legt die Geschichte des Ortes unter den Přemysliden-fürsten dar, berichtet über die Gründung des olmützer Bisthums 1063 und sodann über die rechtsgeschichtlich so wichtige Einführung des deutschen Rechts in der Stadt zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Der bekannte Mythus vom Einfall der Mongolen in jenes Gebiet bildet den Gegenstand weiterer Darstellung, wobei die Glaubwürdigkeit der böhmischen Chronisten betreffs dieser Ereignisse geprüft wird. Von großer Wichtigkeit erscheint die Periode der Stadtgeschichte, welche die Regierung Přemysl Ottokar's behandelt, sowie diejenige, in welcher die Hussitenkriege zur Darstellung gelangen. Die Zeiten der Reformation, des Dreißigjährigen Kriegs und des Siebenjährigen Kriegs sind bedeutende Abschnitte in der historischen Entwickelung von Olmütz; nicht minder gewährt der Ueberblick der Ereignisse des Jahres 1848 und das „Kriegstagebuch aus dem Jahre 1866" ein besonderes weit über das Locale hinausgehendes Interesse. Alles in allem haben wir es hier mit einer Arbeit zu thun, welche für den Kreis der Gebildeten überhaupt berechnet, auch dem historischen Fachmann so manche neue Daten bieten wird, von niemand aber, welcher der culturgeschichtlichen Entwickelung des nördlichen Theils von Oesterreich seine Aufmerksamkeit zuwendet, übergangen werden kann. Zahlreiche Ansichten, insbesondere merkwürdige Bauwerke, sowie der Stadt überhaupt aus verschiedenen Jahrhunderten zieren den schön ausgestatteten stattlichen Band.

5. Aus Erzherzog Johann's Tagebuch. Eine Reise in Obersteiermark im Jahre 1810. Im Auftrage Sr. Exc. des Herrn Franz Grafen von Meran herausgegeben von Franz Ilwolf. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

In den letzten Jahren haben mehrere Publicationen wieder die Aufmerksamkeit auf jenen Prinzen des österreichischen Kaiserhauses gelenkt, welcher vor einigen Decennien noch seine so segensreiche Thätigkeit insbesondere auf dem Gebiete der österreichischen Alpenländer entfaltete, auf Erzherzog Johann, den einstigen deutschen Reichsverweser und Bruder des Kaisers Franz. Dieser Fürst hat mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch alle Kraft darangesetzt, die culturelle Entwickelung in den Provinzen Kärnten, Krain, Ober- und Niederösterreich, Tirol und vor allem in Steiermark, wo er für lange Zeit seinen bleibenden Aufenthalt nahm und auch starb, zu fördern, und die Segnungen seines edeln Strebens sind nicht ausgeblieben. Die Kenntniß der Landesgeschichte, die Kunst und Wissenschaft überhaupt, die Gewerbe und die Landwirthschaft wie die Industrie haben Triumphe ihrer Entwickelung in dem Alpenlande Steiermark durch die rege Antheilnahme dieses hochbegabten Prinzen auf allen genannten Gebieten gefeiert, wie man sie kaum für möglich gehalten hätte. Aber Erzherzog Johann kannte auch das Land durch und durch, er kannte das Volk darin aus eigenem persönlichen Verkehr und wird demselben für immer unvergeßlich bleiben. Franz Ilwolf, einer der tüchtigsten Historiker Steiermarks, dem wir schon eine Reihe gediegener Arbeiten zu verdanken haben, hat es im Auftrage des Grafen Franz von Meran, des einzigen Sohnes Erzherzogs Johann, unternommen, in dem vorliegenden „Tagebuch" ein höchst interessantes Belegstück dafür herauszugeben, mit welcher Aufmerksamkeit der Prinz schon im Jahre 1810, zu einer Zeit, da er erst begann, sich dem Lande besonders zuzuwenden, dasselbe durchreiste, wie er alle Factoren, welche zur Hebung der Cultur dienten, mit offenem Auge und mit trefflichem Kennerblick verfolgte, wie sich auf jedes Moment seine scharfe Beobachtung erstreckte. Das „Tagebuch" reicht vom 16. August 1810 bis Mitte September, umfaßt also kaum einen Monat, und wie viel hat der Fürst in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit beobachtet, untersucht und aufgezeichnet. Das Gebiet, welches der Fürst in Obersteiermark berührte, waren die Gegenden von Aussee, Admont, Judenburg, Schladming und die Umgebung. „Nichts was von Bedeutung ist, entgeht seinen Blicken; er sammelt Pflanzen und Gesteine, besucht Bergwerke und Eisenhämmer, studirt die wirthschaftlichen Verhältnisse des Bauernstandes ... und begeistert sich an den großartigen Naturbildern, welche sich auf den Bergesspitzen vor seinen Augen entrollen." Dieses merkwürdige Buch, für dessen Publication man ebenso dem hochgestellten Sohne des Erzherzogs wie dem tüchtigen Herausgeber dankbar sein muß, wird ohne Zweifel in allen Kreisen Aufmerksamkeit erregen.

Zur Geschichte, beziehungsweise Culturgeschichte des Landes Steiermark liefern höchst werthvolle Beiträge noch zwei andere Werke, von dem zuerst angeführt sei:

6. Die Freien von Saneck und ihre Chronik als Grafen von Cilli von Franz Krones R. von Marchland. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1883. Gr. 8. 12 M.

Der bekannte Verfasser der großen österreichischen Geschichtscompendien liefert in diesem umfassenden Werk zum ersten mal eine kritische Geschichte jenes im 14. Jahrhundert so außerordentlich mächtigen Adelsgeschlechts, welches unter dem Namen der Grafen von Cilli Ländereien in dem südlichen Theil des heutigen Oesterreich, aber auch darüber weit hinaus in einem Umfang besaß, wie ihn der Besitz von Fürsten und selbst Königen nicht überall aufweisen konnten. Die Untersuchung beschäftigt sich zuvörderst mit dem Geschlecht der Freien von Saneck (12. Jahrhundert), von welchem die cillier Grafen ihre Abstammung herleiten. Das allmähliche Anwachsen der Macht derer von Saneck bis zum Auftreten des letzten Freien von Saneck und ersten Grafen von Cilli: Friedrich (1341—60), wird in dem ersten Theil dieses Werks in der bekannten kritischen Weise des Forschers Krones dargestellt, dessen genaue Kenntniß des Gegenstandes und des gesammten Urkundenmaterials von jahrelangen eingehenden Studien auf diesem Gebiete zeugt. Wir können hier nicht auf die scharfsinnigen

Darlegungen und auf Details dieser musterhaften Arbeit auf historischem Gebiete eingehen. Von beinahe noch größerm Werth erscheint die zweite Abtheilung des Buchs, nämlich der mit genauer Textrevision versehene Abdruck der „Cillier Chronik", des wichtigsten Quellenwerks zur Geschichte der Grafen von Cilli, welches bisher im vorigen Jahrhundert zwar mehrere mal, aber stets mit außerordentlich viel Fehlern zum Abdruck gelangte. Für die Geschichte Oesterreichs überhaupt ist diese Chronik von der weitreichendsten Bedeutung. Der gelehrte Herausgeber hat sie nach allen vorhandenen Handschriften revidirt und in steter Vergleichung mit denselben zum Abdruck gebracht, auch eine Einleitung vorgesetzt, welche die literarisch-kritischen Fragen, die Art der Handschriften, die Grundbestandtheile der Chronik, ihre muthmaßlichen Verfasser u. s. w. behandelt. Ein vortreffliches Register und eine Stammtafel schließen das Werk ab, welches eine der bedeutendsten Arbeiten österreichischer Geschichtschreibung der letzten Jahre bildet.

7. Steirisches Künstler-Lexikon von Joseph Wastler. Graz, Leykam. 1883. Gr. 8. 4 M.

Dieses „Lexikon" ist die zweite der obenerwähnten Arbeiten, welche das Land Steiermark zum Gegenstand haben. Der Verfasser, ein genauer Kenner der Kunstgeschichte überhaupt, hat es unternommen, darin eine Uebersicht der Geschichte der bildenden Künste, soweit sich dieselben auf steirisches Territorium beziehen, zu entwerfen und die Biographien aller Künstler, welche entweder durch Geburt oder durch längere Thätigkeit im Lande auf den Namen „steirische Künstler" Anspruch erheben, zusammenzustellen. Es ist eine fleißige Arbeit, die Wastler hier geboten, und wer die Schwierigkeit zu würdigen weiß, welche bei dem Auffinden von Daten für dieselbe zu bewältigen waren, muß dem unermüdlichen Sammler zu großem Dank verpflichtet sein. In der That war es nur einem gründlichen Kenner des Landes und der in demselben befindlichen Kunstwerke, deren Verfasser bekannt sind, möglich, diese Arbeit durchzuführen, welche als Vorarbeit zu einem größern Werk zu betrachten ist, wie der Verfasser im Vorwort erklärt. Die gebotenen Biographien sind oft sehr umfassend, mitunter kürzer, je nachdem die bezüglichen Daten zu erlangen waren; in jedem Falle sind dieselben überaus verläßlich. Daß neben wichtigern Namen auch minder wichtige vertreten sind, liegt in der Natur der Sache und in der Anlage des Buchs, das möglichste Vollständigkeit bieten will und den Standpunkt der Localforschung einnimmt. Trotzdem finden wir Künstler angeführt, welche weit über das locale Gebiet hinaus von Bedeutung geworden sind. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Kunst- und Culturgeschichte Oesterreichs und nicht nur die erste derartige Arbeit, welche Steiermark behandelt, sondern die einzige Publication der neuern Zeit, welche das Kunstleben eines bestimmten Landes des österreichischen Staats darstellt.

8. Landeskunde von Oberösterreich. Geschichtlich-geographisches Handbuch für Leser aller Stände von Ludwig Edlbacher. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Graeser. 1883. Gr. 8. 8 M.

Edlbacher's „Landeskunde von Oberösterreich" erschien vor etwa zehn Jahren; die vorliegende neue Auflage ist ein neues Buch geworden, das mit der frühern kleinern Schrift beinahe nur den Stoff gemein hat. Der Verfasser hat es einer vollständigen Umarbeitung unterzogen, die nun einen stattlichen Band von mehr als sechshundert Seiten umfaßt. Man ersieht schon aus dieser Angabe, daß ihm zahlreiche Details einverleibt sein müssen, wie es in der That der Fall ist. Die Darstellung der Geschichte des Landes „ob der Enns" allein füllt 418 Seiten und gibt eine Uebersicht aller historisch bedeutenden Momente, wie der großen Bauernkriege im 16. und 17. Jahrhundert, die für die Geschichte Oesterreichs von so weittragender Wichtigkeit geworden sind. Neben der politischen Geschichte des Landes ist auch der culturellen Entwickelung in jeder Zeitperiode die eingehendste Aufmerksamkeit zugewendet; die hauptsächlichsten Vertreter der Kunst und Wissenschaft werden angeführt und sind denselben sogar kürzere biographische Artikel gewidmet. Der geographisch-statistische Theil gibt über die Lage, Bodenbeschaffenheit, Bevölkerung, Gewerbe, Industrie, Handel und Verkehr, Verfassung, Rechtspflege, Unterrichtspflege u. s. w. im Lande sehr genaue Auskunft, die statistischen Daten sind den Resultaten der jüngsten Volkszählung entnommen. Den Abschluß des gediegenen Buchs bildet die eigentliche topographische Beschreibung der wichtigsten Orte des Landes Oberösterreich, dessen herrliche Naturschönheiten es als eine wahre Perle in der österreichischen Kaiserkrone erscheinen lassen und dessen schönste Theile, wie etwa das oberösterreichische Salzkammergut, der Traunsee sammt Umgebung, in ganz Deutschland bekannt sind.

Anton Schlossar.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere".

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. In Verbindung mit Friedrich Heincke, Friedrich Knauer, Eugène Rey herausgegeben von Philipp Leopold Martin. Zwei Bände in je zwei Abtheilungen. Mit 58 Separatbildern und 1519 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 18 M.

Dieses Werk, welches wir in Nr. 14 d. Bl. f. 1883 bereits zum Gegenstand einer Besprechung gemacht haben, liegt nunmehr vollendet vor. Es besteht aus zwei Bänden von je zwei Abtheilungen, bildet also vier stattliche Bände von nahezu gleichem Umfang. Die schon damals vollendeten Abtheilungen, welche die Säugethiere einerseits und die Kriechthiere, Lurche und die Fische sowie die Insekten,

Spinnenthiere und Tausendfüßer andererseits umfassen, haben wir früher des Nähern behandelt; den Vögeln, welche damals erst bis zu den Kreuzschnäbeln vollendet waren, soll von anderer Seite eine besondere Besprechung gewidmet werden, sodaß uns nur noch erübrigt, den „Krebsen und niedern Thieren" unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Erwartungen, welche F. Heincke durch die Einleitung zu dieser Abtheilung in uns erweckt hatte, haben sich bei der weitern Durchführung im vollsten Maße bestätigt. Wir haben eine dem neuesten wissenschaftlichen Standpunkte entsprechende, allgemein verständliche Darstellung vor uns, so recht geeignet, dem gebildeten Laien einen Ueberblick über einen Formenkreis von Lebewesen zu verschaffen, welche ihm im großen und ganzen unbekannt zu sein pflegen und doch in hohem Grade ein allgemeineres Interesse verdienen. In einer Zeit, wo der Mensch nur zu sehr geneigt ist, bei allen seinen Beschäftigungen zu fragen: „Wie kann ich dies oder jenes zu meinem Vortheil verwerthen?", wo gerade der Thierwelt häufig ein rein praktisches Interesse abgewonnen wird, in einer Zeit, wo obendrein pfäffische Herrsucht und Ungebildetheit die hell aufleuchtende Flamme naturwissenschaftlicher Wahrheiten mit dem dunkeln Schleier einer falsch verstandenen Religiosität zu verhüllen bestrebt ist, da muß man einem jeden besondern Dank wissen, welcher es versteht, die Kenntniß der Natur dem Volk immer näher zu bringen, dasselbe auch auf Gebiete zu führen, welche sich dem gewöhnlichen Auge entziehen, sodaß man bei näherm Anblick begreifen lernt, wie allüberall die gleichen Gesetze gelten, welche unser eigenes Leben beherrschen und daß auch im niedrigsten „Wurm" ein Fünkchen von dem „Göttlichen" verborgen ist, das den Menschen zum höchsten Geschöpf macht.

Die niedern Thiere sind nicht am wenigsten dadurch interessant, daß sie im Laufe ihres individuellen Lebens in den verschiedensten Gestalten erscheinen können, indem sie schon sehr frühzeitig ein selbständiges Dasein beginnen, aber erst allmählich durch eine Reihe von Larvenstadien hindurch ihre bleibende Form annehmen. Diese „Verwandlungen" zeigen bei den andern Thieren oft viel weitergehende Complicationen, als es bei den Insekten, wo eine solche Entwickelungsweise bekanntlich vorkommt, der Fall ist; bei jenen treten ferner die mannichfachsten Arten der Fortpflanzung und der Lebensweise auf; zu ihnen gehört die Hauptmenge der parasitisch lebenden Thiere, die auch den menschlichen Organismus zu schädigen im Stande sind, zu ihnen jene Thierformen, welche durch massenhaftes Beisammenwohnen Riesenbauten aus dem Meere emporführen. Ueber alle diese und mancherlei andere Verhältnisse findet der Leser des vorliegenden Buchs reiche Belehrung; überdies wird er in den Stand gesetzt, nach prägnanten Beschreibungen die Hauptvertreter der einzelnen Gruppen zu erkennen. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser solchen Thieren, welche zum Menschen in nähere Beziehung treten, indem sie ihm entweder Nutzen bringen oder seinen Körper zu schädigen vermögen. So finden wir am Schluß der Crustaceen einen Abschnitt über „Eßbare Krebse", ferner „Allgemeines über Eingeweidewürmer", ein Kapitel über „Echte Perlen und Perlmutter", ein anderes über „Korallenriffe und ihre Bildung" u. s. w. Gute Abbildungen erleichtern das Verständniß der belehrenden Darstellung.

Wenn wir die „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere" Martin's noch einmal als Gesammtwerk ins Auge fassen, so müssen wir ihr unsere aufrichtige Anerkennung zollen und ihr eine weite Verbreitung wünschen. Der Zweck, welcher die Herausgeber bei Bearbeitung dieses Werks geleitet hat: ein praktisches Handbuch zu schaffen, welches „bei aller Wissenschaftlichkeit doch bei dem unbefangenen Laien keine gelehrten fachwissenschaftlichen Kenntnisse voraussetzt", ist in der That erreicht, und dies um so mehr, als die Verlagshandlung einen Preis gesetzt hat, welcher den Beweis liefert, daß auch ihr die Belehrung des deutschen Volks in erster Linie am Herzen liegt.

O. Taschenberg.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Academy" vom 19. April bespricht Roden Noel die Uebersetzung des Schopenhauer'schen Hauptwerks, welches die Uebersetzer R. B. Haldane und J. Kemp unter dem Titel „The World as Will and Idea" (!) veröffentlicht haben. Er lobt zwar die Uebertragung im ganzen, tadelt aber mit Recht die des Titels, wo, wie ersichtlich, Vorstellung durch das hier ganz unrichtige Wort „idea" wiedergegeben ist. Von Schopenhauer sagt der Recensent, er sei nicht nur ein tiefer Denker gewesen, der einen stetig wachsenden Einfluß ausübe, sondern auch ein Schriftsteller von vornehmem Stil, geistreich, ironisch, geschickt in der Beleuchtung, beredt. „Der Mann selbst", fährt er fort, „war ein Cyniker und Weiberhasser und das Hauptmerkmal seiner Philosophie ist deren Pessimismus. Er und Leopardi können als die gemeinschaftlichen Begründer des abendländischen Pessimismus angesehen werden, während diese Lebensanschauung im Morgenlande seit undenklichen Zeiten geherrscht hat. Schopenhauer soll die Tugenden des Asceticismus, der Geduld und Demuth (?), die er so dringend als das einzige Heilmittel empfahl, nicht geübt haben. Allein weder Horaz noch St. Paul haben vollkommene Uebereinstimmung ihrer Lehre und Führung für sich beansprucht und die laute Vorliebe Carlyle's für schweigsame Standhaftigkeit entsprach ohne Zweifel seiner eigenen Gewohnheit maßloser Klage. Schopenhauer's Pessimismus ist dunkler als der Byron's, aber nicht so dunkel wie derjenige Leopardi's mit seinem «Gentilezza di morir»; doch kann seine Philosophie als eine Erweiterung jenes schrecklichen Ausspruchs des italienischen Dichters: «Nostra vita, a che val? Solo a spegiarla!» betrachtet werden. Sie ist die übertriebene Anschauung eines gallsüchtigen Menschen, der ausnahmsweise unglücklich ist (?), mit der wir je nach unserer Stimmung, unsern Sympathien und Verhältnissen, vor allem aber nach dem Zustande unserer Verdauung übereinstimmen werden oder nicht." In dieser Weise verbreitet sich der

Recensent weiter über den Pessimismus, den er, wie die Mehrzahl des großen Publikums für das Hauptmerkmal der Schopenhauer'schen Philosophie hält; mit Unrecht jedoch, da er, wie er selbst nachher sich ausdrückt, lediglich der „düstere Aufbau“ ist, den er auf seiner metaphysischen Grundlage errichtet hat. Was Noel betreffs dieser letztern vorbringt, ist zwar factisch unanfechtbar, läßt aber sehr an Klarheit und Bestimmtheit zu wünschen übrig. Der Recensent läßt eben zu sehr sein eigenes Licht leuchten, statt dasjenige Schopenhauer's, welches er eher verdunkelt. Ein Exemplar der Uebersetzung, bemerken wir beiläufig, ist uns nicht zugegangen, und wir sind daher nicht in der Lage, sie selbst zu würdigen.

In derselben Wochenschrift vom 29. April spricht sich E. Purcell über „Prusias: a Romance of Ancient Rome under the Republic“ von Ernst Eckstein, übersetzt von Klara Bell, nach einigen allgemeinen verurtheilenden Bemerkungen über diese Gattung von Romanen, wie wenn er sagt, Prusias und Hypatia seien ein für allemal todt und keine Macht des opus operatum schriftstellerischer Priesterlist sei im Stande, ihnen neues Leben zu geben, folgendermaßen aus: „Von allen Büchern, sei es der Belehrung oder Unterhaltung, glaubt der literarische Ungläubige nur an die echten, und deren gibt es so wenige und selten gehören sie der höchsten Gattung an. Kürzlich ist mir Melville's «Residence in the Marquesas» und ein «Life of a Barmaid» in die Hand gekommen. Roh und niedrig aber und unwissend, wie letzteres war, hatte es doch einige Funken jener wirklichen menschlichen Wahrhaftigkeit an sich, die «Prusias» mit all seiner Gelehrsamkeit und dichterischen Begabung nicht zu erleuchten vermögen. Denn ohne Zweifel hat Eckstein sein Bestes und recht Gutes geleistet. Die Empörung des Spartacus als Sklave ist eine sehr packende Episode und besitzt mannichfaltiges und in vieler Hinsicht modernes Interesse. Von dem ganzen großen socialen Gebäude Roms erregt die Sklavenwelt unsere Neugier am meisten und enttäuscht sie aufs ärgerlichste. Syrus und Davus vertreten die große Arbeiterklasse nicht besser, als unsere «Arry» und «Arriett» es thun.*) Viele scharfsinnige Vermuthungen sind auf einigen Stellen mit Hülfe der Archäologie und Topographie aufgebaut worden und diese, wie wir nicht erst zu erwähnen brauchen, hat Eckstein aufs beste benutzt. Seine Anmerkungen unter dem Texte sind hauptsächlich für den ungelehrten Leser bestimmt. Sie sind nützlich und treffend. Als Beispiel seiner gewandten Einführung dunkler und verborgener Punkte können wir die «tabulae duplices» erwähnen. Es befindet sich in «Prusias» vielleicht ebenso vieles wie im «Quintus Claudius», was auf die erfolgreiche Ausbreitung des Christenthums im Römischen Reiche Licht wirft, wenngleich dieses Licht etwas entfernter ist.“

Eine Besprechung von Edwin Wallace der Schrift „Ueber Freiheit des Willens, das sittliche Leben und seine Gesetze“ von J. H. Witte in der „Academy“ vom 31. Mai schließt wie folgt: „Kein vernünftiger Moralist kann bestreiten, daß Motive Handlungen bestimmen und daß auf gewisse Ursachen gewisse Wirkungen folgen müssen. Der Unterschied zwischen der physischen und sittlichen Welt liegt aber gerade in der Thatsache, daß in dieser der Geist seine Ursachen bestimmt — daß Motive nicht fertig da liegen, sondern vom Handelnden selbst erzeugt werden. So weit nun Witte's Werk dazu verhilft, solch einen Kampf zu beenden, der nie hätte zu entstehen brauchen, ist es, dem Wunsch des Verfassers entsprechend, ein wirklicher Beitrag zum Fortschritt der Philosophie.“

— Die „Saturday Review“, Nr. 1490, erwähnt anerkennend „Die Pfeifer von Dusenbach“ von Wilhelm Jensen und „Der Haushofmeister“ von B. Möllhausen, während es von Johann von Wildenradt's „Der Zöllner von Klausen“ heißt, es erhebe sich nicht über das Niveau des gewöhnlichen Leihbibliothekenromans, und von Karl Frenzel's „Zwei Novellen“, sie seien zwar gut geschrieben, aber nicht sehr interessant.

Schließlich wird dem „Novellenkranz“ von E. von Bauernfeld noch besonderes Lob gespendet, und werden jeder einzelnen Novelle specielle gute Eigenschaften nachgerühmt.

*) Die im londoner „Punch“ neuerdings häufig auftretenden Figuren aus der niedern englischen Klasse, Harry (Abkürzung für Henry) und Harriett, Namen, die im Munde der sogenannten Cockneys so ausgesprochen werden, wie oben angegeben.

Bibliographie.

Allmers, H., Hauptmann Böse. Ein deutsches Zeit- und Menschenbild für das deutsche Volk. Bremen, Schünemann. 8. 2 M.

Berkow, K., Um Seinetwillen. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Börnstein, R., Die lokale Wetterprognose. Berlin, Springer. 8. 60 Pf.

Die Colonie der Tagesdebatte und coloniale Vereinigungen. Einige Fragestellungen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Daudet, A., Sappho. Pariser Sittenbild. Einzig autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Dresden, Minden. 8. 7 M. 50 Pf.

Dörr, J., De Göderschlächter. För min plattdütsch Landslüd vertellt. Berlin, Mrose. 8. 2 M.

Dühr, A., Dr. Jakob Heussi, weiland Conrector am großherzoglichen Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. Erinnerungen aus dessen Leben. Leipzig, Matthies. Gr. 8. 1 M.

Fechner, G. T., Ueber die Frage des Weber'schen Gesetzes und Periodicitätsgesetzes im Gebiete des Zeitsinnes. Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 2 M. 80 Pf.

Feyfar, M. M., Aus dem Pantheon der Geschichte des hohen souveränen Johanniter-Ritter-Ordens. Die Retter der Landes-Hauptstadt „Prag“: Rudolf Reichsgraf Colloredo-Wallsee und Franz Xaver Reichsgraf Khevenhüller-Metsch 2c. Ein Beitrag zur Geschichte Böhmens und Oesterreichs. Nikolsburg. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Findel, J. G., Schach-Bismarck! Zeitgeschichtlicher Roman. Leipzig, Findel. 8. 4 M.

Geilfus, G., Das Leben des Geographen Dr. Jakob Melchior Ziegler. Nach handschriftlichen Quellen. Ein Denkmal der Freundschaft. Mit dem Bildnisse Ziegler's. Winterthur, Westfehling. Lex.-8. 5 M.

Lindau, P., Mayo. Erzählung. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Müller, C. W., Die Zerstörung des Schlosses Dillenburg, ein Denkmal deutscher Reichsohnmacht. Vortrag. Dillenburg, Seel. 8. 50 Pf.

Pasqué, E., Auf dem Domkrahnen. Eine Erzählung. Bremen, Roussell. 8. 2 M.

Prschewalski, N. v., Reisen in Tibet und am oberen Lauf des Gelben Flusses in den Jahren 1879 bis 1880. Aus dem Russischen frei in das Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von Stein-Nordheim. Mit zahlreichen Illustrationen und 1 Karte in Farbendruck. Jena, Costenoble. Gr. 8. 8 M.

Pyl, T., Beiträge zur pommerschen Rechtsgeschichte. 1stes Hft. Greifswald, Bindewald. Gr. 8. 80 Pf.

Raffay, R., Die Memoiren der Kaiserin Agrippina. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Richter, E., Memorandum über den Schwindel mit Geheimmitteln in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Reichenberg, Schöpfer. 8. 80 Pf.

Riehl, B., Geschichte des Sittenbildes in der deutschen Kunst bis zum Tode Pieter Brueghel des Aelteren. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Rosenthal-Bonin, H., Schwarze Schatten. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M. 50 Pf.

Rumbauer, M., Römische Mosaik. Roma — Neapolis. Atelier-Geheimnisse. Berlin, Internationale Buchhandlung. 8. 3 M.

Sailer, F., Der preußische Staatsrath und seine Reactivirung. Unter Benutzung archivalischer Quellen. Mit 18 Anlagen. Berlin, Deubner. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Schäffer, L., Der Raum. Studie zu einer kineto-monistischen Weltanschauung. Wien, Konegen. Gr. 8. 60 Pf.

Schlomka, E., Kurfürst Moritz und Heinrich II. von Frankreich von 1550—1552. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schmidt, M., Altboarisch. G'schicht'ln und Gedicht'ln. München, Callwey. 8. 2 M. 50 Pf.

Tiktin, H., Studien zur rumänischen Philologie. 1ster Thl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 M.

Tschirch, A., Untersuchungen über das Chlorophyll. Mit 3 lithographirten Tafeln. Berlin, Parey. Gr. 8. 8 M.

Vigier, W., Der Fall der alten Eidgenossenschaft Anno 1798. Volksschauspiel. Bern, Wyß. 8. 1 M.

Wichert, E., Die Braut in Trauer. Erzählung. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Zöller, H., Pampas und Anden. Sitten- und Kultur-Schilderungen aus dem spanischredenden Süd-Amerika mit besonderer Berücksichtigung des Deutschtums. Uruguay. Argentinien. Paraguay. Chile. Peru. Ecuador. Kolumbien. Stuttgart, Spemann. 8. 10 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 8.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 7. August 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Noch einmal die Leihbibliothekenfrage.

Seitdem Ernst Wichert auf dem braunschweiger Schriftstellertag (1882) in einer gehaltvollen und scharfsinnigen Rede darauf hingewiesen hat, daß in unserm deutschen Leihbibliothekenwesen sich eine höchst empfindliche Schädigung der Autorenrechte herausgebildet habe: seitdem gibt es keine Frage, welche so sehr das Interesse der Schriftstellerwelt und den Raum der literarischen Zeitschriften in Anspruch nimmt wie die „Leihbibliothekenfrage". Zwar hat das Publikum trotz aller Reden und Abhandlungen für die ganze Angelegenheit bis heute nicht die mindeste Theilnahme gezeigt; zwar ist die Sache selbst im Kreise der Interessenten so wenig spruchreif, daß dieselben sich in ihren theoretischen Erörterungen und ihren praktischen Vorschlägen theilweise diametral gegenüberstehen. Und dennoch wird diese Frage heute nirgends mehr ohne das stehende Beiwort „brennend" eingeführt, und wer als Unbetheiligter die Debatte verfolgt, wird leicht den Eindruck gewinnen, als ob das gesammte Wohl und Wehe unserer Literatur von der Lösung dieser brennenden Frage abhinge. Ganz neuerdings hat ein geistvoller Schriftsteller, Oskar Welten, den Goethe'schen Ausspruch beherzigend: „Der Worte sind genug gewechselt, Laßt mich auch endlich Thaten sehn!" den ersten Schritt in die Praxis gethan. Seine neueste Publication: „Nicht für Kinder! Ein Novellenbuch" (Berlin, Ißleib), trägt auf dem Umschlag, dem Titelblatt und an verschiedenen Stellen des Textes den fettgedruckten Vermerk: „Das gewerbsmäßige Verleihen dieses Exemplars ist untersagt." Zur Begründung und Rechtfertigung desselben ist auf rothem Papier ein 14 Seiten langes Vorwort vorausgeschickt, aus welchem wir erfahren, daß es auch Exemplare gibt, die den Satz an der Spitze tragen: „Der Besitz dieses Exemplars berechtigt zum gewerbsmäßigen Verleihen desselben." Diese zweite Gattung kostet 5 Mark, während der Ladenpreis der erstern nur 3 Mark beträgt. Ganz abgesehen von der praktischen Durchführbarkeit dieser Bestimmung — ob dieselbe möglich ist, wage ich als Nichtjurist nicht zu entscheiden —, scheint mir die Argumentation, in welcher Welten die bisher gegen die Leihbibliotheken vorgebrachten Gründe ziemlich vollständig zusammenfaßt, nicht durchweg stichhaltig oder wenigstens nicht erschöpfend zu sein. Einzelne Punkte, die mir bei der Beurtheilung der Frage von Wichtigkeit scheinen, vermisse ich ganz; andere, welche wiederholt betont worden sind, halte ich überhaupt für bedenklich. Die Ansichten, welche die folgenden Zeilen entwickeln wollen, haben keinen andern Zweck, als zur Klärung der Sache, welche vielleicht durch den Uebereifer der Betheiligten ein wenig verfahren ist, das Ihrige beizutragen. Denn wer möchte dem eigentlichen Kern der Bewegung, dem Bestreben, die materielle Lage des deutschen Schriftstellers zu verbessern, seinen herzlichen Beifall versagen?

Und diese Lage ist allerdings schlimm genug. In keinem Lande werden mehr Bücher geschrieben und weniger Bücher gekauft als in Deutschland. Viele der trefflichsten Autoren darben, und die hastige Ueberproduction, zu der sie dadurch genöthigt sind, vergrößert die Gesammtnoth, ohne die Noth des Einzelnen zu beseitigen. Der Misstand ist groß, die Klage gerechtfertigt; es fragt sich nur, ob es begründet ist, die Leihbibliotheken zum ausschließlichen Sündenbock zu machen und von einer Reform nach dieser Seite hin das Verschwinden des Misstandes zu erwarten. Aber selbst die weitgehendste Zweckmäßigkeit dieser Reform zugegeben, so kann sie doch nur dann gesetzlich sanctionirt werden, wenn wirklich nachgewiesen ist, daß der Leihbibliothekenbetrieb in seiner gegenwärtigen Form eine

unrechtmäßige Schädigung der Autoren mit sich bringt. Indessen hat bisher weder Welten noch einer seiner Kampfgenossen, unter denen Karl Emil Franzos der geistvollste und schlagfertigste ist, irgendeinen zwingenden Beweisgrund dafür erbracht, daß man eine käuflich erworbene Waare — und das Buch ist doch zunächst nichts anderes — nicht verwenden darf, wozu man Lust hat, folglich auch gewerbsmäßig verleihen. Wenn sie dem Buche insofern eine Sonderstellung unter den Waaren einräumen wollen, als sie zwischen dem Industrieproduct, das aus Papier und Druckerschwärze besteht, und dem geistigen Inhalt einen Unterschied machen, so ist dieser Unterschied zum mindesten willkürlich. Eben wegen des geistigen Inhalts sind ja Papier und Druckerschwärze da; sie sind nichts als die sichtbare Form desselben, und wenn ich das Buch kaufe, so kaufe ich mir doch gewiß seinen geistigen Inhalt und nicht nur Papier und Druckerschwärze. Weil also eine solche Unterscheidung, wie sie besonders Ernst Wichert betont hat, sich nicht halten läßt, und weil das Buch eine Waare ist wie jede andere, so müßte man, um consequent zu sein, nicht allein das Bücherverleihen, sondern überhaupt jedes gewerbsmäßige Verleihen als eine unrechtmäßige Schädigung des Producenten bezeichnen. Man müßte folgerichtig verlangen, daß nicht allein der Leihbibliothekar den Autor, resp. Verleger, sondern auch jeder Besitzer einer Leihanstalt den Fabrikanten der von ihm gewerbsmäßig verliehenen Waare in irgendeiner Form entschädigt. Denn das immer wieder vorgebrachte Argument, daß der Leihbibliothekar dem Autor, resp. Verleger so und so viele Käufer entzieht, trifft auch auf jeden andern Verleiher zu. Der Pianofortefabrikant kann dann zum Klavierverleiher sagen: „Das eine Instrument, das du mir abgekauft hast, raubt mir die Käufer von hundert andern; also entschädige mich." Der Schneider kann zum Frackverleiher sagen: „Wärest du nicht, so müßte jedermann, der einen Frack braucht, ihn bei mir machen lassen; die fünf Fracke, die ich dir geliefert habe, entziehen mir fünfhundert Kunden; also entschädige mich" u. s. w.

Vor dieser Consequenz schreckt aber auch Welten zurück. Und wie hilft er sich? „Wenn ich mir einen Rock leihe", sagt er, „und ich gebe ihn dann wieder zurück, so habe ich nicht nur alles zurückgegeben, sondern ich habe auch nichts zurückbehalten. Das Gleiche gilt von der Uhr, das gleiche vom Klavier und jedem andern Gegenstande." Beim Buch aber, fährt er fort, behalte man etwas zurück, nämlich den Inhalt. Man sieht zunächst hierbei nicht ein, warum durch diesen Umstand Autor und Verleger mehr geschädigt werden sollen als der Producent irgendeiner andern Waare. Ist ein Schade dabei, wenn ich von einem geliehenen Gegenstand etwas zurückbehalte, so kann er doch nur den Verleiher treffen. Behalte ich gerade das zurück, was mir den Gegenstand werthvoll machte (in diesem Fall den Inhalt des Buchs), so kann mir der Verleiher den Gegenstand eben nur einmal leihen und nicht wieder; er entzieht aber doch dem Producenten nicht mehr Käufer als der Verleiher, der dasselbe Object an dieselbe Person mehrmals ausleiht. Und weiter, ist es denn überhaupt wahr, daß ich nur von dem Buche etwas zurückbehalte und von jeder andern Waare nichts? Das Klavier, das Welten als Beispiel anführt, kommt mir sehr gelegen. Behalte ich etwa nichts zurück, wenn ich ein Musikinstrument, auf dem ich eine Zeit lang gespielt habe, wieder abliefere? Ist es nicht auch hier der, so zu sagen, „geistige Gehalt", den ich mir durch das Spiel zu eigen gemacht habe? Worin besteht der Unterschied? Darin, wird Welten erwidern, daß ich, um den musikalischen Genuß wieder zu haben, mir das Instrument von neuem verschaffen muß, während der Inhalt des Buchs dauernd und ein für allemal in meinen geistigen Besitz übergeht. Freilich gibt es Bücher genug, die man immer wieder liest; aber auf diese Eventualität zu rechnen, haben die Feinde der Leihbibliothek von vornherein aufgegeben. Denn es handelt sich bei dieser Frage überhaupt nicht um die gesammte Literatur, sondern eben nur um die Leihbibliothekenliteratur ohne die geringste tadelnde Nebenbedeutung dieses Wortes, das heißt also um Romane und Novellen, um die werthlosesten wie um die vortrefflichsten. Wie oft aber kommt es vor, daß man einen Roman, auch den gediegensten, zweimal liest oder gar als dauernde Quelle der Belehrung und Erbauung betrachtet? Es kommt vor, jedoch selten genug. Und ist es nicht ein mindestens unbilliges Verlangen, daß ich alle Bücher, von denen ich bestimmt vorher weiß, ich werde sie nur einmal lesen — dies eine mal freilich mit dem denkbar größten Genuß und Interesse —, als Ballast um mich herum häufen und mein Leben lang mitschleppen soll auf meinen irdischen Pilgerfahrten? Vielleserei ist ein gar nicht zu umgehendes Uebel unserer Zeit, und die Leihbibliothek ist die nothwendige und unausbleibliche Folge unserer modernen Romanliteratur; sie erwirbt den Autoren hundertmal mehr Leser, als sie ihnen Käufer entzieht; sie erweist der Schriftstellerwelt auch materielle Wohlthaten, insofern eine große Anzahl sehr anständiger literarischer Existenzen ohne sie überhaupt nicht denkbar wären. Der unermeßliche Nutzen, den die Leihbibliotheken für die Volksbildung haben, liegt so auf der Hand und ist so oft beleuchtet worden, daß hier nur noch einmal darauf hinzuweisen ist.

Von einer unrechtmäßigen Schädigung kann also bei einem Institut, das für Publikum und Autoren so viel Gutes stiftet, nicht wohl die Rede sein, und wenn sich aus rein praktischen Gesichtspunkten das Bestreben als wünschenswerth erweist, die Leihbibliotheken gegenüber den Schriftstellern zu Leistungen zu verpflichten, welche mehr als bisher ihren eigenen Einnahmen entsprechen, so darf dies Bestreben am allerwenigsten mit Anklagen beginnen. Gerade nach dieser praktischen Seite hin gehen die Meinungen der Interessenten am weitesten auseinander, und es ist bisjetzt kein einziger Vorschlag gemacht worden, der sich auch nur im Kreise der Gesinnungsgenossen allseitiger Zustimmung hätte erfreuen können. Auch Welten's Vorgehen

wird schwerlich zahlreiche Nachahmer finden, und der Versuch, die Sache durch Abgaben an die einzelnen Autoren nach Art der Theatertantièmen zu reguliren, dürfte erst recht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Auf dem nächsten Schriftstellertag wird die Frage abermals zur Verhandlung kommen; hoffen wir, daß man dann endlich von pathetischen Klagen und rechtsphilosophischen Erörterungen zu bestimmten und durchführbaren Vorschlägen übergehen wird.

Aber ist es denn wirklich wahr, daß die Leihbibliotheken die Ursache des oben geschilderten Misstandes sind? Ist es wahr, daß die Abneigung der Deutschen gegen das Bücherkaufen, welche immer mehr den stabilen Charakter einer Nationaleigenthümlichkeit erlangt, auf diese Ursache zurückgeführt werden muß? Zunächst muß man sich hüten, die buchhändlerische Blüte der zeitgenössischen französischen und englischen Literatur zu argumentirenden Vergleichen heranzuziehen. Auch überm Rhein und Kanal gedeiht die Leihbibliothek; aber ihr Wirkungskreis ist minimal gegenüber dem ungeheuern Gebiet, das diese Literaturen beherrschen. Der französische oder englische Schriftsteller hat den Weltmarkt; was in Frankreich oder England von seinem Buche abgesetzt wird, ist verschwindend wenig gegen die Masse von Exemplaren, die sich über ganz Europa und Amerika, über einen Theil von Asien und Nordafrika, ja selbst nach Australien hin verbreitet. Der deutsche Schriftsteller kann nur auf die Länder deutscher Zunge rechnen, und auf diese nur in den seltensten Fällen vollzählig. Wir haben Autoren, denen ein fast ausschließlich norddeutsches, andere, denen ein zum größten Theil süddeutsches Publikum lauscht. Die Schweiz, das deutsche Rußland und vor allem Deutsch-Oesterreich besitzen tüchtige, ja hervorragende Schriftsteller, denen man im Deutschen Reiche seine Aufmerksamkeit erst sehr spät oder überhaupt nicht zugewandt hat. Diese Verhältnisse werden sich, da sie nichts sind als traurige Ueberbleibsel aus einer traurigen Zeit, nach dem herrlichen Aufschwung der nationalen Macht und des nationalen Bewußtseins von Jahr zu Jahr zum Bessern wenden, und damit wird sich auch unserer Literatur ein weiterer Wirkungskreis und, um kaufmännisch zu reden, ein weiteres Absatzgebiet eröffnen. Inwieweit es in Betracht kommt, daß unsere Bücherpreise ungleich höher sind, als die anderer Länder, mag hier dahingestellt bleiben. Ich für meinen Theil glaube, daß die hohen Preise nicht der Grund, sondern die Folge der Kaufunlust des Publikums sind; aber ich könnte den, der das Gegentheil behauptet, nicht widerlegen. Hier herrscht eine so unauflösliche Wechselwirkung, daß nur statistisches Material, das in diesem Falle freilich nicht leicht zu beschaffen wäre, darüber Aufschluß geben könnte.

Der wahre Grund des Misstandes liegt aber weder in den Leihbibliotheken, noch in dem beschränkten Absatzgebiet, noch in den theuern Bücherpreisen, sondern in der hochgradigen Indifferenz, welche ein großer Theil der sogenannten gebildeten Klassen, den Gelehrtenstand mit einbegriffen, der modernen deutschen Dichtung gegenüber zur Schau trägt. Man hat, um diese Misère zu charakterisiren, seine satirischen Angriffe hauptsächlich gegen jene Sorte reicher Leute gerichtet, für die überhaupt jede Seite des geistigen Lebens nur dann in Betracht kommt, wenn sie zum guten Ton oder zur Mode gehört. Diese Leute würden sich augenblicklich die Bücher ebenso massenweise kaufen wie gegenwärtig die Bilder und Renaissancemöbel, wenn die Mode des Tags unter den Sehenswürdigkeiten ihres Hauses auch ein prunkvolles Bibliothekzimmer verlangte. Aber das Uebel sitzt tiefer. Der Respect vor unserer Literatur und die Einsicht, daß ihre Pflege eine der ersten Bedingungen nationaler Blüte ist, beschränkt sich auf einen bedenklich engen Kreis. Und die Ursache dieses bedauerlichen Factums kann nirgends anders gesucht werden, als in den Verkehrtheiten unserer heutigen Erziehung. Wo wird heute auch nur noch der Versuch gemacht, in den jungen Herzen die Empfänglichkeit und Begeisterung für das Schöne zu wecken und zu nähren? Ein Versuch, der doch wahrlich den obersten pädagogischen Grundsatz bilden müßte! Statt dessen wird stolz von den Kathedern der Universitäten verkündet, die Aesthetik sei von der exacten Wissenschaft überwunden, und die Lehrer erziehen, dieser goldenen Worte eingedenk, ihre Schüler zu Philologen, Historikern, Mathematikern, statt zu empfänglichen Menschen. Humanistische Bildung ist ein Ausdruck, der sich leider immer mehr von der edeln Bedeutung des Wortes Humanitas entfernt. Es gab eine Zeit, wo man unter diesem Worte nichts anderes verstand, als die frische und fröhliche Begeisterung für das Schöne, welches man in der Antike geoffenbart sah. Als eine Schule des Schönheitssinns galt die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum. Ist sie das etwa noch auf unsern modernen Bildungsanstalten? Hat sich nicht der Byzantinismus, der immer mehr alles innere Leben der philologischen Wissenschaft ertödtet, auch in die Schulstube geschlichen, und ist nicht das, was nur der Schlüssel sein sollte zu den Tempelpforten der classischen Schönheit, bereits zum Selbstzweck und Endziel geworden? Aber, Gott sei Dank, zu den Herrlichkeiten des Alterthums, welche für die Humanisten noch die einzigen Offenbarungen der echten Kunst waren, sind neue einer nicht minder echten Kunst hinzugekommen. Wenn man erst die pädagogische, die menschliche, die vaterländische Kraft recht gewürdigt haben wird, welche der deutschen Dichtung innewohnt, wenn man an die Stelle des kahlen und dürftigen Literaturunterrichts eine ernste und frische Pflege unserer poetischen Schätze setzt, wenn man das Gestorbensein eines Dichters nicht mehr als nothwendige Bedingung seines pädagogischen Werths betrachtet, dann — aber auch nur dann — wird auch unsere moderne Literatur mehr als bisher der Besitz und der Stolz des ganzen Volks sein; die Bücher werden gekauft, die Leihbibliotheken auf das ihnen zukommende Feld beschränkt und der materielle Misstand beseitigt werden. Möge man daher die vereinte Kraft, die man im Kampf gegen die

Leihbibliothek bisher ziemlich umsonst verbraucht hat, auf das werthvollere Ziel verwenden, unsere Literatur zu einem Grundpfeiler der nationalen Bildung zu erheben. Wäre dieses Ziel erreicht, dann gäbe es trotz aller Leihbibliotheken für die Schriftsteller nur noch Eine brennende Frage, nämlich die: welches der Weg ist zu den Höhen ihrer Kunst und zum Herzen ihres Volks.

Ludwig Fulda.

Ein literarisches Zwillingspaar.

Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau. Zwölf Bände. Stuttgart, Rieger. 1882. 8. 12 M.

Obschon einzelne Bände der vorstehend genannten Werke schon früher von uns in d. Bl. besprochen wurden, so erscheint es doch angezeigt, daß wir noch einmal mit einigen zusammenfassenden Bemerkungen auf das Gesammtwerk zurückkommen. Als Volksschriftsteller im eigentlichen Sinne des Wortes schrieben Emil Erckmann und Karl Alexander Chatrian nicht nur für das Volk, sondern wurden auch von demselben gelesen; war doch der Held ihrer Erzählungen fast ausnahmslos das Volk selbst. Zu leugnen ist allerdings nicht, daß sich fast überall in ihren Schriften eine warme Liebe für Frankreich ausspricht, die nicht selten in einen gewissen Chauvinismus ausartet; andererseits zieht sich aber auch wieder durch viele Erzählungen ein so wohlthuendes, allgemein menschliches Gefühl hindurch, daß auch der deutsche Leser sich dadurch angenehm berührt und angezogen fühlen muß. Nicht mit Unrecht kann deshalb gesagt werden, daß die beiden Schriftsteller bis zu einem gewissen Grade eine deutsch-französische Stellung einnehmen, was sich zum Theil daraus erklären mag, daß in den Adern des einen von ihnen germanisches Blut rollt.

E. Erckmann wurde am 20. Mai 1822 in der kleinen Stadt Pfalzburg geboren, die er auch zum bevorzugten Schauplatz seiner Erzählungen gemacht hat. Fast ohne Handel und Industrie, wie kleine Festungen zu sein pflegen, war Pfalzburg lange Zeit ein Rückzugsplatz für pensionirte Offiziere und eine Pflanzschule von Obersten und Generälen. Von seinem Vater, einem Buchhändler, für die juristische Laufbahn bestimmt, beschäftigte sich der junge Erckmann doch sehr bald lieber mit der Schriftstellerei als mit dem corpus juris. Bei seinen Besuchen in seiner Geburtsstadt lernte er daselbst den vier Jahre jüngern Studienlehrer Chatrian kennen, der in einem nahe bei Pfalzburg gelegenen Dorfe das Licht der Welt erblickt hatte. Gemeinsame Neigungen verbanden bald die beiden jungen Leute zu engerer Freundschaft; sie lebten sich so ineinander ein, daß ihre literarischen Schöpfungen fast stets wie aus Einem Gusse erschienen und nirgends eine Doppelnatur sich bemerkbar machte. Die immerhin ungewöhnliche Erscheinung einer solchen schriftstellerischen Doppelexistenz erklärt sich, wie Ludwig Pfau in seinen einleitenden Bemerkungen hervorhebt, daraus, daß die beiden Autoren ihre Erzählungen zunächst auf Spaziergängen oder sonst bei einer passenden Gelegenheit gesprächsweise ausspannen und erst dann an die schriftliche Ausführung gingen, wenn die geplante Arbeit mündlich genügend festgestellt war. Die einzelnen Partien einer Erzählung wurden je nach Umständen und Neigungen vertheilt, manche Kapitel wol auch von beiden Schriftstellern zugleich in Angriff genommen, um sodann das Ganze einer gemeinschaftlichen Ueberarbeitung und Feile zu unterziehen. Selbstverständlich steuerte zu dieser Collectivarbeit jeder das Seinige seiner Natur gemäß bei, und die Eigenthümlichkeit der beiderseitigen Beiträge entsprach der Verschiedenheit der beiden Mitarbeiter. Der träumerische und empfindsame Erckmann, brav und unpraktisch, vorwiegend ein germanischer Typus und des Deutschen mächtig, hat eine starke Neigung zum Phantastischen, während der mehr energische Chatrian, eine gallo-romanische Erscheinung und nur des Französischen kundig, durch einen realistischen Zug sich auszeichnet, der nach Schärfe und Klarheit strebt. Wie dem auch sei, immerhin ergänzen sich die beiden Schriftsteller durch die Verschiedenheit ihrer Charakteranlage und Empfindungsweise, wenn diese sie auch nicht hinderten, in Beziehung auf ihre Weltanschauung und ihre Ansichten über Kunst, Literatur und Politik zu einer Uebereinstimmung zu gelangen, ohne welche ihre gemeinsame Thätigkeit nicht möglich gewesen wäre. In einem Punkte macht sich allerdings die Doppelnatur ihrer literarischen Erzeugnisse dem schärfern Auge doch etwas bemerklich: ihre schlichte und einfache Schreibweise eignet sich zwar vortrefflich für den volksthümlichen Stoff und die vorwiegend ländlichen Figuren ihrer Erzählungen, aber sie entbehrt einer scharf ausgeprägten Individualität. Ihrem Stile fehlt, wie auch Pfau bemerkt, jenes höhere Gepräge des eigentlichen Sprachkünstlers, „welches den Inhalt durch die Form adelt und dem Gedanken durch die Macht des Wortes die classische Weihe gibt“. Die Franzosen haben eine gewisse Vorliebe für die sogenannten „Phantasiestücke“ (Contes fantastiques); aber die ersten schriftstellerischen Producte von Erckmann-Chatrian, welche vorwiegend phantastischer Natur sind, konnten ein größeres Publikum nicht gewinnen; sie hatten etwas Tastendes und Unbefriedigendes an sich, wenn sie auch mit Geschick erzählt und nicht ohne poetische Naturfrische waren.

Gelungener als die im Jahre 1860 veröffentlichten „Contes fantastiques“ und die zwei Jahre später erschie-

nenen „Contes des bords du Rhin“ ist die unmittelbar daraufffolgende Erzählung „Der Narr Jegof“. Hier sind die überwuchernden Phantastereien gemildert, und was etwa davon noch übriggeblieben ist, das thut der sonst lebensvollen und spannenden Erzählung keinen Eintrag. Diese Erzählung hat einen blutigen Gebirgskrieg gegen die Invasion der Alliirten im Jahre 1814 zum Inhalt und ist der erste Versuch der Erckmann-Chatrian'schen Dorfgeschichte auf historischem Boden. Den rechten Ton aber fanden die beiden Schriftsteller erst im Jahre 1863 mit der „Frau Therese“ betitelten Erzählung. Hier ist kein Tasten und Suchen mehr; die Erzählung geht sichern Schrittes dem wohlbewußten Ziele zu und Erfindung wie Ausführung verdienen alles Lob. Den Hauptinhalt bilden Ereignisse aus den Freiheitskämpfen der bedrängten Französischen Republik vom Jahre 1792. Wie hier sich die Spitze gegen die Misbräuche alter feudaler Institutionen kehrt, so bekämpfen die andern Erzählungen dieser Gruppe den einheimischen Chauvinismus und seine „Gloire“, indem sie die traurigen Folgen des entarteten Patriotismus der Franzosen in drastischen Schreckensbildern vor Augen führen. Zu den besten Mustern dieser Gattung gehören: „Ein Rekrut vom Jahre 1813“ und dessen Fortsetzung „Waterloo“. Joseph, ein hinkender Uhrmacher, der trotz seines Gebrechens nach der Vernichtung des französischen Heeres in Rußland ausgehoben und aus den Armen seines Meisters, seiner Tante und seiner Braut gerissen wird, erzählt, ein Held wider Willen, seine Kriegsthaten bei Leipzig und Waterloo und seine Strapazen nach den Niederlagen, inmitten all der Greuel, welche die letzten Zuckungen des ersten Napoleonischen Kaiserreichs begleiteten. In der im Jahre 1867 verfaßten Erzählung „Die Belagerung von Pfalzburg“ berichtet der alte Moses, wie er trotz der Drangsale der Beschießung mit dem seinem Stamme eigenen Geschäftsgeiste das allgemeine Unglück, von dem ihm sein Theil nicht vorenthalten blieb, gleichwol zu benutzen verstand, um sich durch den rechtzeitigen Einkauf eines Vorraths von Branntwein ein Vermögen zu erwerben, aber auch andern zu nützen. Für das bedeutendste Werk dieser Reihenfolge darf indeß ohne Zweifel die „Geschichte eines Bauern“ gelten; sie bietet uns in dem schlichten Gewande einer Bauernbiographie die ganze Geschichte der ersten Französischen Revolution. Es tritt uns hier jener große und wirkliche Culturkampf mit der ganzen Frische und Deutlichkeit eines Erlebnisses vor Augen und wir gewinnen so eine klarere Einsicht in die Ursachen und Vorgänge desselben, als durch die umfangreichen Geschichtswerke eines Thiers und ähnlicher Historiker. Wie übrigens Ludwig Pfau bemerkt, ist der Bauer Michel Bastian, der Erzähler der Revolution, keine rein fingirte Persönlichkeit, sondern er existirte und es gibt wirklich Aufzeichnungen von ihm, welche dem Buche zu Grunde gelegt sind. Auch die hübsche Novelle „Die drei Liebhaber der Großmutter“ gehört hierher, sowie als Abschluß der im Zusammenbruch des ersten Kaiserreichs untergegangenen Ruhmesepoche die im Jahre 1881 verfaßte Erzählung „Die alte Garde“. Diese durch gesunden Humor und treffliche Charakterzeichnung beachtenswerthe Skizze schildert die pensionirten Offiziere der „großen Armee“ Napoleon's I. und ihr Leben unter der Restauration bis zum Ausbruch der Julirevolution und der Thronbesteigung Ludwig Philipp's, welcher nicht dazu angethan war, ihre Träume zu verwirklichen und die verblaßte „Gloire“ wieder in frischem Glanze erstrahlen zu lassen. Die Erzählung spielt wieder in Pfalzburg und der Held derselben, der Hauptmann Florentin, ist der echte Typus eines Napoleonischen Handegens, der nichts weiter kennt als seinen Kaiser und seine Fahne.

Auf historisch-politischem Boden bewegen sich ferner: „Ein Mann aus dem Volke“ (1865) und „Meister Kaspar Fix“ (1876). Der Mann aus dem Volke, ein junger Schreiner, erzählt die Revolution von 1848 bis zur Junischlacht; die Erzählung ist jedoch, da der versprochene zweite Theil ausgeblieben, nur ein Torso. Kaspar Fix aber darf als ein ziemlich schamloser Emporkömmling des zweiten Kaiserreichs inmitten der schmachvollen Willkürherrschaft des corrupten Bonapartismus angesehen werden. „Der Großvater Lebigre“ (1880) entrollt ein getreues Bild von dem verderblichen Einfluß einer bigoten und gewaltthätigen Geistlichkeit auf den Frieden der Familie; und die aus dem Jahre 1871 stammende „Geschichte eines Schulgehülfen“ schildert den culturfeindlichen Druck des Klerus auf Unterricht und Lehrstand.

Von den Erzählungen rein privaten Inhalts sind noch etwa „Die beiden Brüder“ (1873) hervorzuheben, eine Art Montecchi und Capuletti auf dem Lande, obschon Romeo und Julie hier kein tragisches Ende nehmen. Von Erzählungen gebührt jedoch wol der höchst ergötzlichen Geschichte vom „Vetter Fritz“ (1864) die Palme. Unter den nach dem Jahre 1870 verfaßten literarischen Compositionen sind einige, namentlich die beiden umfangreichern, „L'histoire d'un plébiscite“ (1872) und „Le brigadier Frédéric“ (1874), von der französischen Misstimmung gegen Deutschland zu sehr beeinflußt und lassen die Unparteilichkeit vermissen, welche in den meisten Erzählungen vor dem letzten Deutsch-Französischen Kriege in Bezug auf die zwischen Deutschland und Frankreich bestehenden nationalen Beziehungen herrschte.

Schließlich sei noch bemerkt, daß von den zwölf Bänden der ausgewählten Werke von Erckmann-Chatrian jeder einzeln verkäuflich ist.

Rudolf Doehn.

Zur neuern deutschen Literatur.

1. Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, G. Balke u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 52—121. Stuttgart, Spemann. 1883—84. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Auch diesmal beginnen wir unsere Besprechung wieder, seines universellen Charakters wegen, mit dem rüstig fortschreitenden Unternehmen der Herren Spemann und Kürschner in Stuttgart, welches fortfährt, wöchentlich meist in zwei Lieferungen zu erscheinen. Doch müssen wir nunmehr, um die Leser nicht durch die Mannichfaltigkeit zu verwirren und zu ermüden, unsere Anzeige in größere Gruppen zusammenfassen.

Die Ausgabe der Werke von Andreas Gryphius, von H. Palm besorgt, schließt mit der vierten Lieferung (Nr. 54). Sie enthält eine Einleitung mit dem Porträt und dem Facsimile von Gryphius' Handschrift, zwei Trauerspiele: den „Leo Armenius" und „Cardenio und Celinde", und drei Lustspiele (worin auch unbestritten Gryphius' größte Stärke liegt): „Peter Squenz", „Horribilicribrifax" und „Die geliebte Dornrose", endlich eine Auswahl seiner Gedichte. Dann folgen, wieder in vier Lieferungen (55—58): „Lessing's Jugendfreunde", herausgegeben von J. Minor, dem Biographen des einen derselben: Felix Weiße. Richtiger hätte es wol geheißen: Jugendfreunde Lessing's, denn es werden nicht alle und nicht alles von allen vorgeführt. Der Band enthält: Chr. F. Weiße (ein Trauerspiel: „Richard III." und eine komische, zu ihrer Zeit höchst beliebte Oper: „Der Teufel ist los"), von Cronegk („Olint und Sophronia" [vgl. die ersten Stücke von Lessing's „Dramaturgie"] mit Roschmann's Fortsetzung, mit der das Stück zur Eröffnung der hamburger neuen Bühne den 22. April 1767 gegeben wurde), von Branne's „Brutus" und Friedrich Nicolai mit einer ausführlichen, vorzüglichen Einleitung, seiner „Abhandlung vom Trauerspiel", die eine lebhafte Discussion zwischen ihm, Lessing und Mendelssohn hervorrief und den „Laokoon" und die „Dramaturgie" in gewissem Sinne inaugurirte, und die „Freuden des jungen Werther's", die bekannte Parodie des Goethe'schen Romans. Daß auch Lessing den Ansatz zu einer solchen gemacht hat, zeigt die Lessing-Ausgabe der „National-Literatur", III, 2, S. 287. Es folgen in Auswahl (59—62) die „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte" Philander's von Sittewald, das ist Strafschriften Hans Michael Moscherosch's von Wilstädt, herausgegeben von F. Bobertag, dem Verfasser des unter Nr. 2 zu besprechenden Werks. Hier zeigt es sich recht, wie nothwendig es war, gewisse Werke nur in einer Auswahl von Kapiteln zu geben; denn jeder Leser, wenn er nicht Germanist oder Literarhistoriker von Fach ist, wird eingestehen, daß er an den ausgewählten Kapiteln gerade genug hat. An Neudrucken mangelt es ja jetzt nicht, und so wird ja wol auch Moscherosch einem solchen nicht entgehen. Von bleibendem Werth ist nur das sechste Gesicht „Soldaten-Leben" als eine höchst drastische Sittenschilderung aus dem Dreißigjährigen Kriege, ein Seitenstück zum „Simplicissimus", das uns auch von Arnim in seinem „Wintergarten" wieder zugänglich gemacht und aus der er auch zwei Lieder in „Des Knaben Wunderhorn" aufgenommen hat.

Unsere Classiker werden fortgesetzt (Lief. 63—67): Goethe VI, Bd. 1 der Dramen, herausgegeben von Schröer, welcher den, wie mir scheint, sehr vernünftigen Weg der Gruppirung eingeschlagen hat, innerhalb der einzelnen Gruppen läßt er dann die Stücke chronologisch aufeinander folgen. Er stellt zwölf Gruppen auf, von denen der erste Band die beiden ersten enthält; die erste betitelt er „Bekenntnisse". Er sagt:

> Obwol unter dieser Bezeichnung im weitern Sinn sämmtliche Werke des Dichters begriffen werden können, dürfen wir doch wol jene Gruppe seiner Jugenddramen ausnahmsweise so benennen, die aus Lebensanlässen und Erfahrungen des Dichters hervorgegangen sind und deren Fabel nicht von außen hergenommen ist: „Die Laune des Verliebten", „Die Mitschuldigen", „Stella", „Die Geschwister", also lauter Jugenddramen.

Sein Commentar ist musterhaft; nur hätte ich gewünscht, da er über den Plan der Ausgabe hinaus sämmtliche Varianten beibringt, daß er auch die von mir aus einer Handschrift der „Geschwister" veröffentlichten (Schnorr's „Archiv", VIII, 393 fg.), die sprachlich nicht ohne Interesse sind, erwähnt hätte. Eine besondere Zierde dieses Bandes ist noch das Bild von Kraus zum „Neuesten aus Plundersweilern". Die zweite Gruppe theilt er ein in A. Puppenspiele, Fastnachtspiele und B. Satiren. So viel von diesem Bande. Es folgen dann zwei Bände Lessing und Schiller, beide von mir herausgegeben (Lessing, II und Schiller, IV), in Lief. 68—77. Fortsetzung von Goethe folgt dann in Lief. 82—84, die den Beginn seiner Werke, den ersten Band der Gedichte von dem unermüdlichen Düntzer herausgegeben, enthalten und in knappster Form erschöpfende Aufklärung über alles Wissenswürdige in Bezug auf diese Gedichte geben, und Lief. 109—112 und 117, Bd. 33, den Anfang der naturwissenschaftlichen Schriften in einer recht populären und doch gründlich eingehenden Ausgabe von R. Steiner enthaltend. Ferner enthalten Lief. 96—97 und 99—102 den dritten Band Lessing's in zwei Abtheilungen, von mir herausgegeben. Die zweite Abtheilung bringt die dramatischen Fragmente, zum ersten mal nach der Hempel'schen Ausgabe vollständig. Gern hätte ich gewünscht, noch mehr für deren Erklärung thun zu können, da sie noch so viel Räthsel bieten; auch E. Schmidt hat sich in seiner neuen Biographie Lessing's eifrig um deren Erklärung bemüht; doch es scheint, als könne nur der Zufall Aufschluß bringen.

Die Lieferungen 78—81, von Oesterley herausgegeben, enthalten die erste (Bd. 5), Lief. 85—89, von Bobertag herausgegeben, die zweite Schlesische Schule (Bd. 2). Zu der ersten Schlesischen Schule werden nämlich auch die königsberger Dichter: Simon Dach, Albert, Roberthin und Röling,

welcher letztere hier zum ersten mal überhaupt eine Ausgabe erfährt, gerechnet. Das erinnert mich daran, daß es mir einmal im „Schwäbischen Merkur" zum schweren Vorwurf gemacht wurde, daß ich in einer neuen Ausgabe von Nösselt's „Deutscher Literaturgeschichte" Wilhelm Müller und Ludwig Bechstein zur Schwäbischen Dichterschule gerechnet hatte, und doch wird W. Müller auch von H. Heine dazu gerechnet. Dach's Gedichte sind nicht vollständig, aber auch in Oesterley's Ausgabe in den „Stuttgarter Publicationen", der vollständigsten, die wir bisjetzt haben, fehlen noch viele; Nachträge dazu wird Schnorr's „Archiv" liefern. Wer weitere Studien über diesen liebenswürdigen Dichterkreis machen will, lasse sich den Neudruck von Albert's „Arien" nicht entgehen. Die zweite Schlesische Schule, (Bd. 2), enthält vollständig von Ziegler's „Asiatische Banise", einen seinerzeit sehr beliebten und auch jetzt noch lesenswerthen Roman, und als Beilagen Proben der Romanprosa aus den letzten Jahrzehnten des 17. und den ersten des 18. Jahrhunderts (Anton Ulrich von Braunschweig, Lohenstein, Hunold, Schnabel). Es folgen dann in Lief. 103—108 die Gegner der zweiten Schlesischen Schule (Bd. 2): Ch. Weise mit dem Neudruck der „Bösen Catharine", nach Shakspeare's „Der Widerspenstigen Zähmung", etwas zu lang und pedantisch ausgesponnen; Brockes, natürlich nur eine verständige Auswahl aus seinen zehn dicken Bänden „Irdisches Vergnügen", deren vollständige Lektüre wenigstens keinem mehr himmlisches Vergnügen bereitet; Canitz, Neukirch, Wernike. Herausgeber ist L. Fulda. Der ältern Periode der neuhochdeutschen Literatur gehören ferner noch an: Albertinus, „Lucifer's Königreich", hier zum ersten mal neu gedruckt und herausgegeben von R. von Liliencron: eine ganz eigenthümliche Art von Schriften, über die man sich durch die hier gegebene Probe ein Urtheil bilden kann, und ein Auszug aus den zwei dicken Quartbänden des Hauptwerks des bekannten burlesken Predigers Abraham a Sancta-Clara: „Judas der Erzschelm"; der neuesten Zeit endlich gehört die musterhafte Ausgabe O. Behaghel's von Hebel's Werken, den „Alemannischen Gedichten" und dem „Schatzkästlein", letztere die bisher vollständigste, an. Ueber Bürger's Gedichte, die mit Lief. 122 beginnen, sagen wir später einmal noch einige Worte.

Das neue Urhebergesetz hat unter vielem Guten auch das im Gefolge gehabt, daß jeder neue Herausgeber nicht mehr privilegirter — wie Kürschner sagt, „freier" — Werke sich bemüht, seiner Ausgabe Vorzüge zu verschaffen, die gegen den Nachdruck geschützt sind. Fern ist es daher von uns, die Vorzüge irgendeiner neuen Ausgabe zu verkennen; der Kürschner'schen müssen wir aber unter allen Umständen den eines einheitlichen Plans zugestehen.

2. Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland von Felix Bobertag. Erste Abtheilung. Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts. Zweiter Band. Zweite Hälfte. Berlin, Simion. 1884. Gr. 8. 5 M.

Nach ziemlich langer Zeit — wenn mir recht ist, denn ich besitze die frühern Bände nicht — erscheint die Fortsetzung dieser „Geschichte des deutschen Romans", welche das 17. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts umfaßt. Der Verfasser hat in Bezug auf die frühern Theile eine ziemlich abfällige Kritik — von E. Schmidt, denke ich — erfahren, und auch diese mag ihre Schuld an der Verzögerung der Fortsetzung tragen; wer hätte nicht schon von diesem, doch immerhin nothwendigen Uebel, welches man Kritik nennt, zu leiden gehabt? Sei es nun, daß diese Kritik überhaupt unrecht hatte, oder daß der Verfasser, obwol er sich gegen dieselbe auflehnt, sich stillschweigend das Richtige in ihren Ausstellungen zu Nutze gemacht hat: ich finde, daß sich diese Fortsetzung recht gut liest, daß sie mir, der ich mir allerdings auf diesem Gebiete keinerlei Autorität anmaßen darf, auf recht gründlichen Quellenstudien zu beruhen scheint, daß sie in einem guten Stil geschrieben ist und daß ich ihm für die interessante und belehrende Lektüre zu aufrichtigem Dank verpflichtet bin. Nur zwei unbedeutende Kleinigkeiten hätte ich anzumerken: S. 9 heißt es von Grimmelshausen's erster Schrift „Der fliegende Wandersmann nach dem Mond", er werde in der Nähe von Teneriffa von Engländern aufgegriffen, rette sich auf das Land und lasse sich von seinen Vögeln „auf den Gipfel des Berges Pico" tragen. Das ist doch wol der Pic von Teneriffa? Dieser Ausdruck hätte also wol auch hier gewählt werden müssen. Und zweitens: daß Erasmus „Apophthegmata" (wie der vorhergenannte Zinkgref) geschrieben habe, ist mir nicht bekannt, es sind wol die „Adagia" gemeint (S. 114). Die neuerdings über Grimmelshausen's Familie zu Tage gekommenen Archivalien (von Albert Duncker in der „Allgemeinen Zeitung") verspricht Bobertag in einem Supplementheft zur ersten Abtheilung nachträglich zu verarbeiten. Wünschen wir dem verdienstvollen Verfasser einen rüstigen Fortgang seines Unternehmens und „einen sanften Spruch aus des Todtenrichters Munde"!

3. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 16: De la Littérature Allemande von Friedrich dem Großen. Heilbronn, Henninger. 1883. 8. 60 Pf.

4. Dasselbe. Nr. 17: A. W. Schlegel's Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Erster Theil (1801—1802). Die Kunstlehre. Heilbronn, Henninger. 1883. 8. 3 M. 50 Pf.

Gewiß ist es ein dankenswerthes Unternehmen nach dem Jahre 1870, nachdem wir auf mehr als hundert Jahre der herrlichsten, großartigsten Entwickelung unsers Volks und unserer Literatur, die immer der beste Spiegel eines Volks bleibt, zurückblicken können, das monumentale Werk des großen Preußenkönigs (Nr. 3) neu herauszugeben, und mit Fug und Recht wird es, obgleich in französischer Sprache geschrieben, unter die deutschen Literaturwerke gerechnet. Jetzt ist das Kanaan nach langen Irrfahrten in der Wüste erreicht, welches der große König und trotz allem deutsche Patriot sich beschied, nur wie Moses aus der Ferne schauen zu können. Wir haben folgendem Ur-

theil über die Schrift, welches der Herausgeber aus der „Haude- und Spener'schen Zeitung" vom 2. December 1780 abdruckt (S. XXV), nichts weiter hinzuzufügen:

Wenn es zuweilen dem deutschen Leser scheint, daß der Verfasser seine Sprache zu tief herabsetzt, die neuesten Schriftsteller derselben zu weniger Achtung würdigt, so wird er wenigstens zugestehen, daß er beiden den Weg vorgezeichnet hat, wie sie sich erheben und allgemeine Achtung erhalten können. Jeder Patriot, jeder Deutsche, der in sich höhere Fähigkeit zu fühlen glaubt, wird diesen Theil der Schrift nicht anders widerlegen, als wenn er etwas Vortreffliches hervorbringt, etwas, das würdig sei, von dem Verfasser gelesen zu werden. Da er in diesem Werk selbst findet, wie fähig dieser sei, das, was schön ist, zu fühlen, wie unparteiisch das, was er gut findet, zu loben, wie geneigt, in seiner Nation etwas Lobenswürdiges zu finden, wie hoffnungsvoll, sie zu der Höhe des wahren Ruhms in den Wissenschaften noch gelangen zu sehen, so wird er, weit entfernt, sich durch das Urtheil eines so großen Mannes niederschlagen zu lassen, vielmehr alle seine Kräfte aufbieten, die Erfüllung seiner Hoffnung zu beschleunigen.

Zu dem Neudruck Schlegel's (Nr. 4) hat der Herausgeber dessen eigenhändige Manuscripte, welche sich aus E. Böcking's Nachlaß in der dresdener Bibliothek befinden, benutzen können. Er gibt davon S. XV fg. ausführliche Rechenschaft. In Böcking's Ausgabe von Schlegel's Werken sind diese Vorlesungen nicht zu finden: um so dankbarer müssen wir dem Herausgeber für den Neudruck sein. Denn es ist nicht zu bestreiten, daß unter unsern Dichtern, d. h. denjenigen Schriftstellern, die nicht aus der bloßen Kritik Profession machen, nächst Lessing die beiden Schlegel die bedeutendsten Genies sind. Wir wollen nach dem zweiten Theil noch einmal auf den Gesammtinhalt dieser „Vorlesungen" zurückkommen, über den uns allerdings schon der Herausgeber in seiner vortrefflichen, ausführlichen Einleitung hinreichend orientirt. Auch über das Verhältniß dieser ersten berliner Vorlesungen von 1801—2 zu den fast dreißig Jahre später in Berlin gehaltenen, die gleichfalls in Böcking's Ausgabe fehlen, erhalten wir hier genügende Auskunft, deren Resultat ist, daß die ersten von 1827 in ihrem theoretischen Theil zu Grunde gelegen zu haben scheinen (XXXI). Ich möchte hier nur einen kleinen Punkt etwas näher erörtern, da er für mich ein besonderes Interesse hat. Minor sagt nämlich S. XXXIII: „Hier (1827) wird nun auch Schiller genannt, den die Vorlesungen von 1801 als Aesthetiker ganz ignoriren." Ich weiß nicht, was der Herausgeber mit diesem Ausdruck meint: meint er die Verschweigung von Schiller's Namen, so hat er recht; meint er ein Ignoriren in der Sache selbst, so hat er unrecht. Wenn aber auch Minor, wie mir jetzt scheint, das erstere gemeint hat (denn er sagt vorher: genannt), so wird doch das Folgende ein kleiner nützlicher Beitrag zu einem Commentar über diese höchst bedeutenden Vorlesungen sein. Wenn es S. 70 heißt: „Einige haben die eigene Sicherheit als die Quelle des Wohlgefallens angegeben, besonders wenn wir eine furchtbare Naturmacht zerstörend gegen andere wirken sehen, und daraus auch das Vergnügen an tragischen Darstellungen hergeleitet. Sie berufen sich dabei besonders auf eine berühmte Stelle des Lucrez", so scheint er hier wenigstens aus Schiller zu schöpfen, wenngleich dieser in seinem Aufsatz „Ueber die tragische Kunst", der auf den „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" folgt, sagt (Goedeke's kritische Ausgabe, X, 18; Hempel's Ausgabe, XV, 147): „Es dürfte schwer sein, mit dem Lucrez zu glauben, daß diese unnatürliche Lust aus einer Vergleichung unserer eigenen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entspringe." Die Stelle bei Lucrez findet sich II, 1—4. Auch die folgende Stelle scheint mir Schillerisch:

Dergleichen sind in der bildenden Kunst die Satyrn und Silene, in der Poesie die Masken des Aristophanes. Diese Figuren dürfen unsittlich sein, weil sie es dann doch eigentlich nicht sind: die Sittlichkeit ist bei ihnen durchaus aufgehoben, sowie auf der andern Seite die Göttergestalten über die Sittlichkeit hinausgehen, d. h. von dem zwingenden Gebot der Pflicht losgesprochen sind.

Vgl. die Worte der Ceres am Altar des Zeus im „Eleusischen Fest":

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zeichnet das Naturgebot:
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

Aehnliches wird sich auch in Schiller's ästhetischen Schriften auffinden lassen. S. 127 citirt Schlegel im Manuscript Schiller ausdrücklich, aber allerdings nicht als Aesthetiker, sondern als Dichter der „Künstler". Es ist die Stelle gemeint:

Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eignes, liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich selbst dem Räuber anzubieten.

Dasselbe Verhältniß findet statt S. 355, Z. 24, wo er die „Götter Griechenlands" anführt. Aber wo steht der Ausdruck (S. 299, Z. 19) „ästhetische Zaunhüter" bei Schiller? In seinen Gedichten nicht, das kann ich versichern. Und doch beruft sich auch hier Schlegel ausdrücklich auf Schiller. Um auch eine Probe von Schlegel's Stil zu geben, wähle ich die vortreffliche Schilderung des Lichts:

Daß durch systematische Befolgung der Linienperspective der vollkommenste Schein in Rücksicht auf Figur und Größe hervorgebracht werden kann, begreift am Ende auch der, welcher weder Maler ist, noch Anlage hat es zu werden; aber in der Region des Lichts und der Farben wird auf einmal der ganze Umfang der malerischen Zaubereien aufgethan. Das Licht, wiewol mechanische Physiker, die sich nichts denken können als das Handgreifliche, und die alles Lebendige erst ertödten müssen, um dann das caput mortuum zu zerlegen, es zu einer Materie haben machen wollen, so ist es dennoch gänzlich unkörperlich, und ihm kommt nichts von den Attributen desjenigen zu, was wir mit dem Namen Materie zu belegen gewohnt und berechtigt sind. Das Licht ist ein ewiges Selbsterkennen der Natur, die uns dadurch gleichsam schon in der Sinnenwelt den Wink zum Idealismus, zur Ein-

sicht in ihre durchgängige Geistigkeit gibt; so kommt es, durchaus nicht träge Materie, sondern rein activ vom Himmel zu uns herab, als der Ausdruck eines alles umfassenden Verhältnisses: wenn mir der Ausdruck vergönnt ist, die göttliche Sprache der Sonnen und der übrigen Himmelskörper untereinander, denen die Alten nicht ohne großen Sinn eine inwohnende Intelligenz zuschrieben.

5. Briefe von J. P. Hebel. Herausgegeben von Otto Behaghel. Erste Sammlung: Briefe an K. Ch. Gmelin, an die straßburger Freunde, an Justinus Kerner. Mit einem Bildniß Hebel's in Lichtdruck. Karlsruhe, Reuther. 1883. Gr. 8. 5 M.

Die vorliegenden „Briefe" sind eine höchst erquickliche Erscheinung, und selbst Menschen, die beim Lesen eines Buchs nur einen einseitigen wissenschaftlichen Zweck verfolgen, sind, wie ich aus Erfahrung weiß, durch den herzlichen und darum zum Herzen sprechenden Ton der Briefe innig ergriffen worden. Wie sich Hebel in seinem „Rheinischen Hausfreund" gibt, so, und noch inniger erscheint er hier, ein echter Süddeutscher, der an dem harmlosesten, bisweilen kindlichsten Humor seine reine Herzensfreude hat. Darin zeichnen sich besonders die Briefe an die straßburger Freunde aus, Leute aus dem Volk, „Gevatter Schneider und Handschuhmacher", die aber das Herz auf dem rechten Fleck haben. Nur eins fällt uns nach der Lektüre dieser Briefe schwer: uns Hebel als Kirchenfürsten seines kleinen Vaterlandes zu denken.

Robert Boxberger.

Plattdeutsche Literatur.

1. Wohre Geschichten. Von Adolf Hinrichsen. Ludwigslust, Hinstorff. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Twei Leiwsgeschichten von Adolf Hinrichsen. Ludwigslust, Hinstorff. 1883. 8. 2 M.

Bei der Durchsicht plattdeutscher Novitäten freuen wir uns immer, wenn uns ein Werk zu Händen kommt, das im Dialekt der eigenen Heimat (Mecklenburg) geschrieben ist. Recht kraus aber zieht sich unsere Stirn zusammen und unzufrieden schütteln wir den Kopf, wenn wir finden, daß der Verfasser eines solchen Buchs uns zwingt, auch ihm zu wiederholen, was bei andern schon oft an dieser Stelle gerügt ist und was wir in die Worte zusammenfassen: Wollt ihr euern Lesern eine „plattdeutsche" Lektüre bieten, so denkt auch plattdeutsch und übersetzt nicht hochdeutsch entworfenen Inhalt ins Plattdeutsche; wer das nicht kann, thut besser, sein Buch in hochdeutscher Sprache drucken zu lassen, als solch Zwitterwerk in die Welt zu schicken, was keinen echt Plattdeutschen befriedigt.

Leider trifft das eben Gesagte auch Adolf Hinrichsen's beiden Werke. Sehen wir uns zunächst die „Wohren Geschichten" (Nr. 1) an. Der Verfasser sagt hier in einer kurzen Vorrede, daß eine kleine Geschichte — wenn sie nur wahr ist — doch manchem mehr Freude macht (sollte auch nicht viel daran sein) als ein langer Roman. Wir wollen ihm hierin recht geben, vorausgesetzt, diese kleine Geschichte sei auch interessant geschrieben; denn das „Wahrsein" allein thut es wol nicht!

Gern erkennen wir dem Verfasser ein gewisses Schaffenstalent zu. Die „Strandgeschicht", „'Ne lütte Vagelgeschicht", „Ein Wihnachtsgeschicht" sind ja recht hübsch und poetisch gedacht. „Die beiden Miethen" und „Dat Mißverständniß" sind schon mehr aus Hanf gesponnen und nicht aus Flachs. Die Skizze „Ein Bild" dagegen sähen wir lieber hochdeutsch ausgeführt im Rahmen einer nach dem Genre Andersen'scher Mondscheinbilder verfaßten Sammlung, wo sie besser am Platze wäre wie hier.

Was uns aber nicht zufrieden stellt, sind Stil und Satzbau. Beide darf kein plattdeutscher Schriftsteller in dieser Weise handhaben. Durch solche Wiedergabe der Sprache kommt etwas Fremdes in dieselbe, das ihr nicht eigen ist. Der Leser wird in eine ungemüthliche Stimmung versetzt, während unser echtes Plattdeutsch gerade das Gegentheil bewirkt!

Wir finden Worte wie: heimwarts, besunders u. a. m., die uns gänzlich fremd in dieser Sprache sind. Dergleichen muß vermieden und der Satz anders gebaut werden. Auch treffen wir auf ähnliche Fehler wie: bögte, horchte, hulte, nickte, segnete u. s. w. Ein „in der Wolle gefärbter" Plattdeutscher drückt sich so doch nicht aus, ist vielmehr sehr geneigt, auch wenn er sich der hochdeutschen Sprache bedient, viele Endsilben zu verschlucken. Wollten wir die oben angeführten Worte z. B. in einem Satz zur Anwendung bringen, so könnte es immer nur heißen: he bögt sick öwer't Schippsburd un horkt wo de Wind hult; denn nickköppt Vadder mi to — segent mi u. s. f.

Wir glauben, der Verfasser findet bei eingehender Durchsicht selbst das fremde Element heraus, das er unserer guten Sprache beigemischt hat; lese er sich seine Arbeiten laut vor; er wird bald hören, wo es fehlt!

Das Werk desselben Verfassers: „Twei Leiwsgeschichten" (Nr. 2), zeigt eine etwas bessere Schreibweise, obgleich die gerügten Fehler sich immer noch bemerkbar machen.

Der Inhalt der beiden Liebesgeschichten ist unbedeutend. Zuweilen kann aber Unbedeutendes und Allbekanntes dennoch interessiren, wenn es in einem gemüthlichen Plauderton vorgetragen wird, der den Leser in behagliche Stimmung zu setzen vermag. Doch den vermißt man hier. Eine langweilige Breite macht sich oft in der Erzählung bemerkbar. Viel Unwahrscheinliches muß der Leser hinnehmen und die Zeichnung mancher Gestalt ist mit dem Tüncherpinsel ausgeführt. Jedenfalls sind es Erstlinge, die der Verfasser auf den Markt gebracht, und da ist es ja zu hoffen, daß nach gründlicher Selbstprüfung alle gerügten Unarten seiner Feder bei etwaigen spätern Producten verschwinden.

Studire Hinrichsen doch fleißig unsern alten Fritz Reuter; dessen Schreibweise zeigt ihm, wie er's machen muß. Auch Edmund Höfer's „Pap Kuhn", Derboek's „Spledder un Spöhn" sind gute Nachahmungen des bekannten plattdeutschen Meisters, die wir ihm als Vorbilder empfehlen.

3. Meckelbörge Geschichten ut dei olle gaude Tid. Von C. F. Dahl. Ludwigslust, Hinstorff. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Einen ganz andern Zuschnitt wie Nr. 1 und 2 zeigen Dahl's „Meckelbörge Geschichten". Wir finden darin durchweg die gemüthliche Sprache wieder, die den Leser anheimelt. Auch hier sind es nur einfache Vorgänge aus dem Leben einfacher Menschen, die der Verfasser schildert; doch werden sie natürlich und ansprechend erzählt. Alle vorgeführten Figuren stehen am rechten Platz, sind nach guten Mustern gezeichnet, die Dahl sich direct vom Lebensmarkt geholt hat. Ernste Stellen sind glücklich durchgeführt, ohne an Geschraubtheit zu leiden. Gesunder Humor macht sich vielfach geltend.

Um die Liebesgeschichte von Jlſ' und Fritz, die mit ihrem Hoffen und Bangen sich durch die ganze Erzählung rankt, bauen sich andere ländliche Vorkommnisse geschickt und hübsch auf, die der Leser gern mit durchlebt. Er wird recht vertraut mit Personen, wie z. B. dem biedern Ehepaar im Forsthause, dem lustigen Thierarzt, Jehannverre und Finkwäsch u. a. m., verfolgt mit stillem Lächeln die Jugend auf ihren Liebespfaden, ergötzt sich höchlich über das köstliche „Missingsch" der „gebildeten" Holländerfrau, murrt, daß der alte steifnackige Fischer seines Kindes Glück durchaus nach seiner Weise formen will, und trennt sich am Schluß ungern von den ihm liebgewordenen Gestalten, die er eine Strecke auf ihrem Lebensgang begleitet hat.

So muß es sein, wenn ein Buch gefallen und seinen Weg machen soll! Wir zweifeln nicht, daß Dahl's „Meckelbörge Geschichten" Glück haben und ihren Leserkreis finden werden.

4. Pluckfinken. Hoch- und plattdeutsche Gedichte von Daniel Bartels. Hamburg, Nestler u. Melle. 1882. 12. 1 M. 50 Pf.

Ein buntes Allerlei ist es, was uns hier geboten wird; gepfeffert und gesalzen, gerade wie „Pluckfinken" — das Leibgericht der Hamburger —, welches dem Band Gedichte seinen Namen hat leihen müssen.

Der Verfasser weist in einem Vorwort auf sein früheres Werk „Der Grillenscheucher" hin — uns lag es nicht vor —, welches ihn schon beim Publikum so bekannt gemacht hat, daß er wol hoffen darf, auch diese neue Schöpfung wird gern aufgenommen. Unter den plattdeutschen Dichtungen, die den weitaus größten Theil des Buchs ausfüllen, findet ein nicht verwöhnter Geschmack manches ihm Zusagende. Uns will es aber nicht gefallen, daß der Verfasser seinen Stoff zuweilen aus Quellen geschöpft hat, die besser verschlossen blieben. War ihm der Stoff ausgegangen, so konnte er ja seine Sammlung durch Ueberarbeitung älterer Muster vermehren, wie sie S. 26, 52, 57 u. s. w. zeigt. „De Trumpeter von Jericho" und „Lot un sien Wiew" durften hier fehlen. Dagegen haben wir die sehr hübschen Nummern auf S. 125 und 127: „Mien Mudder" und „Vadders Pulsterstohl", mit Vergnügen gelesen.

Zum Schluß sind dem Werkchen noch neun hochdeutsche Pièces beigegeben, von denen wir „Vorm Album" erwähnen wollen, als recht ansprechend gedacht und durchgeführt.

Daß der Verfasser uns manch gutes Weizenkorn finden ließ, macht uns die Spreu vergessen, auf die wir gleichfalls stießen, und — ist der Geschmack der Leser ja so gar verschieden — wollen wir ihm auch nicht die Hoffnung rauben, daß das Glück ihm zur Seite bleibt und er ebenso viele Verehrer für dies letzte Erzeugniß seiner Feder finden mag wie für die frühern.

5. Frans Essink, sien Liäwen un Driewen äs aolt Mönstersk Kind. Komischer Roman in zwei Abtheilungen: 1. Humoristischer Theil: Bi Liäwtiden. Von H. Landois. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Münster, Brunn. 1883. 8. 1 M. 40 Pf.

Das vorliegende Buch ist bereits in fünf Auflagen erschienen und von Männern, deren Namen vorzüglich klingen, als Edmund Höfer, Robert Hamerling, Emil Rittershaus, Levin Schücking, Felix Dahn u. a. m., in der besten Weise besprochen und empfohlen worden. Was bleibt uns da noch zu thun übrig? Nur wiederholen können wir, was jene vor uns bereits gesagt: der „Frans Essink" ist eine höchst amusante Lektüre. Mit breiten Pinselstrichen hat der Verfasser in seinem Werk Bilder aus dem alten Münster gezeichnet. Das eigenartige, gesellschaftliche Leben daselbst wird oftmals durch recht grelle Streiflichter erhellt. Witz und Satire sind jedem Kapitel reichlich beigemischt.

Jedenfalls ist die plattdeutsche Literatur durch den „Frans Essink" wiederum recht hübsch bereichert, und wenn auch manchem Leser der münsterische Volksdialekt — den Jakob Grimm ja von allen deutschen Mundarten für die reichhaltigste und wichtigste hielt — nicht ganz geläufig ist, so wird er sich doch bald hineinfinden und auch den echten Humor erkennen, der in dem Buche steckt. Wir sind gespannt auf den zweiten Theil.

A. Hermanny.

Deutsche Sprachliteratur.

1. Neues Handwörterbuch der deutschen Sprache, insbesondere für Lehrer, Präparanden, Gymnasiasten, Cadetten, Realschüler, wie auch für jeden Gebildeten. Auf Grund der neuen preußischen, sächsischen und bairischen Rechtschreibung und einem Nachwort über den Gebrauch des Wörterbuchs bearbeitet von J. Windekilde. Neuwied, Heuser. 1883. Gr. 8. 7 M.

Jeder, der auch nur mit einiger Aufmerksamkeit den Titel liest, muß schon von vornherein sich von dem Buch abgeschreckt fühlen. „Neues Handwörterbuch. Auf Grund der neuen Rechtschreibung und einem Nachwort bearbeitet." Wovon in aller Welt mag hier nach der Meinung J. Windekilde's der Dativ „einem Nachwort" abhängen sollen? Und wenn man schon den Dativ, der mit dem gleichsetzenden „und" an einen Genitiv angeknüpft ist, in diesen letztern Casus umsetzen wollte: war es denn wirklich die Meinung des Verfassers, daß er sein „Handwörterbuch" „auf Grund seines Nachwortes über den Gebrauch des Wörterbuchs" bearbeitet habe? Und nun sehe man dies Nachwort an! Hier lautet der Schlußabsatz wörtlich:

> Der Wunsch, namentlich dem heranwachsenden Geschlecht zur Erkenntniß der in den vorhergehenden Worten angedeuteten Beziehungen und dadurch zur Liebe und Ehrfurcht vor einer Sprache zu helfen, welche an Reichthum und Tiefe jeder andern ebenbürtig, vielen überlegen ist, hat mich während der ganzen Arbeit geleitet. Möge in seinem [in wessen? — wol „der Arbeit", aber dann müßte es „in ihrem" heißen] bescheidenen Theil der Erfolg nicht fehlen und Freude an diesem Schatz, an der diutisca, des Volks eigener Rede in mancher jungen Seele geweckt werden, daß es [welches „es?" — soll dies sächliche Fürwort wirklich als Vertreter des weiblichen Hauptworts „Seele" gelten?] der Verwilderung und Verlotterung widerstehe, die vielfach in Schrift und Wort, oft unter täuschendem Schimmer, ihr Wesen treibt. Gott geb's!

Ich habe hier absichtlich nur in kurzen zwischengeschalteten Bemerkungen auf die gröbsten grammatischen Schnitzer aufmerksam gemacht, weil dadurch auch dem blödesten Sinn sich handgreiflich zeigen muß, wie wenig berufen gerade der Verfasser zu seiner Arbeit war. Jedem, der auf Feineres einzugehen im Stande ist, brauche ich nicht erst zu bemerken, daß ein guter Stilist, namentlich da, wo er „dem heranwachsenden Geschlecht" Liebe zu der Muttersprache und Ehrfurcht vor derselben predigen will, sich vor einer falschen Zusammenziehung gehütet haben würde, wie in den Worten „Liebe und Ehrfurcht vor einer Sprache" u. a. m. Und dem, der eine Rede auf ihren wahren Gehalt zu prüfen versteht, muß sich unabweislich die Bemerkung aufdrängen, wie wenig Wesentliches und wirklich zur Sache Gehöriges in diesem Wortschwall enthalten ist. Und das Gleiche gilt von dem gesammten „Nachwort", das überhaupt durch ein richtiges „Vorwort" hätte erspart werden können und sollen; aber freilich nach dem inhaltlosen Vorwort mochte der Verleger recht haben, wenn er den Bearbeiter noch zu einem Nachwort veranlaßte, das „über die erwünschte Art des Gebrauchs des Buchs Auskunft oder denen, die noch wenig erfahren sind, Anleitung geben" sollte. Nur schade, daß das Nachwort allerdings de rebus omnibus et quibusdam aliis handelt, aber über das Wesentliche so gut wie nichts enthält. Da wird in geschwätziger Breite erzählt, daß jemand, der später ein Mann von mächtiger Beredsamkeit geworden, als Knabe statt „Dampfschiff" „Dampffisch" gesagt habe, bis er zu der Erkenntniß gekommen, daß es kein Fisch sei; ferner daß jemand statt „bettlägerig" den Ausdruck „bettlächerlich", ein anderer statt „Rococo" das Wort „Marokko" gebraucht habe.

Was aber soll nun dem, der sich dieser letztern Verwechselung schuldig macht, das Wörterbuch nützen? Wäre ihm das richtige Wort „Rococo" bekannt, so brauchte er es nicht nachzuschlagen; schlägt er aber „Marokko" nach, so findet er es im Wörterbuch nicht oder höchstens, wenn zufällig sich sein Blick auf „Maroquin" richtet, beiläufig erwähnt, ohne daß er über die falsche Anwendung statt „Rococo" irgendwie belehrt wird. Und wer schützt den des Französischen Unkundigen dabei vor der Aussprache des Wortes „Maroquin" nach deutscher Weise (sodaß also die letzte Silbe wie „kwin" lautet)? Daß den Fremdwörtern nicht die vom Deutschen abweichende Aussprache beigefügt ist, halten wir nach dem Zweck des Buchs für einen sehr empfindlichen Mangel und Uebelstand; aber auch abgesehen davon müssen wir — wofür wir nach dem Vorangeschickten wol keines ins Einzelne eingehenden Nachweises bedürfen — dies neue „Handwörterbuch" als eine nicht blos sehr überflüssige, sondern auch als eine sehr mangelhafte Zusammenstoppelung aus guten Vorgängern bezeichnen.

Das Einzige, womit diese in keinerlei Weise auf eigenen Füßen stehende Arbeit — selbst wenn sie besser ausgefallen wäre, als sie es in der That ist — ihr Dasein scheinbar rechtfertigen könnte, wäre die Anwendung der (wie es auf dem Titel heißt) „neuen preußischen, sächsischen und bairischen Rechtschreibung". Aber hierfür muß doch nachdrücklichst hervorgehoben werden, daß es in der That gar keine „neue preußische, sächsische und bairische Rechtschreibung" gibt, sondern eben nur eine „neue Rechtschreibung für die preußischen, die sächsischen und die bairischen Schulen", während amtlich in den einzelnen Ländern von Reichs wegen die „neue Schulorthographie" (denn nur so kann und darf sie wahrheitsgemäß genannt werden) nicht nur nicht anerkannt, sondern aufs entschiedenste verworfen wird.

Es ist allerdings tief beklagenswerth, daß wir Deutschen in dem endlich geeinten Deutschen Reich zwei verschiedene Orthographien besitzen, eine besondere für die heranzubildenden Schulkinder und eine andere amtliche, welcher im großen und ganzen die Mehrzahl aller Gebildeten anhängt, namentlich auch unsere bedeutendsten Schriftsteller und der Buchhandel und der Buchdruck, soweit es sich nicht eben um den Verlag von Schulbüchern handelt, und

welche daher die Jugend, sobald sie aus der Schule ins Leben übertritt, erst wieder eigens erlernen muß. Jeder wahre Vaterlandsfreund wird an seinem Theil dahin streben und wirken müssen, daß wir aus diesem unseligen und unwürdigen Zwiespalt heraus zu einer gleichmäßig für Schule und Leben geltenden einheitlichen Rechtschreibung gelangen. Bis dahin werden freilich die Verfasser von Schulbüchern nothgedrungen, ob willig oder unwillig, sich der zur Zeit eingeführten Schulorthographie fügen müssen; wer aber ein „Handwörterbuch der deutschen Sprache" nicht blos für die Schule, sondern für das deutsche Volk schreiben will, handelt offenbar unrecht und verkehrt, wenn er für sein Buch statt der amtlichen deutschen Reichsorthographie einseitig die Schulorthographie anwendet. Das höchste Zugeständniß, das man dieser machen könnte und dürfte, wäre, daß man auch ihre Abweichungen neben der im allgemeinen von der weit überwiegenden Mehrzahl aller Gebildeten und namentlich auch in den Ausgaben unserer Classiker angewendeten Reichsorthographie berücksichtigte. Und es kommt noch ein sehr beachtenswerther Umstand hinzu, der jedoch, wie es mir scheint, namentlich außer den Kreisen der Schule nicht zur Genüge bekannt und gewürdigt ist, nämlich daß — was allerdings Kundige gleich voraussahen und voraussagten — die weder auf eine allmähliche geschichtliche Fortentwickelung noch auf die strenge und folgerechte Durchführung eines Princips sich stützende Schulorthographie durchaus nicht — auch nur zur Zeit — so sicher und feststehend ist, wie es ihr als besonderer Vorzug nachgerühmt wurde und zum Theil noch wird.

2. Deutscher Wortschatz oder der passende Ausdruck. Praktisches Hülfs- und Nachschlagebuch in allen Verlegenheiten der schriftlichen und mündlichen Darstellung. Für Gebildete aller Stände und Ausländer, welche einer correcten Wiedergabe ihrer Gedanken in deutscher Sprache sich befleißigen. Mit einem den Gebrauch erleichternden Hülfswörterbuch. Bearbeitet von A. Schlessing. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 5 M.

Die verehrliche Redaction hat diese Bearbeitung des englischen „Thesaurus of English Words and Phrases by Peter Mark Roget" mir zur Besprechung zugesandt, wol weil sie mich als den Verfasser des 1873—77 nach dem genannten englischen Werk in erweitertem Maßstabe in zwei Bänden erschienenen Buchs: „Deutscher Sprachschatz, geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks, ein stilistisches Hülfsbuch für jeden deutsch Schreibenden", für besonders berufen zur Beurtheilung erachtete.

Als die erste Lieferung des Schlessing'schen Buchs erschienen war, wurde sie mir von meinem Verleger (Hoffmann u. Campe in Hamburg) mitgetheilt mit der Bitte um ein Gutachten. Dies gab ich denn auch ab, indem ich unter anderm an einer Anzahl von mishandelten Fremdwörtern nachwies, wie wenig berufen Schlessing zu einer solchen Arbeit sei. Einen Theil dieses Gutachtens benutzte die Hoffmann u. Campe'sche Verlagshandlung in einem Sendschreiben, das sie im November 1880 an die deutschen Buchhändler erließ. Ich will das dort Gesagte nicht wiederholen; es wird für den Kundigen vollkommen genügen, wenn ich angebe, daß an verschiedenen Stellen und wiederholt Wörter wie „Biennium, Decennium, Millennium", statt mit zwei, mit einem n auftraten, während „minorenn" sich die Umwandlung in „minnoren" gefallen lassen mußte, da von einem Zusammenhang dieser Wörter mit dem lateinischen annus Schlessing wol nicht die geringste Ahnung hatte. Die Richtigkeit der in dem Sendschreiben Schlessing vorgeworfenen Fehler ist von ihm anerkannt worden, da sie sämmtlich ohne Ausnahme durch einen Neudruck des ersten Hefts verbessert sind. Daß damit jedoch nur einige aufs gerathewohl herausgegriffene Ungeheuerlichkeiten ausgemerzt sind, aber dabei das Ganze wie ursprünglich ein elendes Machwerk und Plagiat geblieben ist, bedarf wol keiner Bemerkung, zumal wenn man auf der letzten Seite in dem „Druckfehlerverzeichniß" findet: „S. 159, Nr. 658 ist zu lesen: progressiren statt progressiv", und in Nr. 658 auf Nr. 282 hingewiesen ist, wo sich richtig, d. h. falsch wieder ein Verbum progressiren findet. Daß progressiv zu einem lateinischen progredi gehört, dem im Deutschen nicht progressiren, sondern progrediren entspricht: woher soll Schlessing das wissen?

Wer nach solchen Proben sich einem solchen Führer anvertrauen will, habeat sibi.

3. Deutsches Wort — Volkes Hort! Ein Mahnruf an alle wahrhaft vaterländisch gesonnene Männer zum Widerstand gegen planmäßige Zerrüttung deutscher Sprache von Hermann Pfister. Bevorwortet von Moritz Heym. Paderborn, F. Schöningh. 1883. 8. 15 Pf.

4. Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen von Hermann Riegel. Leipzig, Grunow. 1883. Gr. 8. 1 M.

Der Misbrauch der Fremdwörter in unserer Sprache hat vielfach zu verschiedenen Zeiten die Klage und den Mahnruf vaterländisch gesinnter Männer hervorgerufen, wobei nur zu bedauern bleibt, daß bei den Vorschlägen zur Abhülfe manche durch Uebertreibung und Ungeschick der guten Sache, die sie fördern wollten, selbst Abbruch gethan. Ich habe über die Frage der Fremdwörter mich mehrfach ausgesprochen, z. B. in dem Vorwort zu meinem „Fremdwörterbuch", und am ausführlichsten und eingehendsten in einem Aufsatz, den man in meinen „Deutschen Sprachbriefen" (4. Aufl., Nr. 269a und 276a, vgl. auch Nr. 302b) abgedruckt findet und auf den ich, um mich nicht zu wiederholen, hier verweise.

Es ist ein beachtenswerthes Zeichen, daß in der jüngsten Zeit die Klagen wegen der überhand nehmenden Ausbreitung der Fremdwörter und die Mahnrufe wegen Beseitigung der entbehrlichen mehren; denn außer den obengenannten beiden Schriften gehört hierher auch ein schon von mir in d. Bl. kurz angezeigtes „Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter" von H. Dunger

(1882) und ein Aufsatz von Johann Kelle: „Die Verwälschung der deutschen Sprache" in Heft 62 der Zeitschrift „Nord und Süd" u. a. m.

Einerseits kann man hieraus ersehen, wie das um sich greifende Uebel in immer weitern Kreisen als ein solches gefühlt und empfunden wird, andererseits aber eben daraus Hoffnung schöpfen; denn Erkenntniß des Uebels ist der erste Schritt zur Heilung und Besserung, namentlich hier; unsere so unerschöpflich reiche und bildsame Muttersprache bietet, wenn man ihre Schätze nicht übersehen und vernachlässigen oder gar verschmähen, sondern mit eingehendem, vollen Verständniß, mit ernster, eifriger Hingabe und mit unermüdender Ausdauer erschürfen, ausbeuten und ausprägen will, überreichen Ersatz für alle eingedrungenen oder aufgezwungenen undeutschen Fremdlinge. Welche Schätze sich so gewinnen lassen, dafür haben als einen zur Nachfolge einladenden und ermuthigenden Vorgang z. B. auf dem Gebiete des Verkehrswesens Heinrich Stephan, auf dem des Heer- und Kriegswesens der Große Generalstab, auf dem der Rechtssprache die Reichsgesetzgebung schöne Proben und Anfänge gegeben.

Die Erörterung, wie das so Angebahnte weiter auszuführen und auszudehnen wäre, überschreitet die Grenzen dieses Aufsatzes. Ich verweise nur kurz auf die Vorschläge, welche die Schrift von Riegel enthält, und ganz besonders (wie schon in dem Aufsatz in meinen „Deutschen Sprachbriefen") auf die meisterhafte Festrede, die schon im Jahre 1874 der ausgezeichnete Du Bois-Reymond an des Kaisers Geburtstag „Ueber eine Akademie der deutschen Sprache" gehalten hat. Daniel Sanders.

Zur Charakteristik der Kriegspoesie.

1. Die Poesie des Kriegs und die Kriegspoesie. Von G. Huyssen. Berlin, Maurer-Greiner. 1883. Gr. 8. 6 M.

Das uns zur Besprechung vorliegende Buch zerfällt in zwei Theile: „Die Poesie des Kriegs" und die „Kriegspoesie", und ist offenbar eine Nachfrucht der reichen Literatur des Jahres 1870/71. Seine Entstehung verdankt es denn auch den bekannten Worten Moltke's über „das Wesen und die Nothwendigkeit der Kriege", die manchem zu denken gegeben haben.

In dem erstern Theil, der übrigens schon in Anbetracht seiner Kürze sehr gut als Einleitung, nicht als besonderer Theil des Buchs hätte gelten können, bemüht sich der Verfasser, den Krieg, diese weltgeschichtliche Erscheinung, in mildem Lichte erscheinen zu lassen, insbesondere die ihm zu Grunde liegenden idealen und poetischen Momente hervorzuheben.

Mit Geschick weist der Verfasser, der als Feldprediger an der Campagne von 1870—71 theilnahm und somit genügend beobachten und lernen konnte, die hohe Bedeutung des Kriegs für die Entwickelung der Weltcultur und des Völkerlebens nach. Er legt richtig dar, wie der männerwürgende Krieg so manche schöne Eigenschaften: Muth, Selbstverleugnung, Hingabe für einen höhern Zweck, Aufopferungsfähigkeit für das Gemeinwohl, Vaterlandsliebe u. s. w. fördert. Freilich ist hier nur der Krieg gemeint, welcher im ernsten Drange unabweisbarer Nothwendigkeit zur Beschützung der heiligsten Güter des Vaterlandes geführt wird. Ein leichtsinnig und willkürlich in despotischer Eroberungslaune begonnener Krieg hat nichts Poetisches: er ist in sich unwahr. Gewiß ist jeder Krieg ein Uebel, aber ein nothwendiges Uebel in einer Welt, wo „selbst das menschliche Leben, das Leben der ganzen Natur ein ewiger Kampf der Gegenwart um die Zukunft ist". Thatsache ist, daß hier auf Erden der Spruch:

> Es kann der Beste nicht im Frieden bleiben,
> Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt —

seine volle Berechtigung hat. Thatsache ist es auch, daß „jeder Krieg, selbst der siegreichste, ein Unglück ist; keine Entschädigung an Gebiet oder Geld kann die vielen Menschenleben und die Trauer der Familien ersetzen". Zum Trost aber mag gereichen, daß eben der Krieg ein Prüfstein für den Charakter und die sittliche Energie, der schönste Maßstab für die nationale Kraft ist:

> Im Felde, da ist auch der Mann noch was werth,
> Da wird auch die Kraft noch gewogen.

Diese Worte gelten nicht nur für den Einzelnen, sondern auch von dem ganzen Volk. So sagt auch Luther: „Man muß den Krieg mit einem männlichen Auge ansehen und darf nicht nur denken, welche große Plage er sei, sondern auch daran, welcher großen Plage mittels des Kriegs ein Ende gemacht werden soll."

Dieses sind die Grundgedanken des ersten Theils der Huyssen'schen Schrift. Es spricht daraus ein edler freimüthiger Sinn und wir sind mit allem, was er hier ausspricht, einverstanden.

Weniger hat uns der zweite Theil: „Die Kriegspoesie", befriedigt. Gewiß will das Buch kein gelehrtes sein; es ist durchaus populär gehalten. Aber auch so dürfte eine Darstellung der Kriegspoesie nicht blos so aphoristisch — obschon der zweite Theil 250 Seiten ausmacht —, so nonchalant in Bezug auf die vorausgegangenen Forschungen sein. Zunächst betrachtet der Verfasser die „Kriegspoesie der frühern Zeiten und Völker", dann die der Befreiungskriege, der Zeit von 1815—70, endlich die des Deutsch-Französischen Kriegs. Den ersten Kriegs- und Heldenliedern begegnen wir in den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, in den mosaischen Schriften. Vertreter der Kriegspoesie bei den Griechen sind insbesondere Kallinos von Ephesus und Tyrtäus, welche bekanntlich zur Zeit des zweiten Messenischen Kriegs blühte. Daneben ist noch besonders Alcäus zu nennen.

Die Ausbeute für die Kriegspoesie in der römischen Literatur ist auffallend gering. Und doch waren die Römer eine kriegerische Nation wie keine zweite. Ein Grund hierfür liegt wol darin, daß sie nicht eigentliche nationale Freiheitskriege führten, sondern ihre Feldzüge zumeist den Charakter von Eroberungszügen trugen. Solche Kriege haben an sich wenig Ideales und Poetisches und können daher auch in keiner Weise Kriegspoesie hervorrufen: eine Erscheinung, die sich bei den doch gewiß kriegerisch gesinnten Franzosen im Vergleich mit den Deutschen und ihrer reichen Kriegspoesie bestätigt findet.

Von der römischen Dichtung geht der Verfasser zu der altdeutschen über. Hier haben wir, wie jedermann weiß, eine reiche Ausbeute. Im Mittelalter versiegt in der deutschen Dichtung das Kriegslied fast völlig. Die Ritter schlagen Schlachten, aber sind weiche und träumerische Minnesänger. Das ausgehende Mittelalter zeigt eine neue herrliche Blüte der Kriegspoesie in dem historischen Volksliede. *)

Gänzlich vermissen wir in dem Huyssen'schen Buch eine strenge Auseinanderhaltung der Kunst- und Volkspoesie und eine eingehendere Berücksichtigung dieser. Hier hätte sich ihm ein gar schönes und reiches Feld eröffnet. Die wenigen von ihm mitgetheilten Proben sind doch allzu sporadisch gehalten. Einen kurzen Blick wirft der Verfasser dann auf die Kriegspoesie der übrigen europäischen Völker. Keine Nation kann sich an Fülle, Reichthum und Erhabenheit der Kriegspoesie mit der deutschen nur entfernt vergleichen. Die Darstellung der deutschen Kriegspoesie zur Zeit der Befreiungskriege und der Zeit von 1815—70 ist im ganzen nicht ohne Geschmack, wenn sie auch keinen wissenschaftlichen Werth hat. Die Behandlung der Kriegslyrik von 1870—71 aber hat uns geradezu unbefriedigt gelassen. Und doch wäre dem Verfasser nach den vorausgegangenen Forschungen und Schriften nichts leichter gewesen, als hiervon ein recht schönes und anschauliches, namentlich nicht allzu skizzirtes und lückenhaftes Bild zu liefern. Der Verfasser hat es nicht der Mühe werth gehalten, sich einmal das vorhandene Quellenmaterial anzusehen. Er kennt oder berücksichtigt weder Rudolf von Gottschall's trefflichen Essay „Die Kriegslyrik von 1813 und 1870" in „Unsere Zeit" (1871, S. 225 fg.) noch das erschöpfende Werk „Die patriotische Dichtung von 1870/71 unter Berücksichtigung der gleichzeitigen politischen Lyrik des Auslandes" von Otto Weddigen (1880), welches unter anderm auch in Nr. 51 d. Bl. f. 1880 warm beurtheilt wurde. Der lebende wie der künftige Literarhistoriker wird also in Huyssen's Schrift kein sicheres und wissenschaftliches Urtheil über die Kriegspoesie von 1870—71 vernehmen können, um so weniger, da er bei den Vertretern derselben neben hervorragenden Namen auf diesem Felde solche findet, die eigentlich nur gänzlich Ephemeres beigesteuert haben. Uebrigens ist das Huyssen'sche Buch kein Werk, welches neue Resultate eigener wissenschaftlicher Forschung aufweist. Es ist eine populär gehaltene Darstellung bekannter Dinge, kann aber in weitern Kreisen sein Gutes wirken durch den warmen Hauch vaterländischer Gesinnung, der es beseelt.

*) Möge es gestattet sein, den sich hierfür interessirenden Leser auf die „Geschichte der deutschen Volkspoesie" von Otto Weddigen hinzuweisen.

2. Die deutschen Heldensagen für jung und alt wiedererzählt von Gotthold Klee. Mit 5 Bildern von F. A. Joerdens und J. Schnorr. Gütersloh, Bertelsmann. 1883. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Das Buch ist werthvoll für die deutsche Jugend, und der Verfasser, welcher bereits früher eine treffliche Sammlung: „Zwanzig deutsche Volksbücher", in demselben Verlag veröffentlichte, versteht es, in seiner Erzählung den richtigen volksthümlichen Ton zu treffen. Zu billigen ist namentlich, daß dieselbe sich an die besten Quellen hält und nicht aus modernen Bearbeitungen schöpft. Im Anhang sind Anmerkungen beigegeben, die über die einzelnen Quellen Aufschluß geben. Sei das Buch der Jugend und dem Volk empfohlen! Otto Weddigen.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Als wir das letzte mal über die bereits in zehn stattlichen Bänden vorliegende „Storia Universale della Letteratura" von Angelo de Gubernatis berichteten, glaubten wir, das Werk sei bereits vollendet. Da werden wir wieder von vier neuen Bänden überrascht, die uns eines andern belehren. Das umfassende Werk ist noch immer in der Fortsetzung begriffen; der Umschlag verheißt noch drei weitere Lieferungen. Die neuen Bände bringen uns „Storia del Romanzo" (Band 9) nebst „Florilegio Romantico" (Band 10 in zwei Abtheilungen), und „Storia della Storia" (Band 11) nebst „Florilegio Storico". Der Plan ist auch hier derselbe wie in den frühern Bänden, sodaß in beiden oder allen vieren die gesammte Weltliteratur, alter und neuer Zeit, umfaßt wird. Unter den deutschen Romanen neuester Zeit erkennt der Herausgeber Gustav Freytag's „Soll und Haben" die Palme zu; aus der classischen Periode werden Auszüge aus Jean Paul's „Titan" und Goethe's „Wilhelm Meister" mitgetheilt, dessen Held irrthümlicherweise Alfredo Meister genannt wird. Die Uebersetzungen dieser beiden Stücke rühren die erstere von Gubernatis, die letztere von G. Berchet her. Unter deutschen Historikern im zwölften Bande finden wir in der Anthologie eine ziemliche Zahl vertreten und zwar: Herder, Niebuhr, Mommsen, Savigny, Gregorovius, Ranke, Leo, Strauß, Wolfgang Menzel und von Hammer. So viel Stoff aber auch in diesem Sammelwerke von verhältnißmäßig geringem Umfange zusammengedrängt ist, so können wir uns, offen gestanden, für dasselbe doch nicht erwärmen und dessen Nutzen nicht absehen. Es kann nur der Oberflächlichkeit Vorschub leisten, solche Lückenbüßer als Proben aus den Werken der zahlreichen Schriftsteller zu geben, die dem Leser hier vorgeführt werden. Bei der Dichtung lassen wir uns das gefallen; ein Gedicht oder eine Scene aus einem Drama oder ein Auszug aus einem Epos

genügen, falls sie mit richtigem Takt gewählt sind, um sich eine Vorstellung von den Leistungen eines Dichters zu machen. Ein anderes ist es aber mit der Prosa, wenn man sich so weit über die Weltliteratur hin erstreckt und daher auf so kleine Pröbchen sich beschränken muß, wie es hier geschieht. Es heißt jemand zumuthen, nach einem Backstein ein Haus beurtheilen. Und wie soll das erst werden, wenn, wie wir aus der Anzeige ersehen, der Herausgeber sogar eine Anthologie aus sämmtlichen hervorragenden Philosophen der alten classischen und neuen Welt veranstalten wird? Diese Bedenken konnten wir dem unermüdlich strebenden Gelehrten nicht vorenthalten.

Eine ähnliche Ausstellung, wie die eben gemachte, trifft nicht eine andere Anthologie, die uns vorliegt und die mehr zum Schulgebrauche bestimmt ist und sich allerdings nicht für deutsche, sondern für englische Schulen eignet, außer etwa für deutsche Handelsschulen, in denen das Englische hinlänglich gepflegt wird, ehe man zum Unterricht im Italienischen schreitet. Der Titel des Werks lautet: „Italian Readings. Nuova Antologia della Prosa Italiana Moderna compilata, corredata di note e tradotta in Inglese" von Aristide Provenzal (Pisa, Uebelhart, und Livorno, im Selbstverlag des Herausgebers). Wir werden hier, durch längere oder kürzere Proben, mit den hervorragendsten neuern italienischen Schriftstellern von Alfieri (1749—1803) bis zu Isidoro Coletti (geb. 1851) bekannt gemacht. Die Auszüge sind stets derart, daß sie den Autor trefflich charakterisiren (wir erwähnen z. B. den charakteristischen Auszug aus Leopardi's Werken: „Dialogo fra un venditore di almanacchi e un signore"). Vom Herausgeber selbst sind auch einige von ihm verfaßte Stücke mit aufgenommen und die englische Uebertragung ist tadellos.

— Unter dem Titel „Gite di un Artista" bietet Camillo Boito, Verfasser einer Reihe kunsthistorischer Schriften, anziehende Schilderungen von Kunstwerken, der Architektur, Malerei und Bildhauerei in Italien oder genauer in Custozza, Vicenza, Venedig, Triest, ferner in Krakau, Wien, Berlin und Baiern, woran sich noch die der nationalen Ausstellung der schönen Künste in Turin vom Jahre 1880 und der internationalen in Rom vom Jahre 1882 schließen. Da unsere Leser besonders das interessiren wird, was Boito über deutsche Kunst zu sagen hat, so wollen wir noch hinzufügen, daß es sich bei Wien um die Schilderung der Architektur auf der allgemeinen Ausstellung vom Jahre 1873 handelt, bei Berlin um die der Mosivarbeit am Siegesdenkmal, bei Baiern um Kunstwerke in Augsburg, Nürnberg, Regensburg und die Walhalla; endlich wird München mit seinen Museen und der archäologischen Kunst, den Gemälden, der Sculptur und Architektur geschildert. Die Schilderungen gemahnen uns an die Adolf Stahr's, nur daß wir in Boito in noch erhöhtem Maße den Fachmann zu erkennen glauben.

— Von der als sehr praktisch anerkannten englischen Grammatik für Spanier: „Nueva Gramática Inglesa, Curso teórico-practico" von J. J. Braun (Leipzig, F. A. Brockhaus) liegt uns eine zweite Auflage vor. Bei dem verhältnißmäßig geringen Umfange von nur 248 Seiten bietet diese Grammatik wirklich so viel des Guten und Trefflichen, daß man sie zur Uebersetzung ins Deutsche empfehlen könnte. Selbst die Prosodie fehlt nicht, außer einem reichen Vocabelschatz, der Interpunktionslehre, den gebräuchlichsten Abkürzungen u. s. w., woran sich gut gewählte Lese- und Uebersetzungsstücke, prosaische wie poetische, schließen. Bemerkt sei noch, daß die zweite Abtheilung in englischer Sprache geschrieben ist. Um doch etwas an dem guten Buche auszustellen, sei noch erwähnt, daß uns unter der Angabe der gebrauchten Zeichen in der Schrift die eines „Acute accent, um eine kurze Silbe, und The grave (`), um eine lange anzudeuten", aufgefallen sind. Die englische Sprache kennt solche nicht; es kann sich daher hier nur um etwa in derselben gebräuchliche Fremdwörter handeln.

Bibliographie.

Feistner, W., Geschichte der königlichen Stadt Aussig bis zum Jahre 1547. Ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen in Böhmen. Reichenberg, Schöpfer. Gr. 8. 5 M.

Gäbler, L., Der zentralamerikanische Bosporus zwischen Colon und Panama. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 M.

Harpf, A., Die Ethik des Protagoras und deren zweifache Moralbegründung, kritisch untersucht. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Hiller, F., Erinnerungsblätter. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Deutsche Kolonialbestrebungen. Angra Pequena und Südwestafrika, beleuchtet von F. Fabri. Das Congo-Gebiet, geschildert von Freiherrn A. v. Danckelmann. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 50 Pf.

Kosjek, J., Aus den Papieren eines Vertheidigers. Graz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Krause, K. C. F., Vorlesungen über synthetische Logik nach Principien des Systems der Philosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Krauss, F. S., Südslavische Hexensagen. Wien, Hölder. Gr. 4. 2 M.

Lorm, H., Natur und Geist im Verhältniß zu den Culturepochen. Teschen, Prochaska. 8. 3 M. 50 Pf.

Petersen, R., Henrik Steffens. Ein Lebensbild. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Das Recht auf Arbeit. Eine Wahlflugschrift von H. R. v. R. Leipzig, Renger. Gr. 8. 60 Pf.

Roi, J. F. A. de le, Die evangelische Christenheit und die Juden, unter dem Gesichtspunkte der Mission geschichtlich betrachtet. 1ster Bd.: In der Zeit der Herrschaft christlicher Lebensanschauungen unter den Völkern. Von der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Karlsruhe, Reuther. Gr. 8. 7 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 58: Carl Loewe, eine ästhetische Beurtheilung. Von M. Runze. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 75 Pf.

Schipper, J., William Dunbar. Sein Leben und seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst einem Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Literatur- und Culturgeschichte. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 7 M.

Schröer, K. J., Goethe und die Liebe. Zwei Vorträge. Heilbronn, Henninger. 8. 1 M. 50 Pf.

Schrörs, H., Hinkmar, Erzbischof von Reims. Sein Leben und seine Schriften. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 10 M.

Schüz, A., Philosophie und Christeutum. Eiue Charakteristik der Hartmann'schen Weltanschauung für jeden Gebildeten. In 5 Briefen an Herrn E. von Hartmann. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Stern, A., Ueber die Beziehungen Chr. Garve's zu Kant, nebst mehreren bisher ungedruckten Briefen Kant's, Feder's und Garve's. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 2 M.

Sterne, C., Herbst- und Winterblumen. Eine Schilderung der heimischen Blumenwelt. Mit 71 Abbildungen in Farbendruck, nach der Natur gemalt von Jenny Schermaul, und mit vielen Holzstichen. 1ste Lfg. Prag, Tempsky. 8. 1 M.

Stoltze, A., Das Orakel des Telephon. Lustspiel. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 8. 75 Pf.

Stricker, S., Physiologie des Rechts. Wien, Toeplitz u. Deuticke. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Sweet, A. E., und J. A. Knox, Humoristische Reise durch Texas von Galveston bis zum Rio Grande. Aus dem Englischen von R. Teuscher. Mit 167 Illustrationen im Text und 10 Holzschnitt-Tafeln. Jena, Costenoble. Gr. 8. 10 M.

Telmann, K., Lebensfragmente. Novellen. (4te Folge.) Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Thieme, E., Kriegers Heimkehr. Patriotisches Festspiel zum Sedantage. Mittweida, Polytechnische Buchhandlung. 8. 15 Pf.

Vadnai, C., Der böse Nachbar. Erzählung. Deutsch von M. Hetsch. Einzige autorisirte Uebersetzung. Wien, Engel. Gr. 8. 70 Pf.

Wassmannsdorff, K., Johann Christoph Friedrich Gutsmuths. Heidelberg, K. Groos. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Weddigen, F. H. O., Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Iu ihren Grundzügen dargestellt. München, Callwey. 8. 6 M.

Das Wetter. Meteorologische Monatsschrift für Gebildete aller Stände. Herausgegeben von R. Aßmann. Zugleich Organ des Vereines für Wetterkunde zu Magdeburg, Zweigverein der deutschen meteorologischen Gesellschaft. 1ster Jahrg. April 1884 bis März 1885. 12 Hfte. Magdeburg, Faber. Gr. 8. 6 M.

Wiermann, H., Der deutsche Reichstag. Seine Parteien und Größen. I. Th.: Die Deutsch-Freisinnigen. Leipzig, Renger. Gr. 8. 5 M.

Wieser, F. v., Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirthschaftlichen Werthes. Wieu, Hölder. Gr. 8. 5 M.

Zeising, A., Der goldene Schnitt. Nach dem nachgelassenen Manuscript des Verfassers gedruckt. Mit 1 Tafel. Halle. Gr. 4. 3 M.

Ziesing, T., Gesundheitslehre in der Volksschule. Mit 26 Abbildungen. Gießen, Roth. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 33. —— 14. August 1884.

Zur neuesten Shakspeare-Literatur.

II.

Wider Erwarten hat sich die diesjährige Shakspeare-Literatur um zwei, freilich nur kleinere Schriften vermehrt, abgesehen von dem neuen Jahrgang des „Shakspeare-Jahrbuchs", der eine hervorragende Bedeutung in Anspruch nimmt, sodaß ich ihm auch bei der Besprechung den Vorrang einräumen muß:

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Neunzehnter Jahrgang. Weimar, Huschke. 1884. Gr. 8. 9 M.

Den Reigen der Abhandlungen eröffnet A. Freiherr von Loën mit einem Thema, welches, wie man glauben sollte, längst erschöpft sein müßte, insofern man dabei die Behandlung desselben seitens Shakspeare's ins Auge faßt; denn an und für sich hat der Verfasser freilich recht, wenn er am Schluß sagt, die Liebe sei ein unerschöpfliches Thema. Dem Nachsatz: „Jeder empfindet und denkt darüber anders", möchte ich indessen nicht so unbedingt zustimmen, selbst nicht, wenn ich dabei an Schopenhauer denke, der allerdings eine ganz originelle Ansicht über die Liebe aufgestellt hat. Es gibt aber eben nicht viele Schopenhauer, und der gewöhnliche Schlag, zu dem ja die weitaus größere Mehrzahl der Menschheit gehört, ja selbst die Gebildeten und Gelehrten, denkt wol so ziemlich gleich über die Liebe, oder denkt überhaupt gar nicht darüber, sondern empfindet sie einfach. Gleichwol hat A. von Loën seinem Gegenstand Interesse zu verleihen verstanden.

Nikolaus Delius behandelt in gewohnter, sachkundiger und gediegener Weise „Die Freundschaft in Shakspeare's Dramen" und zieht dabei „The Two Gentlemen of Verona", „The Merchant of Venice", „Julius Caesar", „Romeo and Juliet", „Hamlet", „Twelfth Night", „Troilus and Cressida", „Coriolanus" und als Beispiel „der einzigen dauernden Mädchenfreundschaft „As You Like it" (zu meiner Genugthuung führt er die Stücke unter ihren englischen Titeln, sowie das einzige Citat aus „The Merchant of Venice", wie ich stets für das „Shakspeare-Jahrbuch" befürwortet habe, in der Ursprache an, worin ich ihm gern folge) zu seiner Betrachtung heran. Wie in meinem diesjährigen ersten Artikel möchte ich auch hier wieder, ohne indessen Gewicht darauf zu legen, beiläufig darauf hinweisen, daß auch Baco in seinem Essay über „Freundschaft" diejenige zwischen Julius Cäsar und Brutus besonders hervorhebt. Delius beleuchtet die verschiedenartigen Freundschaftsverhältnisse, die in den genannten Dramen geschildert werden, und liefert so einen neuen Beweis für die vielseitige — myriad-minded — Menschenkenntniß des Dichters.

Ein Gleiches thut Julius Thümmel in der zunächst folgenden Abhandlung „Der Liebhaber bei Shakspeare". Er hat den Gegenstand in viel erschöpfenderer Weise als Freiherr von Loën behandelt, was schon aus dem größern Umfang seines Artikels — er umfaßt 44 Seiten, der von Loën's nur 15 — zu ersehen ist. Letzterer, dies mag gleich hinzugefügt werden, mußte sich freilich Schranken auferlegen, da seine Arbeit zum Vortrag zur Jahresversammlung der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft bestimmt war und so auch im Vorjahre die Versammlung einleitete. Thümmel wirft, wie in frühern Leistungen, auch diesmal wieder so manches neue Licht auf die Dramen, die er unter dem aufgestellten Gesichtspunkte einer Prüfung unterzieht, und theilt sie in zwei Klassen ein, je nachdem die eigentliche Liebe, Love, oder die bloße Neigung, Fancy, in ihnen zur Darstellung kommt. Es sei nur für manchen, der die Unterscheidung bisher übersehen haben mag, erwähnt, daß Hamlet die Reihe der Fancy-Erotiker, als der bedeutsamste derselben, schließt. Daß dagegen die Liebe

Romeo's z. B. als Love bezeichnet werden muß, wird wol jedem von selbst einleuchten. Die Abhandlung ist gewiß ebenso unterhaltend wie belehrend; ich muß aber den Verfasser daran erinnern, daß, wenn er eingangs derselben sagt, selbst dem Monotheismus des Alten Bundes sei „das größte und werthvollste aller Geheimnisse, das Wesen der Liebe, noch nicht aufgegangen", er vergessen hat, daß es im Hohelied Salomonis (Kap. 8, 6. 7), das ja zu den Büchern des Alten Bundes gehört, heißt: „Denn mächtig wie der Tod ist die Liebe; mächtige Wasser vermögen nicht zu löschen die Liebe und Ströme überfluten sie nicht. Gäbe ein Mann seines Hauses ganzes Gut um Liebe — man würde ihn nur verachten." Nun, ich denke, nachdrucksvoller kann man nicht von der Liebe reden und konnte man selbst in der romantischen Zeit des Ritterthums nicht von ihr denken. Und steht das ganze Hohelied selbst, dem die Stelle entnommen ist, irgendeinem Minnegesang des Mittelalters oder irgendeinem Epithalamium älterer oder neuerer Zeit an Ueberschwenglichkeit in der Verherrlichung der Geliebten nach? Selbst Spenser's Dichtung ist nur eine Nachahmung derjenigen, welche dem König Salomo zugeschrieben wird. Also ist künftig mehr Genauigkeit oder mehr Rücksicht bei solchen Aussprüchen zu wünschen.

Der fleißige Shakspeare-Forscher R. Sigismund behandelt diesmal „Die Musik in Shakspeare's Dramen", ein Thema, das bereits früher von F. Förster im „Jahrbuch" besprochen worden. Sigismund beschränkt sich daher auf dasjenige, was dieser unerwähnt gelassen, und bringt Shakspeare's Aeußerungen über Musik, die sich in so vielen seiner Dramen zerstreut vorfinden, in Verbindung mit den sogenannten moralischen Schriften des Plutarch, auf deren Uebereinstimmung mit vielen bedeutenden Aussprüchen des Dichters er schon in einer frühern Abhandlung hingewiesen hat. Denn zu Shakspeare's Zeit sei, wie schon Förster nachgewiesen, die Achtung vor der Musik keineswegs so groß und allgemein gewesen wie heutzutage; also müsse er seine Ansichten über sie wol aus dem classischen Alterthum geschöpft haben, im vorliegenden Fall aus Plutarch's Abhandlung über Musik und den Tischgesprächen. Die Uebereinstimmung wird dann nachgewiesen, was freilich nur wieder dazu beiträgt, das in meinem ersten Artikel erwähnte Räthsel zu erschweren; es müßte denn erwiesen sein, daß ihm auch die genannten Schriften des Plutarch durch eine Uebersetzung *) zugänglich waren. Aber auch dann würde die von mir dort angedeutete Schwierigkeit nicht gehoben sein, da Eindrücke, die man blos aus einer Uebertragung gewinnt, in der Regel wenigstens kaum stark genug sind, um so fortwährende Reminiscenzen zu erwecken, wie es hier der Fall gewesen. Und man wird doch nicht glauben wollen, Shakspeare habe die Stellen einzeln zusammengeklaubt oder sich eine Blumenlese solcher aus der Uebersetzung des Plutarch angelegt, um sie bei Gelegenheit in seinen Dramen zu verwenden und darin einzuflechten? Da hätte er doch gar zu mechanisch gearbeitet!

Sigismund stellt jedoch noch eine andere Vermuthung auf, aus welcher er sich die häufige Erwähnung der Musik in Shakspeare's Dramen erklären möchte. Außer seiner durch das Lesen der moralischen Schriften des Plutarch gewonnenen Vorliebe für die Musik nämlich will es ihm scheinen, „als hätte es zu des Dichters Zeit in den Theatern noch keinen besondern Raum für die Musiker gegeben. Sie erschienen, wie die Schauspieler, auf der Bühne, sobald die eigentliche Handlung einen Ruhepunkt erlangt hatte und eine Pause eintreten sollte. Das Publikum sollte auch während dieser Pause unterhalten werden, und damit die Musik nicht ganz und gar als etwas nicht zur Bühne Gehöriges erschiene, wurde sie wol oft von Shakspeare mit der Handlung des Stücks in einigen, wenn auch losen Zusammenhang gebracht."

Hiermit schließt die Reihe der Abhandlungen dieser Gattung, die in neuerer Zeit beliebt geworden ist und von welcher das „Jahrbuch" schon eine ziemlich große Zahl gebracht hat. Ich kann mich für eine solche Behandlung des Dichters nicht erwärmen. Sie wird auch gar zu handwerksmäßig. Man nimmt wie Rosinen aus einem Plumpudding, die Texte aus den Dramen heraus und paßt sie seinem Zweck an, um nachzuweisen, was und wie der Dichter über diese oder jene Eigenschaft, diesen oder jenen Stand, diese oder jene Tugend, dieses oder jenes Laster u. s. w. sich geäußert hat, und der Leser ist auf diese Weise genöthigt, solchen Zerstückelungen der Dramen zu folgen, diese Brocken hinunterzuschlucken, ohne dadurch im Verständniß des Ganzen eines Stücks gefördert zu werden. Es ist diese Behandlungsweise jedenfalls eine sehr leichte, noch leichter als die früher beliebte ästhetisirende und analysirende.

Einen praktischern Zweck verfolgen die beiden nächsten Abhandlungen: „Die englischen Komödianten in Oesterreich" von Johannes Meißner und „Eine Bühnenbearbeitung des Cymbeline" von Heinrich Bulthaupt. Erstere ist eine dankenswerthe und fleißige Ergänzung zu Albert Cohn's bekannter gediegener Leistung über die englischen Komödianten in Deutschland und bringt viel des Neuen und Interessanten. Der erste Theil der hier enthaltenen Forschungen, welche die Zeit, wo Shakspeare selbst noch am Leben war, umfaßt, ist unlängst bereits als Buch erschienen, und hier bietet der Verfasser einiges „Appetitreizende", wie er sagt, und zur Fortsetzung seiner Forschung Anregende, womit er zugleich verschiedenes erst nachträglich Gefundene oder über die dort behandelte Zeit Hinausreichende verbindet. Für Oesterreich verdankt er das Repertoire der englischen Komödianten von 1607—8, also aus Shakspeare's Blütezeit, einer Mittheilung in Hurter's „Geschichte Ferdinand's II." Wir können hier natürlich die vielen interessanten Data, welche die Abhandlung enthält, nicht aufzählen und wollen nur noch hinzu-

*) North hat bekanntlich nur die Biographien übersetzt, die Shakspeare zur Bearbeitung seiner Römerdramen benutzt hat.

fügen, daß Meißner im zweiten Bande seiner Studie nicht blos die neu über den Kanal kommenden englischen Gesellschaften selbst und deren Nachahmer weiter zu verfolgen, sondern auch den Einfluß Shakspeare's auf die deutsche Bühne in vor-Lessing'scher Zeit in richtigeres Licht zu stellen verheißt. Gewiß eine höchst interessante Aufgabe, deren Lösung jeder Literaturfreund mit Spannung entgegensehen wird.

Die letztere Abhandlung verdient hervorragende Beachtung und wird sie sicher auch an geeigneter Stelle, d. h. seitens der Theaterdirectoren finden, nachdem der Verfasser durch sein auch unlängst in d. Bl. besprochenes Werk als so tüchtiger Dramaturg sich bewährt hat. Er fordert mit Recht als Bedingung einer guten Bearbeitung „möglichste Anpassung des Werks an die modernen Theaterverhältnisse bei möglichster Schonung des Originals". Präciser kann man wol kaum seine Forderungen formuliren. Wolzogen's Bearbeitung des „Cymbeline" nun thut ihm in erster Beziehung noch zu wenig; Vincke dagegen verfahre so frei, daß von dem Shakspeare'schen Bau kaum ein Stein auf dem andern bleibe. Nachdem Bulthaupt dann die Mängel beider des Nähern auseinandergesetzt, schlägt er in bescheidener Weise seine eigene neue vor, welcher, wie er sagt, competente Beurtheiler, darunter der Herausgeber d. Bl., die dem Stück selbst fremd und fast feindlich gegenüberstehen, gelegentlich der öffentlichen Aufführung ihren kritischen Segen ertheilt haben. Daß eine gute Bearbeitung eine bedeutende und wünschenswerthe Errungenschaft für unsere Bühnen sei, braucht keinem gesagt zu werden, der diese Perle unter den Shakspeare'schen Dramen, mit einer Frauengestalt wie derjenigen Imogen kennt.

Ich komme nun zur letzten Abhandlung: „Die Sonettperiode in Shakspeare's Leben" von Hermann Isaac. Es ist dies die umfangreichste und gründlichste im diesmaligen „Jahrbuch", und sie reiht sich den auf Thatsachen beruhenden insofern an, als sie einerseits nach Massey's, Delius' und anderer Vorgang auf Parallelstellen in den Sonetten und Dramen Shakspeare's *), andererseits auf historische Daten gestützt, ihre Beweise führt und eine neue Anordnung der Sonette vorschlägt. Isaac's erster Schluß, daß die Betrachtung der Parallelstellen allein in den Sonetten 1—17 und „Venus und Adonis" hinreiche, um die Unhaltbarkeit jener Hypothese einzusehen, nach welcher der Earl von Pembroke Shakspeare's Freund gewesen sein soll, hat bereits bald nach dem Erscheinen des „Jahrbuchs" seine Bestätigung gefunden. In der „Academy" vom 7. Juni befand sich nämlich eine Mittheilung, dahin lautend, Harrison habe aus dem „Calendar of State Papers" ermittelt, daß, als genannter Graf erst siebzehn Jahre alt war, seine Aeltern bereits über eine Heirat für ihn mit Bridget de Vere von der Cecilfamilie unterhandelt haben, und daß besonders seine Mutter, die Gräfin von Pembroke, bekanntlich Sir Philipp Sidney's Schwester, die Partie zu Stande gebracht wünschte. Der Unterhändler und Diener des Grafen von Pembroke war Arthur Massinger, der Vater des berühmten Dichters Philipp Massinger. Hieraus ist es nun erwiesen, daß der junge William Herbert nicht der Freund gewesen sein könne, an den Shakspeare die sogenannten Procreationssonette 1—17 gerichtet haben soll, es müßte denn einem Conjecturenjäger, der sich um Thatsachen nicht kümmert, wo es sich darum handelt, seinen Scharfsinn zu zeigen, einfallen, gerade in der Zahl 17 einen Beweis zu finden, daß sie an den siebzehnjährigen jungen Mann gerichtet sein müssen. Beiläufig sei hier erwähnt, daß, einem weitern Bericht in der „Academy" vom 22. Juni zufolge, Tyler in der letzten Sitzung der New Shakspeare Society die Vermuthung aufgestellt hat, die schwarze Schöne in den Sonetten sei eine Mrs. Fytton, Hofdame der Königin, gewesen. Wäre deren Identität mit jener erwiesen, so würde des verstorbenen Fritz Kraus mit so viel Fleiß und Scharfsinn aufgebaute Combination, nach welcher sie mit Lady Rich identisch gewesen sein soll, zum leeren Hirngespinst werden. Freilich könnte auch diejenige Tyler's ein solches sein. Hier steht eine Conjectur der andern gegenüber, und beide haben gleichen Werth, bis nicht eine etwaige spätere glückliche Entdeckung, wie die vorige, die wahre Thatsache ans Licht bringt und beide vielleicht als nichtig erweist.

Interessant ist zunächst der Nachweis Isaac's, daß den gedachten ersten siebzehn Sonetten hinsichtlich der Gedankenparallelismen nach „Venus und Adonis" „Romeo und Julie" am nächsten steht. Er theilt die der jugendlichen Sonettperiode angehörenden Sonette in acht Gruppen ein, und zwar in folgender Weise: 1) Die Procreationssonette 1—17. 2) Preis der Schönheit des Freundes: 26. 20. 53. 59. 106. 22. 62. 67. 68. 105. 104. 108. 126. 37. 3) Unsterblichkeit: 18. 19. 54. 55. 63. 65. 4) Liebe: 135. 136. 153. 154. 23. 128. 145. 121. 5) Reiselieder: 50. 51. 113. 114. 24. 46. 47. 27. 28. 43. 61. 44. 45. 48. 97—99. 6) Liebeslust und Leid: 75. 131. 132. 127. 21. 130. 56. 94. 69. 70. 95. 96. 36. 57. 58. 149. 91—93. 49. 87. 151. 7) Eifersucht: 150. 141. 148. 138. 143. 88—90. 147. 139. 140. 142. 152. 144. 133. 134. 137. 33—35. 40—42. 129. 146. 8) Poetische Nebenbuhler. Der Freund: 76. 103; 38; 32, 39—79; 80, 85, 86—82—83; 84—78; 100, 101. Er bestimmt dabei deren Abfassungszeit, gestützt auf gründlich erforschte Data und glaubt dieselbe in ihrer Gesammtheit hinreichend fest begründet zu haben. Es sind diese Data

*) Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß, als ich in meinem diesjährigen ersten Artikel zur Shakspeare-Literatur sagte, selbst nicht der Sonettendichter Shakspeare berechtige zur Annahme, daß er die Dramen geschrieben, mir diese Parallelstellen wohl bekannt waren, ich aber damit meinte, daß der Inhalt der Sonette nicht derart sei, daß man deren Verfasser so von Gelehrsamkeit strotzende Dramen zutrauen könne. So viel, um Misverständniß zu vermeiden. Das Räthsel der Urheberschaft wird freilich durch diese auffallenden Parallelstellen nur noch erschwert. Wird es je gelöst werden? Vor einem zweiten Räthsel stehen wir außerdem noch bei der hier angestellten Vergleichung der Procreationssonette (1—17) mit „Venus und Adonis", einer Dichtung, die ebenfalls den classischgeschulten oder doch gebildeten Verfasser in ganz anderer Weise verräth als die allerdings herrlichen, aber doch von allem gelehrten Anstrich freien Sonette. Mit Ausnahme einer einzigen, in welcher Narcissus erwähnt ist, sind aber auch die angeführten Parallelstellen frei von einem solchen.

Uebereinstimmung von Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken und die Gleichförmigkeit ihrer Einkleidung, wie er sie an Hunderten von Beispielen als zwischen diesen Sonetten und den anerkannt jugendlichen Dichtungen bestehend nachgewiesen hat. Es fehle jedoch dieser Berechnung zu ihrer vollen Gültigkeit noch die Probe ihrer Richtigkeit. Es gelte zu ermitteln, wer der Freund sei, auf dessen Persönlichkeit, Lebensalter und Lebensstellung diese Sonette passen. Da er zu denen gehört, die sie für autobiographisch halten, so erblickt er in der Beantwortung dieser und damit zusammenhängender Fragen das Ziel, nach dem seine Forschung vorzudringen habe, um die Fictionstheorie in ihrer ganzen Unhaltbarkeit erkennen zu lassen. Er hält nun für den Freund den Grafen Robert Essex und für die in den Sonetten erwähnten Nebenbuhler die Dichter Spenser und Marlowe. Mit seiner Auslegung der Stelle am Anfang des neunten Sonetts:

Is it for fear to wet a widow's eye
That thou consum'st thyself in single life?

die Isaac unter andern Beweismitteln zur Unterstützung seiner Conjectur mit ins Feld führt, kann ich mich indessen nicht einverstanden erklären. Hier scheint er dem sehr einfachen und, wie mich dünkt, einleuchtenden Sinn Gewalt anzuthun. Es soll sich nämlich das widow auf die Mutter des Grafen beziehen und der Text so viel sagen als: „Fürchtest du dich, deine Mutter zu betrüben, deren Witwentrost (?) du bist und von der dich eine Heirath trennen würde?" Nun ist das erstens unnatürlich. Wer würde daran denken, daß es eine Mutter betrüben könne, ihren Sohn vermählt zu sehen, wobei eine Trennung von ihr ja auch nicht nöthig wäre. Nun aber gar eine Mutter, die, wie Isaac selbst gleich nachher ausführt, nur einmal zehn Monate lang Witwe gewesen! In dieser Zeit müßte also das Sonett geschrieben worden sein, folgert Isaac nach seiner Auffassung, natürlich sehr mit Recht. Es scheint aber, als ob er hier blos um des Zwecks willen, die Abfassungszeit des betreffenden Sonetts feststellen zu können, über den in demselben so klar ausgesprochenen Sinn sich hinweggesetzt habe. Es heißt nämlich nach obigen Versen weiter:

Ah! if thou issueless shalt hap to die,
The world will wail thee, like a makeless wife:
The world will be thy widow. . . .

Das heißt doch wol deutlich genug: du kannst unter keinen Umständen entgehen, eine Witwe zu hinterlassen, ob du heirathest oder nicht. Im erstern Falle könnte es die Gattin, im letztern würde es die Welt sein! Die ganze Schönheit dieses Gedankens ginge durch Isaac's Auslegung verloren. Um auch den des Englischen unkundigen Leser in Stand zu setzen, zwischen Isaac's und meiner Auslegung zu entscheiden, sei auch noch Bodenstedt's Uebertragung hier mit angeführt:

Ist es die Furcht, daß eine Witwe weine
Um dich, was einsam dich gebunden hält?
Ach! stirbst du einsam, weint um dich als deine
Verlassne Gattin einst die ganze Welt.
Die Welt wird deine Witwe sein und weinen,
Daß sie von dir kein Ebenbild erzieht,
Wo jede Witwe sonst in ihren Kleinen
Des Gatten Züge stets lebendig sieht.

Für seine Ansicht, daß unter den Rivalen Spenser und Marlowe zu verstehen seien, bringt Isaac aus des erstern „Fairy Queen" und des letztern „Hero and Leander" recht plausible Beweise bei, auf die hier einzugehen der Raum nicht gestattet.

Es erübrigt nur noch, aus der gründlichen Arbeit die weitern Sonettengruppen anzuführen. Die neunte ist die der „Versöhnung" und umfaßt 109—112; 117—120. 115. 102. 77; 122 (?). Das Fragezeichen ist das des Verfassers; weshalb, ist mir nicht ersichtlich. Die zehnte endlich besingt die „Freundschaft": 52; 60. 64. 81; 29—31, 66; 71—74; 107; 25. 124. 125; 116. 123. Unter der Ueberschrift „Sonettperiode" wird dann später die Abfassungszeit mehrerer unter den zehn Gruppen aufgezählten aus Parallelstellen in den Dramen zu ermitteln gesucht. Mitunter scheint es mir aber doch, als ob der Verfasser, nicht gerade in diesem letzten Abschnitt, sondern in frühern, in der Auffindung solcher Stellen etwas zu weit gegangen sei, und diese zuweilen an solche erinnern, die Mrs. Pott im „Promus" des Lord Bacon gefunden zu haben glaubt. Doch, wie gesagt, es trifft diese Ausstellung nur vereinzelte Fälle. Daß zahlreiche schlagende Parallelstellen in den Dramen sich vorfinden, ist ja schon vielfach, auch in den Anmerkungen zu Bodenstedt's Uebertragung der Sonette nachgewiesen worden, und diese auffallende Erscheinung — freilich nicht auffallend für den, dem die Urheberschaft der Dramen feststeht — stellt uns eben, wie bereits erwähnt, vor ein doppeltes Räthsel bei den Sonetten und Dramen, die an sich schon so viele Räthsel uns aufgeben.

Von Druckfehlern habe ich in dieser letzten Abhandlung nur folgende wenige bemerkt. S. 197 muß es nach „General of hot desire" 154 nicht 153 heißen; S. 205 „For well" nicht Far well, und S. 233 soll Fleay 1594 als die Abfassungszeit „Richard's II." setzen, während er mit Malone das Jahr 1593 dafür gelten läßt. Schließlich noch die Bemerkung, daß Fleay sogar 1604, also noch ein späteres Jahr als Hertzberg (S. 53), für die Entstehung von „All's Well" annimmt.

Ueber die zwei neuen Broschüren über „Hamlet" kann ich mich, gewiß zur Genugthuung der Leser, kurz fassen.

2. Das Geheimniß des Hamlet. Ein Versuch zur Lösung eines alten Problems von Edward P. Vining. Aus dem Englischen von Augustin Knoflach. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Augenscheinlich ist diese Schrift wol eine Satire auf die zahllosen Auslegungsversuche der berühmten Tragödie. Mit vollständiger Sachkenntniß ausgerüstet und mit anscheinend vollkommenem Ernst versucht es der Verfasser, den Beweis zu führen, daß Hamlet ein — Mädchen gewesen sein müsse. Um ein kleines Beispiel von der Beweisführung des Verfassers zu geben, sei eine Stelle aus der Schrift hier angeführt:

Wir bemerken bei Hamlet eine schnelle Auffassung der Geschlechtsverschiedenheit, welche anzudeuten scheint, daß seine Gedanken sich oft mit diesem Gegenstand beschäftigten (?). Wenn er z. B. sagt: „Und doch, was ist mir diese Quintessenz von Staube?" — „Ich habe keine Lust am Manne"; und bemerkt, daß Rosenkranz lacht, fügt er sogleich hinzu: „Und am Weibe auch nicht; wiewol ihr das durch Euer Lächeln zu sagen scheint." Und dann wieder in seinem Zwiegespräch mit dem Todtengräber, wenn er fragt: „Für was für einen Mann gräbst du es?", und die Antwort erhält: „Für keinen Mann", so fragt er gleich wieder: „Für was für eine Frau denn?"

Nun, ich glaube, das kann doch nur Scherz sein. Der Scherz ist aber gut, und deshalb können wir es denen empfehlen, die für solchen Sinn haben und der ernst gemeinten Hamlet-Commentare, deren jeder eine funkelnagelneue Idee ausgeheckt oder darin gefunden zu haben glaubt, gründlich überdrüßig ist. Einen der letztern Art, dessen Verfasser den dieser gelungenen Satire um seine Lorbern beneidet und das von ihm gewählte Motto aus Hamlet:

> You would pluck out
> The heart of my mystery —

zum seinigen gemacht zu haben scheint und es auch seinerseits zu verwirklichen gesucht hat, habe ich nun zum Schluß dem Leser vorzulegen. Dessen Titel lautet:

3. Shakspeare's Hamlet, Prinz von Dänemark. Besprochen von A. Oehlen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1883. 8. 1 M.

Wenn ich eben gesagt, der Verfasser habe Vining's Motto zum seinigen gemacht, so muß ich das insofern zurücknehmen, als er seinem Schriftchen ein eigenes voranstellt, welches lautet: „Kunst ahnt Gesetz, wo Wissenschaft noch tastet." Diesem Ausspruch wird wol jeder zustimmen. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Verfasser auf der nämlichen Seite fragt: „Und was will die Kunst?" und antwortet: „Das Gesetz des Lebens finden und darstellen." Das soll die Kunst wollen? Und das spricht einer aus, der, wie ich soeben aus der Hinrichs'schen Bibliographie ersehe, selbst die Kunst übt, denn er hat „Die Werbung. Komödie in drei Acten" veröffentlicht und vielleicht schon frühere mir unbekannt gebliebene Schöpfungen aufzuweisen?! Die Kunst, sollte ich, der ich sie zwar nicht übe, meinen, will einfach das Leben darstellen, ohne sich um das Gesetz desselben zu bekümmern. Freilich widerspricht der Verfasser sich gleich nachher, und zwar nicht ein-, sondern zweimal. Denn erst heißt es:

> Ob es überhaupt wirklich zu finden, ist fraglich, und daß es fraglich, ein Glück. Denn sobald es gefunden, das Gesetz des Lebens, hat die Kunst aufgehört zu sein. Statt ihrer sehen wir ein Rechenexempel, und entseelt sinken wir nieder am Fuß des entschleierten Bildes. Aber es ist noch verschleiert, es gibt noch eine Kunst.

Und wiederum gleich nachher:

> Die dramatische Kunst sucht das Gesetz des menschlichen Lebens darzustellen.

Also doch wieder! Das ist ja die Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt; ein wahrer circulus vitiosus; ein „Wirrwarr" von Gedanken, wie die „der zufälligen Erscheinungen, aus welchem sie, die dramatische Kunst, wie es weiter heißt, den Zufall ausschaltet (sic!), das nothwendige Gesetz findet", — also sie findet es doch! — „es uns mit Grazie und Schönheit darstellt".

Doch ich halte mich und den Leser viel zu lange bei diesen einleitenden, widerspruchsvollen und confusen Reflexionen auf. Schreiten wir zur Sache, zur Enthüllung des Geheimnisses, welches der Verfasser im „Hamlet" entdeckt zu haben glaubt. Und was ist des Pudels Kern? Es ist das Gesetz der Vererbung, welches erst die neueste Zeit entdeckt hat und, davon erwähnt er nichts, erst Darwin, Galton und Ribot gelehrt und behandelt haben. Zur Vererbung kommen noch Erziehung, Umgebung, Zeitumstände hinzu, welche zusammen den menschlichen Charakter, also auch den Hamlet's, entwickeln, und dieses so neue (?), vorher noch nie geahnte (?) „Gesetz des Lebens" hatte Shakspeare geahnt, während „die Wissenschaft noch tastet", hat er dargestellt, während „die Wissenschaft es noch sucht" (!?). Nachdem er die Tragödie auf dieses neueste Prokrustesbett gestreckt und sie dieser seiner Theorie anzupassen gesucht hat, ruft der Verfasser triumphirend aus:

> So habe ich dargethan, daß — unter Ausschluß jeder Willkür — die Entwickelung des Stücks einhergeht mit der Entwickelung in Hamlet's Charakter, der Charakter Hamlet's sich wiederum mit Nothwendigkeit aus den im Stück gegebenen Factoren in der das Stück bedingenden Weise bilden und entwickeln mußte. Damit habe ich aber bewiesen, daß Hamlet's Charakter die Folge ist der Ererbung.

Das Weitere haben wir eben vorher citirt. Nun, da der Autor mit seinem Q. e. d. so zufrieden ist, so wollen wir ihn in seiner Befriedigung nicht stören und hoffen, seine Leser mögen sie mit ihm theilen.

David Asher.

Novellistisches und Feuilletonistisches.

1. Bachem's Novellensammlung. Eine belletristische Haus- und Familienbibliothek. Band 16: Angelica von Ste.-Croix. Roman von Marie Berger. (Sophie von Follenius.) Band 17: Nur Pavia. Historische Novelle von Ernst Lingen. Verloren. Novelle von E. von Rudorff. Band 18: Der Versucher. Novelle, nach dem Russischen des Sagoskin von H. von Veltheim. Das Grab des Verschollenen. Amerikanische Novelle von E. von Rothenfluh. Band 19: Keine Wahl. Novelle von Paula Ried. Der Glöckner von St.-Dièze. Novelle von Mariam Tenger. Köln, Bachem. 1884. 8. Jeder Band 1 M.

Das Unternehmen sei der Gunst unsers Lesepublikums, welches sich hoffentlich noch den Sinn für gesunde Einfachheit und naive Herzlichkeit bewahrt hat, bestens empfohlen. Die Auswahl ist mit großer Sorgfalt getroffen

und hat — ausgenommen die übermäßige Bevorzugung des weiblichen Schriftstellerelements — unsern vollsten Beifall. Unter die modernen Stoffe mischt sich von Zeit zu Zeit ein historischer („Vor Pavia") — mit vollem Rechte, denn wir wollen in der Kunst bisweilen in ferne, hinter uns liegende Regionen versetzt sein. Auch die Literatur des Auslandes (Band 18) ist gebührend berücksichtigt: „Der Versucher" ist eine treffliche Skizze aus dem russischen Gesellschaftsleben zu Beginn unsers Jahrhunderts; „Das Grab des Verschollenen" behandelt eine Episode aus dem amerikanischen Bürgerkriege; das Grausige des Stoffs ist in fein gemilderter Abtönung dargestellt. In Rudorff's „Verloren" überrascht die sichere und scharfe Charakterzeichnung der weiblichen Gestalten. Die Gegenüberstellung der koketten, herzlosen Josephine und der weichen, edeln Ellen ist dem Verfasser sehr gelungen, und so alt der Gedanke ist, so hat er ihm doch durch verschiedene originelle Wendungen neues, selbständiges Leben eingeflößt.

2. Bibliothek für Ost und West. Zusammengestellt von Alfred Friedmann. Band 2: Novellenkranz von E. von Bauernfeld. Band 3: Ausgewählte Pariser Briefe von Max Nordau. Band 4: Daniela. Roman von Joseph Weilen. Band 5: Unterwegs. Fortsetzung des Wanderbuchs: „Meine Sonntage". Von J. Nordmann. Band 7: Blätter im Winde. Neue Skizzen von F. Groß. Band 8: Neue Lebensmärchen. Von A. Friedmann. Wien, Engel. 1884. 8. Jeder Band 1 M.

Ueber E. von Bauernfeld's Novellen noch ein Wort zu verlieren, wäre überflüssig. Diese kleinen Meisterstücke der Erzählungskunst empfehlen sich am besten selbst. Der Name des gefeierten Autors sichert ihnen von vornherein eine große Verbreitung.

Max Nordau's „Pariser Briefe" sind, wie alles aus der Feder dieses hochbegabten Schriftstellers, geistreich, aber zersetzend. Seine Bilder aus der Seinestadt wirken durch ihre Natürlichkeit so frappant, wie die jetzt in Mode gekommenen Augenblicksphotographien. Nordau will ein Photograph des Lebens sein. Aber der Autor möge nicht vergessen, daß der wirkliche Photograph sich nicht begnügt, dem Publikum das Negativ zu geben, welches er durch die Einwirkung des Lichts unmittelbar erhält, sondern mit feiner und verständiger Hand aus demselben das Positiv herausarbeitet. So möge auch er fernerhin versuchen, nicht blos alles zu negiren — wozu die jämmerlichen augenblicklichen Zustände in Paris freilich verlocken —, sondern die Eindrücke des mächtig einherflutenden großstädtischen Lebens auch einmal benutzen, um etwas Positives zu schaffen, das bleibenden Werth behält, an dem wir und er selbst eine rechte Freude haben können.

In „Daniela" hat Joseph Weilen es verstanden, ein altes Thema originell und geschickt zu variiren. Ein Gatte und glücklicher Familienvater geräth in die Netze einer schönen, aber herzlosen Künstlerin, mit deren Künsten es besser steht als mit ihrer Kunst. Er ist in Begriff, die grobe Thorheit zu begehen, Weib und Kind um dieses Geschöpfes willen zu verlassen, ja er schreckt sogar vor der noch gröbern Thorheit nicht zurück, die Sängerin zu heirathen. Da wird er eine Viertelstunde vor dem Glockenschlage durch zwei Freunde, deren einer selbst eine Zeit lang in den Banden der Kokette gelegen, gerettet und den Seinen wiedergegeben. Das Ganze ist elegant geschrieben und spannend erzählt, die Figur des unglücklichen Bachmeyer darf auf Originalität und feine Charakteristik Anspruch machen.

„Unterwegs" sind Reiseskizzen, Tagebuchblätter, welche J. Nordmann gesammelt. Es läßt sich ihnen wenig zum Tadel und nicht viel zum Lobe nachsagen. Ansprechend, weil anspruchslos, wäre wol die richtigste Bezeichnung.

Einzelne der „Blätter im Winde" hätte der geschätzte und beliebte Feuilletonist der „Wiener Allgemeinen Zeitung", F. Groß, vielleicht lieber unpublicirt lassen sollen. Solche kleine Essays wie „Der Maler auf der Bühne" und „16 Stunden 37 Minuten", in denen die wiener Gemüthlichkeit stark an die nachsichtige Harmlosigkeit des Lesers appellirt, nehmen sich im Rahmen des Tagesblattes recht anziehend aus, aber

Jeder, sieht man euch einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in pleno, gleich wird auch ein Dummkopf daraus.

Dafür entschädigen freilich wieder reichlich so frisch und anziehend geschriebene Aufsätze wie „Die Verkannten" oder der über die wiener Cafés, in welchen sich der Humor Groß' von der liebenswürdigsten Seite zeigt.

Die „Neuen Lebensmärchen" Alfred Friedmann's endlich sind Schöpfungen eines eigenartigen, hervorragenden Talents, eine wirkliche Labsal in der Monotonie der heutigen Durchschnittsliteratur. Zu den besten Skizzen des Büchleins gehören die „Bretonische Legende" und „Die Revolution der Bücher". Die Darstellungsweise des Verfassers würde kunstvoll zu nennen sein, wenn derselbe sich sein Prunken mit Jean Paul'scher Zettelkastengelehrsamkeit und seine häufigen Citate aus allen möglichen Sprachen abgewöhnen wollte.

3. Wer ist der Held? Roman von Gräfin Baudissin. Gotha, F. A. Perthes. 1884. 8. 4 M.

Wer ist der Held? Ich fürchte, so wird sich mancher Leser nach der Lektüre des Buchs kopfschüttelnd fragen. Der Roman hat keinen Helden. Es laufen mehrere Liebes- und andere Verhältnisse ziemlich unverknüpft durcheinander; an einer durchgreifenden Handlung, einer das Ganze durchdringenden Idee fehlt es vollständig. Zwei junge Leute lieben einander zuerst unbewußt, dann wissend, sind aber zu stolz, es einander zu gestehen und quälen sich so den ganzen Roman hindurch selbst. Endlich wird die junge Dame mit ihrem Wagen umgeworfen und erhält einige Contusionen. Infolge dessen wird der Liebhaber von Angst ergriffen, er könnte die Theure verlieren und gesteht ihr alles: das ist das eine Motiv des Romans; man kann sich nach demselben wol einen Begriff von dem Uebrigen machen! An einer Entwickelung, einem Werdenlassen der

Charaktere fehlt es vollständig. Dazu dieses aus drei Sprachen zusammengesetzte Kauderwelsch, welches die Verfasserin ihre Figuren sprechen läßt. Der Roman spielt in den Kreisen unsers besten Landadels: ich kenne Menschen, welche viel in solchen Kreisen verkehrt haben und die mir versicherten, man spreche dort ein ebensolches gutes einfaches Deutsch wie wir andern Christenmenschen, ohne in jedem Satze ein französches oder englisches Citat anzubringen.

Von biographisch-kritischen Schriften liegen uns die folgenden vor:

4. Zur Erinnerung an Eduard Lasker. Von Arthur Wolff. Berlin, R. Pohl. 1884. 8. 1 M.
5. Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt. Lübeck, Grautoff. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Franz von Kobell. Eine Lebensskizze von Luise von Kobell. München, Braun u. Schneider. 1884. Gr. 8. 1 M.
7. Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie von Eugen Zabel. Mit dem Bildniß Turgenjew's. Leipzig, O. Wigand. 1884. Gr. 8. 4 M.

Die letzten drei Schriften sind mit den Porträts und Facsimiles der Gefeierten geziert. Allen läßt sich ein Gemeinsames nachrühmen: daß sie mit Liebe zur Sache geschrieben sind. Die ersten treten in dem anspruchslosen Gewand der Broschüre vor uns hin, Zabel's Buch präsentirt sich als Buch in eleganter Ausstattung.

Die Schrift „Zur Erinnerung an Eduard Lasker" von Arthur Wolff (Nr. 4) erörtert, ohne weiter auf die Lebensumstände des verstorbenen Parlamentariers einzugehen, dessen Stellung zu den hervorragenden politischen Parteien unsers Vaterlandes sowie zum Reichskanzler. Der Verfasser weicht ängstlich jedem Worte aus, dem man etwa einen panegyrischen Sinn unterschieben könnte; er bemüht sich, so objectiv als möglich zu sein. Das muß man hoch anerkennen, gegenüber dem vielen oft widerwärtigen Geschrei, das unmittelbar nach Lasker's Hinscheiden von Freundes- wie von Feindesseite über dessen Bedeutung erhoben wurde. Wie einst der Cid Campeador, so wurde auch Lasker nach seinem Tode noch aufs Streitroß gehoben und sollte seine Partei zum Siege führen. Allen Freunden unparteiischer Politik sei die genannte Broschüre bestens empfohlen. Was an ihr unangenehm berührt, sind allein die vielen langen Citate, welche sich der Verfasser gestattet; sie nehmen mehr als die Hälfte der Schrift ein.

Die kleine Schrift „Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt" (Nr. 5) ist namentlich interessant wegen einiger bisher unbekannter Charakterzüge aus dem Leben des Dichters. Den Anspruch, eine vollständige umfassende Würdigung desselben zu geben, erhebt sie natürlich nicht; wie wäre es auch möglich, eine solche auf ein paar Dutzend Seiten zu liefern. Sie will ein Gedenkblatt sein, und diese Absicht erreicht sie vollkommen. Eine umfangreichere eingehende Biographie Geibel's, welche alle Wandlungen und Werke des Dichters beleuchtet, haben wir wol von der Zukunft zu erwarten.

Franz von Kobell ist den meisten unserer Leser wol durch seine reizenden kleinen humoristischen Meisterstücke in bairischer und pfälzer Mundart bekannt, welche er Jahre hindurch in den „Fliegenden Blättern" veröffentlichte. Er hatte das Glück, daß die Jahre seines besten Schaffens in eine Zeit fielen, in welcher ein geologisches Gedicht, wie die „Urzeit der Erde", die Welt noch in Ekstase versetzen konnte. Heutzutage ist man nicht mehr so harmlos und darum sterben solche Naturmenschen und Naturdichter wie Kobell immer mehr und mehr aus. Kobell war übrigens nicht nur Sänger und Jäger, sondern auch ein ganz gediegener Mann der Wissenschaft und ihrer Anwendung auf das Leben. Er war eine Autorität auf dem Gebiete der Mineralogie. Wie uns die Verfasserin berichtet, machte er die Entdeckung des Princips der Photographie zu gleicher Zeit wie Daguerre. Seine Verdienste um die Einführung der Galvanoplastik werden in unserer Schrift gleichfalls gebührend gewürdigt.

Eugen Zabel's literarische Studie „Iwan Turgenjew" (Nr. 7) ist zweifellos ein höchst verdienstvolles Buch. Der russische Dichter gehört schon seit lange zu den beliebtesten Erzählern in Deutschland. Es ist dies ein um so größerer Triumph für die Kunst seiner Erzählungsweise, als die Menschen und Sitten, die er schildert, von unsern Zuständen und Anschauungen so himmelweit entfernt sind, daß wir uns fast gar keine klare Vorstellung von denselben machen können. Allein aus allen Schriften des großen russischen Dichters spricht eine solche tiefe allgemeine Menschenliebe, eine solche Verabscheuung und Verurtheilung alles Unwahren und Excentrischen, ein solch echtes, deutsches Gemüth, daß uns seine Popularität in Deutschland leicht erklärlich scheint. Die Ziele, für die er streitet: allgemeines und gleiches Recht, Bekämpfung aller unreifen Anschauungen, aller unedeln Triebfedern zu verwerflichen Handlungen, sind auch das Streben unserer besten Schriftsteller; anders als bei uns sind nur die localen Verhältnisse und demgemäß die Wege, welche die Feinde des Rechts und der Wahrheit wandeln. Und was wir nicht zum Mindesten an dem Dichter bewundern, ist die Art wie er erzählt, die ruhige, klare Objectivität und das Fernhalten jeder krankhaften Sentimentalität. Heine und Turgenjew sind beide große Naturschilderer, aber jener trägt in die Natur seine eigenen kleinen Freuden und Schmerzen; er vergeistigt die Natur zwar, aber er verfälscht sie; Turgenjew gibt nicht das Geringste von sich selbst hinzu; er malt die Natur nur ab, aber mit welcher Schärfe der Zeichnung, welcher Intensivität der Farbe. Frau Beecher-Stowe und Turgenjew bekämpften beide die Leibeigenschaft, aber man vergleiche „Onkel Tom's Hütte" und das „Tagebuch eines Jägers"! Dort drängt sich überall die beabsichtigte Moral hervor und unterhält sich stundenlang mit dem Leser über die Köpfe der handelnden Personen hinweg; das Werk von Turgenjew ertönt wie ein verzweifelter Jammerschrei einer ganzen um ihr Naturrecht betrogenen Menschenklasse! Zabel versteht die Bedeutung des Dichters

wohl zu würdigen; sein Buch wird allen Verehrern der Muse des russischen Dichters ein willkommener Commentar sein, der ihnen manche verborgene Schönheit in seinen Werken zu enthüllen vermag.

8. Der neue Philosoph für die Welt. Von Otto Spielberg. Zweites Bändchen: Der neue Sittencodex. Neuwied, Heuser. 1883. 16. 1 M. 50 Pf. — Drittes Bändchen: In nomine Dei. Worte des Herzens. Zürich, Schröter. 1884. 12. 1 M. 50 Pf.

Der Grundgedanke, der den Verfasser leitete — wenn ihn überhaupt einer leitete, was aus den Schriften selbst nicht recht klar hervorgeht —, scheint derselbe zu sein, der Max Nordau zur Abfassung der bekannten „Conventionellen Lügen" veranlaßt. Auch er sagt uns, daß unsere ganze moderne Cultur eine Ausgeburt der Lüge und des Unsinns sei, nach ihm ist unsere Rechtspflege die höchste Ungerechtigkeit, unser Eheleben eine niederträchtige Lüge u. s. w. Es ist bekanntlich nichts leichter, als derlei unnütze Declamationen auf das Papier zu setzen, die nicht den geringsten positiven Anhalt haben, die nicht bessern und nicht helfen. Nordau läßt uns durch einen eleganten Stil, durch viele feine und treffende Beobachtungen über die Sophismen und Genrebilder, die auch er oft liebt, hinweggleiten, Spielberg's Buch aber ist nicht in einem solchen Stile geschrieben und verräth vielfach Unkenntniß unserer politischen und socialen Zustände. Hier ein paar Stilblüten aus den Schriften Spielberg's. Ich könnte ihre Anzahl leicht verzehnfachen. „Das höchste Wollen ist gleich der Wurst, die hoch auf einer Stange hängt: der Mensch klettert unzählige male hinauf und rutscht unzählige male wieder herunter, ohne die Wurst erreicht zu haben." — „Verbindlichkeiten haben wir nicht zum Leben, und die Moral, die hierfür Platz zu ergreifen hat, ist die Moral der Wurstigkeit." Uns erscheint dies zu derb, wie auch manches Bild ins Triviale fällt.

Aus welcher Quelle hat nur der Verfasser seine Ansichten über das moderne Eheleben geschöpft? Es ist seit einiger Zeit bei unsern Schriftstellern Mode geworden, auf unsere deutschen Ehen loszuziehen, zu behaupten, daß es gar kein häusliches Glück mehr in der Welt gebe. Auch Max Nordau macht sich in dem Kapitel von der „Ehelüge" solcher Uebertreibungen schuldig. Ihm dient freilich sein ständiger Aufenthalt in dem lockern Paris zur Entschuldigung; Spielberg aber brauchte sich nur in unsern gut bürgerlichen deutschen Kreisen umzusehen, um zu erkennen, daß von 100 Ehen etwa eine dem Zerrbilde gleicht, das er von jenen entwirft. Glühende südliche Leidenschaft führt bei uns Ehegatten selten zusammen, das ist richtig; aber es ist noch lange nicht bewiesen, daß gerade solche Ehen die glücklichsten sind. Die meisten in unsern mittlern und bessern Ständen sind glücklich, wer das Gegentheil sagt, lügt bewußt. In den höchsten und ganz untersten Klassen, wo freilich oft schreckliche eheliche Verhältnisse bestehen, sind die Ursachen der Zerwürfnisse aber ganz anders zu erklären, als dies Spielberg thut. Recensent kann diese Verhältnisse ganz objectiv beurtheilen, sein Auge ist keineswegs befangen, denn er ist — nicht verheirathet.

Neuere philosophische Literatur.

1. Was ein Morgensonnenstrahl hervorgerufen hat. Eine beglückende Weltanschauung, gegründet auf sichere naturwissenschaftliche Thatsachen und alltägliche Erfahrungen von Gustav Mosen. Zwickau, Werner. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Dieses ist endlich einmal eine heitere und fröhliche Philosophie oder Weltanschauung inmitten unserer von mannichfachem Pessimismus und trübsinnig abstruser Gedankenspeculation erfüllten und zerrissenen Zeit! Die Welt ist für uns in der That so, wie wir selbst sie aufzufassen geneigt sind, oder sie gibt uns genau dasjenige Gesicht im Spiegel zurück, mit welchem wir sie zuerst erblickt oder angesehen haben. Der Mensch ist das Maß aller Dinge, hat ein alter Philosoph gesagt, d. h. es trägt jeder wesentlich den ganzen Maßstab seiner Auffassung von der Welt in sich selbst. Eine große Anzahl philosophischer Lehren und Systeme sind einfach nichts als menschliche Stimmungsbilder, die in irgendeiner trüben und heitern oder sonst wechselnden und relativen Gemüthsdisposition eines Einzelnen oder der Zeit wurzeln. Der Verstand ist dann immer sehr willig, an der Welt gerade diejenige Seite hervorzuheben und zu betonen, welche dieser gerade bestehenden Gemüthsstimmung entspricht. Es läßt sich jede Weltansicht zuletzt durch die Hinweisung auf bestimmte Beschaffenheiten oder Erscheinungsgestalten an der Welt begründen. Der Verfasser dieser Schrift sieht die Welt so an, wie sie sich einem heitern und lebensfrohen Menschen etwa an einem warmen und sonnigen Frühjahrsmorgen darstellen mag. Sein ganzes Denken schwingt sich gleichsam wie mit dem Flügelschlag und dem Wonnegefühl der Lerche in gewisse Sphären der Abstraction empor, die jedenfalls etwas Wohlthuenderes und Erfrischenderes für uns haben, als wenn die schwerfällige und trüb gestimmte Phantasie des großen Pessimisten Schopenhauer sich wie in mühsamer Bergmannsarbeit im Innern der Erde die beiden begrifflichen Ungethüme Wille und Vorstellung erschafft. Es werden uns hier manche Dinge gesagt und bewiesen, die zuerst wol fremdartig und abenteuerlich klingen, die aber doch zuletzt mit Vernunft gedacht werden können und deren Begründung auf einer wenn auch oft etwas excentrischen Bahn geregelter logischer Schlußfolgerung verläuft. Das ganze Denken des Verfassers ist frisch und realistisch und macht keine solche gelehrte und künst-

liche Voraussetzungen, wie sie nur innerhalb einer höhern philosophischen Sekte oder Schule anerkannt und verstanden werden können. Man merkt hier mehr den dichterischen Geist, der schon in dem ganzen Familienblute des Verfassers liegt. Als unbefangener Realist und liebevoll beobachtender Naturfreund findet der Verfasser keinen Anstand, sich zu den ganzen Anschauungen Darwin's und ihren weitern Consequenzen zu bekennen. Dieses ist einmal die Ordnung und das Princip in der Natur und es ist durchaus falsch, sich mit irgendeinem hohlen und eingebildeten Idealismus hiergegen sträuben zu wollen. Es hat ferner einen Anflug von demokritischer Heiterkeit, wie der Verfasser unser sogenanntes Ich oder unsere persönliche Individualität aus dem bloßen zufälligen Begegnen zweier anderer Personen, unserer Aeltern, deren Vorfahren u. s. w. hervorgehen und insofern als ein bloßes Spiel anderer Elemente, Kräfte und Veranstaltungen in der Natur erscheinen läßt. Bei dem allem lenkt er zuletzt in einer überraschenden und glücklichen Weise wieder in die Sphäre einer idealistischen Lebensbetrachtung zurück, indem ihm bei allem Wechsel in der Materie die Seelen das bleibende oder beharrende Element in allem Wirklichen bilden. Man braucht mit diesem pythagoräisirenden Aufschwung und Abschluß der Lehre nicht vollkommen einverstanden zu sein und wird doch das menschlich Berechtigte und gemüthlich Befriedigende derselben bei allen über das strenge Bedürfniß vielleicht hinausschweifenden Ausführungen gern anzuerkennen und sich zu eigen zu machen vermögen.

2. Die Krone der Schöpfung. Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von Carus Sterne. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Jede Betrachtung des Menschen nach seiner Naturseite hin hat gegenwärtig fast nothwendig auch eine bestimmte ethische Färbung oder Tendenz. Der Verfasser dieser geistreich und populär gehaltenen Essays nimmt seinen Ausgang von dem, was ihm die Fauststimmung des Menschen oder die Sehnsucht nach der sich in das Unendliche vertiefenden Erkenntniß der uns umschließenden Welt heißt. Es wird diese ganze Fauststimmung, aus welcher ja zuletzt beinahe alle Philosophie in der Geschichte entspringt, wol schwerlich jemals durch den Darwinismus und die weitere sich an diesen Namen anknüpfende naturwissenschaftliche Weltanschauung vollkommen verdrängt oder überwunden werden können. Wir mögen hierdurch erfahren, wie wir selbst aus der Tiefe des Naturschoses emporgestiegen sind und wie das Natürliche in seinen oft unerklärbaren Wirkungen und Phänomenen uns auch jetzt noch fortwährend durchdrängt und beherrscht. Alles dieses aber ist noch nicht eine wahre Versöhnung unserer ganzen Stellung mit der Ordnung der Welt und eine Löschung jenes Faustischen Durstes nach einer Erkenntniß des Unendlichen überhaupt. Wir weisen alle blöde Gespensterfurcht vor dieser neuern Weltansicht von uns ab, aber wir können auch nicht sagen, daß wir durch sie allein in unserm Streben nach Wissen von der Welt vollkommen und ausreichend befriedigt würden. Zum Menschen gehört nicht blos das, was er aus der Natur geworden ist, sondern weiter auch das, was in der Geschichte aus ihm selbst und seiner eigenen Thätigkeit hervorgeht. Er tritt hierdurch der bloßen Natur allmählich ferner und stellt sie sich als ein großes ihn umschließendes Ganzes gegenüber. Die Geschichte mag eine Fortsetzung des Wegs sein, auf welchem der Mensch aus der Natur entsteht. Die Blicke, welche hier in einer Reihe einzelner Untersuchungen auf die merkwürdigen Umstände und Erscheinungen dieses letztern Processes geworfen werden, können uns noch nicht veranlassen, auf die höhere und wie uns scheint fruchtbarere Aufgabe zu verzichten, den Menschen als die Krone der natürlichen Schöpfung vielmehr auf dem eigenen und selbständigen Wege seines geistigen und sittlichen Lebens in der Geschichte zu begreifen.

3. Die Illusionen. Eine psychologische Untersuchung von James Sully. Mit 7 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 62. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 6 M.

Der menschliche Geist in seinen gegebenen Erscheinungen ist von jeher das eigentliche Gebiet und Arbeitsfeld der philosophischen Gedankenbestrebungen bei den Engländern gewesen. Hier ist es der ganze Complex dessen, was Illusion genannt werden darf, welcher in einer sorgsamen, eingehenden und gründlichen Darstellung vor uns erscheint. Sowol das sinnliche als auch das geistige Leben des Menschen ist fortwährend mancherlei Einbildungen, Täuschungen oder Irrthümern unterworfen. Alles dieses wird hier in einer Reihe von zwölf Kapiteln klassificirt; der Autor versucht, es auf seine bedingenden Gründe und Principien zurückzuführen. Es kann an sich der ganzen Art dieser englischen Arbeiten auch von unserer Seite nur alle Anerkennung gezollt werden, und es ist auch hier gerade die nüchterne Beobachtung und vorurtheilslose Analyse des englischen Denkens vollkommen am Orte. Nur wird hierdurch noch nicht das Berechtigte anderer und mehr in unserm Sinn philosophischer Erklärungen und Auffassungen der Erscheinungen des Seelenlebens ausgeschlossen, und es darf wol auch darauf hingewiesen werden, daß alle diese an sich interessanten Untersuchungen und Beobachtungen noch nicht gerade mit streng wissenschaftlichen Gesetzen oder Resultaten verwechselt werden dürfen. So ist z. B. das Gebiet der Träume von der Art, daß hierüber wol manches Interessante und Treffende vorgebracht werden kann, ohne daß sich doch alles dieses gerade auf ganz allgemeine und durchgehende Gesetze zurückführen ließe. Der Mensch in allen seinen höhern Lebensanschauungen ist doch überall noch etwas anderes als bloße und einfache Natur, und es wird hier alles durch das Moment des persönlich Individuellen und die dasselbe bestimmenden höhern geistigen Einflüsse der historischen Cultur in einer unbegrenzten Weise erweitert, fortentwickelt und complicirt.

4. Ueber die Möglichkeit der Metaphysik. Antrittsrede gehalten zu Basel am 23. October 1883 von Johannes Volkelt. Hamburg, Voß. 1884. Gr. 8. 1 M.

Nach so vielen Versuchen der Aufstellung einer Metaphysik muß dieses ganze Streben allerdings als ein unmögliches oder verfehltes erscheinen. Schon Kant hatte die Metaphysik für unmöglich erklärt; es sind aber doch seitdem immer wieder neue Versuche und Bestrebungen auf diesem Gebiete hervorgetreten. Sie ist wenn auch vielleicht eine objective Unmöglichkeit, so doch, wie es scheint, eine subjective Nothwendigkeit für uns. Die Reihe der bisherigen Erfahrungen hierüber aber wird uns jedenfalls zu einer immer vorsichtigern Abwägung der Bedingungen des Erfolgs veranlassen müssen. Obgleich dieses hier in einer Weise geschieht, die durchaus besonnener ist und über jede befangene Voreingenommenheit sich zu einer freien und objectiven Erwägung der ganzen bestehenden Sachlage erhebt, so wird doch hierdurch die wirkliche Frage selbst weder beantwortet und gefördert noch auch überhaupt aus der Welt geschafft. Die wahre Antwort wird überall uns die Zukunft geben können, inwiefern aus der Reihe der bisherigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Metaphysik vielleicht einmal eine bestimmte den menschlichen Geist wahrhaft und in dauernder Weise befriedigende Weltansicht hervorgehen sollte. Eine bloße fortwährende weitere Durcharbeitung der einzelnen Punkte und Fragen in der bisherigen Metaphysik aber hat darum nichts Befriedigendes, weil hierdurch doch niemals das Ziel einer einheitlichen, unser ganzes Wissen abschließenden und krönenden Weltansicht erreicht werden kann. Eine Vereinigung des Idealismus der nachkantischen Philosophie mit der nüchternen Kritik der gegenwärtigen neukantischen Richtung ist das Ziel oder Programm, welches der Verfasser von seiner eigenen Stellung zur Philosophie angibt, ohne über die Art der Durchdringung dieser beiden Elemente etwas Näheres hinzuzufügen.

5. Immanuel Kant wider Kuno Fischer zum ersten mal mit Hülfe des verloren gewesenen Kant'schen Hauptwerks: Vom Uebergang der Metaphysik zur Physik, vertheidigt von Albrecht Krause. Eine Ergänzung der populären Darstellung der Kritik der reinen Vernunft in der Lehre vom Gegenstand und Ding an sich. Lahr, Schauenburg. 1884. Lex.-8. 3 M.

Durch alle Streitigkeiten für und wider Kant wird an der einmal gegebenen und fest begründeten Stellung Kant's in der Geschichte der neuern Philosophie überall nichts mehr geändert. Der wahre Kant ist der, dessen Lehre in der Geschichte aufgegangen ist und sich in einer ganzen weitern Reihe von Richtungen oder Systemen der Philosophie fortgesetzt hat. Auch das jetzt neu entdeckte aus der spätern Lebenszeit herrührende Kant-Manuscript wird diesen allgemeinen Begriff der Kant'schen Lebensstellung in der Geschichte nicht mehr umändern oder beeinflussen können. Kuno Fischer hat in der Kant'schen Lehre Widersprüche nachgewiesen und es ist jenes Manuscript von ihm für altersschwach erklärt worden, während der Verfasser dieser Schrift in scharfer und schneidiger Polemik gegen Fischer die Ehre Kant's zu vertreten und aufrecht zu halten versucht. Daß in Kant's Lehre Widersprüche bestehen, daran wird jetzt wol mit Recht kein Zweifel erhoben werden können. Dieses thut aber weder dem historischen Werth noch auch der sonstigen einheitlichen Geschlossenheit des Kant'schen Systems irgendeinen Eintrag. Die ganze Architektur eines großen philosophischen Systems in der Geschichte darf durchaus nicht etwa mit dem Maßstab der gewöhnlichen formalen und pedantischen Consequenz des sonstigen logischen Denkens ausgemessen werden. Es wird kein solches System wirklich von Widersprüchen und Inconsequenzen frei gewesen sein. Die Architektur des Kasernenstils paßt nicht für den Bau einer Kirche oder eines fürstlichen Schlosses. Das Denken eines großen Philosophen ist wesentlich nur ein fortwährendes Ringen mit den gegebenen Widersprüchen in den allgemeinen Beschaffenheiten des Problems der Welt und er muß, je freier und vorurtheilsloser er selbst ist, um so mehr alles andere überhaupt Berechtigte mit seinem eigenen Standpunkte und dessen Voraussetzungen in Einklang zu bringen versuchen. Auch ist es durchaus falsch, ein solches System irgendwie aus dem ganzen Rahmen der dasselbe umschließenden Zeitstellung herausreißen und es gleichsam vor das Forum der herrschenden Maßstäbe und Auffassungen des Tags stellen zu wollen. Eine frühere Schrift des Verfassers über Kant war von Fischer unklar und confus genannt worden; um was es sich hier handelt, ist auch überall nur der überlieferte, auf uns gekommene und jetzt eigentlich werthlos gewordene Leichnam, nicht aber der einfache lebendige Kern und in die weitere Geschichte übergegangene Geist der Kant'schen Lehre selbst!

6. Die Philosophie als Idealwissenschaft und System. Zur Einleitung in die Philosophie von J. Frohschammer. München, Adolf Ackermann's Nachfolger. 1884. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser dieser Schrift ist auch hier wieder sowie schon früher bestrebt, der Phantasie die Stellung eines allgemeinen objectiven Weltprincips zuzuschreiben. Diese ganze Uebertragung subjectiver Kategorien auf das Begreifen der äußern Welt ist wol einerseits kaum zu vermeiden, während doch andererseits hiermit auch nicht ein bloßes Spiel getrieben und nicht hartnäckig an irgendeiner derartigen einseitigen und doch immer unzutreffenden Begriffsformel festgehalten werden darf. Kaum haben wir das Unbewußte hinter uns, so wird uns jetzt in der Phantasie ein neuer Ausdruck für den Begriff der allgemeinen bewegenden Weltkraft gegeben. Je mehr der Verfasser sonst auf dem Boden strenger und gründlicher Wissenschaft steht; um so weniger hätte es ihm unserer Ansicht nach verborgen bleiben können, daß ein weiteres reales Wissen von der Welt mit der Uebertragung solcher einzelner Kategorien auf dieselbe niemals erzielt werden wird. In der Natur waltet, wenn man so will, Phantasie, Verstand und

vielleicht auch noch manches weitere Menschliche. Soll die Philosophie aber jetzt noch — und auf dieses Ziel arbeitet der Verfasser eigentlich hin — eine wirkliche und selbständige Wissenschaft, d. i. weder ein Gebiet der bloßen phantastischen Illusion, noch auch nur eine gewisse Art und Form des weitern wissenschaftlichen Erkennens überhaupt sein, so wird sie auch vor allem möglichst streng objectiv oder dem Idealen in der Welt nach allen seinen Seiten hin zugleich gerecht werden müssen: ein Ziel, welchem wol überall nicht durch eine bloße allgemeine Formulirung ihres Begriffs nahe getreten werden kann und dessen Erreichung insbesondere auch die Befreiung von allen beschränkenden und einseitigen Voreingenommenheiten zur Voraussetzung haben muß.

7. Der Klimax der Theorien. Eine Untersuchung aus dem Bereich der allgemeinen Wissenschaftslehre von Otto Liebmann. Straßburg, Trübner. 1884. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Es kann von allem eine Theorie geben, zuletzt auch von den Theorien selbst. Der Beweis hierfür wird in der vorliegenden Schrift erbracht. Was hier Klimax heißt, ist eine Reihenfolge der Theorien nach ihrer niedern oder höhern Stellung im Reiche unsers denkenden Erkennens der Welt. Der Verfasser glaubt drei solche allgemeine Ordnungen oder Stufen von Theorien unterscheiden zu dürfen. Glücklich ist überall der, welcher an irgendeine bestimmte Theorie glaubt und diese bei dem ganzen Geschäft des Erkennens und des Verkehrs mit der Welt festhalten zu dürfen meint. Dieses Glück aber ist wenigstens der Philosophie — im ganzen und großen genommen — in unsern Tagen nicht mehr beschieden. Daher auch der Zweifel an der Methode des Erkennens und die theoretische Selbstreflexion über sich und ihre Stellung zu ihrem Stoff, der auch die gegenwärtige Schrift ihre Entstehung verdankt. Man ist gegenwärtig in der Philosophie, namentlich insoweit sie sich streng wissenschaftlich nennt, statt wie früher dogmatisch, nicht blos kritisch, sondern sogar hyperkritisch geworden. Alle bloße Theorie und Kritik des Erkennens wird uns nicht den Mangel und das Bedürfniß einer objectiv lebendigen und inhaltreichen Metaphysik und Weltauffassung wie noch zur Zeit Hegel's zu ersetzen vermögen, und sowie überhaupt die Wahrheit jeder Theorie eine Grenze hat, so können auch uns die geistreichen Untersuchungen des Verfassers über die Natur aller Theorien noch nicht als eine genügende Basis für die allgemeine Stellung zu dem Erkenntnißgeschäft der Philosophie erscheinen.

8. Der neuere Pessimismus. Aus seinen Hauptquellen dargestellt und kritisch beleuchtet von Joseph Dippel. Würzburg, Woerl. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Hohlheit des neuern Pessimismus wird hier in klarer und verständlicher Sprache und auch sonst in maßvoller und treffender Weise zur Darstellung gebracht, ohne daß sich doch hiermit eine umfassendere Würdigung und Erklärung dieser ganzen Erscheinung in ihren weitern historischen Zusammenhängen verbände. Der Pessimismus ist wie die Socialdemokratie eine Krankheit, die aber doch immer aus gewissen einmal vorhandenen Mängeln oder Unvollkommenheiten unsers gegenwärtigen Lebens entspringt und die ebenso wie diese letztere auch nur durch eine tiefgreifende Reform unserer ganzen geistigen Bildung, sowie jene durch eine solche der materiellen und ökonomischen Daseinsbedingungen wirklich überwunden und geheilt werden kann. Die bloße hier empfohlene Flucht in den Schos des Papstthums und der katholischen Kirche wird uns nicht die wahrhafte Rettung vor diesem schleichenden Uebel der Gegenwart zu bringen vermögen.

9. Noumena. Die „transscendentalen" Grundgedanken und die „Widerlegung des Idealismus". Von Franz Staudinger. Darmstadt, Brill. 1884. Gr. 8. 4 M.

Es ist eine einfache Unmöglichkeit, genau zu sagen, was jeder unserer neuern Ausleger und Forscher in der Lehre Kant's eigentlich will, oder welches der von ihm bei den ganzen so unendlich verworrenen Fragen und Spitzfindigkeiten der sogenannten Kritik des Erkennens von ihm eingenommene Standpunkt ist. Man bewegt sich hier in einem Labyrinth künstlich ersonnener Unterschiede und Alternativen und hat es zu thun mit einem scholastischen Rechnen mit ganz abstracten schulmäßig festgestellten und aller lebendigen oder faßbaren Wirklichkeit entzogenen Begriffen. Sowie damals in die einfache Lehre des Christenthums, so werden jetzt in diejenige Kant's eine Menge von Streitigkeiten, Umständlichkeiten und Schwierigkeiten hineingetragen, durch welche Kant allmählich ebenso zum Ketzer an seiner eigenen Philosophie gemacht wird, als sich die Scholastik vom Geist und Boden des ursprünglichen Christenthums entfernt hatte. Wir bekennen offen unsere Unfähigkeit, uns auf den Höhepunkt der Bedeutung und Tragweite aller hier aufgeworfenen und behandelten Fragen erheben zu können. Kant ist zu seiner eigenen Zeit besser verstanden und wahrhafter gewürdigt worden, als dieses jetzt von der so unendlich scharfsinnigen sogenannten neukantischen Schule oder Richtung geschieht. Die ganze Erkenntnißfrage der Philosophie im damaligen Sinn war eine Durchgangsepoche, auf die man sich jetzt gleichsam künstlich zurückschraubt und deren gesuchte und schwer verständliche Begriffsformulirungen dem natürlichen und berechtigten Drang der Zeit nach lebendiger Erfassung des Realen durchaus widersprechen. Wenn Kant hier der Entdecker des Grundgesetzes der geistigen Perspective genannt oder auch seiner historischen Bedeutung nach mit Columbus in Parallele gestellt wird, so können wir hierin nur gewagte Hyperbeln und unvollkommene Vergleiche erblicken, zu deren Verständniß es jedenfalls eines erst sehr künstlich ersonnenen Schlüssels bedarf. Diese unsere Bemerkungen richten sich weniger gegen den speciellen Standpunkt oder die eigenen Ansichten und Ausführungen des Verfassers selbst, als gegen die allgemeinen Voraussetzungen oder den ganzen

Charakter der jetzigen Zeitrichtung überhaupt, welcher er angehört. Das Besondere seiner Stellung, deren sonstiger Werth und ernste wissenschaftliche Tüchtigkeit hier durchaus nicht angefochten werden soll, wird aber nur innerhalb jenes weitern Kreises von Voraussetzungen anerkannt und gewürdigt werden können, während wir wenigstens die unbegründete Furcht des Verfassers vor einem Rückfall der Philosophie in den Dogmatismus nicht zu theilen vermögen, da alle Untersuchung der Grundlagen und Bedingungen des Erkennens doch zuletzt nur ein Mittel und eine Vorbereitung zum wirklichen und inhaltreichen Verständniß der Erscheinungen der Welt sein kann und jeder Irrthum hierbei doch immer mehr Gesundheit und wahre Förderung des Wissens enthält, als alles Aufsuchen eines Ariadnefadens in den so unendlich verwickelten und schwierigen Fragen der allgemeinen Theorie des menschlichen Erkennens an sich.

10. Kant's Theorie der Materie. Von August Stadler. Leipzig, Hirzel. 1883. Gr. 8. 5 M.

Das was wir die Materie nennen, ist streng genommen immer nur eine Vorstellung in uns, nicht aber ohne weiteres auch eine nachweisbare und faßliche Realität außer uns. Wir werden allerdings zur Erschaffung oder Construction dieser Vorstellung durch gewisse sinnliche Eindrücke von außen her veranlaßt oder genöthigt. Wir stellen uns überhaupt sehr vieles als ein Ding oder etwas Wirkliches vor, was zunächst nur eine Fiction oder ein Product unserer Einbildung ist. Kant aber hat insbesondere auch diesen Begriff der Materie als des eigentlich Realen, Unveränderlichen oder Beharrenden im Raum einer eingehenden Prüfung und Kritik nach seiner Berechtigung und seiner Stellung zu unserm Erkennen der Welt unterworfen. Die vorliegende Schrift aber ist eine durchaus gründliche, objectiv gehaltene und allseitig erschöpfende Darstellung dieses Punktes oder Theils der Kant'schen Lehre. Das Streben Kant's ist überall darauf gerichtet gewesen, von sich oder vom Standpunkte der innern Vernunft und Denknothwendigkeit aus den sichern und geordneten Weg zur Erkenntniß der Welt und ihrer Erscheinungen zu finden. Diese Kant'schen Untersuchungen erscheinen uns jetzt zum Theil fremdartig und vielleicht auch überflüssig; sie waren damals aber entscheidend, bahnbrechend und nothwendig. In allen neuern Untersuchungen und Schriften über Kant möchten wir im ganzen eine doppelte Art oder Gruppe unterscheiden, die einen, welche einfach auf den Standpunkt oder Boden der Kant'schen Lehre selbst zurückfallen und diese nach verschiedenen Richtungen hin weiter auszudehnen, fortzubilden oder zu zersetzen versuchen, und die andern, welche unter Berücksichtigung der ganzen uns von ihr trennenden historischen Perspective einen rein objectiv gehaltenen Beitrag zu ihrer nähern Charakteristik und ihrer vollkommenen Würdigung bilden, in welche letztere Kategorie auch die gegenwärtige Schrift mit eingeschlossen werden darf.

11. Die realistische und die idealistische Weltanschauung entwickelt an Kant's Idealität von Zeit und Raum, von E. Last. Mit dem Porträt der Verfasserin in Lichtdruck. Leipzig, Grieben. 1884. 8. 5 M.

Die Philosophie Kant's wird nie im eigentlichen Sinn popularisirt werden können. Sie hat indirect in unser Volksleben eingegriffen durch den sittlichen Gehalt und die sonstige markige Energie ihres Denkens. Die ganzen schwierigen metaphysischen und erkenntnißtheoretischen Fragen bei Kant sind überhaupt nicht für das Volk und das weitere gebildete Publikum da. Am wenigsten kann die Kant'sche Lehre über die subjective Idealität von Zeit und Raum mit der sittlichen Vollkommenheit oder Bestimmung des Menschen irgendetwas zu thun haben. Man kann ein durchaus sittlicher Mensch sein, ohne mit dieser an sich immer fraglichen Lehre in irgendwelche Berührung getreten zu sein. Dieselbe ist ein einzelner Baustein des ganzen Systems, das für sich allein nicht die Basis unserer geistig-sittlichen Weltanschauung bilden kann. Bei aller Anerkennung der persönlichen Eigenschaften einer geist- und geschmackvollen, sowie von edler Gesinnung getragenen Darstellung der Verfasserin können wir in ihrem Unternehmen doch immer nur eine Art von Ikarusflug in gewisse ihrem natürlichen Standpunkt fernliegende Regionen erblicken. Alle reine Abstraction ist und bleibt eigentliche Männerarbeit und kann durch alle weibliche Geschicklichkeit doch nur mit gewissen Unvollkommenheiten und Misverständnissen zu einem anmuthsvoll lebendigen Bild gestaltet werden.

12. Gesammelte Schriften von A. Spir. Erster Band. Denken und Wirklichkeit. Dritte bis fünfte Lieferung. Leipzig, Findel. 1884. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Diese drei Lieferungen sind die neueste Fortsetzung des Werks, welche dasselbe vollständig oder bis zum Ende des vierten Buchs abschließt. Spir ist ein redlicher, unbefangener und außerhalb der Grenze einer bestimmten Schule stehender Denker, und es soll hier seinem Streben nach kritischer Beleuchtung und Durchforschung der allgemeinen Grundlagen des philosophischen Erkennens die verdiente Anerkennung gezollt werden, wenn auch die von ihm wie von so vielen andern gehegte Hoffnung eines spätern durchschlagenden Erfolgs seiner Philosophie wol kaum in Erfüllung gehen dürfte, da überall nur das wirklich Neue und originell Schöpferische sich auf die Nachwelt fortpflanzt, alle andern Bestrebungen aber nur als Beiträge zu dem fortschreitenden Abklärungsproceß des gärenden Ringens der Gegenwart ihre Bestimmung erfüllen können.

13. Die großen Welträthsel. Philosophie der Natur. Allen denkenden Naturfreunden dargeboten von Tilman Pesch, S. J. Zweiter Band: Naturphilosophische Weltauffassung. Freiburg i. Br., Herder. 1884. Gr. 8. 8 M.

Der erste Band dieses Werks ist bereits früher hier zur Anzeige gebracht worden. Auch in dem gegenwärtigen zweiten Bande, dessen Tendenz und Richtung als eine

eigentlich philosophische bezeichnet wird, tritt der Verfasser der Lösung der großen Welträthsel selbst nicht näher, was überhaupt auch schon dadurch als ausgeschlossen erscheint, daß ihm die ganze Wahrheit über die Welt in seiner christlich-peripatetisch-scholastischen Auffassung und Geistesstellung bereits im voraus als feststehend und gegeben gilt. Wozu, sollte man meinen, diese ganze ausführliche Kritik und in gleichem Maße abfällige Verurtheilung aller einzelnen Lehren und Gedankenrichtungen der neuern Zeit, die der Verfasser gern unter gewisse allgemeine Kategorien und Schlagwörter wie Monismus, antireligiöse Culturbildung u. s. w. zu subsumiren liebt, da nach seiner Ansicht alles dieses doch auf einer falschen und ihrem ganzen Principe nach verwerflichen Basis steht? Es werden zwar hin und wieder einzelne Lichtblicke in diesem ganzen Chaos von Irrthümern und Verkehrtheiten von ihm anerkannt, aber doch immer nur insofern, als sie als bestätigende Hinweisungen auf seine eigene allein wahre Lehre oder Weltauffassung anzusehen sind. Das ganze Motiv dieses Buchs und der von ihm vertretenen Richtung ist Kampf und abweisende Polemik, nicht aber Versöhnung und Frieden zwischen den einzelnen verschiedenen Richtungen des menschlichen Geistes in der Geschichte auf Grund einer wahrhaften, allseitig objectiven und von beschränkter Voreingenommenheit freien Erkenntniß der Welt. Der Verfasser hat alles gelesen, aber nur um es zu widerlegen, zu vernichten und als Zerrbild der einzig wahren aristotelisch-katholischen Lebensweisheit hinzustellen. Der bestehende Kampf zwischen religiöser und wissenschaftlicher Weltanschauung in unserer Zeit wird nicht durch eine solche ausschließende Betonung und Geltendmachung eines hinter uns liegenden historischen Lebensstandpunktes gelöst und geschlichtet werden können. Die Lehrsätze des Thomas und des Augustin, die der Verfasser häufig gegen die neuere Wissenschaft in das Feld führt, sind kein geeignetes Rüstzeug mehr zur Erschütterung des reichern und tiefern geistigen Gedankenbaues unserer Zeit. Die dualistisch-teleologische Weltauffassung, wenn sie den Monismus, Materialismus und äußerlichen Intellectualismus wahrhaft überwinden will, wird in einer andern, tiefern und vollkommnern Weise gefaßt werden müssen, als dieses dort oder zu jener Zeit geschah. Und ist es nicht auch ein Widerspruch mit dem ganzen teleologischen Gedanken der Ordnung der Welt oder der Geschichte, wenn alles, was auf das Mittelalter gefolgt ist, einfach als ein vielverschlungener Irrweg und nicht als eine zu irgendeinem weitern höhern Geistesziele emporführende Bahn angesehen wird? Wenn Aristoteles jetzt aufstände, würde er selbst dem teleologischen Gedanken in der Welt eine andere Gestalt und Form geben als in seiner eigenen Zeit. Ebenso kann der stolze und hoffärtige Dom der scholastischen Dogmatik nicht als die wahre und echte Wohnstätte des milden und versöhnlichen Geistes des Christenthums angesehen werden. Das ganze Buch ist ein Arsenal von Waffen nur für den von ihm eingenommenen Standpunkt selbst, denen aber wegen der mangelnden Anerkennung des Nothwendigen und Berechtigten auf der gegnerischen Seite eine wahrhafte Wirkung und Tragweite nach außen auf dem offenen Kampfplatze der bewegenden Conflicte der Zeit nicht zugeschrieben werden kann.

Konrad Hermann.

Kunst und Gesittung.

Man kann in einer Höhle wohnen, in Felsen gehauen, mit Holz verkleidet und mit Moos gepflastert, man kann in einer Hütte wohnen von einfachster Bauart, in einem Zelte unter freiem Himmel, und des höchsten Wohlseins genießen. Man kann in einem Palaste aus Marmor hausen, der mit allen Wunderwerken erhabenster Kunst gefüllt ist, und im höchsten Grade unwohl sein. Die Kunst, mit der wir uns umgeben, macht an sich selbst uns weder gesund noch krank, macht an sich selbst uns weder sittenrein noch sittenlos; aber sie verschönert unser Dasein, vorausgesetzt, daß wir derselben Sinn und Verständniß entgegenbringen. Edle Naturen werden durch den Einfluß der Kunst sittlich gehoben und dadurch geistig erfrischt, leiblich gestärkt, unedle Naturen ausnahmsweise nur bessernd berührt. Es muß also jeder, der von der Kunst sittlichen Nutzen haben will, gute moralische Anlagen besitzen; ohne diese gibt es keine Möglichkeit einer wirklichen Besserung der Civilisation durch die Kunst.

Je gediegener die moralische Verfassung einer Bevölkerung, desto größer der gestaltende Trieb derselben, die schöpfende Kraft, desto origineller, gesunder und frischer deren Kunst. Gediegenheit der moralischen Constitution wurzelt in jenen Zuständen, die das Elend der Massen und den Uebermuth einzelner ausschließen, sittliche Verpestung des socialen Lebens nicht kennen und von allgemeiner Gebrechlichkeit, zerstörendem Pessimismus und allein herrschender Selbstsucht nichts wissen. Moralisch gediegen kann ein Volk auf allen Stufen der Gesittung sein; auf ihnen allen wird unter dieser Voraussetzung die Kunst, sei dieselbe uranfänglich oder höchst vollkommen, durch Jugendfrische sich auszeichnen, durch Originalität, und das künstlerische Gewerbe wird zum Beweggrund das unverdorbene Gemüth haben, den beglückenden Schaffensdrang.

Alle gewerbliche Kunst beginnt in ihren ersten Anfängen bei dem Nesterbau der untersten wirbellosen Thiere und ist, auf allen Stufen der Entwickelung, ebenso Nachahmung der Natur, wie die Kunst überhaupt. Betrachten wir die bildende und gewerbliche Kunst von den Anfängen der Gesittung bis zur Gegenwart, so bemerken wir, daß dieselbe immer darauf hinausläuft, das Nützliche mit dem Ange-

nehmen zu verbinden, immer mehr sich vervollkommnet und jederzeit als Befriedigung wahrer Bedürfnisse der physischen und moralischen, insbesondere ästhetischen Natur des Menschen sich erweist. Ebenso wie die Organisation unter halbwegs günstigen Lebensverhältnissen fortschreitend sich vervollkommnet, in der nämlichen Art schreitet das Können des Menschen vorwärts und wird seinerseits zu dem kräftigsten Mittel, geistige Entwickelung und materielle Gesittung anzuspornen, ja deren Gedeihen zu ermöglichen. Förderung gewerblicher und bildender Kunst bedeutet, in Voraussetzung befriedigender, socialer und moralischer Zustände, Förderung der materiellen, geistigen und mittelbar auch der moralischen Civilisation, Milderung und Verfeinerung der Sitten, Veredlung der Volksseele.

Zu den lebendigsten Beweisen für die Wahrheit des soeben Ausgesprochenen gibt ein Werk reichlich Gelegenheit, welches, in neuester Zeit erschienen, jenseit der Vogesen bereits mehrere Auflagen erlebte und nun auch in deutscher Sprache vor die teutonische Welt tritt:

Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste. Von August Demmin. Geschichtliche Encyklopädie der Bilderkunst, Bilderkunde u. s. w. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Oskar Mothes. Erster Band und zweiten Bandes erstes bis drittes Heft. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Scholtze. 1880—84. Gr. 8. 13 M. 20 Pf.

Auf fünf Bände ist diese einzig in ihrer Art dastehende Arbeit berechnet. In allen fünf Bänden sind folgende Gegenstände behandelt, beziehungsweise in Aussicht genommen: Allgemeine culturgeschichtliche Einleitung; Schrift- und Bilderkunde, Ziffern- und Wappenkunde, kirchliche Kleidertrachten, Gefäße, Geräthe und Kleinigkeiten; bürgerliche und kirchliche Baukunst, Kriegs- und Schiffsbaukunst, Fuhrwerke, Luftschiffahrt, Gartenkunst, Straßenschmuck, Baustile und was sonst zur gesammten Architektur gehört; Thongefäßkunde und Schmelzkunst; Bildnerei und Geräthe, also Bildhauerei, Goldschmiedekunst, Metalltreiberei, Messingwaaren, Zinn-, Erz-, Glocken- und Eisengießerei, Schmiedekunst, Waffen, Automaten, Uhren, Hausgeräthe, Kunsttischlerei und Musikgeräthe, physikalische und mathematische Apparate, Bildnerei bei allen Völkern von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart; Malerei in ihrer ganzen Ausdehnung; Webekunst, Stickerei, Teppichwirkerei, Spitzenklöppelei, Posamentirkunst; vervielfältigende Künste im allgemeinen, und besonders Formen-, Stempel-, Edelstein-, Siegel- und Holzschnitt, Buchbinderei, Golddruck, Wasserzeichen, Kupferstich u. s. w.

Das Demmin'sche Werk ist nicht blos dem Geschichts- und Culturgeschichtsforscher, gleichwie dem Künstler und künstlerisch angelegten Handwerker unentbehrlich: es sollte auch in keiner Familie fehlen und zum allgemeinen Hausbuch werden. Es bietet eine Fülle von Belehrung durch wahrhaft gelungenen Text, läßt die Zeitalter der Culturentwickelung plastisch vor unserm geistigen und leiblichen Auge vorüberziehen, und wird im höchsten Grade anregend und künstlerisch unterweisend durch die zahlreichen vortrefflichen Holzschnitte, welche das Wort lebendig machen.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Dem hervorragendsten deutschen Lyriker, Emanuel Geibel, ist im Tode rasch ein nicht minder bedeutender Schriftsteller gefolgt, der seinen Namen besonders in die Chronik des deutschen Theaters eingetragen hat: Heinrich Laube, der am Morgen des 1. August in Wien verschied. Von Karlsbad lauteten die Berichte über seinen Gesundheitszustand bereits ungünstig; doch nach den ersten Nachrichten aus Wien nach seiner Rückkehr schien jenes Leiden wieder beseitigt zu sein; ein plötzlicher Rückfall führte zu einem sanften Tode.

Laube war am 18. September 1806 zu Sprottau geboren als Sohn eines Maurers, sollte anfangs das Fleischerhandwerk erlernen, zeigte aber wenig Neigung dafür; so besuchte er die Gymnasien in Glogau und Schweidnitz und studirte dann in Halle Theologie. Als ein Vertreter des halleschen Löwentrotzes, von dem Heine singt, war Laube einer der übermüthigsten Studenten, besuchte fleißig den Fechtboden als einer der vorzüglichsten Schläger und erlitt auch eine mehrwöchentliche Carcerstrafe, da er sich gegen den Universitätsrichter selbst verging. In Breslau setzte er das flotte Treiben fort: für seine Facultät war er längst verloren. Da weckte seine Bekanntschaft mit dem Lustspieldichter Karl Schall in ihm die Neigung für die schöne Literatur und das Theater; er schrieb ein Drama: „Gustav Adolf", über dessen zweifelhafte Aufnahme am breslauer Theater er selbst ergötzlich berichtet hat. Nach diesem Miserfolg nahm er eine Hauslehrerstelle an und wandte sich dann ganz der Literatur zu. Im Jahre 1832 kam er nach Leipzig, wo er die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm. Hier verfaßte er sein vierbändiges Werk „Das junge Europa" (1834—37), dessen erster Theil: „Die Poeten", schon vorher unter dem Titel „Das neue Jahrhundert" (1832—33) als selbständige Novelle erschienen war. Der Erfolg des Werks setzte ihn in Stand, mit Karl Gutzkow eine Reise nach Oberitalien zu machen. Nach seiner Rückkehr, nachdem er noch die „Reisenovellen" (6 Bde., 1834—37) veröffentlicht hatte, verfiel er dem Märtyrerthum, welches damals über das Junge Deutschland verhängt und ihm selbst durch seine frühere Betheiligung an der Burschenschaft noch erschwert wurde. Seine ersten Werke hatten einen kecken herausfordernden Ton; die Julirevolution und die polnische Revolution fanden darin ein stürmisches Echo. Hierzu kam eine kecke Sinnlichkeit und nicht minder unverhüllte Situationen wie diejenigen, welche in den Werken seines Lieblings Heinse, die er später herausgab, enthalten waren. Die Romane machten Aufsehen, erregten aber auch bei den Wächtern des damaligen Polizeiregiments den größten Anstoß. In Berlin wurde Laube verhaftet, mußte neun Monate in der Hausvogtei sitzen, und wurde dann in Naumburg internirt, von wo er öfter nach Leipzig kam. Hier vermählte er sich 1836 mit Iduna Hänel, der Witwe eines leipziger Professors, die als geistvoll anregende, takt- und charakterfeste Frau ihm stets treu zur Seite stand. Sie begleitete ihn nach Muskau, wo er die anderthalbjährige Haft absitzen durfte, zu welcher durch den Einfluß des Fürsten Pückler die sieben Jahre Gefäng-

niß herabgemindert waren, welche man wegen seiner burschenschaftlichen Verbindungen und seiner Schriften abermals über ihn verhängt hatte. Inzwischen hatte er eine Reihe sehr zahmer und geschniegelter Novellen geschrieben, um sich den herausfordernden halleschen Löwentrotz wenigstens in den literarischen Hervorbringungen abzugewöhnen. Varnhagen von Ense's Einfluß, dessen stilistische Meisterschaft er zu erreichen suchte, war dafür maßgebend. Diese Novellen: „Liebesbriefe" (1835), „Die Schauspielerin" (1836), „Das Glück" (1837) erhöhten seinen Ruhm nicht, noch weniger die klägliche Compilation, die er als „Deutsche Literaturgeschichte" (4 Bde., 1840) erscheinen ließ. Die Verheißungen seiner ersten Sturm- und Drangperiode schienen sich nicht zu erfüllen; da brachte sein Aufenthalt in Leipzig vom Jahre 1842 ab, wo er wiederum die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" übernommen hatte, Theaterkritiken für das „Leipziger Tageblatt" schrieb und selbst eine neue Kleidermode in Schwung zu bringen suchte, ihn in nähere Beziehungen zur Bühne, was für seine ganze literarische Zukunft entscheidend wurde. Seine ersten Dramen: „Monaldeschi", „Struensee", „Rococo", „Die Bernsteinhexe", „Gottsched und Gellert", gingen von Leipzig aus in die Welt; doch hatten sie nur sporadische Erfolge und die radicale junghegelsche Kritik, welche der jungdeutschen auf dem Fuße gefolgt war, zerfetzte diese Productionen Laube's in schonungsloser Weise. Erst mit den „Karlsschülern" (1847) errang er einen durchschlagenden Erfolg. Noch einmal wurde im Jahre 1848 seine literarische Thätigkeit unterbrochen: Laube wurde in das frankfurter Parlament gewählt, erschien aber dort nicht auf der parlamentarischen Mensur, sondern „brustbilderte" nur als scharfer Beobachter. Aus der Paulskirche kam Laube an das wiener Burgtheater als Director (1850): ein unverhoffter Uebergang, den er außer persönlichen Beziehungen seinen dramatischen Schriften und den dramaturgischen Artikeln verdankte, die er in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hatte. In Wien verfaßte er sein bestes, in Bezug auf dramatische Technik vorzügliches Drama „Graf Essex" (1855), später noch einige weniger wirksame Stücke: „Der Statthalter von Bengalen", das aus der Zeit herausgegriffene Drama „Böse Zungen", von lockerster Composition, aber mit schlagenden Stichworten reich ausgestattet, und die verunglückte Fortsetzung des Schiller'schen „Demetrius", für die er keinen an den großen Dichter erinnernden Ton fand. Im Jahre 1869 übernahm er die Direction des leipziger Stadttheaters, die ihm durch Conflicte mit den Behörden und dem Publikum verleidet wurde, gründete und leitete dann das wiener Stadttheater als Concurrenzbühne des Burgtheaters, trat von der Leitung zurück, und übernahm dieselbe später noch einmal, doch ohne sonderlichen Erfolg. Inzwischen hatte er seinen großen Roman „Der deutsche Krieg" (9 Bde., 1863—66) veröffentlicht, der durch markige Charakterzeichnung und einzelne vorzügliche Schilderungen zu seinen besten Werken gehört.

Ueber seine Theaterleitungen in Wien und Leipzig hat er selbständige Schriften veröffentlicht: „Das Burgtheater", „Das Norddeutsche Theater" und „Das Wiener Stadttheater", welche ebenso Zeugniß für seine Tüchtigkeit wie für seine Einseitigkeit ablegen. Er hat das große Verdienst, das richtige Princip aufgestellt zu haben, daß ein Theater von der Bühne herab und nicht vom Bureau aus geleitet werden muß; er war unermüdlich in seinem Beruf, in der Regieführung bei den Proben, in Beurtheilung und Bildung der schauspielerischen Kräfte; sein Einfluß auf die Bühne und auf die Kritik ist ein außerordentlicher gewesen; gleichwol hat er den Stil und Ton unsers Theaters herabgedrückt, da ihm das dichterische Element und der eigentliche dramatische Aufschwung im Wege war; sein brüskes Dreinfahren und seine unerschütterliche Selbstgewißheit führte zu zahlreichen Misgriffen und Irrthümern: dennoch wird die deutsche Bühne und die deutsche Literatur seinen Namen in Ehren halten; denn er hat in einem langen Leben ihnen eine unausgesetzte und oft fruchtbringende Thätigkeit zugewendet, und ein intimeres Interesse am Theater hat weder vor noch nach ihm irgendjemand in Deutschland gezeigt und bewährt.

Bibliographie.

Albert, M., Ohn' Sterben kommt man nicht zum Leben. Novelle. Hagen, Risel u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Allerlei zum Nachdenken. (Herausgegeben von Elisabeth Fürstin zur Lippe.) Mit einem Vorwort von A. Trautvetter. Rudolstadt, Hartung u. Sohn. 16. 1 M. 50 Pf.

Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogthums Lauenburg. 1ster Bd. 1stes Hft. Mölln. Gr. 8. 2 M.

Armstroff, W., Schule und Haus in ihrem Verhältnis zu einander beim Werke der Jugenderziehuug. Langensalza, Beyer u. Söhue. Gr. 8. 40 Pf.

Berthold, E., Lotteriespiel, Börsenspiel und gesellschaftliches Hazardspiel. Eine socialethische und steuerpolitische Betrachtung. Hannover, Brandes. Gr. 8. 30 Pf.

Böttcher, K., Karlsbader Schlendertage. Bilder aus dem Saisonleben. Karlsbad, Feller. 8. 3 M.

Brand, H., In Lehnspflicht. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. 2 Bde. Kassel, Wigand. 8. 5 M.

Cohausen, A. v., Der römische Grenzwall in Deutschland. Militärische und technische Beschreibung desselben. Mit 52 Folio-Tafeln Abbilduugen. Wiesbaden, Kreidel. Lex.-8. 24 M.

Fricke, W., Patriotische Klänge. Eine Sammlung von Gedichten und dramatischen Festspielen zur Feier vaterländischer Ehrentage. Minden, Bruns. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Fulda, L., Satura. Grillen und Schwänke. Leipzig, Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

George, H., Fortschritt und Armuth. Eine Untersuchung über die Ursache der industriellen Krisen und der Zunahme der Armuth bei zunehmendem Reichthum. Deutsch von C. D. F. Gütschow. 2te Auflage. Berlin, Staude. Gr. 8. 3 M.

Haffner, C., Bekannte und unbekannte Größen. Skizzen und Novelletten aus der Kunst- und Theaterwelt. Wien, Engel. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Heller, A., Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die neneste Zeit. 2ter Bd.: Von Descartes bis Robert Mayer. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 18 M.

Jolly, L., Die französische Volksschule unter der dritten Republik. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Kemmer, O., Pessimisten-Gesangbuch. Minden, Bruns. 8. 3 M.

Kindler von Knobloch, J., Die Herren von Hohenstein im Elsaß. Wien. Gr. 4. 2 M.

Koenig, H. Z., Authentisches über die deutsche Erzieherin in England. Eine Entgegnung auf: „Das Gouvernantenwesen in England", eine Warnung, von J. Einsiedel. London. 8. 1 M.

Lechner, K., Das große Sterben in Deutschland in den Jahren 1348 bis 1351 und die folgenden Pestepidemien bis zum Schlusse des 14. Jahrhunderts. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Maywald, A., In memoriam. Bonn, Strauß. 8. 3 M.

Olten, Antonie v., „Ilse". Ein Lebensbild. Hagen, Risel u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Rüttenauer, B., Siebenschön. Ein April-Mai-Märchen in Reimen. Leipzig, Liebeskiud. 12. 2 M.

Schlaeger, E., Die Bedeutuug des Wagner'schen Parsifal iu und für unsere Zeit. Miudeu, Bruns. Gr. 8. 50 Pf.

Schulte, J. F. v., Karl Friedrich Eichhorn. Sein Leben und Wirken, nach seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mittheilungen von Angehörigen, Schriften beschrieben. Mit vielen ungedruckten Briefen von Eichhorn und an Eichhorn. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 8 M.

Tóth, K., Vertheidigung der Uugarn gegen Professor Dr. Johann Sepp's Angriffe. Als Erwidernng auf die im Werke: „Ein Volk von zehn Millionen oder der Bayernstamm. Eine Kampfschrift gegen Czechen und Magyaren" erhobenen Anklagen. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 3 M.

Turgenjew, J., Aus dem Tagebuche eines Jägers. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Wapler, R., Wallensteins letzte Tage. Ein historisch-kritisches Gedenkblatt zum 25. Februar 1884. Nach den besten neueren und neuesten Quellen bearbeitet und herausgegeben. Nebst einer Ansicht und einem Grundriß des Sterbehauses Wallensteins, sowie ein Blatt Facsimile. Leipzig, Höfler. Gr. 8. 4 M.

Welhaven, J., Ausgewählte Gedichte. Im ursprünglichen Versmaße aus dem Norwegischen übertragen von H. Neumann. Cottbus, Kaatz. 8. 2 M. 40 Pf.

Woldemar, R., Im Tode entsühnt. Roman. Berlin, Ißleib. 8. 5 M.

Wothe, Anny, Frauenliebe und Leben. Eine Mitgabe auf den Lebensweg für Frauen und Mädchen. Leipzig, Werther. 16. 2 M. 50 Pf.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. 199stes Hft.: Die Religion des Pessimismus. Von H. Sommer. Berlin, Habel. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 21. August 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Moderne Phantastereien.

Wer den literarischen Markt genauer beobachtet, der wird bald finden, daß die buchhändlerische Reclame und die Zeitungskritik nicht die einzigen Hebel des Erfolgs sind: ja das „gedruckte Lob" ist durch seine Verzettelung in eine solche Menge von Tagesblättern, Wochen- und Monatsschriften gegenwärtig fast um seine Wirkung gekommen. Werke, die in den Spalten aller Zeitungen gerühmt werden, liegen oft wie Blei in den Fächern der Sortimenter und wandern dann als Krebse in die Lagerhäuser der Verleger zurück. Selbst wenn das Lob des einen Blattes nicht durch den Tadel des andern neutralisirt wird, selbst wenn die Kritik fast einstimmig ist in ihrer Anerkennung, bleibt das Publikum oft unerschütterlich in seiner Gleichgültigkeit gegenüber einer literarischen Production.

Dagegen gibt es buchhändlerische Erfolge, die errungen werden gegenüber der Gleichgültigkeit der Presse, welche vielleicht auf der ganzen Linie Gewehr bei Fuß steht; es gibt Werke, die Auflage nach Auflage erleben, ohne von den Tagesblättern auch nur erwähnt zu werden: erst die sich mehrenden Auflagen lenken die Aufmerksamkeit der Zeitungen und Journale zuletzt auf ein solches Werk und veranlassen eine nachträgliche Besprechung. Es liegt in der Genesis solcher Erfolge etwas Geheimnißvolles; in der Regel gehen sie aus geschlossenen Kreisen hervor, die schon durch den Respect, den sie einflößen, eine gewisse Propaganda ausüben. Es gilt dies z. B. von einem Theil der specifisch katholischen Belletristik — welche Erfolge hatte „Amaranth", ehe noch die Presse von dem Gedicht sonderlich Notiz nahm, und besonders nachdem sie dasselbe energisch verurtheilt hatte: nicht viel anders ist es mit der weit gemäßigtern Dichtung „Dreizehnlinden" von Weber. Aehnlich sind die Erfolge des Professorenromans zu erklären. Es ist zwar zweifellos, daß die Collegen hinter die belletristische Thätigkeit eines Fachprofessors einige böswillige Fragezeichen heften, ja daß die Männer der strengen Gelehrsamkeit geneigt sind, auch die wissenschaftliche Wirksamkeit eines Facultätsgenossen zu unterschätzen, der in seinen Mußestunden einen Abstecher auf das Gebiet der Leihbibliotheken macht; aber eine universitas literarum besteht nicht blos aus den Männern der Gelehrsamkeit: da sind auch ihre Frauen und da ist die studentische Jugend, und von beiden wird das Katheder eines dichtenden oder romanschreibenden Professors mit Blumen umkränzt. Die erstern sind dankbar für das Zugeständniß, das ihnen die ägyptische oder germanistische Weisheit macht, indem sie statt der schwarzen Suppe der Collegien ihnen ein lucullisches Mahl vorsetzt, bei welchem die gelehrten Brocken so überzuckert sind, daß sie einen ungestörten Genuß gewähren. Die akademische Jugend aber liest natürlich die ungelehrten Werke ihrer Docenten mit größerer Beeiferung als die gelehrten und freut sich der schönen Menschlichkeit derselben, indem sie nil humani a se alienum putant, auch nicht die Romanschriftstellerei. Welche Propaganda aber liegt in der Würde der Universität! Von einer zur andern gehen hundert Fäden hin und her, die Frauen verkehren brieflich miteinander, die Telephonie der studentischen Verbindungen läßt fortwährend alle Drähte spielen. In den Salons aber wird immer hier und dort eine schöngeistige Professorin den Ton angeben: sie empfiehlt ein Buch; man läßt es aus der Leihbibliothek holen; man kauft es dann und legt es auf den Weihnachtstisch. Es gibt eine Art gesellschaftlicher Freimaurerei, aus deren geheimen Be-

ziehungen die großen literarischen Erfolge hervorgehen. Auch die Conventikel der Frommen im Lande haben ihre aparte Literatur, die sie zu empfehlen und weit zu verbreiten wissen.

Einem Literaten von Fach kann es begegnen, daß er ein Buch nicht bemerkt oder nicht beachtet hat, welches in gesellschaftlichen Kreisen für ein literarisches Ereigniß gilt. So unterhielten sich vor nicht zu langer Zeit ein General, ein Consul, ein Professor bei einem Souper über ein solches Ereigniß, von dem ich nichts wußte: ich hatte unter hundert Büchern auch das Buch in der Hand gehabt, doch ohne ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken; ich hatte überdies nie eine Besprechung desselben gelesen. Jene Herren und ihre Damen kannten das Buch indeß ganz genau und waren von seiner Bedeutung überzeugt.

Es waren die „Briefe aus der Hölle" von M. Rowel, frei nach dem Dänischen, in Leipzig im Verlag von Johannes Lehmann erschienen; das Exemplar, das ich infolge jener Unterhaltung zur Hand nahm und durchlas, trug auf dem Titel die Bemerkung: siebente unveränderte Auflage, ein immerhin nicht gewöhnlicher buchhändlerischer Erfolg. Auch war der Inhalt danach angethan, um ihn zu erklären. Der Verfasser ist ein protestantischer Dante, ein Epigone des Florentiners; er schreibt natürlich nicht wie dieser aus der Intuition eines starken Glaubens, einer festen Ueberzeugung heraus, die von seinem ganzen Jahrhundert getheilt wird: darum fehlt der Schrift auch alle sichere Plastik, ihre Umrisse sind verschwommen; es sind Schatten der modernen Reflexion. Den Inhalt bilden die confessions einer Seele, die sich beim Beginn des Werks von ihrem Körper scheidet und zur Hölle fährt. Diese confessions beziehen sich theils auf das irdische Leben als Beichte der dort verübten Sünden: dies geschieht in der Form der Novelle; ein novellistischer Fries zieht sich um den ganzen Bau dieses Inferno — oder sie betreffen die Empfindungen, welche Land und Leute in der Hölle selbst in der armen Seele erwecken; diese Empfindungen knüpfen an die Schilderungen an, welche von dem Leben und Treiben der Hölle, von ihren Einrichtungen, von ihrer topographischen Beschaffenheit gemacht werden. Doch während Dante's Inferno einen Trichter bildet von greifbarer Plastik, sodaß der Plan desselben entworfen werden kann wie derjenige einer modernen Fortification, ist Rowel's Hölle eine unfaßbare Region, ein Nebelland, in welchem alle festen Umrisse verschwimmen; die furchtbare Kluft, die es von den in einer Art von Magnesialicht strahlenden Paradiesgärten trennt, ist die einzige feste Grenze bei der phantastischen Zerflossenheit des Ganzen.

Wie wir erfahren, empfehlen protestantische Theologen die Schrift mit vieler Wärme; wir begreifen dies insofern, als sie die über das Grab hinausreichende Sprache des Gewissens verherrlicht und als einige der Novellen, die noch auf der irdischen Kugel sich abspielen, in einer seraphischen glorienhaften Manier gehalten sind und eine derselben Dante's Liebe zu seiner Beatrice gleichsam ins Protestantische übersetzt; wir begreifen aber solche Empfehlungen nicht, insoweit sie einer Schrift gelten, welche das Jenseits im Grunde aller Würde entkleidet, indem sie dasselbe zum Theil wie eine Persiflage und Parodie auf das Diesseits hinstellt und den schattenhaften Existenzen, die sich in dieser Nebellandschaft bewegen, einen leisen burlesken Beigeschmack gibt. Freilich, die Hölle Rowel's unterscheidet sich von derjenigen Dante's dadurch, daß sie ein bloßes Vorbereitungsstadium ist und die Seelen, die in ihr wohnen, noch nicht der endgültigen Verdammniß theilhaftig sind. Auch ist es ein Gedanke, dem es an Tiefe nicht fehlt, daß hier alles nur Vorstellung ist, abgesehen von dem Trieb, der diese Schattengebilde von Menschen zwingt, jetzt im Geiste und zum Schein fortwährend dasselbe zu thun, was sie einst auf Erden im Ernst und mit Eifer getrieben; aber die Hölle bekommt dadurch immerhin ein sehr menschenfreundliches Ansehen, und man glaubt immer sich auf der Erde, nur bei schlechter Beleuchtung herumzutreiben. Da gibt es Kneipen, wo gezecht und gespielt wird, da gibt es Promenaden, Hydeparks, Champs-Elysées, nur mit dem Unterschied, daß hier tausend Moden, die Moden der verschiedensten Jahrhunderte repräsentirt sind. Nur sieht man in der Hölle „durch die Kleider"; das ewig Nackte ist für die Hölle so charakteristisch wie für die Antike. Die Postverbindungen mit der Erde sind gut arrangirt — das geht noch über die Stephan'sche Weltpost hinaus. Bisweilen sind alte Ritter Postbriefträger, wie überhaupt der Verkehr dieser Hölle mit der Erde gar nicht ausgeschlossen ist und die Geister ganz gemüthlich in den Familienkreis zurückkehren, wo sie sich freilich nur geisterhaft bemerkbar machen können. Satirisch sind die Schilderungen der Facultäten in der Hölle und viele andere Excurse.

Das Ganze gehört in das Gebiet der haltlosesten Phantastereien, ist aber nicht ohne Talent geschrieben. Es gibt kaum eine Waarensorte auf unserm literarischen Markt, die nicht ihre Käufer fände: das beweist der große Absatz dieser „Briefe aus der Hölle". Eine stille Propaganda sorgt für den Vertrieb derartiger Schriften mit theologisirender Färbung: „den lauten Markt mag Momus unterhalten" — die Stillen im Lande beziehen ihren Bedarf, ohne daß er von den journalistischen Lärmglocken ausgeläutet wird, durch eine Art von confessioneller Botengängerei und auf Grund der Empfehlungen gleichgesinnter Kreise.

Rudolf von Gottschall.

Aus dem alten Rom.

1. Bilder aus dem alten Rom. Von H. Buschmann. Leipzig, Teubner. 1883. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Haus und Hof in Rom im Spiegel griechischer Cultur. Culturgeschichtliche Beiträge zur Beurtheilung des classischen Alterthums an der Hand der Sprachwissenschaft gewonnen von Günther Alexander E. A. Saalfeld. Paderborn, F. Schöningh. 1884. Gr. 8. 4 M.
3. Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit von Julius Jung. Zwei Abtheilungen. Mit 19 Vollbildern und 133 in den Text gedruckten Abbildungen. Prag, Tempsky. 1883. 8. 2 M.
4. Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken dargestellt von Johannes Overbeck. Vierte im Verein mit August Mau durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 30 größern zum Theil farbigen Ansichten und 320 Holzschnitten im Text, sowie einem großen Plan. Leipzig, Engelmann. 1884. Lex.-8. 20 M.

Von den vier Büchern, die mir hier zur Besprechung vorliegen und die gewissermaßen einander ergänzen, soll das erste: „Bilder aus dem alten Rom" von H. Buschmann (Nr. 1), wie der Verfasser in seiner kurzen Vorrede erklärt, ein Lesebuch sein für die Schüler der obern Klassen unserer höhern Lehranstalten, aus dem dieselben sich die nöthigen Kenntnisse aneignen können über verschiedene Zweige des altrömischen Lebens, die beim Unterricht selten oder gar nicht berührt werden, aber doch des Interessanten mancherlei bieten. Zugleich hat der Verfasser allerdings auch die Absicht, dem gebildeten Publikum in einer Reihe von Bildern zu zeigen, wie das Leben der alten Römer sich von unserm heutigen modernen nicht wesentlich unterschied. Auch Berufscollegen — so hofft der Verfasser — werden das Buch vielleicht nicht ganz ohne Interesse aus der Hand legen. Abgesehen von dem Stil, der mitunter, wie gleich in dieser Vorrede, nicht der gewählteste ist, verdient das Buschmann'sche Buch, als den angegebenen Zwecken ganz entsprechend, bestens empfohlen zu werden. Daß es wesentlich Neues bringe, möchte ich gerade nicht behaupten; doch sind die vorgeführten Bilder lebensvoll und geben zu manchem interessanten Vergleich zwischen der altrömischen Zeit und der unsern allen Anlaß, so viel Trennendes auch andererseits beide Zeiten wieder aufweisen.

So hat das Kapitel „Sklavenleben" für die Jetztzeit, wenigstens für europäische Verhältnisse kaum mehr Geltung, auch nicht einmal im uneigentlichen Sinne des Wortes. Dasselbe gilt z. B. von dem Kapitel „Handwerk und Handwerker". Einen goldenen Boden hatte auch im alten Rom das Handwerk; doch die altrömischen Flötenbläser u. a. würden, wenn sie bei uns überhaupt noch zu den Handwerkern und nicht vielmehr zu den Kunst-„Virtuosen" gerechnet würden, sich sehr verwundern über die Veränderung der Zeiten und Sitten. Es soll wenigstens bei uns zu den Seltenheiten, zu den geradezu abnormen Fällen gehören, daß ein Flötenbläser, sei er nun Kammervirtuos oder gehöre er nur einer Stadt- oder gar Dorfkapelle an, nebenbei die Praxis als Heilkünstler betreibt, was beiläufig unsere moderne Polizei thunlichst — und nicht ganz mit Unrecht — zu verhindern wissen würde. Und was würden unsere Hof- und Kammerflötisten dazu sagen, wenn sie sähen, wie ihre römischen Collegen ehrwürdigen Andenkens gegen Hüftschmerzen, Schlangenbiß u. dgl. als Curpfuscher operirten und damit oft sich weit mehr als mit ihrer eigentlichen Kunst verdienten?! Das eine Gute hatten allerdings diese längst vermoderten Collegen vor denen, welche noch mit oder ohne Wonne das Licht der Sonne genießen, voraus, daß sie durch ihre Heilkunst Gelegenheit hatten, das wieder gut zu machen, was sie wie unsere Landmusiker als Tonkünstler oft verbrachen; denn die alten römischen Musikanten hatten wenigstens gleich die Heilmittel bei der Hand, falls ihre Musik allzu ohrzerreißend gewirkt haben mochte. Unsere heutigen Musiker sind in der Beziehung, sofern sie uns dasselbe Leiden verursacht haben, weniger human. Gleichwol haben wir wirklich ganz erstaunliche Fortschritte gemacht, ich will nicht sagen in der Kunst der Töne, denn das ist schwer zu beweisen, so doch in der Heilkunst, die jetzt für jede Unterart ihre sach- und fachkundigen Specialisten hat, als da sind Ohren-, Augen-, Zahnärzte und was weiß ich! Und wenn Apoll, der Gott der Heilkünstler, Dichter und Musikanten auch jetzt noch, sofern er auf Erden wiederkehrte, manchen wort- und tonkünstlerischen Marsyas schinden würde: an den Fortschritten, welche die Heilkunst gemacht hat, seit sie nicht mehr zum Beruf der Flötenspieler gehört, würde er jedenfalls seine Freude und alle Mühe haben, mit solch einem modernen Arzt ersten und auch zweiten Ranges erfolgreich den Wettkampf zu wagen.

Auch zwischen Speisen und Getränken der alten Römer- und der Jetztzeit sind die Unterschiede nicht so groß, wie der Laie wol meint. Buschmann weist dies an zahlreichen Beispielen nach, und auch in Betreff der fremdländischen Bezeichnungen auf den Speise- und Weinkarten können es die alten Römer mit uns Deutschen aufnehmen; denn wie namentlich unsere Speisekarten förmlich mit französischen Ausdrücken gespickt sind, so die römischen ihrerseits, nur nicht in gleich hohem Grade, mit griechischen; freilich besaßen die alten Römer Nationalstolz genug, die betreffenden griechischen Wörter in ihrer Weise lateinisch umzuwandeln. Unsere deutschen „Hoteliers" sind bekanntlich in der Beziehung weniger stolz; sie würden sich vielmehr im Grunde ihres Herzens schämen, die französischen Bezeichnungen für unsere gut deutschen Speisen und Weine unserer lieben Muttersprache anzupassen oder sie gar in dieselbe zu übertragen. Daß es bei den alten Römern auch Gourmands oder, was zwar weniger fremdländisch, aber dafür etwas deutlicher klingt, Feinschmecker in des Wortes verwegenster Bedeutung gegeben hat, gerade wie

bei uns, wissen wir schon von der Schulbank her. Buschmann aber belegt auch diese bekannte Thatsache durch manches weniger bekannte Beispiel aus den altrömischen Autoren.

So finden wir in Buschmann's Buch auch hinsichtlich des folgenden Kapitels: „Theater und Schauspielwesen", mancherlei Berührungspunkte zwischen altrömischer und neugermanischer Zeit; wie z. B. die berühmten Bühnenkünstler des alten Rom es zu ganz ansehnlichem Vermögen brachten oder doch bringen konnten, wenn sie sparsam waren, so soll das auch in unserer Zeit noch oft genug vorkommen, wenngleich am besten bei uns nicht die Schauspieler selber, sondern die Sänger, zumal erste Tenore und Primadonnen, daran sind. Auch Circus und Arena sind uns ebenso gut wie den alten Römern ganz geläufige Begriffe, nur daß die Gladiatorenkämpfe, außer in dem schönen Spanien, im modernen Europa nicht recht mehr gedeihen wollen. In einem waren aber die alten Römer uns entschieden voraus; sie hatten den Eintritt zu Circus und Theater frei, was man bei uns leider nur in Bezug auf wenige vom Glück Begünstigte behaupten kann.

Auch aus den weitern Kapiteln des Buschmann'schen Buchs ließen sich hier noch viele solcher Berührungspunkte zwischen der altrömischen und der neuen Zeit anführen, wenn ich nicht fürchtete, so interessant das alles ist, mich zu sehr in Einzelheiten zu verlieren; ich verweise daher auf das Werk selbst und erwähne hier nur, daß diese weitern Kapitel sich mit den höhern Lehranstalten des alten Rom, seinem Frauenleben, Handel und Verkehr, Hochzeitsgebräuchen und Todtenbestattungen, mit Dichtern und Gelehrten und dem Ackerbau befassen. Das Buschmann'sche Buch dient dem Zweck der Belehrung ebenso wie demjenigen der Unterhaltung.

Der Verfasser von „Haus und Hof in Rom im Spiegel griechischer Cultur" (Nr. 2) führt den langathmigen Namen Günther Alexander E. A. Saalfeld. Das Buch leidet gerade so wie der Titel und der Name des Autors unter dem Eindruck der Langathmigkeit. Saalfeld ist unstreitig ein grundgelehrter und vielbelesener Mann, und er hat ja bereits die Welt mit einer ganzen Reihe culturgeschichtlicher und insbesondere sprachwissenschaftlicher Werke beschenkt, welche die Anerkennung von Fachmännern gefunden haben. Auch mit dem hier vorliegenden Werk wird das der Fall sein, es ist in der That ein tüchtiges Stück Arbeit, was er hier geleistet, und vor seiner Sachkenntniß und seinem enormen Quellenstudium, seinem Sammelfleiß alle Achtung. Hat aber sich der Autor auch klar gemacht, für wen er schreibt? Ich fürchte, die Antwort lautet: nein. Für Fachgenossen ist das Buch wol nicht bestimmt, denn diesen gerade dürfte es nicht viel Neues bringen. Für Schüler höherer Lehranstalten könnte es sich sehr nützlich erweisen, und es verdient deshalb, auch deren Aeltern empfohlen zu werden. Ob die Herren Söhne freilich sich trotzdem in das Buch, so viel sie auch daraus lernen könnten, allzu sehr vertiefen werden, das ist eine Frage, die nicht so leicht im Sinne und nach Wunsch des Verfassers sich entscheiden läßt. Da der Autor an das große Publikum als seinen Leserkreis ebenso wenig gedacht haben kann, so bleiben noch die sogenannten Zehntausend übrig, die sich aus den Kreisen der gebildeten Laien zusammensetzen. Werden aber diese an der meist trockenen Sprache wie an all diesen trockenen Aufzählungen Gefallen finden? Der Verfasser hat es bei Lösung seiner Aufgabe besonders darin versehen, daß er von seinem gelehrten Standpunkte aus der irrigen Anschauung huldigt, alle Gebildeten müßten des Lateinischen kundig sein. Das ist aber doch nicht der Fall. Und aus diesem Grunde bleibt dem gebildeten Laien eben nichts weiter übrig, als, was doch nicht in des Verfassers Absicht gelegen haben kann, die zahlreichen Citate aus den römischen Schriftstellern, gerade das Interessanteste am ganzen Buche, zu überschlagen.

So sagt z. B. Saalfeld: „Aus einem bei der Ausgrabung von Herculanum aufgefundenen Bibliothekzimmer eines Privatmannes ist die innere Einrichtung eines solchen recht anschaulich geworden. Vor allem mußte ein reichliches Tageslicht vorhanden sein, weil es (nämlich das Bibliothekzimmer) zugleich Lesezimmer war. Nach Vitruv's Vorschrift sollte sie (muß doch wol heißen es, da hier nicht von der Bibliothek, sondern von dem Bibliothek*zimmer* die Rede ist!) nach Morgen liegen aus doppeltem Grunde: „cubicula et bibliothecae ad orientem spectare debent; usus enim matutinum postulat lumen: item in bibliothecis libri non putrescunt." Was soll sich nun der des Lateinischen unkundige Leser bei diesen lateinischen Worten denken? Schlecht und recht verdeutscht das Folgende: „Schlafzimmer und Bibliotheken sollen nach Morgen zu liegen. Erstens ist zum Gebrauch derselben Morgenlicht erforderlich, und zweitens sind die Bücher dabei auch nicht dem Vermodern ausgesetzt." Ich meine, das ist verständlich, und wenn der gelehrte Verfasser einmal nicht darauf verzichten wollte, die Citate in seinem geliebten Latein zu geben, so ist das freilich seine Sache; unpraktisch aber ist es doch, wenn er wie hier es meistens unterläßt, die betreffenden Stellen auch durch deutsche Umschreibung Nichtlateinern zu erklären. Er hat es sich daher selbst zuzuschreiben, wenn der Kreis der Leser seines sonst ganz nützlichen Buchs ein weit beschränkterer, engerer ist, als dies vielleicht ohne den erwähnten Uebelstand der Fall sein würde. Weitere Belege für diese meine Behauptung zu geben, darauf verzichte ich, obwol sich deren in Hülle und Fülle bieten.

Der Inhalt des Buchs selbst wird schon durch seinen Titel genügend gekennzeichnet. Der Verfasser sucht darzuthun — und dies ist ihm ja in den allermeisten Fällen gelungen, wiewol das Meiste auch nicht mehr ganz den Reiz der Neuheit hat —, wie die griechische Cultur auf die römische eingewirkt hat in Betreff von Haus und Hof, in Betreff der häuslichen Einrichtung, der Geräthschaften, in Betreff von Küche und Keller, Kleidung, Bädern, Sklaven und Landwirthschaft. Theilweise also bringt sein Buch

ganz dasselbe wie das Buschmann'sche, das naturgemäß das altrömische Culturleben nicht blos mit dem modernen, sondern nebenbei auch gleichfalls mit dem altgriechischen in Vergleichung stellt. Am besten wäre vielleicht Saalfeld's Buch noch als Ergänzung des Buschmann'schen zu benutzen, indem die Leser des letztern, soweit sie dazu den Drang verspüren, sich aus ersterm über all die massenhaften lateinischen Bezeichnungen orientiren können.

Das Werk „Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit" von Julius Jung (Nr. 3), der funfzehnte und siebzehnte Band des Sammelwerks „Das Wissen der Gegenwart; deutsche Universalbibliothek für Gebildete", hat einen lediglich popularwissenschaftlichen Zweck und ist in der That schon wegen seiner Billigkeit und wegen seiner zahlreichen, den Text veranschaulichenden Abbildungen ganz geeignet, als culturhistorisches Bilderbuch in den weitesten Kreisen der Gebildeten, in Schule und Haus Eingang zu finden. Die Darstellung ist schlicht und klar. Der Verfasser hat gewissenhaft die besten Werke über das kaiserliche Rom, wie Friedländer's „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis Ausgang der Antonine", Forbiger's „Hellas und Rom", und eine ganze Anzahl specieller Fachschriften benutzt. Ebenso sind die hübschen Abbildungen den besten Werken und illustrirten Zeitschriften entnommen. Kurz das Ganze macht einen recht freundlichen Eindruck, wenn es auch streng genommen keinen höhern wissenschaftlichen Werth hat und der Verfasser nicht eigene Forschungen gibt, noch auch geben will, sondern sich auf volksthümliche Verarbeitung des streng wissenschaftlichen, fast überreichen Materials über diesen Gegenstand beschränkt. In Volksbibliotheken namentlich sollte das Buch als ein ebenso kurzer wie allgemein orientirender, zuverlässiger Führer durch die Labyrinthe der römischen Kaiserzeit nicht fehlen.

Das letzte Werk endlich: „Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken" von Johannes Overbeck (Nr. 4), ist entschieden das bedeutendste von den mir diesmal zur Besprechung vorliegenden Werken. Die erste Auflage erschien in der ersten Hälfte des Jahres 1855 in einem Umfang von 438 Seiten, die zweite vermehrte und verbesserte Auflage (in zwei Bänden) während des Jahres 1866, die dritte, abermals vermehrt und durchgearbeitet, neun Jahre nachher, im Jahre 1875, und wiederum neun Jahre später hat sich bereits die vierte durchgearbeitete und vermehrte Auflage nöthig gemacht, welche nicht weniger als 676 Seiten Text enthält und auch eine ziemliche Vermehrung der Illustrationen aufweist: so hat sich die Zahl der lithographischen und chromolithographischen Tafeln um ungefähr die Hälfte, diejenige der dem Text eingedruckten Holzschnitte gleichfalls um etwa zwanzig vermehrt. Diese neueste Auflage des trefflichen Werks unterscheidet sich aber von allen vorhergehenden dadurch, daß der ganze erste, der eigentlich baugeschichtliche und topographische Theil in August Mau einen sachkundigen Mitarbeiter gefunden hat. Overbeck hatte schon in den Vorreden zur zweiten und dritten Auflage seines Buchs in vielleicht doch zu weitgehender Bescheidenheit und Selbstverleugnung erklärt, daß er sich, um diesen ersten Theil in vollständig befriedigender Weise zu bearbeiten, durch besondere Studien und einen lange dauernden Aufenthalt an Ort und Stelle in vollem Maß hätte vorbereiten müssen: Vorbedingungen, die bei ihm nicht zuträfen. Seitdem — so führt er im Vorwort zur jetzigen Auflage aus — hätten sich die durch Fiorelli im Jahre 1873, also noch vor Erscheinen der vorigen Auflage von Overbeck's Werk, angebahnten Studien über Pompeji insbesondere durch die einschlägigen Arbeiten von Nissen, Mau u. a. derartig vertieft, daß er selber dies einschlägige Material zu beurtheilen sich nicht im Stande fühle, um so weniger, als seine Zeit seit Erscheinen der vorigen Auflage seines Werks anderweitig ganz in Anspruch genommen gewesen sei. Aus diesem Grunde habe auf seine Bitte Mau, den er als den besten Kenner Pompejis unter den Deutschen bezeichnet, die Bearbeitung des ganzen ersten Theils, also sowol des einleitenden topographischen Theils als auch des ersten oder antiquarischen Haupttheils bis einschließlich des vierten Kapitels, die Besprechung der Befestigungswerke, Mauern, Thürme und Thore, der Straßen und Plätze, der öffentlichen und Privatgebäude Pompejis umfassend, übernommen, und zwar in der Weise, daß die frühere Textgliederung, Eintheilung und auf ein nicht fachwissenschaftlich gebildetes Publikum berechnete Haltung stillschweigend als maßgebend anerkannt worden, seinem Inhalt nach dieser ganze Theil des Werks jedoch als Mau's geistiges Eigenthum zu betrachten sei, obgleich derselbe manches aus der frühern Bearbeitung habe stehen lassen. Nur die formale Redaction auch dieses Theils habe Overbeck sich, wie ganz selbstverständlich ist, vorbehalten und namentlich manche Ausführungen und Begründungen — und zweifellos zum Vortheil des Ganzen — in die Anmerkungen verwiesen. Der Verleger seinerseits habe nicht nur, wie ich bereits zahlenmäßig nachgewiesen, die Abbildungen vermehrt, sondern auch mangelhafte und veraltete Illustrationen durch neue ersetzt und den großen Plan vervollständigen und berichtigen lassen. Es hat sonach diese neue Auflage des Overbeck'schen „Pompeji" auch für die Besitzer der frühern fast in ihrer ganzen ersten Hälfte und in mancher Hinsicht auch in der zweiten den Reiz der Neuheit; durch das Zusammenarbeiten beider Männer ist ein Werk zu Stande gekommen, das eine wahre Zierde der Kunstgeschichte bildet und auch die höchsten Ansprüche, die man an ein solches Werk machen kann, in ausreichendstem Maße befriedigt, dabei aber doch so populär gehalten ist und sich in einer so gewählten, schwungvollen Diction gibt, daß es auch für jeden einigermaßen gebildeten Laien eine Herzensfreude sein muß, dieses Buch zu lesen, und daß es auch der Laie mit großem Nutzen lesen wird. Ja man kann getrost behaupten, daß selten ein Buch geschrieben worden ist, welches in gleicher Weise den Anforderungen von seiten der Kenner wie der Laien gerecht wird.

Ich muß mich hier begnügen, nur in wenigen großen Strichen ein ungefähres Bild von dem zu geben, was die beiden sachkundigen Verfasser uns bieten. Im einleitenden Theil wird zunächst der enthusiastischen Bewunderung gedacht, mit der Goethe 1787 die Ruinenstadt Pompeji begrüßte, die uns mitten im modernen Leben ein Stück antiker Welt in unerreichbarer Unmittelbarkeit, wenn auch nicht in ungestörter Ganzheit vor Augen stellt, wie dies z. B. bei der noch verschüttet bleibenden Schwesterstadt Herculanum für jetzt und vielleicht für immer ausgeschlossen ist. Dann wird dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß die Ausgrabungen so langsam und lässig vor sich gehen, obwol trotzdem doch schon ungefähr ein Drittel des verschütteten Pompeji wieder bloßgelegt sei, und weiterhin lebhaft bedauert, daß die Witterung auf die wieder ausgegrabene Stadt, was wir bei dem sprichwörtlichen „blauen" Himmel Italiens kaum vermuthen sollten, ihren unheilbaren Einfluß ausübt und dieselbe dem zwar langsamen, aber sichern Untergang in absehbarer Zukunft entgegentreibt, und daß endlich auch der Unverstand und der Vandalismus der Menschen gleich von der Verschüttung Pompejis an bis noch in die neuere Zeit vielfach das Seine gethan hat, um das Vernichtungswerk zu fördern. Man traut seinen Augen nicht, unter den Namen dieser Vandalen in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch den des Museumdirectors zu Neapel, Don Camillo Paderni, mit in erster Linie aufgeführt zu sehen; und dennoch ist es buchstäblich wahr und actenmäßig bezeugt, daß dieser Mann unter anderm mit einer Anzahl der ausgegrabenen werthvollen antiken Gemälde gründlich aufgeräumt hat; nun, die unerbittlich richtende Geschichte hat dafür auch seinen Namen mit ewiger Schande bedeckt. Nichtsdestoweniger müssen wir dem Schicksal, das uns wenigstens noch einen guten Theil, wenn auch vieles nicht für die Dauer, gerettet hat, danken. Gewinnen wir doch, wie der Verfasser mit Recht betont, an keinem andern Orte der Welt ein so übersichtliches Bild antiken Lebens und antiker Kunst wie hier in Pompeji und, was die antike Kunst anlangt, zur Ergänzung auch in Herculanum. Indeß ist selbst die antiquarische und künstlerische Bedeutung von Pompeji bei aller Freude, die wir daran haben müssen, immerhin eine verhältnißmäßig beschränkte; denn die Kunstwerke und Malereien gehören doch bereits der sinkenden Kunstwelt an, und was die antiquarische Bedeutung betrifft, so ist nicht zu vergessen, daß Pompeji keine politisch bedeutende Welt- und Hauptstadt, sondern trotz seines lebhaften Handels und Verkehrs doch nur eine kleine Landstadt war. Deshalb kann auch Pompeji nicht einmal als Miniaturbild von Rom Geltung haben, wenngleich auch in ihm sich römisches Leben abspiegelt, sondern muß eben als Pompeji betrachtet und erklärt werden.

Wir werden hierauf zunächst über Campaniens Lage, den Golf von Neapel, den Vesuv, die Lage von Pompeji und die Heerstraßen in Campanien orientirt, erhalten dann geschichtliche Notizen über Pompeji bis zu der erschütternden Katastrophe, welche die Stadt betraf, über die Verschüttung selbst und die Wiederauffindung der Stadt, welche streng genommen erst von 1748 an datirt, während die Ausgrabung selbst erst in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts einigermaßen in Fluß kam und in regelmäßigen Verlauf eigentlich erst seit 1861, seitdem Joseph Fiorelli die Leitung der Arbeiten übernahm — demselben ist auch das Overbeck'sche Werk gewidmet —, vor sich gegangen ist. Daran reiht sich eine klare Uebersicht über Plan und Bauwerke der Stadt, wobei Mau die Frage nach der planmäßigen Anlage Pompejis für noch nicht spruchreif erklärt.

Damit ist der einleitende Theil des Overbeck-Mau'schen Werks zu Ende und es beginnt — wie bereits erwähnt im wesentlichen die Arbeit von Mau — der erste oder antiquarische Haupttheil. Zuerst werden wir da an der Hand zahlreicher Ansichten, Pläne und Grundrisse über die Art und Lage der Befestigungswerke, Mauern und Thürme aufs eingehendste und überzeugend unterrichtet, sodann über die Straßen und Plätze Pompejis, das Forum civile und Forum triangulare; über die öffentlichen Gebäude, die Tempel und Kapellen, den Tempel auf dem Forum triangulare, die Tempel des Jupiter, Apollon (sogenannten Venustempel), der Isis, den größern Tempel des Jupiter, der Juno und Minerva, den Tempel der Fortuna Augusta, den des Genius des Augustus; weiterhin über die Municipalgebäude, das Macellum (sogenannte Pantheon), das theils weltlichen, theils religiösen Zwecken diente, ferner das Senaculum (den sogenannten Sitzungssaal der Decurionen), das ganz der letzten römischen Bauperiode angehörige Gebäude der Eumachia, nach Mau's Ansicht vielleicht eine Art Börse, die sogenannte Schule, an der südlichen Ecke des Forums und der Abbondanzastraße gelegen, die sogenannten drei Curien oder Tribunalien, die für unsere Kenntniß des Basilikenbaues überhaupt höchst wichtige Basilika oder das wenigstens allem Anschein nach als solche bestimmte Gebäude am Forum; die muthmaßliche Paläſtra und das sogenannte Zollhaus, über dessen eigentlichen Zweck gleichfalls wie über den so mancher andern wiederaufgefundenen Gebäude nicht völlige Klarheit herrscht. Danach werden wir zu den Theatern geleitet, zu dem großen Theater, einem Bau zweier Holconier, aus der Zeit kurz vor Christi Geburt, doch auf Grund und unter Benutzung eines ältern Baues aufgeführt; zu dem kleinern, überdachten Theater, dessen Dach aber nur aus Holz bestanden haben kann und das, jünger als das große Theater, wie dieses der edlern musischen Kunst diente; dann zu dem Amphitheater, dem Schauplatz der blutigen Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe, einem der noch besterhaltenen und umfangreichsten Gebäude seiner Art und zu den ersten Entdeckungen in dem wiederaufgefundenen Pompeji gehörig, und schließlich zu der muthmaßlichen, ja neuern Forschungen nach wirklichen Gladiatorenkaserne. Dann kommen die Thermen an die Reihe, die öffentlichen Badehäuser, drei an der Zahl, davon zwei besterhalten und aufs reichste und schönste ausgeschmückt und den lehrreichsten Ruinen der Stadt zuzurechnen, wes-

halb der Verfasser bei ihnen auch länger verweilt; es sind das die kleinern, die größern und die Centralthermen. Die Schilderung der aufgefundenen Brunnen, Altäre und anderer kleiner Bauwerke bildet den Abschluß des den öffentlichen Bauten gewidmeten Kapitels.

In gleicher Ausführlichkeit und Anschaulichkeit werden in dem folgenden großen Kapitel, dem letzten, das in der Hauptsache allein Mau's Arbeit ist, die Privatgebäude besprochen, die Wohnhäuser unter Vorführung eines römischen Normalhauses mit Hausflur, Atrium, Dächern, Gärten, kurz mit all seinen einzelnen Theilen; die am meisten charakteristischen dieser erhaltenen Wohnhäuser werden dann in diesen ihren einzelnen Theilen uns geschildert und auf den Zweck ihrer Bestimmung hin sorgfältig geprüft. Die weitern Abschnitte beschäftigen sich mit den Läden, geschäftlichen und gewerblichen Wohnungen und zuletzt mit der Gräberstraße vor dem Herculanerthor und mit ihren interessanten Grabdenkmälern.

Bei dem fünften Kapitel dieses antiquarischen Haupttheils, bei der Schilderung der gegenständlichen Hinterlassenschaft des Verkehrs und Lebens, beginnt nun ausschließlich Overbeck's eigene Arbeit, die bis zum Schluß des zweiten oder artistischen Haupttheils reicht. Daß hier Overbeck sich auf seinem eigensten Terrain bewegt, brauchen wir nicht besonders zu betonen. Ebenso kann ich, da schon die frühern Auflagen des Werks in d. Bl. besprochen sind, da außerdem, ungeachtet des Umstandes, daß Overbeck natürlich auch die neuesten Forschungen und Ausgrabungen gewissenhaft für seinen Zweck verwerthet hat, wenigstens in der Hauptsache der Inhalt dieses zweiten Haupttheils von Overbeck's „Pompeji" derselbe wie in der letzten Auflage, beziehentlich in den letzten Auflagen ist, wol auf eine abermalige Besprechung dieses Theils des Werks, dessen hoher Werth ja von allen Kennern längst gebührend gewürdigt wird, verzichten, indem ich Overbeck's Wunsch, dieser Theil der Arbeit möge gegen den andern, den im wesentlichen sein Mitarbeiter Mau geliefert, nicht allzu weit zurückstehen, als der Bescheidenheit des vorzüglichen Gelehrten alle Ehre machend, aber in demselben Grade als eigentlich überflüssig und hinfällig bezeichne. Beide Schriftsteller, Mau wie Overbeck, haben jeder auf seinem Lieblingsfelde ihr Bestes geliefert und einer ist des andern würdiger Arbeitsgenosse gewesen. Ohne daher an kleinen Einzelheiten, hinsichtlich derer man vielleicht hier und da anderer Ansicht als Overbeck und Mau sein könnte, kleinlich zu mäkeln, möchte ich in dieser Beziehung zum Schluß doch noch auf einen Punkt hinweisen, der mir interessant genug erscheint, hier besonders hervorgehoben zu werden. Overbeck bringt da — und die betreffende Stelle ist, da der in Rede stehende Fund erst am 21. Juni 1882 gemacht worden ist, in der jetzigen Auflage neu hinzugefügt worden — ein Pygmäenbild, angeblich, wie er sagt, das Urtheil Salomonis (Bibel, 1. Buch der Könige, Kap. 3, V. 16—28) darstellend, und kommt zu dem Schluß, daß dies nicht wol möglich sei, daß man vielmehr jedenfalls mit Lumbroso werde an einen ägyptischen Ursprung der diesem Bilde zu Grunde liegenden Idee denken müssen. Auch wenn man diese Möglichkeit zugibt, kann man indeß doch anderer Ansicht sein. Overbeck stützt sich zur Begründung seiner Ansicht darauf, ein Christ oder Jude, der sich eine Abbildung des Urtheils Salomonis bestellte, hätte doch nimmermehr gestatten können, daß die Personen der Heiligen Schrift in dieser wirklich scherzhaften Gestalt dargestellt worden wären. Unbestreitbar ist das richtig. Wie aber, wenn Besteller wie Maler dieses mythologischen Genrebildchens eben weder Christen noch Juden, sondern Heiden waren, denen es lediglich um eine, wenn auch noch so harmlose Parodie auf die Juden zu thun war? Und hätte sich die Verspottung besser ausführen lassen, als dadurch, daß der Maler den Salomon und die andern Personen der aufregenden Scene eben in Pygmäen verwandelte? Möglich ist eine solche Deutung der Entstehung dieses Bildchens immerhin, und wahrscheinlich dünkt sie mich auch. Möge Overbeck's Buch zu den vielen alten Freunden sich unter den Liebhabern von Kunst und Alterthümern recht viele neue erwerben, wie es die gemeinsame Arbeit der beiden tüchtigen Gelehrten und die von der Verlagshandlung an das Werk gewendete kostspielige Ausstattung in gleicher Weise verdienen.

Karl Siegen.

Neues von Emil Peschkau.

1. Miniaturen. Ernste und heitere Geschichten von Emil Peschkau. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1884. 8. 1 M.
2. Sommersprossen. Neue Humoresken von Emil Peschkau. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1884. 8. 1 M.
3. Hinter dem Vorhang. Neue Novellen von Emil Peschkau. Berlin, Abenheim. 1884. 8. 3 M.

Emil Peschkau hat sich in weitern Kreisen zuerst durch seinen Roman „Die Reichsgrafen von Walbeck" bekannt gemacht. Zum ersten mal trat der junge Dichter hier mit einer größern Schöpfung hervor. Ich habe seinerzeit Peschkau's „Ein- und Ausfälle" mit vielem Behagen gelesen, allerdings ohne dabei auf den Gedanken gekommen zu sein, daß dieser launige Erzähler noch einmal zu Höherm berufen sei. „Die Reichsgrafen von Walbeck" erschienen: ein Roman, der trotz vieler Schwächen den unverzeihlichen Stümpereien gegenüber, die uns en masse in den letzten Jahren einbeschert wurden, eine bedeutsame Schöpfung ist, und trägt er auch nicht die Stirnmarke, die

nur das Genie geben kann, so ward er doch von einer ganz respectabeln Kraft geschaffen, die ebenso plastisch hinstellen wie logisch und natürlich weiterführen kann. Und dazu keine blöde Spukphantasie aus uncontrolirbaren Dämmerzeiten, nein, ein moderner Roman im besten Sinne des Worts.

Mit diesem Roman war Peschkau einen gewaltigen Schritt vorwärts gekommen. Wieder einen Schritt thut er auf anderm Gebiete mit der Skizzensammlung, die er schlicht und bescheiden „Miniaturen" (Nr. 1) nennt. Miniaturen sind es: alle der Quantität nach, einige auch der Qualität nach, wie z. B. die Skizzen „Adonis" und „Die Lieblingsrolle des Signor Campobassi", die wir dem Dichter leichten Herzens erlassen hätten; denn sie sind inhaltlich unbedeutend und wenig charakteristisch. Aber dafür sind die übrigen, und hauptsächlich wieder „Das Ebenbild des Menschen", „In der Einöd'", „Der heimliche Don Juan", gar treffliche und äußerst gelungene Skizzen. Nichts weiter als Skizzen. Aber schließlich ist es nicht leicht, eine kurze, scharf umrissene, psychologisch wahre und plastisch herausgearbeitete Skizze zu schaffen, die einer vollen und üppigen Künstlerkraft bedarf, soll sie ein Meisterstück werden. Und da Peschkau diese lebendige Kraft besitzt, sowol im Ergreifen wie im Festhalten und Ausgestalten eines künstlerisch verwerthbaren Motivs, so haben wir eben einige Meisterstücke unter den „Miniaturen", die bald allegorisch gefaßt, wie im „Ebenbild des Menschen", bald einfach natürlich wie in den meisten andern den Leser fesseln.

Was für eine prächtige, lebendige, unmittelbar ergreifende Pièce ist nicht gleich die erste: „Das erste Gewitter"! Tritt auch hier die psychologische Ciselirarbeit zurück: wie lebhaft und anschaulich und dabei ungezwungen klar ist die Schilderung der Localität! Ueberhaupt diese Frische und Lebendigkeit in der Darstellung mehr äußerlicher Momente und zugleich das zwanglos freie Verflechten äußerer Umstände in die psychologische Analyse, das gegenseitige Begründen und Durchdringen beider Momente ist ein großer Vorzug des Buchs. Seitdem das von den Franzosen gepredigte Evangelium der realistisch-naturalistischen Darstellungsmanier auch in Deutschland Glauben und Anerkennung gefunden, begegnet man nur zu häufig selbst bei hervorragenden Schriftstellern, die gern den alten und den neuen Glauben verschmelzen möchten, einer ganz äußerlichen Nebeneinanderstellung der psychischen und materiellen Momente. Und wie oft ist es in den letzten Jahren vorgekommen, daß man, statt die Lösung psychologischer Probleme zu versuchen, in eine vollkommen überflüssige und darum vor dem Richterstuhl echter und wahrer Kunst nicht haltbare Detailmalerei von ganz nebensächlichen, äußern Umständen verfiel: eine Methode, die mit marktschreierischer Effecthascherei wol ziemlich identisch ist!

Auch Peschkau hat stark realistische Züge; er malt gern derb und nachdrücklich; er trägt die Farben gern etwas grell und frisch auf. Aber er schafft aus dem Vollen, er verfährt echt künstlerisch: er combinirt die Momente des Seelenlebens mit der localen Staffage natürlich und glaubhaft. Das tritt meines Bedünkens am klarsten in den paar Blättern hervor, die „In der Einöd'" überschrieben sind. Diese Skizze ist die mir am meisten sympathische. Jeden wird die wunderbar gelungene Verschmelzung von Naturschilderung und analoger Entwickelung des intimsten Seelenlebens packen und festhalten. Noch dazu, wenn der Held ein echter Held unserer Zeit ist, ein Mann, der sein sogenanntes Lebensglück begraben mußte, weil er ein Charakter sein wollte. Wie dieser trotzige und selbstbewußte Charakter, der einen titanischen Anstrich hat, in der grandiosen Gebirgswüste zu Grunde geht, ist mit ein paar Strichen wahrhaft überwältigend geschildert. Heißt es nicht so: ex ungue leonem!?

Eine feine Seelenstudie ist die Skizze „Der heimliche Don Juan". Natürlich auch einer aus der Sippe der Zweiseelenmenschen. Nur ein etwas gewöhnlicher, fast so gewöhnlich, daß man seinesgleichen alle Tage schauen kann. Schließlich hat eben jeder Mensch zwei Seelen in seiner Brust, eine reicht den Modernen schon lange nicht mehr aus.

Von den noch nicht erwähnten „Miniaturen" möchte ich die beiden Skizzen „Ohne Seele" und „Ohne Königin" ebenfalls als interessante psychologische Studien bezeichnen. „Ohne Königin" ist zwar etwas hausbacken; „Ohne Seele" dagegen ein sauber ausgemaltes Stimmungsbild.

Hoffen wir, daß es Peschkau gelingen wird, nach Art der Skizze „In der Einöd'" das moderne Leben in einem seiner schneidigsten Conflicte zu erfassen, dieses Motiv zu einem großen, vertieften Romangemälde auszugestalten und beim Emporführen des Baues auf dieser erweiterten Basis die bisher bewiesene Frische, Natürlichkeit, Lebendigkeit, die anschauliche Plastik in der Schilderung und Gruppirung zu entwickeln.

Ich füge an die Besprechung der Peschkau'schen „Miniaturen" hier noch gleich einige Worte an über die mit diesen zusammen erschienenen Humoresken desselben Verfassers, betitelt „Sommersprossen" (Nr. 2). Die „Sommersprossen" stehen hinter den „Miniaturen" zurück; sie sind leichter. Darum will mir der Titel nicht recht behagen. Er deckt sich nicht ganz mit dem Inhalt. Dieser besteht aus kecken, harmlos sinnigen Plaudereien, novellistischen Fragmenten. Die „Sommersprossen" dagegen sind impertinente, hartnäckige, boshafte kleine Gesellen. Der Titel ist zu anspruchsvoll für die lustige Gesellschaft, die Peschkau hier zusammengethan. Vielleicht wäre mit kleiner Abänderung der Titel Sommersprößlinge richtiger, Geschöpfchen, die eine müßige Sommerabendstunde geboren hat und die zerflattern wie die Rosen, wenn der Sommer zur Rüste geht. Sind nun die hier vereinigten Phantasien, Plaudereien, Skizzen auch sehr leichten Kalibers, so haben sie doch bei der Frische, Lebendigkeit, Keckheit, Grazie, die ihnen eigen sind, immerhin einen gewissen Werth und beweisen so aufs neue, daß Peschkau eine frisch und natürlich empfindende und ungezwungen sich gebende Dichterindividualität ist, die weder in bombastisch-pathetischen Tiraden sich

gefällt, noch langweilig öde Trivialitäten zum Besten gibt. Die Scenen haben alle ein anmuthendes Gepräge, sie lesen sich leicht und flüssig, sie regen ganz hübsch an. Manchmal klingt auch ein sehr willkommener satirischer Ton durch, so in den „Rathschlägen zur Verbesserung der Lage unserer Schriftsteller", „Visionen des Kritikers Hans Dampf" und „Die großen Männer einer kleinen Stadt". Das Märchen „Vom Leuchter und von der Kerze" ist ebenso hübsch erfunden wie geschmackvoll durchgeführt; es verräth einen scharfen Beobachter, der die aus seinen Experimenten gewonnenen Resultate in treffliche Allegorien umzusetzen weiß.

Die „Sommersprossen" — sie heißen nun einmal so! — sind nette, anheimelnde Plaudereien, eine Composition aus harmlosen Motiven und mit stellenweise etwas widerhaarigen Randglossen, aber ohne Gift und Galle, meist nur leise ironisch. Sprechen darum bei der Charakterisirung des Dichters die „Sommersprossen" viel weniger mit als die „Miniaturen", so sind sie doch immer insofern ganz beachtenswerth, als auch sie ein frisches Können bezeugen, das derartige Schwarmgeister nur nebenbei in die Welt setzt — in den Pausen zwischen den Würfen größern Stils.

Ich hatte gerade die Besprechung der Peschkau'schen „Miniaturen" und „Sommersprossen" abgeschlossen, als mir ein neues Buch dieses jungen schreiblustigen Autors zugesandt wurde. Ich muß gestehen, ich war über diesen schriftstellerischen Uebereifer ein wenig verwundert.

Nun, nachdem ich den Band gewissenhaft durchgelesen, wundere ich mich kaum mehr. Es lag keine zwingende Nothwendigkeit vor, warum das Buch jetzt nicht hätte erscheinen sollen; es hätte sich sogar schon früher der Welt offenbaren können; denn die „Hinter dem Vorhang" (Nr. 3) betitelten, zum größten Theil aber vor demselben spielenden Geschichten gehören unzweifelhaft zu den ersten Versuchen des Verfassers. Das mag wol schon ein Lustrum her sein. Die Muse kam damals dem jungen Poeten noch recht spröde entgegen — der Vorhang, der vor dem Allerheiligsten der Kunst hängt und der nur vor dem Auge des wirklich Berufenen in zwei Stücke reißt, hatte sich vor den Blicken des jungen Anfängers noch nicht getheilt. Das geschah erst später.

Diese jüngste Gabe Peschkau's entspricht keineswegs den Erwartungen, die man nach den vorhergegangenen Leistungen auf ihn zu setzen berechtigt war. Der ziemlich starke Band enthält drei Novellen: „Spät gefunden", „Die Gräfin", „Zwischen Tod und Leben". Die erste Geschichte ist noch die beste. Die Idee ist gut, wenn auch nicht ganz neu und originell. Ein Poet dichtet abseits, in tiefster Einsamkeit wohnend, ein Drama, das lebenskräftig genug, um von der Bühne herab erschütternd zu wirken. Die Dichtung ist in machtvollem Drange mit unwiderstehlicher Glut und Leidenschaft aus einem zerrissenen Herzen heraus geboren, darum wird sie auch zur wirklich befreienden That! Das hätte der nervus rerum der Novelle sein können — ein hohes Lied auf die Erlösung durch die Kunst von allem Erdenjammer, in zart novellistischem Gefüge. Aber die übliche Liebespointe darf nicht fehlen. Zufällig muß Adele Marlow — Rudolf Bergmann's, des „Wahn"-Dichters Weib, sein wirklich angetrautes Weib, von dem sich der Dichter getrennt oder vielmehr das sich von ihm getrennt, weil Bergmann in dem durch die Heirath gewonnenen sorgenfreien Leben seine Kunst vernachlässigt haben soll — die Heldin des Dramas „Wahn" auf der Bühne mit genialer Darstellungskraft verkörpern, und damit ist die Brücke über den Abgrund, der eine Zeit lang ihn und sie trennte, geschlagen. So endet die Novelle harmonisch, aber nicht künstlerisch. Schließlich ist es eben etwas Größeres, ein Künstler zu sein, als der Gatte einer problematisch launenhaften Frau. Die zweite Novelle, „Die Gräfin", ist die schwächste. Das Motiv ist wiederum nicht übel. Aber dieser dilettantisch unbeholfene Stil, besonders in den ersten Kapiteln! Man erkennt Peschkau kaum wieder. So etwas kann er unmöglich nach seinem Roman, nach seinen Skizzensammlungen geschrieben haben! Man merkt ja überall schon das Talent, zu charakterisiren; man merkt, wie verschiedene Scenen schon ganz hübsch abgerundet und durchsichtig sich herausstellen. Aber dann schleicht sich oft in die einfache Anschauung, in die Dialoge jener Ton ein, den man nicht recht definiren kann, der einem schließlich nur als sehr dilettantisch und unreif erscheint. Nicht anders ist es bei der dritten Novelle. Hier ist auch die Charakteristik verfehlt; die Gestalten sind nebelhaft, unplastisch. Der einzige interessante Punkt ist der Lösungsversuch des psychologischen Problems. Ein wirklich heiß und leidenschaftlich liebendes Weib kann bei seiner angeborenen Schüchternheit, bei seiner einseitig passiven Natur seine Liebe nicht so lebendig, nicht so glutvoll und drastisch kundthun, wie der gestrenge Eheherr — in diesem Falle ein ziemlich unbedeutender Gesell — es wünscht, wie das Weib es selbst gern möchte. Das letzte ist das Schlimmste. Dahinter steckt ein Stück Fatalismus. Peschkau schließt wieder harmonisch und deshalb unwahrscheinlich. Das Motiv ist durch und durch tragisch. Unter der Hand eines wirklich Berufenen müßte es zu einem grandiosen Werke auswachsen.

Die Novellen „Hinter dem Vorhang" zählen bei der Beurtheilung des Dichters kaum mit; sie sind interessant, vorläufig aber nur im Hinblick auf den Entwickelungsgang der Peschkau'schen Muse. Der Dichter wird darum gut thun, wenn er künftig nicht wieder auf Producte aus seinen allerersten Lehrjahren zurückkommt — wenn er in gerader Linie weiterschafft. Wir wollen das dreitheilige Zwischenspiel hinter dem Vorhang schnell vergessen! Dem Dichter wird es lieb sein.

Hermann Conradi.

Lyrisches und Episches.

1. Auf der Lebenswanderschaft. Gedichte von Gustav Humperdinck. Köln, Ahn. 1883.
2. Gedichte von Hermann Schults. Elberfeld, Bädeker. 1884. 12. 3 M.
3. Neue Gedichte von Rudolf Otto Consentius, nebst einer Lebensbeschreibung des Autors. Leipzig, Friedrich. 1884. 8. 3 M.
4. Die heilige Elisabeth. Von E. Rutenberg. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 3 M.
5. Unter den Linden. Ein Lied von Christian Gottlob Leberecht Großmann in acht Gesängen. Von Moritz Kolbenheyer. Pest, Heckenast. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Im Abendstrahl. Dichtung und Betrachtung von Theodor Graf von Heusenstamm. Zweiter Theil. Leipzig, O. Wigand. 1884. Gr. 8. 4 M.

Die Gedichte „Auf der Lebenswanderschaft" von Gustav Humperdinck (Nr. 1) beweisen ein ansprechendes, wenn auch keiner neuen Töne mächtiges Talent, das sich im einfach gehaltenen volkthümlichen Liede am glücklichsten bewährt (z. B. „Auf der Wanderung"). Unter den „Gedankenblättern" erfreut die im alcäischen Maß geschriebene Ode „Vergeblich" durch den größern Adel des Ausdrucks und die Prägnanz des Bildlichen. In der Abtheilung „Aus der Vorzeit" bleibt der Poet hinter seinen Stoffen zurück. Der Untergang der Niobiden verlangt ergreifendere Klänge, als sie dem Dichter zu Gebote stehen. Die „Zu Ereignissen und Festen" und „Der Jugend und der Schule" betitelten Abschnitte enthalten manches Unbedeutende, das besser ausgeschieden worden wäre. Sichtung und Feile sind die beiden in neuern Gedichtsammlungen nur zu oft vernachlässigten Anforderungen, ohne deren Erfüllung kein durchweg erfreulicher Eindruck denkbar ist. Poeten, die allen Maßen gerecht zu werden scheinen, werden doch meist nur dem Mittelmaß gerecht. „Hundert graue Pferde", sagt Goethe, „machen nicht einen einzigen Schimmel, und tausend flügellose Rosse nicht einen einzigen Pegasus."

Auch die „Gedichte" von Hermann Schults (Nr. 2) bekunden ein gefälliges Talent, ohne einen tiefern Eindruck hervorzurufen. Der Verfasser sagt in seinem Motto:

Wohl darf ich singen. Sucht bei mir indessen
Nicht manchen neuen, ungehörten Klang:
Ein klein Talent nur ward mir zugemessen,
Doch, hoff' ich, geht zu Herzen mein Gesang.

Aber auch das kleine Talent vermag durch gesteigerte Anforderungen an sich selbst zu wachsen und zu reifen. Vieles in der Abtheilung „Lyrisches" ist stimmungsvoll und geht, wie der Dichter hofft, zu Herzen. Seinem Vater, dem Dichter Adolf Schults, singt der Sohn zum fünfundzwanzigsten Jahrestage des Todes des Verewigten folgende Strophen, die man nicht ohne Rührung lesen wird:

„Noch einmal hoffen, hoffen, hoffen!"
So klang des Sängers Schwanenlied,
Der dann, vom frühen Tod getroffen,
Nur allzu bald von dannen schied.

Er dacht' an Weib und Kinderschar,
Dann wollt', wie müd und matt er war,
Noch einmal er empor sich raffen
Zu neuem Hoffen, neuem Schaffen.

Und ach, wohl ist dem müden Mann
Es mit dem Hoffen Ernst gewesen!
Sein letztes Lied — die Thräne rann
Vom Auge mir, als ich's gelesen —
In neuem Heft das erste Blatt!
Da hat der Sänger, krank und matt,
Dies Lied, sein letztes, aufgeschrieben —
Das andre all' ist leer geblieben!

Es schwieg der Mund auf immerdar,
Draus manches tiefe Lied erklungen.
Bald hat der treuen Freunde Schar
Den Sänger in sein Grab gesungen.
Es war am Auferstehungstag:
Die neu erwachte Erde lag
Von Frühlingsstrahlen übergossen,
Als sich ob ihm das Grab geschlossen.

So fließt in den Adern des Sohnes das Poetenblut des Vaters, und daß es unserm Dichter mit seiner Kunst Ernst ist, beweist die folgende schöne Strophe:

Und daß auch ferner mir zu tragen
Noch bleiben wird gar manche Pein,
Ich weiß es, doch ich will nicht klagen:
Ein Mensch sein heißt ein Kämpfer sein.
Und kühn will ich mein Haupt erheben,
Wie Wetter auch auf Wetter zieht —
Nimm alles mir, o Gott, im Leben,
Nur laß mir eins: mein Lied, mein Lied!

Die Abtheilung „Bilder und Erzählendes" bringt Gaben von ungleichem Werth. Während Schöpfungen wie „Die Heimkehr", „Waldidyll" oder „Vor Port-Natal" wirklich dichterische Züge enthalten, zeigt sich in andern Mattheit des Ausdrucks, Pointenlosigkeit oder auch gelegentlich eine verfehlte Nachbildung berühmter Muster. An Uhland's herrliches Gedicht „Der Wirthin Töchterlein" lehnt sich Schults' „Dreierlei Liebe" an, aber wie sehr zum Nachtheil des nachdichtenden Anempfinders! Man höre:

Drei Bursche liebten ein Mädchen sehr,
Da kam ein fremder Bursch daher,
Der führte das Mädchen ohn' Beschwer
Als schmucke Braut zum Altare.

Der erste wüthete fürchterlich,
Der zweite grämte zu Tode sich,
Der dritte sprach: „Ich liebte dich,
Drum wünsch' ich Glück dir und Segen."

Der Liedercyklus „Gefunden und verloren" ist wol der bedeutendste Theil der Sammlung. Was hier als Gedicht erscheint, ist erlebt worden. Auch für das Spruchgedicht zeigt der Verfasser Begabung; z. B.:

Die Länge thut es wahrlich nicht:
Lang ist manch schwacher Faden.
Oft sagt ein einzig klein Gedicht
Viel mehr als Messiaden.

Seinem Buch „Neue Gedichte" (Nr. 3) schickt der Verfasser, Rudolf Otto Consentius, eine ausführliche Autobiographie voraus, in welcher er nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit besonders seiner, dem großen Publikum wenig oder gar nicht bekannt gewordenen Dramen gedenkt. Die „Neuen Gedichte" bieten manches Eigenartige. In der Abtheilung „Zum Buch der Liebe" z. B. findet sich die eigenthümliche Form des dialogisirten Liedes; anderes erinnert an Martin Greif, insofern beide Poeten mit dem Liede irgendeine und zwar meist idyllische Scene zu verbinden wissen, die mit voller Anschaulichkeit trotz der nur andeutenden Behandlung hervortritt. Aber sowol jenen lyrischen Zwiegesprächen als auch diesen bildartigen Gedichten mangelt nur zu oft der Reiz des Wohllauts und der strophischen Melodik.

Das zweite Buch der Sammlung: „Das Buch des Dichters", läßt uns einen Einblick in das künstlerische Atelier des Sängers thun, wobei, wie es in neuern Anthologien und Almanachen schon lange Mode geworden ist, mancher misliebige Seitenblick auf die Kritik geworfen wird. Und doch geht es dem Dichter mit dem Kritiker ähnlich wie nach dem Zeugniß des Aristophanes dem Volke der Athener mit dem Alcibiades: „Bald liebt es ihn, bald haßt es ihn, und kann ihn nicht entbehren."

In den Balladen, unter welchen sich eine im großen und ganzen annehmbare Fortdichtung des Goethe'schen Fragments „Der ungetreue Knabe", sowie eine Fortsetzung der von Gretchen im „Faust" gesungenen Ballade: „Meine Mutter, o Gott! die mich umgebracht hat!", befindet, zeigt sich der Mangel an wahrhaftiger Poesie des Ausdrucks und künstlerischer Fügung der Strophen am auffallendsten. Eine gewisse Eckigkeit und Sprödigkeit der Sprache befremdet. Der Verfasser ist vielfach und mit Vorliebe auf dem Felde der Geometrie thätig gewesen, und so hat es den Anschein, als ob manche seiner Dichtungen mehr mathematisch construirt, als aus wirklicher poetischer Intuition hervorgegangen wären. Volksliedartiges, vermischte Gedichte und mitunter recht markige Sprüche vervollständigen den Inhalt der Sammlung.

„Die heilige Elisabeth" (Nr. 4) bildet den Gegenstand eines epischen Gedichts von E. Rutenberg. Die Passivität der Heldin widerspricht dem echt Epischen, und der einfache, in das Prokrustesbett von zwölf umfangreichen Gesängen gestreckte Stoff reicht für eine solche Dehnung nicht aus. Der zumeist in flüssigen iambischen Dimetern gehaltene Vortrag ist ungleich; am glücklichsten ist der schlichte Legendenton getroffen, während bei belebtern Scenen der oft zu weitschichtige Periodenbau die Anschaulichkeit beeinträchtigt. Die Zusammendrängung auf die Hälfte des Umfangs könnte dem Werke nur zum Vortheil gereichen. Das ernste Streben des Verfassers, das aus jeder Seite hervorleuchtet, verdient jedenfalls ein warmes Wort der Anerkennung.

Der am 5. Januar 1884 erfolgte Tod des Dichters Moritz Kolbenheyer gibt der Verlagshandlung Veranlassung, ein bereits 1872 erschienenes Gedicht des Autors noch einmal einzusenden. „Unter den Linden" (Nr. 5) ist „ein Lied in acht Gesängen von Christian Gottlob Leberecht Großmann", dem Gründer der Gustav Adolf-Stiftung. Das in meist recht correct gebauten Hexametern geschriebene Werkchen erweckt auch heute noch Interesse und erneuert in ehrenvoller Weise das Andenken an den Helden der Dichtung, der, als Professor und Pastor ein Vorkämpfer für die Sache der Humanität, einst nach der Schlacht von Jena (1806) durch seine Unerschrockenheit einer Anzahl Einwohnern von Prießnitz das Leben rettete, welche auf den Verdacht hin, an der Ermordung durchpassirender Franzosen theilgenommen zu haben, auf Davoust's Befehl erschossen werden sollten. Idyllisches und Episches ist in dem Werke glücklich vereint, und der oft recht warmherzige Ton der Darstellung berührt sympathisch.

„Im Abendstrahl. Dichtung und Betrachtung" von Theodor Graf von Heusenstamm (Nr. 6). Der poetische Theil des Buchs enthält treffliche, prägnant gefaßte Spruchreime. Nur selten erscheint eine Anlehnung an vorhandene Muster, wie in dem Vers:

> Versteh' dich selbst, so wirst du andre auch verstehn —

der an den Schiller'schen Pentameter anklingt:

> Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz —

oder wie aus dem Spruch:

> Oft ist es leichter, allen
> Als wenigen gefallen —

das Vorbild desselben Meisters hervortritt:

> Mach' es wenigen recht; vielen gefallen, ist schlimm.

Das Meiste ist goldene Münze mit selbständigem Gepräge. Wie ansprechend tönt es aus dem Munde des gräflichen Dichters:

> Die schönste Schutz- und Ehrenwache
> Dünkt mir die Schwalbe unter meinem Dache —

und wie schön ist z. B. der Spruch:

> Die Schranken, welche Thier und Menschheit trennen,
> Sind Mitleid, Liebe, Schönheit und Erkennen!

Wie sinnig und tief zugleich sind die Zeilen:

> Erkennen möchtest du, wen du am meisten liebst?
> Der um so theurer dir, je mehr du ihm vergibst!

Auch die Gedichte „Letzte Klänge" zeichnen sich durch Eigenart aus. Das Poem „Lenzgruß" schließt mit folgender wunderschöner Apostrophe des gealterten Dichters an die Schwalbe:

> Schwebe, steige, lieber Gast!
> Juble, freie, baue,
> Daß dein Freund, in stiller Rast,
> Heiter nach dir schaue!
>
> Eingedenk der schönen Zeit,
> Schüchtern und verwogen,
> Da auch er gebaut, gefreit
> Und ins Blau geflogen.

Eine außerordentlich schlagende Pointe bildet den Abschluß des Gedichts „Glück":

Heil jenem, dem Genügen quillt in sich,
Der glücklich ohne Glück!

„Schneefall“ und „Duftige Lehre“ sind ebenso geistvoll.

Der weitaus größte Theil des Buchs besteht aus in Prosa abgefaßten Betrachtungen, die sich „Reflexe und Reflexionen“ betiteln. In der Wahl, durchsichtigen Klarheit, Anschaulichkeit und doch Vornehmheit des Ausdrucks erinnern sie an Goethe's herrliche „Maximen und Reflexionen“, denen sie auch durch ihren Reichthum nahe stehen. Ein unerschöpfliches Füllhorn von Gedanken, den Resultaten eines an äußern und innern Erfahrungen gleich reichen Lebens, schüttet der Verfasser vor uns aus. Ich hatte mir bei der genußvollen Lektüre das Gelungenste durch ein Zeichen anmerken wollen; bald aber gab ich es auf, weil wol keine der 185 Seiten ohne Bleistiftzeichnung geblieben wäre. Bald meinen wir eine Dramaturgie der Classiker, besonders Shakspeare's, in Aphorismen zu lesen, wobei so manches treffliche Urtheil über den großen Briten gefällt wird; bald ist es Musik oder bildende Kunst, bald Religion, Naturwissenschaft, Philosophie, Erziehung, sociale Verhältnisse, die den Denker und ausgezeichneten Beobachter beschäftigen. Ich müßte, was der Raum verbietet, das ganze Buch excerpiren, um einen Begriff von seiner Fülle zu geben. Ein Blümchen aus einem Strauß läßt sich leicht herauspflücken; wer aber wollte ohne weiteres die schönste Blume eines großen Gartens bezeichnen? So mögen denn ein paar Proben aufs gerathewohl herausgegriffen sein:

Nicht so sehr was dir jemand ist, sondern was du ihm zu sein glaubst, bestimmt Werth und Befriedigung in unsern Neigungen. . . . Es ist mit Goethe's lyrischen Gedichten wie mit Mozart's Melodien; wenn sie einem so von ungefähr entgegentreten, so machen sie beinahe einen Natureindruck, wie Blattgesäusel, Wasserrieseln, Nachtigallenschlag. Ein süßer Reiz, ein unaussprechliches Wohlgefühl, eine Lebensempfindung, die sonst ihresgleichen nicht hat. . . . Die psychologische Empfindung in eine ästhetische zu verwandeln, darauf kommt es recht eigentlich an bei dem Schaffen wie bei dem Genießen von Kunstwerken. . . . Den Stundenzeiger der Zeit vorwärts zu treiben, ist der Beruf der Menge; aber den Verlauf zusammenfassend auszutönen, ist die Sendung des Genius.

Besonders interessant sind die Urtheile Heusenstamm's, eines begeisterten Anhängers Mozart's, über Richard Wagner:

Keine Kunst bedarf der abgeschlossenen Form mehr als die Musik, da sie ihrer Unkörperlichkeit wegen sonst Gefahr läuft, in eine träumerische Stimmungsbetäubung zu zerfließen. Ich sage Unkörperlichkeit, in doppeltem Sinne: reale und geistige. Denn auch das Geistige hat seinen Körper, den Begriff, von dem es ausgeht, und zu dem es immerfort zurückführt. Deshalb sich auch die lyrische Poesie (die der Musik zunächst steht unter den Kunstäußerungen) die Form so knapp zugeschnitten und diese in hunderterlei Modificationen zur Unterlage ihres Seelenlebens gebildet hat. Diese Selbstbeschränkung des lyrischen Ausdrucks finden wir sogar mitunter ins Drama übergeleitet, sobald dasselbe mit der reinen Empfindung zu thun hat; man sehe nur z. B. bei Shakespeare die erste Liebesmanifestation zwischen Romeo und Julie, die Monologe in Schiller's „Jungfrau“ u. s. w.; die modernsten Musiker haben es zum Princip erhoben, die dramatische Musik von den Formen zu emancipiren, in die sie bis auf Richard Wagner ihre Gestaltungen zu gießen pflegte, und haben von diesem Verfahren eine Verstärkung des dramatischen Moments erwartet. Die Folge hat diesen Hoffnungen nicht entsprochen, was die Erfolge auch dagegen einwenden mögen. Man vergleiche nur die Wirkung der Introduction oder des zweiten Finale des „Don Juan“ mit irgendwelcher auf Richard Wagner's Theorie gebauten musikalisch dramatischen Scene. Und dasselbe gilt von der sogenannten absoluten Musik. Die Zerflossenheit des Innern und die Formlosigkeit des Aeußern in dergleichen Compositionen macht es der ästhetischen gebildeten Empfindung geradezu unmöglich, zu einer Stimmung zu gelangen; ein opiumartiger, um nicht zu sagen tabacknarkotisirender Zustand ist alles, was erzielt wird —. Welch unerhörter Humbug, alles in Schatten stellend, was bisher hierin geleistet worden, ist dieses neue Evangelium der Tonkunst! Man wird es einst nicht begreifen können, wie es mit den Epigonen eines Haydn, Mozart, Beethoven dahin kommen konnte, von so groben, handgreiflichen Täuschungen irregeführt zu werden, dem Fetischdienst des crassesten Realismus zu huldigen, in der Meinung, daß es reinste Gottesverehrung sei.

Diese Auslassungen des Verfassers haben um so mehr Werth, als er an einer andern Stelle die Worte spricht:

Daß das, was man sagt, der getreue Ausdruck unserer Gesinnung und Erkenntniß sei, ist Aufrichtigkeit; nicht daß man unwillkommene Wahrheit schonungslos ausspreche.

Emil Taubert.

Neue Bücher über Geflügelzucht, Vogelkunde, -Liebhaberei und -Zucht.

II.

In dem von uns (in Nr. 14 d. Bl. f. 1884) erwähnten überaus lebendigen Aufschwung, welchen auf unsern Gebieten sowol die Forschung als auch die Liebhaberei genommen, liegt es begründet, daß die Buchhändler auf alte Werke von gutem Ruf zurückgegriffen haben; so sind im Laufe des letzten Jahrzehnts fast sämmtliche ältere Naturgeschichten in neuen Auflagen erschienen: Bechstein, Lenz, Friderich, Rebau u. a. Eine solche will ich zunächst ins Auge fassen und zwar selbstverständlich nur in ihrem ornithologischen Theil:

Synopsis der Thierkunde. Ein Handbuch für höhere Lehranstalten und für alle, welche sich wissenschaftlich mit der Naturgeschichte beschäftigen und sich zugleich auf die zweckmäßigste Weise das Selbstbestimmen der Naturkörper erleichtern wollen. Von Johannes Leunis. Mit vorzüglicher Berücksichtigung aller nützlichen und schädlichen Naturkörper Deutschlands, sowie der wichtigsten vorweltlichen Thiere und Pflanzen. Erster Theil. Zoologie. Dritte, gänzlich umgearbeitete, mit vielen hundert Holzschnitten vermehrte Auflage von Hubert Ludwig. Erster Band. Mit 955 Holzschnitten. Zweite Abtheilung. Hannover, Hahn. 1883. Gr. 8. 8 M.

Aeltere Naturkundige auf den verschiedenen Gebieten haben das Lehrbuch von Leunis in dankbarer Erinnerung; denn kaum ein anderes Werk bot solche Vortheile für das

Studium der Naturgeschichte wie gerade dieses: gründliche und völlig ausreichende Darstellung, bei kürzester Fassung, instructive Diagnosen, klare, scharf abgegrenzte Einleitungen und Uebersichten und denkbar knappste, trotzdem meistens genügende Beschreibungen der einzelnen Arten, dabei ein praktischer Zug, z. B. in tabellenartigen Aufstellungen der geographischen Verbreitung der Thiere, der Nützlichkeit und Schädlichkeit, und dies alles erläutert durch Holzschnitte, welche nach dem damaligen Stande dieser Kunst sehr gut waren.

Unwillkürlich fragen wir nun, wie das Buch den Anforderungen, die wir in Bezug auf Sach- und Zeitgemäßheit an die neue Auflage stellen dürfen, entspreche, und da kann ich mit voller Bestimmtheit sagen: im ganzen vortrefflich.

Mit Recht weist das Vorwort darauf hin, daß die vorliegende Auflage keine bloße Umarbeitung, sondern eine völlige Neubearbeitung sein mußte, und in dieser steht das Buch bis auf verhältnißmäßig geringe Mängel auf der Höhe der Zeit. Der Herausgeber hebt hervor, daß man bei den Wirbelthieren und Mollusken kaum eine in Deutschland vorkommende lebende Art vermissen werde, und daß von den Meeresthieren nur die weniger wichtigen Bewohner der Nord- und Ostsee unerwähnt geblieben seien. Wenn ich nun bereitwillig anerkenne, daß hiermit nicht zu viel gesagt sei, so bedauere ich um so mehr, daß ich mich dazu gezwungen sehe, auf unserm engern Gebiet manche Unzulänglichkeiten nachweisen zu müssen.

Die von Leunis selber mit großem Geschick gegebene Eintheilung der Vögel nach der Herstellungsweise ihrer Nester in Handwerker, beziehentlich der Vergleich mit menschlichen Handwerkern, ist seitens des Bearbeiters nicht mit Glück ausgebaut worden; so stellt er das Graukehlchen oder die Braunelle, ferner die weiße Bachstelze, Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Goldammer, Grünfink und Hänfling, selbst die Beutelmeise und Schwanzmeise unter die Webervögel (soll heißen: Weber, denn wenn er Maurer, Zimmerer, Korbflechter und andere sagt, so durfte er die andern nicht Webervögel, Schneidervögel, Filzmachervögel nennen). Wer indessen jemals Nester aller dieser Vögel gesehen hat, wird zugeben müssen, daß bei ihnen von Weben in dem Sinne, wie dieser Begriff festgestellt worden, keine Rede sein kann. Die durch ihre Kunstfertigkeit im wirklichen Weben von Nestern berühmten allbekannten eigentlichen Webervögel, die Bayaweber (Ploceus Cuv.) in den verschiedenen ostindischen Arten, werden hier ganz übergangen, dagegen wird eine Art derselben aus Madagaskar erwähnt, welche erst wenig erforscht worden; eine verwandte Art von Afrika ist sonderbarerweise unter die Korbflechter gestellt, „deren Nester meist sehr lose und unvollkommen aus dünnen, vorzüglich aus trockenen Reisern, Binsen oder Pflanzenstengeln geflochten und in der Mitte vertieft sind". Dieser Abschnitt hätte entweder sachverständig umgearbeitet oder ganz fortgelassen werden müssen.

Eine Gefahr für derartige wissenschaftliche Werke in populärer Darstellung läßt sich immer nur sehr schwer vermeiden, nämlich die, daß der gelehrte Verfasser von den zu behandelnden Arten meistens gerade solche herausgreift, welche im täglichen Leben die allergeringste Bedeutung haben. Im ganzen hat Professor Ludwig diese Klippe gut umschifft, aber in einzelnen Fällen, die leider nur zu störend wirken, muß ich ihn corrigiren. Zuvor will ich jedoch mit Genugthuung noch darauf hinweisen, daß er auf die neuesten Erforschungen fast allenthalben verständnißvoll Bezug genommen hat. Als ein hierher gehörendes Beispiel hebe ich die Entdeckung des Reisenden A. B. Meyer in Betreff der so auffallend verschiedenen Färbung der Geschlechter bei den Edelpapageien (Eclectus Wgl.) hervor, welche bereits entsprechend berücksichtigt worden.

Für den Irrthum, der seit Finsch her durch alle Lehrbücher gegangen ist, daß der bekannteste, zu Tausenden lebend eingeführte eigentliche Amazonenpapagai mit rothem Flügelbug (Psittacus s. Chrysotis-aestivus Lath.) nicht, dagegen der sehr seltene Amazonenpapagai mit grünem Flügelbug (P. amazonicus L.) angeführt wird, will ich den Verfasser nicht verantwortlich machen. Wenn er aber unter den Pinselzünglern (Trichoglossus Vig.) zwei höchst selten zu uns gelangende Arten auswählt und den gegenwärtig schon allbekannten Lori von den Blauen Bergen (Trichoglossus Swainsoni Jard. et Selb.), der sogar vielfach in der Gefangenschaft gezüchtet worden, fortläßt, so ist das ein Misgriff. Die Prachtfinken (Amadina Swains.), welche er ohne weiteres als Gattung zur Familie Webervögel (Ploceidae) stellt, behandelt er in einer einzigen Art, während dieselben einerseits doch über drei Welttheile in gegen 100 Arten verbreitet sind und während sie andererseits bei uns heutzutage zu den gemeinsten Stubenvögeln gehören. Wenn also jemand, der sich „wissenschaftlich mit der Naturgeschichte der Thiere beschäftigen will", einen solchen Vogel kennen lernen möchte, so gibt ihm der neue Leunis dazu keine Anleitung, und ähnlich verhält es sich mit den Angehörigen zahlreicher anderer Gattungen.

Die populäre Seite der Neubearbeitung ist leider auch noch in mancher andern Hinsicht nicht befriedigend. Von Vögeln, welche in unserer Zeit allgemein bekannt sind, wie der Wellensittich, Buntsittich oder die Rosella, der Halsband- oder Alexandersittich, ist keine Silbe gesagt; warum sind bei ihnen und vielen andern nicht eine oder zwei hier ausreichende Zeilen im Petitsatz, wie beim Graupapagai: „eignet sich unter allen Papageien am besten für die Gefangenschaft und lernt leicht menschliche Worte nachsprechen", angefügt worden? Kürze ist in diesem Buche allerdings Hauptbedingung; wenn es aber z. B. vom philippinischen Webervogel (Baya) heißt: „gelb mit braunen Flecken, Kehle schwarz" (Kopfplatte?), so hat eine solche Beschreibung thatsächlich gar keinen Werth. Auch muß ich rügen, daß der Verfasser die deutschen Benennungen bei vielen ganz bekannten Gattungen und Arten fortgelassen hat. Selbst hinsichtlich des Stils ist hier und da Einspruch zu erheben. Wendungen wie: „häufig stoßen sich die Enden der Dunenfedern pulverförmig ab und «liefern» so einen

die Haut bedeckenden puderartigen «Beleg»", oder „finden sich meist «quere» Leisten", oder „verbastert sich mit dem Kanarienvogel" sollten in einem solchen Werke nicht vorkommen.

Hinsichtlich der lateinischen Benennungen ist der Bearbeiter hier und da auch nicht sorgsam genug zu Werke gegangen; denn bei vielen Namen sind die Autoren falsch angegeben, bei andern ganz fortgelassen und in solchen Fällen, in denen ein jüngerer Name anstatt desjenigen, der die Priorität hat, gewählt worden, ist keine Erklärung dafür gegeben. Während der Verfasser sich nach Finsch's „Monographie der Papagaien" (Leiden 1867—68), allerdings noch immer dem besten Werke auf diesem Gebiete, in der Eintheilung gerichtet, hat er in sonderbarer Weise Finsch als Autor an verschiedenen Stellen angegeben, wo dies falsch ist; so S. 332 bei Conurus, C. luteus und C. carolinensis, S. 331 bei Sittace.

Hiermit ist die Reihe der Bemängelungen, die ich nicht unterlassen konnte, erfreulicherweise beendet, und ich wende mich desto lieber wieder den Lichtseiten des Werks zu. Die neu hergestellten vielen hundert Holzschnitte sind nach leicht hingeworfenen Zeichnungen fast durchgängig vorzüglich, naturtreu und charakteristisch; nur überaus wenige sind verfehlt, wie z. B. der Kopf des rothen Cardinals. Und nun zum Schluß sei nochmals mit Nachdruck hervorgehoben: der alte Leunis in der jugendlichen Erscheinung ist eins der besten Bücher, welche wir in der einschlägigen Literatur haben.

Karl Ruß.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unter dem Titel „Vorträge für Künstler" hat Adolf Metrik elf Gedichte bei A. Meißtrik in Wien erscheinen lassen. „Titanenkampf" und „Die Pantoffeln", „Der Sohn des Zimmermanns" und „Phryne" u. s. w. bilden ein Potpourri, welches auch den abgehärtetsten Ohren genügen dürfte. Die in verschiedensten Versmaßen gehaltenen Gedichte verrathen bald nichts weiter als versificirte Prosa, bald nehmen sie Anläufe zu etwas echter Poesie. Das Ganze ist Dilettantenarbeit etwa eines Secundaners.

— Aus der Serie der „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Franz von Holtzendorff (Berlin, Habel), liegen uns vor Heft 196—198. Dieselben enthalten die Bearbeitung folgender Themen: „Die Pflege des Idealen auf unsern höhern Schulen", von Director K. W. Meyer; „Luther als Schulbefreier", von Jürgen Bona Meyer; „Die Donau", von Theodor von Bunsen. Aus der in demselben Verlag erscheinenden „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff, sind zu nennen Heft 437—440, worin sich folgende Abhandlungen finden: „Ueber die Impfung", von S. Wolffberg; „Luther's Entwickelung vom Mönch zum Reformator", von Moritz Schwalb; „Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls", von V. Uhlig; „Unsere Kaisersage", von Joseph Häußner. Wir verweisen auf unsere schon oft an dieser Stelle kundgegebenen Urtheile über beide Sammlungen; der Werth der letztern ist so hinlänglich bekannt, daß eine Hervorhebung desselben unsererseits nicht mehr nöthig ist.

— „Ueber die Zukunft unsers Volks in Amerika" hat Julius Goebel „Deutsche Briefe an Professor Dr. Karl Biedermann" veröffentlicht (Neuyork, Cherouny). Der Verfasser ist überzeugt, daß nur der englischen Sprache die Zukunft in Amerika gehöre; dennoch sei die Bewahrung deutschen Wesens an die Erhaltung der Sprache geknüpft. Die Deutschen drüben seufzen nach Glauben an sich selbst, sie leben meist von dem Ertrag der heimatlichen Literatur. Es sind hauptsächlich die deutschen Kirchen und Schulen die Träger der deutschen Sprache und Cultur. Nur durch eine liebevolle Pflege der Muttersprache kann das Deutschthum drüben gerettet werden. Die Kirche müßte einen Lehrerstand bilden helfen, welcher fähig wäre, deutsche Bildung und deutsches Leben zu pflanzen und zu fördern. Das Büchlein ist klar und warm geschrieben und gibt beachtenswerthe Fingerzeige; das Ganze aber läuft auf die, wenn auch in verschämter Weise ausgesprochene Ueberzeugung hinaus, daß an dem praktischen Sinn und an der kirchlichen Geschlossenheit der englischen Amerikaner der Idealismus und die Unkirchlichkeit der Deutschen scheitert.

— „Aus Wilhelm von Humboldt's letzten Lebensjahren" theilt Theodor Distel einige bisher unbekannte Briefe mit (Leipzig, Barth). Die kleine Broschüre ist ausgestattet mit dem Lichtdruckbild der Frau von Humboldt nach Schick, mit einer sehr instructiven Einleitung und Anmerkungen. Die Briefe selbst sind in culturgeschichtlicher Hinsicht nicht ohne Werth, für speciell wissenschaftliche Ausbeute aber ohne allen Belang.

— „Ueber die wissenschaftlichen Zustände der Gegenwart" hat Emil Du Bois-Reymond am 23. März 1882 eine Festrede gehalten in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Berlin, Dümmler). Der berühmte Gelehrte geht aus von den Zeichen der Zeit, welche eine Pflege der reinen Wissenschaft immer mehr zu hindern drohen. Er versucht sodann einen erhabenen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus in das Gewirr der verschiedensten Bestrebungen doch Einheit gebracht werden kann. Sein Resultat ist sehr günstig für die Betrachtung unserer Tage: „Nie war die Wissenschaft entfernt so reich an den erhabensten Verallgemeinerungen; nie stellte sie in ihren Zielen, ihren Ergebnissen eine großartigere Einheit dar. Nie schritt sie rascher, zweckbewußter, mit gewaltigern Methoden voran, und nie fand zwischen ihren verschiedenen Zweigen lebhaftere Wechselwirkung statt." Diese Sätze werden nun durch eine ganze Reihe von Beispielen bewiesen und die fortdauernde Nothwendigkeit der Akademien festgestellt. Da wir an einen Akademiker von Du Bois-Reymond's Bedeutung nothwendig den höchsten Maßstab anlegen müssen, so wollen wir nicht verschweigen, daß uns die ganze Rede denn doch gar zu skizzenhaft erscheint und hier und da noch einen strenger wissenschaftlichen Charakter haben könnte.

— „Martin Luther in Worms" hat Professor Wilhelm Oncken in Gießen zum Gegenstand einer Festrede gemacht, welche er am 8. November 1883 in der Stadtkirche daselbst gehalten (Gießen, Roth). Der namhafte Historiker hat speciell Luther's Auftreten in Worms überaus anschaulich geschildert, erkennt in dem Spottnamen der Katholiken „Professor Luther" einen Ehrennamen und wirft zuletzt einen kurzen Blick auf den innern Entwickelungsgang Luther's.

— „Luther als Bibelübersetzer" ist der Titel eines Vortrags, welchen Professor Eduard Riehm in Halle gehalten (Gotha, F. A. Perthes). Diese Rede ist ein Meisterstück hinsichtlich der Verbindung eindringendster Forschung und klarer Entwickelung;

sie darf als das Beste angesehen werden, was über diesen Gegenstand existirt. An der Hand von Riehm's Nachweisungen wird Luther's Riesenarbeit so recht deutlich, wenn auch Riehm selbst am wenigsten blind ist gegen die noch zurückgebliebenen Mängel in Luther's Arbeit. Dem Reformator stand die deutsche Volksbibel als Ziel seines Strebens vor Augen, und mit relativ außerordentlichem Verständniß hat er die Urschriften übertragen. Es sind denn auch die jetzt gangbaren approbirten katholischen Bibelübersetzungen ganz beträchtlich nach Luther verbessert. Riehm wünscht mit Recht, daß die nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft revidirte Luther-Bibel das nationale Kleinod für uns bleiben möge.

— „Die christliche Erziehung in Schule und Haus" ist der Titel einer interessanten Studie, welche F. F. Giersing, Rector in Odense, verfaßt und P. O. Gleiß aus dem Dänischen übersetzt hat (Hannover, Meyer). Der Verfasser steht auf dem Standpunkte der Orthodoxie, vertritt ihn aber in lebensvoller Weise. Er verlangt, daß alle Erziehung Selbsterziehung und Schulung des Gewissens sei. Vom Gesetz Gottes als dem eigenen Gesetz des menschlichen Wesens muß der Mensch ausgehen, um zum Glauben zu kommen; nach diesem Princip müssen die Kinder erzogen werden. Nur wer recht handelt, wird auch recht denken. Der Erzieher soll sich selbst allmählich überflüssig machen. Eine Drohung muß ernst gemeint sein. Das Haus ist das Centrum der Erziehung; die Schule soll nur ergänzend eintreten. Harmonische Entwickelung ist das Ziel der Selbsterziehung. Andere erziehen heißt sich selbst erziehen. Für Pädagogen ist diese Broschüre sehr empfehlenswerth.

— Die im September 1883 gehaltene Antrittsvorlesung des Professors Baudouin de Courtenay in Dorpat: „Uebersicht der slawischen Sprachenwelt in Zusammenhang mit den andern arioeuropäischen (indogermanischen) Sprachen" (Leipzig, T. O. Weigel), führt in objectiver Weise die in Betracht kommenden Materien und Theorien vor. Eine indogermanische Ursprache ist hiernach zuzugeben, dagegen erweisen sich alle Genealogien der bestehenden arischen Sprachengruppen und der slawischen Sprachen untereinander bisher als unhaltbar. Der Verfasser stellt sich auf den Standpunkt des Naturforschers, meint, daß das Studium der noch lebenden Sprachen lehrreicher sei, als das der erstorbenen, nur schriftlich zugänglichen, ebenso wie Zoologie und Botanik erst eine sichere Basis für die Paläontologie biete. Die Möglichkeit einer künftigen slawischen Weltsprache wird nicht ausgeschlossen, aber von der Kraft abhängig gemacht, welche der eine oder der andere slawische Dialekt werde zu entwickeln vermögen. Interessant ist die Mischsprache, die sich um Kiachta auf russischer Grundlage unter Einfluß des Chinesischen bildet.

Bibliographie.

Anrep-Elmpt, Graf R., Die Sandwich-Inseln oder das Inselreich von Hawaii. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 8 M.

Bélot, A., Das Glutweib. Pariser Salonroman. Deutsch von P. Heichen. 2 Bde. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 6 M.

Brander, R., Der Schlaf und das Traumleben. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 80 Pf.

Brauns, D., Japanische Märchen und Sagen. Gesammelt und herausgegeben. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 8 M.

Briefe aus dem Himmel. Bremen, Müller. 8. 2 M. 80 Pf.

Brieger, T., Quellen und Forschungen zur Geschichte der Reformation. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Aleander und Luther 1521. Die vervollständigten Aleander-Depeschen, nebst Untersuchungen über den Wormser Reichstag. 1ste Abth. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Büchner, L., Der Fortschritt in Natur und Geschichte im Lichte der Darwin'schen Theorie. Ein Vortrag. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Burmester, H., Harten Leina. En Speigel vör Land un Lüd. Mit einer Einleitung von K. T. Gaedertz. 2 Thle. Berlin, Kogge u. Fritze. 8. 6 M.

Busson, A., Christine von Schweden in Tirol. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M. 20 Pf.

Corvin, O. v., Aus dem Zellengefängniß. Briefe aus bewegter, schwerer Zeit 1848—1856. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Dehn, P., Deutschland und Orient in ihren wirthschaftspolitischen Beziehungen. 2ter Thl.: Zwischen Orient und Occident. München, Franz. Lex.-8. 4 M.

Deutsches Dichterheim. Organ für Dichtkunst und Kritik. 4ter Jahrgang. 1884/85. 24 Nrn. Dresden-Striesen, Heinze. Gr. 8. Halbjährlich 5 M.

Dittrich, M., General von Fabrice. 1834 — 1. Juli — 1884. Ein Lebensbild. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 8. 1 M.

Duncker, A., Die Brüder Grimm. Mit einem Holzschnitt. Kassel, Hühn. Gr. 8. 3 M.

Franzius, A., Deutschlands Kolonien. Ein Beitrag zur Kolonisationsfrage. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 80 Pf.

Franzosen-Spiegel. Deutliche Antwort auf tausende französischer Beleidigungen gegen Deutschland und andere Völker von einem Mann aus dem Volke. Wiesbaden, Moritz u. Münzel. 8. 80 Pf.

Freund, L., Forschungen über Staat und Gesellschaft. I. Studien und Streifzüge auf socialwissenschaftlichen, juristischen und culturhistorischen Gebieten. 1stes Hft. Leipzig, Fock. Gr. 8. 2 M.

Goebel, J., Ueber tragische Schuld und Sühne. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik des Dramas. Berlin, C. Duncker. 8. 1 M. 60 Pf.

Gundlach, W., Ein Dictator aus der Kanzlei Kaiser Heinrichs IV. Ein Beitrag zur Diplomatik des salischen Herrscherhauses mit Excursen über den Verfasser der Vita Heinrici IV. Imperatoris und des Carmen de bello saxonico. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Hornbostel, K., Umsonst! Eine Liebes- und Waidmannsgeschichte aus den Bergen. Mit Titelbild von F. Simm und Umschlagzeichnung von H. Engl. München, F. A. Ackermann. 8. 5 M.

Haupt, A., Denk-Sprüche aus allen Jahrhunderten zu Nutz und Frommen der studirenden Jugend. Bamberg, Schmidt. Gr. 8. 1 M.

Kippenberg, A., Esaias Tegnér. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 M.

Kirchlechner, K., Aus den Tagen Herzog Sigmunds des Münzreichen und Kaiser Maximilians I. Ein Beitrag zur Cultur-Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf Tirol in der Uebergangs-Periode vom Mittelalter auf die Neuzeit. Linz, Fink. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Klaić, V., Geschichte Bosniens von den ältesten Zeiten bis zum Verfalle des Königreiches. Nach dem Kroatischen von I. v. Bojničić. Wien, Friedrich. 1885. Gr. 8. 10 M.

König, E. A., Das Medaillon. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M.

Köppen, F. v., Die Hohenzollern und das Reich. Von der Gründung des brandenburgisch-preußischen Staats bis zur Wiederherstellung des deutschen Kaisertums. 1stes Hft. Glogau, Flemming. Lex.-8. 50 Pf.

Liebau, G., „Ueber allen Gipfeln ist Ruh!" Ein Gedenkblatt zur Erinnerung an Goethe's Aufenthalt in Ilmenau. Ilmenau, Schröter. 8. 75 Pf.

Limburg, A. v., Des wilden Jägers Erbe. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 8 M.

Lorm, H., Vor dem Attentat. Roman. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Mercy-Argenteau, Graf, Briefe an den k. k. ausserordentlichen Gesandten zu London Grafen Louis Starhemberg (vom 26. December 1791 bis 15. August 1794). Original-Documente aus dem schriftlichen Nachlasse des Letzteren, gesammelt und geordnet, nebst Erläuterungen von dessen Enkel A. Graf Thürheim. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Noé, H., Tagebuch aus Abbazia. Teschen, Prochaska. 8. 4 M. 50 Pf.

Ohser, K., Wilfrid der Aeltere, Bischof von York. Ein Beitrag zur angelsächsischen Geschichte des 7. Jahrhunderts. Karlsruhe. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Poelchau, A., Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1883. Riga, Kymmel. 12. 1 M.

Post, A. H., Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwickelungsgeschichte. Leitgedanken für den Aufbau einer allgemeinen Rechtswissenschaft auf sociologischer Basis. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7 M. 40 Pf.

Reineke der Fuchs. Nach der niedersächsischen Bearbeitung (Lübeck 1498) des flämischen Reinart von Willem ins Hochdeutsche übertragen von J. N. B. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Sardou, V., Die schwarze Perle. Einzig autorisirte Uebersetzung. Dresden, Minden. 8. 2 M. 50 Pf.

Stökl, Helene, In Untreue treu. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M.

Ursprung, Entwickelung und Schicksale der Taufgesinnten oder Mennoniten, in kurzen Zügen übersichtlich dargestellt von Frauenhand. Norden, Soltau. Gr. 8. 6 M.

Viktor, M., Sommer und Winter. Ein Roman in 2 Bdn. Leipzig, Friedrich. 8. 9 M.

Vischer, F. T., Nicht I, a. Schwäbisches Lustspiel. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 1 M. 80 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Potz! Blitz! Humoresken aus dem Soldatenleben. Berlin, Eckstein Nachfolger. 8. 1 M.

Warncke, E., Im Himmel. Lose Fragmente aus den hinterlassenen Papieren des Grafen Ourfel von Chateauroux. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Wattenbach, W., Der Allgemeine Deutsche Schulverein zum Schutz bedrängter Deutschen im Auslande. Seine Ziele und Bestrebungen. Berlin, Hertz. 8. 60 Pf.

Wette, H., Was der Wind erzählt. Poesien in niederdeutscher Mundart. Köln, A. Ahn. 8. 1 M. 50 Pf.

Widmann, B., Die kunsthistorische Entwickelung des Männerchors, in drei Vorlesungen dargestellt. Leipzig, Merseburger. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Wigand, A., Entstehung und Fermentwirkung der Bakterien. Vorläufige Mittheilung. Marburg, Elwert. Gr. 8. 80 Pf.

Wyß, F. v., Leben der beiden Zürcherischen Bürgermeister David v. Wyß Vater und Sohn, aus deren schriftlichem Nachlaß als Beitrag zur neuern Geschichte der Schweiz geschildert. 1ster Bd. Zürich, Höhr. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 28. August 1884.

Zur geschichtlichen und biographischen Literatur.

1. Memoiren zur Zeitgeschichte. Von Oskar Meding (Gregor Samarow). Dritte Abtheilung: Im Exil. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 8 M.
2. Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Zehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1884. Gr. 8. 6 M.
3. Politische Geschichte der Gegenwart. Von Wilhelm Müller. XVII.: Das Jahr 1883. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1883 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. 1884. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Ein Streifzug durch den Nordwesten Amerikas. Festfahrt zur Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. Von N. Mohr. Berlin, Oppenheim. 1884. 8. 5 M.

Bei der Veröffentlichung des dritten Bandes seiner „Memoiren zur Zeitgeschichte" (Nr. 1) mußte für den Verfasser, Oskar Meding, die Discretion in Betreff aller Verhältnisse und Vorgänge, welche Personen, mit denen er in dienstliche oder persönliche Berührung getreten war, nach irgendeiner Richtung hin verletzen oder compromittiren konnten, noch bestimmender sein als bei den beiden ersten schon früher von uns in d. Bl. besprochenen Bänden. Ganz besonders gilt dies von Meding's Thätigkeit in Paris; er läßt sich über diesen Punkt im Vorwort unter anderm also vernehmen:

> Viele der von mir gemachten Mittheilungen beruhten auf persönlichem Vertrauen, andere Ereignisse bedingen in ihrer Darstellung die Schonung von Personen, welche in gutem Glauben handelten und die ich nicht unverdient einer falschen Beurtheilung aussetzen will. Ich habe daher auf Kosten des sogenannten sensationellen Interesses vieles zurückgehalten, stets nur die Dinge und niemals die Personen im Auge gehabt, und werde in dieser Zurückhaltung verharren, solange nicht von irgendeiner Seite eine Provocation mir entgegentritt.

Der erste der elf Abschnitte, aus denen das vorliegende Buch besteht, behandelt vorzugsweise die Verhandlungen über das Vermögen des frühern Königs Georg's V. von Hannover. Der Verfasser thut dar, daß König Georg wol zur persönlichen Abdication bereit gewesen wäre, wenn durch dieselbe seinem Hause politische Rechte hätten erhalten und die Existenz Hannovers hätte gerettet werden können; allein für materielle Vermögensvortheile auf seine persönlichen Rechte als Chef des Welfenhauses zu verzichten, widersprach vollständig seinem Charakter. Andererseits mußten, wie Meding zugesteht, die feindlichen Schritte Georg's V. gegen Preußen zu dem Beschlusse führen, dem unglücklichen Monarchen die Mittel der politischen Agitation zu entziehen.

Der zweite Abschnitt handelt zumeist von dem geheimnißvollen Erscheinen und den politischen Plänen eines englischen Reverend, des Mr. H. Douglas, der im Winter 1866—67 in Hietzing auftauchte und von dort aus, mit Empfehlungen von seiten des Königs Georg und des österreichischen Ministers Herrn von Beust versehen, nach Rußland reiste, um angeblich das gute Verhältniß zwischen Preußen und Rußland zu stören. In Wahrheit diente König Georg in dieser Angelegenheit nur fremden politischen Interessen zum willkommenen Vorwand und Deckmantel. Von wirklichem Interesse, auch für die Gegenwart, sind indeß die von Douglas über russische Verhältnisse und Zustände erstatteten Berichte.

Die drei folgenden Abschnitte schildern das Leben und Treiben in Hietzing, die Gründung des Journals „La situation" im Interesse des Welfenhauses, die Verwickelungen der noch immer nicht ganz gelösten luxemburger Frage, die Thätigkeit Meding's in Paris, die hannoverische Emigration nach Holland, nach der Schweiz und schließlich nach Frankreich, sowie die etwaige Theilnahme des Königs Georg an einem Kriege zwischen Frankreich und

Deutschland. Charakteristisch für die damalige Situation ist das nicht im Auszuge, sondern vollständig mitgetheilte Memoire über den Antheil Hannovers an einem solchen Kriege.

Der sechste und siebente Abschnitt bieten uns zunächst in kurzen Zügen eine wohlgelungene Charakteristik derjenigen Persönlichkeiten, welche gegen Ende der sechziger Jahre die maßgebenden Factoren der französischen Politik waren, so z. B. des Kaisers Napoleon III., der Kaiserin Eugenie, des Prinzen Napoleon und der Prinzessin Mathilde, des Ministers Rouher u. s. w. Alsdann wird die beabsichtigte Allianz zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien, sowie das verunglückte Project einer Vermählung der Prinzessin Friederike von Hannover mit dem Kronprinzen von Italien besprochen. Von Interesse ist ferner, was uns über die traurigen Verhältnisse und Zerwürfnisse in der Colonie zu Hietzing, über den Besuch der Souveräne in Paris bei Gelegenheit der Weltausstellung und über den resultatlosen Versuch eines Anleihevertrags mit der Société générale mitgetheilt wird.

Während der achte Abschnitt die angeblichen weitern Versuche Napoleon's, eine Allianz mit Oesterreich und Italien herzustellen, und die spanische Revolution behandelt, enthält der neunte ausführliche Berichte über schwindelhafte finanzielle Unternehmungen, wie z. B. über die Gründung und den Krach der wiener Bank. Meding schließt den neunten Abschnitt mit den Worten: „Die Dinge schritten nun schnell der völligen Auflösung entgegen, und es schien wirklich verhängnißvoll bestimmt, daß die Sache des Königs Georg V. ohne Würde für alle diejenigen, die sich ihm hingegeben und geopfert, eine schmerzliche und niederdrückende Erinnerung werden sollte." Nachdem der zehnte Abschnitt eine kurze Darstellung der allgemeinen politischen Lage im Jahre 1869 und insbesondere der wechselvollen französischen Politik gegeben hat, entrollt uns der Verfasser im Schlußkapitel seines Buchs ein trauriges Bild von dem Schicksal der hannoverischen Emigration und dem damit verbundenen tragikomischen Ende der Welfensache. Es war der Plan zu einer Colonisirung der Emigranten in Algier gefaßt worden; allein derselbe scheiterte, obschon sich nicht nur der Marschall Mac-Mahon, sondern auch der Kaiser Napoleon lebhaft für denselben interessirten. Der Auflösung der Emigration folgte die unmotivirte Verbannung des Majors von Düring, frühern Flügeladjutanten des Königs Georg, des Premierlieutenants von Tschirschnitz und Meding's; bei Ausbruch des Kriegs von 1870 wurden jedoch sämmtliche emigrirte Offiziere, Meding mit eingeschlossen, nicht nur von Preußen amnestirt, sondern erhielten auch noch eine lebenslängliche Pension von 1200 Thalern, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben hatten, niemals etwas gegen Preußen zu unternehmen. „Dies ist", wie der Verfasser sagt, „die einfache Geschichte der preußischen Pensionen, welche so vielfach zu hämischen und böswilligen Verdächtigungen gegen die Offiziere der hannoverischen Legion und mich benutzt worden ist."

Das Werk von Meding darf unter allen Umständen als ein werthvoller Beitrag zur Zeitgeschichte angesehen werden, da alle wichtigen Mittheilungen, welche dasselbe in nicht geringer Anzahl enthält, mit glaubwürdigen Actenstücken belegt sind, deren Widerlegung der Verfasser wol kaum zu fürchten braucht.

Der neueste (zehnte) Band des „Neuen Plutarch" (Nr. 2) enthält die Biographien dreier hervorragender Männer, welche, so verschieden die Zeitalter, in denen sie auftraten, und ihr Wirkungskreis auch sein mögen, doch etwas Gemeinsames haben. An alle drei knüpfen sich, wie der Herausgeber des Buchs, Rudolf von Gottschall, im Vorworte bemerkt, die Fragezeichen der Forschung und Beurtheilung, und wenn man den einen oder den andern nicht zu den problematischen Charakteren rechnen will, so sind doch ihre Charakterbilder für die geschichtliche Darstellung entschieden in ein zweifelhaftes Licht gerückt. Ueber Wallenstein's Schuld wie über die Ursachen von Tasso's Wahnsinn gehen die Anschauungen und Berichte der Historiker ziemlich weit auseinander, und die für die Geschichte der jüngsten Zeit so bedeutsame Persönlichkeit Napoleon's III. wird von der Parteien Gunst und Haß so verschieden beurtheilt, daß sie einer ruhigen Betrachtung kaum standzuhalten scheint.

Die erste der uns dargebotenen Biographien ist die Wallenstein's; ihr Verfasser, Bernhard Kugler, hat sich bereits als Kenner der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs Ruf und Anerkennung erworben. Die Arbeit zerfällt in sieben Kapitel, von denen das erste Wallenstein's Emporkommen in den österreichischen Erblanden schildert, während das zweite ihn bis auf den Höhepunkt seiner Macht begleitet und die Zeit seiner Siege umfaßt. Kugler hebt zunächst die Verdienste Ranke's um die Geschichte Wallenstein's hervor und ist der Ansicht, daß durch Ranke „in der Hauptsache die Wallenstein-Frage als gelöst betrachtet werden darf". Die eigenen Briefe Wallenstein's, von denen der genannte Altmeister deutscher Geschichtschreibung noch nicht viele besaß, liegen jetzt, mehrere Bände füllend, wohlgeordnet und erläutert vor uns und gestatten endlich, das jahrhundertelang verwirrte Charakterbild des Friedländers nach den beglaubigten Willensäußerungen dieses wundersamen Mannes selber zu zeichnen. Der alte Schlachtruf der Parteien, der aus den Worten mancher der neuesten Forscher wiederklingt und hier „Verräther", dort „schuldfreier und edler Märtyrer der guten Sache" lautet, richtet nur Verwirrung an, weil es niemals möglich sein wird, ausschließlich und in strengstem Sinne nach Recht und Unrecht zu entscheiden. „Der mit schrankenloser Vollmacht ausgerüstete Feldherr, der selbständig handelnde Staatsmann, der Reichsfürst Wallenstein ist es, den wir auf steilem Wege bis zu seinem jähen Sturze zu begleiten und wenn auch als edel oder niedrig, weise oder thöricht, so doch immer als Träger weitgreifender politischer Gedanken, als eine weltgeschichtliche Größe aufzufassen haben."

Mit dem Abschluß des Lübecker Friedens am 23. Mai 1629 hatten Kaiser Ferdinand und sein Feldherr Wallenstein den Gipfel ihrer Machtstellung erreicht; Kugler schildert nun im dritten Kapitel Wallenstein als „Landesherrn". Er kann den Historikern nicht beistimmen, welche des Friedländers Wirken als Landesfürst mit der Regierungsweise der aufgeklärten Despoten des 18. Jahrhunderts in Parallele stellen; er sagt in dieser Beziehung:

Neue Bahnen der Staatsverwaltung hat Wallenstein so wenig betreten, daß er in dieser Beziehung nicht einmal mit Maximilian von Baiern, dem monarchischsten seiner Zeitgenossen, verglichen werden darf. In den alten politischen Gleisen hat er sich jedoch mit ungemeiner Gewandtheit bewegt. Was er angegriffen, hat unter seinen Händen sofort feste Gestalt gewonnen. Frisches Leben ist rings um ihn aufgesproßt. Wenn er ein neues Territorium erhielt, ordnete er in demselben, sauber voneinander getrennt, Verwaltung und Rechtspflege, stellte tüchtige Beamte und Richter an, beseitigte eingewurzelte Misbräuche, forderte einen kurzen und klaren Geschäftsgang und prüfte mit nie ermüdendem Eifer die Wirksamkeit jeder Maßregel. Tüchtigen Beamten spendete er freigebiges Lob, setzte ihnen hohe Besoldungen aus und erfreute sie bei festlichen Anlässen, Kindtaufen oder Hochzeiten, durch ansehnliche Geschenke. Wehe aber den nachlässigen oder untreuen Dienern! Die geringste Verschuldung wurde unnachsichtig geahndet, zumal wenn sie die Kasse des Herzogs, die vornehmste Stütze seiner Politik und Kriegführung, berührte.

Kugler belegt dies mit einer ganzen Reihe von Beweisstellen aus Wallenstein's Briefen. Den Jesuiten war er nicht freundlich gesinnt; als dieselben durch ihren rücksichtslosen Bekehrungseifer einen Aufruhr im Herzogthum Friedland hervorriefen, schrieb er an seine Beamten:

Es ist ein welsches Sprichwort: Cosi vol, cosi habbia. Derowegen mischt Ihr Euch nicht darein. Werden's die Jesuiten gutt machen, so werden sie's gutt haben; ich begehre ihre Impertinenzen nicht mit brachio seculari zu defendiren, denn ihre exorbitanzen seind unerträglich. . . . Könnte ich mit hunderttausend Gulden der fundacion, so ich ihnen gethan hab, ledig werden, so thät ich's gern.

Seinem Schwiegervater Karl von Harrach, der in Wien sehr mächtig war, meldete er einmal:

Bitt auch, man höre auf, in Böhmen so erschrecklich wegen der Luthrischen zu procediren.... Das seien jesuvitische Inventionen; wann's übel zugeht, Jesuiter finden ein anderes Collegium, der Kaiser aber kein anderes Land.

Das vierte Kapitel hat die Geschichte des Restitutionsedicts und Wallenstein's Absetzung als Obergeneral zum Gegenstand. Die zur Verzweiflung getriebenen deutschen Protestanten sahen fortan in Gustav Adolf von Schweden ihren letzten Nothhelfer und gewährten diesem durch ihren Uebertritt zur schwedischen Partei erst die Möglichkeit, als ein ebenbürtiger Gegner Tilly's im Felde zu erscheinen. So spaltete sich das ganze Deutsche Reich abermals in zwei haßerfüllte Heerlager, zwischen denen Wallenstein seinen Besitz zu bewahren oder für unvermeidliche Verluste Schadenersatz zu finden hoffen durfte. Seine Hauptgegner auf katholischer Seite waren und blieben die Ligisten und die Klerikalen. Im fünften Kapitel wird über die nach der breitenfelder Schlacht nothwendig gewordene Wiederanstellung Wallenstein's und dessen Kampf mit Gustav Adolf berichtet. Nach Kugler darf man mit voller Sicherheit annehmen, daß der Friedländer den Oberbefehl in Oesterreich und Deutschland mit „absoluter kaiserlicher Plenipotenz" erhielt. Beglaubigte und unbeglaubigte Nachrichten bestätigen, daß infolge der verhängnißvollen Abmachungen zu Göllersdorf Wallenstein nicht wie ein Unterthan in den Dienst seines Kaisers trat, sondern sich mit demselben fast wie ein ebenbürtiger Souverän verband. Nach beiden Nachrichten machte er sich zum Vorkämpfer einer Politik, die den Ligisten und Römlingen ein Greuel war, und zuverlässig forderte er auch einen sehr hohen, je nach dem Gange der Dinge von dem Deutschen Reiche oder auch von den österreichischen Erblanden zu zahlenden Lohn.

Die beiden letzten Kapitel schildern den Krieg und die Politik im Jahre 1633 und die Katastrophe, d. h. Wallenstein's tragisches Ende. Das eigenmächtige Auftreten des kaiserlichen Generalissimus, welches ihn in seinem letzten, halb diplomatischen, halb militärischen Feldzuge womöglich noch entschiedener als früher kennzeichnet, hat bis auf den heutigen Tag die entgegengesetzten Urtheile über seine Absichten hervorgerufen. Sehen wir von ältern Aeußerungen über diese Frage ab, so faßt z. B. Hermann Hallwich in verschiedenen Schriften das Wirken Wallenstein's als ein ernstlich und redlich auf eine billige Ausgleichung zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, zwischen Katholiken und Protestanten gerichtetes und insofern eminent patriotisches auf, während Anton Gindely in seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" den Friedländer mit voller Bestimmtheit zum Verräther an seinem Kaiser stempelt. Der Behauptung Gindely's ist nun allerdings aus dem Grunde schwer entgegenzutreten, weil er die Belege für seine Ansicht bisher nicht beigebracht, dieselben vielmehr erst in einer spätern Publication zu veröffentlichen versprochen hat. Es dürfte ihm aber, wie Kugler mit Recht bemerkt, nicht leicht fallen, glaubwürdig nachzuweisen, daß Wallenstein nichts anderes geplant habe, als der Bethätigung seines Hasses gegen die Habsburger und Baiern freien Raum zu schaffen und sich selber mit Hülfe der protestantischen Reichsstände, der Franzosen oder Schweden irgendeinen phantastisch riesenhaften Gewinn zu sichern. Einstweilen darf man ruhig daran festhalten, daß nach den von Hallwich und andern neuern Autoren veröffentlichten Wallenstein'schen Briefen die wesentlichsten Einzelheiten weder des diplomatischen noch des militärischen Feldzugs im Jahre 1633 dem kaiserlichen Hofe in verrätherischer Absicht vorenthalten wurden. Wohl suchte Wallenstein mit den deutschen Protestanten, in erster Linie mit deren Vormächten Sachsen und Brandenburg, zu einem Abkommen zu gelangen; denn er glaubte mit ihnen vereinigt stark genug zu sein, um die Fremden durch Güte oder durch Gewalt zum Abzuge aus Deutschland zu nöthigen und dann endlich den Frieden im ganzen Reiche wieder herzu-

stellen. Ueberblickt man die Liste der Männer, die zu Wallenstein und die zu dem von den Jesuiten beherrschten Kaiser hielten, so macht man die charakteristische Bemerkung, daß, so bunt sich auch die Nationalitäten in beiden Lagern mischten, auf der Seite des Generals vornehmlich Deutsche oder Oesterreicher aus irgendeinem der kaiserlichen Territorien standen, auf Seite Ferdinand's dagegen die „Landfremden", Italiener, Spanier, Belgier und Irländer. Die Römlinge und ihre Anhänger brachten es schließlich dahin, daß ein kaiserlicher Executionsbefehl dahin erlassen wurde, sich Wallenstein's lebendig oder todt zu bemächtigen. Kugler faßt sein Endurtheil in folgenden Worten zusammen:

> Wir beklagen in Wallenstein einen Märtyrer der guten Sache. Wir dürfen uns aber dadurch nicht bewegen lassen, den merkwürdigen Mann allzu günstig zu beurtheilen; denn wenn wir auch seine Talente und die Bemühungen um den Frieden, durch den er während seiner letzten Jahre Deutschland zu beglücken versuchte, noch so hoch schätzen, so bleibt uns doch beim Rückblick auf sein Leben, wie David Strauß von Voltaire sagt, ein Rest in Händen, der nicht reinlich ist. Sein schrankenloser Ehrgeiz, seine Verachtung fremder Rechte, seine rohe Habgier, seine Härte und Grausamkeit bilden unleugbar tiefdunkle Flecken in seinem Bilde. War er auch aufgewachsen in staatlicher Anarchie und in wüstem Kriegstreiben, zeigten auch die meisten und zwar gerade die kräftigsten Staatsmänner und Feldherren jener Jahre dieselben Fehler — wie z. B. Maximilian von Baiern seinen eigenen Vortheil oft genug rücksichtslos zu fördern suchte —, so reicht dies doch kaum hin, um ein milderes Urtheil über Wallenstein's Wesen zu begründen. . . . Indessen auch nach Maßgabe der geminderten Werthschätzung sichern Wallenstein's Friedenspläne ihrem Urheber einen ehrenvollen Platz in der deutschen Geschichte. Der große Feldherr hatte doch eine Ahnung davon, daß es eine würdige Aufgabe sei, Deutschland vor wüster Vergewaltigung zu bewahren, und indem er sich an die bedeutendsten protestantischen Territorien des deutschen Nordens anzulehnen suchte, nahm er die Stellung ein, die vor und nach ihm jeder ähnlich Strebende, nur mit besserm Erfolge, behauptet hat. Er steht in der Mitte zwischen Kurfürst Moritz von Sachsen, dem Befreier Deutschlands von dem spanisch-römischen Joche Karl's V., und Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten, dem Begründer der norddeutschen Großmacht.

Zur vollen Würdigung Wallenstein's ist endlich noch zu beachten, daß er kein Deutscher, sondern ein Czeche war und, obschon einer der begabtesten Söhne dieses Volksstammes, doch mit seinen Landsleuten manchen wunderlichen und phantastischen Zug theilte.

Wir bedauern, daß der uns zugemessene Raum es nicht zuläßt, ausführlicher auf die treffliche Biographie Torquato Tasso's von Otto Speyer einzugehen. Noch heute zählt Tasso zu den populärsten Dichtern Italiens; in Venedig und Rom, in Neapel und Palermo sehen wir noch jetzt nicht selten einen dichten Kreis von Männern, Frauen und Kindern den Recitator umstehen, der mit den lebhaftesten Gesten, oft nicht ohne absichtliche oder unabsichtliche Veränderungen, die schönsten Stellen und Episoden des „Befreiten Jerusalem" declamirt, meist allerdings durch mündliche Tradition in den Dialekt des Ortes übertragen. Jeder gebildete Italiener weiß zahlreiche Stellen der Dichtung auswendig, deren Gestalten ihm so vertraut sind, wie die seiner Jugendgespielen. Tasso sollte die ihm zugedachte Dichterkrönung auf dem Capitol zu Rom, die höchste Ehre im Sinne seiner Zeit, nicht erleben; in der Mitternachtsstunde des 25. April 1595 hauchte er in dem Kloster von Sant' Onofrio auf dem Janiculus seinen müden Geist aus. Speyer schließt seine mit großer Sachkenntniß und psychologischer Folgerichtigkeit durchgeführte Arbeit mit nachstehenden Worten:

> Das Lebensbild, welches sich vor dem Leser entfaltet hat, kann nur den Eindruck des tiefsten Mitgefühls mit dem Manne hinterlassen, der so hoch- und reichbegabt, mit so edelm Streben, mit solcher Sehnsucht nach dem Glück, durch die Ungunst der Umstände und der Zeit, mehr noch durch die Schwäche des Gefäßes, in welches dieser Feuergeist eingeschlossen war, am meisten durch das mangelnde Gleichgewicht intellectueller und moralischer Eigenschaften, nach einer glänzenden, vielverheißenden Jugend immer tiefer in das Meer des Unglücks eintauchend, endlich vor der Zeit geistig und körperlich gebrochen in den Tod sank. Aber wenn uns die äußere und innere Zerrissenheit dieses Dichterlebens das Herz zusammenzieht, so tritt uns die Harmonie, die wir hier so schmerzlich vermissen, um so schöner und erhebender in seinem unsterblichen Jugendwerke entgegen. Sie erscheint im symmetrischen Aufbau des Ganzen, sie tönt aus dem bestrickenden Wohllaut der Verse. In dem begeisterten Aufschwunge des dichterischen Gedankens finden wir keine Spur des Kleinmuths, der den Menschen Tasso so oft ergriff; hier hob ihn der Flügel des Genius hoch empor über Angst und Bangen, über Leiden und Entbehrungen, über Mistrauen in sich selbst und andere; hier kam das Göttliche im Menschen zur schönsten Erscheinung, das sich ihm im Leben immer mehr in Dunkel und Zweifel verhüllte. So wäre es vielleicht an der Zeit, die Person des Dichters in dem stillen Grabe an einem der herrlichsten Orte der Ewigen Stadt, welche die Asche so vieler großen Todten birgt, in Ruhe zu lassen, um nur der reinen Schönheit seiner Schöpfung ungetrübten Sinnes zu genießen.

Einen schwierigern Stand als Bernhard Kugler und Otto Speyer hatte offenbar Rudolf von Gottschall mit der Abfassung der Lebensbeschreibung Napoleon's III., weil dessen Persönlichkeit der jüngsten Zeitgeschichte zu nahe steht, um eine ganz unbefangene und objective Beurtheilung dieses eigenthümlichen Mannes, den man seinerzeit als „die Sphinx auf dem Throne Frankreichs" bezeichnete, möglich erscheinen zu lassen; allein Gottschall hat an der Hand eines reichen Quellenmaterials seine Aufgabe in anerkennenswerther Weise gelöst. Es handelte sich, wie der Verfasser selbst sagt, nicht sowol um ein freisprechendes oder verdammendes Urtheil, als vielmehr darum, bei einem widerspruchsvollen Charakter, der gerade deshalb eines dämonischen Reizes nicht entbehrt, die merkwürdige Mischung entgegengesetzter Eigenschaften nachzuweisen.

Zunächst schildert Gottschall die Jugendzeit Napoleon's III., wie er an der Seite des ruhmgekrönten Kaisers in den Tuilerien lebte und auf dem Carrouselplatze der Musterung der versammelten Truppen mit den Kaiseradlern beiwohnte. „Waren das nicht vielleicht die Wünsche

des Kindes, die mit dem Manne groß wurden und Straßburg, Boulogne und den 2. December zur nothwendigen Folge hatten?" Als die Julidynastie die Asche Napoleon's I. von dem Felsengrabe auf Sanct-Helena zurückholte und im Dome der Invaliden beisetzte, da veröffentlichte Ludwig Napoleon seine Schrift „L'idée Napoléonienne" (1840), die zunächst als eine geharnischte Kriegserklärung gegen die Julidynastie angesehen werden darf. Dieser Schrift folgte das verwegene Unternehmen von Boulogne, welches Napoleon mit der Haft in Ham büßen mußte. Von dort aus schrieb er: „Namen wie der meinige gehören nur in die Dunkelheit eines Kerkers oder in das volle Licht der Gewalt." In Ham verfaßte er die Broschüre „Le Canal de Nicaragua", worin er nachzuweisen suchte, daß es nicht darauf ankomme, den Isthmus von Panama dort, wo er am schmalsten ist, zu durchschneiden, sondern daß der Kanal durch die bevölkertsten und fruchtbarsten Theile des Landes als eine Lebensader geführt werden müsse. Als Nationalökonom bewährte er sich durch seine Schriften „Ueber die Zuckerfrage" (1842) und „Ueber die Ausrottung des Pauperismus" (1843). Infolge dieser letzten Arbeit erhielt er eine Dankadresse von den Arbeitern und sagte in seiner Antwort: „Ich werde immer nur im Interesse jener Majorität des Volks arbeiten, welche heute, obgleich die Quelle aller Rechte und alles Reichthums, ohne politische Rechte wie ohne gesicherten Wohlstand ist." Nicht mit Unrecht bemerkt Gottschall, daß hier schon der Gedanke eines Kaiserthums durchblicke, welches sich, im Gegensatz zum Bürgerkönigthum, auf den vierten Stand, auf die Masse des Volks zu stützen gedachte. Vor der Februarrevolution von 1848 erschien Napoleon nur als ein kecker Abenteurer, nach derselben als ein Diplomat aus der Schule Machiavelli's; mit Talleyrand sagte er: „Die Worte sind nur dazu da, unsere Gedanken zu verbergen", mit dem Jesuitismus aber: „Der Zweck heiligt die Mittel." Den Arbeitern galt er als Socialist, den Soldaten war er der Erbe Napoleonischen Ruhms, den Bürgern der Mann der Ordnung; der Klerus begrüßte in ihm den Schirmherrn der Kirche: so setzte er seine Erwählung zum Präsidenten der französischen Republik durch, so vollbrachte er den Staatsstreich vom 2. December 1851, so machte er sich ein Jahr später zum Kaiser der Franzosen. Nun galt es, wie Gottschall weiter ausführt, „die Besiegerin Frankreichs und den Hort der Legitimität, die Heilige Allianz, zu sprengen und ihre Hauptmächte einzeln zu demüthigen". Dies geschah zunächst durch den Krieg mit Rußland, dessen Kaiser ihm den Brudertitel verweigert hatte; hierauf folgten die freundschaftlichen Zusammenkünfte mit verschiedenen Fürsten, dann kam der italienische Krieg, der Oesterreich in den Staub warf, endlich der Krieg mit China. Von hier ab war der Stern Napoleon's III. im Sinken. Wenn es seine Absicht war, das französische Uebergewicht an der Stelle des österreichischen in Italien zur Geltung zu bringen, so scheiterte diese Absicht an der Energie der italienischen Einheitsbewegung. Den ersten großen Miserfolg aber erfuhr er in Amerika der mexicanischen Republik gegenüber, er konnte die Katastrophe von Queretaro nicht abwenden. Den Tag von Sadowa empfand Frankreich, nachdem der erste Freudenrausch über die Schenkung Venetiens verflogen war, als eine Niederlage. „Rache für Sadowa" wurde die Losung des französischen Volks, wie die ihres Beherrschers „Rache für Waterloo" gewesen war. „So groß war die Verblendung einer ganzen Nation, daß sie durch jeden Sieg und jede Großthat anderer Völker ihre gebieterische Weltstellung herabgewürdigt sah." Der Krieg wegen Luxemburgs mit Preußen und dem Norddeutschen Bunde wurde, wie Meding in seinen „Memoiren" erzählt, durch Bismarck's seltene Geistesgegenwart vermieden; endlich brach der große deutsch-französische Kampf aus, welcher der weltgeschichtlichen Rolle Napoleon's III. ein ruhmloses Ende bereitete. Gottschall schließt seinen interessanten und werthvollen biographischen Essay mit den Worten: „Die Napoleonische Idee war eine «Mischgeburt» von Gewaltherrschaft und Freiheit, Despotismus und Volkssouveränetät, eine machiavellistische Chimäre, die zuletzt an ihrem innern Widerspruch zu Grunde gehen mußte."

Der Titel des Buchs „Politische Geschichte der Gegenwart" von Wilhelm Müller (Nr. 3) enthält eigentlich einen Widerspruch, da von einer wirklichen Geschichte der Gegenwart nicht wohl die Rede sein kann, weil die Ereignisse des Jahres 1883 noch zu nahe liegen und manche derselben noch gar nicht zum vollen Abschluß gelangt sind. Eine unparteiische Beurtheilung ist in diesem Falle kaum möglich, ganz abgesehen davon, daß viele der wichtigsten Documente, welche zum richtigen Verständniß der jüngsten Ereignisse nöthig sind, dem Geschichtschreiber noch nicht zu Gebote stehen. Das Buch von Müller hat aber dennoch seinen nicht zu unterschätzenden Werth, insofern es die hervorragendsten politischen Ereignisse des letztverflossenen Jahres leidlich gut gruppirt, wenn man auch hier und da aus begreiflichen Gründen die unbefangene Kritik dem Zeitgenossen, der die Ereignisse doch immer von einem nicht ganz parteilosen Standpunkte aus betrachtet, erschwert wird. Als orientirendes Nachschlagebuch, namentlich für Zeitungsleser, ist das Werkchen jedenfalls zu empfehlen.

Die Eröffnung der Nord-Pacific-Eisenbahn im Herbste des Jahres 1883 hat zu einer ganzen Reihe von mehr oder minder guten Schriften Veranlassung gegeben; auch das Buch von N. Mohr: „Ein Streifzug durch den Nordwesten Amerikas" (Nr. 4), zählt zu diesen Gelegenheitsschriften. Manche der uns dargebotenen Mittheilungen wurden schon während der Festfahrt vom Verfasser geschrieben und erschienen bald darauf in der „Weser-Zeitung", andere Berichte sind nach Aufzeichnungen und aus der Erinnerung nach der Rückkehr entstanden. Die große transatlantische Republik, in der so viele unserer Stammesgenossen wohnen, übt noch immer eine große Anziehungskraft, namentlich auf uns Deutsche aus, und so wird auch die Schrift von N. Mohr ihren Leserkreis finden;

an Frische der Darstellung und angestrebter Gründlichkeit fehlt es derselben nicht. Der Tüchtigkeit und ehrenhaften Gesinnung des Erbauers der Nord-Pacificbahn, Henry Villard, der bekanntlich ein Deutscher ist und eigentlich Hilgard heißt, zollt der Verfasser mit Recht hohe Anerkennung.

Rudolf Doehn.

Romane und Novellen.

1. Die Rose vom Haff. Roman von Emile Erhard. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 12 M.

Ein Redner, aufgefordert über einen bestimmten Gegenstand zu sprechen, weigerte sich mit der Motivirung, er verstände davon zu viel. Vor einer Versammlung, die nichts versteht, spricht man mit mehr Beifall, wenn man gleichfalls nichts versteht, nicht „geplagt wird von Scrupel und Zweifel“. Wer das Leben an Höfen nicht kennt, wird vielleicht enttäuscht werden durch Emile Erhard's Schilderungen und sie für sehr unrichtig halten. Fürstliches Treiben schildert gewöhnlich am liebsten, wer ihm am fernsten steht, sowie der Glanz lucullischer Mahlzeiten nicht selten die Phantasie und die Feder solcher Literaten beschäftigt, welche zu spät kamen, als an der gedeckten Tafel des Lebens die Plätze angewiesen wurden. Emile Erhard schildert bekanntlich aus eigener Kenntniß; Geschlecht und Name des Autors sind kein Geheimniß mehr. An der nächsten Umgebung sieht man, solange die unvermeidliche tägliche Reibung fortdauert und vielleicht noch einige Zeit nachher, die Schattenseiten recht klar, und die graziöse Feder der Verfasserin kennt bei der Zeichnung derselben keine Schonung, bietet uns aber als erfreulichen Gegensatz die lebenswarm vorgeführten Gestalten ihrer lichtumflossenen Heldin, Helden und Lieblinge. Der Stil ist durchaus edel, die Handlung fesselnd an sich und noch mehr durch das Interesse, das man den Handelnden abgewinnt, die Eleganz der Darstellung erkältet nirgends die Wärme der Empfindung. Das Buch darf besonders den Leserinnen, aber auch Lesern, bestens empfohlen werden.

Von den Höhen herab, auf die des Lebens Sonne, wenn auch öfter versengend als erwärmend strahlt, führt uns das folgende Werk in ein cypressenumdunkeltes Thal:

2. Friedhofsblume. Novelle von Wilhelmine von Hillern. Berlin, Paetel. 1883. 8. 4 M.

Auf dem Kirchhof treffen sie sich an jedem Abend, der frische, stolze Knabe mit den träumerischen Augen unter eng zusammengewachsenen Brauen und die Kleine mit dem sonndurchglühten Zauberschleier ihres rothgoldenen Haares und den tiefen Vergißmeinnichtaugen; sie haben dort die Gräber ihrer Mütter zu pflegen, Blumen zu begießen, Kreuzchen fester zu stecken und sich so viel zu erzählen; ist sie auch erst elf und funfzehn Jahre der Knabe. Sie sahen den Todtengräber Hochzeit halten, das wollten sie auch, denn sie hatten sich ja so lieb, und als einmal der alte Leichenkutscher, der sie gern mochte, heimkehrte, da setzten sie sich in den leeren Todtenwagen; er hatte den Arm um sie geschlungen, sie lehnte das Köpfchen an seine Brust und sah aus wie eine Prinzessin, so schön und so glücklich, mit dem Brautkranz von weißem Hollunder auf dem Kopf, mit Arm- und Halsband von Silberperlen, die ihr Vater, der Kirchhofsgärtner, zu den künstlichen Todtenkränzen brauchte. Sie waren sehr stolz in dem reichen Wagen, von zwei stattlichen Rappen gezogen, die Abendsonne schien so lustig herein, die Troddeln und Quasten an den Vorhängen des Dachs schwankten und schaukelten so prunkvoll hin und her — freilich war's schade, daß sie schwarz waren. In der Todtenkapelle mußte sie dann Anselmo, der Bildhauerlehrling, trauen; der hielt eine gar seltsam zu Herzen gehende Rede, denn er mochte wol gern an des Bräutigams Stelle sein; die beiden Kinder aber überlief es mit heiligem Schauer; sie waren gewachsen, als sie aus der Kirche gingen, und was sie gelobt, sie wußten, sie würden es halten. Die Jahre vergingen, und an jedem Abend erwartete Maria ihren Walter, welcher Leichenkutscher geworden, und als der Winter kam mit seinem Schnee und Eis, da flüchteten sie mit ihren klopfenden Herzen unter das schützende schwarze Dach, unter dem sie als Kinder sich geküßt, und später wieder, aber ganz anders. Ob sie der Vater dem Leichenkutscher geben wird? Vielleicht, aber ungern. Da besucht ein vornehmer Mann das Grab seiner Geliebten auf dem Kirchhof, Maria hat es gepflegt und Maria ist ihr so ähnlich, der verstorbenen Tante, nur viel schöner noch, daß der Fremde die liebliche Friedhofsblume selbst besitzen will und beim Vater um ihre Hand anhält. Maria will von ihrem Walter nicht lassen, der aus unbegründeter Eifersucht von ihr gegangen; der Vater aber übergibt sie dem Grafen, der, ungeliebt, auf ihre Hand verzichtet, aber sie adoptiren und würdiger verheirathen will. Am Abend vor der Abreise vergiftet sie sich, läßt Anselmo kommen, übergibt ihm ihren letzten Willen und als Vermächtniß für ihn, der sie so heiß und so still geliebt, die Erlaubniß, sie zu modelliren. Da lag die Todte, die wieder auferstehen soll unter seiner Hand; alles, was sein Herz erfüllte, drängte sich zurück ins Innerste seines Seins und sammelte da seine Kraft zu einer einzigen gewaltigen Anstrengung: Leben zu geben der seelenlosen Materie, süßes, wonniges und höchstes Schmerzensleben, wie er es an ihr gekannt, da sie noch athmete, und wie es jetzt vor ihm lag, noch lieblich selbst in der Versteinerung des Todes. Unter der schaffenden Hand des Künstlers erstand die schöne Friedhofsblume wieder auf, die der Tod dem Liebenden entrissen. Einige Schilderungen sind von poetischer Schönheit; unter den Gestalten

ist besonders der Bildhauerlehrling lebenswarm, wenn auch nur skizzenhaft dargestellt. Trotz vereinzelter Ueberschwenglichkeiten fesselt das Buch durch seinen poetischen Hauch.

In Zeiten zurück, in denen das Gefühl unter dem Druck des Eisens zu solcher Verfeinerung nicht gelangen konnte, versetzt uns:

3. Drei Grafen von Reinstein. Roman aus dem 15. Jahrhundert von A. Hesse. Zwei Bände. Halle, Pfeffer. 1884. 8. 5 M. 25 Pf.

Ein Buch, das man mit Interesse liest. Der Verfasser hat culturhistorische Studien gemacht (obgleich Einzelheiten vielleicht auszusetzen wären) und schildert jenes Jahrhundert und die in ihm lebten in frischer Gestaltung. Die Handlung schreitet spannend vor, die Situationsmalerei ist oft ergreifend. Als Probe der Schreibart diene der Schluß:

Noch immer steht er auf seinem Posten der riesige steinerne Roland an der Ecke des alterthümlichen Rathhauses zu Halberstadt. Jahrhunderte zogen an ihm vorüber. Er hat die Kirchthurmglocken zu manchem Eintritt in das Leben, er hat sie bei manchem Aufimmerscheiden läuten und schlagen hören. Ein Geschlecht nach dem andern ist an ihm vorübergezogen. Von Blut und Mord aus alten Zeiten, von Kämpfen, Pest und Stürmen würde er erzählen können — das alles ist unter seinen Augen geschehen. Aber die schweren steinernen Lippen sind stumm. Jahrhunderte bis auf die heutigen Tage hat sein plumpes bäuerisches Lächeln überdauert, dies Lächeln steht noch heute wie zu alten Zeiten unverändert auf seinen runden und breiten Zügen. Ein Seitenstück zur Sphinx könnte man ihn nennen. Die Räthsel des Menschengeschlechts, die unter seinen Augen sich immer neu verwirren und lösen, er hat sie vielleicht verstanden und will sie nicht ausplaudern. Seine Weisheit ist die alte wichtige, daß ohne Tod kein Leben wäre. Er lächelt in das thörichte Menschengewühl hinein, welches beides, Tod und Leben, trennen will, zu seinen Füßen weiter wimmelt, jauchzt, weint, stirbt und vergeht.

Die Gesellschaft der Gegenwart behandelt:

4. Das Schwert des Damokles. Roman von E. Ehrenberg. Hagen, Risel u. Comp. 1883. 8. 3 M. 60 Pf.

„Aus heiterm Himmel“ wäre ein viel passenderer Titel. Der Maler Wolf liebt — sein Formen- und Farbensinn muß es entschuldigen — die blendend schöne, vergnügungssüchtige Tochter des Kaufmanns Adolfi, Hedwig, die mit ihm kokettirt und sich mit Graf Reimers verlobt, dem heimlichen Liebhaber Constanzens, einer ehemaligen fürstlichen Maitresse. Sohn einer verunglückten Schauspielerin, schlecht erzogen, ungebildet und leichtsinnig, besitzt Reimers nichts als seine Grafenkrone und seinen Ruf als Spieler und Wüstling, aber ein wenig odeur de Lucifer wirkt auf viele Frauen berauschender als der Duft der Lilie. Durch einen Zufall wird aber entdeckt, daß der Vater von Hedwig's Mutter, Eduard Karl Müller, die Großmutter und Mutter des Malers um ihr Vermögen betrogen hat und unter dem Namen von Galen nach Amerika gegangen ist, von wo er erst nach Jahren zurückkehrte. Diese Entdeckung, für die Betheiligten völlig überraschend, führt zu einem Wettstreit der Großmuth zwischen dem finanziell schon bedrängten Kaufmann Adolfi und der Familie Wolf, zugleich aber zu einem ziemlich rohen Bruch der Gräfin Reimers mit der nicht mehr erwünschten Schwiegertochter, die sich jetzt zu würdevollerer Haltung emporrafft und ihre Zurückweisung des Malers bereut. Inmitten einer skandalösen Scene zwischen der wüthenden Reimers und der gebeugten Familie Adolfi erscheint der Maler Wolf, jene niederschmetternd und diese aufrichtend durch die Entdeckung, daß nicht Eduard Karl Müller, Hedwig's Großvater, sondern sein Zwillingsbruder Karl Eduard Müller, Vater der Gräfin, den Betrug begangen hat. Die Gräfin und Hedwig's Mutter waren Cousinen, ohne es zu wissen. Nun heirathen sich Hedwig und Wolf sowie mehrere Nebenpaare, und der gefallene Vorhang gestattet uns nicht mehr, die früher so frivole Kokette als edle Lebens- und Strebensgefährtin des hochsinnigen Malers studiren zu können. Es wird wol eine „Künstlerehe“ werden.

Daß der Held ein Maler, ist wol nicht Zufall; Neigung und Verständniß des Verfassers für diese Kunst spricht aus fast allen Schilderungen und gewährt ihnen einen einnehmenden Reiz. An das Atelier erinnert allerdings auch, wenn ein wohlerzogenes Mädchen, Hedwig's Schwester, bei der ersten Begrüßung zu einem Herrn sagt: „Sie dagegen entsprechen genau dem Bilde, welches ich mir von Ihrer Persönlichkeit entworfen habe; welchen Eindruck es auf mich machte, sage ich Ihnen aber nicht, Sie mögen es errathen. Dabei (um jedes Misverständniß unmöglich zu machen) überzog die Farbe der Pfirsichblüte ihr Gesichtchen bis unter die Haare.“ Der Dialog ist überhaupt nicht das Beste in diesem Buch und wird in galantem Verkehr oft schwülstig und geziert. Wenn der Tisch abgedeckt werden soll, um Albums Platz zu machen, so „vollzieht die wohlgeschulte Dienerin geräuschlos die Metamorphose“; zu Sätzen wie: „Geschmückt wie Aurora, wenn sie sich aus ihrem Bett erhebt“, „hoch schwang sie die glänzende Fackel ihrer Beredsamkeit“, „so bringen Sie wol im Haine Apollo's Ihr Opfer dar?“, „welcher Jüngling versuchte nicht den Pegasus zu reiten!“ u. s. w., steht dann in etwas abkühlendem Gegensatz der schönen Hedwig Spruch: „bei Leibe nichts“. Nicht unbedenklich ist auch die Verehelichung eines Nebenpaars: der für seine verstorbene Clotilde schwärmende Eduard heirathet Thusnelda mit der Entschuldigung, daß sie Clotilde und Thusnelda zugleich sei, daß er die eine nicht mehr ohne die andere sehen könne, weist auch darauf hin, daß dort oben alle drei Herzen in Liebesharmonie zusammenschlagen würden. Das mag für ihn angenehmer sein als für diejenige, die ihn als Ehehälfte erhalten.

Das Buch ist nicht nur reich an schönen Schilderungen, es enthält auch treffende, von edlem Hauch durchströmte Reflexionen. Die große Zahl der auftretenden Personen ist zwar durch die Handlung verbunden, könnte aber einheitlicher gruppirt sein.

Die Sehnsucht nach dem Unbekannten führte den Verfasser des folgenden Werks unter Gesellschaftsklassen und in Scenen, für welche die frei waltende Phantasie der Anlehnung an die Wirklichkeit nicht bedurfte:

5. Stürme. Roman von Paul Maria Lacroma. Drei Bände. Wien, C. A. Müller. 1883. 8. 7 M. 20 Pf.

Ein eigenartiges Werk, vergleichbar mit andern in vielen Einzelheiten, nicht vergleichbar in deren Aneinanderreihung. „Die unwissentlich Unbefleckte und der zufällig Ehrenhafte" könnte der Titel ebenfalls heißen; denn die Lösung aller Verwickelungen, dem Leser bis zum Schluß verheimlicht, besteht darin, daß der Held die künstlich in Schlaf versetzte Jungfrau nicht berührte, weil sie ihn in diesem Zustande nicht reizte, während sie das Nichtreizen und Nichtberühren für unmöglich hält. Deshalb heirathet die Millionärin Pia Pietra den verarmten, eine reiche Frau suchenden Grafen Seefeld, beschließt aber, sich furchtbar an dem Verhaßten zu rächen, was sie nicht hindert, ihm am Tage vor der Hochzeit mit dem Ausruf „Mein Robert!" zärtlich in die Arme zu sinken. Obgleich sie weiß, daß er sie nur des Geldes wegen heirathet, soll doch ihre fürchterliche Rache darin bestehen, daß sie ihm die Million zu freiem Gebrauch überläßt, ihre Persönlichkeit aber vom Gelde trennt. Viel Selbstbewußtsein; vielleicht weiß sie, daß sie Heldin des Buchs ist, ihr Plan daher glücken muß. Als Brautkranz wählt sie, um dem Leser ihre Entschlüsse klar zu machen, Jasmin und Passiflora; die Mutter, welche ihr selbst den Kranz im Haar befestigt, bemerkt gar nicht, daß es keine Myrten sind; Mutterliebe ist ja blind; vielleicht sind auch ihre botanischen Kenntnisse gering, oder sie will dem Töchterchen den Theatereffect nicht verderben. Als die Gäste entfernt sind, erwartet sie im Nachtgewand ihren Mann, läßt sich küssen und ihren Anzug bedenklich derangiren, zieht dann einen Dolch mit vergifteter Spitze, weist dem Erhitzten sein durch eine offene Portière getrenntes Zimmer an, in welchem er in großem Spiegel ihr Bett sehen kann. Die Decke gleitet herab, sie schläft anscheinend ohne Nachtgewand. ... „Mit einem Wuthgeheul stürzt er auf die sirenenhaft lockende Erscheinung — es war aber nur ein Spiegelbild, mit zerschnittenen Händen sank er ohnmächtig zu Boden. Ein unheimliches, satanisches Lachen war das Echo des dumpfen Falles." Daß er die Frau, die in das Zimmer rechts ging, an der Wand links sucht, ist vielleicht bei zur Ohnmacht so geneigten Männern erklärlich. Die Hochzeitsreise wird nach Aegypten gemacht; ein Milchbruder Pia's, der Matrose Marino, wird mitgenommen in bevorzugter Stellung, vielleicht weil sie schon ahnt, daß er sie liebt. Trotz Matrosenanzug darf er mit ihr eine Spazierfahrt machen, während für den Mann kein Platz im Wagen ist, und als sie einen Fürsten kennen lernt, stellt sie beide „mit Pathos" wie Gleichstehende einander vor. Standesunterschiede sind ihr ein Greuel, so behauptet sie wenigstens; allerdings ist sie von Geburt verheimlichte Gräfin, heirathet einen offenkundigen Grafen; aber sie rächt sich dadurch, daß sie nebst Mann und Fürst und andern Hochstehenden in Kraft des Dialogs und Ursprünglichkeit des Benehmens den weiblichen und männlichen Standesgenossen des Milchbruders nicht unebenbürtig ist. Der Fürst will ihr beim Besteigen des Schiffs behülflich sein, sie verschmäht die Hülfe, geht an ihm vorüber, um seinem Adjutanten die Hand zu drücken, sagt ihm später, seine Zudringlichkeit sei ihr staunenswerth erschienen, eine Douche wäre ihm nöthig; er setzt voraus, daß sie Paul de Kock lese, frägt sie, ob sie nicht von ihm (dem Fürsten) geträumt habe; sie erwidert: „ja daß Sie hunderttausend Meilen weit weg wären und daß ich es nicht bedauerte". In solchen Unhöflichkeiten bewegt sich recht oft der Dialog; als „geistreiche Sarkasmen" bezeichnet sie der gleichfalls verliebte Hauptmann Bruno, wenn sie aus Pia's hübschem Munde kommen. Einem Kreis von Herren erzählt sie unbefangen: „In der ersten Nacht unserer Ehe ist dem Grafen" ... den Schluß modificirt sie, es wird dann über Brautnacht gescherzt. Dann stellt sich die Seekrankheit ein, um uns von S. 65—78 fast gar nicht zu verlassen. Einzelne Stellen sind in Zola's kräftigstem Stil, so die Schilderung dessen, was ein Dalmatiner zu erdulden hat, dessen Lager sich unter dem des erkrankten Fürsten befindet; andere Stellen sind zart andeutend: „Das ganze Menu der Bordküche lag zerstreut umher — aber nicht auf goldbordirtem Glanzpapier"; ferner: „Vorsichtig ihr Kleid erfassend, vermied sie das Entsetzliche." Das Eigenartigste ist der Versuch, einen Anfall der Seekrankheit durch musikalische Vergleiche zu schildern:

> Pia hatte sich blitzschnell gebückt; über sie hinweg strömte ein förmlicher Gießbach von Ah-cas in allen möglichen Tonarten und Gutturaltönen, vom tiefsten Baß bis zum Falsett sich Bahn brechend. Das Impetuoso wechselte mit dem Vivace. Umsonst suchte das Ritenuto die Oberhand zu gewinnen; allen chromatischen und diatonischen Tonleitern zum Trotz, ja allen musikalischen Grundsätzen entgegen, bei denen Takthalten die Hauptsache ist, kam immer wieder wie zum Hohn das Prestissimo con fuoco, bis es endlich poco a poco smorzando mit einem erschütternden Schlußaccord endete.

Wie wohlthuend wirkt Zola's Prosa neben solcher Poesie! Sie kehren zurück und geben eine Gesellschaft; „aber ich mache keine Besuche", sagt Pia — „zur Gesellschaft kommen sie doch", sagt der Graf. Sobald die Einladungen erlassen sind, nehmen nicht nur alle an; sie machen auch Besuch, Fürst und Fürstin-Mutter voran. Letztere bringt ihre nicht eingeladene Tochter mit und bittet um Entschuldigung für das Erscheinen der Prinzeß. Als der Fürst Pia unwissentlich ärgert, hält sie vor allen Gästen eine lange Rede, die darin gipfelt: „Am Ende verdanke ich gar meinem Gelde den angenehmen Kreis, der mich heute Abend umgibt." Beim Cotillon fiel ein zarter Scherz vor: Nachtfalter und Blumentopf sollten sich paaren, statt dessen tanzte ein Paar, das auf großem Carton die erste und letzte Silbe umherwirbelte. „Niemand konnte sich des Lachens erwehren" — in dieser Gesellschaft selbstverständlich wie das Misverständniß. Nach einiger Zeit springt des Nachts Pia's Jugendfreund, Seeoffizier Holm (liebt sie natürlich auch), durch das Fenster in ihr Schlafzimmer; er ist ganz unschuldig in Verdacht gerathen, braucht nicht durch Desertion sich strafbar zu machen; vielleicht

ahnt er, daß seine Flucht zu vielen pikanten Scenen und indirect auch zur Lösung der ganzen Verwickelung nöthig ist. Verfolger sind hinter ihm; sie legt sich als Kranke ins Bett, versteckt ihn in ihrem Bett, trotzt so mit Erfolg der Haussuchung, die sie dadurch abkürzt, daß sie dem Polizeicommissar ihre schöne Hand reicht und ihren schönen Arm zeigt. Als alle fort sind, schleicht sie im Finstern in das Zimmer des schlafenden Milchbruders, „plötzlich griff sie in eine struppige Masse“, es waren seine Haare; er erwacht, kleidet sich an, folgt ihr zu Holm, wo sie seine Rettung berathen als „zwei treu ergebene Seelen“. . . . „Und da steht die dritte“, spricht der eingetretene Graf, der alles erfährt (auch den Versteck), alles billigt, überhaupt seiner Rolle, Lammesmuth im Dulden von Leid, Zurücksetzung und Schmach zu bewähren, durchaus treu bleibt. Holm wird gerettet, wobei Pia im Dunkeln von einem Polizisten einen Fußtritt erhält und das Schnarchen eines betrunkenen Schläfers täuschend nachahmt; eine Episode der Rettung bringt aber den Grafen zu der Ueberzeugung, Pia liebe einen Hauptmann. Er will in den Krieg, Pia mit ihrem Vater nach Indien; am Abend vor dem Scheiden zieht sie den Tod vor, fährt bei heraufziehendem Sturm im Segelboot ins Meer, aber mit dem Grafen, der vor der Abfahrt ankam und ins Boot sprang. Pia erzählt, das Boot sei angebohrt, ihr Mann steckt sein Taschentuch in die Oeffnung. Nun machen sie sich die Geständnisse, die sie vor Schluß des dritten Bandes nicht machen durften, erzählen sich auch, daß sie sich jetzt gegenseitig leidenschaftlich lieben, beschließen, füreinander zu leben. Daß das längst vorhergesehene Wetter heraufgezogen ist, merken sie nicht; sie verstehen ihr gegenseitiges Plaudern trotz des heulenden Sturms und der donnernden Wogen. Als der Mastbaum knickt und den Grafen verwundet, begreifen sie erst ihre Situation, woran sie bisher nicht etwa Ausbrüche der Leidenschaft gehindert hatten, sondern Geplauder, dessen „anfangs schmollender Ton in einen leicht tändelnden überging“. Sie werden aber gerettet und heirathen sich.

Es kommen sehr viel Worte aus fremden Sprachen vor, aber jedes, auch fi donc, mon Dieu, ma chère, merci, addio, ist unten übersetzt, was bisweilen einen erheiternden Eindruck macht. Sprachfehler sind sehr zahlreich, luster (I, 26), shocking soll beleidigt heißen (I, 168), crass (I, 60), auf Selbstmord gerathen (I, 4), sie lauschte seiner Worte (I, 17), von einem so feinen Frauenkenner wie ich mußte sie meine Werbung schmeicheln (I, 24), ich stehe Ihnen zurück (I, 38), Hussar (überall), ober mir (II, 41), wenn jemand sie begegnet (II, 84), sich niederzuknien (II, 174), sammt mich (III, 11), sie ist erholt (III, 96), Verabkommen (III, 109), das Leben entlang (III, 126), soupé (III, 146) und sehr viele andere. Das häufig vorkommende Wort „Fadessen“ soll wol Fadaisen bedeuten.

Und doch, trotz alledem, der Verfasser hat Talent; das Buch hat schöne Stellen, Landschaftsschilderungen, Reisebeschreibung, Meeresfahrt. Selbst in den Menschen ist oft ein warmer Pulsschlag, der an ihre Existenz glauben läßt. Wenn der Verfasser sich entschlösse, nur solche Kreise zu schildern, deren Sprache, Sitten und Gewohnheiten ihm bekannt sind, wenn er von Verirrungen des Geschmacks gleich den angeführten sich befreien könnte, wenn er seine Heldin auf ein anderes Piedestal zu stellen verstände als auf den komisch pathetischen Ruf: „Ihr alle steht nicht ober mir — denn ich beuge mich nicht vor euch“ (was jeder unfähige Literat sagen kann, um sich Goethe und Shakspeare gleichzustellen), wenn er endlich Fremdwörter oder mindestens deren Uebersetzung lassen und die deutsche Sprache genauer kennen lernen wollte, dann würde er sicherlich Werke liefern können, die über jener Waare stehen, die mit ihrer Masse den Büchermarkt überschwemmt und schockweise gezählt werden müßte.

Beruhigender als die „Stürme“ ist:

6. Der Herr Commerzienrath. Eine moderne Geschichte von Max Vogler. München, Pollner. 1883. 8. 3 M.

Die Commerzienräthin hatte einen Mann geheirathet, der über zwanzig Jahre älter war als sie, seinen Reichthum nicht weichherzig erworben und nur für das Geschäft Interesse hatte. Vorher hatte sie Eugen Holmberg geliebt; als aber dessen Vater verarmte, reichte sie dem reichen Hermann die Hand. „Geschieht dergleichen heute nicht alle Tage?“ O ja, auch das Folgende ist nicht ungewöhnlich. Eugen begegnet ihr im Park, erinnert sie an die Vergangenheit, versichert, er wolle sie fliehen, verlangt aber vorher die Beantwortung einer Frage: „Marie, sind Sie glücklich?“ Sie antwortet durch Thränen, er malt alle liebeseligen Stunden der Vergangenheit aus, versichert ihr, daß sie nicht glücklich sei, und findet, als sie davoneilt, sein von ihr verlorenes Porträt. Sie hatte es auf dem Herzen getragen, den Ehering von Holmberg's Brotherrn am Finger. Bei einer Ueberschwemmung wird Hermann von Holmberg gerettet, erkrankt aber und stirbt. Marie, die beim Tode des Gatten nicht zugegen gewesen, trat an seine Leiche und „fuhr schaudernd zusammen, als sie noch immer auf das häßliche Antlitz des Geschiedenen niederstarrte“. Dann tritt Holmberg ein. „Endlich!“ stammelt er leise und küßt sie, als sie in seine Arme sinkt. „Die beiden andern sahen schweigend, verwundert, was hier an dem Lager des Todten geschah.“

Den Schluß möge bilden ein Werk des vielgepriesenen und vielgeschmähten Zola:

7. Excellenz Rougon. Roman von Emile Zola. Ins Deutsche übertragen von R. Rode. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1883. 8. 2 M.

„Da sind wir ja nun allein. . . . Lassen Sie hören, was es gibt, mein liebes Kind“, sagte Rougon zu der reizenden Frau Bouchard. Sie sah verführerisch aus in ihrem eng anliegenden Kleide. Alles saß so glatt wie angegossen, als wenn nichts drunter wäre, aber trotzdem köstlich kleidsam. Sie lächelte ihm zu, sodaß ihre weißen Zähne sichtbar wurden, und schien ganz schmeichlerische Bitte zu sein, als sie endlich sagte: „Ich habe Sie um etwas zu bitten, aber sagen Sie mir zuvor, daß Sie

mir es nicht abschlagen werden." Darauf ließ er sich nicht ein, und als sie sich ganz dicht zu ihm überbeugte, fragte er sie: „Also soll ich wol Beichte hören, nicht wahr?" Als Rougon noch weiter fragen wollte, rückte sie ihren Sessel näher zu ihm, sodaß sie sich zwischen seinen Beinen befand. Sie sah ihn schmachtend an, ließ ihre Händchen hinabgleiten: „O, es ist keine wichtige Stelle ... ein Freund ... mein Gott, ich bin ganz unglücklich!" Durch dies Geständniß überließ sie sich ihm, ja, bot sich ihm an. „Das ist ja aber sehr schlimm!" rief er aus. Sie aber schloß ihm mit vertraulicher, sicherer Hand den Mund, wobei sie sich ganz auf ihn legte. Ihre Augen schlossen sich, ihr Antlitz glühte schmachtend. Seine Knie legten sich an ihr Kleid, das Mieder wogte. Einige Secunden hindurch fühlte er, wie sie hingebend in seinen Armen lag. Dann aber faßte er sie rauh um den Leib und stellte sie aufrecht hin, wobei er ärgerlich fluchte: „Himmeldonnerwetter! Seien Sie doch vernünftig!"

Dann kanzelte er sie gehörig ab, sie stoße alle göttlichen und menschlichen Gesetze um, sie wandle neben einem Abgrund, entehre den häuslichen Herd, bereite sich ein Alter voller Gewissensbisse. Er schilderte ihr das Greisenalter, die zerstörte Schönheit, das Erröthen ihrer Stirn unterm weißen Haar. Alsdann betrachtete er ihren Fehltritt mit Bezug auf die Gesellschaft, auf das böse Beispiel, auf die moderne Schamlosigkeit, auf die greulichen Sittenverschlechterungen der Zeit. Er aber sei ein Wächter der Gesetze, könne nimmer das Laster ermuthigen, ohne Tugend sei die Regierung unmöglich. Sie ging wüthend hinaus, und er begab sich in den Speisesaal, um mit der dicken Clorinde zu diniren.

Das war Rougon auf seiner Höhe. Er stürzte, aber nur um sich wieder zu erheben. „Er beleidigt den Kaiser, er insultirt Frankreich!" — „Ich rufe den Redner zur Ordnung!" — „Wenn die Kammer mich nicht hören will, so steige ich unter Protest von dieser Bühne!" Eine Stimme, die so klang, als wenn der Sprecher Brei im Munde hätte, grollte im Baß: „Reden Sie nur, man wird Ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben." Da trat auf einmal Schweigen ein. Auf den hintern Sitzen der Tribüne reckte man die Hälse, um Rougon sehen zu können, der soeben diesen Satz gesprochen hatte. Er saß auf der ersten Bank. Sein breiter gewölbter Rücken war unbeweglich, das Gesicht hatte er in seinen breiten Händen vergraben. Ihm gegenüber saß Clorinde und sah ihn unverwandt mit ihrer gewohnten ruhigen Keckheit an. Dann stieg er schwerfällig auf die Tribüne. Er sah sich im Saale um, nun begann er mit schwerfälliger Zunge, breiigen Tons. Zum Schluß sprach er vom Kaiser in gewaltigen Lobeserhebungen und schwang wacker das Weihrauchfaß. Stürmischer Beifall. Rougon hatte soeben durch diese Rede das fabelhafte Glück begründet, das ihn so hoch emportragen sollte. Aber ein Redner sprach gegen ihn. Rougon erhob sich, noch von Schweiß triefend, um ihm sofort, wenn auch mit heiserer, matter Stimme zu antworten. Er trug seine Müdigkeit ordentlich zur Schau, schleppte sich langsam auf die Tribüne. Zuletzt rief er, sich auf die Brust schlagend: „Unser Führer, unsere Stütze ist der Glaube! Was sollte aus uns werden, wenn wir uns nicht den Händen der Vorsehung überließen? Wir haben nur den Ehrgeiz, der niedrige Ausführer ihrer Beschlüsse zu sein, das gelehrige Werkzeug des Willens Gottes!"

Dröhnender Beifall durchbrauste den Saal.

Am Ausgang wartete Clorinde (die ihn betrogen und verrathen) auf Rougon. Sie hatten seit drei Jahren kein Wort miteinander gewechselt. Und als er nun heraustrat, verjüngt, glänzend, nachdem er in einer Stunde sein ganzes bisheriges Leben dementirt hatte, nur um unter der Fiction des Parlamentarismus seiner Herrschaft zu fröhnen, da eilte sie ihm, von einer gewissen Zärtlichkeit ergriffen, mit ausgestreckter Hand entgegen und sagte schmeichelnd im bewundernden Ton zu ihm: „Sie sind doch ein allerliebster Schwerenöther!" Mit diesen charakteristischen Worten schließt das Buch.

Man hat Zola mit Balzac verglichen, erstern preisend, daß er eine größere Zeit schildere. Ist es Historienmalerei, wenn ich mit all seinen Speiseresten den gebrauchten Teller male, von dem ein großer Mann gegessen hat? Diese Größe besaß allerdings nicht Rougon, in gewissem Grade aber die Zeit.

Zola und seiner Richtung soll die Zukunft gehören. Glaublich ist es nicht, daß die Dichtkunst ein so unsauberes Ende nehmen wird.

Freiherr K. von Richthofen.

Pädagogische Literatur.

1. Die Grundwissenschaften der Pädagogik. Vom Standpunkte der neuern Naturwissenschaft aus beantwortet von Moritz Möller. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament von Oskar Jäger. Wiesbaden, Kunze's Nachfolger. 1883. Gr. 8. 3 M.
3. Dreißig pädagogische Aufsätze. Gesammelt und gearbeitet von August Droese. Erster Band. Zweite Auflage. Langensalza, Schulbuchhandlung. 1883. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Daß Moritz Möller, der Verfasser der „Grundwissenschaften der Pädagogik" (Nr. 1), es mit seinem Thema sehr ernst genommen hat, beweist die Ausführlichkeit und Gründlichkeit, mit welcher er dasselbe behandelt hat. Von dem ganz richtigen Grundsatz ausgehend, daß jede Erziehung und jeder Unterricht, welche den Bedingungen, die zu einer gesunden körperlichen Entwickelung nöthig sind, entgegenarbeiten oder irgendwie hemmend auf dieselben einwirken, naturwidrig und somit zu vermeiden seien, verlangt er von dem Lehrer und Erzieher eine gründliche Kenntniß der Psychologie und Somatologie; diese Kenntnisse bezeichnet er alsdann als die Grundwissenschaften der

Pädagogik. In dieser Forderung scheint uns aber der Verfasser zu weit gegangen zu sein, denn bei aller Anerkennung, die wir für die genannten Wissenschaften haben, will es uns doch zu viel bedünken, wenn als Vorbildung für den Volksschullehrer nach Absolvirung einer achtklassigen Volksschule, eines sechsjährigen Seminarcursus dann noch vier Semester akademische Studien verlangt werden, und zwar das Studium der vergleichenden Anatomie, Entwickelungsgeschichte, Physiologie, Diätetik, Psychologie, Logik, Erziehungs-, und Unterrichtslehre, der speciellen Methodik, Geschichte der Pädagogik und praktische Uebungen. Wir halten dies, abgesehen von den letzten eigentlich pädagogischen Fächern, die sehr gut wie bisher auf dem Seminar gelehrt werden können, für viel zu viel. Der Lehrer soll wol den Bau des Körpers und die Gesundheitslehre im allgemeinen kennen, aber ihn geradezu zu Anatomen und Specialisten auf dem Gebiete der Gesundheitslehre heranbilden zu wollen, das überschreitet doch wol die Grenze dessen, was zu verlangen ist. Man wird sich doch darüber nicht täuschen wollen, daß es, seitdem sowol die staatlichen Behörden, die Aerzte, wie auch die Lehrerschaft der Schulhygieine größere Aufmerksamkeit widmen, mit der Unterrichtsweise in gesundheitlicher Beziehung besser geworden ist; daß es bei einem stetigen Fortschreiten auf diesem Wege immer besser werden wird, ist nicht zu bezweifeln, ohne daß man erst nöthig hat, aus den Lehrern große Anatomen zu machen. Wenn der Verfasser uns ein Mädchenpensionat vorführt, in welchem die Zöglinge mit unzulänglicher Kost abgespeist wurden, während die Vorsteherin sich an Wein und Beaffsteak wohlthat, und der Verfasser dann ausruft: „Wenn die obenerwähnte Vorsteherin mit der Somatologie vertraut gewesen wäre, so würde sie gewiß ein anderes Erziehungsverfahren in ihrem Institut einzuschlagen verstanden haben", so müssen wir den Verfasser wegen seines kindlichen Optimismus bewundern. Wir meinen, wenn die Vorsteherin gewissenhafter gewesen wäre, dann hätte sie anders verfahren; die Kenntniß der Somatologie macht aber noch nicht gewissenhaft, denn so viel von dieser Wissenschaft wird wol ihr eigen gewesen sein, daß für Kinder kräftige Kost eine Nothwendigkeit sei. Das Buch hätte uns, abgesehen von einigen Ansichten, die zu sehr an eine materialistische Weltanschauung streifen, mehr zugesagt, wenn der Verfasser in seinen Forderungen sich ein wenig mehr beschränkt hätte.

Mit dem Titel, welchen Oskar Jäger seinem Buch voranstellt, ist die Tendenz vollständig gegeben. „Aus der Praxis" (Nr. 2) sollen die Lehrer lernen, der „pädagogischen Ueberweisheit" gegenüber soll „einem gewissen Naturalismus" das Wort geredet werden. Nun ist es allerdings nicht in Abrede zu stellen, daß in der Pädagogik vielfach zu sehr mit Theorien umhergeworfen wird, und daß gerade auf diesem Gebiete die Phrase nur zu oft ihre Stelzengänge versucht; doch sollte dies unsere maßgebenden Schulmänner nicht veranlassen, die Theorie ganz und gar über die Achsel anzusehen; man sollte das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Daß Jäger in Beziehung der Theorieverachtung ein wenig zu weit gegangen, empfindet man bei der ganzen Lektüre des ersten Theils, der „Wahrnehmungen und Rathschläge" enthält. Nichtsdestoweniger söhnt man sich bald mit diesem verneinenden Geiste angesichts der herrlichen Gedanken und trefflichen praktischen Lehren aus, mit welchen der Verfasser einen jungen Freund durch dessen ganzes Schulleben hindurch, von der Probecandidatur bis zum Directorat, begleitet. Man erkennt in jedem Zuge den gereiften und denkenden Schulmann, dem sein Beruf eine heilige Aufgabe stellt, deren richtige Lösung ihm Lebenszweck ist. So sehr dieses Buch nun auch Lob und Anerkennung verdient, so muß doch andererseits die Rücksichtslosigkeit gerügt werden, mit welcher der Verfasser ohne Begründung, ohne Nachweis ein Buch wie Hellwald's „Culturgeschichte" an den Pranger stellt, indem er es dem Geschichtslehrer als schlechtes Buch zur Lektüre empfiehlt, damit er sehe, was nicht Geschichte sei. Wir sind gewiß die letzten, welche die Kritik beschränken oder ihr gebieten wollen, vor einem berühmten Namen einen Tadel zu unterdrücken; aber das darf wol gewünscht werden, daß ein Tadel niemals ohne eine Begründung seiner Berechtigung ausgesprochen werde, es sei denn, daß das betreffende Buch ein durch die Kritik bereits gerichtetes ist. Es mag ja in Jäger's Augen manches an Hellwald's „Culturgeschichte" auszusetzen sein, aber das berechtigt ihn doch noch nicht, dieses Buch schlechtweg als abschreckendes Muster der Geschichtschreibung hinzustellen. Wie würde es Oskar Jäger gefallen, wenn ein Kritiker seine „Geschichte der Neuzeit" ohne Angabe von Gründen als ein schlechtes Geschichtswerk bezeichnete, weil seine Auffassung von Verhältnissen und Personen dem Kritiker als ungeschichtlich und unrichtig erscheinen, oder weil dieser ihm gar nachweisen könnte, daß er sich entschieden Entstellungen hat zu Schulden kommen lassen, daß er z. B. die von böswilligen Zeitungsreportern gemachte Erfindung von der schlimmen Haltung der frankfurter Bürgerschaft beim Einzug der preußischen Truppen im Jahre 1866 seinen Lesern als historische Thatsache auftischt? Mußten wir nun auch diesen einen dunkeln Punkt hervorheben, so stehen wir dennoch nicht an, das Buch namentlich angehenden Lehrern zu empfehlen und diese auch noch besonders auf den zweiten Theil aufmerksam zu machen, welcher „didaktische und pädagogische Materialien" enthält.

Ein eigenthümliches Werk bilden die „Dreißig pädagogischen Aufsätze" (Nr. 3), die August Droese „gesammelt und gearbeitet" hat. Diese Sammlung soll ein „Noth- und Hülfsbüchlein" für alle diejenigen Lehrer sein, die nicht die Zeit haben, große pädagogische Werke zu durchstöbern, um Material für ihre Arbeiten zu finden, wenn ihnen etwa eine Conferenzarbeit übertragen wird, und so hat denn Droese aus verschiedenen Werken und Zeitschriften ohne Rücksicht auf den Parteistandpunkt vierundzwanzig Aufsätze zusammengetragen und sechs eigene Arbeiten dazugegeben. In der Vorrede sind zwölf Werke, resp.

Zeitschriften aufgezählt, die Droese benutzt hat, während die sonst benutzten, aber nicht genannten Werke mit dem geheimnißvollen „u. a. m." abgefertigt werden. Die Aufsätze selbst führen aber nicht den Vermerk, woher sie stammen; das können wir durchaus nicht billigen. Schreibt man sich aus verschiedenen Autoren eine Sammlung zusammen, noch dazu eine Sammlung, bei der man sich nicht einmal der Mühe unterzogen hat, systematisch zu ordnen, so hat man doch wenigstens dem Autor gegenüber den Anstand zu wahren, dessen Namen bei seiner Arbeit zu nennen. Daß Droese auch seine eigenen Arbeiten nicht als die seinigen bezeichnet, bessert an dem ganzen Verfahren nichts; im Gegentheil es verschlimmert dasselbe nur noch. Gegen diese bequeme Art und Weise der Büchermacherei müssen wir entschiedenen Protest einlegen. Unter diesen Umständen fühlen wir uns einer Besprechung des Inhalts dieses Buchs enthoben.

A. Sulzbach.

Aphorismen von Jókai.

Die Zonen des Geistes. Von Moritz Jókai. Zweiter unveränderter Abdruck. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

In unserm kurzathmigen Jahrhundert, das wie kein anderes die Kunst des Schnelllebens versteht, sucht jeder soviel als möglich mit dem kostbaren Artikel Zeit zu sparen. Auch die geistige Ausbildung soll eilzugartig betrieben werden. Statt sich erst durch die hundert Seiten eines schönwissenschaftlichen Werks durchzulesen, um einige Gedanken herauszufinden, die bei passender Gelegenheit oder auch gleich verwerthet werden sollen, nimmt man lieber einen Band Aphorismen zur Hand, wo nur Geist producirt ist und einem der Kern ohne die Schale geboten wird. Wohl mögen gewisse Leute, die nicht gerade zu den Einfältigsten zählen, mit einer leisen Mistrauensanwandlung das vorliegende Buch aufschlagen. Eine desto freudigere Genugthuung war es dem Kritiker, die Gedankenmappe eines Schriftstellers durchblättern zu dürfen, der wirklich Gedanken besitzt, Gedanken, welche werth sind, nicht blos das Eigenthum einzelner, sondern aller zu werden. Wie streng Jókai bei der Auswahl seiner Aphorismen zu Werke geht, beweist schon, daß er — der Mann, der 261 Bände schrieb, wie er selbst in der Einleitung zu den „Zonen des Geistes" gesteht — seine „Gedankenauslese" auf zwölf Druckbogen beschränkt. Er will eben von dem Guten, das er geschrieben, nur das Beste bieten. Es sind hier und da Worte, Gedanken, Bilder, die uns schon einmal begegnet sind in den Werken Jókai's, die uns unvergeßlich blieben seit der Stunde, da wir sie zum ersten mal mit Staunen und Entzücken in uns aufnahmen. Das sind jene Schmetterlingsflügel, wie der Dichter sagt, „die er den Helden seiner Romane ausriß, um kleine Bilder daraus zu verfertigen" — Schmetterlingsflügel, die jeden hinauftragen in das Reich der Poesie, der Schönheit, der reinen Menschlichkeit.

An diesen Bildern hat nicht nur ein Künstler, auch ein großer Mensch hat sich an ihrer Schöpfung betheiligt. Der letztere hat ihre Grundlinien gezeichnet, der erstere die Farben dazu geliehen. Wer kennt nicht den mannhaften Muth, die heroische Ausdauer, die Jókai in der stürmischen Revolutionsepoche seinem Vaterlande bewies? Hier sind nicht blos schöne Worte, die gesprochen werden, es sind die Ueberzeugungen eines Mannes niedergelegt, der handelte, ehe er sich gestattete, seine Empfindungen niederzuschreiben. Wie herrlich der Ausspruch:

Was sollte aus dem Vaterlande werden, wenn jedermann fragen würde, was wird aus mir? Der Soldat am Ufer des Sumpfes ißt trockenes Brot und trinkt das Wasser, in welchem er seine Wunden gewaschen, ohne lange zu fragen: „Was soll aus mir werden, wenn ich als krüppelhafter Bettler in mein niedergebranntes Heimatsdorf zurückkehre?" Nein, in dem Augenblick, in dem er das Trompetensignal hört, denkt er seiner Wunden nicht mehr, er faßt die Flinte und folgt der Fahne. Und die Feldherren dürfen sie fragen: „Was geschieht, wenn wir fallen?" Ihr werdet Märtyrer, und das mußtet ihr wissen, da ihr bei dem ersten Schlachtruf das Schwert umgürtetet. Wenn ihr fürchtet geschlagen zu werden, habet doch den Muth zu siegen.

Und wie schön weiß Jókai das Credo des Dichters auszudrücken:

Es kann jemand seine Liebe, seinen Haß vergessen und seinen Reichthum verlieren, seine Muse jedoch kann niemand vergessen, niemand verlieren. Sie kehrt zurück, selbst wenn sie verstoßen wurde, und füllt das Herz mit Wonne, die ein Frauenmund nimmer zu bieten vermag. Ovid hat unter Ruthenstreichen gedichtet, und unter den Peitschenhieben des Schicksals ertönt auch die Laute der Harmonie. Das tröstet, das belebt, das tödtet. Umsonst sagt ihr dem Dichter: „Es versteht dich niemand!" Er singt weil er muß. Er singt den Steinen wie Orpheus, dem Meere wie Ossian, der Pußta wie Petöfi, den Kerkermauern wie Balassa, oder was noch gefühlloser ist denn Fels, Wüste und Wasser: den Pfaffen wie Dante.

Allein Jókai ist nicht blos Patriot und Schriftsteller, er ist auch ein Philosoph. Er bekennt sich zu keiner Sekte, weder in der Religion noch in der Philosophie, welche beide bei ihm innig miteinander verschmolzen sind. Seine Religion ist eine vernünftige Weltanschauung und der kategorische Imperativ die Lebensader, die das innerste Wesen derselben durchpulst. Daher die milde, nach Ausgleich suchende Versöhnlichkeit seines Geistes:

Wenn du wüßtest, wer Gott ist, du würdest ihn nicht fürchten. Wenn du seine Gnade, die Unendlichkeit seiner Liebe ahnen könntest, wüßtest, daß er Hunderttausende von Sonnen und Welten bewegt und darüber wacht, daß eine die andere nicht zerstöre, daß er den Wurm lehrt, sich im Herbst zu vergraben und im Lenz neuerdings zu erwachen, du hättest keine Furcht,

vor das Angesicht Gottes zu treten und zu sagen: „Herr, du hast mich gesandt und zurückgerufen, von dir ging ich aus, zu dir kehre ich wieder, und was ich unterdessen gethan, du weißt es."

Zum Schluß sei noch des Dichters Anschauung über die Frauen mitgetheilt, der einzige Punkt in den „Zonen des Geistes", mit dem die Leserinnen nicht einverstanden sein dürften:

... Und ich sage euch, alles Unheil auf Erden kommt davon, weil die Frauen von Dingen Kenntniß haben, die sie nicht wissen sollten. Die Weiber dürften von Rechts wegen gar nichts verstehen, weder lesen noch schreiben; der Bäuerin nützt es ohnedies nichts, und die reiche Dame könnte irgendeinen Vorleser haben, der ihr das Interessante aus neuen Büchern vorliest, vorausgesetzt, daß ihr Beichtvater überhaupt eine Bekanntschaft mit diesen Büchern gestattet. Die Frau müßte aber verstehen sich hübsch zu kleiden, ihrem Mann zu verzeihen, das Hauswesen in Ordnung zu halten und rechtzeitig die schmackhafte Suppe auf den Tisch zu stellen. Ist sie eine Dame, dann möge sie meinetwegen Harfe spielen; eine Bäuerin braucht aber nur Zither schlagen zu können. Das Nähen sollen jedoch beide verstehen und nebstbei auch das „Vaterunser" im Kopf haben. Aus den Naturwissenschaften ist nur so viel nothwendig, als man zum Fettmachen eines Huhns zu wissen braucht, aus der Algebra so viel, daß man die Schulden addiren, aus der Geographie so viel, daß man den Wochenmarkt finden kann. Auch die Archäologie soll gepflegt werden, doch nur in der Weise, daß man selbst die Kleider der Großmütter ehrt und nicht hinter jeder Mode herläuft, und wenn die Frau just auf Botanik erpicht ist, dort hat sie den Blumen- und den Gemüsegarten. Von der Medicin braucht eine junge Frau überhaupt nichts zu wissen, denn sie darf nicht krank sein, und wenn sie alt wird, hilft ihr ohnedies der liebe Gott. Von den geheimen Wissenschaften soll sie vorerst mit der vertraut sein, wie man einem Schwein beikommen kann, das nicht fressen will, und auf welche Weise die Gans eine fette Leber bekommt; weiteres soll sie auch den Thieren die Würmer vertreiben können. Die Politik hat sie aber gar nicht zu kümmern, das ist das Gebiet, wo sie lachen und schweigen darf.

Das ist allerdings eine etwas herbe Auslassung über die „Frauenrechte"; indeß Ungarn führt uns in seinen Dichtern fast immer Originale vor, und Originale nehmen sich die Freiheit, über gewisse Dinge ihre eigenen Ansichten zu haben.

Marius Stein.

Vermischte Schriften.

1. Clarendon Press Series. German Classics edited with English Notes &c. by C. A. Buchheim. Vol. VI: Nathan der Weise, a Dramatic Poem by Lessing. Oxford.

Die von C. A. Buchheim in den „Clarendon Press Series" herausgegebene Sammlung deutscher Classiker mit englischen Anmerkungen und Einleitungen habe ich ausführlich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 17. September 1883 besprochen und nach Verdienst warm empfohlen. Ueber einen inzwischen erschienenen neuen Band mit Lessing's „Nathan" kann ich mich kurz fassen, da er sich durchaus würdig und ebenbürtig an die früher erschienenen Bände anschließt. „Introite, nam et heic Dii sunt", diesen tiefsinnigen Spruch hatte Lessing seinem Werk vorgesetzt. „Hier ist alles: Charakter und Geist und der edelsten Menschheit Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott", hatte Platen von dieser „besten deutschen Tragödie" gerühmt, und man muß sagen: leider hat Lessing's Predigt der allgemeinen Menschenliebe und gegenseitigen Duldung noch nicht das Geringste von ihrer Zeitgemäßheit eingebüßt. Buchheim beschließt seine Vorrede mit den Worten Kuno Fischer's:

Als Lessing die „Erziehung des Menschengeschlechts" herausgab, schrieb man das Jahr 1780. Die Welt ist ein Jahrhundert älter geworden. Nach unsern Tagen zu urtheilen, scheint sie weiter als je von dem Ziel entfernt, das Lessing ihr zeigte. Die kirchlichen Kämpfe, der Glaubensstreit, selbst der Religionskrieg, der sich als Kreuzzug geberdet, der Völker- und Rassenhaß, die wilde Empörung, die in den Schichten der Gesellschaft wüthet, erschüttern den Erdtheil und sind uns gefährlicher als je, da wir zur Erhaltung des Deutschen Reichs des innern Friedens und des Zusammenhalts aller Elemente unsers Volks bedürftiger sind als je.

In dieser Zeit begrüßen wir mit doppelter Freude die Buchheim'sche Ausgabe, die im hohen Grade geeignet ist, Engländern und der englischen Sprache kundigen Lesern ein eingehenderes und tieferes Verständniß des Lessing'schen Meisterwerks zu erschließen, das jeder, der in den Geist desselben eingedrungen ist, immer wieder mit erneuter Bewunderung und Andacht liest. Auf Einzelheiten in der Einleitung sowol wie in den Anmerkungen können wir hier begreiflicherweise nicht näher eingehen; doch möchten wir nicht unerwähnt lassen, daß die Erklärung, die Buchheim „nicht ohne Schwanken" zu den Worten des Patriarchen im zweiten Auftritt des vierten Aufzugs, V. 2522 fg. gibt, doch gar zu gesucht und gezwungen ist. Die natürlichste Erklärung wird auch hier wol die richtigste sein.

Wir empfehlen schließlich wie die frühern Bände auch den neuesten der Sammlung warm und angelegentlich, namentlich auch zur Benutzung für deutsche Schulen.

2. Die Aussprache des Griechischen von A. R. Rangabé. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Ueber dies „dem Umfang nach kleine, dem Gehalt nach aber sehr bedeutende Schriftchen" habe ich bei seinem ersten Erscheinen eingehender in Nr. 47 des „Magazins für die Literatur des Auslandes", 1881, berichtet und es allen sprachlich Gebildeten und ganz besonders allen Lehrern des Griechischen an Gymnasien angelegentlich zur Beachtung empfohlen, weil durch dieselbe die Erlernung der griechischen Sprache, wenn nicht reichere, doch für das spätere Leben nachhaltigere Erfolge zu bieten verspricht als jetzt, wo mit Ausnahme der Philologen und der Theologen die meisten das in langen Jahren mühsam erlernte Griechisch nach

dem Abschied vom Gymnasium als unnützen Ballast betrachten oder gar ganz über Bord werfen.

Die Schrift hat offenbar die gewünschte und verdiente Beachtung gefunden, da schon jetzt eine zweite Auflage nöthig geworden, die in ihrer erweiterten und vermehrten Gestalt aufs wärmste allen denen zu empfehlen ist, welche sie bisjetzt noch nicht kennen gelernt haben sollten.

3. Der Sprachunterricht muß umkehren. Ein Beitrag zur Ueberbürdungsfrage von Quousque tandem. Heilbronn, Henninger. 1882. 8. 60 Pf.

In dieser kleinen Schrift wird mit Nachdruck und Eifer hervorgehoben, daß der Sprachunterricht in unsern Schulen durchschnittlich bei weitem nicht die dem Aufwand von Zeit und Mühe entsprechenden Erfolge aufweise, und zwar namentlich deshalb, weil das Hauptgewicht statt auf die Ausübung und das Sprechen der Sprache, vielmehr auf das Erlernen großentheils einseitiger oder gar falscher Regeln gelegt werde. Ich habe diese von sehr vielen getheilte Ansicht bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen und vertreten, und begnüge mich, hier nur noch auf die sehr beachtenswerthe Einleitung zu dem trefflichen Werk „A Guide to Modern Greek, by E. M. Geldort" (London 1883) zu verweisen.

Einzelnes in der Broschüre von Quousque tandem fordert dagegen lebhaften Widerspruch heraus. Dahin rechne ich namentlich die kaum begreifliche Behauptung auf S. 11, daß das Eindringen der Fremdwörter zu den Dingen gehöre, über welche sich jeder einsichtige Freund unserer Sprache nur freuen könne. Daniel Sanders.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Das „Athenaeum", Nr. 2952, bespricht das von Eduard Engel herausgegebene Buch „Heinrich Heine's Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe" und sagt unter anderm: „Heine, der gern Bruchstücke aus Shakspeare citirte, hätte vielleicht als Motto für diesen Band, wenn er ihn gesehen, dessen «Ein Ding aus Fetzen und Flecken» *) gewählt. Er ist dies in doppeltem Sinne. Erstens, in einer vieljährigen Vertrautheit mit den seltsamen Sammlungen loser Bogen, welche deutsche Verleger herauszugeben gewohnt sind, anscheinend im guten Glauben, es seien Bücher, ist uns noch niemals eins in die Hände gefallen, das so vollständig ohne allen mechanischen Zusammenhang gewesen wäre. Die Blätter noch so vorsichtig aufgeschnitten und das Buch noch so fest gehalten, fallen doch fortwährend sibyllinische Blätter auf den Schos des Lesers. Und sein Inhalt ist eben so locker aneinandergefügt wie das Papier." Am Schlusse heißt es: „Was Heine's Schriften charakterisirt, ist das Träumerische; fortwährende plötzliche Wendungen der Ereignisse und des Gedankens, zusammenhängende Zusammenhangslosigkeit der Erzählung, außergewöhnliche Begebenheiten und Bilder, die auf ganz natürliche Weise und ohne irgendein Zeichen der Ueberraschung seitens des Verfassers oder Erwartung einer Ueberraschung seitens des Lesers erzählt werden, endlich eine unbestimmte, mondartige Atmosphäre, die über alles verbreitet ist. Diese Dinge sucht man in diesem unvergleichlichen Dichter und Prosaiker, und man findet sie hier in ziemlicher Zahl, wenngleich (wie unter den Umständen unvermeidlich war) nicht ganz vollständig oder günstig entfaltet. Im Triforium der Westminsterabtei soll sich ein Haufen Terracotta-Bruchstücke befinden, die einst Theile von Renaissanceschmuck aus der besten Zeit und von bester Arbeit waren. Dieses Buch ist etwas Aehnliches, obgleich der Haufen eine gewisse Sichtung und Klassificirung erfahren hat. Der Eindruck solcher Dinge ist stets etwas traurig."

Man kann wol jetzt sagen: Heine und kein Ende; denn kaum waren die oben angezeigten Memoiren erschienen, die so viel von sich haben reden machen, so veröffentlichte Emile Montégut, der Freund Heine's, die von diesem einige Monate vor seinem Tode ihm zugesagten Erinnerungen in der „Revue des deux Mondes", wo sie unter dem Titel „Esquisses Littéraires. Henri Heine. I. Années de Jeunesse, Poésies lyriques" in dem Heft vom 15. Mai d. J. erschienen sind. Der berühmte und liebenswürdige Literarhistoriker und Kritiker hat die Erfüllung seines Versprechens aus verschiedenen Gründen hinausgeschoben, bis ihn sein Gewissen so lebhaft daran mahnte, daß er sich endlich entschlossen hat, sein Wort einzulösen. Die oben erwähnten Memoiren haben damit nichts zu thun gehabt. Er sagt von ihnen beiläufig in einer Anmerkung: „Die ersten Theile der Heine'schen Memoiren, welche in dem Augenblicke erschienen, wo ich diese Blätter schreibe, fügen den Berichten, die der Dichter bereits von seiner Kindheit gegeben hatte, nur wenig hinzu. Wir werden an der geeigneten Stelle die bedeutendsten dieser neuen Details benutzen." Neues enthält auch dieser erste Artikel Montégut's über den Freund nicht, den er überhaupt, wie er uns erzählt, nur ein einziges mal gesehen und zwar an dem Tage, wo er ihm jenes so spät ausgeführte Versprechen gemacht; wenn aber auch nichts Neues, Thatsächliches, so doch manche neue und zutreffende Bemerkung und Beurtheilung, wie man es von einem Schriftsteller wie Montégut nur erwarten kann. Heine hatte einen Artikel von ihm in der „Revue des deux Mondes" über die Auswanderung des Jungen Irland gelesen, und da ihm einige Züge dieses Essay den Gedanken eingegeben hatten, daß Montégut die gewünschte Geistesrichtung besitze, um von ihm zu sprechen, so schrieb er ihm ein sehr höfliches Briefchen, in welchem er ihn um seinen Besuch bat: eine Bitte, der Montégut mit Eifer nachkam. Er fand ihn allein, auf das Bette gestreckt, halb angekleidet und ein langes Heft ganz gerade vor sich haltend, dessen erste Seite er mit Bleistift mit einer auffallend saubern und festen Schrift vollgeschrieben hatte, die nicht die geringste Schwäche oder das leiseste Handzittern entdecken ließ. Er sprach zwei Stunden lang mit der größten Fülle von Beredsamkeit, und indem ich ihm zuhörte, schien er ihm gleichsam das uncorrigirte Concept einer seiner funkelnden Phantasiestücke zu lesen. „Nur freilich", fügt Montégut hinzu, „als dieser Strom von Beredsamkeit in den rauhesten Tönen einer höchst markirten deutschen Aussprache dahinfloß, ich nicht umhin konnte, an jene Frösche des Aristophanes zu denken, die ihre so göttlich lyrischen Gesänge in das Brekeke! Coax! Coax! ihrer stygischen Sümpfe einflechten. Diese so hervorstechende Aussprache, von welcher selbst der lange Aufenthalt in Paris ihn nicht zu befreien vermochte, war das einzige Fehlerhafte, das man an Heine bemerkte; aber selbst

*) „A king of shreds and patches" heißt es freilich in Shakspeare, was Schlegel durch „ein geflickter Lumpenkönig" übersetzt.

dieser Mangel war eine bizarre Anmuth, die nicht ohne Bezug zu der besondern Wendung seines Humors und der gewöhnlichen Farbe seiner Gedanken stand; denn mit diesem deutschen Accent hatte er ja das Lob der griechischen Götter gesungen und seinen Zeitgenossen die zweideutige gute Botschaft von einer Religion der Lust verkündet, in welcher die Seele sich von der Traurigkeit und das Fleisch von den Anathemen aufrichten würde, mit denen das Christenthum sie bedrückt hatte." Doch müssen wir hier abbrechen, um wenigstens Raum für Montégut's Urtheil über Heine's schriftstellerische Eigenthümlichkeit im allgemeinen übrig zu behalten. Er spricht darüber und gibt zu, daß Heine immer nur kleine Sachen veröffentlicht hat, aber nie ein eigentliches Buch. „Man würde sich aber sehr irren", sagt er dann, „wenn man glaubte, daß dies Folge einer natürlichen Schwäche oder Vergeudung eines Talents gewesen sei, welches dazu gedrängt war, zu produciren, und unglücklicherweise von der Noth zu Werken von kurzer Ausdehnung genöthigt war. Niemand ist je mit seinem Talent haushälterischer umgegangen als Heinrich Heine und hat weniger handwerksmäßig producirt. . . . Er war zu kurzen Werken aus zwei Gründen verurtheilt, die beide seinen Ruhm ausmachen und den Schlüssel zur Eigenart seines Genius geben. Der erste ist der, daß die Ideen sich ihm nicht in kalter, analytischer Fortschreitung darboten, sondern im warmen und lebhaften Lichte der synthetischen Anschauung; er sah sie vollständig unter einem einzigen Strahl mit ihren Wurzeln, ihren Zweigen und Blüten. Demjenigen aber, der die Ideen unter dieser summarischen Form der Synthese bemerkt, scheint die Analyse unnütz, oder er wird leicht heikel und kann sie nur durch Schriften wiedergeben, die nach dem Bilde dieser Synthese geschaffen sind, d. h. rasch und lebendig wie sie. Der zweite Grund ist der, daß er in alles, was er schrieb, ein solches Uebermaß von Heftigkeit hineintrug, wie es sich nicht lange zu erhalten vermag. Wenn er also nur Werke geringen Umfangs geschrieben hat, so geschah es nicht, weil er kurzathmig war; im Gegentheil, er war sehr langathmig; denn jeder seiner Versuche ist unter einem einzigen mächtigen und ausdauernden Athemzuge geschrieben, der von der ersten Zeile beginnt und erst mit der letzten zu Ende geht. Es ist aber unmöglich, daß eine Begeisterung, welche solche Anstrengung der Natur erforderte und die natürlicherweise einen solchen enormen Aufwand des cerebralen und nervösen Lebens nach sich zog, lange Zeit anhalte."

— Ueber „Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung" von George Taylor sagt die „Saturday Review", Nr. 1490: „Wenn «Jetta» weniger interessant ist als seine Vorgänger, so liegt das nicht an einer Abnahme der Kräfte des Verfassers, sondern an der Schwierigkeit, ein rohes und dunkles Zeitalter wieder ins Leben zu rufen. Verglichen mit den Bildern in «Hypatia», scheinen die George Taylor's matt, und wenn Kingsley's Gothen zu grell schienen, so fehlt es den Taylor'schen an barbarischer Kraft und Sehne. Sie sind zu deutlich durchs Gehirn eines hochgebildeten Gelehrten des 19. Jahrhunderts gegangen. Dennoch ist «Jetta» ein Werk von großem Verdienst und Interesse; es zeigt des Verfassers bewährte Erzählungs- und Schilderungsgabe, ist voller Handlung und die Darstellung ist vortrefflich. Am besten jedoch gelingen ihm die Personen, die am meisten mit der Geschichte zusammenhängen, sowie der Kaiser Valentinian; während seine eigenen Schöpfungen etwas unglaubwürdig scheinen, und selbst die tragische Katastrophe der Zauberpriesterin, die von Wölfen in einem Walde zerrissen wird, uns verhältnißmäßig kalt läßt."

Von „Höhere Harmonie", Erzählung von E. Junker, heißt es ebendaselbst, es sei eine höchst sentimentale Geschichte, die in jeder andern als der deutschen Sprache fast unerträglich sein würde, in dieser aber, durch eine gewisse Echtheit des Gefühls und der Darstellung, die kaum die Probe der Uebertragung bestehen dürfte, könne sie als vollgültig zugelassen werden.

Bibliographie.

Kritische Analyse der antispiritistischen Erklärungsweise sogenannter spiritistischer Phänomene von einem Nicht-Spiritisten. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 50 Pf.

Anjel, Ella (E. Westhoff), Heckenrosen. Erzählungen. Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Aus dem Süden. Hinterlassene Briefe eines gelehrten Kunstfreundes. Zur Anregung für Reise- und Kunstbeflissene. Wiesbaden, Limbarth. 8. 1 M. 50 Pf.

Beisler, K. R., Erna. Lyrisch-episches Gedicht. Essen, Silbermann. 12. 1 M. 50 Pf.

Bormann, E., Biff! Baff! Buff! Feichtfrehliche Schitzengrieße ennes alten Leipz'gersch. Mit scheenen Bildern von E. Ille, F. Flinzer und A. Lüben. Leipzig, Liebeskind. Gr. 16. 50 Pf.

Brander, R., Der Schlaf und das Traumleben. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 80 Pf.

Der Büchermacher Jens Christensen am Pranger wegen Plagiats und literarischen Diebstahls. Eine Studie von Skaldaspilli. Leipzig, Uhlig. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Busch, W., Maler Klecksel. München, Bassermann. Gr. 8. 2 M.

Crome-Schwiening, C., Mirza Schaffy in der Schützen-Joppe. Ein lustiges Vademecum für jeden Schützen. Leipzig, Verlags-Magazin. 16. 50 Pf.

Dümichen, J., Zur Erinnerung an Richard Lepsius. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 1 M.

Ernstlieb, J., Faust. 2ter Thl. Dramatische Dichtung. Mannheim, Bensheim. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Fernand, M., Die Brandenburger vor Ofen. Drama. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1883. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Hundert Gedanken über den Krieg. Von Erwin. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 1 M.

Gedichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Allen Freunden natürlichen Lebens und vernünftiger Weltanschauung gewidmet. Breslau, Preuß u. Jünger. 8. 2 M.

Geschichte des Rheinischen Pionier-Bataillons Nr. 8. Für Unteroffiziere und Mannschaften zusammengestellt von einem Offizier des Bataillons. Mit 1 Illustration, 3 Planskizzen und 4 Anlagen. Als Manuscript gedruckt. Coblenz. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Holub, E., Oesterreich und die europäischen Staaten als Colonisatoren und Civilisatoren Afrikas. Vortrag. Auszug. Wien, Schworella u. Heick. Gr. 8. 60 Pf.

Hugo, H., Die Worte der Wala, aus der Edda eine Erzählung. 1ste Abtlg. Leipzig. Fock. 8. 50 Pf.

Jester, F. E., Die Kleine Jagd. Für Jäger und Jagdliebhaber. 5te Aufl., vollständig umgearbeitet von O. von Riesenthal. Mit 242 in den Text gedruckten Abbildungen und 11 Separatbildern. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Kistler, C., Aufsätze über musikalische Tagesfragen IV—VI. Sondershausen. Gr. 8. à 50 Pf.

Koch, J. L. A., Grundriß der Philosophie. Göppingen, Herwig. Gr. 8. 5 M.

Laube's, H., Dramatische Werke. Volks-Ausgabe. 1ster Bd. Leipzig, Weber. 8. 1 M.

Loën, A. Freih. v., Kampf um Liebe. Zwei Erzählungen. Breslau Schottländer. 8. 5 M.

Mann, F., Naturwissenschaftlich-pädagogische Aphorismen. Neue, vervollständigte Bearbeitung. Würzburg, Stuber. Lex.-8. 1 M.

Der deutsche Offizier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr von einem preußischen Stabs-Offizier. (H. v. M.) 5te Auflage. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Peter, J., Der Rothe Berg in der Grafschaft Glatz. Monographie. Glatz, Hirschberg. 8. 40 Pf.

Prielmayer, G. v., Der Krainer Hans. Eine Geschichte aus dem bayerischen Walde. Würzburg, Kreßner. 8. 4 M.

Quenzer, P., Silber und Myrte. Dichtung in 7 Gesängen. Mit 2 Illustrationen von E. Meyer. Stuttgart, Metzler. 8. 2 M. 40 Pf.

Richter, L., Für Lebenskunst. Winke und Aphorismen. Dresden, Pierson. 16. 1 M. 20 Pf.

Rode, R., Akademische Novellen. Berlin, Ißleib. 8. 2 M.

Rubinstein, Susanna, Psychologisch-ästhetische Essays. 2te Folge. Mit dem Bildniß der Verfasserin. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 8 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Nr. 61 u. 62: Die musikalische Lage und der Volksunterricht in Frankreich von J. Weber. Deutsch von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. à 75 Pf.

Volkelt, J., Ueber die Möglichkeit der Metaphysik. Antrittsrede. Hamburg, Voss. Gr. 8. 1 M.

Voß, R., Unehrlich Volk. Trauerspiel. Dresden, Minden. 8. 2 M.

Werner, W., Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer. Nach den Reisen der Brüder Schlagintweit und anderer neuerer Forscher dargestellt. Mit 12 Landschaften in Tondruck und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Jena, Costenoble. Gr. 8. 11 M.

Wiggers, J., Grammatik der Spanischen Sprache. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M. 50 Pf.

Woerl's Reisebibliothek. Konstantinopel. Eine Fahrt nach dem Goldenen Horn, beschrieben von H. Zschokke. Mit 1 Karte und 31 Bildern. Würzburg, Woerl. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 9.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 4. September 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Ein Kürnberger-Verein.

Im Jahre 1880 ist Ferdinand Kürnberger in Wien gestorben. Arm ging er aus dem Leben, das ihm der Entbehrungen und Enttäuschungen mehr als genug gebracht hatte. Er hinterließ keinen Pfennig materiellen Besitzes, kein Weib, kein Kind, niemand, der ihm durch die Bande des Bluts, der Sitte, der Gesellschaft vereinigt war. Solche Momente mögen für den oberflächlichen Betrachter das Aussehen von Privatsachen haben, welche mit der Beurtheilung einer literarischen Erscheinung nichts zu thun haben. Aber ich meine, es gehört mit zur innern Charakteristik eines Schriftstellers, wenn er bei ungewöhnlicher Begabung dahinlebt innerhalb des Bezirks der Dürftigkeit und Einsamkeit, während die vornehmen Salons darauf warten, sich dem gefeierten Literaten zu öffnen, und die Zeitungsherausgeber und Bücherverleger bereit sind, ihre Geldschränke dem Producenten denn doch viel weiter zu öffnen als in frühern Zeiten. Der Schriftsteller von Profession besitzt heute eine sociale Stellung, und wenn er etwas leisten kann, braucht er nicht zu hungern — nicht einmal bei uns in deutschen Landen. Ferdinand Kürnberger aber durfte sich keiner der modernen Errungenschaften seines Standes erfreuen, und nun, nachdem er seit vier Jahren im Grabe schläft, wollen seine Verehrer den Versuch anstellen, sein Andenken vor der Vergessenheit zu retten. Im vorigen Winter tauchte der Plan auf, in Wien einen Kürnberger-Verein zu gründen mit dem Zweck, eine Gesammtausgabe von des Dahingegangenen Werken zu veranstalten. Jedes Mitglied sollte durch mehrere Jahre einen jährlichen Beitrag leisten und dafür so und so viel Bände Kürnberger erhalten. Es wäre das eigentlich eine Subscription, wie sie ehedem viel üblicher war als jetzt, jedoch in der neuen Form eines Vereins. Seitdem die vorbereitenden Schritte zur Bildung des letztern geschehen, scheint das Project keinen weitern Fortschritt gemacht zu haben. Ich ergreife nun das Wort, um hier — an einer Stelle, wo literarische Interessen ihre wirksamste Vertretung finden — die Hoffnung auszusprechen, daß der Kürnberger-Verein kein abgethanes Project sei, zugleich aber auch den Wunsch, die Agitation für denselben möge nicht auf Oesterreich beschränkt bleiben, sondern im ganzen Deutschen Reiche ein Echo finden. Das alles thue ich ohne ein anderes Mandat als dasjenige, das jeder Freund der Literatur sich selbst ertheilen darf, wo es gilt, zur Erhaltung eines bedrohten Schatzes beizutragen.

Ferdinand Kürnberger's Schriften sind theils nicht wieder erschienen, nachdem die erste Auflage vergriffen war, theils fanden sie von vornherein nicht die verdiente Beachtung, und will man Kürnberger zu derjenigen Popularität, die ihm überhaupt erreichbar sein kann, verhelfen, so gibt es eben nur das eine Mittel: ihn in seiner Gesammtheit dem Publikum vorzuführen. Dieses Mittel soll der Kürnberger-Verein darbieten, denn ganz auf eigene Faust ohne jede Garantie für Absatz wird kein Verleger sich bereit finden, sein Geld an einen Autor zu wagen, der sich die Gunst der Massen nie zu erringen wußte. Kürnberger's Schriften waren immer nur Kost für Feinschmecker, denn er stellte an seinen Leser bedeutende Forderungen; aber selbst die Feinschmecker in Deutschland wissen nicht genug von ihm, sind nicht hinreichend aufmerksam gemacht worden, welche Genüsse seine Schriften ihnen bereiten würden. Es wäre sonst unerklärlich, daß die wiener Verlagsbuchhandlung L. Rosner mit dem Bande Essays „Literarische Herzenssachen" und mit dem Roman „Der Haustyrann" aus Kürnberger's Feder ein so schlechtes Geschäft gemacht hat. Im günstigsten Fall wird Kürnberger die

Anerkennung der obersten Zehntausend erlangen. Zu dieser eben soll der Verein ihm verhelfen, der unter der Aegide seines Namens sich gebildet hat.

Kürnberger war in erster Linie ein Denker; die literarische Thätigkeit galt ihm lediglich als Werkzeug, mittels dessen er Gedanken ausdrückte. Das große Publikum aber verlangt Schriftsteller und nimmt von ihnen, wenn sie es sonst zu fesseln wissen, Gedanken mit in den Kauf. Man darf Kürnberger selbst zurufen, was in seinem Trauerspiel „Catilina" die Tertilla dem Titelhelden sagt:

Zu groß
Liegt dein Gedanke, Freund, in deinem Haupte.

Er dachte weit und tief; oft zwängte er eine überraschende Idee in eine Novellette hinein, sodaß der Inhalt die Form zu zersprengen drohte. Er ist, wenn man so sagen darf, ein unbequemer Autor; denn er kommt dem Leser nicht entgegen, er macht ihm keine Concessionen; er hat unerschütterliche, starre Meinungen, und er drückt sie unumwunden aus; er geht seinen eigensten Weg; dem Paradoxon weicht er nicht aus, sondern er freut sich offenbar, wenn es ihm in den Sinn und in die Feder kommt, und er spielt dann damit Fangball wie ein Jongleur, der seine Kunst bis zur höchsten Vollendung ausgebildet hat.

In mehrern seiner Erzählungen preist er das „mystische Glück der Entsagung". Er hat es ausgekostet Jahrzehnte hindurch, er hat es gesucht, er war ein Virtuos der Entsagung. ... Auf die zwei Hauptfactoren, welche einem Novellisten einen großen Namen zu verschaffen pflegen, verzichtete er von vornherein: auf die Frauen und auf die Jugend. Die wenigsten selbst unter den reifen Frauen wollten sich für einen Fabulisten interessiren, der seine Stellung zu dem schönen Geschlecht verrieth, als er die Worte niederschrieb: „Die Liebe invitirt nicht zur Arbeit, sondern im Gegentheil zum Müßiggang." Für die weibliche Jugend waren seine Schriften von zu schwerem Kaliber, für die männliche zu pessimistisch, zu unerbittlich in nüchterner Betrachtung des Daseins. Und je größer die Zahl seiner Werke wurde, desto mehr verengte sich der Kreis, der treu zu ihm hielt. Hätte er noch funfzig Jahre geschrieben, er würde es bis zur Unbekanntheit gebracht haben. Immer mehr überwog bei ihm die Scheu vor ausgetretenen Gleisen; er wurde immer reflectiver, seine Fehler und seine Vorzüge kamen zu immer schärferer Ausprägung. Anmuthig war er nie gewesen, dafür kräftig und markig; in seinen letzten Jahren ging er mehr als je dem Zierlichen, dem Glatten aus dem Wege. Er wollte er selbst sein, aus seinem eigenen Glase trinken — das war sein Ehrgeiz, und um ihn zu befriedigen, opferte er manche Errungenschaft, die ihm gewinkt hätte. Hier springt der Punkt auf, aus welchem sich erklären läßt, warum Kürnberger so arm und so einsam gestorben ist, und warum nun zu dem ungewöhnlichen Auskunftsmittel gegriffen werden soll, sein Andenken durch den Kürnberger-Verein zu erhalten. Er war ein Original, und er wußte, daß er eins war. Erklärt er doch den Titel „Siegelringe", den er einer Sammlung politischer und religiöser Aufsätze gegeben, also: „Das ist das Siegel dieses Mannes und keines andern Mannes — zu solcher Sicherheit muß Wappen oder Siegel es bringen." ... Er sorgte dafür, daß sein Wappen von weitem kenntlich war. Tapfer schwamm er gegen den Strom, unbekümmert um die Wellen, die ihm über dem Kopf zusammenschlugen. ... Als die Begeisterung für Amerika in Blüte stand, schrieb er seinen Roman „Der Amerikamüde", einen Protest gegen die blinde Anbetung der Neuen Welt. „Amerika ist ein Vorurtheil", rief er. Er schrieb sich leicht in Zorn hinein, und so entschlüpften ihm in seiner Polemik wider die Vereinigten Staaten Kraftworte wie z. B.: „Möchte sich die Erde ein ganz klein wenig spalten und dies liebenswürdige Volk in ihr Centralfeuer hinabgleiten lassen." Dieser Roman war eine That. Man sprach einige Zeit davon, aber auf die Länge konnte Kürnberger sich nicht in der Mode behaupten. Er schlug hier und da so ganz aus der Art der Belletristen, daß ein Theil des Publikums ihn für unverdaulich erklärte. Die Intendanten und Directoren weigerten sich, seinen „Catilina" aufzuführen; Kürnberger gerieth in Verbitterung und seinem Denken und Dichten mischte ein Tropfen Galle sich bei. Der ideale Schwung blieb ihm treu für seine politischen Arbeiten; wie ein Jüngling flammte er auf, wenn er Deutschthum und Freiheit vertheidigte, wenn er die Hydra der Reaction, der Pfaffenherrschaft, der Beamtenwillkür, der Vergewaltigung mit Füßen trat. Wenn er als Erzähler erschien, klang eine erschütternde Skepsis aus jeder Zeile heraus, und nur die Schönheiten der Natur und der Kunst entlockten ihm allezeit Töne der Bewunderung. Er hatte den Schönheitssinn eines antiken Erdbewohners. Wie bezeichnend ist es für diesen seinen Sinn, wenn er im „Haustyrann" Blanche schwärmerisch berichten läßt, ihr Geliebter sei einmal, lebhaft erzählend, zwei Stunden auf seinem Stuhl geblieben, ohne sich anzulehnen, ohne sich zu bewegen. ... Kürnberger war kein Dutzendmensch, und darum mußte sein Leser sich langsam an ihn gewöhnen; er war ein Weiser und hatte alle Marotten eines Weisen. ... Seine „Novellen" und „Neuen Novellen" allein sollten genügen, ihm einen bleibenden Platz in der Geschichte des deutschen Schriftthums zu sichern. Das Bedeutendste, was sie enthalten, ist „Die Last des Schweigens", eine Seelenstudie von erstaunlicher Fülle schwerer und kühner Ideen. Wer sie mit Aufmerksamkeit gelesen hat, ist für Kürnberger gewonnen. Wer sie noch nicht kennt, lasse sich durch sie die Bekanntschaft mit dem Verfasser vermitteln, und er wird dann sicher das Seinige dazu beitragen, daß der Zweck dieser Zeilen erfüllt werde: thatkräftige Unterstützung des Kürnberger-Vereins auch außerhalb Oesterreichs. Der Held jener Seelenstudie ist ein Mörder, der unmittelbar vor seiner Hinrichtung „vom Katheder seines Schaffots" herab sich und seine That zergliedert, wobei er zu dem logischen Endergebniß gelangt, daß er seinen Nebenbuhler ermorden durfte, daß er dann sich selbst angeben mußte, und daß

er die natürlichste aller Todesarten sterbe. Nur das Gewissen will er nicht gelten lassen. Nicht Reue, sagt er, habe ihn zur Selbstanzeige getrieben, sondern die Last des Schweigens. Kein Mensch könne es ertragen, ein düsteres Geheimniß mit sich herumzutragen. In den Ländern, wo die Vendetta heimisch sei, wo man sich offen als Mörder bekennen dürfe, drücke niemand die Last des Schweigens, das Gewissen rege sich da nicht. . . . Auf einer falschen Hypothese baut Kürnberger eins seiner glänzendsten Gedankengebäude auf, und wir kommen angesichts der sich häufenden geistsprühenden Bemerkungen kaum dazu, zu erwägen, daß der Verfasser eine verlorene Sache vertritt.

Es wäre eine Aufgabe, die einen leicht reizen könnte: die einzelnen Schriften Kürnberger's zu analysiren. Dazu wird es an der Zeit sein, wenn der Kürnberger-Verein seine Aufgabe gelöst haben, wenn des eigenartigen Mannes Gesammtwerk als Ganzes vorliegen wird. Daß dieses Ziel bald erreicht werde, dazu wollte ich mit der vorstehenden Anregung nach Kräften beitragen.

Ferdinand Groß.

Dramatische und dramaturgische Werke.

1. Don Juan's letztes Abenteuer. Drama in zwei Acten von Alfred Friedmann. Leipzig, Reißner. 1881. 16. 2 M.
2. Der Rächer. Eine Tragödie von Julius Hart. Leipzig, Mutze. 1884. 8. 1 M.
3. Das Bildniß der Thersandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Mohr. Stuttgart, Metzler. 1883. 8. 2 M.
4. Hertha. Ein Trauerspiel von Wilhelm Gaedke. Berlin, Freund u. Jeckel. 1883. 8. 2 M.
5. Die Gastspiele des herzoglich meiningenschen Hoftheaters während der Jahre 1874—1883. Chronologisch-statistische Uebersicht. Zusammengestellt von Paul Richard. Dresden, von Grumbkow. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Die Aufführung des ganzen Faust auf dem wiener Hofburgtheater. Nach dem ersten Eindruck besprochen von Karl Julius Schröer. Heilbronn, Henninger. 1883. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
7. Das moderne Drama dargestellt in seinen Richtungen und Hauptvertretern von Alfred Klaar. Zweite Abtheilung: Deutsche Bühnendichter der Gegenwart. Dritte Abtheilung: Fremde Dramatiker auf der deutschen Bühne. Prag, Tempsky. 1884. 8. Jede Abtheilung 3 M.

Die Behandlungen des Don Juan-Stoffs wollen kein Ende nehmen — trotz „Don Juan's Ende", dem letzten, geistvollen und leidenschaftlichen, die gewagtesten Situationen bietenden, aber mit echtem Theaterblut erfüllten Drama Paul Heyse's, mit dem „Don Juan's letztes Abenteuer" von Alfred Friedmann (Nr. 1) sich nicht messen kann. Glücklicherweise will dieses Drama nicht mehr sein als eine dramatisirte Episode, der Schlußstein im Leben des unverwüstlichen Helden, und dafür reichen seine zwei Acte gerade aus; auch weiß ich nicht, wie man die etwas auf Spitzen und Schrauben gestellte Diction des Verfassers durch fünf Acte hätte ertragen sollen. Es ist, als hätte er sich in dieser Beziehung Klinger's „Zwillinge" oder etwa Hebbel's „Julia", zum Muster gewählt. Nur ist alles weniger kraftgenialisch, einzelnes gezwungen geistreich. Selbst einige hübsche Einfälle leiden unter dem Bemühen, sie möglichst ins Groteske zu verzerren. Als Don Juan, ein alternder Mann, „ein wandelnder Widerspruch mit sich selbst", den Kopf voll melancholischer Gedanken, zu Beginn des Stücks nach Sevilla zurückkehrt und sich das Glück ausmalt, ein Kind sein zu nennen, verweist ihn Leporello auf das Fehlen eines Narrenhauses in der Stadt, und Don Juan erwidert:

Früher, frecher Diener, fehlte es! Meine Narrenstreiche hätten in ein solches gehört! Meine jetzige Narrheit ist gleich der größten Weisheit des unerforschlichen Urgrundes, den die Märchenerzähler Schöpfer nennen; denn das Kind ist die Bürgschaft des Weltbestehens.

Leporello.

O der unendlichen Weisheit, die den Weltbestand Weisheit nennt! Wir däuchten uns einst die Besten unter den Bessern, und was wäre viel verloren, wenn wir zwei Schattirungen auf dieser buntfarbigen Seifenblase mit ihr in alle Welträume zerplatzt wären! Wo ist da alle Weisheit, und sind wir denn so weise, daß wir unsere Propagation wünschen dürften!

Don Juan.

Ein Kind, die Familie; heilige Worte! Wir haben unsern Beruf verfehlt, Leporello, gehen wir aus der Welt!

Leporello.

. . . Und alles das wegen eines Kindes! Bleibt denn ein Kind ein Kind und eine junge Frau eine junge Frau? Ein kleiner Engel, der radebrechen lernt, wird ein großer, eigensinniger Teufel, der seinem Vater das Herz, seiner Mutter das Herz, einigen hundert Jungfrauen das Herz und sich endlich selbst das Genick am Galgen bricht. Den Galgen! Wir wenigstens hatten ihn hundertmal verdient, nach den einfältigen Satzungen und Philistergedanken der ehrsamen Mitwelt! Eine junge Frau, der Brillant in der Busennadel unsers Jugendfestschmucks, wird eine faltenreiche, schlotterige Xantippe, eine Schlafmütze als Bedeckung für unsere Stirn und der Nagel zu unserm Sarge! Und auf diesem Sarge tanzt sie noch den Walzer des Hexensabbats mit unserm Nachfolger, der es war seit der Hochzeitnacht!

Einmal läuft (wol absichtlich?) eine Wendung unter, die den Ausspruch des Reichstagsabgeordneten Meyer vom Bier auf den Wein anwendet: „Der Freude des Trinkens kommt nur eine gleich: die Freude des Weins getrunken zu werden. So erfüllt jedes seine Bestimmung." Ein anderes mal erfreut ein schöner zutreffender Vergleich, den Don Juan zwischen sich und seinem bürgerlich-normalen Bruder, Don Ponce, anstellt: „Du warst groß im Erfassen des Kleinen; mir war alles Kleinliche verhaßt! Ich liebte den mächtigen Quaderbau, der zum Himmel steigt; du liebtest den gothischen Schnörkelkram daran." Im ganzen

aber überwiegt etwas der Eindruck des Gesuchten, und da mehr oder minder alle Personen in derselben silbenstecherischen Weise reden, ist es nur zu begreiflich, daß auch die Charakteristik hier und dort darunter leidet. Und doch sind in dieser Beziehung gute Ansätze wie in der Führung der kleinen Handlung vorhanden. Don Juan findet in einer wunderbaren Schönheit, deren Anblick ihn vor einem Jahre beim Stiergefecht ergriffen, die Gattin seines Bruders wieder. Er glüht für sie, und Donna Ines, die seit jenem ersten Blick in seinem Banne liegt, erwidert seine Liebe, ja sie läßt sich sogar trotz ihrer schneeigen Unschuld und wiederholt betonten „unsäglichen Einfalt" zu dem für mein Gefühl viel zu raschen und deutlichen Geständniß bereit finden:

Als Schwester überträt' ich jed' Gebot,
Als Gattin bräch' ich euch zu Lieb' die Treu,
Als Mutter zög' mich selbst kein Gott von hier!

Don Juan erfaßt das Wort und ersticht ihren Knaben, um damit wider seinen Willen das Band vollends zu trennen. Sie taumelt mit dem Kinde in ihr Gemach; er sendet ihren schlaftrunkenen Pagen Paolo ihr nach, einen unschuldigen Knaben, noch ein Kind (Leporello zweifelt sogar an seinem Geschlecht), unter dem Vorgeben, die Herrin habe nach ihm verlangt, und bringt nun unter der Nachwirkung dieses „plötzlichen teuflischen Gedankens" das Stück unter Gepolter zu Ende. Don Ponce tödtet in toller, von keinem Motiv unterstützter Eifersucht den armen Pagen und sein unschuldiges Weib, das noch zu betheuern Kraft hat, sie sei „so rein wie ein Gedanke Gottes", verhindert einen Selbstmord Don Juan's (anstatt den Zerstörer seines ganzen Glücks über den Haufen zu stechen) nur darum, weil Ines „vergeben" habe, und entläßt den Schurken, der Vaterland und Vaterhaus meidet. Sein letztes Wort lautet:

Komm, Leporello, eine Wallfahrt nach . . . .

Leporello (folgend).
Dem Hörselberg! (Der Vorhang fällt.)

Auch Heinrich Hart, der uns diesmal eine fünfactige Tragödie: „Der Rächer" (Nr. 2), bringt, hat schon einen „Don Juan Tenorio" geschrieben, aber seine stark gewürzte Sinnlichkeit und das überreiche Colorit seiner Sprache, die immerfort in den rauschendsten und blendendsten Worten schwelgt, taugen für den Stoff ganz erheblich besser als Friedmann's erhitzter Verstand. Auch in seinem neuen Werke verleugnet er sich nicht. Gleich auf der ersten Seite findet sich der Ausdruck „die Luft wie Seide", und bald ist von „traubenschwarzen Augen" die Rede. Ich meine, ich hätte den Autor daran erkennen können, falls er seinen Namen verborgen hätte. Nicht nur die Farben verwechselt er, er vergleicht die Natur mit Zeugstoffen und die Zeugstoffe mit den Gaben der Natur. Ich erinnere mich aus seinen Gedichten dunkel eines „pfirsichblütenen Tischtuchs" und würde mich nicht wundern, ihn von einer damastenen Nacht oder einem linnenkühlen Morgen reden zu hören. Sein „Rächer" ist jener Petronius Maximus, unter dessen Händen Kaiser Valentinian III. starb. Der That unterstellt Hart ein Motiv, dessen Quelle wie die aller übrigen Handlungen des Stücks zügellose Leidenschaftlichkeit ist. Der Kaiser hat das Weib des Maximus entehrt; sie ersticht sich, eine zweite Lucretia. Der bis ins Mark getroffene Gatte dient dem wollüstigen Cäsar zum Schein und nährt heimlich seine Rache, die endlich lichterloh ausbricht, nachdem die Kaiserin Eudoxia auf des Rächers Seite getreten ist — weil sie ihn wahnsinnig liebt. Daß sie ihren Gemahl zur Schändung der Melitta aufgestachelt, um durch die Hinwegräumung des Weibes die Hand des Mannes zu gewinnen, gesteht sie später selbst. Valentinian stirbt im Rausch, im Kreise seiner Bacchanten. Maximus aber und Eudoxia werden ihres Sieges nicht froh — er nicht, weil die Kaiserin die Krone, die er begehrt, eifersüchtig für ihre Kinder hütet; sie nicht, weil Maximus ihr wildes Liebeswerben kalt und verächtlich von sich weist. Da bekennt sie, um ihn ins Herz zu treffen, ihren Antheil an der ersten Gewaltthat, und als er, außer sich vor Wuth, ihre beiden Knaben ersticht, ruft sie die Vandalen von der afrikanischen Küste, um sie auf Rom und ihre Feinde zu hetzen. Der Erzieher ihrer Kleinen erhält den furchtbaren Auftrag:

Weichherz'ger, geh! Und rüst' das schnellste Schiff,
Daß bald mir Geiserichs schwarzlock'ges Haupt
Gleich blut'ger Abendsonne von nachtdüsterm
Gewölk umflogen über Rom emporsteigt,
Und meinen Kindern, mir und jenem Mörder,
Der ganzen Welt zur Nacht herunterleuchtet . . .
Nacht, Todesnacht, empor! Blutnacht, steig' auf!

Die Vandalen kommen und ihr Werk versteht sich von selbst. Rom sinkt in Asche, und Maximus durchbohrt sich zu den Füßen der Eudoxia.

Der Stoff enthält ohne Frage dramatische Elemente, und die Art der Ausführung ist, was die Führung der Handlung betrifft, organisch und technisch einfach. Hart verdirbt sich aber seine Wirkungen eben durch die Besonderheit seiner Sprache, die mit der ausgeprägten Sinnlichkeit seines künstlerischen Naturells zusammenhängt. Man mag diese heiße qualmige Atmosphäre für einige Augenblicke berauschend finden, aber man hält es nicht lange darin aus und wird bald bis zum Einschlafen müde davon. Auch die Charakteristik leidet natürlich darunter. Aus glühendem Brei bildet man keine Figuren, wäre es selbst der Brei edler und edelster Metalle. Der begabte junge Dichter wird erst einen Abkühlungsproceß durchmachen müssen, ehe er für das Drama reif wird. Lernt er erst sich beruhigen und beherrschen, übernimmt er sich nicht mehr fortwährend im Ausdruck, hält er die Leidenschaft und das Fieber auseinander, dann werden wir von ihm Hervorragendes erwarten dürfen. Dann aber prüfe er seine Diction neben den bildnerischen Auswüchsen auch auf einige vulgäre Wendungen und rhythmische und klangliche Widrigkeiten, die noch zu oft bei ihm unterlaufen. Gegen eine Unterbrechung des Jambenpaßganges will ich nicht eifern, aber

jede Willkürlichkeit im Vers muß doch auch einen poetischen oder charakteristischen Gewinn bringen, wenn sie nicht vom Uebel sein soll.

Es ist recht peinlich, sich sagen zu müssen, daß „Das Bildniß der Thersandra" von Eduard Mohr (Nr. 3) nach keiner der Richtungen der beiden vorgenannten Werke extravagirt und daß es von einem guten Drama doch noch weiter entfernt ist. Die Handlung vollzieht sich nicht ohne eine gewisse plausible Folgerichtigkeit, die Sprache ist correct und wohlanständig, aber statt des feurigen Weins einer wirklichen Dichtung credenzt uns der Autor lauwarmes Wasser. Wir werden in mittelalterliche Verhältnisse, in das Königreich Leon geführt und athmen doch die Luft der besten Stube der modernen deutschen gutbürgerlichen Gesellschaft. Der Verfasser trifft gelegentlich einmal einen feinen Gedanken, eine kluge Wortpointe, die dem Vorbilde Lessing's nachzueifern scheint, aber sie verschwinden in dem conventionellen Durchschnitt des Ganzen. Die Heldin, die Witwe eines afrikanischen Königs, unterhält sich in der zweiten Scene des zweiten Acts mit Amémosaï, der „Tochter eines reichen Juweliers in Afrika", die wie jene kriegsgefangen in Leon ist, über das Interesse, das der König an ihr zu nehmen scheint:

Thersandra.

Auch wollte Seine Majestät mich in die Grundzüge der Botanik einweihen.

Amémosaï.

Wahrscheinlich um zu zeigen, daß die Pflanze, ähnlich dem Menschen, sich dem Lichte zukehrt!

Thersandra.

Ich hatte für diese Sachen nicht das rechte Verständniß und mußte mich entschuldigen.

Das ist nur eine Kleinigkeit, aber sie ist charakteristisch, ebenso charakteristisch wie die Stelle, in der die Heldin ihrem betrogenen Geliebten, dem Prinzen von Asturien, dem sie der König durch die schnödesten Mittel entrissen hat, den Rath ertheilt:

Waffnen Sie sich, Prinz,
Mit aller Stärke des gereiften Mannes —

oder eine dritte, in der die heißblütige, eifersüchtige Amémosaï ebendiesem Prinzen das Geständniß ihrer glühenden Liebe und alles dessen, was der Haß gegen ihre Rivalin ihr eingegeben, in dem erregtesten Moment in folgender sachlichen Weise ausspricht:

Als bei der Ueberfahrt unser Schiff strandete, faßten Sie mich in den Arm und überließen die königliche Witwe der Gefahr des Augenblicks; damals fühlte ich deutlicher, was ich Ihnen war, und dieses Gefühl ist seitdem mein Alles. Aber Thersandra, die griechische Göttin mit den Bruchstücken einer afrikanischen Krone in der Hand, hat mir Sie abgerungen; ich würde meine Rechte an Sie verkannt und mich selbst verachtet haben, wenn ich die Niederlage für immer geduldet hätte. Es war mir nicht entgangen, mit welcher Sorgfalt Sie den Augenblick verschoben, wo der König endlich die Geiseln von Afrika sehen wollte; wie lange mußte Thersandra krank heißen; wenig fehlte, daß Sie die Kranke an den Altar geführt hätten! Sie kannten den König, und auch ich hatte von seinen ungestümen Leidenschaften gehört; ich spielte durch Seraphin das Bildniß der Thersandra dem König in die Hände, und das Bildniß wirkte. Der Knabe warf sich seitdem in einen Brunnen und ist todt. Jetzt wissen Sie alles; verurtheilen Sie mich, wenn Sie können. (Sie sinkt zu seinen Füßen.)

Die Hauptzüge der Handlung lassen sich daraus leicht entnehmen. Den Prinzen, der den König wider seinen Willen mit dem Schwerte verwundet hat, errettet Thersandra nur dadurch vor Kerker und Tod, daß sie dem König ihre Hand verspricht; als sie dem Geliebten seine Freiheit ankündigt, ersticht er sie. Der Fürst und sein Vertrauter Alonzo stehen wie der Prinz von Guastalla und Marinelli neben der Leiche. Amémosaï entleibt sich selbst wie vorher der junge Botenträger Seraphin (halb Cherubin, halb Franz aus dem „Götz").

Mit Wilhelm Gaedke, der mit seinem Trauerspiel „Hertha" (Nr. 4), wie ich glaube, zum ersten mal auf dem dramatischen Kampfplatz erscheint, dürfte die Schar der wirklichen Talente auch kaum vermehrt sein; wenigstens erweckt das vorliegende Werk, das einen nicht eben neuen Stoff in ziemlich dilettantischer Form behandelt, keinerlei Hoffnungen. Die Liebe einer Jungfrau, die wider ihren Willen Priesterin ward, zu dem siegreich heimkehrenden Geliebten ihrer Jugend, auf den die Stiefmutter der Aermsten, Fürstin Wanda von Rügen, die Stifterin all ihres Unheils, ein Auge geworfen; die offene Werbung der Fürstin um diesen Jüngling (Bendar), oder vielmehr die öffentliche Proclamation desselben zum Fürst-Gemahl; der Kampf der Heldin zwischen ihrem heiligen Eid und ihrer Liebe; endlich die Zurüstung des liebenden Paares zur Flucht, dem einzigen Mittel, der diabolischen Wanda zu entgehen: das alles hätte sich unter den Händen eines wahrhaften Dichters und Dramatikers immer noch fesselnd gestalten lassen, und von einem solchen hätte man selbst so alte Mittel wie die fälschliche Nachricht vom Tode des Geliebten und das nachherige Bekenntniß, daß er lebe, (beides, um das Herz der Hertha zu prüfen und hinter das Geheimniß ihrer Liebe zu kommen) willig entgegengenommen. Bei Gaedke aber dehnt sich alles maßlos. Ihm fehlt der starke dramatische Aderschlag, und sein lyrischer Vortrag ist nicht reizvoll genug, um dafür zu entschädigen. Nach einigen glücklichen Momenten, aus denen ein schönes und warmes Naturgefühl spricht, zu urtheilen, scheint er ein poetisch anempfindendes Gemüth zu sein, aber zum selbständigen Schaffen fehlt ihm die Kraft. In das Wesen des Theatralischen besitzt er ohne Frage einige Einsicht, doch aber mehr das Gefühl für scenisch-stimmungsvolle Bilder, als die Fähigkeit eine Situation Schlag auf Schlag bis zur Krise zu entwickeln und zuzuspitzen. Die Sprache ist volltönend und bauschig, aber abgesehen davon, daß ihr die Originalität mangelt, verletzt sie auf Schritt und Tritt durch Hiatus, unangebrachte Elisionen und Inversionen. Das wiederholte Zusammenprallen zweier e oder des e und i („Blickte ich", „hoffte ich", „melde ihr", „jene erste Zeit") ist in der poetischen Sprache ebenso un-

erträglich wie die Genitivbildung „Antlitz's“ oder das Zusammenstoßen der Consonanten in Versen wie:

Ich werd' versuchen, wieder zu erscheinen! . . .

Doch größre Sorg' macht dir des Vaters Wohl! . . .

Der Ew'gen Strafe treff' sein schuldig Haupt. . . .

Wie könnt' mir Svennar schaden. . . .

Dann lausch'st du gern des Sängers trautem Liede. . . .

Wein' nicht mehr, Hertha, schlag' doch auf dein Auge —

und so weiter in infinitum. Und was nun gar die Inversion anbetrifft, die unserer Syntax schreiende Gewalt anthut, so scheinen einige moderne Autoren sie geradezu für eine Bedingung der poetischen Diction zu halten. So sagt auch Gaedke: „Doch endlich ward bestraft der Uebermuth“, während die natürliche Wendung „Doch endlich ward der Uebermuth bestraft“ sich von selbst in den Vers fügt.

Ich trotze diesem unverdienten Lose,
Das über uns beschwor ein böser Gott. . . .

Ja, was gehofft du noch in deinen Jahren,
Wirst du vom Glück wol niemals hier erfahren! . . .

Sie starb, die einst verblendete sein Auge,
Und so gelöst von ihr ist nun sein Herz! . . .

Um nicht zu fürchten, daß ein Ueberfall
Des Feindes raubte uns die lieben Reste!

Das sind nur einige Beispiele, die ich ohne Sichtung herausgreife. Was in ihnen das Ohr verletzt, ist zugleich auch undeutsch, und beides, der Fehler gegen die Melodie und gegen das Gesetz unserer Sprache, wäre mit Leichtigkeit zu vermeiden gewesen. Ueberlassen wir doch derartige Verrenkungen den Uebersetzern französischer und italienischer Operntexte, die oft mit dem besten Willen nicht anders können! Und möchten die Schriftsteller, die ungestraft sündigen zu können glauben, sich von unsern Classikern, die unsere Sprache doch zum guten Theil mitgeschaffen haben, eines Bessern belehren lassen. Eine einzige Schiller'sche Ballade spricht beredt genug! Und da tritt noch der Reimzwang hinzu, der gelegentlich eine durch den Sinn und die Grammatik nicht motivirte Inversion entschuldigen könnte. Nun betrachte man aber etwa die „Kassandra“ oder das „Siegesfest“, wie mühelos die Sprache fließt, wie der Reim eben dadurch an Treffsicherheit und Bedeutung, das Ganze an künstlerischer Vollendung gewinnt!

Von den theatergeschichtlichen Schriften gibt Paul Richard's „Die Gastspiele des herzoglich meiningenschen Hoftheaters während der Jahre 1875—1883“ (Nr. 5) eine schätzbare chronologisch-statistische Uebersicht über die Wanderfahrten dieser erlesenen Gesellschaft, unter deren epochemachendem Vorgehen sich eine Wandlung im Bühnenwesen vollzog, deren Nachwirkungen immer sichtbarer werden. In Anbetracht der Bedeutung der Meininger für das moderne Theater hat darum auch das Detail, das der fleißige Compilator, bekanntlich selbst eine hervorragende Kraft im meininger Ensemble, gibt, seine gute Berechtigung. So erfahren wir unter anderm die genaue Rollenbesetzung eines jeden aufgeführten Dramas und alle mit derselben vorgenommenen Veränderungen. Wer über die gute Schule, welche die Schauspieler am herzoglichen Theater durchmachen, und die Schätzung, deren sich dieselbe trotz aller Anfechtungen bei den theaterleitenden Persönlichkeiten erfreut, noch im Zweifel sein sollte, möge das Verzeichniß S. 100 nachlesen und daraus entnehmen, daß die weitaus größere Zahl der Künstler, die aus dem meininger Engagement geschieden sind, bei den ersten Theatern Deutschlands oder doch bei solchen, welche für die ersten gelten, Anstellung gefunden haben: die Herren Hellmuth-Bräm und Nesper am berliner königlichen Schauspielhaus, Kainz und die Damen Haverland und Jürgens am dortigen Deutschen Theater, Fräulein Küstner und das Ehepaar Drach am münchener Hoftheater, die Herren Dettmer und Max Grube am dresdener Hoftheater, das Ehepaar Prasch (Grevenberg) am Hoftheater zu Karlsruhe, Rinald und Fräulein Pauli am Hoftheater zu Kassel u. s. w.

Karl Julius Schröer's Schrift über „Die Aufführung des ganzen Faust auf dem wiener Hofburgtheater“ (Nr. 6) läßt nach literarhistorischer und kritischer Seite die bewährte Tüchtigkeit des Verfassers, dem diese Materie durchaus vertraut ist, bald erkennen, nach der eigentlich dramaturgischen genügt sie jedoch kaum. Entweder steht dem Verfasser überhaupt keine große Bühnenkenntniß zur Seite, oder er ist nur ein Beispiel mehr von der Abgeschlossenheit, in der sich die Wiener den deutschen Theaterverhältnissen gegenüber zu gefallen pflegen. Mindestens hätte ein Forscher, der die hochgepriesene That des Burgtheaters wirklich gerecht beurtheilen wollte, sich doch über die längst im Druck erschienene Devrient'sche Einrichtung, die den Anstoß zu allen spätern Faust-Aufführungen gegeben, informiren müssen, anstatt gelegentlich wie vom Hörensagen einige Worte darüber zu verlieren, als handle es sich um einen Vorgang in der äußersten Thule. Daß er von der Zusammenziehung des Monologs „Meine Ruh' ist hin“ mit der Scene „Versprich mir, Heinrich“, und von der Verlegung beider Auftritte in Marthens Garten so viel Aufhebens macht, als sei sie eine bedeutende Wilbrandt'sche Neuerung, beweist nur seinen Mangel an Vertrautheit mit dem Theater; denn diese Einrichtung ist ebenso wie die Art der Vermittelung zwischen beiden Scenen allen Bühnenkundigen seit Jahren geläufig, ja, ich glaube, daß es kein Theater gibt, das sie nicht vornimmt. Auch liegt sie so außerordentlich nahe. Um nicht unnöthig ins Breite zu gehen, darf ich, was meine Stellung zu der Aufführbarkeit des ganzen „Faust“ betrifft, wol auf die Abhandlung in meiner „Dramaturgie der Classiker“ verweisen und im übrigen constatiren, daß Schröer für das Unternehmen ganz und voll eintritt und von einem durchschlagenden Erfolge zu melden weiß. Es ist ja, wie es sich erwarten ließ, seinerzeit unter dem frischen Eindruck der Aufführung in unsern Tages-, Wochen- und Monatsschriften fleißig darüber berichtet worden. Trotzdem würde man eine zusammenfassende Broschüre, die das Ganze sub specie aeterni

betrachtet, gern begrüßen, wäre sie nur mit jener Anschaulichkeit geschrieben, die — eine schwierige, aber reizvolle Aufgabe — das vergängliche Bühnenbild für die Entfernten und Spätern mit allem Schein des Lebens zu bannen weiß. Das aber gelingt Schröer nur selten. Er macht einige feine und zutreffende kritische Bemerkungen, aber der sorgsam spürende Gelehrte versteht es nicht, in großen Umrissen zu zeichnen. Ueber die Berechtigung des „Prologs" auf dem Theater bin ich der Ansicht Dingelstedt's, der sie leugnet. Die Erwägung Schröer's, die Worte des Erdgeistes „In Lebensfluten ꝛc." singen zu lassen, würde gewiß gefallen sein, wenn der Verfasser wüßte, wie schwächlich dieser Gesang im Vergleich zum gesprochenen Worte wirkt (im berliner königlichen Theater habe ich mich wiederholt davon überzeugt); in Bezug auf die Osterchöre und das „Dies irae" trifft er auch in theatralischem Sinne dagegen zweifellos das Richtige, und er hätte gegen die Entfernung dieser Gesänge durch Wilbrandt getrost ebenso streng zu Felde ziehen dürfen, wie er es gegen die Behandlung der „Classischen Walpurgisnacht" thut, deren Hauptmomente er auf das klarste freilegt. Seine begeisterten Worte über den Tod Faust's thun wohl und lassen über einen Misgriff wie den, daß er (wie Devrient) „Aurorens Liebe" durch „Gretchen's Liebe" ersetzt sehen will, hinwegsehen.

Mit reiner Freude gedenke ich zum Schluß des vortrefflichen Werks von Alfred Klaar: „Das moderne Drama" (Nr. 7), dessen zweite und dritte Abtheilung: „Deutsche Bühnendichter der Gegenwart" und „Fremde Dramatiker auf der deutschen Bühne", mir zur Beurtheilung vorliegen. Mit diesem sachkundigen und kunstbegeisterten Schriftsteller, dessen reifes und klares Urtheil mir durch seine kritische Thätigkeit in der prager Presse seit längerer Zeit bekannt ist, befinden wir uns auf echt dramatischem Boden. Klaar sieht alles Dramatische immer auch auf das Theatralische an, aber er hat sich von einer blinden Vergötterung der blos technischen Kunstgriffe, über die er sich wohl unterrichtet zeigt, völlig fern zu halten gewußt; im Gegentheil hat er sich ein starkes Gefühl für den Herzschlag des echten Talents bewahrt, dem er gelegentlich auch dann die ihm gebührenden Ehren zollt, wenn es sich um die Form nicht kümmert. Sein scharfes Eindringen in die dramatischen und psychologischen Gesetze hat seine Empfindung nicht eingeengt. Man spürt das Gefühl bei ihm auf Schritt und Tritt erwärmend heraus, ein Gefühl, das andererseits auch nichts mit einem bläßlichen, lauwarmen Wohlwollen zu thun hat, sondern das sich jedem schönen Eindruck dankbar ganz hingibt. Und wenn nun auch wirklich einmal das Herz mit dem Kopfe durchgeht, wenn man dem kritischen Blick bisweilen wünschte, er möchte noch schärfer eingedrungen sein, um das Wahre vollends vom Falschen zu sondern (ich wenigstens konnte diesen Wunsch bei Wilbrandt's „Arria und Messalina", ein Werk, für dessen glänzende Vorzüge ich nicht blind bin, bei Wildenbruch's „Väter und Söhne", dessen oberflächliche Motivirung, dessen wackelige Composition die strengste Verurtheilung fordert, nicht unterdrücken), was thut es? Die positiven Verdienste dieser Aufsätze werden dadurch nicht verringert. Klaar ist eine idealistische Natur, ein Mann, der die ästhetische Gesundheit von der intellectuellen und moralischen nicht zu trennen vermag. Er wendet sich von der Effectsucht und der Sensation, von der Ungesundheit und Ueberreiztheit verletzt ab und trifft jede Taktlosigkeit des Herzens, jede Verhöhnung der Scham mit schneidendem Richtspruch, ohne auch im entferntesten nur an eine salbadernde Moral zu streifen. Dazu ist sein künstlerisches Empfinden viel zu stark, seine Anschauung von Welt und Menschen viel zu vorurtheilslos und auf Wahrheit gegründet. Der Dichter mag darstellen, was er will, wenn er es nur als Künstler thut und wenn ihm nur, mögen die Gerechten nun verderben und die Ungerechten frohlocken, seine Parteinahme für alles Höchste und Edelste rein und unverkümmert bleibt. Auch in dieser Beziehung gibt es weite und enge Gewissen. Ueber manchen hat ein Witz, eine komische Situation Gewalt, sodaß sich ihm einer zweideutigen Wendung gegenüber die sittlichen Bedenken nicht regen. Auch den gemeinsten Stoff läutert der wahre Humor. Jedem Verdict, das der Autor in dieser Beziehung fällt, möchte ich mich nicht anschließen; wenn er aber, um nur einige Fälle herauszugreifen, von Rosen's „Citronen" sagt:

> Auch dürfte es nicht jeder lustig, sondern mancher so wie ich erbärmlich finden, wenn ein armer Rechtsanwalt, der en passant von einem reichen Grafen einer niederträchtigen Handlungsweise beschuldigt wird, darauf erwidert: „Aha! Sie denken an eine Gemeinheit; aber es darf mich nicht wundernehmen; Sie kennen mich nicht und ich bin ein Bittsteller." (!) Oder wenn eine kluge Mutter ihrem Sohne das Vorhaben, Rechtsfreund und Schwiegersohn desselben Mannes zu werden, mit der Bemerkung, „daß ein Schwiegervater nicht allzu genau controlire", empfiehlt! Oder — aber es gelüstet mich nicht weiter, die nicht eben duftenden Blüten dieses Dialogs zu pflücken. Es geht ein anwidernder Hauch der Trivialität durch das ganze Stück, der mich davon abhält, mich weiter damit zu beschäftigen —

oder von Ferrier's „Kammerzofe" (III, 117), einem der frechsten Stücke, das je von Frankreich kommend in Deutschland Eingang gefunden hat:

> Wenn das Raffinement, die kalte lüsterne Berechnung von der geheimsten Niedertracht lächelnd den Schleier herabzieht und uns auffordert mitzulächeln, wenn die überlegte, cynisch-ruhige Gemeinheit sich entblößt und dabei dem Zuschauer zuzwinkert, um seine verständnißinnige Heiterkeit zu erwecken: dann tritt der Ekel in seine Rechte, und je nach dem Temperament wird der eine sich ruhig-still abwenden, der andere sein lautes „Pfui!" ertönen lassen —

so stimme ich ihm vollkommen bei und freue mich so gerader, deutlicher Worte.

Es liegt in der Natur solcher Werke, die aus einer Reihe einzelner Essays gebildet werden, von denen sich jeder wiederum streng an den concreten Fall hält, daß man, wenn man sich nicht in lauter Einzelheiten verlieren will, kaum weitläufig kritisch über sie sprechen oder durch

Mittheilung von Auszügen eine ausreichende Vorstellung von ihnen erwecken kann. Sie müssen eben gelesen werden. Augenscheinlich sind sie im Dienste des Tages entstanden, und was ihnen gelegentlich an Tiefe fehlt, mag sich dadurch erklären. Das Stoffgebiet ist überreich. Von den Deutschen finden wir: Anzengruber, Hugo Bürger, die Damen Henle und Hillern, L'Arronge, Lindau (beide mit fast sämmtlichen Dramen ihrer Muse), Lindner, Moser, Schönthan, Murad Effendi, Putlitz, Rosen, Spielhagen, Wichert, Wilbrandt, Wildenbruch u. a., nebst einem Anhang über die Meininger; von fremden Dramatikern: Augier, Barrière, Daudet, Dumas Sohn, Ferrier, Feuillet, Pailleron, Sardou, Zola, Björnson, Ibsen, Bulwer, Doczi u. a. Betrachtungen allgemeinen ästhetischen Charakters vermeidet der Verfasser, und so gern ich auf derartige Excurse, welche die Summe seiner Betrachtungen ziehen, gestoßen wäre, gebe ich seinem Verfahren doch unbedingt den Vorzug vor den unseligen apriorischen philosophischen Constructionen, die unserer Erkenntniß vom Schönen und vom Wesen des Dramas insbesondere schwer geschadet haben und die noch immer ihre Don Quixotes finden. Die moderne Aesthetik kann nur im inductiven Verfahren das Heil suchen. Es gilt zunächst einen möglichst weiten Horizont zu gewinnen, möglichst viel Material zu übersehen, um aus diesem die gemeinsamen gesetzmäßigen Grundzüge zu entwickeln. Klaar ist einer der tüchtigsten Arbeiter an diesem Neubau, und daß er in dem Concreten das Allgemeine entdeckt; das beweist nicht nur der einzige Aufsatz generellen Charakters „Die «Mache» der Franzosen“ und seine Abhandlung über die Meininger, das verräth und verheißt ein jeder Satz seines Werks, und diese erfrischende Ueberzeugung behält man, mag man nun im einzelnen Fall mit ihm übereinstimmen oder nicht.

Heinrich Bulthaupt.

Neue Romane.

1. Jung-Amerika. Bilder aus dem neuyorker Leben von Sara Hutzler. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 3 M.
2. Die Nadel der Benten. Japanischer Roman aus der Jetztzeit von C. W. E. Brauns. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1884. 8. 9 M.
3. Der Fürst von Morea. Von Alexander Rizo Rangabé. Uebersetzt von A. Ellissen und vom Autor selbst revidirt. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 3 M.
4. Amazone. Roman von Karl Vosmaer. In deutscher autorisirter Uebersetzung von Lina Schneider. Mit einem Vorwort von G. Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883. 8. 5 M.

Alles fremde Stoffe, zwei auch aus fremden Sprachen. Wir werden in den äußersten Westen und Osten versetzt: in die junge Welt Amerikas und in die noch ferner liegende des wunderlichen Reichs Japan; wir sollen ein Stück Mittelalter aus der neugriechischen Geschichte studiren, und zuletzt auch altclassische Kunst im Reflex einer kleinen Liebesgeschichte, wie solche allen Zeiten angehören kann.

Wir werden also gleich mit „Jung-Amerika“ von Sara Hutzler (Nr. 1) in eine für uns neue und besondere Welt versetzt, das jugendliche Leben und die Erziehung auf dem Boden Amerikas, und damit ist auch eine durchaus eigene Tonweise angestimmt. Das ist ein Vortheil für die Verfasserin, deren Talent im Zeichnen kleiner Skizzen entschieden alle Achtung verdient. Ihr Ton ist ebenso frisch und natürlich, da und dort fast keck, wie zu Herzen gehend. Sie kennt die junge Welt, das junge Leben, seine Neigungen und Bedürfnisse; es ist zu allererst Wahrheit in diesen Bildchen, ins Gemüth greifende Wahrheit, die richtige Psychologie.

Eine eigene Sache ist es übrigens um diese kleinen Porträts; man muß sie still für sich in ruhiger Stunde beschauen, um das Würzige und Duftige, das in ihnen liegt, zu genießen, die Feinheit der Zeichnung zu prüfen und dem innern Gehalt, der sich mit gar keiner äußern Ziererei behängt, so recht nachzuspüren. Durchgehends sind es ganz kurze Erzählungen, einzelne Scenen aus dem Leben des Kindes und der Jungfrau, die sehr wenig erzählen und doch so viel sagen; ja es gibt welche darunter, in denen im Grunde fast gar nichts erzählt ist, bloße Genrebildchen, Radierungen. Und indem sie so wenig Aeußerliches sagt, hat sich die Verfasserin von vornherein die Pflicht auferlegt, desto mehr von der Kinderseele zu sprechen und desto tiefer zu gehen, sonst würde ihr der Gehalt mangeln; doch gerade die psychische Bedeutung ist ihre Stärke. Uebrigens sind die Vorkommnisse, die sie gewählt, bald ernster und bald humoristischer Natur, und mehr noch finden sich beide Tonarten gemischt; mitten im ethisch abgewogenen Ernst blitzt ein lustiges Stück Humor auf wie ein munteres Leuchtfeuer.

Wie sollen uns im Grunde solche Kleinigkeiten interessiren: wie ein sonst gut geartetes Kind nach einem begangenen Fehltritt die Mutter zum ersten mal belügt und durch fein pädagogisch berechnetes schonendes Verfahren curirt wird; wie muthwillige Schülerinnen ihre ehrenhafte Gefährtin, die befragt die Wahrheit spricht, quälen und verfolgen, dann aber, als sie im schwersten Falle selbst auf eigene Gefahr hin den Namen der Tollsten verschweigt, diese dadurch in großmüthige Aufwallung bringt und gründlich bessert, und wie sie aller Liebling wird, und alle Verzeihung erlangen; wie die zwei Kleinen zum Circus geschickt, da im Gedränge um ihr Geld betrogen werden, halb weinend und ermüdet in der offenen Straße draußen einschlafen, die erwarteten Herrlichkeiten im Traum genießen und von den besorgten Aeltern heimgeholt werden; wie die aufblühende Jungfrau auf dem ersten Ball ihren Geliebten

findet u. s. w. Dergleichen Geschichtchen aus dem Klein- und Alltagsleben und weiter nichts: das ist häufig der ganze Inhalt, und alles muß aus den Sächelchen gemacht werden durch die Auffassung, die Sprache und das Gefühl, durch Ton und Stimmung, Farbe und Haltung; und das ist eben die von innen heraus wirkende Kunst des Autors. Nebenbei bemerkt, in dem Buch steckt feine Erziehungslehre.

Ein gewisses Etwas in der Kunst der Typenzeichnung hat mich an den großen Schilderer Bret Harte erinnert; ich spreche von der Kunst der Zeichnung und zumal der Art, wie die allerersten Striche hingeworfen sind; denn im übrigen ist alles verschieden: die Weltauffassung, die Geistesart, die zum Grunde gelegten Objecte. Man betrachte jene eigenthümliche und eindringlich sprechende Art der Introduction, kurz und fest, sofort markirend und im Gedächtniß haftend. Da ist z. B. in dem etwas ausgeführtern Lebensbild, welches den speciellen Untertitel „Jung-Amerika" trägt und sich in vier dramatisch bewegte Acte gliedert, unter dem das einleitende Kapitel eröffnenden Namen Peddler ein junger Yankee von echter Sorte vorgeführt, ein emancipirtes Jüngelchen von vierzehn Jahren, das eines schönen Morgens dem verwunderten Vater mit der Erklärung entgegentritt: Ich will mich etabliren; von jetzt an bin ich selbständig und will mein Brot selber verdienen, adieu! Und richtig, der Teufelskerl bringt es dazu, denn es ist Rasse in ihm und Kraft. Nachdem er alles Mögliche durchgemacht, den Hausirer, Cigarrenhändler, Büchercolporteur und anderes noch gespielt und die ganze Union von West nach Ost und Nord nach Süden durchstreift hat, finden wir ihn nach Jahren als gemachten und mit seiner Situation zufriedenen Mann. Diesen charakteristischen Jungen führt unsere Verfasserin in folgender kurz angebundenen, aber um so bezeichnendern Art ein:

> Er war der Jüngste. Man hatte ihn etwas verwöhnt. Unter den vielen Vorrechten, die er für sich in Anspruch nahm, war das bedeutungsvollste sein Knurren. Er knurrte mit Geschick und mit Erfolg, wie sich daraus ergibt, daß die ältern Geschwister von ihm ganz wundervoll gezogen waren und niemals wagten, ihn zu necken oder mit ihm zu scherzen, wie das wol mit des Hauses Nestküken zu geschehen pflegt. Er hatte sein vierzehntes Jahr erreicht, als er in seiner kurzen Art beim Frühstücksmahl verkündete, daß er nunmehr entschlossen sei, die Schule zu verlassen und seinen Lebensunterhalt fortan allein zu suchen.

Das hat Stil; da liegt auch Rasse drin. Es braucht eine gewisse Innigkeit, eine ganz eingeborene Feinfühligkeit, um à fond das Kindesherz zu verstehen; es muß ein besonderes warmes Interesse im Gemüth liegen, um alle die kleinen Bedürfnisse, Leiden und Freuden zu begreifen und zu schätzen; das kann so recht intensiv wol nur das Frauenherz. Sara Hutzler hat diese Grundzüge an und in sich, davon zeugt schon die herzenswarme Widmung, die lautet: „Meinem kleinen Sohne, dessen Wort und Blick mir unbewußt Anleitung gab zur Gestaltung meiner ersten Skizzen, dessen kleine unruhige Hände verstohlen in den Manuscripten gewühlt und dessen ernste Augen einem jeden Federstrich mit dem ganzen Kindesinteresse gefolgt, sei dieses — mein erstes Buch gewidmet."

Zu den feinsten Compositionen zählen: „Dora"; die ungemein rührenden „Newsboy" und „Mintie", „Schuldig" und „Mad Sal". Erschütternd wirkt „Aus einem Frauenleben". Der specifisch amerikanische Geist und Ton bricht am kräftigsten durch in jener vielgliederigen Zwischennummer „Jung-Amerika", stilvoll gehalten und doch halb drollig. Aehnlich in dem ganz kleinen Bildchen „Zeit ist Geld".

„Neujahrstag" ist ein fast übermüthig launiges Genrebild aus der amerikanischen Gesellschaft, in folgendem Ton (aus einem Gespräch zwischen Bruder und Schwester):

> „Mr. Jim Wilkins mag sich mit meinen besten Wünschen aufhängen lassen, wenn er sonst Lust dazu verspürt." — „Du erlaubst wol, daß ich dir erkläre, daß ich mich heute mit Mr. Jim Wilkins versprochen habe", unterbrach ihn die Schwester frostig. „Versprochen? Du? Na, er hat mein aufrichtiges Beileid, ich werd's ihm sagen — hängen war dagegen ein ganz guter Wunsch für den edeln Jim. Du gehst, soviel ich weiß, in jedem Jahre verlobt aus dem Empfangssaal, doch dauert es leider niemals sehr lange."

Und das Ende vom Liede, die hübsche Schlußscene, wie der tolle Will der schwarzen Dienerin Melinde, die aufrecht auf der Treppe sitzt und mit offenem Munde laut schnarcht, nachts die ausgegangene Cigarre zwischen die Zähne steckt:

> Der nächste Morgen fand sie noch immer aufrecht auf der Treppe sitzend, die Cigarre fest zwischen die Zähne gepreßt. Das Klingeln, welches zum Erwecken der Dienerschaft durch das Haus schallte, erweckte auch Melinde. Sie reckte sich, öffnete die Augen und schloß sie wieder; dann fuhr sie sich mit der Hand über das Gesicht. Die Cigarre fühlend, fuhr sie mit lautem Schrei empor. Endlich hörte man ihr gellendes Staccato-Lachen durch den Corridor, während sie, am ganzen Leibe sich schüttelnd, rief: „Law. Master Will. Gott segne den Taugenichts. Ich lache mich todt; die ganze Nacht geraucht und nichts davon gewußt!"

So finden wir alle Tonarten angeschlagen, von der übermüthig lachenden bis zur finster tragischen, und alle sind getroffen.

„Die Nadel der Benten" von C. W. E. Brauns (Nr. 2) führt uns vom fernen Westen in den äußersten Osten. Ein japanischer Roman — da merken wir doch, daß wir im Zeitalter der Dampfschiffe und Eisenbahnen leben.

Die erste Frage ist: was heißt Benten? und was ist es um ihre Nadel? Benten ist die japanische Göttin der Schönheit; die Nadel ist eine kostbare goldene Haarnadel, im Tempel der Göttin niedergelegt; um theueres Geld von dem Oberpriester zurückgekauft, soll sie die Eigenschaft besitzen, der Inhaberin, die sie im Haar trägt, unvergänglich jugendliche Schönheit zu bewahren. Inhaberin aber ist diesmal die Heldin des Romans, Uta, die Tochter des Premierministers Imari.

Sehr deutlich und scharf scheiden sich zwei Partien des Buchs aus, die ethnographische oder culturgeschichtliche und der eigentliche Roman; dieser ist in Wahrheit nur der

dienstbare Theil, der Faden, an dem sich die folgenden Auseinandersetzungen über japanisches Volksthum anreihen: das sagt schon das vorausgesandte kurze Vorwort. Der Verfasser war also im Lande bemüht, die merkwürdigen Japanesen und ihr eigenthümliches Familienleben kennen zu lernen, und sein specieller Zweck geht dahin, ein klares und wahrheitsgetreues Bild der socialen Verhältnisse des eigenartigen Landes und Volks, das so fremd anmuthet, zu entwerfen. Er greift zu den Typen aus den höhern und niedern Ständen: der Kuli mit seinem zweiräderigen Personenwägelchen, der Säckeverkäufer, der Bediente, der Coiffeur, dann Priester, Gouverneur und Minister bis hinauf zum Mikado; in allen diesen Ständen die Frauen in einer nach unsern Begriffen elend niedrigen Stellung — da haben wir die ganze leichtlebige und intriguirende, die Thee trinkende, rauchende und schläfrig träumende Gesellschaft, durch die ein großer Riß geht. Scharf ist sie in zwei absolut feindliche Parteien geschieden: das sind die Neuerer, die Freunde der Fremden, ihrer Sitten und ihrer Cultur, und die erbitterten Alten, die alles Fremde mit den Fremden, den verhaßten Europäern, zum Lande hinauswerfen möchten.

Der Verlauf des Romans ist dieser: Imari ist wüthender Fremdenhasser, sein europäisch gebildeter und gesinnter junger Nebenminister Magutschi leidenschaftlicher Verfechter der von da kommenden Cultur. Magutschi, mit der schönen und heißgeliebten Riyu vermählt, möchte diese durchaus nach den von ihm gelernten Sitten ziehen, auch in der Familie europäisch leben; aber dafür ist sie zu bornirt und einseitig; unter seines Feindes Imari Einfluß entweicht sie heimlich aus dem Hause; die Ehe ist getrennt. Beklagt sich doch das verzogene Persönchen darüber, daß ihr Herr Gemahl keine Nebenfrauen hält, wie das die gute alte Sitte des Landes von den Vornehmen fordert; daß er es nicht gern sieht, wenn sie ihr anmuthiges Gesichtchen durch Schminke und Farbe unnatürlich entstellt u. dgl. m. Indeß hat schon bei der ersten Begegnung Imari's ganz anders gesinnte und ernst reflectirende Tochter den männlich schönen Magutschi lieb gewonnen und ist gar darob krank geworden, dann total ihrem steifen und herzlosen Vater entfremdet und weilt lange bei ihrem alten Lehrer, einem chinesischen Philosophen in der Nähe Hongkongs; da erst wird sie gut und fein, gleichsam als dessen eigene Tochter erzogen und ganz mit der modernen Cultur befreundet. Als dann Magutschi als Gesandter nach Europa geschickt wird und Winke bekommen hat von Uta's Neigung, nimmt er sie zur Gemahlin, und alles endet in Glück und Frieden.

Natürlich vermischen sich mit dieser Haupthandlung eine ganze Reihe von episodischen Nebengeschichten, die Familienbegebnisse der mitspielenden untergeordneten Personen; insbesondere interessirt die hochromantische Partie der Flucht der ungetreuen Riyu sowie die Entdeckung und die Ermordung des dabei thätigen Imari'schen Dieners, eines abgefeimten Schurken. Man muß gestehen, daß die Geschichte in richtiger Motivirung verläuft und befriedigend ausgeht; doch ist das nicht die Hauptsache.

Wir lernen alle die wunderlichen Bräuche und Lebensanschauungen kennen, die uns mit einer total fremden, bizarr dreinschauenden Welt in Berührung bringen. Wir vernehmen, wie der Japanese wohnt, der arme Mann und der vornehme Herr; wie er sich nährt und wie er arbeitet, wenn er nicht vorzieht zu faulenzen. Wir sehen, wie die Bevölkerung sich in der Hauptstadt Tokio herumtreibt, wie sie feilscht, betrügt und stiehlt und das Leben leicht nimmt. Wir werden ganz besonders in das Eheleben und das Verhältniß der beiden Geschlechter zueinander eingeführt und lernen daraus vor allem, wie leicht in dem sonnigen Insellande die Heirath sich schließt und auch wieder auflöst, und wie die Frau eine armselige Stellung in der Gesellschaft einnimmt, bei den untern Ständen als Lastthier, in den höhern Regionen als nutzlos müßige Figurantin, die übrigens jeden Augenblick durch eine jüngere, gewandtere oder schönere Nebenfrau ersetzt werden kann. Wir lernen schlau berechneten Priestereigennutz kennen, die gleiche Sorte, wie sie in andern Ländern sich geltend macht. Wir werden ganz besonders in die politischen Parteimanöver und Machtstellungen eingeführt und in den jüngsten Kampf einer alten gegen eine neue Zeit und Cultur. Wir lernen nebenbei auch Städte und Landschaften von ganz specifisch japanischer Physiognomie kennen.

Ich möchte die schriftstellerische Kunst des Autors nicht eben hoch stellen; das Buch bringt aber so viel Neues und Eigenartiges, führt in eine so befremdende Welt ein, daß man nicht bereuen wird, es gelesen zu haben; es hat sich dem Verfasser unter der Hand in ein kleines ethnographisches Lehrbuch umgesetzt.

Handelte es sich hier um Dramen, wir würden Alexander Rizo Rangabé's „Der Fürst von Morea" (Nr. 3) unbedingt unter die Intriguenstücke einreihen. Halb historischen Charakters entwickelt der Roman so viel von diplomatischen Schachzügen, führt eine solche Reihe von politischen Auftritten vor, daß er kurzweg eine Staatsaction in streng modern staatsrechtlichem Sinne genannt werden kann. Er spielt zur Zeit der Kreuzzüge und führt in jene ausnehmend getheilte und verworrene Kleinstaaterei ein, die das Product einer vorübergehend herrschenden Einmischung abendländischer Fürsten und Edeln in die griechisch-vorderasiatischen Verhältnisse war. Es ist die Periode des lateinischen Kaiserthums in Byzanz und der Reihe von Kleinstaaten, die sich um dasselbe her gruppiren, um sammt und sonders nach einer nicht gar lang andauernden Lebensphase wieder zu verschwinden, ganz andern Völkermischungen und Lebensphasen Platz zu machen.

Unsere Geschichte spielt in Morea und dreht sich um die Grundfrage: wer ist eigentlich Herr dieses Fürstenthums? Stellvertretender Fürst ist zur Zeit der ebenso tapfere wie staatskluge und beliebte Herr von Villehardouin, während die Krone einem nach Frankreich zurückgekehrten Grafen von Champagne gehört, der sie seinem Neffen über-

tragen will. Nun drängt sich die recht fein eingefädelte und meisterhaft durchgeführte Intrigue dahin zusammen, den ungeübten eiteln Champagnesen an der Geltendmachung seines leicht wiegenden Rechtstitels so lange zu hindern, seine Reise so lange aufzuhalten und zwecklos zu machen, bis ein Jahr verstrichen ist, wonach dann laut Vertrag und der sehr deutlichen Willensmeinung der zur Berathung zusammengerufenen weltlichen und geistlichen Reichswürdenträger die Krone dem verbleibt, dem sie wirklich von Rechts wegen gehört, da er das Meiste gethan in den Kämpfen um das Land und seither in seiner weisen Verwaltung. Das mit der sprichwörtlichen byzantinischen Schlauheit durchgeführte Manöver gelingt vorzüglich, und der unerfahrene, der Situation nicht gewachsene junge Kronprätendent, der da ein Stück Weltklugheit und Menschenkenntniß lernen konnte, kehrt verdutzt und beschämt heim, nachdem man ihm seine Niederlage durch vielerlei Pomp und Festlichkeiten versüßt hat. Mächtigstes Haupttriebrad neben Villehardouin ist der alte Petraliphas, Schwiegervater des Despoten Theodoros von Hellas, dem dessen schöne Tochter Anna als ein Haupthülfsmittel der verschmitztesten Politik dienen soll; es ist aber recht komisch, daß Villehardouin den allerschlauesten, verlogenen und verrätherischen Alten doch auch noch überlistet. Hinein spielt eine geheime Verschwörung der echten Patrioten des Landes, die den altgeweihten Boden überhaupt von allen fremden Heeren und Kriegsknechten säubern möchten; der infame Alte, der die Hand auch darin hat, verräth selber die vaterländische Sache an Villehardouin, der sich dazu ebenso fein wie nobel verzeihend stellt; blutig fällt da durch eigene Hand einzig der feurige Chamaretos, „der letzte Lacedämonier"; alle andern beugen sich, und zwei glückliche Heirathen erhöhen den Glanz der neubegründeten Herrschaftsperiode.

Der Roman fängt unglücklich an: er führt uns eine solche Masse von Fürsten- und Herrennamen, von diplomatisch kleinstaatlichen Verwickelungen vor, daß wir eine ganz besondere Specialstudie dieser Partie mittelalterlich-griechischer Landesgeschichte brauchen würden, um uns zurechtzufinden; es bleibt eine Unklarheit im Kopf zurück, die wesentlich das Interesse schwächt. Das ganze Mittelstück wird durch die Hauptintrigue ausgefüllt, an der wir uns amusiren; doch ist sie etwas lang gesponnen und wiederholt sich in ihren Motiven. Das Beste am Buch ist zweifellos das Ende. Die Charaktere sind gut gezeichnet. Im ganzen ist es keine hervorragende Arbeit, und der Schaden wäre nicht groß, wenn der Roman nicht aus dem Neugriechischen übertragen worden wäre.

In die große Begeisterung, mit welcher Georg Ebers im Vorwort zur deutschen Uebersetzung des niederländischen Autors Karl Vosmaer dessen Roman „Amazone" (Nr. 4) beurtheilt, könnte ich nicht einstimmen. Es ist feine Arbeit, ja wohl, so fein, daß wir sie nach gewissen Partien ganz einfach als Ciselirarbeit bezeichnen müßten; es ist auch ein fein denkender Kopf, der sie geschrieben; aber zum bedeutenden Roman fehlt vieles. „Amazone" ist ein ganz specieller Künstlerroman und scheint in Wahrheit nur dazu da, die sehr wohldurchdachten Beobachtungen des kenntnißreichen Autors über die classische bildende Kunst — wir leben in Rom — an einem schwach sich hindurchziehenden Faden sich abrollen zu lassen. Handlung ist gar nicht da, und das ist der unersetzliche Hauptmangel; denn das werden wir doch in Wahrheit nicht Handlung nennen, daß nach langem gegenseitigen Sträuben die vornehme Holländerin Marciana und der Maler Aisma schließlich ein glückliches Ehepaar werden, und etwas anderes geschieht in dem Roman nicht. Darum ist auch keine rechte Bewegung darin. Er bringt in zutreffenden Strichen viel und Schönes aus dem antiken Leben, aber dafür viel zu wenig vom modernen. Ich würde diese Arbeit als eine Art von Kunsthandbuch demjenigen in die Tasche stecken, der an Ort und Stelle alle die Prachtwerke alter Kunst beschauen und studiren will; aber ich würde ihm nicht rathen, sie in Einem Zuge zu lesen. In zwei Punkten liegen die gar nicht anzuzweifelnden Vorzüge: der eine ist schon genannt, er trifft die gesammte Kunstanschauung; der andere, nicht weniger fein und motivirt durchgeführt, ist die durch schwere innere Kämpfe und Stürme hindurchgehende psychische Entwickelung der zwei Hauptgestalten, bis sie zur Ruhe und Klarheit in sich, damit auch zur vollen innern Läuterung und damit wieder auch äußerlich zum unverhofften vollen Lebensglück kommen, ihre Naturbestimmung zur gegenseitigen Klärung, Hebung und Vervollkommnung erreichen. Der Proceß ist gut durchgeführt; er macht aber auch das einzige zusammenhaltende Band aus, sonst würde alles zerbröckeln. Die vier handelnden Hauptpersonen, soweit sie überhaupt handeln und nicht blos debattiren: der alte Edelmann mit Marciana, der Maler und der amerikanische Bildhauer, sind fesselnde Gestalten, entschieden idealisirt. Anders steht es mit der deutschen Freundin Ada, die ich durchaus nicht als eine glückliche Zeichnung anerkennen kann. Wir begreifen die zwei Hauptgestalten, die sich lange und hartnäckig gegen die Liebe wehren und sträuben, welche frisch in ihrem Herzen aufblühen möchte; wir begreifen sie, denn beide sind im Leben schon einmal von der Liebe schwer getäuscht oder geradezu verrathen worden; darum wollen sie sich panzern, in sich verschließen; sie trauen sich selber nicht und noch weniger der argen Welt, die ihnen tiefe Wunden schlug; daher der harte Herzenskampf, bis die allmächtige Göttin doch triumphirt. Auch der muntere Krüppel Salviati, dem übrigens die Göttin Musik und daneben die ganze liebend ihn hegende und pflegende Gesellschaft das Leben leicht machen, ist glücklich gezeichnet, ein guter und schöner Mensch. Aber ich begreife eine Ada nicht, oder vielmehr, ich kann die Gestalt nicht als berechtigt anerkennen. Was ist eigentlich dem jungen Mädchen widerfahren? Allerdings das Schwere, daß sie weder Vater noch Mutter kannte und von frömmelnd verdrehten, herrschsüchtig egoistischen Tanten falsch erzogen und gequält worden ist. Aber genügt das, um aus ihr, die keine äußere Lebenssorge kennt, die im Kreise herrlicher wohl-

meinender Freunde und in der schönsten Natur der Welt lebt, jenes absolut verkümmerte und geknickte, lebensüberdrüßige und durchaus unthätige, kurz jenes durch und durch zwecklose Geschöpf zu machen, als welches sie sich uns darstellt? Ich bestreite das psychische Recht einer solchen Figur, und selbst wenn ich es zugeben müßte, so sage ich: eine Person von so wenig Willenskraft und Selbsterhaltungstrieb, ein im Innersten durchaus gelähmtes Wesen ist jedenfalls nicht poetisch, sie hat in der Poesie keinen Platz.

Nebenbei reizt die laut sich vordrängende Vergötterung des Horaz lebhaft meinen Widerspruch.

J. J. Honegger.

Zur Volksliederkunde.

Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Tobler. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, herausgegeben von J. Baechtold u. F. Vetter. Vierter Band.) Frauenfeld, Huber. 1882. 8. 5 M.

Für die erfreuliche Thatsache, daß sich in der neuern Zeit die Forschung wieder der Untersuchung des Volksthums zuwendet, bietet die vorliegende Sammlung von echten schweizer Volksliedern einen neuen Beleg. Die Kunde des deutschen Volksliedes wird erst seit kaum hundert Jahren eifriger gepflegt, und gerade auf dem Gebiete der Schweiz war sie bisher wenig gefördert worden. Allerdings haben einzelne insbesondere in den jüngsten Decennien Bedeutendes zu Tage gefördert, so Rochholz durch seine mustergültigen Arbeiten, Birlinger, der zugleich in seiner Zeitschrift „Alemannia" den einschlägigen Untersuchungen einen Sammelplatz anwies, und mehrere andere; gewöhnlich waren es aber nur kleinere Theile des großen Gebiets, welche ins Auge gefaßt wurden. Während die übrigen deutschen Territorien, das fränkische von Ditfurth, das schlesische von Hoffmann von Fallersleben und A. Peter, das niederdeutsche in der rühmlichst bekannten Sammlung von Uhland, das schwäbische von E. Meier, das bairische von Kobell und, soweit es sich um bairisch-österreichisches Dialektgebiet handelt, von Tschischka und Schottky, Süß, Hermann und Pogatschnigg untersucht und behandelt wurden, welchen Arbeiten der Unterzeichnete wol auch seine eigene umfassende Sammlung der deutschen Volkslieder aus Steiermark zur Seite stellen darf, blieb das schweizerisch-alemannische Volkslied ziemlich unbeachtet, denn das schon zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienene „Allgemeine Schweizerliederbuch" enthält vielfach Producte der Kunstlyrik und ist daher nur mit Vorsicht zu benutzen. Eine Sammlung von schweizer Kuhreihen und Volksliedern hat allerdings Wyß veranstaltet und Häßlinger die Volkslieder in luzerner Mundart herausgegeben, doch hat die erste Sammlung den Fehler, das Gebotene ziemlich kritiklos zu bieten, während die Arbeit Häßlinger's nur ein beschränktes Gebiet ins Auge faßt. Am besten ist wol die Ausgabe von H. Kurz, und ihr steht die freilich nur historische Lieder enthaltende „Eidgenössische Lieder-Chronik" von Rochholz (Bern 1835) zur Seite.

Man ersieht daraus, wie dankenswerth das Unternehmen Ludwig Tobler's war, die Volkslieder der Schweiz in einer gereinigten und commentirten Ausgabe zu ediren und den besten Quellen nachzugehen, was den Wiederabdruck der Texte betrifft. Tobler ist ein tüchtiger, vielleicht der beste Kenner der schweizer Dialekte, wie ja sein im Verein mit Friedrich Staub herausgegebenes und im Erscheinen begriffenes treffliches „Wörterbuch der schweizer deutschen Sprache" nachweist. Er hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, jedes einzelne Lied kritisch genau zu untersuchen, und in dem vorliegenden Buch eine Arbeit geliefert, welche wol hätte noch umfassender sein können, aber in dem Gebotenen eine Sorgfalt zeigt, wie sie bis nun dem Volksgesang der deutschen Schweiz im allgemeinen nicht zutheil wurde.

Die Einleitung, welche Tobler's Buch eröffnet, macht genau mit den Grundsätzen des Forschers bekannt und mit den Principien, die er bei der Wiedergabe der Texte befolgte. Vor allem sind nicht blos die ältern Sammlungen und Publicationen, sondern die vorhandenen Handschriften und, soweit es sich um historische Lieder handelt, insbesondere die alten Originaldrucke von ihm untersucht und zur Feststellung des correcten Textes benutzt worden. Betreffs der historischen Lieder bot sich eine ausgezeichnete Vorarbeit in Liliencron's großartigem Werk „Die historischen Volkslieder der Deutschen", welche als eine That deutschen Fleißes dasteht und selbstverständlich auch den Liedern der deutschen Schweiz gerecht wird. Natürlich bot auch die „Liederchronik" von Rochholz treffliches Material, insbesondere zur Vergleichung, obgleich ein Theil dieser Sammlung sprachlich, ja sogar sachlich überarbeitet zu sein scheint. Da es dem Sammler nicht darauf ankam, die historischen schon correct gedruckten Volkslieder von neuem abzudrucken, so bietet er in der erwähnten Einleitung ein chronologisches Verzeichniß dieser historischen Lieder nebst kritischer Angabe über deren Abdruck, und im Text selbst auf 72 Seiten eine Auswahl der wichtigsten Lieder mit genauer Textrevision. Wir sehen in diesen Liedern die ganze reiche Geschichte der Eidgenossenschaft an uns vorüberziehen, und in markanter Weise sind einzelne Gestalten und Begebenheiten aus dieser Geschichte hier bewahrt.

Die allgemeinen Volkslieder bilden die zweite der Hauptgruppen, in welche Tobler seine Sammlung getheilt hat. Auch hier ist der Herausgeber streng verfahren und bietet nur eine gesichtete Auswahl. Sind schon die historischen Lieder zum Theil im Dialekt abgefaßt, welche That-

sache am besten für ihre Volksthümlichkeit spricht, so macht sich bei den allgemeinern Liedern die dialektische alemannische Ausdrucksweise noch mehr geltend. Der Herausgeber hat es nicht unterlassen, für das Verständniß in weitern Kreisen auch in dieser Abtheilung den besonders eigenthümlichen dialektischen Wendungen und Ausdrucksformen die Erklärung beizufügen, wie er es bei der historischen Abtheilung gethan. Unter dem Ausdruck allgemeine Volkslieder faßt Tobler die geistlichen Lieder, die balladenartigen Gesänge, die Lieder des häuslichen Lebens, der Liebe, der verschiedenen Stände und Berufsklassen (insbesondere der Hirten), der Sitte und Geselligkeit zusammen. Es ist bekannt, daß unter den sogenannten Weihnachtsliedern bei den meisten deutschen Völkerschaften höchst originelle Producte echt naiver Volkspoesie vorkommen, deren auch hier eine Zahl im vollständigen Text geboten wird. Auch in dieser Gruppe werden viele nur aufgezählt, da sie andernorts bereits correct mitgetheilt wurden. Specifisch katholische Kirchenfeste sind grundsätzlich bei der Wahl des Mitgetheilten ausgeschlossen, Lieder, welche den Märtyrern protestantischen Glaubens gelten, in die historische Abtheilung eingereiht worden. Unter den balladenartigen Gesängen begegnen wir manchem Bekannten, das auf schweizerischem Boden in eigenthümlicher Weise umgeformt worden ist. Originelle Producte dieser Art sind: „Das Tannhäuserlied", „Es ritt ein Reuter den Berg hinauf"; unter denen, welche mehr lyrischen Charakter tragen: „Straßburg, Straßburg muß ich lassen", „Schönster Obedstern", „Und daß der Wald so finster ist", sowie das in allen deutschen Gebieten vorkommende Lied vom Wettstreit zwischen Wasser und Wein.

Besonders werthvoll sind noch im Anhang zu den „Allgemeinen Liedern" die alten Gebete, welche an die uralten Segen erinnern und wol auch in solchen ihre Begründung haben. Es zeigt sich dies deutlich in den Alpsegen, deren zwei mitgetheilt werden. Auch die „Nachtwächterrufe" sind eine charakteristische Beigabe; ihnen schließen sich an die für die Volkskunde der Schweiz so bezeichnenden „Rufe beim Scheibenwerfen am Fasnachtfeuer" (deren Rochholz gedenkt), endlich die „Reimsprüche", deren scherzhaft neckischer Inhalt an die Vierzeiligen und Schnaderhüpfeln des bairisch-österreichischen Gebiets vielfach erinnert, wie z. B.:

Mi Herzli ist zue,
Es cha's niemert uftne;
En einzige Bueb
Hat de Schlössel dezue.

Oder:

Mi Mueter hed gseid,
I soll's Chindli wiege;
Do han i verstande,
I soll d' Buebe liebe.

Oder:

War i nit a schöns Maitli,
Wenn's Gsichtli nit wär?
Hätt i nit e schöns Hälsli,
Wenn's Chröpfli nit wär?

Mit diesen kleinen Pröbchen sei die hübsche Sammlung der „Schweizerischen Volkslieder" allen denjenigen, welche der Volks- und Dialektkunde unserer deutschen Lande Aufmerksamkeit zuwenden, ganz besonders empfohlen.

Anton Schlossar.

Ueber Handelsverträge.

System der Handelsverträge und der Meistbegünstigung. Von M. Schraut. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Man könnte das vorliegende Büchlein wol einen Katechismus der auswärtigen Handelspolitik nennen, sofern die bei ihr in Betracht kommenden Verhaltungsmaßregeln hier kurz und klar entwickelt werden; nur setzt man bei Katechismen, sowol religiösen als volkswirthschaftlichen, voraus, daß sie vom Standpunkte einer bestimmten Glaubenslehre geschrieben seien, während diese Voraussetzung hier nicht zutrifft, sondern bei Fragen, wo verschiedene handelspolitische Standpunkte in Betracht kommen, die Argumente beider vorgeführt werden, z. B. in folgender Weise. Es ist von der Rückvergütung von Zöllen (Ausfuhrvergütungen bei Artikeln, die mit einer inländischen Steuer belegt oder zollpflichtig eingeführt sind) die Rede und dazu wird bemerkt:

Die principiellen Gegner der Eingangszölle erblicken in diesen Zollrückvergütungen ein indirectes Zugeständniß, daß der heimische Fabrikant für die aus dem Auslande bezogenen zollpflichtigen Materialien den Zoll selbst trage; nach ihrer Ansicht hat das System den nicht zu billigenden Zweck, die Industrie in den Stand zu setzen, für das Ausland zu geringern Preisen liefern zu können als für das Inland, wodurch letzteres zu Gunsten des erstern benachtheiligt werde. Von der andern Seite wird die Richtigkeit dieser Argumentation namentlich unter dem Hinweise darauf bestritten, daß bei der außerordentlichen Vielgestaltigkeit der die Preisverhältnisse beeinflussenden Factoren den Zöllen eine entscheidende Wirkung auf die Preise der auf dem heimischen Markt zum Absatz kommenden Fabrikate überhaupt nicht zuzuschreiben sei.

Eine mehr objective Behandlungsweise ist nicht denkbar; der Verfasser konnte aber als Beamter, der diese Sachen im Reichsschatzamt zu bearbeiten hat, nicht anders vorgehen. Seine gründliche Kenntniß der bestehenden handelspolitischen Zustände, der Handelsverträge u. s. w. hat er nur durch Anführung von Beispielen zur Beleuchtung der allgemeinen Sätze durchschimmern lassen und verhältnißmäßig wenig Material gegeben. Mancher Leser wird wol

mehr Material wünschen; indessen hat sich der Verfasser, da die Praxis ja im beständigen Fluß ist, durch sein Verfahren davor gesichert, ein Buch zu liefern, das zu einem großen Theil schnell veralten würde. Dasselbe wird daher für weite Kreise dauernd nützlich sein.

Daß der Verfasser bezüglich der Abwägung der Bedeutung der inländischen Erwerbsthätigkeit einerseits, des auswärtigen Handels andererseits auf durchaus richtigem Standpunkt steht, wird man aus der folgenden Stelle des Vorworts ersehen:

Handelsverträge und Meistbegünstigung sind ein Theil der Handelspolitik, welche einen Bestandtheil der allgemeinen Wirthschaftspolitik eines Landes bildet. Bei den Grundlagen und Zielen der letztern, welche auch bestimmend für die Handelspolitik sind, ist das Augenmerk hauptsächlich auf zwei Punkte zu richten, nämlich auf die Stärkung der heimischen Production, als der dauerhaftesten Quelle des nationalen Wohlstandes, und auf die Ausdehnung des Absatzgebiets auch nach außen, soweit hierdurch die Sicherstellung des innern Marktes, als des zuverlässigsten Rückhalts für die Verwerthung der heimischen Erzeugnisse, nicht beeinträchtigt wird.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus Rio de Janeiro ging uns zu: „Club Beethoven. Relatorio do anno social de 1883—1884 apresentado à assembléa geral &c.“ Sowol der diesem Berichte beigegebene Bilanzbogen wie auch das Mitgliederverzeichniß, unter denen wir auch den Namen unsers Mitbürgers Kapellmeister Karl Reinecke als Ehrenmitglied bemerken, sind Beweise für den Aufschwung, den dieser brasilianische Club zur Pflege namentlich Beethoven'scher Musik genommen hat. Auch ein neues Gebäude hat er im vorigen Jahre eingeweiht und bezogen. Bei den stattgehabten Aufführungen waren neben Beethoven vorzugsweise deutsche Componisten vertreten, außer ihnen von Nichtdeutschen nur Cherubini, Chopin, Berlioz und Saint-Saëns.

— Ein besonders für den Geschichtsforscher und Politiker wichtiges Werk ist: „Correspondance inédite de Mallet du Pan avec la Cour de Vienne (1794—1798)“ von A. Michel (Paris, Plon). Die jetzt vorliegenden zwei Bände, denen ein Vorwort von H. Taine vorangeschickt ist, enthalten Briefe des berühmten schweizer Publicisten über den Stand französischer Angelegenheiten, die er allwöchentlich von Bern an den Kaiser nach Wien sandte. Sie bekunden seinen außerordentlichen Scharfblick in politischen Dingen und die einschneidende Kraft seiner Schreibart. Auch versteht er sich sehr gut aufs Charakterisiren, wie z. B. in der Schilderung Barras' oder der Jakobiner. Von letzterer sagt Taine im Vorworte: „Niemand außer Burke verstand so vollkommen wie er, ihren Fanatismus, ihre sektirerischen Triebe und ihr daraus hervorgehendes Verfahren, die Verkettung ihrer Glaubenssätze, ihren Einfluß auf die ungebildeten oder verbildeten Geister, die Gewalt ihrer Propaganda, die Macht und Schädlichkeit ihrer Phantastereien, ihr Geschick zu zerstören, ihre Unfähigkeit aufzubauen, ihre Berufung an die auflösenden und mörderischen Leidenschaften, den innern Mechanismus, durch welchen ihre Lehre einen Halbgebildeten oder den nützlichen Handwerker in «einen bewaffneten Philosophen» verwandelt und ihn von der Unwissenheit zur Anmaßung, von der Begeisterung zum Verbrechen führt, indem sie ihn überredet, er rette das Vaterland und regenerire die Menschheit.“

— „La légende de l'Alsace“ von E. Schuré ist eine geschickte Nachahmung der V. Hugo'schen „Légende des Siècles“ und ergeht sich in Aufforderungen zur Rache.

— Aus der neuesten englischen Literatur sind zwei Werke hervorzuheben, die sich mit unsern Classikern beschäftigen. Das erstere ist: „A Sketch of Herder and his Times“ von Henry Newison, und das zweite: „The Poems of Goethe; consisting of his Ballads and Songs and Miscellaneous Selections. Done into English Verse“ von William Gibson. Newison war seinem Gegenstand nicht vollständig gewachsen; er hat zwar Herder's Biographie und die Zeit, in welcher dieser Schriftsteller gelebt, gründlich erforscht und geschickt, wenn auch freilich in manierirter Darstellung, behandelt, die sich einer Nachahmung oder richtiger gesagt Nachäffung des Carlyle'schen Stils befleißigt; auch hat er Herder's Charakter richtig gewürdigt, nicht aber seine eigenthümliche Stellung in der deutschen Literatur und seine Bedeutung für dieselbe in all ihrem Umfang zu erfassen verstanden, so viel Mühe er sich auch gegeben hat. So wenigstens lautet das Urtheil einiger englischer Kritiker.

Das zweite Werk ist ein Versuch, dem englischen Publikum eine größere Zahl der Goethe'schen Dichtungen zu vermitteln, der im ganzen als sehr gelungen bezeichnet werden darf, besonders was die Balladen betrifft. So meint z. B. die „Saturday Review“, man könne nicht hoffen, daß „Die Braut von Korinth“ oder „Der Gott und die Bajadere“ jemals in besserer Gestalt den englischen Lesern werde vorgelegt werden. Auch die reflectiven Gedichte sind rühmenswerth wiedergegeben.

— Die neueste Schöpfung der von uns schon früher unsern Lesern vorgeführten Emily Pfeiffer betitelt sich: „The Rhyme of the Lady of the Rock and how it grew“ (London, Kegan Paul, Trench u. Co.). Statt also die Ballade unvermittelt dem Leser zu bieten, hat es die Dichterin für besser befunden, sie vor ihm in einer in Schottland spielenden Erzählung entstehen zu lassen. Eine Gesellschaft, unter der sich auch ein Deutscher befindet, unterhält sich über das schottische Volkslied und sein Verhältniß zu dem keltischen, deutschen und englischen, und inmitten dieser Unterhaltung entsteht die Ballade vom Fräulein vom Felsen auf Duart Castle, die Helmuth, der Deutsche oder Deutsch-Schweizer, zum Vortrag bringt. Während die Erzählung schlicht und anmuthend dahinfließt und manche gelungene Charakterzeichnung enthält, erhebt sich die Ballade zu einer Höhe, die sie den besten dieser Dichtungsgattung anreiht und von mächtiger Wirkung ist. Walter Scott's Einfluß auf beide, die Erzählung und die Ballade, ist nicht zu verkennen, womit indessen nicht gesagt sein soll, daß wir es mit Nachahmung oder Reminiscenzen zu thun haben, denn Emily Pfeiffer bleibt dabei selbständige und originelle Schöpferin und dürfte vielleicht den echten Balladenton stellenweise noch besser getroffen haben als ihr Vorbild.

— Eine vortreffliche Schulausgabe von „The Merchant of Venice by William Shakspeare“, mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von Hermann Isaac (Berlin, Friedberg u. Mode) verdient eine kurze Erwähnung. Sie zeichnet sich vor andern Ausgaben besonders durch das beigegebene kleine „Wörterbuch nebst grammatischen und metrischen Bemerkungen“ aus, welches ebenso bequem für den Schüler zur Vorbereitung wie sorgfältig ausgearbeitet ist. Die metrischen Bemerkungen zumal werden um so nützlicher befunden werden, als dieser Punkt in der Regel bei Schulausgaben von Dichterwerken vernachlässigt ist.

Aus der Schriftstellerwelt.

In sehr hohem Alter starb in Königsberg am 20. August einer unserer fleißigsten Mitarbeiter, der Jahrzehnte hindurch unsern Bl. seine thätige Theilnahme zugewendet hat: **Alexander Jung**. In Rastenburg am 28. März 1799 geboren, ist er über 85 Jahre alt geworden. Seine Kritiken, die er uns noch in letzter Zeit zuschickte, hatten eine jugendliche Frische, ja bisweilen eine Ueberschwenglichkeit begeisterter Anerkennung, daß sie den Rothstift der Redaction zu unerläßlichen Strichen nöthigten. Welcher Gegensatz aber zu der nörgelnden Kritik vieler jüngern Kräfte, die sich im gallenbittern Ton gefallen! Durchweg eigenartig war seine Art zu kritisiren, immer vom Einzelnen ins Ganze und Tiefe gehend, niemals schablonen- und handwerksmäßig! In solchem Geiste waren auch alle seine Schriften gehalten: sie hatten einen apostolischen Zug und Ton, sie athmeten einen Idealismus, dem von Jahr zu Jahr die jüngere Generation mehr entfremdet wurde, sodaß seine Stimme oft wie die einsame Stimme des Predigers in der Wüste erklang:

> Doch hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Jung hatte in Berlin und Königsberg 1826—28 Theologie und Philosophie studirt; doch nachdem er einmal die Kanzel bestiegen, mußte er wegen Kränklichkeit die theologische Carrière aufgeben, während er im Schulfach noch längere Jahre hindurch an Privatanstalten und Töchterschulen thätig war. Die damals herrschende jungdeutsche Bewegung zog ihn in ihre Kreise: doch er ging nirgends im polemischen oder burschikosen Feuilleton auf; er verleugnete nie seine Herkunft aus der höhern Philosophie, aus Schelling's und Hegel's Schule; namentlich hatte ihm Schelling persönlich sehr imponirt, während er mit dem Hegelianer Rosenkranz, diesem überaus anregenden und vielseitig gebildeten Gelehrten, zeitlebens durch innige Freundschaft verbunden war. Am Anfang der vierziger Jahre, zur Zeit der politischen Bewegung in Königsberg, die er nachher sehr anschaulich und eingehend geschildert hat, gab er das „Königsberger Literaturblatt" heraus. Von seinen kritischen Schriften erwähnen wir: „Briefe über die neueste Literatur" (1839), „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen" (1842), welche bereits eine warme Anerkennung Karl Gutzkow's enthielten, dessen beiden größere Romane er später in selbständigen apologetischen Schriften beleuchtete; „Frauen und Männer" (1847); „Charaktere und Charakteristiken" (1848) waren im jungdeutschen Stil, aber mit stark philosophischer Färbung gehalten. Von Jung's mehr literarhistorischen Schriften erwähnen wir: „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des Jahrhunderts" (1854), „Friedrich Hölderlin und seine Werke" (1848), „Joseph von Schelling", ein Lebensbild (1864), „Ueber Franz von Baader's Dogmatik als Reform der Socialwissenschaft" (1868). Als eine Art von Socialreformer und Lehrer einer mit Feuchtersleben's Anschauungen concurrirenden Diätetik der Seele trat er auf in „Vorlesungen über das sociale Leben und die höhere Geselligkeit" (1844), „Das Geheimniß der Lebenskunst" (2 Bde., 1858), „Panacee und Theodicee" (1876). Als selbständiger Poet verfaßte er Novellen und Romane, die bei geistiger Vertiefung doch zu wenig individuelles Leben und spannende Handlung zeigten. Sein bestes Werk ist die Novelle „Der Bettler von James Park" (1850), sein schwächstes, ganz in Reflexionen auseinanderfallendes, der komisch-tragische Roman „Darwin" (2 Bde., 1873); sein umfassendster und geistvoller, vielfach jeanpaulisirender und hamannisirender Roman ist „Rosmarin oder die Schule des Lebens" (4 Bde., 1862). Jung hatte viel mit dem königsberger Magus des Nordens im vorigen Jahrhundert gemein: nur daß das neunzehnte Säculum für die Entwickelung und Anerkennung solcher tiefangelegten, mystisch angeflogenen Charaktere viel ungünstiger ist.

Bibliographie.

Bachem, J., Preußen und die katholische Kirche. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Becker, A., Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann. Leipzig, Liebeskind. 16. 3 M.

Brand, H., In Lehnspflicht. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. 2 Bde. Kassel, Wigand. 8. 5 M.

Bruns, H., König Enzio. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 2 M.

Cavour's, C., gedruckte und ungedruckte Briefe. Gesammelt, erläutert und mit einer Biographie versehen von L. Chiala. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. 2ter Bd. (1853—1858.) Auf dem Pariser Kongreß und in Plombières. Leipzig, Grunow. 8. 6 M.

Doehler, G., Vugtlaenner Liedle. Plauen, Neupert. 12. 75 Pf.

Franzius, A., Deutschlands Kolonien. Ein Beitrag zur Kolonisationsfrage. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 80 Pf.

Friedrich, F., Des Hauses Ehre. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Gnevkow, A., Die Meisterstochter. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Grabowsky, S. Graf v., Die Entführung. Kriminal-Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Hart, H., und J. Hart, Kritische Waffengänge. 6tes Hft.: Friedrich Spielhagen und der deutsche Roman der Gegenwart. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Halenbeck, L., Nach Norderney und Helgoland. Eine Unterweser-, Watt- und Nordseefahrt. Mit mehreren Abbildungen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1883. 8. 2 M.

Heine's, H., Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe, herausgegeben von H. Laube. 1ste Lfg. Wien, Bensinger. Lex.-8. 50 Pf.

Heinrich, E., Georg Friedrich Händel. Ein deutscher Tonmeister. Leipzig, Matthies. 8. 1 M. 80 Pf.

Horatius Flaccus, Qu., Lyrische Gedichte in neuer Weise übertragen und geordnet von R. Fritsch. Trier, Lintz. 8. 3 M. 60 Pf.

Januschke, H., Das Princip der Erhaltung der Energie als Grundlage der elementaren Dynamik. Troppau, Zenker. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Jaubert, C., Heinrich Heine. Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens (1835—1855). Autorisirte Uebersetzung von Luise Welter. Leipzig, Le Soudier. 8. 1 M. 80 Pf.

Jókai, M., Verkehrte Welt. Roman. Berlin, Janke. 8. 1 M. 50 Pf.

Kettl, K., Bosnien und seine Zukunft. Culturhistorischer Vortrag über Bosnien, seine reichen Naturschätze, Landeseigenthümlichkeiten und Kolonien. Würzburg, Bucher. 8. 20 Pf.

Krause, K. C. F., Vorlesungen über die Methode des akademischen Studium, nebst zu Grunde gelegten Dictaten. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegebeu von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kunkel, C., Sind Stoff uud Kraft Ursache und Wirkung? Erörtert. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 60 Pf.

Lindenberg, P., Schutzlos und schuldlos. Eine Novelle aus unseren Tagen. Berlin, Parrisius. 8. 1 M. 50 Pf.

Machatschek, E., Geschichte der Bischöfe des Hochstiftes Meissen in chrouologischer Reihenfolge. Zugleich ein Beitrag zur Culturgeschichte der Mark Meissen uud des Herzog- und Kurfürstenthums Sachsens. Nach dem „Codex diplomaticus Saxoniae regiae", anderen glaubwürdigen Quellen und bewährten Geschichtswerken. Dresden, Meiuhold u. Söhne. Gr. 8. 10 M.

Rail, E. (Dr. Ed. Maria Schranka), Gedichte. Spandau, Neugebauer. 12. 3 M.

Rieger, K., Zu Goethe's Gedichten. Wieu, Gerold u. Comp. Lex.-8. 60 Pf.

Rückert, K. Th., Nach Nord-Afrika. Nach seinem Tagebuch geschildert. Mit vielen Illustrationen und 1 Karte. Würzburg, Woerl. Gr. 16. 5 M.

Sauter, Zur Hexenbulle 1484. Die Hexerei mit besonderer Berücksichtigung Oberschwabens. Eine culturhistorische Studie. Ulm, Ebner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Saxo-Saxonen. Roman von Samar Gregorow. Berlin, Eckstein Nachfolger. 8. 50 Pf.

Schmidt-Warneck, F., Die Sociologie Fichte's. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Seidel, H., Idyllen und Scherze. Neue Gedichte. 3te Sammlung. Leipzig, Liebeskind. 12. 2 M. 50 Pf.

Teuber, O., Grüß' Dich! Neue Skizzen aus dem militärischen Jugendleben. Wien, Seidel u. Sohn. 8. 2 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1891: Ein fröhlicher Bursch. Bauernnovelle von Björnstjerne Björnson. Deutsch von H. Denhardt. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. 20 Pf.

Wildberg, B., Die Maid von Mirogh. Sita. Zwei Dichtungen. Dresden, Pierson. 8. 2 M. 40 Pf.

Wildenhahn, J., Vortrag über Christian Felix Weiße aus Annaberg. Annaberg, Graser. Gr. 8. 60 Pf.

Woldt, A., Capitain Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881—1882 zum Zwecke ethnologischer Sammluugen und Erkundigungen, nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse für den deutschen Leserkreis bearbeitet. Mit Karten und zahlreichen Holzschnitten nach Photographieu und den im köuiglichen Museum zu Berlin befindlichen ethnographischen Gegenständen. Leipzig, Spohr. Gr. 8. 15 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 37. —— 11. September 1884.

Schriften über Lessing, Goethe und Schiller.

1. Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—1781, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Lessings Werken. In zwei Bänden. Erster Band. 1747—1772. Berlin, Stahn. 1884. Gr. 8. 9 M.
2. Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Schiller und Goethe und deren Werke betreffend, aus den Jahren 1773—1812, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichter. Zweite Abtheilung: Goethe. Erster Band: 1773—1786. Berlin, F. Luckhardt. 1883. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Dasselbe. Zweite Abtheilung: Goethe. Zweiter Band: 1787—1801. Berlin, F. Luckhardt. 1884. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
4. Dasselbe. Erste Abtheilung: Schiller. Dritter Band: 1801—1805. Berlin, F. Luckhardt. 1882. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Nur sehr wenigen Werken eines dichterischen oder künstlerischen Genius ist es vergönnt, daß das Urtheil über dieselben dauernd das gleiche bleibt. Der Dichter, je bedeutender er ist, erfährt um so mehr an seinen Werken das perspectivische Gesetz, daß das überwältigend Große in nächster Nähe nicht in seiner richtigen Bedeutung erscheint, wie der Montblanc, vom Thal aus gesehen, uns nur die Wälder und Felszacken seines Unterbaues, nicht aber seine mächtige Schneekrone zeigt. Ist in dieser Weise der wirklich große Dichter der Gefahr ausgesetzt, von den Zeitgenossen nicht vollständig gewürdigt zu werden, so liegt andererseits die Gefahr nahe, daß die Zeitgenossen ein Kunstwerk, welches sich ihrem Auge in bequem überschaubarer Gestalt darbietet, für bedeutender halten, als es in der That ist. In beiden Fällen bedarf es der räumlichen Entfernung, um den Gegenstand in seiner wahren Bedeutung erkennen zu lassen. Der Schneegipfel des Montblanc, um bei unserm Bilde zu bleiben, erhebt sich in immer überwältigenderer Großartigkeit, je weiter wir uns von ihm entfernen; die Berge zu seinen Füßen schrumpfen zusammen, und was uns vorher gar stattlich erschien, die Wälder, Felsen und Gletscher an den Gehängen, sie zeigen sich nun in ihrer verhältnißmäßigen Kleinheit.

Es wäre freilich ein Irrthum, zu meinen, daß heutzutage unser Urtheil über die Dichterwerke unsers classischen Zeitalters in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts völlig abgeschlossen sei. Einige der damaligen Größen, wie Klopstock, Wieland, Jean Paul, sind freilich von ihrem hohen Postament herabgestiegen, genießen jedenfalls in der Gegenwart erheblich geringerer Werthschätzung, als da sie lebten und wirkten; andere stehen hoch und leuchtend da, mächtig hervorragend über die Häupter der Geringern, welche ihnen Luft und Licht raubten. Darum ist aber ein einhelliges Urtheil über Lessing, Goethe und Schiller, über „Emilia Galotti" und „Nathan", über „Tasso" und „Faust", über „Die Jungfrau von Orleans" und „Die Braut von Messina" noch ebenso wenig vorhanden wie zur Zeit, als diese Dichtungswerke zuerst über die Breter gingen oder zuerst im Buchhandel erschienen.

Es wäre nun vom höchsten Interesse, könnten wir die Werke unserer großen Dichter mit den Augen ihrer Zeitgenossen sehen, das Urtheil derselben vernehmen und mit dem unsern, wie es sich sowol aus eigenem Nachdenken wie als unbewußter Niederschlag früherer Urtheile gebildet hat, vergleichen. Um dieses Urtheil vergangener Zeiten kennen zu lernen, müßten wir wissen, nicht blos wie die zünftige Kritik in Zeitschriften und Büchern sich vernehmen ließ, sondern auch, wie sich kluge Leute brieflich und mündlich äußerten; denn auch die Briefwechsel jener Jahrzehnte geben eine bedeutsame Ausbeute, mögen diese Urtheile auch nicht gleichzeitig im Druck erschienen sein; gerade weil dieselben in der vertraulichen Form des Briefs ausgesprochen sind, möchten sie vielleicht noch höhere Bedeutung haben

als die Urtheile der öffentlichen Kritik, welche ja damals wie jederzeit vielfach von vorgefaßten Anschauungen, landsmannschaftlichen und sonstigen Zu- und Abneigungen beeinflußt ward.

Eine solche Zusammenstellung gleichzeitiger Urtheile wird wol allezeit ein unerfüllbarer Wunsch bleiben; wir müssen deshalb sehr dankbar sein demjenigen, der uns wenigstens die Stimmen der Presse über neugeschaffene Kunstwerke unsers classischen Zeitalters zusammenstellt. Diese Aufgabe hat sich Julius W. Braun (Nr. 1—4) erwählt und sich durch die Zusammenstellung der zeitgenössischen Urtheile über Lessing, Goethe und Schiller ein großes Verdienst erworben. Ueber die Schwierigkeit des Unternehmens werden sich die wenigsten derer, welche diese Bände in die Hand nehmen, ein Urtheil bilden können; es handelt sich darum, eine Reihenfolge von längst im Staube der Bibliotheken begrabenen Tageblättern und kritischen Zeitschriften zu durchmustern: Erzeugnisse der Presse also, welche allezeit vergänglich waren und uns vielleicht nur durch einen glücklichen Zufall erhalten sind. Es gehörte eine heldenmüthige Liebhaberei für den Gegenstand dazu, sich durch diese staubige Heerstraße durchzuarbeiten, um unter hundert Urtheilen über gänzlich vergessene Bücher eins zu finden über ein Buch, welches wir noch heutzutage lesen.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, dem Herausgeber der vorliegenden Bände auf seinem Rundgang durch die kritischen Blätter des 18. Jahrhunderts zu folgen. Der erste Band, welcher sich mit Lessing beschäftigt, bringt Auszüge von 1749 ab aus den „Jenaischen Gelehrten Zeitungen", der „Berlinischen Privilegirten Zeitung", der „Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburgischen Correspondenten", den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen", der leipziger „Bibliothek der schönen Wissenschaften", den leipziger „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen", aus Gottsched's „Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit", aus Nicolai's „Allgemeiner deutscher Bibliothek", aus Klotz' „Neuen Hallischen Gelehrten Zeitungen", den „Hamburger Unterhaltungen", dem „Altonaer Postreuter" und noch manchen andern Blättern. Wir sind überzeugt, der Verfasser hat, was irgend von Bedeutung war, wieder abgedruckt; ihm zu beweisen, daß er etwas übersehen, dazu bedürften wir einer Gelehrsamkeit und Belesenheit, größer als die seine, und diese besitzen wir nicht. Wir können nur sagen, daß wir diese Urtheile, welche die Jahre 1747—72 umfassen, in ihrer Hauptsache mit großem Vergnügen und noch größerer Belehrung durchgelesen haben, denn wir ersahen daraus, daß allerdings einerseits jene Beurtheiler vor hundert Jahren manchen Fehler rügten, der uns auch heute noch stört, daß andererseits wir Nachlebenden für die poetischen Schönheiten von Lessing's Dichtungen ein ohne Zweifel größeres Verständniß gewonnen haben, als es den Zeitgenossen möglich war. Vieles, was die letztern bemerkten, kommt uns sogar seltsam vor; sie erkannten mehr das Geistreiche; wir haben einen weitern Blick gewonnen und wissen, was jene nicht wissen konnten, daß wir in Lessing den Schöpfer unserer neuern deutschen Bühne dankbar zu verehren haben.

Nur um der zeitlichen Reihenfolge der Dichter willen haben wir Lessing vorausgehen lassen, obwol die denselben behandelnden Bände erst nach denjenigen über Schiller und Goethe ausgearbeitet wurden. Von diesen beiden letztern Dichtern wandte sich der fleißige Sammler zuerst zu Schiller, wol als dem volksthümlichsten unserer drei großen Classiker. Es sei gestattet, nicht nach der Reihenfolge des Erscheinens dieser Bände, sondern nach der zeitlichen Reihenfolge der Dichter selbst vorzugehen und zunächst Goethe auf Lessing folgen zu lassen.

Wie uns das Vorwort des Bandes mittheilt, ist es nicht des Verfassers Absicht, diese Sammlung bis zum Todesjahre des Dichters fortzuführen; mit „Wahrheit und Dichtung" habe die poetische Thätigkeit Goethe's einen gewissen Abschluß gefunden; die Zeit etwa von 1812 an liege uns noch zu nahe, um dieselbe breite Behandlung zu vertragen wie die frühern Jahre. So wird die Sammlung mit den Kritiken des Jahres 1812 beschlossen sein:

> Möglich, daß die Auswahl des von mir Gebotenen, die Art meiner Zusammenstellung hier und da Bedenken erregen werden. Ich will deshalb hiermit vorweg erklären; diese Arbeit ist nicht die Arbeit eines Gelehrten, sondern die Arbeit eines Künstlers. Der kalte kluge Verstand, die Energie des Willens allein konnten dies Werk nicht schaffen. Der künstlerische Enthusiasmus, die Begeisterung des Talents gehörten dazu, um die großen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich jedem Herausgeber eines Werks, wie dieses ist, naturgemäß entgegenstellen. Indem ich nun in der Wonne des Schaffens, in der Freude über gemachte Funde nur (oder alles) das aufzeichnete, was mir Vergnügen bereitete, was mir interessant erschien, drückte sich, mir unbewußt, dieser Sammlung etwas von der Eigenart meiner Geistesrichtung auf. Ich bitte also den freundlichen Leser, dies Buch nur so hinzunehmen, wie ich es gebe mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern. Genuß und Belehrung wird er in reichem Maße darin finden.

Es liegen uns die beiden ersten Bände des Werks vor, welche die Goethe-Kritiken von 1773—1801 enthalten; das Jahr 1786 schließt den ersten Band. Der dritte Band von Goethe und der zweite Band von Lessing sind noch nicht erschienen.

Wir lesen Goethe's Jugendwerke, den „Götz" und den „Werther", zunächst in unsern eigenen Jugendjahren; die frische treibende Kraft des einen, die leidenschaftliche Empfindung des andern Werks spricht zu unserm gleichgearteten Gemüth, und so überraschen, packen, erfreuen uns diese Dichtungen mit der Wirkung derselben Jugendlichkeit, welche sie vor hundert Jahren hatten. Was wir heutzutage nicht mehr empfinden können, ist die ungeheuere Wirkung, welche das Auftreten Goethe's auf die Zeitgenossen übte; wir verstehen nicht mehr, warum diese Werke der Dichtung, welche wir längst in der Genieperiode, als einem wohlgeordneten Fach der deutschen Literaturgeschichte, untergebracht, den Zeitgenossen als ein überwältigend Neues und Großartiges erschienen. Wer den jungen Goethe als literarisches Phänomen begreifen will, der muß lesen, wie die gleich-

zeitige Kritik sich über seine Erstlingswerke ausspricht. Nicht als ob alles eitel Lob wäre! So äußert sich über den „Götz“ die Kritik theilweise höchlich begeistert mit denselben großartigen Ergießungen, wie sie der Genieperiode überhaupt eigen sind, dann aber auch wieder unendlich platt; manches Urtheil ist verständig, richtig empfunden, andere wieder sind so abgeschmackt wie möglich. Die einen knuppern an der Schale, der seltsamen kraftgenialen Sprache, herum oder geben dem Dichter des „Götz“ kluge Lehren, wie er es anders hätte machen müssen, um ebenso correct und langweilig zu sein wie seine Kritiker; nur wenige zeigen Verständniß für die geniale Eigenart des Dichters, nehmen das „schöne Ungeheuer“ „Götz“ hin als eine Arbeit, für welche es gar keinen Maßstab und keine Kunstregel gibt; zu diesen gehört z. B. der treffliche Wieland, den Goethe gerade damals in seiner bekannten Posse aufs tollste verhöhnt hatte, ohne daß es doch Wieland den dreisten Spötter entgelten ließ.

Aehnlich bei „Werther“. Die einen heben den moralischen Gesichtspunkt hervor, daß es sehr unrecht sei, sich aus Liebe todtzuschießen, und verurtheilen infolge dessen das geniale Werk mit scharfen Worten; Hauptpastor Göze zetert mit geziemender Salbung über das Sodom und Gomorrha des Romans; Nicolai macht eine unsaglich schale Parodie auf den „Werther“, und diese Parodie findet ebenso anerkennende Beurtheilung wie von anderer Seite der Genieroman. Dabei aber wird das Werk von der Jugend verschlungen und bewundert.

Und gar die übrigen Tollheiten jener sprudelnden Geniezeit, Goethe's Fastnachtsspiele und Farcen! Es ist im Grunde den Leuten nicht übel zu nehmen, wenn sie zu dem tollen Zeug absonderliche Glossen machen; wir Nachlebende nehmen diese Ausgeburten jugendlichen Uebermuths dem Dichter des „Faust“ und der „Iphigenie“, des „Egmont“ und „Tasso“ schon längst nicht mehr übel; den Zeitgenossen, welche nicht wissen konnten, wo die Sache hinaus wollte, fielen vor allem die Dreistigkeiten und Verwogenheiten ins Auge. Das Urtheil über „Clavigo“ entspricht im wesentlichen dem Urtheil der Gegenwart; „Stella“ wird meist ungünstig beurtheilt, aber wieder fast ausschließlich vom moralischen Gesichtspunkt aus, während das Stück auch dichterisch einen gewaltigen Abfall nicht blos gegen „Götz“, sondern sogar gegen „Clavigo“ zeigt.

Der zweite Band bringt die Besprechungen der seit 1787 erschienenen Werke, der „Iphigenie“, des „Egmont“, des „Tasso“, des „Faust-Fragments“, der „Gesammelten Schriften“, des „Wilhelm Meister“, von „Hermann und Dorothea“. Auch hier finden wir bisweilen richtige Erkenntniß, die Fähigkeit, ein Dichterwerk als solches zu betrachten, vielfach aber auch die platteste Nüchternheit und Kleinmeisterei, namentlich in den Urtheilen über „Tasso“, über „Hermann und Dorothea“. Jedenfalls ist es höchst merkwürdig, die Hauptwerke eines Goethe im Urtheil der Zeitgenossen wiedergespiegelt zu sehen; zu erkennen, wie doch eigentlich nur der Dichter, also ein Wieland, Claudius, A. W. von Schlegel, dem Dichter gerecht wird, hingegen der zünftige Kritiker mit seinem Urtheil vielfach daneben greift. Gegenüber einer so unglaublich fleißigen und schwierigen Arbeit wie diejenige von Braun muß freilich auch der Kritiker vorsichtig sein; die Bemerkung aber können wir nicht unterdrücken, daß dem Sammler trotz aller Bemühung hin und wieder ein Aufsatz entgangen zu sein scheint, was allerdings sehr erklärlich ist. So heißt es z. B. auf S. 28 des ersten Bandes in einer Besprechung der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ über den „Götz“: „Die sieben Anzeigen, die wir von diesem Schauspiel gelesen, ließen sich nicht allein revidiren, sondern auch ergänzen.“ Da nur fünf vorher mitgetheilt werden, so ist wol der Schluß erlaubt, daß dem verdienstvollen Sammler zwei Kritiken entgangen seien, welche dem Recensenten der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ vorlagen. Ebenso hebt im zweiten Bande eine Besprechung von „Hermann und Dorothea“ mit den Worten an: „In einem berühmten kritischen Blatt ist dies kleine Gedicht der «Ilias» an die Seite gesetzt worden und als das Muster, von welchem die Theorie der epischen Dichtkunst abzuziehen sei, betrachtet worden. Eine unserer neuesten Zeitschriften hat es, wir mögen selbst nicht sagen wie und in welchem Ton behandelt und es unwürdig gefunden, auch nur von fern mit Vossens «Luise» verglichen zu werden.“ Nehmen wir an, daß unter der erstern Recension diejenige von August Wilhelm von Schlegel gemeint sei, so ist es doch dem Berichterstatter nicht gelungen, die zweite unter den mitgetheilten aufzufinden; die Recension der greifswalder „Neuesten kritischen Nachrichten“ vergleicht blos den Versbau der beiden Gedichte, allerdings zu Ungunsten von Goethe, jedoch in keineswegs gehässigem Ton. Die Recension in der leipziger „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ ist zwar sehr schulmeisterlich anmaßend, aber eine Vergleichung mit der „Luise“ bringt sie nicht, und ein Journal, dessen einundsechzigster Band vorliegt, kann wol nicht unter die „neuesten Zeitschriften“ gerechnet werden. Also mag wol hier eine boshafte Recension irgendeiner norddeutschen Zeitschrift übersehen sein, wie denn der Klopstock-Voß'sche Kreis auf die „Dorothea Goethe“, welche der „Luise Voß“ die Schuhe auszutreten drohte, sehr ungnädig zu sprechen war.

Der uns vorliegende Band über Schiller ist der letzte von dreien, welche die Urtheile der zeitgenössischen Presse über den Dichter bringen; die beiden ersten, welche die Zeit von 1781—93, 1794—1800 enthalten, liegen mir nicht vor; sie sind bereits von dem Herausgeber d. Bl. in den „Literarischen Unterhaltungen“ besprochen worden. Dieser dritte Band umfaßt nur die Jahre 1801—5, um knapp mit Schiller's Tod zu schließen. Die kritischen Urtheile nach des Dichters Tode sind aus der nahe liegenden Rücksicht auf den Umfang des Buchs nicht mitgetheilt, sowie nach dem Vorwort sogar unter den bei Schiller's Lebzeiten laut gewordenen kritischen Stimmen eine Auswahl getroffen werden mußte.

So ist es denn gerade der Schiller, der vornehmlich

im dankbaren Gedächtniß der Nachwelt lebt, welcher hier im Spiegel des Urtheils der Zeitgenossen erscheint, der Dichter des „Wallenstein“ und der „Maria Stuart“, der „Jungfrau von Orleans“ und der „Braut von Messina“, endlich des „Tell“; ebenso fällt in diese Periode die Herausgabe der „Gesammelten Gedichte“. Es ist überaus merkwürdig und lehrreich, die hier zusammengestellten Urtheile, wie sie unter dem frischen Eindruck der ersten Aufführung oder des ersten Drucks niedergeschrieben wurden, eingehend zu prüfen, zu sehen, wie vielseitig schon damals das Urtheil auseinanderging und wie häufig neben der maßvollen Anerkennung die nüchternste Nüchternheit das Wort führt, zu sehen, wie auch Meisterwerke, „Wallenstein“ und „Tell“, kritisch secirt werden von Leuten, welche von Poesie keine blasse Ahnung in sich tragen, gar nicht zu sprechen von den boshaften Urtheilen eines Merkel, Kotzebue und Reichardt. Da macht ein Schweizer den „Tell“ herunter und wirft dem Dichter allerlei Versehen in Bezug auf die Oertlichkeiten vor; da wird die „Bürgschaft“ dem „Kampf mit dem Drachen“ weit nachgestellt, gegen den „Grafen von Habsburg“ der bedrohte Protestantismus zur Abwehr herbeigerufen; daß die beiden romantischen Frauenstücke: die „Jungfrau von Orleans“ und die „Braut von Messina“, meist recht übel wegkommen, ist schon eher erklärlich; manche Beurtheiler haben schon damals sehr treffend auf die Mängel derselben hingewiesen. Im großen und ganzen aber ist der Eindruck, welchen diese kritischen Stimmen machen, derjenige einer nörgelnden selbstbewußten Impotenz, einer baren Unfähigkeit, sich in das Wesen und Schaffen eines Dichters hineinzudenken. Immerhin, wenn diese Kritik — Berlin ist hauptsächlich darin vertreten — die Wirkung gehabt hat, Schiller aus den Banden einer gräcisirenden Romantik zu befreien, ihn wieder auf den Naturboden der deutschen Schweiz, aus der schwülen Treibhausluft der Wunder- und Schicksalstragödie in die frische Alpenluft des „Tell“ zu führen, so wollen wir ihr dankbar sein.

Fassen wir unser Urtheil über die drei Werke in kurzen Worten zusammen, so müssen wir dem Verfasser oder richtiger Sammler großen Dank sagen für seine mühsame Zusammenstellung der Kritiken über die drei Dichter, welche den Höhepunkt unserer literarischen Entwickelung bezeichnen. Die große Arbeit ist um so dankenswerther, weil der Verfasser vielleicht nicht einmal die Erwartung hegen darf, verdiente Würdigung und Dank zu empfangen. Bücher mit achtzig bis hundert Jahre alten Recensionen über Dichtungen, welche uns längst historisch, längst ein Besitzthum des ganzen Volks geworden sind, wer soll sie viel lesen? Der sogenannte Gebildete findet sein Urtheil in den Literaturgeschichten formulirt, wenn er überhaupt nach einem Urtheil begehrt; die Frage, welche Aufnahme unsere edelsten deutschen Dichtungen bei den Zeitgenossen fanden, liegt ihm fern; er hat keine Vorstellung, durch welches Gestrüpp von Uebelwollen, Unverstand und Kleinmeisterei auch ein Lessing, Goethe und Schiller sich durcharbeiten mußten, ehe sie sich die beherrschende Stellung erkämpften, welche sie bei der Nachwelt inne haben. Die Sammlungen werden aber für jeden Freund und Kenner unserer Literatur von Werth sein, und auch der Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, wenn ihm die Dornen der Kritik die Seele wund gerissen haben, mag ab und zu in dieselben schauen, um inne zu werden, daß es Größern als ihm ähnlich ergangen ist.

5. Goethe's Werke. Zweiter Band: Gedichte. Zweiter Theil. Mit Einleitungen und Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Ausgabe. Berlin, Hempel. 1883. Gr. 8. 5 M.

In Nr. 16 d. Bl. vom 19. April 1883 hat der Berichterstatter über den ersten Band der neuen von Loeper'schen Ausgabe von Goethe's „Gedichten“ gesprochen und dieselbe mit dankbarer Anerkennung begrüßt. Es ist dem ersten nunmehr der zweite Band gefolgt, welcher folgende elf Abtheilungen bringt: „Sonette“, „Cantaten“, „Vermischte Gedichte“, „Aus Wilhelm Meister's Lehrjahren“, „Lyrisches“, „Kunst“, „Parabolisch“, „Epigrammatisch“, „Gott und Welt“, „Loge“, „Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten“, welchen letztern Goethe's Prosaaufsätze über die „Geheimnisse“ und die „Harzreise“ beigefügt sind. Diese „Gedichte“ umfassen 285 Seiten, also fast genau die Hälfte des 560 Seiten starken Bandes, sodaß die Anmerkungen nahezu gleichen Raum einnehmen wie die erläuterten Gedichte.

Der erste Band hat bei seinem Erscheinen mehrere scharfe Beurtheilungen erfahren, unter andern von Düntzer, welcher, gereizt durch Loeper's scharfe Entgegnung im Vorwort des zweiten Bandes, diesen in vielfach streng aburtheilender Weise kritisirt hat. Es ist ein unerfreuliches Schauspiel, zu sehen, wie die beiden Priester am Altar desselben Gottes, dem sie seit vielen Jahrzehnten ihr Opfer bringen, einander in die Haare gerathen. Die dabei auftauchenden zahllosen Controversen wird wol nur entscheiden können, wer noch besser in diesen Fragen bewandert ist als von Loeper und Düntzer, und wer möchte das wol von sich sagen? So müssen wir die Frage mit dieser kurzen Erwähnung als erledigt betrachten. Mag sein, daß von Loeper Düntzer's Commentar geflissentlich ignorirt oder höchstens hier und da gegen ihn polemisirt hat; mag ebenso wol sein, daß Loeper hier und da sich irrt, dieses oder jenes übersehen, hier und da Ueberflüssiges oder zu wenig geboten hat: bei alledem wird die große Schar derjenigen, welche neben Goethe's „Gedichten“ einen reichhaltigen Commentar zu denselben begehrt, wol auch weiterhin Loeper's Führung folgen dürfen.

6. Beethoven und Goethe. Eine Studie von Th. Frimmel. Wien, Gerold's Sohn. 1883. Gr. 8. 1 M.

7. Goethe in Heine's Werken. Dargestellt von Walter Robert-tornow. Berlin, Haude u. Spener. 1883. 8. 2 M.

8. Arnold Böcklin's Gefilde der Seligen und Goethe's Faust. Von Guido Hauck. Mit einer Photolithographie. Berlin, Springer. 1884. 8. 1 M. 40 Pf.

9. Goethe's Iphigenie auf Tauris. Von August Hagemann. Herausgegeben von Paul Hagemann. Riga, Schnakenburg. 1883. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Studie „Beethoven und Goethe“ von Th. Frimmel

(Nr. 6) ist ein Heftchen von zwei Bogen, welches alles, was an Zeugnissen über die gegenseitigen Beziehungen der beiden großen Männer vorhanden ist, zusammenträgt und beleuchtet. Der Verfasser bietet uns am Schluß Folgendes als Ergebniß seiner Untersuchungen:

Als erwiesen muß angesehen werden, daß Beethoven stets für Goethe und seine Werke große Verehrung hegte. Goethe zeigte an Beethoven keine ebenso rege Theilnahme und erkaltete gänzlich nach der Zusammenkunft in Teplitz. Beethoven's Musik hat auf Goethe nur geringen Eindruck gemacht und wurde ohne Wärme aufgenommen. Wahrscheinlich ist, daß diese Aufnahme in der Art und Weise begründet ist, wie Goethe Musik überhaupt auffaßte. Beethoven's Persönlichkeit hat einen geradezu ungünstigen Eindruck bei Goethe hervorgebracht. Es ist kaum zweifelhaft, daß der Dichter von den wenig feinen Manieren des halb tauben Tonsetzers, von der Schwierigkeit des Umgangs mit ihm abgestoßen worden sei und sich deshalb bleibend von ihm abgewendet habe.

Das Büchlein „Goethe in Heine's Werken" von Walter Robert-tornow (Nr. 7) weist im Vorwort darauf hin, daß Braun's zu Eingang dieses Aufsatzes erwähntes Sammelwerk über Goethe nur bis zum Jahre 1812 sich erstreckt; die Untersuchung dessen, was in Heine's Werken auf Goethe Bezug nimmt, möge einestheils als Supplement zu Braun's Forschung angesehen werden; andererseits zeige sie, welchen Einfluß Goethe's Wesen und Wirken auf den einzigen deutschen Lyriker hatte, der nach ihm zur Weltberühmtheit emporstieg, und wie kühl sich Goethe gegen diesen neuen Stern verhielt.

Es ist schätzenswerth, in handlichster Gestalt Heine's Urtheile über Goethe zusammengestellt zu finden. Wir ersehen daraus, daß Heine in jungen Jahren stark unter Goethe's Einfluß stand und den Dichter höchlich verehrte. Sein Zusammentreffen mit Goethe im Herbst 1824 scheint den jungen Titanen etwas ernüchtert zu haben; soweit wir aus seinen kurzen und unbehaglichen Aeußerungen ersehen, ist der alte Heros gegen den jungen Dichter der Zukunft freundlich und herablassend gewesen, Heine ist infolge dessen eine Zeit lang mislaunisch und läßt sich, wenigstens unter vier Augen des Briefschreibers und Briefempfängers, über den alten Herrn etwas ärgerlich aus. Später siegt die geistesverwandte Natur über das bereitwillig eingestandene Gefühl des Neides, und Heine wird wieder zum begeisterten Bewunderer und Lobpreiser Goethe's. Wer diese Wandlungen in des Dichters Urtheil über den größern Vorangegangenen ins Einzelne verfolgen will — und es ist der Mühe werth —, wird in dem kleinen Buch bequem zusammengefaßt finden, was aus zweiundzwanzig Bänden zusammenzusuchen wol seine liebe Noth hat.

Man möchte sich wundern, wenn wir hier Goethe's gelegentlich der kleinen Schrift von Guido Hauck (Nr. 8) über ein Gemälde von Arnold Böcklin gedenken, demjenigen Maler der Gegenwart, welcher durch seine merkwürdige, bald anziehende, bald abstoßende Eigenart Kunstfreunden und Laien gleich seltsam und räthselhaft erscheint, aber allezeit die Bewunderung seiner Technik, das Nachdenken über den Stoff erweckt. Es gehört zu dessen Werken auch ein Bild der berliner Nationalgalerie: „Die Gefilde der Seligen", welches wie Böcklin's übrige Bilder neben zahlreichen anerkennenden auch zahlreiche abfällige Beurtheilungen erfahren hat, vornehmlich wol deswegen, weil der Gedankeninhalt desselben sich in geheimnißvolles Dunkel hüllt. Wir sehen vor uns ein stilles stahlblaues Gewässer, nach dem Hintergrunde umschlossen durch einen beblümten grünen Hang und aufstrebende Pappeln. Auf den spiegelnden Fluten wiegen sich Schwäne; rechts im Vorgrund schreitet ein bekränzter greiser Centaur durch das seichte Gewässer, und auf seinem kastanienbraunen Rücken ruht, nur theilweise von purpurnem Flor umwallt, eine blendend schöne weiße Frauengestalt; zwei Wassernixen schäkern zur Seite; die Ferne schließt eine schroffe bebuschte Bergwand. Das alles ist gemalt mit so kräftigen Farbentönen, so ohne mildernde Abtönung durch Luft und Ferne, wie eben nur Böcklin malt; wir sehen das alles so greifbar wie möglich vor uns und zerbrechen uns doch den Kopf, wie dieses seltsam wirkungsvolle Bild zu dem Namen kommt „Die Gefilde der Seligen". Der Verfasser weist nun nach, wie ohne Zweifel die „Classische Walpurgisnacht" dem Künstler zu dem Bilde die Anregung gegeben, und faßt nach längerer Entwickelung seine Ansicht etwa dahin zusammen:

Chiron und Helena, die Würde vereint mit der Anmuth, steuern geraden Wegs aufs Elysium zu, unbeirrt durch die Lockungen der Sirenen, die mit verführerischen Geberden sie aufzuhalten suchen. „Entschlossen und ernst schweigend" schreitet der Alte seinem bewußten Ziel entgegen, die Arme fest in die Hüften gestemmt, die Augen unverwandt auf die göttlichen Sendboten im weißen Kleide gerichtet, die ihm die Botschaft vom Jenseits verkünden, indessen Helena in schwärmerischem Entzücken das schöne Haupt erhebt und mit begeistertem Blick das Land ihrer Sehnsucht schaut; sie streift den Schleier als letzten Rest des Irdischen von dem schönen Leibe ab, um ihn von sich zu werfen und ihn uns in der trüben Sinnenwelt Zurückbleibenden zu hinterlassen.

Da der Künstler selbst außer dem Titel keinen Schlüssel zu seinem Werk gegeben hat, müssen wir für diese Deutung dankbar sein, und insofern derselbe nach den hier gegebenen Nachweisen höchst wahrscheinlich vom zweiten Theil der Faust-Tragödie die Anregung zu der Composition empfing, mögen wir das kleine Buch immerhin zu den Goethe-Schriften ordnen.

In Nr. 42 d. Bl. vom 18. October 1883 hat der Berichterstatter eine Schrift von August Hagemann über Schiller's „Braut von Messina" besprochen. Nun liegt der zweite der in Aussicht gestellten „Vorträge für die gebildete Welt" vor, eine Abhandlung über Goethe's „Iphigenie auf Tauris" (Nr. 9). Dieselbe bespricht zuerst die Entstehung des Stücks, behandelt dann die Bearbeitung der Iphigenien- und Orestes-Sage bei den griechischen Tragikern, vornehmlich Aeschylus und Euripides, und knüpft daran eine vergleichende Würdigung von Goethe's Dichtung. Bringt die Abhandlung auch nicht gerade Neues, so faßt sie doch das Wissenswerthe in gut geordneter, fein abwägender Weise zusammen. Es ist eine schöne Arbeit, die sich auch recht gut liest.

Wilhelm Buchner.

Neue erzählende Schriften.

1. Die Gäste der Madame Santines. Roman von Sophie Junghans. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 6 M.
2. Moderne Größen. Bilder aus dem wiener Leben von B. Aba. Zwei Bände. Wien, Rosner. 1883. 8. 8 M.
3. Mexicanische Novellen. Von H. Keller-Jordan. Tübingen, Osiander. 1883. 8. 5 M.

Mir hat schon lange nicht die Lektüre eines Buchs so großen Genuß bereitet wie die des Romans „Die Gäste der Madame Santines" von Sophie Junghans (Nr. 1), von welchem wirklich gesagt werden kann, daß sich hier „Kunst in Natur verwandle", ein Ausspruch Lessing's, der nicht auf die Schauspielkunst allein, sondern auf alle Künste anzuwenden ist, welche sich die Darstellung des Lebens zur Aufgabe machen. Im Anfang freilich hatte ich die Empfindung, als blickte ich auf ein Schachbret, auf dem eine Menge von Figuren scheinbar wirr durcheinanderstehen, während in der That die Partie bereits im vollen Gange ist. Dieses Durcheinander auf einem Schachbret wirkt anfangs verwirrend, doch je länger man hineinblickt, je mehr man sich die Stellung der einzelnen Figuren und die Bedeutung dieser Stellung klar macht, desto einfacher erscheint einem das ganze Bild, desto mehr gewinnt es an Interesse, und endlich kann man kaum mehr der Verlockung widerstehen, an dem Spiel theilzunehmen. Und so auch führt uns Sophie Junghans mitten in eine Schachpartie hinein, wo Menschen die Figuren sind, die scheinbar auch in wirrem Chaos durcheinander stehen, während in der That die Partie längst im Gange und die Stellung jeder einzelnen Figur eine bedeutsame, wohlbegründete und für den Verlauf des Spiels hochwichtige ist. Und es ist nicht zu leugnen, daß selbst ein scharfsinniger Leser sich im Anfang schwer in diesem Chaos zurechtfindet, weil er die Beziehungen der Personen zueinander a priori nicht kennt und ihm daher auch die halben Worte, die Anspielungen, die Stimmungen, welche auf ein lebhaftes Intriguenspiel deuten, in dem sich die verschiedensten Interessen begegnen, kreuzen und fördern, unverständlich sind. Doch bald lernt er nicht blos die Namen und die Charaktere unterscheiden und festhalten, er lernt auch tiefer in die Verhältnisse aller zueinander und in die Sonderabsichten jeder einzelnen Person hineinblicken, und während er eine Strecke weit der Autorin nur mit Widerstreben gefolgt ist, fühlt er sich unversehens so ganz eingenommen und gefesselt, daß er die Ereignisse miterlebt, wie sie ihm auch als völlig miterlebt geschildert werden. Darin geht aber die Verfasserin so weit, daß sie sich selbst eine allerdings mehr passive, beobachtende Rolle in dem Roman zuertheilt, wie ich vermuthe, ein liebenswürdig-einfaches Selbstporträt von sich selbst entwirft und mit strenger Objectivität diese Rolle, diesen Charakter auch im Rahmen der Handlung durchführt. Das aber sage ich ihr durchaus nicht zum Tadel, da jenes Selbstporträt in dieser vornehmen Form nur geeignet ist, die Lebendigkeit der Wirkung zu erhöhen, die Verfasserin aber andererseits den guten Geschmack besitzt, sich nicht selbst zu nennen, wie es neuerer Zeit die Herren von der Feder mit so besonders selbstgefälliger Vorliebe thun. Bei der Complicirtheit der Handlung, bei der Mannichfaltigkeit der hin und wider laufenden Fälle wäre es ein vergeblicher Versuch, die sogenannte Fabel des Romans auch nur einigermaßen verständlich zu skizziren. Ich muß mir daran genügen lassen, die Situation, wie sie sich ursprünglich bietet, anzudeuten.

In der Villa der gastfreien Madame Santines, einer feinen und tüchtigen Frau, hat sich durch Zufall eine Gesellschaft junger Damen zusammengefunden, die in mehr oder minder freundschaftlicher Beziehung zu der Herrin der Handlung stehen. Diese Damen haben natürlich alle ihre Herzensgeheimnisse und Intriguen, von denen Madame Santines in ihrer liebenswürdigen Blindheit nichts ahnt und die nun hier weitergesponnen werden, zumal es auch an der Gegenwart von Herren nicht fehlt, welche mehr oder minder diese Herzensgeheimnisse theilen und an diesen Intriguenfäden mitspinnen. Doch wenn sich all das anfangs auch recht harmlos anläßt, so wird die Situation allmählich doch immer ernster: verbotene Beziehungen, unerwiderte Leidenschaften, politische Intriguen zeigen sich, eine Fülle feuergefährlicher Stoffe sammelt sich an, und vor unsern Augen sehen wir die Gefahr von Explosionen immer größer werden, bis endlich der jähe Selbstmord eines der Mädchen, einer jungen russischen Nihilistin, sozusagen dem Faß den Boden ausschlägt. Und es macht nun trotz der tragischen Vorgänge, die in dieser scheinbar lebensfrohen und nur dem Genuß sich hingebenden Gesellschaft sich abspielen, einen fast komischen Effect, die peinliche Ueberraschung der ehrenwerthen Madame Santines zu sehen, welche ahnungslos ihr Haus als Tummelplatz der bösen Streiche des kleinen, aber oft furchtbaren Liebesgottes misbrauchen ließ.

In der Schärfe der Charakteristik, namentlich der weiblichen Figuren, und in der Kunst, alle weiblichen Schwächen mit schonungsloser, doch immer geistig vornehmer Feder bloßzulegen, ist Sophie Junghans eine Meisterin, und der leise Ton der Ironie steht ihr sehr gut zu Gesicht. Im übrigen aber entzückt sie uns nicht blos durch die ungezwungene Naturwahrheit ihrer Schilderungen, durch die starke Stimmung, die sie zu erwecken, festzuhalten und zu steigern versteht, durch die Plastik der Gestaltung, sondern auch durch den tiefen Gemüthston, welcher ihr eigen, und durch die naturalistische Kühnheit, mit der sie auch das Verfängliche unverschleiert darstellt und die schwülsten Affecte mit dem vollen fiebernden Pulsschlag des erregten Blutes wiedergibt. Mit einem Wort, Sophie Junghans ist eine Schriftstellerin, welche eine selten reiche und gediegene Begabung und überdies Geist und Muth genug

besitzt, diese Begabung nach ihrer ganzen Tiefe voll zu verwerthen, ohne Rücksicht auf die prüden Keuschheitsdogmen unserer Familienblatt-Aesthetiker, welche leider auch von Redacteuren solcher Zeitschriften zum kläglichen Schaden der zeitgenössischen Production geltend gemacht werden, die wahrhaftig nicht für Backfische und Gymnasiasten, sondern für ein gebildetes und reifes Lesepublikum bestimmt sind. Diese castrirte Literatur mit ihrer versteckten Frivolität, ihrer verlogenen Moral und ihrer ungeheuern Langweiligkeit ist so recht der geistige Spiegel unsers scheinheiligen Muckerthums, hinter dem sich alle sieben Todsünden verbergen.

Die ganze Trostlosigkeit unserer literarischen Verhältnisse aber offenbart sich in der Thatsache, daß der ebengenannte Roman von Sophie Junghans trotz seines großen innern Werthes und seiner glänzenden Vorzüge noch keine zweite Auflage erlebt hat. Wie lange wird das noch so fortgehen, daß das deutsche Publikum sein Lesebedürfniß für einige Thaler pro Jahr aus der Leihbibliothek befriedigt? Wie lange wird es noch währen, daß die reichen Leute, welche Equipagen und gallonirte Dienerschaft halten, sich nicht schämen, die Leihbibliothek zu benutzen, während sie es doch für eine ganz unerhörte Zumuthung halten würden, im Theater anderswo als in der Loge oder auf dem ersten Balkon zu erscheinen? Ich denke, die Leihbibliotheken sind für diejenigen Klassen da, welche auch im Theater nur einen Platz im Stehparterre und auf der Galerie beanspruchen und sich auch nicht schämen, dort der Vorstellung beizuwohnen. Wem aber solche Umgebung im Theater nicht ebenbürtig scheint, der soll auch auf den Vortheil verzichten, Buchexemplare zu lesen, welche vor ihm durch hundert und hundert Hände gegangen sind, welche eben jener unbemittelten gebildeten Klasse angehören. Wer das Geld hat, eine Loge zu abonniren und in der eigenen Equipage oder in der Droschke erster Klasse ins Theater zu fahren, der soll doch auch Anstand nehmen, den Genuß eines geistreichen Buchs mit ein paar Groschen zu bezahlen! Andere Nationen haben dieses Anstandsgefühl und handeln danach; nur bei uns in Deutschland will der Millionär und die Fürstin Y. die schöne Literatur immer noch umsonst haben!

Daher kommt es, daß wir alljährlich einigemal lange Listen, bedeckt mit den Namen unserer verdientesten und bravsten Dichter und Schriftsteller, in den Zeitungen finden, welchen Unterstützungen zutheil wurden aus den verschiedenen Hülfsfonds, weil ihre Kunst ihnen nicht einmal das tägliche Brot abwirft. Diese Listen sind die schreiendste Anklage gegen die Vorliebe unserer bemittelten und reichen Gesellschaftsklassen für Benutzung der Leihbibliotheken.

Was aber die Herren Verleger betrifft, so mögen sie sich doch, insofern sie selbst nicht Geschmack und Urtheil genug besitzen, um gut von schlecht zu unterscheiden, nach kritischen Beiräthen umsehen, welche sie davor bewahren, allen und jeden literarischen Schund und Greuel zu drucken und auf den Markt zu werfen; denn auch die Erfahrung, welche das Publikum immer wieder macht, daß von zehn Büchern neun nichts taugen, hält viele vom Kaufen ab und hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Leihbibliotheken so stark und fast ausschließlich in Anspruch genommen werden. Im Preise unterscheiden sich ja die Bücher heutzutage nicht, für das gute muß man ebenso viel zahlen wie für das schlechte, und so fehlt dem Käufer auch dieses äußerliche Kriterium, ob er ein Buch an sich bringen soll oder nicht; welches ihm bei andern Waaren ein ziemlich zuverlässiger Maßstab ist.

Solch ein nicht zu empfehlendes und dabei theures Buch ist B. Aba's Roman „Moderne Größen" (Nr. 2). Der Verfasser soll einer der zahlreichen pensionirten Minister Oesterreichs sein, und zwar einer mit reactionären Tendenzen; das würde mich nun nicht verhindern, sein Buch zu loben, wenn es gut wäre; Aba ist aber ein literarischer Dilettant. Der Dilettantismus in Kunst und Literatur hat sich bisher in Oesterreich nicht in gleicher Weise breit machen dürfen und können, wie wir es gegenwärtig in Deutschland finden. Und auch diesmal ist es nur die hohe Stellung des Verfassers, dem wahrscheinlich auch Geldmittel zur Verfügung stehen, welche es ermöglicht, daß er im Feuilleton der „Wiener Abendpost" jahraus jahrein erscheint und nun gar mit einem zweibändigen belletristischen Werke den literarischen Markt betritt. Die Schuld des Verlegers ist also diesmal jedenfalls geringer als die des Verfassers. Aba's Dilettantismus offenbart sich übrigens schon im Titel des Buchs. „Moderne Größen. Bilder aus dem wiener Leben" lautet dieser Titel vollständig, und es müßte daraus geschlossen werden, daß uns hier eine Art Sammlung von Feuilletons geboten wird, welche sich in Schilderungen des wiener Lebens ergeht, wie jüngst der talentvolle Chiavacci eine solche unter dem Titel „Aus dem Kleinleben der Großstadt" geboten. Dem ist aber durchaus nicht so. Aba hat den ernstlichen Willen, einen Roman zu schreiben, und zwar einen Roman mit zwei Helden, deren ganzer Lebenslauf von ihrer Studentenzeit an im Zusammenhang vor uns entrollt werden soll: der Lebenslauf zweier charakterloser Streber vormärzlicher Provenienz. Nun liegt es auf der Hand, daß der Leser an Einem solchen Streber genug hätte, und gleich ihrer zwei aufzuspielen hätte nur dann einen Sinn, wenn sie auf ihre Entwickelung gegenseitig mächtigen Einfluß nähmen, sei es im guten, sei es im bösen Sinne. Vielleicht auch schwebte etwas dergleichen dem Verfasser vor; doch er konnte es nicht durchführen, und so rollen sich diese Lebensläufe, nur selten und äußerlich Berührungspunkte findend, nebeneinander ab, und unser mäßig gewecktes Interesse wird vom Verfasser willkürlich bald in dieses, bald in jenes Gleis gezerrt. Zu diesem Mangel einer concisen und concentrirten Handlung tritt nun noch empfindlich schädigend die nüchterne Darstellungsweise und der kurzathmige Stil Aba's, welche die Lektüre des Buchs geradezu zu einer Tortur machen. Seine Nüchternheit ist nämlich grundverschieden von der Naturwahrheit der naturalistischen Schule; er besitzt

zwar die Fähigkeit, seine Menschen anschaulich und plastisch darzustellen, aber nicht die andere, ohne welche alle Anschaulichkeit und Plastik keinen ästhetischen Eindruck zu machen vermag, die Fähigkeit: auch die seelischen Zustände aus der Tiefe heraus zu entwickeln und in starken Stimmungsbildern auszugestalten. Er schreibt im Tone eines Berichterstatters, welchem der Raum in der Zeitung äußerst karg zugemessen ist, welcher also unter dem Zwange steht, nur die dürren Thatsachen in knappen kahlen Sätzen, „ohne alle Brillanten", wie Schmock sagt, hinzustellen. Um die Brillanten aber handelt es sich gerade in der Kunst, nicht um nackte Thatsachen, und obgleich Schmock nur penny-aliner war und nur für eine Zeitung berichtete, ließ man ihm doch nur die Brillanten stehen und strich ihm das Uebrige fort. Wollte man ein Gleiches mit Aba's Roman thun, es bliebe absolut nichts übrig. Einen Begriff von Aba's unleidlicher Methode, welche stark an den Stil unserer Gesetzbücher mahnt, zu geben, brauche ich übrigens nicht einmal eine Stelle aus dem Buche zu citiren. Es genügt, die Thatsache zu berichten, daß zahlreiche Kapitel des Romans nur eine Seite von etwa 30 Druckzeilen lang sind, und solche Kapitel folgen mitunter vier bis fünf hintereinander! Das Buch kann also immerhin als Curiosum gelten, und zwar als abschreckendes Curiosum.

Gleichfalls ein Curiosum, wenn auch ein minder abschreckendes, sind die „Mexicanischen Novellen" von H. Keller-Jordan (Nr. 3). An Zahl drei, behandeln diese Novellen mit selbstverständlicher Variirung der Nebenumstände das nicht mehr ganz neue Thema von der Tochter, welche einen ungeliebten, aber reichen Mann heirathen muß, um die Ehre ihres väterlichen Namens zu retten und von den Ihrigen den materiellen Ruin fernzuhalten. In der ersten Erzählung kommt es gar nicht zur Heirath, weil das Mädchen, welches einem andern Mann ihr Herz geschenkt hat, vorher stirbt; im zweiten Falle läuft die Sache sehr glücklich ab, weil das arme Opferlamm sich klugerweise in den Mann verliebt, welchen sie heirathen „müßte", und im dritten Falle wird die heillose Ehe wirklich zum Unheil des Mädchens vollzogen, doch geht sie nachträglich ihrem gehaßten Gatten durch und wird von diesem auf der Flucht erschossen, wobei jedoch auch er übel wegkommt. Diese dritte Novelle nun, „Dolores" betitelt, ist eine ganz vorzügliche Arbeit und zeigt ein poetisches Können, eine Tiefe und Stärke der Empfindung, eine Plastik der Darstellung, ein Vermögen, Stimmungen zum Ausdruck zu bringen, und das geheimnißvolle, unausgesprochene Fühlen zweier schöner Menschenherzen verständlich zu machen, wie wir sie dem Verfasser nach den beiden ersten Proben seines Talents, voll nüchterner und platter Sentimentalität, nimmer zugemuthet hätten. Und auch der Stil wird hier edel, kräftig und correct, während sich in der ersten Novelle noch Sätze finden wie: „Aber es dämmerte ihm doch wol, daß der Weg ein verfehlter gewesen und daß es auf demselben hohe Barrièren gebe, die erst abgetragen werden mußten, ehe sie sich überspringen ließen"; oder: „Fast ohne zu überlegen, was er zu thun im Begriffe stand, befand er sich auf dem Meere und segelte einem Lande entgegen, dessen Begrünen ihn mit je tieferm Weh erfüllte, je mehr er sich der Küste näherte", und gleich darauf „fühlte er ungeschminkt". Wunderschön sind auch die folgenden zwei Sätze: 1) „Und doch konnte er nicht weiter leben ohne den Gedanken an sie, doch hatte sich in sein von so verschiedenen Gefühlen verwundetes Herz ihr Bild so tief und unauslöschlich eingegraben, daß er es mit allen seinen Gedanken umklammert hielt, wie der Schiffbrüchige das letzte erbarmende Bret, welches ihn retten soll." 2) „Es war beider Lieblingsplatz, und alle glücklichen Stunden, die sie verlebt, gipfelten hier in ihrer Erinnerung!"

Man wird mir die Anerkennung großer Gewissenhaftigkeit nicht versagen dürfen, da ich, nachdem ich gleich auf den ersten Seiten des Buchs solche Stilblüten gefunden, dennoch weiter las, um endlich ein schönes und reiches novellistisches Talent in schönster Entwickelung kennen zu lernen. Dem Verfasser sei aber dringend ans Herz gelegt, künftighin nur fertige Arbeiten, nicht aber — Schulhefte der Kritik und dem Publikum vorzulegen. Er könnte dabei noch sehr übel fahren.

Oskar Welten.

Dichtungen und Gedichte.

1. Melechsala. Romantisches Gedicht in elf Gesängen. Von Albert Kellner. Berlin, Berliner Verlagsanstalt. 1883. 8. 3 M. 60 Pf.

Die Geschichte des Grafen von Gleichen und seiner beiden Frauen bietet dem reimgewandten Verfasser zu diesem theils heiter, theils ernst und innig gehaltenen Gedichte den Stoff. Er hat sich's dabei nicht entgehen lassen, daß die Farbenpracht des Orients Ersatz bieten könne für den Mangel an Spannung, der die schwache Seite jeder bereits allgemein bekannten Begebenheit ist. Bis an die heikle Frage, wie die beiden Gattinnen des Ritters sich nebeneinander vorkamen, wie sie sich mit dem Halbscheid seines Herzens abfanden, und mit welchem Rechte der Ausgang des Gedichts — die Vereinigung der drei — als so glückverheißend erscheint, daß „wir geblendet stehen bleiben,

> Um von der Höhe ihres Strebens,
> Um von dem Gipfel ihres Lebens
> Thaleinwärts ihren Lauf zu sehn" —

bis an diese heikle Frage die Leser zu führen, hat der Verfasser vorsichtig vermieden.

Unverständlich ist uns, warum er in Bezug auf die

Betonung der einzelnen Silben des Namens Melechsala fortwährend schwankt; bald heißt es:

Wie's um Melechsala bewandt —

bald wieder:

Hat Melechsala jetzt empfangen.

Verbesserungsbedürftig sind für den Fall einer zweiten Auflage auch Zeilen wie die folgenden:

Darauf, so gab er diese (seine erste Gattin) frei,
Und führte jene (seine zweite) froh herbei,
Der, zaghaft in dem Zelt gesessen,
Rolf's bittres Wort noch unvergessen.

2. Fabeln von Karl Finck. Kassel, Keßler. 1883. 12. 2 M.

Nach der Moral, welche als Schluß einigen dieser Gedichte angefügt ist, sind sie für Kinder geschrieben. Einer dieser Schlußsätze lautet:

Auf Fröschlein, Kind, ist kein Verlaß,
Und auch dem besten Wetterglas
Nicht allezeit man trauen kann;
Es führt uns oft wie's Fröschlein an.

Diese Nutzanwendung ist wol für Kinder etwas zu unbestimmt, und auch manche der übrigen zumeist für Fabeln etwas langgedehnten Gedichte lassen jene klare Knappheit vermissen, die sich dem Gedächtnisse des Kindes als ein Erfahrungsschatz deutlich einprägt. Im übrigen ist der Verfasser bemüht gewesen, durch einen zumeist heitern Ton und durch fließende Reime seinen Fabeln einen anmuthenden Reiz zu verleihen.

3. Eine Rheinfahrt. Ueber Mainz nach Düsseldorf von Karl Rudolf Beisler. Wiesbaden, Riedner. 1881. 12. 2 M.

So viel auch schon über den Rhein geschrieben ist, immer gibt es noch über ihn zu singen und zu sagen. Das vorliegende Büchlein wird wegen mancher wissenschaftlichen Notiz und mancher hübschen Schilderung und nicht minder wegen der eingestreuten Gedichte ohne Zweifel den vielen Reisenden willkommen sein, welche, ohne große eigene Phantasie, nicht recht wissen, wie sie zu einem stimmungsvollen Genießen des schönen Stroms gelangen sollen. Alle Welt bewundert ihn, alle Welt erwartet, daß man für ihn schwärme, aber Reisen haben ihre nüchternen Seiten, und zuweilen versagt das Begeisterungsvermögen. Da hilft denn nicht nur eine Reminiscenz nach, die wie ein Schnaderhüpfel heiter anmuthet, z. B.:

Bopparder Mädchen,
Koblenzer Brötchen
Und Andernacher Wein —
Zieren den ganzen Rhein —

ein enthusiastischer Führer öffnet einem auch die Augen, und Beisler läßt es an Enthusiasmus nicht fehlen. Zuweilen versetzt ihm derselbe förmlich den Athem, oder woher in aller Welt kommt ihm das „Ach" in folgender Schilderung in die Feder?

Sie winkte mir (er bekommt nämlich den Besuch der Muse),
und wie sie grüßte:
Verloren in den schönsten Traum,
Sank ich zu Füßen ihr und küßte
Von ihrem Kleide, ach — den Saum.

4. Verwehte Blätter. Dichtungen von H. E. Jahn. Leipzig, Rühle. 1882. 8. 1 M. 80 Pf.

Während in des Verfassers erzählendem Gedicht „Slavina" das Sachsenthum mit minderer Sympathie behandelt wird als das Wendenthum, bewegt sich die Mehrzahl der vorliegenden Dichtungen auf magyarischem Boden, ohne daß übrigens das dortige Sachsenthum dabei in Betracht kommt. Die Zeit, wo man für alles Ungarische schwärmte, ist nun zwar mit Recht vorüber, aber es muß natürlich dem kosmopolitischen Lyriker gestattet sein, sich als ein beliebiger Ausländer in Scene zu setzen und seinem phantastischen Fluge ebenso auch eine Ausländerin zu gesellen, im vorliegenden Falle Isuschka, ein braunes „Heideröslein". Aus dem Einleitungsgedicht, „Rechtfertigung", ist nicht klar ersichtlich, ob der Dichter, der sein „zwanzigjähriges heißes Sein" einer „Gefallenen" hingab, deren „Lieben allgemein ist" und die er jetzt besingen muß, hiermit auch Isuschka selbst meint, oder ob ihm zu den weitern Gedichten, die von Isuschka und ihrem dörflichen Landsmanne handeln, quasi dem Dichter, irgendeine erotische Bekanntschaft den Anstoß gab. In dem Schlußgedicht, „Mein Mecklenburg" überschrieben, betheuert der Verfasser, nur sein Vaterland Mecklenburg, „mein heilig Land, du Land der Wenden", zu lieben, sodaß wir in ihm also, trotzdem er durchweg auch als Ungar immer in der ersten Person spricht, nur einen auf Grund einer poetischen Licenz zum Transleithaner Gewordenen erblicken dürfen. Offenbar hat der Verfasser, um der in Norddeutschland verbreiteten Annahme der durchweg heißblütigen Beschaffenheit des ungarischen Naturells gerecht zu werden, sich im Colorit seiner erotischen Schilderungen stärker gehen lassen, als dies der poetischen Wirkung zuträglich ist, und vielleicht hätte er gut gethan, sich selbst an die von ihm gepredigte Lehre zu halten:

Du kannst ein Blatt gar leicht beschmuzen,
Doch nimmer wird es wieder rein.

Daneben wäre ihm zu empfehlen, den Reminiscenzen sorglicher aus dem Wege zu gehen. Vor allem drängen sich componirte und viel gesungene Lieder dem Lyriker nur zu leicht in die Feder, und achtet er auf solche Anklänge nicht, so läuft er Gefahr, für minder selbständig und originell zu gelten, als jeder Dichter doch wünschen muß. Hier nur einiges Derartige:

Brechender Forst, brausendes Meer! —

ein anderes:

Du aber bist eine Blume,
So duftig, so rein, so licht —

wiederum:

Ihr Blumen, kleine Blumen,
Wie seid ihr gar so blaß? —

desgleichen:

Fort, fort in die Ferne — vielleicht übers Meer —

nicht minder:

Was kümmert's dich, ob ich dich liebe? —

ebenso:

Gefallen ist ein Rauhreif
In blauer Frühlingsnacht —

oder aber:

Sie war doch gestern noch ein Kind u. s. w.

5. Spielmanns Leid und Liebe. Ein Sang aus dem Mittelalter von F. Brombacher. Freiburg i. Br., Kiepert.

In neun Gesängen erzählt der Verfasser die gute Wendung, welche das Leben eines armen Spielmanns nahm, indem er durch seine ritterliche Gestalt und durch seine Lieder das Herz des Edelfräuleins Gertrud entflammte, nachdem ihr Vater ihn arglos aus Freude an den Kampf- und Trinkliedern desselben zu dauerndem Verbleib in seine Burg aufnahm. Ehe der Alte den Bund der Liebenden gutheißt, gibt es natürlich noch arge Verdrießlichkeiten. Glücklicherweise erkennt man aber zu rechter Zeit in dem armen Spielmann das verschollene Kind eines vor Jahren ums Leben gekommenen Ritters; er ist also blauen Blutes, und alles endet in Glück und Wonne.

Was die Form betrifft, so ist sie nicht zu loben und steht der Prosa zu nahe. Hier einige Proben:

Ist der Menschen Treiben auch ein
Andres, wechseln Sitte, Trachten,
Sprachen, eines bleibt doch allen
Zeiten: Menschenweh und Menschen-
Lust.

Hastig rennen alle, rasten
Nicht, begierig Schätze sich zu
Sammeln.

Possenreißend preisen hier die
Einen ihre Waaren an; und
Mancher ...

Hast wohl Gertrud gar hier über-
Fallen?

Ohne Obdach lagerte ein
Spielmann mit den Seinen. In des
Herzens Angst.

Bleibet niemals ungestraft. Ich
Aber zog mich aus der Welt in
Diese Hütte hier zurück, zu
Mächtig ...

Wie der Vorleser sich mit diesen abgebrochenen Zeilen abfinden soll, ist schwer zu sagen. Zum Schlusse zu besserer Beurtheilung der absonderlichen Vortragsweise ein etwas größeres Citat:

„Liebes Kind, dein Vater ruft,
Will sich wieder dir versöhnen.“
Aber Gertrud wußte nicht,
Was des Vaters Ruf bedeuten
Sollte; zögernd nahte sie,
Sah verwundert auf den alten
Gero, Angst noch in den Zügen
Und ein tiefempfundnes Weh. Da
Faßt der Vater bebend ihre
Rechte: „Gertrud, o vergib dem
Vater, der gewaltsam in dein
Schicksal greifen wollte. Nie mehr
Künftig soll's geschehen. Danke
Gott, vereinige mit meinem
Flehen dein Gebet, daß er, der
Lenker der Geschicke sich so“ u. s. w.

6. Sonette aus der Alpenwelt von Wal Beleno. Zweite Auflage. Jena, Mauke. 16. 2 M. 50 Pf.

Wann die erste Auflage erschienen ist, läßt sich aus der Einleitung nicht ersehen. Da sie damals vermuthlich eingehend besprochen worden ist, so wird hier die Bemerkung genügen, daß sich das Büchlein vornehmlich allen Damen empfehlen dürfte, welche angesichts der Alpenwelt und deren Umgebung sich gern noch durch einen andern als prosaischen Führer auf Naturschönheiten und historische Punkte hingewiesen sehen. Auch als Erinnerung an Reiseeindrücke wird es vielen willkommen sein, wie diese etwas zahlreichen Sonette — es sind ihrer mehr als anderthalb hundert — denn auch besonders geeignet sein möchten, mit einem Album photographischer Alpenansichten verschmolzen zu werden. Vielleicht würde das „An Goethe“ überschriebene Sonett dann wegbleiben dürfen:

Wie schrittest du so kühl und so gemessen
Durch dieses Wunderlandes Hochgefilde!
Anmuth'ge Thäler, wilde Felsgebilde,
Sie konnten dir nur kaltes Lob erpressen.

Sind deines Geistes innerste Int'ressen
Dem Reich entfremdet, unter dessen Schilde
Die Seele reift, — verführt dich seine Milde,
Sein Frieden nicht, der Weltlust zu vergessen?

Doch nein! Natur konnt' nimmer dich begeistern ...
Der Menschheit Räthsel suchtest du zu lösen,
Des Menschenherzens ganz dich zu bemeistern.

Natur war nur Staffage deinen Träumen,
Charakterlos im Guten wie im Bösen, —
Dich bannt das Herz, der Geist im Ueberschäumen.

7. Licht und Leben. Gedichte von Oswald Marbach. Leipzig, Zechel. 1883. 8. 5 M.

Mit Jünglingsfrische bietet der greise Poet hier eine Auswahl seiner bis in die Gegenwart hineinreichenden Dichtungen. Er hat sie nicht in Abtheilungen gesondert. Jeder mag selbst suchen, was ihm am besten zusagt: Uebersetzungen, Festgesänge, Trauercantaten, geistliche Lieder, Philosophisches, Didaktisches, Erotisches. Sehr vieles dürfte bereits bei festlichen Anlässen weiten Kreisen Freude gemacht haben. Anderes wird Componisten zu empfehlen sein.

8. Vineta. Eine romantische Dichtung für das deutsche Haus von August Sturm. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

„Das Stück ist nicht für die Bühne berechnet, sondern für das deutsche Haus bestimmt“, so sagt der Verfasser im Vorwort. Es besteht aus fünf Acten, hat ein bis auf 28 hinaufreichendes Personenverzeichniß und gesellt dem letztern noch „Ritter im Dienste des Kaisers, Ritter und

Knappen des Markgrafen, Gefolge Jessonda's, Raubritter und Geister". Solcher Art wird es wol auch im deutschen Hause nicht Darsteller, sondern Leser und Leserinnen suchen. Zu seiner Empfehlung sei gesagt, daß es zum „Hochzeitgeschenk" gedichtet worden ist, also vielleicht in Fällen, wo ein solches zu spenden ist, gute Dienste leisten möchte.

9. Jenenser Leben. Gedichte von G. H. Schneideck. Jena, Costenoble. 1883. 8. 1 M. 60 Pf.

Als Erinnerung an Jenas Umgegend und manche fröhliche Studentenfahrt wol besonders für die Commilitonen geschrieben. Es ist manches darin, was vielleicht zu stark an Wilhelm Müller, an Eichendorff, Gaudy, Müller von der Werra und andere erinnert, doch hat es freilich seine Schwierigkeit bei Liedern dieser Art solche Reminiscenzen zu vermeiden. Ein paar Sonette und ein Gedicht in Terzinen unterscheiden sich von dem Uebrigen nicht nur durch die gewähltere Form, sie sind auch gedankenreicher. In den minder sorgfältig gearbeiteten Gedichten laufen Wunderlichkeiten unter, wie die folgenden:

Ich antwort' erst gar nicht, 'ch bin viel zu bescheid'n.

Sie kommt vorüber sicherlich,
Nun laßt uns flink beginnen,
Die Aeuglein schlägt sie unter sich
Und trippelt flink von hinnen.

Vermischte Schriften.

1. Natur und Geist im Verhältniß zu den Culturepochen. Von Hieronymus Lorm. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

Vorliegendes Buch ist eine in leichter Essayform vom Standpunkte des Pessimismus aus verfaßte Philosophie der Geschichte; noch richtiger vielleicht: Reflexionen, wie sie in einen neuzeitigen Roman verwebt sein können, sind hier als solche aneinandergereiht. Da der Verfasser alle Erscheinungen der Geschichte unter dem ihm eigenen Gesichtswinkel sieht, so ist natürlich das Ergebniß ein glänzender Beweis für die alleinige Wahrheit des Pessimismus: letzterer, durch Kant eingeleitet, erreicht eigentlich in Hieronymus Lorm seine berufenste Vertretung! Wenn Lorm Schopenhauer den Vorwurf macht, daß jener mehr belletristisch als philosophisch geschrieben habe, so dürfte dieser Tadel mit noch größerm Recht dem Epigonen des frankfurter Philosophen zurückzugeben sein. Der Mensch spiegelt — nach Lorm — den Kampf zwischen Natur und Geist in sich selbst ab und erwartet von der Schlichtung dieses Processes den erlösenden Frieden. Als Weltproceß mag dieser Kampf noch Aeonen dauern; wie er sich aber als Proceß des individuellen Gemüths annähernd schlichten läßt, das will Lorm in diesem seinem Buche darlegen. Welche Lösung des Welträthsels gibt er uns nun?

Der Glaube an die persönliche Fortdauer nach dem Tode ist angeblich unausrottbar mit der Lebensgier verbunden; diese aber hat das Christenthum geheiligt. Das höchste Gut, der einzige Trost besteht darin, daß der Geist die Natur vollständig begreift. Der Weisheit Indiens gegenüber müssen das Christenthum und die abendländische Philosophie erröthen, weil sie in exclusivem Hochmuth nur der Aristokratie des Organischen dienen wollten und die thierische Seite des Weltleidens in ihre Speculation nicht mit einbezogen. Schmerz ist in allen Gestaltungen das Gefühl der Schranke, welche die Welt vom Unendlichen trennt. Die Erde hat keinen Trost, aber über dem Sein liegt das Nichtsein; das Endliche nicht mehr wollen, heißt auch schon, es für die Individualität vernichten.

Den Ernst der sittlichen Gesinnung im Verfasser achten auch wir hoch, seine formelle Begabung erkennen wir gern an; will er aber seinem Pessimismus Anhänger gewinnen, so wird er durch poetische Gestaltungen mehr erreichen, als durch prosaische, dogmatisch auftretende Reflexionen über die Geschichte.

2. Die mohammedanisch-arabische Culturperiode. Von August Bebel. Stuttgart, Dietz. 1884. 8. 2 M.

Der Verfasser hat gefunden, daß keine Religion das Privilegium besitzt, der in der Cultur fortschreitenden Menschheit auf die Dauer zu genügen, und daß für jede der Zeitpunkt kommt, wo sie mit den Culturbedürfnissen in Widerspruch tritt. Er gelangt zu dem Resultat, daß die mohammedanisch-arabische Culturperiode das Verbindungsglied zwischen der untergegangenen griechisch-römischen und der alten Cultur überhaupt, und der seit der Renaissance aufgeblühten europäischen Cultur sei. Die letztere hätte ohne dieses Bindeglied schwerlich ihre heutige Höhe erreicht, das Christenthum aber stand dieser ganzen Culturentwickelung feindlich gegenüber. Bei diesem Ausspruch möchte man irre daran werden, daß Ben Akiba mit seinem bekannten Votum recht habe. Das ganze Buch Bebel's könnte ohne die Einleitung und den Schluß sehr wohl als eine Darstellung des Mohammedanismus und der maurischen Cultur in Spanien angesehen werden; es ist stilistisch gewandt geschrieben, wenn auch inhaltlich nur eine Compilation aus andern Büchern. Nach Bebel war der Apostel Paulus von neuplatonischen Ideen angekränkelt, und „die religiöse Reformation wäre sicher gekommen, auch wenn Luther nicht auftrat". Bebel's Haß gegen das Christenthum hat ihm diese Schrift dictirt; als literarisches Product kann man sie freilich ignoriren; die ihr zu Grunde liegende Gesinnung aber ist bedenklich genug.

3. Bilder aus dem preußischen Litauen. Erinnerungsblätter an das Volk, das einst groß und mächtig war, dessen Existenz aber jetzt nur noch eine Frage der Zeit ist. Von August Kuntze. Rostock, Werther. 1884. 8. 1 M.

Die Bewohner des im Titel genannten Landstrichs sind Reste eines Volks, welches einst groß und mächtig war,

aber in nicht mehr ferner Zeit im Deutschthum aufgegangen sein wird. Es war daher gewiß sehr verdienstlich, daß der Verfasser an Ort und Stelle mühsam alles sammelte, was geeignet war, ein Culturbild dieses Volksstammes zu geben. Historiker von Fach machen wir auf diese liebevoll und besonnen abgefaßte Quellenschrift ganz besonders aufmerksam.

4. Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung von Paul Radestock. Breslau, Trewendt. 1884. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser hat gefunden, daß viele, die bereits in der Jugend eine ungewöhnliche geistige Begabung bekundeten, zugleich eine sehr nervöse Constitution hatten; er hat auch beobachtet, daß Genie und Wahnsinn nahe aneinander grenzen. Er hat deshalb alle einschlagenden Schriften von Aerzten und Philosophen studirt, und versucht nunmehr, vom Standpunkt der physiologischen Psychologie eine genauere Schilderung der Berührungspunkte von Genialität und Irrsinn zu geben. Die Macht der Erinnerungsbilder und Phantasievorstellungen sei beim Genie ähnlich wie beim Träumenden und Geisteskranken oft eine so starke, daß sie derjenigen von unmittelbaren realen Eindrücken gleichkommt. Das Genie und der Irrsinnige finden bei der Zergliederung und Combination der Vorstellungen und der Elemente derselben Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten, die der geistig mittelmäßige Mensch nicht erkennt. Bei der Conception genialer Gedanken spielen wie in der Geistesstörung die Associationen eine bedeutende Rolle. Willensschwäche charakterisirt den Irrsinn, im Genie ist gleichfalls der Wille sehr abhängig von den Vorstellungen und der intellectuellen Thätigkeit. Wenn nun die Art der Vorstellungsverbindung bei der eigentlich genialen Thätigkeit und im Wahnsinn sehr ähnlich ist, so könnte man darauf zur Unterscheidung sagen: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Die Geistesthaten großer Männer aber sind in ihren bleibenden Resultaten himmelweit verschieden von den vereinzelten, blitzartig auftauchenden und schnell verschwindenden Bemerkungen Geisteskranker. Das Genie als die höchst gesteigerte Geistesthätigkeit steht an, resp. auf der Grenze zwischen dem normalen, gesunden und dem abnormen Zustande; es hat zweifellos mit der Geisteskrankheit viele Berührungspunkte und zwar mehr als der gewöhnliche Mensch. Mögen nun auch die in dem Wesen der Genialität liegenden verwandtschaftlichen Momente und Berührungspunkte nicht stark genug sein, um den Uebergang in den eigentlich krankhaften Zustand an und für sich herbeizuführen, so werden doch, da Geisteskrankheiten meist durch einen Complex mehrerer, ja vieler Ursachen entstehen, andere hinzukommende Momente, wie körperliche Krankheiten, heftige Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, Ueberarbeitung, der Druck äußerer Umstände u. s. w. den hervorragend begabten Menschen leichter die Grenze überschreiten lassen als den mittelmäßig veranlagten, der dieser Grenze fern steht. Wir haben im Voranstehenden die Quintessenz von Radestock's Untersuchungen gegeben, und fügen nur noch hinzu, daß dieselben ebenso besonnen wie gelehrt gehalten sind. Die vorliegende Studie ist ohne Zweifel sehr werthvoll in ihrer Art.

5. Ueber die Beziehungen Chr. Garve's zu Kant, nebst mehrern bisher ungedruckten Briefen Kant's, Feder's und Garve's. Von Albert Stern. Leipzig, Denicke. 1884. Gr. 8. 2 M.

Diese Schrift gehört zu den Specialitäten auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie, wie solche neuerdings wieder Mode geworden sind. Der Verfasser meint, für den deutschen Popularphilosophen Christian Garve besonders eintreten zu müssen, obwol er selbst zugibt, daß Garve nicht ein tiefer, sondern nur ein verständiger Beurtheiler Kant's war. Mit großem Fleiß hat Stern in Bezug auf Garve das umfängliche Material der breslauer Stadtbibliothek durchforscht und insbesondere hier zum ersten male zwei wichtige Briefe von Kant herausgegeben. Garve hat nach Stern manche Bedenken in voller Klarheit ausgesprochen, deren Berechtigung spätere Zeiten erwiesen haben; gleichwol gehört Garve nicht zu den ersten Kant-Kritikern. Sehr wichtig für den zwischen Kuno Fischer und Albrecht Krause ausgebrochenen Streit ist ein Brief Kant's vom 21. September 1798. Stern hat nun in dem vorliegenden Buche sowol Garve's äußere Beziehungen zu Kant wie deren beiderseitigen philosophischen Standpunkt mit einer Gründlichkeit, Klarheit und Unbefangenheit erörtert, welche ihm alle Ehre macht. Auch seine maßvoll geübte Kritik erweist sich oft als zutreffend, sodaß die Schrift wol als das Beste bezeichnet werden darf, was über das Verhältniß Kant's und Garve's existirt.

6. Lord Byron's Einfluß auf die europäischen Literaturen der Neuzeit. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte von F. H. Otto Weddigen. Hannover, Weichelt. 1884. Gr. 8. 2 M.

Als Analogon zur vergleichenden Sprachwissenschaft will der Verfasser die vergleichende Literaturwissenschaft gepflegt wissen, und mit Recht sieht er in letzterer die Seelengeschichte eines Volks. Bei aller Bedeutung, welche er den alten Literaturen einräumt, stellt er doch die modernen Literaturen in ihren Blüteperioden höher; die bisherige Behandlung aber der letztern als eines Appendix des Sprachstudiums sei völlig unzutreffend. Weddigen verlangt Lehrstühle für allgemeine Literaturgeschichte der europäischen Völker der Gegenwart; er citirt den Ausspruch Hettner's: „Humanitätsstudium kann jetzt nur die allgemeine Literaturgeschichte der europäischen Völker von Shakspeare bis Goethe und Schiller sein.“ Wir citiren ausdrücklich diese Sätze, weil wir ihnen die weiteste Verbreitung und immer größere Anerkennung wünschen. Weddigen weist nach, daß unter den Dichtern dieses Jahrhunderts Byron den nachhaltigsten Einfluß auf die literarischen Bewegungen der deutschen, französischen, polnischen und russischen Literatur geübt habe; er führt diesen Nachweis an der Hand der eingehendsten Quellenstudien. Hierbei erkennt er an, daß Byron's Dichtungen nicht blos von heil-

samen, sondern auch von schädlichen Folgen begleitet gewesen sind. Byron sei einer der größten Dichter der Weltliteratur gewesen, aber auch vielfach die Verkörperung einer krankhaften Zeit. Seine Schöpfungen tragen die Keime zu allen freisinnigen Ideen und befreienden Thaten in sich, welche die europäische Cultur seither verwirklicht hat; sein Weltschmerz war überhaupt allen großen Dichtern eigen u. s. w. Unser Gesammturtheil lautet dahin, daß Weddigen's Essay rücksichtlich seiner Vereinigung von umfassendem Wissen und reifem Urtheil geradezu eine ausgezeichnete Leistung ist.

7. Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Von Robert Hamerling. Zwei Bände. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. Hamburg, J. F. Richter. 1884. Gr. 8. 10 M.

Hamerling hat hier die Hälfte seiner kleinen Prosaarbeiten zusammengestellt, welche etwa seit 1857 in der „Triester Zeitung" und andern Blättern erschienen sind. Sie behandeln die verschiedenartigsten Gegenstände, aber immer in einer außerordentlich gewählten Sprache, welche in durchsichtiger Form doch meist edlern Gedankengehalt birgt. Insbesondere ist diese Sprache an vielen Stellen vom feinsten attischen Salz getränkt, legt Zeugniß ab von der tiefen Welt- und Menschenkenntniß des Verfassers und fesselt stets durch den zarten Gemüthsantheil, welcher ihren Darlegungen zu Grunde liegt. Dem Leser aber ein genügendes Bild von der Art Hamerling's zu geben, wäre nur dann möglich, wenn man einen seiner Aufsätze vollständig hier abdruckte; das aber verbietet der Mangel an Raum. Immerhin wollen wir versuchen, einige Sätze aus diesen gehaltvollen Plaudereien herauszuziehen. In dem Artikel „Ueber das Glück" sagt Hamerling:

Es gibt Menschen, deren Lebenslauf eine Reihe von Glückszufällen ist. Und wieder gibt es Menschen, denen die rollende Scheibe Fortuna's, wie der Mond den Erdbewohnern immer eine und dieselbe Seite, und zwar die öde, wüste Kehrseite zuwendet. Gleichwol wird man in unzähligen Fällen Glück und Unglück im Charakter des Menschen, in seiner Gemüthsanlage begründet finden. Wir müssen aber die bedeutsame und entscheidende Thatsache des plötzlichen Umschwungs beobachten, welcher oft nach langen Jahren einer mit scheinbar eiserner Consequenz sich behauptenden Glückslage doch endlich hervortritt. Der Unglückliche aber darf zwei Dinge zu keiner Zeit aufgeben: die Hoffnung auf den Umschwung und den muthigen Kampf gegen das Misgeschick.

Noch gediegener als der Inhalt des ersten Bandes ist derjenige des zweiten, aus welchem wir die Aufsätze: „Dichter und Kritiker", „Eine Bitte an unsere Volksschullehrer", „Gedanken über Dichterunterstützungen", „Ueber die Kunst zu schenken", „Die Schönheit im Tricot" hervorheben möchten. Allen Freunden des Dichters sei diese Sammlung seiner Prosaarbeiten warm empfohlen; sie werden eine geist- und gemüthvolle, wohlthuende Lektüre, Proben eines specifisch deutschen, gesunden Feuilletonstils empfangen.

8. Die Hausmusik. In ihrer Organisation und culturgeschichtlichen Bedeutung dargestellt von August Reißmann. Berlin, Oppenheim. 1884. Gr. 8. 6 M.

Der überaus fleißige Verfasser hat uns eins unserer besten Musiklexika und eine Anzahl gediegener Biographien von Tondichtern geschenkt; als Kritiker gehört er zu den gediegensten seines Fachs. Er besitzt nicht blos eine ungemein gründliche Kenntniß der Geschichte und Theorie der Musik, sondern hat sich auch zu den einzig auf die Dauer haltbaren Principien, zu der ästhetisch richtigen musikalischen Weltanschauung hindurchgerungen. Diese Eigenschaften bethätigt er denn auch von neuem in seinem neuesten Buch, worin er ein für unser Volksleben überaus wichtiges Kapitel mit gewohnter Tüchtigkeit und Hingebung erörtert. Reißmann will die Kunst in den Dienst der sittlichen Mächte gestellt wissen; um dies Ziel zu erreichen, soll eingebürgert werden, was die Meister aller Zeiten und Länder für die Hausmusik geschaffen haben. So erörtert er denn zunächst die Wirkung der Musik. Er verlangt, daß ein musikalisches Kunstwerk nicht blos von unserm Tonempfinden, sondern von unserer Phantasie, von Herz und Verstand aufgefaßt werde. Dem Instrumentalton fehlt die innere Beseelung, welche dem Gesangton die höhere Bedeutung verleiht; ersterer regt mehr die Phantasie, letzterer die Empfindung an. Der Gesangton, welcher niemals blos nervenreizend wirken kann, gelangt zu seiner höchsten Bedeutung erst in der engsten Verbindung mit der poetischen Rede. Hierauf folgt eine sehr anschauliche Beschreibung unsers Singorgans, die Lehre vom Lied, der Romanze und Ballade, der Arie. „Es verräth eine sehr oberflächliche Auffassung der Handlung im Drama, wenn man meint, die Arie hemme unter allen Umständen den dramatischen Fortgang. Steht sie am rechten Platz und bringt sie den rechten Inhalt, so wird sie zur hochdramatischen Macht." Hierauf handelt Reißmann von der Unterweisung in der Musik, von dem Gesang in der Kinderstube, vom Klavier und Gesang in Verbindung, vom Kunstgesang und der Instrumentalmusik im Hause. Es ist unmöglich, die Fülle der hier niedergelegten treffenden Bemerkungen auch nur annähernd wiederzugeben; das ganze mit Notenbeispielen reich ausgestattete Buch ist eine praktische Aesthetik der Musik im kleinen, ähnlich wie dies G. Semper's „Stil" für die Baukunst im großen ist. Wir müssen uns daher begnügen, das Reißmann'sche Werk auf das wärmste allen musikverständigen Aeltern und Lehrern, überhaupt allen musikalischen Dilettanten zu empfehlen. Durch die Lektüre desselben wird sowol ihr Verständniß wie ihre Freude an der Musik bedeutend wachsen.

9. Beiträge zur Apologetik. Von E. G. Steude. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Der Verfasser erkennt an, daß trotz der hochgesteigerten apologetischen Thätigkeit der Theologen die religiöse Gleichgültigkeit nicht im Abnehmen begriffen sei. Er gibt zu, daß es an Misgriffen in der Art der Apologie der Gegenwart nicht fehlt. Darum will er eine neue Methodenlehre der Apologie aufstellen, wenn er auch die Hauptwirkung von der Gemeinde erwartet, welche mit allen ihren Kräften zum Zwecke der Vertheidigung thätig sein

müsse. In einer einleitenden Abhandlung weist er zunächst nach, daß die Apologetik eine selbständige theologische Disciplin sei innerhalb der praktischen Theologie; sodann entwirft er eine Theorie der indirecten und der directen, der theoretischen und der praktischen Apologie des Christenthums, bespricht das Verhältniß der Apologie zur Naturwissenschaft, zur vergleichenden Religionswissenschaft, zur Theodicee, und versucht schließlich einen neuen Beweis für die Objectivität der Religion. Steude ist ein noch jüngerer Geistlicher des Königreichs Sachsen und specieller Schüler des Professors der Theologie D. Fricke in Leipzig. Wenn er nun in seinem Buche wesentlich Fricke'sche Gedanken gibt (auch solche von Dorner u. a.), so erwirbt er sich dadurch ein Verdienst um seinen Lehrer und die theologische Wissenschaft. Fricke gehört zu den bedeutendsten Theologen, welche die evangelische Kirche überhaupt besessen hat; es bleibt in hohem Grade zu beklagen, daß dieser eminente Denker und Gelehrte infolge seiner Vielgeschäftigkeit es über Anläufe auf literarischem Gebiete nicht hinaus gebracht hat. Wenn 99 Procent der Theologen (und Pädagogen) an der Schriftseuche kranken, so gehört Fricke zu jener verschwindend kleinen Minorität, welche zu wenig geschrieben hat. Es ist deshalb nur mit Freuden zu begrüßen, wenn seine Schüler den Ertrag der bei ihm gehörten Collegien zu selbständigen Arbeiten ausmünzen und der theologischen Welt zugänglich machen. Man darf hierbei Steude das Zeugniß nicht versagen, daß er sich die Theologie seines bedeutenden Lehrers in lebendiger Weise assimilirt hat und sie in eigener Sprache geistvoll vertritt. Er denkt tief und scharf, schreibt aber fließender als Fricke; er besitzt ein weites Herz und ein enges Gewissen, verbindet die nöthige umfassende Bildung mit maßvoll kirchlichem Bewußtsein, und weiß überall, was er will. Steude's Schrift erhebt sich weit über die theologische Dutzendwaare und läßt hoffen, daß ihr noch manche goldene Frucht am Baum der theologischen Erkenntniß folgen wird.

Gustav Portig.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Sollen wir unsere Statuen bemalen?" nennt Professor Georg Treu einen Vortrag, welchen er bei Robert Oppenheim in Berlin hat erscheinen lassen. Die einst zwischen Kugler und Semper verhandelte Streitfrage über die Polychromie der antiken Bauwerke kehrt hier auf dem Gebiete der Plastik wieder. Der Verfasser will der Plastik unserer Tage durch die Farbe neue Wirkungsweisen neben den alten erobern. Das ist berechtigt; er stellt aber die zuckerige Weiße unserer Marmorstatuen und die kreidige Oberfläche unserer Gipsbüsten auf gleiche Linie, und das ist unberechtigt. Der Verfasser erwartet die Popularisirung der Plastik nur von der Polychromie, führt in einer rein äußerlichen Weise antike und mittelalterliche Meisterwerke in das Treffen und wirft die Polychromie von Architektur und Plastik bunt durcheinander. Eine vollständige Bemalung der Marmorstatuen gerade in der besten Zeit der griechischen Kunst sei vollständig erwiesen; über das Wie müßten praktische Versuche uns Aufklärung bringen. Daß aber die bisherigen Versuche sehr ungünstig ausgefallen seien, gibt Treu selbst zu. Er gibt zu, daß die farblose Skulptur seit den Zeiten der Renaissance Unsterbliches geleistet habe, verlangt aber trotzdem, daß sogar die Porträtbüsten Farbe erhalten sollen. Wir können nicht finden, daß Treu den Streit um wesentliche Gesichtspunkte bereichert oder zu Ende geführt habe; mit einem principlosen Empirismus ist eben nicht viel gethan, sondern nur mit einer sorgfältigen Stillehre der Materiale und Darstellungsobjecte.

— Hans Herrig hat ein kirchliches Festspiel: „Luther", gedichtet, welches in äußerst vortheilhafter Ausstattung bei Fr. Luckhardt in Berlin erschienen ist. Die Dichtung hat bei einer Aufführung in der Kirche zu Worms die Probe glänzend bestanden; sie ist in fünffüßigen gereimten Jamben verfaßt, welche eine große Beherrschung der dichterischen Form bekunden; die Sprache ist eine echt volksthümliche, ungezwungene und doch weihevoll; die Handlung besteht natürlich mehr in einer Aneinanderreihung von Hauptbildern aus Luther's Leben, als in Scenen mit dramatischer Steigerung. Das Ganze ist in wohlthuender Weise mit Gesängen durchflochten, welche die einzelnen Auftritte einrahmen; in der letzten Scene ist auch das weibliche Element durch Luther's Gattin vertreten. Am effectvollsten ist die Reichstagsverhandlung in Worms ausgearbeitet: der Kaiser spricht selbst die Bannformel wörtlich über Luther; das darauffolgende Gespräch zwischen Luther und den Reichsfürsten besteht hauptsächlich aus den einzelnen Strophen des Liedes „Eine feste Burg ist unser Gott". Aus dieser Dichtung heben wir gern eine schöne Stelle als Probe heraus. Als ein Bauer seine freudige Verwunderung darüber äußert, daß er eine ganze deutsche Bibel in Händen halten darf, spricht Luther zu ihm:

> Deutsch, wie du's von deiner Mutter gehört;
> Wie du deine Frau Liebste einst gefragt,
> Wie sie dir viel Liebes und Schönes gesagt —
> Deutsch, wie du betest, wenn's Noth dich lehrt!

Das religiöse Element ist sehr taktvoll als Stimmungshintergrund behandelt, sodaß dieses Festspiel wirklich in Gotteshäusern mit Erbauung gesehen und gehört werden kann.

— „Der Wahrspruch" nennt sich eine bei H. O. Persiehl in Hamburg erschienene anonyme Schrift, welche sich einführt als „ein Beweis des Glaubens" und „ein Beitrag zur Philosophie des Christenthums". Das Werkchen ist offenbar die Arbeit eines strenggläubigen Laien, welcher im Sinne von Jakob Böhme einzelne tiefere Gedanken mit viel unverdauten Dingen vermengt; auch packt er alles Mögliche, nicht zur Sache Gehörige hinein. So z. B. führt nach dem Verfasser unser Kaiserhaus ein glaubensstarkes Schwert, die Franzosen sind die Nation des Gefühls; trotz Kant gibt es keine andern als synthetische Urtheile, die Wissenschaft gibt uns nur den Begriff der Unendlichkeit, Seele ist bewußter Geist im Unbewußtsein, Geist dagegen ist bewußte Seele im Unbewußtsein. „Zwischen den drei Göttlichkeiten muß ein fortwährender, nie endender Verkehr stattfinden, der sich durch die Vermittelung des «All-Geistes» zwischen dem «Wesen der Wesen» und dem «unbedingten Wesen» vollzieht und der in einem Hinüberwechseln der Materie bestehen muß, während die Individualitäten geschlossen bleiben." In diesem Ton geht es durch das ganze Büchlein, welches niemand weiter überzeugen wird als den Verfasser selbst.

— „Richard Wagner, seine Anhänger und seine Gegner", macht Eduard Kulke zum Gegenstand einer sehr eingehenden Studie (Prag, Tempsky). Das Ganze scheint ursprünglich eine Abhandlung über den „Ring der Nibelungen" gewesen zu sein, denn diese ist das Wichtigste in dem ganzen Buche; um dieses herum legt Kulke einige Skizzen über die andern Compositionen und die Kunsttheorie Wagner's, und gelangt endlich zu dem, was der Titel verheißt, d. h. er sucht das relativ Berechtigte an den Standpunkten der Gegner wie der Anhänger Wagner's auszuscheiden. Mit der Wagner-Literatur und den Werken des Dichtercomponisten nahe bekannt, müssen wir gestehen, daß unter den Anhängern Wagner's Kulke zu den denkbar besonnensten zählt und deshalb seine Schrift viel Beherzigenswerthes enthält. Am scharfsinnigsten urtheilt er über die Nibelungen; im übrigen aber geht er doch wol zu Gunsten Wagner's zu weit, wenn er sagt: „Es gibt in der Kunst keinen Irrthum und keinen Fortschritt; mit jedem einzelnen Kunstwerk ist das Ziel aller Kunst erreicht." Das ist der bodenloseste Subjectivismus. Ebenso ist die schwer faßliche Bach'sche Melodie doch immer noch Melodie, während die Wagner'sche „in das Orchester sich flüchtende" es dort über melodische Ansätze nicht hinausbringt. Daß Weber's Melodie im Sinne der Instrumentalmusik erfunden sei, ist eine Uebertreibung. Trotz dieser und anderer Ausstellungen empfehlen wir die Kulke'sche Schrift gern zur Orientirung für solche, welche schon mit dem ganzen Streit vertraut sind.

— Aus den „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Franz von Holtzendorff (Berlin, Habel), haben wir noch nachzuholen: „Benedikt Spinoza's Stellung zum Judenthum und Christenthum", von A. C. Kalischer (Heft 193—194) und „Umwandlung der Schenken", von A. Lammers (Heft 195). Dazu treten in demselben Verlag Heft 433—434 und Heft 435—436 der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Diese Hefte enthalten die Behandlung folgender Themen: „Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen", von Hugo Marggraff, und „Die Durchquerungen Afrikas", von P. Trentlein. Der sich immer auf gleicher Höhe haltende Werth und Ruf dieser Sammlung überhebt uns jeder besondern Empfehlung.

— „2 + 5 = 8 oder Luther-Götzendienst und Reformation" nennt sich eine Broschüre von Richard Wahrmund (Zürich, Verlags-Magazin). Der angeblich in Kassel lebende Verfasser ist Protestant und will, daß über der Luther gebührenden Verehrung nicht dessen Fehler übersehen werden. Er will nachweisen, daß nicht Luther allein die Reformation hervorgerufen und daß diese ebenso wol eine politische wie eine religiöse Bewegung gewesen sei. Durch Luther's Verhalten sei die größere Hälfte Deutschlands für den Papst gerettet worden, das Augsburgische Bekenntniß sei unvernünftig und unsittlich, Luther habe die Transsubstantiation anfangs verworfen und nachher wieder angenommen u. s. w. Die Hülfe gegen alle Sünden Luther's und der Orthodoxen findet der Verfasser bei Schleiermacher und Fröbel. Hätte er maßvoller, der Wahrheit entsprechender seine keineswegs neuen Anschauungen vorgetragen, so würde er mit viel größerer Berechtigung gegen Auswüchse des Luther-Cultus auftreten dürfen, als dies hier der Fall ist.

— Unter dem Titel „Kunst und Welt" hat Ludwig Stark in Stuttgart eine Auswahl musikalischer und touristischer Tagebuchsblätter veröffentlicht (Stuttgart, Bonz u. Comp.), worin er Plaudereien über musikalische Themata gibt, welche allerdings wol den engern Kreis seiner persönlichen Freunde mehr interessiren dürfte als das literarische Publikum überhaupt. Aus dem Jahre 1869 stammt eine „Ausfahrt nach Volksweisen", deren Ertrag in der Schweiz und Oberitalien gesammelt und hier lediglich antiquarisch zusammengestellt wurde. Es folgt „Eine Schubertiade", d. h. ein Erlebniß von Franz Schubert aus dem Jahre 1825, sodann „Eine vierstimmige Gebirgstour", „Naturgeschichtliches aus der Musikwelt", worin die Concertmama, der Opernschüler und die deutsche Festjungfrau sehr launig charakterisirt werden. Unter der Ueberschrift „Kleine Studien" wendet sich der Verfasser mit Recht gegen den Particularismus im Musikwesen, handelt geistvoll über deutsche Bearbeitungen ausländischer Opern, über Concertprogramme, schreibt eine „Kritik über Kritik", verlangt eine neue Ausgabe von Schubert's Gesängen, und druckt einige musikalische Recensionen aus seiner Feder ab. Das Ganze verräth überall den feinsinnigen Musiker und gewandten Stilisten.

Bibliographie.

Flach, J., Glykerion. Eine pergamenische Novelle. Tübingen, Osiander. 8. 2 M.

Huyssen, G., Häusliche Feierstunden in Liedern und Gedichten. Berlin, Maurer-Greiner. 16. 3 M.

Kraupner, F., Tschech. Ein mythisch-nationales Gedicht in 39 Gesängen. Berlin, Ißleib. 8. 3 M.

Kraussold, C., Melancholie und Schuld. Psychologische und psychiatrische Betrachtungen. Stuttgart, Enke. 8. 2 M.

Ladurner, A., Gedichte. Meran, Plant. 12. 1 M. 20 Pf.

Lnz, G., Der Tod des Leibes und das Fortleben der Seele. Ein Blick über's Grab. Bernburg, Bacmeister. 8. 1 M. 20 Pf.

Müller, C., Die preußischen Kultusminister und das Volksschulwesen. Bernburg, Bacmeister. Gr. 8. 1 M.

Müller, G., Ein Jahr in Schweden. Skizzen nach dem Leben. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M. 50 Pf.

Müller sen., M., Bis zum letzten Athemzuge! Eine Streitschrift nach verschiedenen Richtungen. Pforzheim, Delffs. Gr. 8. 80 Pf.

Neurath, W., Adam Smith im Lichte heutiger Staats- und Socialauffassung. Nach einem Vortrage. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M.

Platen's Werke. 2 Bde. Elberfeld, Loll's Nachfolger. Gr. 8. 3 M.

Prel, C. du, Die Philosophie der Mystik. Leipzig, E. Günther. 1885. Gr. 8. 10 M.

Roeder, H., Gedichte. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Rowel, M., Briefe aus der Hölle. Frei nach dem Dänischen. 13te unveränderte Aufl. Leipzig, Lehmann. 8. 3 M.

Runeberg, J. L., Fähnrich Ståls Erzählungen. Ins Deutsche übertragen von Charlotte v. Liebeherr. Rostock, Meyer. 12. 3 M.

Sailer, L., Bilder aus dem bayerischen Hochgebirge nebst Beschreibung der hervorragendsten Orte nach ihrer älteren und neueren Geschichte, ihrer culturhistorischen Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart. Berchtesgaden. 8. 3 M.

Sammlung pädagogischer Aufsätze. 5tes Hft.: Ueber die Pflege der Phantasie in der Volksschule. Von J. Löhr. Danzig, Axt. 8. 50 Pf.

Schroeder, L. v., Pythagoras und die Inder. Eine Untersuchung über Herkunft und Abstammung der pythagoräischen Lehren. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 2 M.

Schuster, F. W., Alboin und Rosimund. Trauerspiel. Wien, Gräser. 8. 2 M. 40 Pf.

Schwerin, Josephine Gräfin, Im Wechsel der Zeiten. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Seehandel und Flottenstationen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Staub, J. B., Die Fragen der Zeit und die Fortschrittspartei. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 50 Pf.

Tornow, W., Kurfürst Joachim II. oder: Berlin im Jahre 1549. Original-Erzählung. Berlin, Werthmann. Gr. 8. 1 M.

Veyder Malberg, A. Freih. v., Ueber die Einheit aller Kraft. Eine Abhandlung. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Vogel, A., Bilder aus dem Mineralreiche. München, Rieger. Gr. 8. 1 M.

Wagner's, R., Lebens-Berichte. Deutsche Original-Ausgabe von „The work and mission of my life" by Rich. Wagner. Leipzig, Schlömp. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Waldaw, Marie v., Zwei Novellen in Versen. Clemence. — Auf der Alm. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 60 Pf.

Walsemann, A., Das Interesse. Sein Wesen und seine Bedeutung für den Unterricht. Eine Ziller-Studie. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wattenwyl, M. v., Blätter vom Brienzer See. Bern, Nydegger u. Baumgart. 8. 1 M.

Weber, L., A. Ebrard: Ein Totentanz und M. Rowel: Briefe aus der Hölle. Zwei bedentsame neuere Dichtungen über Zustände des Jenseits. Vortrag. Leipzig, Lehmann. 8. Gratis.

Werner, K., Die italienische Philosophie des 19. Jahrhunderts. 1ster Bd.: Antonio Rosmini und seine Schule. Wien, Faesy. Gr. 8. 9 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 18. September 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Ein Kapitel über das „Berühmtwerden“.

Mit Vorliebe erinnere ich mich meiner ersten Zusammenkunft mit dem im vorigen Jahre verstorbenen Levin Schücking. In der geistreichen Weise, die ihm in seiner Unterhaltung eigen war, lenkte er das Gespräch unter anderm auf den Ruhm, besonders den eines Schriftstellers, und die Eventualitäten, von welchen derselbe mehr oder minder abhängig sei. Ich sah damals die Welt und ihre Erscheinungen noch durch das Prisma des rosigsten Idealismus an und war und blieb trotz Schücking's Widerlegungen der Ansicht, der Schriftstellerruhm, die Unsterblichkeit eines Dichters, sei das nothwendige Ergebniß hervorragender Leistungen, und bestritt, daß andere Factoren, äußerlicher Art, oft entscheidend dabei mit einwirken. Lange Zeit habe ich Schücking's Auseinandersetzungen bei mir erwogen; von Jahr zu Jahr fand ich, daß meine Ansichten sich mehr denjenigen des trefflichen Mannes näherten; heute — wenn er noch lebte — würde ich ihm mittheilen können, daß sie sich mit den seinen völlig decken. Es ist wirklich ein eigenes Ding um das Berühmtwerden eines Schriftstellers. In unsern Tagen spielt die Mode und der Zeitgeschmack dabei eine gewaltige Rolle. Freilich werden diejenigen, welche ihnen huldigen, nur allzu bald erfahren, daß, wechselvoll wie sie sind, sie auch schnell ihre Gunst denen wieder entziehen, die bisher ihre sklavischen Anhänger waren. Wie mancher seinerzeit gefeierte Dichter hat — dies bezeugt die Geschichte unserer Literatur — die Wahrheit dieser Worte nicht an sich erfahren müssen und wie viele werden sie noch erfahren! Doch sprechen wir nicht von denen, welche der Tyrannin Mode ihren Tribut zollen; sie haben sich durch ihr Gebaren selbst das Urtheil gesprochen. Wenden wir unsere Blicke den bessern Geistern zu, welche unbeirrt durch die Launen der Mode schufen und schaffen, und schließen wir von gegebenen Beispielen und concreten Fällen auf die Wahrheit der Behauptung, daß das Berühmtwerden eines Schriftstellers wesentlich das Resultat äußerer mitwirkender Ursachen ist. Mag man über die Durchschnittskritik unserer Tage denken wie man will: es wird niemand bestreiten können, daß sie eine Macht, daß sie eins der ersten Vehikel für den Ruhm des Schriftstellers ist. Von vielen Seiten höre ich sagen, in unserer Zeit sei der Kritik nur eine sehr geringe Objectivität eigen. Zugegeben, daß sie sich hier und da durch subjective Regungen leiten läßt — für unsere bessern Organe bestreite ich es —, man wird mir beistimmen müssen, daß derjenige, welcher sich der Mitgliedschaft oder Gunst einer literarischen Clique erfreut, weit leichter die ersten Stufen zum Berühmtwerden emporsteigt als der, welcher, bei gleichen Leistungen, isolirt dasteht. Empfehlung, gesteigerte Anpreisung und Nepotismus wirken, wie im Leben überhaupt, so auch besonders in der Literatur.

Ein weiteres Mittel zum Bekanntwerden eines Schriftstellers vermag sein Aufenthalt, sein Wirken und Leben in einer Großstadt, in einer Stadt mit bestimmt ausgeprägter literarischer oder geistiger Physiognomie zu bieten. Im Verein mit Gleichstrebenden werden Anregungen gegeben und empfangen, und der Name verpflanzt sich leichter von der Metropole oder Großstadt in die Provinz als umgekehrt. Den Dichtern und Schriftstellern, die in der letztern wohnen, haftet überdies zumeist, ob mit Recht oder Unrecht, der leise Makel des „Provinzialen“ an.

Obschon das Talent nicht an den Stand gebunden ist, die Muse vielmehr ihre Jünger aus allen Kreisen wirbt,

so würde doch nur der Kurzsichtige in Abrede stellen, daß der zugleich ein hohes Amt bekleidende Schriftsteller oder der über ein ihn unabhängig machendes großes Vermögen verfügende mehr Chancen besitzt berühmt zu werden als derjenige, der sich dieser Vortheile nicht erfreut und im Dunkel lebt.

Die wirksamste Propaganda vermag indeß der Verleger für den Schriftsteller zu machen. Es ist wahrhaftig nicht gleichgültig, unter welcher Flagge das geistige Erzeugniß in die Welt hinausfährt. Ein Cotta bietet seinen Verlagswerken schon durch seinen Namen mehr Gewähr für Absatz und Ruhm als der Buchhändler Müller im Städtchen X., auch wenn er Erzeugnisse von gleicher Güte verlegt hätte. Dazu kommt die Praxis gewisser Verleger. Man liest nicht selten auf einem Werk „zweite", „dritte" Auflage. Das wirkt! Und doch sind von dem Buch nicht mehr Exemplare verkauft als von jenem, welches noch das Zeichen erste Auflage trägt. Es hängt das mit dem Umstande zusammen, daß der eine Verleger seine Auflagen klein, der andere recht groß macht; jener kann also in derselben Zeit eine zweite und dritte Auflage vom Stapel lassen. Den Werth eines Buchs erkennt man zwar keineswegs immer an der Zahl der Auflagen. Gleichwol heißt es: „Das berühmte Buch von M. M. hat schon die dritte Auflage erlebt!" Ein Vehikel für den Ruhm des Autors!

Und dann — last not least — gehört zum Berühmtwerden heutigentags, daß man in Prosa schreibt. Im Zeitalter der Prosa, schrieb unlängst ein Verlagsbuchhändler, ist der Vers wenig vertrauenerweckend. Prosa, Prosa beherrscht die geistige Atmosphäre und — den Büchermarkt.

Früher verdiente sich der wahre Dichter die ersten Sporen durch seine Lyrik — die Blüte aller Poesie —; heute, wenn er zum Parnaß schnell hinauf will, schreibt er in Prosa und immer wieder in Prosa. Ruhm und Geld werden ihm so leichter zufallen.

Kurz, das „Berühmtwerden" zeigt an einer Fülle von Eventualitäten, daß im Leben des Schriftstellers und Dichters der Zufall eine große Rolle spielt, daß der Ruhm dem einen schnell in den Schos fällt, den andern aber nur über Dornen und Klippen seines mühseligen Wegs erreicht.

Otto Weddigen.

Neue Romane.

1. Große Menschen. Roman von Levin Schücking. Drei Bände. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 13 M. 50 Pf.
2. Der Zöllner von Klausen. Historischer Roman von Johann von Wildenrath. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1884. 8. 12 M.
3. Die Pfeifer vom Dusenbach. Eine romantische Erzählung aus dem Elsaß von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1884. 8. 10 M.
4. Gräfin Resi. Roman von Detlev von Geyern. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 12 M.
5. Stephan Broda. Roman von O. Heller. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1884. 8. 8 M.

Zwei große Zeitbilder aus der Reformationsperiode, welche deren gewaltige Schwankungen innerer und äußerer Natur darstellen, das eine auf deutschem, das andere auf italienischem Boden sich abspielend; ein romantisches Volksgemälde aus der Zeit, die unmittelbar jener großen Umwälzung voransging; endlich zwei Familienporträts modernen Charakters und mit dem Anstrich verwickelter Intriguenstücke.

„Große Menschen" von Levin Schücking (Nr. 1) war der letzte Roman des verstorbenen Autors. Verschieden wird unser Urtheil über das Werk lauten, je nachdem wir einen fest in sich abgeschlossenen Roman verlangen, oder ein großes Zeitgemälde mit intensiv vergeistigter Durchdringung dafür hinnehmen.

Bekanntlich gibt es in der Geschichte der Menschheit von Zeit zu Zeit nothwendige Uebergangs- oder Umgestaltungsperioden, die eine neue Phase in ihrer Entwickelung herbeiführen; Zeitalter des schweren Kampfes zwischen einer absterbenden und einer neu aufstrebenden Weltanschauung. Daß die Reformation eine der gewaltigsten von jenen Zeiten war, ist allbekannt. Hier stehen wir nun gerade an ihrem Anfang oder vielmehr mitten in der Welt des wiedererweckten Classicismus, unter den Humanisten mit ihren neuernden Gedanken. Hauptfigur in diesem Geisteskampf ist keine geringere als die Sphinxgestalt des damaligen geistlichen Oberhauptes der Christenheit, der Papst Leo X., ein heidnischer Kunstmäcen und absoluter Zweifler, der am allerwenigsten an das glaubte, was er als Pontifex ex officio zu vertreten und aufrecht zu halten berufen war, nicht an den Bestand des Katholicismus, ja nicht an die Macht des Christenthums, weshalb die gewaltigsten Umwälzungsideen sich in seinem unstet strebenden Kopfe drängten. Während also von Deutschland aus die Reformation mit den derben Fäusten des wittenberger Mönchs an die Thore Roms klopft, regen sich im Innern der Stadt selbst ebenso gewaltige Reformgedanken. Da möchte der wunderliche Geheimbund, der sich Madre Natura nennt und dem der päpstliche Mediceer noch als Cardinal angehört hat, statt des, wie diese ins classische Alterthum versenkten Männer meinen, veralteten Christenthums das hellenische Heidenthum wieder auf den Thron setzen oder wenigstens die hellenischen Humanitätsgedanken und Regierungsformen. Da trägt sich der Oberpriester selbst mit der großartigen Idee, sein kirchenstaatliches Regiment total umzuwandeln in ein weltliches; ein einheitliches Italien, an dessen Spitze er stehe, zu begründen und aus dem die Gewissen knechtenden Papstthum einen Thron des Welt- und Völkerfriedens zu machen, eine oberste inter-

nationale Rechtsinstanz, die der Welt Ruhe und Wohlfahrt sichert. Wenn nur nicht alle die hohen Ideen Schaum, der große Mann auf dem Thron klein würde und schließlich allein der geringe deutsche Mönch groß bliebe und recht behielte! Die Madre Natura, ohnehin nicht lebensfähig, wird verrathen und verschwindet in aller Stille; und Papst Leo, nachdem er eine sehr schlimme Erfahrung über sein auf das ärgste gefährdetes Machtbereich gemacht und sein Geist dadurch niedergedrückt worden, läßt alle hohen Zukunftspläne fallen und lenkt in die gewohnten Bahnen eines römischen Kirchenfürsten ein.

Die Handlung des Romans ist eine große Intrigue, deren centrale Punkte in Folgendem liegen: Die hochherrliche deutsche Gräfin von Ortenburg aus dem erhabenen Geschlecht der Hohenstaufen ist, um durch päpstliche Vermittelung ein bestrittenes Besitzthumsrecht durchzusetzen, nach Rom gekommen, begleitet von einem augsburger Patricierssohn und seiner Schwester. Die drei sind im Besitz einer kostbaren Cassette, die der Cardinal Medici, jetzt Papst Leo, einst dem augsburger Hause schenkte; sie blieb lange verschlossen; endlich beim Oeffnen fand sie sich nicht leer, sondern mit einem Packet verfänglicher Schriften von der Hand des Cardinals gefüllt, welche den Beweis liefern, daß er jener heidnisch gesinnten geheimen Gesellschaft angehört hat. Diese compromittirenden Actenstücke wollen die ehrlichen Deutschen nun dem Heiligen Vater zurückerstatten; aber als die Feinde des letztern im Cardinalscollegium und dann jene Gesellschaft selber von den Papieren hören, begehen sie einen doppelten Raub an der Cassette: erst läßt ein Cardinal sie der Gräfin, und dann läßt die Madre Natura sie dem Cardinal entwenden; dabei wird der Begleiter der Gräfin, der das werthvolle Gut vertheidigen will, ermordet. Der Cardinal Rafael Riario, geblendet von der Schönheit der hohen Frau, hält diese in seinem Palast, in den er sie unter dem Versprechen seiner Hülfleistung lockte, förmlich gefangen; jene geheime Gesellschaft, an ihrer Spitze der deutsche Ritter Corycius (eigentlich Göritz) und der italienische Graf Baldassare di Novellara, retten sie aus den gefährlichen Händen und entdecken zugleich, daß der intriguante Riario mit andern Cardinälen und seinem Leibarzt einen Plan zur Vergiftung des ihm verhaßten Papstes gefaßt hat. Dieser nun hebt die alte reformatorisch denkende Gesellschaft auf, fängt ihre geheimen Papiere weg, läßt aber die Häupter ungestraft. Die Verschwörer gegen sein Leben aber richtet er mit aller Strenge. Nun hat die furchtbare Entdeckung auch allen seinen Muth gebrochen; er gibt es auf, jene große Reform anzubahnen, eine weltgeschichtliche Rolle zu spielen; er wird ein Papst wie die andern, nur daß er nie gläubig wird und eigentlich blos seinen Kunstliebhabereien lebt. Die Gräfin von Ortenburg, der das gottlose Rom verleidet ist, kehrt zu ihren Pflichten nach Deutschland zurück; aber der Graf von Novellara, der ihr durch eigene Intervention den bestrittenen Besitz verschaffen konnte — ein innerlich und äußerlich hoch bevorzugter Mann, den unsere Erzählung fast wie einen Zauberer hinstellt —, hat so tiefe Liebe zu dem herrlichen Weibe gefaßt, daß er sie nicht mehr lassen kann; er geleitet die Abziehende und wird ihr Gatte. Die großen Menschen sind entweder klein geworden, wie der Papst, oder ziehen sich vom Schauplatz der öffentlichen Dinge zurück, wie unser Liebespaar; die Leitung der Welt liegt nicht mehr in den Händen Roms.

Es ist eine feine Arbeit, mit innerer Würde und äußerer Eleganz entworfen, ästhetisch abgemessen, auch in den gewaltsamen Scenen nicht über das Maß aufregend, eine willkommene Lektüre für denkende Leser; die Sprache schön, die so außerordentlich verschiedenen Charaktere mit vollkommener Wahrheit und geistiger Vertiefung gezeichnet; ein allgemeines Zeitbild großen Stils, ein Vademecum der jene Epoche gewaltig bewegenden Gedanken; eine Umwälzungsperiode im Leben der Menschheit, mit ihren großen und kleinen Gewalten, finstern und klaren Strebungen, hochgesinnten und egoistischen Personen. Eine unendliche Fülle von Ideen liegt da ausgestreut, von Visionen und Träumen künftiger Weltgestaltung, ein Wogen in den Geistern, Arbeiten in Kunst und Wissenschaft, ein Reichthum an Geistesschätzen, aber auch ein beängstigendes und verwirrendes Chaos.

Johann von Wildenrath's „Der Zöllner von Klausen" faßt dieselbe Zeit von ganz anderer Seite, ihre äußern Kämpfe verfolgend. Wir stehen mitten in den ersten Reformations- und Bauernkriegen; Salzburg und Tirol sind der Kampfboden.

Ein großes und schönes Heldenpaar sind dieser Zöllner von Klausen und sein hochherziges Weib; ihre Laufbahn ist kurz und drangvoll, aber an Ruhm und reinem Adel reich. Der außerordentlich bedeutende Mann, ein geborener Führer der für ihre natürlichen Rechte aufstehenden Unterdrückten und Gequälten, heißt Michael Gaißmayer. Zuerst tritt er uns entgegen als Zolleinnehmer des Bischofs von Brixen, in geheimer Mission die angebliche Nichte, in Wahrheit die natürliche Tochter des tyrannischen Erzbischofs Matthias Lang von Salzburg dem Vater zuführend, wobei Beschützer und Schützling eine für das Leben anshaltende Liebe zueinander fassen. In Salzburg wird er angesichts der Bedrückungen des Volks Protestant, hilft den Aufstand gegen den Erzbischof leiten, wird dann Chef der auch aufgestandenen Tiroler, bei den vorgespiegelten Friedensverhandlungen in wortbrüchiger Weise eingekerkert und von seinem treuen Weibe, das entführt wird, getrennt; er entflieht nach der Schweiz, leitet den zweiten großen Aufstand des Landes Tirol, das aber bald von der feindlichen Uebermacht erdrückt wird. Da zieht er sich, hochgeehrt, mit seiner wiedergewonnenen Gattin in den Dienst der Republik Venedig zurück, unausgesetzt darauf bedacht, diesseit der Alpen die Volkserhebung aufs neue anzuschüren, findet aber durch Meuchelmord ein jähes Ende.

Natürlich war bei diesem großen Zeitbilde dem Autor Gelegenheit geboten, ja die Aufgabe gestellt, alle die verschiedenen Stände und Gesellschaftskreise zu schildern, die

da gegeneinander kämpfen. Da treffen wir zunächst hoch oben auf dem Plan die hochmüthigen geistlichen und weltlichen Volksbedrücker mit ihren gehorsamen Dienern, ihrem prunkenden Hofstaat und dem Henker. An ihrer Spitze der heillose Fürst-Erzbischof von Salzburg, vor dessen Despotennatur kein Recht gilt, und als sein verworfenes Werkzeug der schlaue Kanzler Riebeisen. Das Land aussaugen, nach Willkür und Laune regieren, in wildem Uebermuth schwelgen und alle Widerstrebenden niedertreten ist die Losung dieser saubern Regierungskunst. Aehnlich der Hof des jungen Erzherzogs Ferdinand in Tirol, und als der schlechteste unter den Höflingen der Spanier Salamanca. Dann die Ritter und Söldner bis herauf zu ihrem großen Haupt Georg von Frundsberg in der Kampfesarbeit gegen den neuen Glauben und die unbequemen Rechtsansprüche der untern Stände. Da sind ferner die Bürger von Salzburg, vom kleinen Handwerker bis zum Rathsherrn und Bürgermeister, alle von der tyrannischen Gewalt des Selbstherrschers in den Staub getreten, ihre Rechtsbriefe zerrissen, die Gewissen geknechtet und der Besitz gefährdet; endlich, als das Maß überläuft, auch diese bedächtigen Kreise in Empörung. Da sind die evangelischen Prediger in ihrem ungebeugten Glaubenseifer und dem ruhig getragenen Martyrium. Da steht vor allen im Vordergrunde die Masse des Bauernstandes aus dem salzburger und dem tiroler Ländchen, die ungeübten Leute im rasch improvisirten Kriege gegen ihre vielhundertjährigen Dränger und hernach, als übermächtige Gewalten sie aufs neue niedergedrückt haben, die Opfer einer unmenschlichen Rachsucht. Da sind die Rotten dieser nun einmal nach menschlichem Recht und evangelischer Freiheit dürstenden Armen mit ihren hochherzig sich aufopfernden Führern oder mit ehrgeizigen Intriganten und Verräthern an der Spitze.

Ueber das literarische Talent des Autors sich zu äußern, ist gar nicht so leicht, als es scheinen könnte, und meine Unsicherheit in diesem Punkte geht, offen gesagt, so weit, daß ich erst ein zweites, sich auf wesentlich anderm Boden bewegendes Product von ihm lesen müßte, um mich darüber ins Klare zu setzen. Offenbar hat er diesmal insofern einen glücklichen Griff bei der Wahl seines Stoffs gethan, als dieser mit seiner großen Reichhaltigkeit, der wechselnden Fülle von Scenen und Charakteren und der hervorragenden Bedeutung den Bearbeiter ganz wesentlich unterstützte. Was mich stutzig macht, ist folgende Wahrnehmung: trotz der außerordentlichen, an sich schon gegebenen Mannichfaltigkeit des Stoffs scheint mir bei der Darstellung von Wildenrath's zu weniges oder vielmehr zu vieles in gleich hohem Grade hervorgehoben; die ganze Darstellung ist mir etwas zu gleichförmig und gleichtönig erschienen; das mattet ab, läßt auch eine wirklich dramatische Bewegung, die doch gerade dem Stoff so ungemein nahe liegt, nicht recht aufkommen. Die Frage drängt sich auf, ob nicht der Erfolg der Schilderung, die in Michael Gaißmayer und seinem Weibe ein schön begeisterndes Heldenpaar hinzustellen verstand, weniger dem eigentlichen Darstellungstalent zu verdanken sei als dem vorliegenden Material selbst und dem beharrlich auf diesen Zweck gerichteten Willen. Das aber bleibt mir gewiß: um Umfang und Tiefe dieses Talents abzumessen, möchte ich es sich in einem Stoff bewegen sehen von viel geringerer äußerer Tragweite, der an sich zu intensiv innerer Vertiefung und Durchbildung auffordern würde.

Wie immer, so gibt Wilhelm Jensen auch in seinem Roman „Die Pfeifer von Dusenbach" (Nr. 3) etwas durch und durch Eigenartiges in Auffassung und Darstellung, das ihn mit keinem zweiten verwechseln läßt; er ist von besonderer Kraft, spannend und fesselt lebhaft das Interesse.

Die zweite Hälfte des Buchs ruht auf einem geschichtlich sehr bedeutsam sich hervorhebenden Hintergrunde; es sind die Burgunderkriege des gewaltigen Herzogs Karl des Kühnen, und die mächtige Gestalt des unbändigen Recken, den seine maßlosen Herrschaftsansprüche ins Verderben jagen, ist uns in ganz besonders eindringlicher Zeichnung vorgeführt bis zum verhängnißvollen Tod auf dem Schlachtfelde. Das hat der Dichter in Einklang mit seiner Erzählung gebracht, indem er seinen eigentlichen Helden nach verschiedenartigen Schicksalen zum bevorzugten Leibknappen des unbändig übermüthigen Herzogs aufsteigen läßt.

Dieser eigentliche Held dieser Romans ist Guy Loder, wie er anfänglich ziemlich willkürlich genannt ist; er steht so sehr im Mittelpunkte der Erzählung, daß alles andere sich um ihn bewegt. Wir geleiten ihn vom ersten Augenblick seines ruhelosen Lebens an bis zu der Stunde, da das Schicksal des gereiften Mannes einen bestimmt angestrebten Abschluß, ein festes Ziel findet. Und eigenartig genug ist dieser Lebenslauf, das läßt sich nicht bestreiten.

Der junge Guy ist ein Kind der Liebe aus vornehmer Familie. Eine Grafentochter im Elsaß ist auf einmal spurlos verschwunden und nichts mehr von ihr entdeckt worden. Sie hat sich einem benachbarten armen Grafen ergeben, dem man ihre Hand verweigerte, ist auf seine verborgene, halb verfallene Burg geflüchtet und hat da gelebt, bis sie Mutter werden soll. Eines Morgens ist sie, schwer von innerm Seelenkampf bewegt, auch von dort entflohen in den Kleidern einer Tagelöhnersfrau, und mitten in einem wüthenden Sturm hoch oben auf dem Kamm des rauhen Gebirges, das sie überschreitet, kommt sie in dem Augenblick um, als eben die Stunde der Entbindung da ist. Der unerkannte Körper der Entseelten wird in einem einsamen Dorfkirchhof bestattet, das Kind, das sie geboren, als Sohn des Bauern, welcher es aufgefunden, zum Viehhüten erzogen, doch vom Dorfpfarrer sorgsam unterrichtet. Bei einem besondern Anlaß entläuft der Knabe seinen Pflegeältern aus der streng abgeschlossenen Einsamkeit in die Welt und kommt nun nacheinander zu zwei sehr verschieden gearteten Pfeifern, d. i. wandernden Musikern, mit denen er ein gutes Stück Welt, das Elsaß

und die Schweiz, durchzieht. Sein erstes Verlangen ist, auch in die Pfeifergilde aufgenommen zu werden, was ihm aber bei der Aufnahmeprobe mislingt, da er sich erlaubt, abweichend von der vorgeschriebenen Norm zu singen. Da wirft ihn das Schicksal dem gewaltigen Herzog zu, der den schönen und kraftvoll muthigen Jüngling bemerkt und in seine Nähe zieht. Unter dem Blick des Mächtigen wird Guy ein tüchtiger Held und Kämpfer, bald zum Junker und Ritter erhoben. Endlich kommt zufolge näherer Nachforschung die Abstammung des jungen Guy zu Tage, und er gewinnt die wunderliebliche Tochter eines Grafenhauses zur Gemahlin, die ihm seit der ersten frühen Begegnung fast wie eine höhere Erscheinung im Herzen lebte und die selber zuletzt noch vermöge der Feindschaft zwischen zwei benachbarten Familien ein schweres Schicksal durchgemacht hat (sie ist entführt und gefangen gehalten worden), aus welchem Guy sie nur auf erfinderische Weise hatte retten können. Mit diesem glücklichen Ende sind die Herzen und ist die Erzählung zur Ruhe gebracht.

Es sind frappant sich einprägende Scenen, die der Autor vor unsern Augen entwirft. So gleich anfangs der einsame Tod der Mutter Guy's, einer mächtig und prächtig schönen Gestalt, die mehr einem innern Leid erliegt; es ist erschütternd. Dann die Zeichnung des weltverlassenen armseligen Dorfes Altweier hoch oben im Wasgengebirge und seiner an Leib und Seele verkümmerten Bewohner. Das ist so eins von den tief im Gedächtniß haftenden Bildern, wie eben Jensen's Pinsel sie liebt und vollendet hinwirft; intensiver wird kaum ein Gemälde den Eindruck des Weltverlorenen und Vernachlässigten, in Geistesträgheit und Langeweile Erstarrten, Ziellosen entworfen werden können, halb Bedauern, halb Widerwillen erweckend, unendlich trübselig. Einen ganz andern Eindruck macht die Zeichnung des Pfeiferlebens im Städtchen Rappoltsweiler, voll frischen Lebens, ton- und farbenreich, lärmend und schillernd, eigenartig durch und durch, aus seinem besondern Boden herausgewachsen und da auch mit seinen sonderbaren Gebräuchen und Manieren toll und jubelnd an einem ganz speciell der Volksmusik geweihten Tage sich auslebend. Hat ja die Genossenschaft dieser wandernden Musikanten, eines etwas zigeunerhaften Völkleins aus guten und schlimmen Gesellen, auch ihren bunt ausstaffirten Pfeiferkönig, dessen Glanz und Macht freilich traurig ephemer ist, da er sich zuletzt als ein armseligster, im wüsten Kämmerlein hindußelnder, lederklopfender, durstender und nebenbei von seiner keifenden geizigen Alten tyrannisirter Schuhmacher entpuppt, der aus Furcht vor dem Hausteufel nicht einmal mit den ehrfurchtsvoll ihren König begrüßenden Pfeifergenossen zum Schoppen gehen darf. In seiner Art brillant ist das Fest, das ganz Rappoltsweiler und die Umgegend weit umher auf die Beine bringt und elektrisirt. Da ist einmal ein aus dem Vollen gegriffenes Stück Volksleben, unverfälscht und ganz, zum Greifen lebendig. Aber in der Folge hat der Autor ein vielleicht noch interessanteres, jedenfalls weit farbenreicheres Pendant geliefert, wie jenes auf elsässer, so dieses auf schweizer Boden spielend: die Gaunerkilbe zu Gersau. Das ist eine urwunderliche Gesellschaft, die da zusammenströmt, verteufelt unsympathisch; das Rendezvous aller Stromer, Vagabunden, Gaukler und Springer, Diebe und Fälscher, Metzen und Wahrsagerinnen, alles weit und breit aufzutreibenden fahrenden Gesindels, eine aus Schmuz und Flitter zusammengeflickte Banditengemeinde, der trunkene Landtag aller höllischen Gesellen, schreiend und tanzend, saufend und kosend. Das sind seltsam spannende Gemälde mit hochrothen Farben, die echte Lumpenromantik. Das curioseste Menschenporträt ist dasjenige des von der Natur vernachlässigten, verwachsenen und taubstummen Ziegenmädchens Bettane, das doch in dem verbildeten Körper überraschend viel Geist und noch mehr gemüthvolle Aufopferungsfähigkeit trägt und von dem Augenblick an, da Guy es um sich duldet, eine verehrungsvoll zu dem jungen Mann aufblickende Liebe faßt; die fremdartige Kleine wird ein wichtiges Werkzeug im Gange unserer Geschichte. Auch das wieder eine der überraschenden Eigenheiten von Jensen's Feder: die Zeichnung bizarrer Menschengebilde; er malt sie aber nicht blos äußerlich hin, sondern er gleitet behend in die Tiefen ihrer ebenso absonderlich sich gestaltenden Seelenprocesse zergliedernd hinein.

Jensen ist eine fast befremdend eigenthümliche Erscheinung, was sowol seine Auffassung als auch seine Darstellung der Personen und Dinge betrifft. Man muß sich erst ganz in seinen Ton und seine Manier einlesen, wird aber, wenn man sich einmal damit vertraut gemacht, sich nicht leicht täuschen können und bald an den eigenartigen Federstrichen den durchaus selbständig gearteten Kopf erkennen. So liebt er denn auch recht auffallend charakteristische, frappant abstechende, nicht selten ins Bizarre schillernde Gestalten und Scenerien; oder dann greift er ins Uebermächtig-Bewältigende ein, in schwer complicirte Geistesphasen und Geistesgrößen. Und er greift tief; es ist nicht das obenhin sichtbare Wesen, das ihn befriedigt; er sucht und gibt die innerliche Natur, Kern und Gehalt der Erscheinungen und ihrer Träger; er ist ein seelischer Schatzgräber, der die Fäden und Fasern des ruhelosen Menschenherzens bloßlegt. Danach formt sich auch die Sprache, die nicht selten einem schäumenden Sturzbach gleicht; das kocht und braust, glitzert und flimmert, jauchzt und weint, schwelgt in Formen und Farben, blendend fast und betäubend.

Jensen ist immer — auch in seinen Verirrungen — eine ungewöhnlich fesselnde, tief innerlich angelegte Natur, die einen Ueberschuß ganz individueller Geisteskraft in ihre lebensvollen Gestaltungen hineinträgt.

Nur wenige ausgewählte Perioden zur Kennzeichnung der sich oft überstürzenden Sprache. Aus dem Pfeiferspiel zu Rappoltsweiler:

Da quoll und schwoll es plötzlich überflutend von hundert pfeifenden, blasenden, jodelnden, trillernden Lippen, fiedelnden,

paukenden, klimpernden, klappernden Händen, umwogt von tausendkehligem Volksgejauchz, über Guy Loder's Ohren und Geistessinne herein, daß er betäubt auf den dicht an ihm vorübertreibenden klingenden Schwarm hinstarrte. Ein langer Zug wol von zweihundert Mannsköpfen war's, alten und jungen, schwarzen, braunen, blonden, grauen und weißen, deren jeder ein Musikinstrument blies, strich oder schlug; und alle hüpften, tanzten und sprangen dabei, waren mit Federn oder Bändern auf dem Hut und Sträußen vor der Brust festlich herausgeputzt und blickten mit kecken und lustigen, lachenden und feurigen Augen um sich. Dem Knaben aber war's vom nächsten Herzschlag an in dem unbeschreiblichen Getöse wie einstmals den Kindern in der Stadt Hameln an der Weser, als der Rattenfänger mit seiner Querpfeife lockend durch die Gassen wanderte; er vergaß alles, was sonst für ihn in der Welt war, was er vordem gesehen, gedacht, gewollt und gelebt; er mußte mit hinter dem Zuge drein.

In Detlev von Geyern's „Gräfin Resi" (Nr. 4) tritt uns eine ganz andere Welt entgegen; der Autor entrollt ein hocharistokratisches Familienbild aus vornehmem Hause; die Geschichte ist diese: Der junge Graf Rudolf von Rothenkirchen, dessen hochmüthige verwitwete Mutter bis zu seiner Volljährigkeit die reichen Güter des Hauses verwaltete, heirathet gegen ihren Willen im geheimen die schöne Tochter seines verstorbenen Försters Straubing und schickt sie auf zwei Jahre in eine feine Pension nach Paris, damit sie sich Bildung und die nothwendigen Lebensformen aneigne. Die Mama aber sinnt fortwährend auf Trennung des ihrem Stolz in den Tod verhaßten Bandes, und fast gelingt es ihr auf sehr ausgeklügelt boshaftem Wege. In Wien verliebt sich der junge Herr, der beim Heraustreten in die Welt sich bald an die noch etwas eckigen Formen seiner Resi arg gestoßen hat, in eine fein gebildete gräfliche Generalstochter und wirft sich in dem aufreibenden Widerspruch zwischen Leidenschaft und Pflicht einer hochstrebenden Tänzerin in die Arme, die er fürstlich unterhält. Schweigend beobachtet die kluge Mutter das alles und spinnt unterdeß im stillen ihre Intrigue weiter. Als sie es an der Zeit und die Gärung im Kopf und Herzen des haltlosen Mannes weit genug gediehen glaubt, eröffnet sie ihm Folgendes: von Paris habe sie sichere Berichte, daß Resi sich zweideutig betrage, ihm jedenfalls untreu sei; das unwürdige Band müsse er trennen. Vor den Augen der Welt sei Resi unter die Todten zu stellen; man wolle die Försterstochter, die wahrscheinlich gern sich in ein Arrangement finden werde, reich ausgestattet nach Amerika oder Australien schicken, von dort aus einen mit ziemlich viel Geld und List gewiß zu erhaltenden Todtenschein über sie ausstellen lassen und denselben in die Heimat senden; dann sei Rudolf frei und könne seine Geliebte heirathen. Der rath- und fassungslose Mann läßt sich richtig von der Hand der nicht verlegenen und nichts weniger als bedenklichen Mutter führen, und die teuflische Intrigue ist im besten Zuge zu gelingen, als sie einen unerwarteten Riß bekommt. Die Generalstochter Leonie liebt den Grafen gar nicht; ihr Herz gehört einem fast mittellosen Baron Greiffenfels, dem Leoniens Mutter, eben auch nach der reichen Partie mit dem Grafen strebend, absolut abgeneigt ist. Da tritt nun die sehr kluge und nicht weniger energische Schwester des Barons, Klara, ins Spiel und gibt ihm eine andere Wendung. Klara hat in der gleichen geistlichen Pension zu Paris neben Resi geweilt, sich mit dieser befreundet und von ihr, die zwar das Geheimniß ihrer Ehe nach Versprechen gewissenhaft wahrt, doch so viel über den eigenthümlichen Lebensgang erfahren, daß Klara nun in den bezüglichen Familienkreisen zu Wien durch scharfsinnige Beobachtung und Combination einen Theil dessen, was im Verborgenen vorgeht, erräth und dann rasch entschlossen eingreift. Sie läßt Resi sofort im geheimen nach Wien kommen. Hier hellt sich die Intrigue auf und fällt damit auch in sich zusammen. Rudolf kehrt nicht blos zu seiner Pflicht, sondern voll und ganz zu seiner alten Liebe zurück, da Resi ihm als ebenbürtig in ihrer Bildung entgegentritt. Zum Ueberfluß enthüllt sich dann noch Folgendes, was selbst die überstolze Mama aussöhnt: Resi, vom geneigten Kaiser sofort selbst in den Grafenstand erhoben, erweist sich allerdings als Tochter der Frau Straubing; der Vater aber war nicht der Förster, der die Frau erst später heirathete, sondern ein Mann aus hochfürstlichem, dem Kaiserhause nächststehendem Geschlecht; also fließt auch in ihren Adern aristokratisches Blut, das seinen Zug von Jugend auf nicht verleugnet hat. Nun werden auch Leonie und ihr Baron ein Paar, und alles endet in Glück und Freuden. So schließt die sehr verwickelte Geschichte, ein völlig durchgeführtes Intriguenstück.

Dieses Lebensbild hat seine zweifellosen Vorzüge, und ebenso zweifellos sind dieselben rein dem Talente des Autors zugute zu schreiben; und doch wird sich ein ernst prüfender Sinn nicht recht daran erfreuen. Detlev von Geyern liebt es offenbar, große Contraste spielen zu lassen und damit Wirkung zu machen; es ist mir das vor kurzem frappant bei einem andern Werk dieses Autors aufgefallen. Die Sprache ist zwar in ästhetischem Maß gehalten, gebildet; die Zeichnung des Lebens in den verschiedenen Verwickelungen ohne Zweifel richtig und angemessen und in keiner Weise übertrieben; die sehr gegensätzlichen, einen reichen Cirkel darstellenden Charaktere jeder in seiner Art mit voller Naturwahrheit entworfen, in ganz correcter Mischung der Züge aus gut und schlimm. Wir verstehen auch die alte Gräfin, so schneidend uns ihr entsetzlicher aristokratischer Hochmuth, der doch nichts anderes als kalter Egoismus ist, vor den Kopf stößt, und so unheilvoll er wirken könnte. Aber trotz allem würde ich das Werk nicht zum Lesen empfehlen. Dieser Graf Rudolf benimmt sich wie ein verächtlicher Schulknabe, der nicht verdient, daß ihm ungestraft und ungesühnt ein zweites mal, nachdem er es in unverzeihlicher Geistesverblendung bereits ganz aufgegeben, in seinem herrlichen Weibe ein unschätzbares Gut zugeführt werde. Es ist ja der reine Zufall, daß es gut geht und nicht an dieser ideal schönen Frau ein abscheuliches und total unverbesserliches Verbrechen begangen wird. Solche nichtigen Halbnaturen und charakterlosen Wichte begegnen uns heutzutage genug im Leben, wir

brauchen sie nicht in der Poesie. Die Lektüre des zweiten Bandes macht einen peinlichen Eindruck, und die nachfolgende brillante Aussöhnung hat diesen Eindruck nicht verdecken oder verwischen können; es ist die reine Qual. Die Poesie unserer Tage versteht so selten mehr, zu erheben und zu läutern.

Für O. Heller's Roman „Stephan Broda" (Nr. 5) trifft streng genommen der Titel nicht zu. Stephan Broda ist allerdings bis zu Ende die Hauptgestalt der Dichtung, aber doch nicht so, daß die Entwickelung des Ganzen von ihm den Namen erhalten sollte. Vielmehr ist es ein auf vier Personen lastendes Doppelschicksal, welches hier zum Austrag kommt. Wer sind sie? Stephan selbst ist ein angeblich aus dem Bauernstande hervorgegangener, aber äußerst fein gebildeter und auf das Niveau der hohen Gesellschaft gestellter talentvoller Maler. Er hat unter der Aegide eines Fürsten gestanden, der ihn ausbilden ließ, und die Fama sagt, er sei eigentlich der natürliche Sohn desselben. Das hat seine ziemlich glänzende Laufbahn gemacht, wird aber auch sein Verhängniß und Untergang. Denn der Maler hat zu der feingebildeten zweiten Gemahlin des Fürsten Wanda eine Liebe gefaßt, die im stillen erwidert wird; nach des Fürsten Tode stehen die beiden im Begriff, sich zu heirathen, als der delicat und gewissensstreng denkenden Frau mit Absicht die Kunde beigebracht wird von der angeblichen Abstammung des Malers. Das wirft einen aufreibenden Kampf in ihre beunruhigte Seele und den Entschluß, der eigenen Liebe, die sie für sündhaft hält, zu entfliehen. Als Stephan von der Intrigue hört, fordert er den nahen Verwandten und Erben des fürstlichen Vermögens, dessen boshafte Frau wegen einer frühern unerwiderten Neigung zu dem schönen Maler die fatale Geschichte angesponnen hat, zum Duell und fällt von dessen Kugel. Wanda, durch den vorausgegangenen Herzenskampf innerlich schon gebrochen, überlebt den gewaltsamen Tod des geliebten Mannes nicht lange, sondern folgt ihm bald ins Grab. Das ist das tragische Ende des einen Paares. Weniger frappant, aber kaum viel besser ergeht es den zwei andern Hauptpersonen: dem armen Musiker Paul Marberg und der anfänglich ebenso armen, aber sehr sicher speculirenden und bald auf die ersehnten Höhen der Welt aufsteigenden Sängerin Regina Worms. Sie ist ein seltsames Weib, diese Regina: eine plastisch vollendete Statue von bestrickender Schönheit, nur gänzlich ohne Herz und Gemüth; verhängnißvoll wird sie für alle Männer, mit denen sie in nähere Berührung kommt. Zunächst heirathet sie den armen Paul, der ihr die ersten Schritte auf dem für sie höchst schwierigen Weg zur Kunst mit einer vollständig in ihrem Wesen aufgehenden Aufopferung gebahnt hat; dann schleppt sie ihn auf ihrer strahlenden Künstlerlaufbahn als den immer gehorsamen Sklaven mit. Als sie dann jener Theatersiege vollständig satt geworden und nur noch das Eine Lebensziel verfolgt, eine wirkliche vornehme Dame zu werden, wobei sie ebenso kühl und sicher rechnet wie immer; kurz als sie den bereits etwas verlebten Erben des obengenannten Fürsten, den sie übrigens geziemend verachtet und tyrannisirt, soweit unter ihren eisernen Willen gebeugt hat, daß er sie durch legitime Heirat zur wirklichen Fürstin erheben muß, da läßt sie den armen Paul unbedenklich sitzen und geht durch. Dann ist es äußerlich wie innerlich mit ihm aus; er kommt rasch ganz herunter und stirbt nach kurzem im Armenspital. Wirklich geliebt hat das dämonische Weib einmal im Leben, nämlich den fein gebildeten Maler, und gerade dieses eine mal ist sie gescheitert. Daß auch sie auf ihrer erklommenen Höhe nicht glücklich ist, dafür bürgt ein doppelter Stachel, den sie nicht los wird: eben jene verschmähte Liebe, die immer und immer wieder in ihr auflodt, was am schlagendsten ihr charakteristisches Auftreten bei Stephan's Tode beweist; dann aber trotz aller angeborenen und anerzogenen Herzlosigkeit die nicht zu verscheuchende Erinnerung an den armen Paul, der Leib und Seele für sie geopfert und den sie dafür unsaglich elend gemacht hat.

Vielleicht die interessanteste Scene des Buchs, mit Rücksicht auf die weit in die Zukunft greifende Bedeutung wol die Peripetie des Stücks, ist folgende: Stephan hat die Fürstin Wanda zu malen unternommen, und ebenso die Regina in der so gut für sie geeigneten Rolle der Herodias. Eines Tags, da jene ihm sitzt, überwältigt ihn die Leidenschaft; er bekennt seine Liebe; das ist noch bei Lebzeiten des Fürsten, und die gewissenhafte Gattin, obgleich der Liebe des tüchtigen und anziehenden jungen Mannes nicht unzugänglich, wendet sich erschrocken ab; er weiß nicht, ob er sie durch seinen Ungestüm für immer verloren. Kurz darauf tritt Regina liebeglühend in sein Atelier, und der aufgeregte Mann, auf den die verführerische Schönheit wenigstens vorübergehend schon Eindruck gemacht, kommt dazu, sie zu umarmen, erklärt ihr dann aber, als sie weitere und bleibende Ansprüche auf ihn erheben möchte, scharf und bestimmt: seine Liebe gehöre gar nicht ihr, sie könne höchstens seine Sinne reizen. Eine interessante Situation und eine tödliche Beleidigung für das liebedürstende Weib, das von dem Augenblick an dem bedeutenden Mann gegenüber in den nie ausgefochtenen Kampf verfällt zwischen glühender Liebe und bitterm Haß.

Zu den best durchgeführten Charakteren zählen zwei Nebenpersonen des fürstlichen Hauses: die kaltblütige und bis zur Verdorbenheit egoistische Haushälterin Madame Oginska, die den Hauptantheil hat an dem schließlichen Unheil, eine verschmitzte Rechnerin schlimmster Sorte, durchtrieben klug, aber auf Erden nur das liebe Ich respectirend. Ganz anders der derbe, etwas ungeschlachte, aber sehr brave und opferfähige Vater Wenzel, der Oginska Feind, ein geborener Bauernpfarrer, der durch seine Geradheit und Ehrenhaftigkeit unser Zutrauen gewinnt.

Die Entwickelung der Handlung ist durchaus folgerichtig, die Charaktere sämmtlich richtig und wahr gezeichnet; die Kunst des Schriftstellers läßt schwerlich viel zu wünschen übrig; auch die Sprache trägt ihr sicheres Maß in sich. Und doch mag man sich an dem Werk so wenig erfreuen

wie an dem vorigen, und ich würde es auch nicht zum Lesen empfehlen. Eine zu düstere Atmosphäre liegt darüber, und wohlthuend wirkt an dieser Entwickelung nichts. Entweder sind es schlechte oder unglückliche Menschen, sie alle, die da im Vordergrund stehen, und schließlich macht das Werk mit seinen fatalistischen Ausgängen den Eindruck, als sei es angekränkelt von dem Pessimismus, der nun einmal überwiegend die Weltanschauung unserer modernen Geschlechter beherrscht. Das ist wieder nicht die Poesie, die befreien oder erlösen könnte. J. J. Honegger.

Neuere philosophische Literatur.

1. Philosophische Leitbegriffe. Von Karl August Fetzer. Tübingen, Laupp. 1884. Gr. 8. 4 M.

Diese Schrift gehört in die Kategorie derjenigen, welche vorzugsweise an Kant anknüpfend sich zu einer im ganzen der seinigen ähnlichen und nur populärer gehaltenen Weltauffassung zu erheben versuchen. Es muß an und für sich als ein naturgemäßes und berechtigtes Bestreben erscheinen, unsere gelehrte und schwer verständliche Schulphilosophie gleichsam umzudeuten und zu verdolmetschen, um sie dem Kern ihres Gehalts nach dem weitern gebildeten oder populären Verständniß nahe zu rücken. Die Gabe dieser populären Verdolmetschung ist dem Verfasser der vorliegenden Schrift in besonderm Grade eigen. Auch begibt er sich nicht des Rechts, selbständig zu urtheilen und zu denken. Er weist es ferner von sich ab, mit einem eigentlichen neuen und fest geschlossenen System vor der Welt auftreten zu wollen. Das Bedürfniß eines solchen Systems ist in der That auch für das größere gebildete Publikum nicht vorhanden, welches von einer Erhebung in die Regionen der Philosophie nicht sowol ein starres und beschränktes Dogma, als vielmehr nur Anregung, Belehrung und Erfrischung für seine sonstige Lebensbetrachtung erwartet. Die strengen Systeme der Philosophie sind im allgemeinen einzelne Stufen oder Etappen auf dem Wege des umfassenden, wissenschaftlich gelehrten denkenden Begreifens der Welt und ihrer Erscheinungen gewesen. Für den Gewinn einer dem Standpunkte der weitern geistigen Bildung geeigneten Welt- und Lebensansicht sind überall nur wenige unter ihnen geeignet. Hierzu gehören namentlich diejenigen, deren Lehren auch einen bestimmten ethischen Werth oder Charakter haben. Es ist auch in der ganzen Stellung und Bedeutung Kant's das ethische Moment zuletzt das hauptsächliche oder entscheidende. Auch die erkenntnißtheoretische Lehre oder Forderung Kant's von der Selbstbeschränkung der Vernunft auf ihr eigenes Innere gegenüber den anmaßenden und dünkelhaften Bestrebungen einer sogenannten Erkenntniß der Welt an sich in der frühern und auch der spätern Metaphysik hat vor allem einen ethischen Werth oder einen das Sittliche im Menschen stärkenden und reinigenden Charakter gehabt. Es liegt überhaupt jedem philosophischen System abgesehen von seinem reinen oder metaphysischen Lehrgehalt auch immer ein bestimmtes menschliches oder moralisches Motiv von größerm oder geringerm und überhaupt sehr verschiedenartigem Werth zum Grunde. Von dieser Seite aus hat das Streben nach populärer Behandlung der Philosophie eigentlich immer einzusetzen oder seinen Ausgang zu nehmen. Gerade hierin aber ist Kant bisjetzt noch gar nicht genug gewürdigt oder in seiner entscheidenden Bedeutung für das Leben der Zeit und der Nation richtig und erschöpfend dargestellt worden. Man bewegt sich immer noch viel zu sehr in der immerhin schwierigen und vielfach auch anfechtbaren Erörterung der erkenntnißtheoretischen und metaphysischen Fragen in der „Kritik der reinen Vernunft". Alles dieses kann überhaupt nicht wahrhaft popularisirt und vollkommen deutlich gemacht werden und hat überall nur mehr seiner Tendenz als seinem unmittelbaren Gehalt nach einen wirklichen Werth für die ganze Stellung Kant's in der Geschichte. Für das populäre Verständniß ist überall nur das wirkliche Eingreifen und der directe Zusammenhang der Philosophie mit den Fragen des Lebens in Sittlichkeit und Religion von wahrhaftem Interesse und Gewicht. Wir möchten diesen Satz auch dem Verfasser der gegenwärtigen Schrift entgegenhalten, indem uns dieselbe nach der angegebenen Richtung hin dem Ziel einer wahrhaften Verdolmetschung und Auslegung der Bedeutung der Kant'schen Lehre noch nicht vollkommen zu entsprechen scheint.

2. Philosophie im Umriß von Adolf Steudel. Zweiter Theil: Praktische Fragen. Dritte Abtheilung: Kritische Betrachtungen über die Rechtslehre. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Der Verfasser dieses Werks bekennt sich zu der Ansicht, daß die Philosophie ausschließend eine Sache oder ein Anwendungsgebiet des Verstandes sein müsse. Auch wir sind wie er hierin allen bloßen willkürlichen und unberechtigten Phantastereien abhold. Alle Wissenschaft ist überhaupt Sache des Verstandes, aber mit dieser bloßen allgemeinen Eigenschaft ist noch keineswegs das Besondere und Eigenartige aller ihrer einzelnen Theile in ihrem Charakter und in der nothwendigen Form ihrer Behandlung erschöpft. Das Denken oder die Anwendung des Verstandes in der Mathematik, Naturwissenschaft, Jurisprudenz u. s. w. ist zugleich überall wesentlich verschieden, und wir müssen uns sehr dagegen verwahren, daß die Art oder der Typus des juristischen Verstandes, auf dessen Boden sich der Verfasser befindet, auch für das Anordnen und Begreifen des Stoffs der Philosophie die wahrhafte wissenschaftliche Form sei. Dieses gilt, wie von der frühern, so auch von der gegenwärtigen Abtheilung seines sogenannten weitläufig angelegten „Umrisses der

Philosophie". Es werden auch hier alle einzelnen rechtsphilosophischen Lehren und Ansichten gleichsam wie vor einem höhern Forum abgehört und kritisch beurtheilt, aber es kommt zu keinem einheitlichen Aufbau, zu keiner großen, klaren und durchsichtigen Ordnung des gegebenen Stoffs im ganzen. Mit der bloßen kritischen Zersetzung hat der Verstand hier noch nicht seine wahre wissenschaftliche Aufgabe gelöst. Das Buch ist eine Galerie oder Fundgrube aller einzelnen Lehren und Ansichten über die Fragen und Materien des Rechts; aber man merkt, daß der Verfasser zu allem dem blos äußerlich hinzutritt und keinen eigenen leitenden Gedanken in der ganzen Auffassung dieses Gebiets besitzt. Die ganze Frage, was Rechtsphilosophie eigentlich sei und wie sich dieselbe theils zur wirklichen positiven Rechtswissenschaft, theils zu der allgemeinen Bewegung oder dem Fortgang der Philosophie in der Geschichte überhaupt verhalte, ist überdies eine ungemein vielgestaltige und schwierige. Die Rechtsphilosophie theilt hierin das Schicksal oder die Eigenthümlichkeit der Sprachphilosophie, der Religionsphilosophie und anderer zwischen einem empirischen Wissensgebiet und der reinen Philosophie in der Mitte stehenden Gedankensphären, welche dem dilettantischen Betreten überall nur einen unsichern und schwankenden Boden darbieten und bei denen allein eine geordnete Verfolgung ihres ganzen historischen Entwickelungsgangs zu einem festen und sichern Standpunkt ihrer wissenschaftlich denkenden Auffassung hinführen kann.

3. Der neue Philosoph für die Welt. Von Otto Spielberg. Zweites Bändchen: Der neue Sittencodex. Neuwied, Heuser. 1883. 16. 1 M. 50 Pf.

Dieser neue Philosoph für die Welt ist ein harmloses, heiteres und gesundes Original. Alles das ist wahre, echte und eigentliche Popularphilosophie. Der Verfasser bezeichnet sich oder sein Werk als einen Enkel des alten englischen Philosophen für die Welt. Diese ganze Weltweisheit ist eminent praktisch und auf Herstellung oder Erhaltung der allgemeinen geistigen Wahrheit, Gesundheit oder Natürlichkeit im Leben gerichtet. Von gelehrtem und erkünsteltem Systembau ist hier keine Rede. Dafür ist hierin mehr frischer, lebendiger und vielseitiger Gedanke enthalten als in aller sonstigen durch abstracte Reflexion entstandenen Philosophie. Das Leben wird gereinigt von allen verkehrten Einbildungen, Vorurtheilen, Schrullen und falsch gesteckten Aufgaben und Zielen. Gegenüber allem bloßen Raffinement einer unwahren Cultur wird die Quelle des Glücks und der Gesundheit im eigenen Innern des Menschen wieder zu erwecken versucht. „Unsere Akademien, Gymnasien, Musikconservatorien und Theaterschulen haben mehr Ideale vernichtet als Ideale ins Leben gerufen." In solchen Sätzen liegt unbedingt viel Wahres, wenn man sie natürlich auch nicht schlechthin und ohne Rückhalt unterschreiben wird. Der Philosoph weist hier auf zahlreiche Lücken und Krankheiten in unserm Leben, die aus einer Entfremdung desselben von seiner reinen und idealen Natürlichkeit entspringen, und wir möchten deswegen in seinem Werk ein Zeichen und ein Mittel oder einen Weckruf zur Wiederbesinnung des Menschen auf sich nach dem, was er seiner eigentlichen Natur und Bestimmung nach ist, in der Mitte der ihn erdrückenden Güter und Resultate der allgemeinen historischen Civilisation und Bildung begrüßen.

4. Analyse der reinen Naturwissenschaft Kant's. Von Adolf Stöhr. Wien, Toeplitz u. Deuticke. 1884. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Diese Schrift ist nur für den Standpunkt und das Interesse der engern oder eigentlichen Kant-Forschung bestimmt. Alle Fragen der sogenannten reinen Naturwissenschaft hängen mit der allgemeinen erkenntnißtheoretischen Stellung und Aufgabe der Kant'schen Philosophie zusammen. Kant wollte sich hierbei namentlich gegenüber von Hume und dessen durchaus supponirtem Causalitätsbegriff in das Klare setzen über den rein und streng wissenschaftlichen Charakter dieses ganzen Gebiets der natürlichen Erfahrung. Ob eine solche sogenannte reine Naturwissenschaft überhaupt möglich und ob sie nothwendig sei zum wirklichen Begreifen der Natur und ihrer Erscheinungen: hieran möchte jetzt wol allmählich mit einigem Recht gezweifelt werden können. Es ist dieses ein Tummelplatz abstracter und auf die Spitze gestellter Fragen, Schwierigkeiten und Probleme, mit denen wol kaum dem realen Erkennen endgültig nahe getreten werden kann. Das reine Ich der Vernunft, wie es von Kant als Ziel aller Bestrebungen der Philosophie hingestellt wird, ist zuletzt ein ebenso von innern Widersprüchen erfüllter Begriff und eine allem übrigen gegenüber nur schwer zu begrenzende Sphäre oder Realität als das frühere Ding an sich oder die innerste metaphysische Wesenheit der ganzen uns umgebenden äußern Welt. Wie die Natur der Gottheit an sich, so ist auch diejenige des menschlichen Geistes an sich für uns nicht wol zu erkennen außerhalb des realen empirischen Inhalts, in welchem er uns erscheint. Kant gab hierin allerdings der Philosophie ein neues Ziel, das aber zuletzt ebenso wenig wahrhaft erreicht werden kann als jenes frühere. Es entstand hieraus auch gleichsam eine neue Art der Scholastik oder des Denkens in reinen abstracten Begriffen, welche ebenso reich an schwankenden und spitzfindigen Untersuchungen und Distinctionen ist als jene frühere. Wir erwähnen hier z. B. nur die von Kant angeregte Frage nach dem Charakter der Urtheile der Mathematik. Es läßt sich sehr über den Begriff und das wahre Wesen eines sogenannten analytischen oder synthetischen Urtheils streiten. Der Verfasser unterzieht die reine Naturwissenschaft Kant's nur daraufhin einer Prüfung, ob sie vom Kant'schen Standpunkt selbst consequent durchgeführt worden ist: eine Frage, die auch wol kaum ohne Rückhalt wird bejaht werden können.

5. Ursache, Grund und Zweck. Eine philosopische Untersuchung zur Klärung der Begriffe. Von Paul Carus. Dresden, von Grumbkow. 1883. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Aufgabe einer Reform des philosophischen Denkens ist nicht eine so einfache und leichte, als sie dem Verfasser

dieser Schrift erscheint. Wohl ist überall auf Klarheit und scharfe Bestimmung der Begriffe das Hauptgewicht zu legen, und es bildet die Abwesenheit dieser Eigenschaften allerdings den innersten Grund aller Irrthümer, Misverständnisse und sonstigen Unvollkommenheiten der Philosophie. Es kann aber dem ganzen hieraus hervorgehenden, zerfahrenen und individuellen Subjectivismus nicht durch eine bloße auch durch Beispiele unterstützte Belehrung gesteuert und abgeholfen werden. Das letzte Problem aller Philosophie liegt, wie wir sagen möchten, in der Auffindung des Princips oder der geregelten Kunstthätigkeit eines allgemein gültigen oder objectiv berechtigten erkennenden Denkens über die Welt in reinen Begriffen. Es ist dieses ein Ziel der innern formalen Ausbildung des menschlichen Subjects, von welchem auch die richtige Stellungnahme zu allen Fragen der äußern Welt oder Objectivität abhängig sein wird. Hier aber ist mit gewissen vereinzelten und dilettantischen Bestrebungen noch nichts gethan, sondern es muß jene Frage mit vollem wissenschaftlichen Ernst und namentlich auch im Zusammenhang mit der ganzen sonstigen historischen Entwickelung der Philosophie in das Auge gefaßt werden. Der Verfasser gehört, wie uns scheint, in die immer noch zahlreiche Kategorie derjenigen, welche in einem eigenen selbstgezimmerten Nachen von Begriffen und formalen Anschauungen den großen Ocean der die Philosophie in ihrer Geschichte beschäftigenden Weltfragen befahren zu dürfen glauben. Mit solchen Kategorien wie Stoff, Kraft, Bewegung u. s. w. kann die Welt jetzt nicht mehr philosophisch bestimmt oder ausgemessen werden. Auch die sonstigen kritischen Auseinandersetzungen des Verfassers, sowie seine Ansichten über Sittlichkeit und Religion in der Geschichte dürften immer noch der vollkommenen Abklärung entbehren und sich nicht ganz auf der Höhe der hier in Frage kommenden Aufgaben und Probleme befinden. Der Verfasser ist, wie er uns in der Vorrede erzählt, wegen seiner frühern Schrift „Metaphysik in Wissenschaft, Ethik und Religion" zum Aufgeben seiner Stellung als Oberlehrer am königlich sächsischen Cadettencorps genöthigt worden, da diese mit dem christlichen Geist der Anstalt nicht vereinbar erschienen ist: ein an sich bedauerliches Vorkommniß, über welches aber natürlich auf Grund bloßer einseitiger Berichterstattung ein öffentliches Urtheil nicht abgegeben werden kann.

6. Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Die sieben Welträthsel. Zwei Vorträge von Emil du Bois-Reymond. Des ersten Vortrags sechste, des zweiten Vortrags zweite Auflage. Leipzig, Veit u. Comp. 1884. Gr. 8. 2 M.

Der Skepticismus oder Pyrrhonismus, zu welchem sich der Verfasser dieser beiden Vorträge mit seinem bekannt gewordenen Ignorabimus bekennt, gehört überall auch mit zu den reinigenden, aufräumenden und Gesundheit bringenden philosophischen Erscheinungen der Zeit. Man kann diese alle geradezu in solche von gesunder und von krankhafter Art unterscheiden. Es gibt auch einen ungesunden und krankhaft überreizten Trieb des Speculirens und denkenden Erkenntnißstrebens von der Welt. Wir können diesen Pyrrhonismus allein zwar nicht als die wahre Form der Philosophie anerkennen; aber die Betonung der Grenze alles unsers Wissens an sich ist wenigstens ein Schild, der allen jenen unberechtigten und sich in das Bodenlose verlierenden Bestrebungen fortwährend mit Recht entgegengehalten werden kann.

Konrad Hermann.

Zur Kunstgeschichte von Aegypten.

Geschichte der Kunst im Alterthum. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Aegypten. Bearbeitet von Richard Pietschmann. Mit 602 Abbildungen im Text, 5 farbigen und 9 schwarzen Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1884. 4. 36 M.

Die autorisirte deutsche Ausgabe der ersten Abtheilung dieses großen Werks liegt nunmehr vollendet vor in einer Bearbeitung von Richard Pietschmann, und erfreut sich einer Zugabe von nicht weniger als 602 Abbildungen im Text, 5 farbigen und 9 schwarzen Tafeln. Georg Ebers hat dem umfänglichen und brillant ausgestatteten Werke ein empfehlendes Vorwort mit auf den Weg gegeben, in welches wir gern einstimmen. Nach Perrot's Absicht soll die Kunst der Griechen „das schlagende Herz" in dem großartig gedachten Gesammtwerke bilden; dieser höchste Standort beherrscht denn auch die vorliegende erste Abtheilung, welche natürlich ein selbständiges Ganzes für sich bildet. Abgesehen davon, daß der Verfasser über ein ungeheures Quellenmaterial verfügt hat, urtheilt er auch aus eigener Anschauung der ägyptischen Kunstüberreste an Ort und Stelle. Hierzu gesellt sich der glückliche Umstand, daß Chipiez, welchem die Leitung des Zeichenunterrichts in Frankreich anvertraut ist, das Werk mit zahlreichen und sehr belehrenden Zeichnungen versehen hat.

Um die Berechtigung seiner Arbeit darzuthun, nimmt Perrot zunächst Bezug auf seine Vorgänger. Wenn er nun hierbei äußert, daß unsere beste deutsche Kunstgeschichte — die zweite Auflage des monumentalen Werks von Karl Schnaase — keine Frage gründlich erörtere und statt selbständiger Ansichten nur banale Betrachtungen gebe, so weisen wir solche französische Anmaßung entschieden zurück. Perrot weiß mit selbstbewußter Eleganz die Leistungen deutscher Forscher unter französischer Firma vorzuführen, wobei statt eines Beweises einfach die Formel genügt: Er (Perrot) hat es gesagt. Allerdings ist es richtiger, mit der ägyptischen als mit der indischen Kunstgeschichte zu beginnen; aber Winckelmann und die neueste Auflage des

Kugler'schen Werks in einem Athem abzuthun, ist noch weniger statthaft, als die von Perrot gerügte Umstellung der genannten großen Culturvölker.

Perrot beginnt nun mit einer allgemeinen Schilderung der ägyptischen Gesittung; für diese Cultur gibt er als Kennzeichen, daß man ihren geschichtlichen Verlauf um so weiter abwärts beobachten könne, je weiter man den Lauf des Nil aufwärts verfolge. Sodann geht er über zu einer Behandlung der socialen Zustände Aegyptens und der Bedeutung derselben für die bildenden Künste. Hier findet er, daß die Kunst der Aegypter eine durch und durch monarchische gewesen sei, daß sie überaus vielseitig und — ein Spiegelbild des ägyptischen Frohsinns war. Was den Einfluß der ägyptischen Religion anlange, so sei in Aegypten stets der Polytheismus in höherm Grade mit Elementen des Fetischismus durchsetzt gewesen als in Griechenland. So bestanden denn die typischen Göttergestalten der ägyptischen Kunst meist aus einem Gemisch von menschlichen und thierischen Gliedmaßen. Der Sperber-, Geier- und Ibiscultus war viele Jahrhunderte älter als die Verehrung der Götter; das heilige Thier galt den Aegyptern ebenso als eine Offenbarung Gottes, wie der König als der Sohn des Ammon. Darum weil die ägyptische Kunst die volksthümlichen Vorstellungen treu und richtig wiedergegeben hat, kann man ihr doch nicht Geschmacklosigkeit vorwerfen. Einen derartigen höchsten Gott wie den Zeus besaßen die Aegypter nicht, welchen die Kunst von einem Jahrhundert zum andern immer verklärter hätte auffassen können. Der ägyptische Künstler hatte nie ein ähnliches Ideal vor Augen, wie es dem griechischen Bildhauer entgegentrat. Auch die angebliche Unveränderlichkeit der ägyptischen Kunst muß der genauern neuesten Forschung als Irrthum zum Opfer fallen. Allerdings können wir die Anfänge der ägyptischen Kunst nicht mehr beobachten; wol aber sind wir bis zum Schluß der Epoche vorgedrungen, welche anderswo die archaische heißen würde.

Weiter spricht nun Perrot von den Principien und allgemeinen Kennzeichen der ägyptischen Baukunst. Er kennzeichnet alle ägyptischen Gebäude als pyramidoidale Körper, an denen die wagerechten Linien die schrägen und senkrechten weit überragen. Ein ägyptisches Gebäude darf eine gewisse Höhe nicht überschreiten, kann sich aber unbegrenzt in die Breite und Tiefe ausdehnen; es erweckt im Beschauer die Vorstellung absoluter Festigkeit und unbegrenzter Haltbarkeit. Ferner kommen infolge der sparsamen Anwendung von Oeffnungen und der Beschränkung derselben auf einen geringen Raum hier undurchbrochene glatte Oberflächen von größerer Ausdehnung vor als in irgendeinem andern Baustil; Stützen von derselben Gattung und gleichem Durchmesser dürfen bei einem und demselben Gebäude an Höhe sehr verschieden sein. Säulen mit lotusförmigem Kapitäl dürfen Säulen mit glockenförmigem Kapitäl überragen.

Perrot weist nach, daß schon die Aegypter die Kunst des Wölbens verstanden, aber nur ganz ausnahmsweise anwandten. Die polychrome Ausschmückung der Gebäude erklärt sich von selbst aus der Beschaffenheit des Tageslichts und aus der Art, wie dasselbe auf unsere Sehorgane einwirkt. Je greller das Licht ist, um so mehr Gefallen findet das Auge an grellen, bunten Farben. Da wo gewaltige Lichtwellen dem Auge entgegenfluten, hat es für die Nuancen kein Verständniß mehr. Im glühenden, ewig hellen Sonnenschein heben die im Vordergrunde stehenden Gegenstände von neutraler Färbung sich vom Hintergrunde oft mehr ab. Säulen, runde Thürme und Kuppeln sehen in Aegypten bei voller Mittagsbeleuchtung kaum noch abgerundet, sondern fast flach aus. Durch die warmen bunten Farbentöne, welche die Baulichkeiten vermittelst der Polychromie erhalten, gelingt es, diese im Terrain abzusondern und zur gehörigen Geltung zu bringen. Bei den südlichen Gebäuden ist mithin die Polychromie dem Beschauer förderlich und gewährt ihm eine klarere Vorstellung von der Gliederung jener großartigen Steinkörper. Hierbei ist specifisch ägyptisch die Sitte, sämmtliche Verbandflächen, unbekümmert um deren Gestalt und architektonische Aufgabe, mit Figuren zu übersäen. Soweit Stände und Pfeiler reichen, treten diese Figuren in unendlicher Fülle und Wiederholung auf; sie stehen abtheilungsweise übereinander in Fächern. Ein Zusammenhang aber zwischen dem Bauverband und seinem Schmuck ist nirgends ersichtlich.

Aus dem Abschnitt über den Pyramidenbau heben wir folgende Merkwürdigkeit hervor. Die große Pyramide des Cheops enthält eine große Galerie vor dem Vestibül, welches an das Königszimmer stößt. In diesem über 8 Meter hohen und über 2 Meter breiten Raum läßt sich bequem athmen. Die trefflichen Mokattamkalkblöcke der glattpolirten Wandung machen auf jeden Reisenden einen unvergeßlichen Eindruck. Eine sorgfältigere Glättung, als ihre äußere Fläche aufweist, ist selbst an den vollendetsten Bauten von Hellas nicht zu finden. Aber auch die aneinanderliegenden innern Flächen der Blöcke sind hier nicht minder mühsam und kundig hergerichtet und ohne jeglichen Mörtel so genau zusammengepaßt, daß man weder eine Nadel noch auch ein Haar zwischen die Figuren zu stecken vermag.

Ferner hat die neueste Forschung erwiesen, daß in einzelnen Pyramiden sogar sehr ausführliche Inschriften vorkommen, welche uns Königsnamen und religionsgeschichtlich hochinteressante Urkunden liefern. Man hat gefunden, daß manche Pyramiden Hunderte von Schichten von Quadersteinen enthalten, welche 200 Kubikfuß groß und 30000 Centner schwer sind!

Sehr gründlich spricht Perrot auch über die Tempel des alten, mittlern und neuen Reichs. Auch hier kommt ihm seine Autopsie zu statten und fördert die Wissenschaft in sehr dankenswerther Weise. Nachdem er eine Geschichte des Tempelbaues gegeben, charakterisirt er letztern wesentlich mit den Worten Mariette's. Der ägyptische Tempel ist nichts weiter als eine Art Königsbethaus, die Aus-

schmückung des Tempels enthält allemal einen Opferact des Königs, der ganze Tempelbezirk diente für heilige Processionen; das Mittelschiff hatte nur Raum genug, um eben diese Procession durchzulassen. Durch das den Mittelpunkt und Kern bildende Sanctuarium wird derselbe eben das Haus des Gottes, dem der König naht, um mit ihm zu reden. Die Einheit des Tempels haben die Aegypter durch Zerlegung desselben in einzelne Schiffe preisgegeben, durch Bevorzugung des Nebensächlichen aber dermaßen verschleiert, daß zwischen all den Anhängseln, welche das Sanctuarium vorn und hinten umgeben, dieses fast verschwindet. Der Tempel von Karnak bildet die riesenhafteste Anhäufung von Prachtbauten, welche das Alterthum uns hinterlassen hat.

Auch dem Privatbau und Befestigungsbau widmet Perrot ein besonderes Kapitel und bringt darüber höchst interessante Belege bei. Hierauf erst bespricht er das Material und die Constructionsformen der ägyptischen Baukunst, ganz besonders eingehend Pfeiler und Säulen. Aehnlich ausführlich nach Maßgabe des vorhandenen Stoffs erörtert er sodann die Bildnerei und Malerei der Aegypter und beobachtet bis zum Schluß die gleiche Leichtigkeit des Stils, die genaue Darlegung alles Wichtigen, wodurch sich sein Werk von vornherein auszeichnet.

Nicht Voreingenommenheit, sondern Gerechtigkeitsliebe ist es, wenn wir noch ganz besonders des deutschen Herausgebers Richard Pietschmann gedenken. In der bescheidensten Weise fügt er dem Perrot'schen Werke einen „Anhang" bei, worin er sich über die Art seiner „Bearbeitung" ausspricht und dann zu dem Perrot'schen Text auf S. 795—895 eine große Zahl von Erläuterungen und wiederum Unteranmerkungen gibt, in denen er das nachholt, was der Franzose unterlassen hatte. Pietschmann würdigt die Verdienste der deutschen Forschung um die Aegyptologie; indem er aber dies thut, läßt er ungesucht den Umfang und die Gründlichkeit seines eigenen Wissens in glänzendem Lichte erscheinen. Nur mit diesem seinem „Anhange" ist das ganze Werk etwas Vollständiges, nur durch ihn empfängt es ein echt wissenschaftliches Gepräge. Die von Pietschmann geübte Kritik ist ebenso besonnen wie tief eindringend; das von ihm entworfene Namen- und Sachregister ist die Frucht eines seltenen Fleißes, das Verzeichniß der im Text befindlichen Abbildungen sehr dankenswerth.

Gustav Portig.

Lyrische Poesien.

1. Lieder des Leides. Neue Folge von K. L. W. Kosakaute. Berlin, Kamlah. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Es ist ein ganzes Menschenleben mit all seinen wechselnden Schicksalen, seinem tiefen Weh und seiner himmelaufjauchzenden Lust, seinen weihevollen Stunden stiller Einkehr und seinen schwülen Sommernächten voll brennender Begierden, die uns der Dichter Kosakaute — wie weich und süß klingt doch schon sein Name — in dieser mäßig umfangreichen Sammlung von Gedichten in ergreifenden Bildern vor die Seele zu führen weiß. „Lieder des Leides" hat er seine Poesien genannt und zwar augenscheinlich mit gutem Recht; denn schon die ersten Verse geben uns Kunde von der schmerzlichen Zerrissenheit und trostlosen Oede, die seine Seele erfüllt, wenngleich er uns über die Ursachen dieses höchst bedauerlichen Zustandes nur einige dunkle und ziemlich gruselige Andeutungen macht. So bekennt er:

Nichts konnte je mir frommen
Auf Augenblicke nur,
Und wo ich hingekommen,
Ließ ich der Thränen Spur.

Fast jeden Wahngedanken,
Ich hab' ihn wahr gemacht,
In Thaten ohne Schranken
Mich und die Welt verlacht.

Die übeln Folgen einer so gemeinschädlichen Lebensweise sind natürlich nicht ausgeblieben. Kosakaute ist im Kampfe gegen die Weltordnung unterlegen und gesteht düster grollend ein:

Und so ist es denn gekommen,
Daß ich, jeder Hoffnung bar,
Ohne Nutzen, ohne Frommen,
Weiter lebe Jahr um Jahr.

Immer tiefer wird die Melancholie, die sich wegen dieses nutzlosen Daseins seiner Seele bemächtigt. Er sucht einsame Orte auf und hängt mit einer gewissen schmerzlichen Wollust allerlei trüben Vorstellungen nach:

Am weiten Meer ich stehe,
Die Sonne senkt hinein,
Mir wird so wohl, so wehe...
Ich möcht' gestorben sein.

Aber seine Schwermuth wird auch durch zeitweilige Tobsuchtsanfälle unterbrochen:

Ins tiefe Dunkel
Treibt's mich hinaus,
Ins Blitzgefunkel,
Ins Donnergebraus.

Ich breche mir Bahn
Durch all' den Sturm...
Es wird zum Titan
Der erbärmliche Wurm —

und er hat zuweilen Visionen von der allerbedenklichsten Art; er phantasirt:

Ich seh' mich selber trinken
Den bittern Tod,
Und wie ein Stern entblinken
Im Morgenroth —

oder er bricht plötzlich in den Ruf aus:

Mir ist, als müßt' für immer
Ich längst gestorben sein!

Glücklicherweise überwindet indessen seine gute Constitution diese unnatürlichen Zustände, und es ist schon das erste Anzeichen beginnender Besserung, wenn er uns mittheilt:

Oft bin ich so vermessen
In süßen Dämmerstunden,
Und wähne zu vergessen,
Und wähne zu gesunden —

oder wenn er einer jungen Dame, deren Bekanntschaft offenbar von sehr wohlthätigem Einfluß auf ihn ist, zugesteht:

Du kannst mich dieser Welt entrücken
Mit ihrer namenlosen Pein,
Daß ich in seligen Augenblicken
Wähne, ich wäre nicht allein.

Vom Wahn bis zur Wirklichkeit aber ist in diesem Falle nur ein Schritt, und es ist schon helle Liebesraserei, wenn Kosakaute, als ihm die erwähnte junge Dame etwas vorsingt, die Entdeckung macht:

Im Tönen deiner Takte
Bald wie ein Bächlein quillt,
Bald braust wie Katarakte,
Sehnsucht, die nie gestillt.

Und leider beeilt sich der heißblütige Dichter nur gar zu sehr, diese vermeintliche Sehnsucht zu stillen. Er beginnt die süßen Freuden der Venus zu kosten und seine Lieder werden immer weniger geeignet zur Lektüre für höhere Töchterschulen. Anfangs zwar beschränkt er sich aufs Wünschen und möchte nur

Berauscht vom Honig ihrer Lippen
Im Liebeskusse sterben gehn; —

bald aber versteigt er sich zu viel vermessenern Dingen, und es ist noch lange nicht seine kühnste Aeußerung, wenn er unter gänzlicher Verachtung aller zarten Rücksichtnahme fleht:

So schwül, so warm der Maitracht (?) Glut!
O hab' Erbarmen, du junges Blut!
Löse dein Mieder diese Nacht,
Enthüll' der Glieder schneeige Pracht!
Laß mich der Lüste Kampf besiegeln
Auf deiner Brüste Wonnehügeln!

Und aus einem spätern Gedicht, auf dessen Wiedergabe ich allerdings verzichten muß, erfahren wir sogar durch Kosakaute's geradezu unverzeihliche Indiscretion, daß die junge Dame, die mit einem Vortrag am Piano so seltsam eingeführt wurde, sich seinen verfänglichen Wünschen gegenüber keineswegs so durchaus ablehnend verhalten hat, als wir es im Interesse ihres guten Rufs hoffen möchten. Das in solchen Fällen Unausbleibliche geschieht denn auch hier, auf den Rausch folgt die Ernüchterung — und von den Höhen seiner liebetrunkenen Seligkeit stürzt Kosakaute urplötzlich in die tiefsten Tiefen seines Weltschmerzes zurück. Da klingt es schon wieder in den schmerzlichsten Accorden:

Manch' Traum ist mir zerronnen . . .
Manch' Glück ist mir verweht . . .
Vom holden Nichts umsponnen
Die Seele sterben geht.

Aber dieses „Sterbengehen" ist trotz der auf der nächsten Seite folgenden, fett gedruckten „Grabschrift" wol kaum ganz ernsthaft zu nehmen. Vielmehr erscheint es mir wie die düstere Prophezeiung einer abermaligen „neuen Folge" von „Liedern des Leides", in denen Kosakaute muthmaßlich denselben Kreislauf durchmachen wird wie in der vorliegenden, die ja auch schon eine „neue Folge" ist. Möge er aber getrost weiter dichten! Gehört er doch zu der immer seltener werdenden Zahl jener wackern Pessimisten, aus deren schmerzerfüllten Herzensergüssen sich wenigstens ein Stündchen echter und rechter Erheiterung gewinnen läßt!

2. Moosblumen. Neue Gedichte von Wilhelm Ressel. Reichenberg, Verlag der Administration des „Reichenberger Familienfreund".

Gewiß ist es schon an und für sich recht überflüssig, einer Sammlung lyrischer Gedichte ein „Vorwort" voranzustellen, um so mehr, wenn sich diese lyrischen Gedichte sowol ihrem Gedankeninhalt wie ihrer Form nach durchaus nicht von der in so ungeheuern Mengen producirten Durchschnittswaare unterscheiden. Geradezu bedenklich aber erscheint es im eigensten Interesse eines Dichters, wenn er, wie es Wilhelm Ressel hier gethan, durch eine Zusammenstellung von Aussprüchen bedeutender Aesthetiker über das Wesen und die Eigenart der lyrischen Poesie, der Kritik gewissermaßen selbst einen Maßstab für die Beurtheilung seiner Erzeugnisse an die Hand gibt. Er fordert damit auch den wohlwollendsten Beurtheiler zu Vergleichungen des Erstrebten mit dem Erreichten heraus, die nirgends zum Vortheil des Autors ausfallen können und die unwillkürlich eine strengere Kritik auch an jene Poesien anlegen lassen, die man wegen ihrer vermeintlichen Anspruchslosigkeit wol ohne besondere Ausstellungen hätte passiren lassen. Wie eigenthümlich muß es uns nicht berühren, wenn Ressel, nachdem er in der Vorrede das Horazische Wort: „Non satis est, pulchra esse poëmata, dulcia sunto, et quocunque volent, animum auditoris agunto", citirt hat, dichtet:

Leis fängt es an zu dämmern,
Jetzt zieht auf grüne Flur
Der Hirt mit seinen Lämmern,
Im Thal die Mühlen hämmern,
Sie schweigen Sonntags nur.

Die Nebel scheu entfliehen . . .
Es fährt hinaus aufs Feld
Der Bauer mit den Kühen,
— Herbst lohnt einst seine Mühen
Und füllt sein Scheunenzelt —

oder wenn er uns, gleichsam als Beleg für Washington Irving's Ausspruch: „Bei dem wahren Dichter ist alles gedrängt, rührend wie glänzend", lesen läßt:

Es klappert sacht melodisch
Die Mühl' im dunkeln Thal,
Der Berg schaut melancholisch —
Sein Scheitel, der ist kahl.

Im jungen Birkenhaine
Schlägt süß die Nachtigall
Und über Kieselsteine
Fließt sanft der Wasserfall.

Wol die stärkste Anmaßung aber liegt darin, daß Ressel mit besonders auffallender Schrift die folgende Auslassung Theodor Storm's abdruckt: „Die meisten unserer sogenannten Dichter aber sind ihrem eigentlichen Wesen nach Rhetoriker mit mehr oder minder poetischem Anstrich und der lyrischen Kunst so gut wie ganz unmächtig" — und wenn wir dann ein Poem lesen müssen, von dem ich nur die erste und die letzte Strophe hierhersetzen will:

Sei mir gegrüßt, mein trauter Wald,
Mit deinen grünen Fichten!
Ich komm' so gern zu dir gewallt,
Um hier mein Lied zu dichten. . . .

Ade, ade, mein dunkler Wald,
Ich komme, komme wieder,
Du bist mein liebster Aufenthalt,
Hier dicht' ich meine Lieder!

Nun freilich, ein „Rhetoriker mit poetischem Anstrich" ist Wilhelm Ressel nicht. Dazu fehlt ihm sowol die Rhetorik als die Poesie!

3. Ein Strauß aus dem k. k. österreichischen und k. italienischen Hofblumensalon Fossati, gebunden von Hans Fossati. Wien, Rosner. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Eine Sammlung lyrischer Poesien von der bekannten traurigen Art. Geschmacklos wie das Titelblatt, das eigentlich als Geschäftskarte angesehen werden muß, ist jede Seite der Sammlung. Ganz vereinzelt finden sich wol hier und da kleine belanglose Sächelchen, die um ihrer leidlich glatten Form willen als mittelmäßige Durchschnittswaare passiren können; die überwiegende Mehrheit der Gedichte aber sinkt selbst unter dieses Niveau herab und streift bedenklich nahe an die Grenzen der Trivialität. Zu den bessern Erzeugnissen des k. k. österreichischen und königlich italienischen Hofblumenhändlers Fossati gehören noch Poesien wie:

Es schreit nicht jeder, den du schlagest,
Nicht jeder seufzt, der Schweres traget,
Nicht jeder weint, den Kummer drückt,
Wenn du nach äußern Zeichen fragest,
Und fragend alt wirst, nicht beklag' es,
Wenn dir die Wahrheit bleibt entrückt.

Als charakteristische Probe für die Durchschnittsbeschaffenheit des Buchs aber kann getrost die folgende Betrachtung gelten, die wir unter der Ueberschrift „Wirklich arm!" entdecken:

Bin ein armer Wicht,
Lieben — darf ich nicht,
Leben — kann ich nicht,
Sterben — thu ich nicht,
Sitz' und — dicht'!

Reinhold Ortmann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die gereimten antiken Strophen, welche von dem Herausgeber d. Bl. zuerst wieder in die neue deutsche Dichtkunst eingeführt worden sind, beginnen sich immer mehr einzubürgern. Dichter wie Leuthold, Kalbeck u. a. haben sich in diesen Formen mit Glück versucht: es liegt jetzt die zweite deutsche Horaz-Uebersetzung in gereimten antiken Strophen vor: „Des Qu. Horatius Flaccus lyrische Gedichte, in neuer Weise übertragen und geordnet von Professor Fritsch" (Trier, Lintz); die erste Uebersetzung in derselben Form rührt von L. Behrendt her (Schönebeck, Senff). Fritsch plaidirt in einer größern Einleitung sehr eingehend und nach unserer Ansicht überzeugend für gereimte antike Metren und meint, daß sie gerade in Uebertragungen antiker Lyrik an ihrem eigentlichen Platze sind. Daß der Reim bei solchen Uebertragungen eine neue Erschwerniß bildet, ist wol fraglos; hier und dort mag durch den Reimzwang auch eine Wendung in ein schiefes Licht gerückt oder um ihr antikes Vollgewicht gebracht sein. Dafür entschädigt der leichte und graziöse Fluß zahlreicher, besonders sapphischer und asklepiadeischer Strophen, während die Wortungeheuer anderer Uebersetzer mit ihren hochgethürmten Zusammensetzungen und herausfordernden Inversionen ganz vergessen lassen, daß wir es mit einem Liebling der Grazien zu thun haben, der sich oft in den leichtesten und gefälligsten Plaudereien gefällt. Noch bemerken wir, daß Fritsch die Horazischen Oden und Epoden nach ihrem Inhalt in drei Abschnitte geordnet hat: „Vaterland und Religion", „Genuß und Maß", „Liebe und Freundschaft".

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Das Leben des Mohammed, dargestellt von Ludolf Krehl", sagt die „Saturday Review", Nr. 1495: „Man wird dieses Leben gewiß noch häufig untersuchen, ehe Ost und West vollständig darüber im Einklang sein werden. Man gewahrt jedoch eine allgemeine Annäherung der Meinungen, und es ist ein großes Verdienst in Krehl's bescheidenem Werke, daß er dies kurz und präcis zum Ausdruck bringt. Die Orientalisten sind zu der Ansicht gelangt, die ein Denker, der vielleicht kein Wort in irgendeiner orientalischen Sprache zu lesen im Stande war, sich gebildet hat. Genius, Scharfblick, eine Sympathie für Größe und eine consequente Anerkennung des richtigen Grundsatzes, daß Weisheit nie mit List gepaart sei, führte nämlich Carlyle vor langer Zeit zu dem jetzt von Krehl dargethanen und von den meisten Leidenschaftslosen acceptirten Schluß: Mohammed war kein Betrüger; er glaubte an seine Sendung, und sein Glaube war nicht unbegründet. . . . Krehl hat aus den hergebrachten Quellen von Anekdote und Sage betreffs desselben geschöpft und gesteht ein, daß seine Auffassung vom Charakter des Propheten zum großen Theil daraus hergeleitet ist. Seine eigene Erzählung zeichnet sich durch vollkommene Schlichtheit und Klarheit aus; sie gefällt durch die Abwesenheit aller Ziererei und ihre Anspruchslosigkeit und wir stimmen ihr bei, weil wir die augenscheinliche Beherrschung des Stoffs erkennen. Krehl's Erzählung drängt eine große Masse von Belehrung in einen engen Rahmen zusammen und liest sich doch nirgends wie ein bloßer Abriß. Seine strenge Beschränkung auf sein Thema ist insofern

ein Nachtheil, als er dabei nie seine Vorgänger erwähnt. Es hätte uns gefreut zu erfahren, wie er über Muir und Sprengel denkt."

Ueber die dritte Auflage der „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart" von Friedrich von Hellwald heißt es ebendaselbst: „Der Verfasser hat das Werk mit lobenswerthem Fleiße auf die Höhe der jetzigen Erfordernisse gebracht. Man begreift, daß er die Erwartung hegt, zu denjenigen gezählt zu werden, von denen man einst berichten wird, daß sie dem modernen Gedanken neue Pfade eröffnet haben, und er deutet sogar an, es werde sein Name vielleicht nicht sehr entfernt von dem Darwin's gefunden werden. Uns erscheint eine solche Erwartung als ein Hirngespinst. Nicht allein ist Hellwald's philosophischer Glaube ein düsterer Pessimismus, dessen allgemeine Annahme, wenn deren logische Ergebnisse ihr folgten, den Fortschritt der Cultur, von dem er erzählt, zu einem schleunigen Ende bringen würde, sondern auch die Vertheidigung seiner Ansichten hat weder die Beweiskraft noch die Prägnanz des Ausdrucks, die nöthig sind, um sie überzeugend oder populär zu machen. Als Denker hat er weder Kraft noch Originalität. Die Vorzüge des Buchs sind ganz anderer Art; das Lob, das wir dem Denker verweigern, können wir dem Compilator gewähren. Er besitzt ein bemerkenswerthes Talent, Thatsachen aufzustellen und nebeneinander zu ordnen; er führt seine Leser im Fluge über ausgedehnte historische Zeiträume und läßt sie im Besitze genauer und nützlicher Kenntnisse, die wohl durchdacht und wohlgeordnet sind. Als ein Compendium von Thatsachen, die sich auf die Culturgeschichte beziehen, ist das Werk also zu hohem Lobe berechtigt und würde es noch mehr sein, wäre es weniger anspruchsvoll."

„«Die Geschichte der Familie» von Julius Lippert", sagt dasselbe Blatt, „ist ein wohlgeordnetes Compendium über ein Thema, über welches Bände geschrieben werden könnten. Es ist zwar durchaus nicht erschöpfend, strebt aber danach, das Wesentliche der Sache zu geben."

Nach kurzer Inhaltsangabe folgt eine Anzeige des neuesten Werks von H. Ploß: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde", die sich ebenfalls auf Inhaltsangabe beschränkt, außer der Bemerkung, daß es verspricht, erschöpfend zu werden.

Ueber „Gesammelte Schriften" von A. Spir, erster Band, heißt es in der „Saturday Review": „Für diesen neuen Versuch, das Ohr des Publikums zu gewinnen, hat Spir jedenfalls die Rechtfertigung, daß er etwas zu sagen hat. Seine Ansichten sind häufig originell, und sein Stil, der ganz ungeziert und anspruchslos ist, hat etwas höchst Individuelles und ist so lichtvoll, wie die abstracte Natur seines Gegenstandes es gestattet. Er liefert mehrere scharfsinnige und eindringende Kritiken, z. B. wenn er die Ansicht bekämpft, daß unsere Unfähigkeit, mehr als die Reihenfolge von Erscheinungen zu erkennen, Leugnung der Causalität rechtfertige. So weit wir ihm zu folgen vermögen, scheint sein System eine Art Dualismus zu sein."

In seinem preisgekrönten Werke: „Grundzüge der Moral", habe Georg von Gizycki Gemeinplätze weislich den Paradoxen vorgezogen und leite seine Leser auf wohlbetretenen Wegen zur Selbstschätzung und zum summum bonum.

Ueber „Franz Grillparzer's Lebensgeschichte" von Heinrich Laube heißt es: „Die frühere und interessante Hälfte von Grillparzer's Biographie ist anziehend und getreu von ihm selbst aufgezeichnet worden; doch blieb immer noch hinlänglicher Stoff für Laube's schlichte und knappe Lebensgeschichte. Er hat in seiner Behandlungsweise der ihm vom Freiherrn von Rizo anvertrauten Schriftstücke gesundes Urtheil bewiesen, indem er den Dichter so viel als möglich selbst reden läßt, während seine eigenen Bemerkungen stets treffend sind. Grillparzer's letztere Jahre waren ereignißlos; die bedeutendste Ergänzung seiner Autobiographie bildet sein Tagebuch einer Reise in der Türkei und Griechenland im Jahre 1843 und die Erzählung von dem angenehmen Spätsommer seines Ruhmes nach den Unruhen von 1848, wo ein patriotisches Lied ihn ebenso sehr zum Liebling der herrschenden Klassen machte, als er vorher ihr Abscheu gewesen, und seine vergessenen Dramen mit unfehlbarem Erfolge wieder zur Aufführung kamen. Die Aufzeichnungen seiner frühern Jahre sind mit mehrern neuen Zügen bereichert und wir erlangen im ganzen ein lebhaftes Bild von den Gegensätzen von Großmuth und Launenhaftigkeit, wahrer Humanität und furchtsamer Selbstsucht, geistiger Kraft neben der Wunderlichkeit des alten Junggesellen, die den bedeutendsten dramatischen Dichter Oesterreich-Ungarns kennzeichneten."

Bibliographie.

Arwed, E., Deutsche Edelleute. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Bergengrün, A., Die politischen Beziehungen Deutschlands zu Frankreich während der Regierung Adolfs von Nassau. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Berndütsch. Eine Auswahl berndeutscher Gedichte zum Vortragen in geselligen Kreisen. 1stes Bdchn. Bern, Jenni. 8. 1 M.

Die europäische Friedensliga und die polnische Frage. Budapest. 8. 50 Pf.

Foerster, W., Ortszeit und Weltzeit. Ein Beitrag zur Orientirung und Verständigung. Berlin, Moeser. Gr. 8. 1 M.

Füllborn, G., Königin Schönhild. Ein Gedicht in 10 Gesängen. Leipzig, Bergmann. 8. 3 M.

Goldschmidt, F., Der Freiherr von Stein. Zwei Vorträge. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M.

Groß von Trockau, A. J., Comteß Ilka. Salonnovelle. Mainz, Kirchheim. 8. 2 M.

Groth, E. J., Das Germanentum in Spanien. Festrede. Berlin, Mayer u. Müller. 8. 50 Pf.

Heinrich, W., Christian Rauch und seine Schüler Ernst Rietschel und Friedrich Drake. Mit 3 Porträts. Basel, Riehm. Gr. 8. 2 M.

Holland, H., Illustrirte Erinnerungen an Münchener Künstler. 1stes Hft. München, Staegmeyr. 4. 2 M.

Hymans, L., Novellen. Mit Bewilligung des Verfassers in's Deutsche übersetzt von Clara Mohr. Leipzig, Findel. 8. 2 M. 40 Pf.

Kellner, A., Dido. Trauerspiel. Berlin, Berliner Verlags-Anstalt. 8. 1 M. 50 Pf.

Kleinschmidt, A., Bunte Blätter. Dichtungen aus Heimat und Fremde. Bensheim, Lehrmittelanstalt Erhard u. Comp. 8. 1 M. 40 Pf.

Kunze, H., Späte Vergeltung. Roman. Berlin, Janke. 8. 3 M.

Meschtschersky, W. Fürst, Die Realisten der großen Welt. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen in's Deutsche übertragen von F. Leoni. Breslau, Schottländer. 1885. 8. 5 M.

Orti y Lara, J. E., Wissenschaft und Offenbarung in ihrer Harmonie. Preisgekrönt von der königlichen Akademie der Moral- und Staats-Wissenschaften zu Madrid. Autorisirte Uebersetzung von L. Schütz. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Raich, J. M., Shakspeare's Stellung zur katholischen Religion. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Remlein, T., Lustschloß Nymphenburg's Vergangenheit und Gegenwart. München, Kellerer. 8. 3 M.

Richard, P., Die Gastspiele des herzoglich Meiningen'schen Hoftheaters während der Jahre 1874 und 1883. Chronologisch-statistische Uebersicht. Dresden, v. Grumbkow. 8. 1 M. 50 Pf.

Rooschüz, P., Aven. Seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 2 M.

Sachsse, E., Ursprung und Wesen des Pietismus. Wiesbaden, Niedner. Gr. 8. 6 M.

Schönthan, F. v., Roderich Heller. Lustspiel. Wien, Wallishausser. 8. 3 M.

Strahl, E. Ritter v., Die Kunstzustände Krains in den vorigen Jahrhunderten. Eine culturhistorische Studie. Graz. 8. 50 Pf.

Veckenstedt, E., Sztukoris der Till Eulenspiegel der Litauer und Zamaiten und Schut Foncka sein russisches Ebenbild. Mit Originalschwänken, Streichen und Sagen aus dem Russischen, Zamaitischen und Litauischen. Leipzig, Denicke. 8. 1 M.

Von Pol zu Pol. Internationale Revue für das geistige Leben aller Nationen. Herausgegeben von A. Brehmer. Neue Folge. 1ster Jahrg. 12 Hfte. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. Gr. 8. à Hft. 1 M.

Waal, A. de, Valeria oder der Triumphzug aus den Katakomben. Historische Erzählung. Regensburg, Pustet. 4. 10 M.

Waldmeister, Eine Radikalkur. Dialekt-Lustspiel. Bern, Jenni. 12. 75 Pf.

Woerl's Reisebibliothek. Konstantinopel. Eine Fahrt nach dem goldenen Horn beschrieben von H. Zschokke. Mit 1 Karte und 31 Bildern. Würzburg, Woerl. 12. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Aufruf
zur Errichtung eines Denkmals für
ARTHUR SCHOPENHAUER
in Frankfurt am Main.

In wenigen Jahren erfüllt sich ein Jahrhundert, seit Arthur Schopenhauer das Licht der Welt erblickte, einer Welt, die für ihn der Gegenstand tiefsinnigster Forschung werden und die er mit den Strahlen seines Genius mächtig erhellen sollte.

In einsamer Grösse, nur von Wenigen verstanden, hat er unter uns geweilt. Spott und Hohn, die der verständnisslose Haufe stets für die Edeln und ihrer Zeit weit Vorausgeeilten bereit hält, sind ihm nicht erspart geblieben.

Verstummt ist das Geschrei, das Zeitalter der Wirkung ist angebrochen. Schopenhauer ist schon heute, was er als Jüngling gehofft und erstrebt, der Philosoph des 19. Jahrhunderts.

Als ein würdiges Glied schliesst er sich an jene hohe Reihe königlicher Geister an, die von Platon und Aristoteles durch Descartes, Spinoza, Locke und Leibniz herabführt zu Kant, Geister, mit deren tiefgehender Einwirkung auf die Menschheit unter den Männern der That nur die leuchtendsten Namen in der Geschichte verglichen werden können. Denn jene sind die Könige des Gedankens, und nur von diesem wird alles menschliche Thun regiert und geleitet.

Einem solchen Manne ein Denkmal errichten, kann nicht den gewöhnlichen Sinn haben, eine abgeschlossene Thätigkeit zu verherrlichen, einen grossen Namen vor Vergessenheit zu schützen und dem dankbaren Gedenken der Nachwelt zu bewahren. Das alles gilt für Schopenhauer nicht, denn seine Wirksamkeit hat kaum begonnen und wird in künftigen Jahrhunderten erst zur vollen Geltung gelangen. Wohl aber hat die Nachwelt das Recht und die Pflicht, die Schuld der Mitwelt zu zahlen und zu sühnen, ein redendes Zeugniss dafür abzulegen, dass Verständniss und Empfänglichkeit für die grossen Gedanken des Dahingegangenen in ihr gereift sind, und dem erhabenen Genius die Huldigung der Ehrfurcht und des Dankes darzubringen.

Schopenhauer ist das Bindeglied zweier Welten, der abendländischen und der morgenländischen Philosophie. Das allein genügt zu seinem Ruhme und um ihn zum Manne der Menschheit im höchsten Sinne zu stempeln. Der Weg, den er sich zu dem Geiste der Upanischaden gebahnt, ist eine staunenswerthe Leistung unvergleichlicher Divinationskraft. Dass er, der Erneuerer Kant's, die dunkle, fast unzugängliche Lehre dieses grössten Denkers des Abendlandes dem allgemeinen Verständnisse erschlossen, dass er mit und nach Kant den Materialismus durch den einzig möglichen Gegenbeweis widerlegt und so dieser einseitigen, heute mehr als je in ihren verderblichen Consequenzen hervortretenden Weltanschauung allen Anspruch auf metaphysische Geltung für immer entrissen hat, — dass er danach die Ethik als den höchsten Gegenstand der Philosophie bezeichnet, das unendlich schwierige Problem der Willensfreiheit tiefsinnig ergründet hat, — dass er auf die Naturbetrachtung wie auf das Gebiet der Künste Lichtstrahlen geworfen, die in eine bisher ungeahnte Tiefe hinab deren wahres Wesen erleuchtet haben, — alles das sind Verdienste, deren hoher Werth und weitreichende Wirkungen erst von kommenden Jahrhunderten richtig geschätzt werden können.

Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um dem grossen Lehrer der Menschheit zum hundertjährigen Gedenktage seiner Geburt ein würdiges Denkmal in der Stadt, wo er die besten Jahre seines Lebens verweilte, zu errichten. Sie bitten um Beiträge zu diesem Zwecke bei den Gebildeten aller Nationen. Schopenhauer als Schriftsteller gehört zunächst Deutschland, als Philosoph der ganzen Menschheit.

Dr. Carl **Bähr**, Dresden.
Rudolf von **Bennigsen**, Hannover.
Otto **Böhtlingk**, Jena.
Prof. Francis **Bowen**, Harvard College, Cambridge, Massach.
Johannes **Brahms**, Wien.
Georg **Brandes**, Kopenhagen.
Georg von **Bunsen**, Berlin.
Prof. Wilhelm **Gentz**, Berlin.
F. A. **Gevaert**, Brüssel.
Dr. Wilhelm **Gwinner**, Frankfurt.
Hugo **Gyldén**, Director der Sternwarte, Stockholm.
Frederick D. **Hedge** S. J. D., Cambridge, Massach.
Karl **Hillebrand**, Florenz.
Dr. S. van **Houten**, Mitglied der Staten-Generaal, Haag.
Prof. Rudolf von **Ihering**, Göttingen.
Emile de **Laveleye**, Lüttich.
Prof. Rudolf **Leuckart**, Leipzig.
Paul von **Lilienfeld**, Mitau, Kurland.
Elpis **Melena**, Khalepa, Creta.
Prof. Hugo **Meltzl von Lomnitz**, Klausenburg.
Oberbürgermeister Dr. **Miquel**, Frankfurt.
S. **Moret y Prendergast**, Madrid.
F. **Max Müller**, Oxford.
Ludwig **Noiré**, Mainz.
Râjah **Râmpâl Sing**, Sudbury, Harrow.
Ernest **Renan**, Paris.
Adolf Friedrich **Graf von Schack**, München.
Joseph **Unger**, Präsident des Reichsgerichts, Wien.
Hans von **Wolzogen**, Bayreuth.

☞ Die Geldbeiträge sind an die Central-Annahmestelle des Frankfurter Localcomités, die **Deutsche Vereinsbank in Frankfurt a. M.**, einzusenden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 25. September 1884.

Memoirenliteratur.

1. Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1884. Gr. 8. 15 M.
2. Geschichte meines Lebens von Alfred Meißner. Zwei Bände. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 10 M.
3. Heinrich Heine's Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Einleitung herausgegeben von Eduard Engel. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1884. 8. 4 M.

Die deutsche Memoirenliteratur hat in diesem Jahre eine willkommene Bereicherung erfahren, indem uns gleichzeitig drei Werke auf den Büchertisch gelegt wurden, in welchen hervorragende Dichter und Schriftsteller unsers Vaterlandes wichtige Beiträge sowol zur Kenntniß ihres Lebens wie zur Beurtheilung ihrer Zeit veröffentlichen. Solche Mittheilungen sollten, falls sie mehr enthalten als eine Sammlung loser, aus dem Papierkorbe berühmter Männer hervorgeholter Notizblätter, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit von denjenigen studirt werden, bei welchen das Interesse an unserer Poesie noch ein höheres Ziel kennt als die Lektüre des neuesten Romans der Leihbibliotheken. Obwol eine Figur wie Kotzebue's „armer Poet" auf der Bühne wie im Leben längst das Zeitliche gesegnet hat, ist der deutsche Schriftsteller für viele im Reiche der Philister noch immer eine fragwürdige Erscheinung, ein Wesen, das in der Luft hängt und es an Respectabilität mit den von Staats wegen gesicherten Existenzen keineswegs aufnehmen kann. Man darf behaupten, daß auch gegenwärtig die wenigsten unter den Gebildeten eine Ahnung davon haben, welche Schwierigkeiten mit der Ausübung eines freien dichterischen Berufs verknüpft sind, welches Aufwandes von Arbeitskraft es bedarf, sich eine literarische Stellung zu erringen und dieselbe zu behaupten, und wie infolge dessen die im geistigen Wettstreit errungenen Preise einen doppelten Werth besitzen sollten.

Auch die uns vorliegenden Arbeiten sind in hohem Maße dazu angethan, die Achtung vor dem geistigen Schaffen der Männer zu erhöhen, die darin eine Art Beichte über ihr Wollen und Können ablegen. Dem Kritiker muß es vorbehalten sein, ein ruhiges und objectives Urtheil über die Natur eines dichterischen Talents abzugeben; er erfaßt dasselbe im historischen Zusammenhange und sucht es im Vergleich mit ähnlichen Begabungen zu analysiren. Ganz anders wird das Resultat sein, zu dem der Dichter gelangt, wenn er sich sozusagen selbst an den Puls fühlt und unbefangen aus den Erinnerungen und Beobachtungen eines reich bewegten Lebens seine Persönlichkeit vor uns hinstellt. Er wird nicht zu dem objectiven Ergebniß des Kritikers kommen, aber er wird uns besser als es dieser vermag zu den Quellpunkten seiner Begabung führen, die Natur in dem magischen Uebergang zur Kunst belauschen und den Freunden seiner Muse auf diese Weise den unmittelbarsten Eintritt in die dichterische Werkstätte eröffnen. Je mehr sich das poetische Schaffen des Künstlers im Bewußtsein vollzogen hat, desto reicher werden seine Bekenntnisse an jenen unschätzbaren Beobachtungen sein, die sich wie eine angewandte Aesthetik durch das Werk ziehen und seine Lektüre zu einer besonders anregenden und belehrenden machen.

Unter den uns vorliegenden Schriften nimmt „Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach" (Nr. 1), sowol was Umfang wie Inhalt betrifft, den ersten Rang ein. Sie müssen in jeder Beziehung als wichtiges Document zur Beurtheilung unserer modernen Literatur und eines für dieselbe charakteristischen Dichters angesehen werden. So sehr das Urtheil über denselben

auch im einzelnen auseinandergehen mag, läßt sich doch nicht bestreiten, daß sein eigentliches Gebiet, die Pflege der Dorfgeschichte, ein neues Moment unserer literarischen Entwickelung darstellt und daß seine Schilderungen der schwarzwälder Bauern den Schatz unserer nationalen Poesie in erfreulicher Weise bereichert haben. Aber es ist nicht die poetische Bedeutung Auerbach's allein, die diesem Briefwechsel ihren Werth verleiht, sondern ebenso sehr, wenn nicht noch mehr, die liebenswürdige und weiche, dabei originelle und aus den merkwürdigsten Widersprüchen sich zusammensetzende Persönlichkeit, die sich damit auch weitern Kreisen als seinen Bekannten und Freunden erschließt. Es ist unmöglich, diese Persönlichkeit nicht liebzugewinnen; denn sie wurde in letzter Instanz von einer wahrhaft kindlichen Weichheit und Wärme des Gemüths bestimmt, und es ist wiederum undenkbar, daß jemand die zahlreichen kleinen Schwächen und das Begrenzte in der Natur dieses Mannes entgehen sollten. Aber es sind nicht immer Vorzüge, um derentwillen man jemand liebt, und nicht immer Fehler, durch welche Menschen einander fremd werden. Auerbach gewann sich als Dichter wie als Persönlichkeit dadurch die tiefe Theilnahme seiner Nation, daß er sich in einem Kreis echt menschlicher Empfindungen bewegte und dieselben in seiner Phantasie aus eigenen Mitteln künstlerisch verarbeitete, daß er trotz aller Fehler immer ein Original blieb und nie zum bloßen Nachahmer und Abklatsch fremder Eigenschaften herabsank. Das Sprichwort: „Selbst ist der Mann!“ steht in unsichtbaren Lettern über jedem Jahrgang dieser Briefe, die niemand ungelesen lassen darf, der Anspruch darauf machen will, den Dichter des Schwarzwaldes wirklich zu kennen.

In den letzten Jahren seines Lebens hat sich Auerbach fortwährend mit der Idee einer Selbstbiographie getragen. Sie sollte die reife Frucht seines Alters werden, an sie dachte er noch, während die productive Ader in ihm allmählich eintrocknete, seine besten Kräfte zu setzen. In seinen Briefen, in seinen Gesprächen mit Freunden ist hiervon oft die Rede. Aber von seinem ursprünglichen Plane, seine Lebensgeschichte in einem breit ausgeführten Bilde mit den geistigen Strömungen unsers Volks während des letztverflossenen halben Jahrhunderts darzustellen, kam er bald zurück und schrieb nur seit dem Herbste 1881 an der Erzählung seiner Kindheitsgeschichte. Auch von dieser sind, wie Jakob Auerbach mittheilt, nur Bruchstücke hinterlassen, die allerdings von Interesse sind, weil sie zeigen, wie der Dichter noch zu jener Zeit Personen in realistischer und zugleich heiterer Weise zu schildern wußte. Was nun die Briefe betrifft, so umfassen sie einen Zeitraum von zweiundfunfzig Jahren; der erste zeigt Auerbach als frischen fröhlichen Jüngling in Stuttgart, der letzte als müden gebrochenen Greis in Cannes. Was dazwischen liegt, ist der Ersatz für die nicht zu Stande gekommene Selbstbiographie, ein Ersatz, der etwas in sich völlig Abgerundetes, Klares und Erschöpfendes enthält und außerdem vor jeder Lebensbeschreibung den Vorzug des unmittelbar Empfundenen, des reichsten Stimmungswechsels besitzt. Was Berthold Auerbach mit dem Adressaten länger als ein halbes Jahrhundert verband, verdient ein eigenes Kapitel im Buche der Freundschaft. Es gab kein Erlebniß, weder ein inneres noch ein äußeres, über welches der Dichter sich seinem Freunde gegenüber nicht aussprechen mußte; im geistigen Verkehr mit ihm rang er nach Klarheit über das, was seine Seele noch dunkel erfüllte; an ihm fand er den treuesten Berather in allen menschlichen, den feinsten Kritiker in allen künstlerischen Dingen. Die Correspondenz umfaßt eine Sammlung von mehr als 2000 Bogen, die selbstverständlich aus Rücksichten mancherlei Art nur verkürzt zum Abdruck kommen konnte. Wer eine Reihe von Jahren mit Auerbach verkehrt hat, wird in vielen Fällen ganz bestimmt angeben können, wo und warum diese Auslassungen stattgefunden haben. Trotzdem ist die Fülle des Gebotenen immer noch eine überaus reiche, und es ist nur zu wünschen, daß unser Publikum Verständniß und Geduld genug besitzen möge, den Inhalt dieser Briefe voll auf sich wirken zu lassen.

Friedrich Spielhagen hat es unternommen, die Sammlung bei den Lesern durch ein Vorwort einzuführen, in welchem die Wärme des Freundes, die neidlose Anerkennung des Collegen in der angenehmsten Weise auf den zu erwartenden Genuß vorbereiten. Mit Schärfe und Bestimmtheit hat Spielhagen den Kernpunkt für die Beurtheilung des Briefwechsels herausgefunden, wenn er immer wieder betont, daß es nichts Rührenderes gab als den heiligen Ernst, mit welchem Auerbach seinem künstlerischen Beruf bis zu seinem letzten Athemzuge lebte und in der Poesie ein Priesterthum der Wahrheit und Schönheit sah. Die Worte Spielhagen's haben selbst einen tief zu Herzen dringenden Klang, wenn er sagt:

Die treue unentwegte Hingabe des Mannes an seinen schriftstellerischen Beruf sein ganzes Leben hindurch ist es eben, was mich, indem ich diese Briefe wieder und wieder durchblättere, mit stets neuer, wachsender Bewunderung erfüllt. Hierher kommt, ihr, die ihr euer Ideal, ein Schriftsteller zu sein, mit einem Sprunge erreichen zu können, erreicht zu haben glaubt; ihr, die ihr wähnt, daß ihr das Schriftstellern frei treiben könnt wie Essen und Trinken; ihr, die ihr achselzuckend von „Leuten“ sprecht, „die ihren Beruf verfehlt haben“ — hierher kommt ihr alle und seht, was es mit dem Berufe des Schriftstellers auf sich hat, und lernt Ehrfurcht vor diesem Berufe! Seht, wie dieser Hochbegabte, dem es bei seinem Wissen, seinem Fleiß ein Leichtes gewesen wäre, sich in einem der honetten Berufe, die er nach eurer Ansicht verfehlt hat, sein gemächliches Auskommen und mehr als das und Anerkennung und Ehre dazu zu verschaffen, bis in sein Mannesalter mit der bittersten Armuth wacker kämpfte und sich im Dunkel einer rang- und titellosen Existenz bescheiden birgt, um seinem Berufe unentwegt nachzugehen! Seht, wie er später, wenn die Versuchung, den Unbilden eines materiell nicht gesicherten Lebens, von denen ja im lieben Deutschland auch der erfolgreichste Schriftsteller kaum jemals verschont bleibt — wie er, sage ich, wenn diese Versuchung in Form des Anerbietens eines öffentlichen Amtes, einer Sinecure an ihn herantritt, mit dumpfem Herzklopfen dem scheinbar Unvermeidlichen entgegenbangt und beglückt aufathmet, wenn das Uebel nun doch von ihm gewichen! Und wer das leicht nehmen und sagen wollte: er fühlte sich

eben wohl in seinem Berufe, der sehe, wie er es sich in seinem Berufe hat so herrlich wohl sein lassen! Kommt und thut desgleichen — wenn ihr könnt! Erhebt euch von euern Lager mit dem Gedanken an eure Arbeit; geht schlafen mit dem Gedanken an eure Arbeit; träumt von eurer Arbeit, erwacht mitten in der Nacht und grübelt weiter über eure Arbeit — nicht heut' und morgen! nein, jeden Tag und jede Nacht eures Lebens, so viele euch das Schicksal gewährt, und erreichten sie, wie bei diesem, das biblische Maß! Und geht keine Gasse eines Dorfs, einer Stadt, keinen Feld- und keinen Parkweg, ohne daß die Arbeit mit euch geht! und besteigt keinen Wagen, der euch in die weltentrückende Stille eines Alpenthals oder des Meergestades führen soll, ohne daß sie, der ihr euch ergeben habt, mit euch einsteigt! Und während der Fahrt sinnt und sinnt, wie die Aufgabe, welche euch die unsichtbare Begleiterin in das Reisebündel geschnürt, in der Ausführung aufs beste gerathe! Und scheint das Werk euch gerathen — glaubt es nicht! spart keine Feile, es noch besser zu machen. Und, seid ihr mit eurer Kraft und Kunst zu Ende, laßt euch nicht verlocken zu wähnen, daß dies nun das Beste sei dessen, was ihr schaffen könnt, geschweige, was geschaffen werden kann. Schaut auch in den Momenten höchster Schaffenslust und dankbarer Freude an dem Geschaffenen demüthig empor zu den hohen Geistessternen, die mit ihrem Strahlenglanz durch die Jahrtausende leuchten! Bekennt euch noch mit grauen Haaren als bescheidene Schüler zu ihnen, als zu euern hehren Meistern und unerreichbaren Mustern! Feiert ihre Gedenktage, ob mit tönender Rede vor Hunderten in den glänzenden Sälen der Städte, ob mit stillem Gebet am einsamen Wegesrain! Und habt auch wieder eure herzliche Freude an dem gelungenen Werk eines Mitstrebenden, und wendet euch nur da unwillig ab und laßt es nicht fehlen am herbtadelnden Worte, wo ihr den Leichtsinn schalten und die Frivolität walten seht und Spott treiben mit dem, was euch heilig ist.

Spielhagen hat in diesen Worten den Geist, aus dem Auerbach's Briefwechsel entstanden ist und aus dem er gewürdigt sein will, nach unserm Gefühl trefflich wiedergegeben. Wenn wir nun auf das Einzelne einzugehen versuchen, so muß zunächst die Fülle persönlicher Beziehungen, von denen in diesen Briefen die Rede ist, unser Erstaunen erregen. Von modernen deutschen Schriftstellern hat ohne Frage niemand seinen persönlichen Verkehr zu gleicher Zeit so weit nach oben bis zu den Höhen der Menschheit und nach unten bis zu den Hütten armer Dorfbewohner ausgedehnt wie Auerbach; er war in Palästen wie in Dorfstuben ein willkommener Gast, und der Mann, der heute vom deutschen Kaiser und Kronprinzen, von dem Großherzog von Baden, von der Großfürstin Helene von Rußland und andern ausgezeichnet wurde, hatte morgen kein größeres Verlangen, als die schwielige Hand eines Handwerkers in seinem Heimatdorf Nordstetten zu drücken, oder sich eines in Noth und Bedrängniß früh gealterten Schulkameraden zu erinnern, der in seinem Leben nie etwas anderes als die Bauern des Schwarzwaldes und die Kirche seines Dorfs gesehen hatte. Auerbach's Persönlichkeit wird uns erst klar, wenn wir uns immer wieder daran erinnern, wie es dem armen und unbekannten Bauernsohne in kurzer Zeit gelang, sich neben den Besten unserer Nation zu behaupten, zum Gegenstand allgemeiner Verehrung zu werden und an allen wichtigen Vorgängen unsers öffentlichen Lebens regen Antheil zu nehmen. In diesem schnellen Avancement lag die Kraft seines Talents, das Wesen seiner Persönlichkeit, aber auch das Widerspruchsvolle seiner Natur. Immer sah er es als die Hauptaufgabe seines Wirkens an, zwischen dem Volke und den Gebildeten eine Brücke zu schlagen, den schlichten Mann zum Glauben an die Bildungsarbeit unserer Zeit zu bringen und den vornehmen Klassen unserer Gesellschaft die Volksseele rein zu erschließen. Mit seinem Kopfe gehörte er der geistigen Aristokratie, mit seinem Herzen und Talent den schwarzwälder Bauern an; vor jener hatte er die unbedingteste Hochachtung, während er an diesen mit der ganzen Kraft seines Gemüths hing. Das Bestreben, den Salon und die Bauernstube miteinander in Einklang zu bringen, den erfrischenden Geruch von Wald und Wiese in das Boudoir und andererseits wieder die verfeinerte Bildung der Städter auf das Land zu übertragen, erzeugte in ihm jene Unruhe, die ihn sein ganzes Leben nicht verlassen hat. Aus dem Wald treibt es ihn in die Studirstube und aus der Studirstube in den Wald. In Berlin macht ihn das Hastige und Gleichgültige der Menschen, das Lärmende des Lebens unglücklich; er kann es nicht ertragen, daß ihn die Kinder auf der Straße nicht kennen und grüßen, und trotzdem fühlt er, daß mit der Erhebung Berlins zur Hauptstadt des Deutschen Reichs einer seiner Lieblingsträume in Erfüllung gegangen ist und daß es ihm nicht ansteht, anderswo als in der Stadt zu leben, wo die Schöpfer der deutschen Einheit ihn fortwährend daran erinnern, daß auch sein Streben kein vergebliches gewesen sei. So schwebt er zwischen hoch und niedrig unruhig hin und her, und immer ist er im Gefühl, ein Kind des Waldes und der Berge zu sein, bestrebt, jene geistige Welt, in die er selbst erst allmählich hineingewachsen ist, für sich zu erobern. Wie glücklich ist er, wenn die ersten Namen der berliner Universität an seinen Dichtungen Gefallen finden, und wie verlockt ihn doch wieder der Gedanke, sich in Gernsbach, wo er das Plätschern der Murg hört, mit den Seinigen anzusiedeln und seine Tage im Verkehr mit der Natur, mit einfachen, durch Reflexion nicht angekränkelten Menschen zu beschließen!

Auerbach hat diese beiden Strömungen seines innern Menschen niemals zur Harmonie vereinigen können. Er blieb für die Stadtmenschen ein Mann des Volks, der sich durch die kurze Joppe, das Behagliche und Symbolische seiner Redeweise, auch sonst gern von der conventionellen Bildung abhob, und wie er selbst, war auch seine Muse, dem Lorle vergleichbar, das auf dem Lande gedieh und in der Stadt zu verkommen drohte. Für seine Kunst hat Auerbach aus dem modernen Bildungsleben einen verschwindend kleinen Gewinn gezogen; niemand hätte das Hofleben besser kennen können als er, und doch wie blaß und unrichtig sind die betreffenden Kapitel in „Auf der Höhe" gerathen. Was wäre dieser Roman, was wären „Das Landhaus am Rhein" und „Waldfried" ohne die Bilder des Volkslebens, das in seiner Seele immer neues Leben empfing? So hing er mit der ganzen Kraft seines

Seins und Denkens am Schwarzwald, den er jedes Jahr aufsuchte, um in seiner Betrachtung sich die Phantasie verjüngen zu lassen. Es hat etwas Rührendes, zu beobachten, mit welcher Lust er den Harzgeruch des Waldes einathmet, wenn er den Qualm und Staub Berlins glücklich hinter sich hat, wie er für das Kleine und Kleinste das glücklichste Auge, den feinsten Sinn bekundet. Was er an Bildern des Schwarzwaldes in den vorliegenden Briefen bietet, wird natürlich in Betreff der künstlerischen Fassung durch die Schilderungen in seinen Novellen weit überboten, aber wir begegnen doch manchen Stellen, die in diesem eigenthümlichen Zusammenhang einen tiefen Eindruck auf den Leser nicht verfehlen können. Dasselbe gilt von den Eindrücken der Schweiz, die er erst kennen lernt, als er fast das funfzigste Jahr erreicht hatte. Seine Bilder vom Rigi und Gießbach besitzen eine ganz eigenthümliche Leuchtkraft und schimmern in den prächtigsten Naturfarben.

Indem Auerbach jede Anerkennung, die ihm zutheil wurde, gleichgültig ob sie ihm von Berufenen oder Unberufenen, von ernsten Kennern seiner Poesie oder von phrasenhaften Schmeichlern entgegengebracht wurde, ruhig hinnahm, konnte ihm der Vorwurf übermäßiger Eitelkeit nicht erspart bleiben. Es haben in dieser Beziehung im Kreise seiner Freunde oft die merkwürdigsten Anekdoten circulirt; die Gewohnheit, nach Lob zu trachten, wurde zu einer Art humoristischen Zopfes, der die Würde seiner Persönlichkeit zwar nicht beeinträchtigte, aber doch ein gutes Theil menschlicher Schwäche in ihm bloßlegte. Auerbach's Eitelkeit hatte aber etwas Bewußtloses und Naives, weil er es stets liebte, im Gespräch sich voll und ganz auszugeben. Dabei ging ihm die Reflexion darüber verloren, daß nur die wenigsten Menschen einen so unbedingten seelischen Erguß, wie er ihn zu geben liebte, zu würdigen und zu vertragen vermögen. Er hat, um mit Jago zu sprechen, nur zu häufig sein Herz auf dem Aermel getragen. Die Briefe enthalten eine Reihe der schlagendsten Belege dafür, daß die Sucht, seine Persönlichkeit bei allen möglichen Festen und Veranlassungen hervortreten zu lassen, überall dabei sein zu müssen, wo deutsche Interessen ins Spiel traten, von einer geradezu kindlichen Harmlosigkeit war. Gegen den Vorwurf der Eitelkeit liebte er es sich mit aller Entschiedenheit aufzulehnen; er wußte offenbar gar nicht, wie er mit dieser Eigenschaft auf Bekannte und Freunde wirkte. Erst im Vergleich mit ganz anders gearteten Naturen sah er gewisse Eigenthümlichkeiten seines Charakters, dann aber auch mit besonderer Schärfe. Sehr bezeichnend ist namentlich das, was er über den Verfasser der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" sagt:

> Dingelstedt ist ein Lebenskünstler, und gerade das, daß ich eben ein Pfuscher in Gestaltung des unmittelbaren Lebens bin, macht mir ihn um so imponirender. Er hat nicht nur gute Formen, er hat auch innere Selbsthaltung, er versteht sich rar zu halten und vor allem still an sich zu halten, ich meine — zu schweigen. Er ist weit entfernt von meiner Albernheit, die da glaubt, man müsse den Menschen immer etwas geben, und zwar das Beste, was man im Moment ist, und da verplempert man sich und hat sehr oft das Nachsehen der Reue und des Aergers über sich. Dingelstedt echauffirt sich nicht leicht für Dinge und Personen, und freilich sein Beruf, für lebendige Menschen zu disponiren, hilft ihm viel in souveräner Beherrschung; aber er hat diese auch über sich selber und hat sein Leben zu führen verstanden wie wenige. Er hat sich freilich seine imponirende Gestalt nicht gegeben, aber er hat sie gut exercirt zu Pferde und zu Fuß, im kleinen Privatleben wie im allgemeinen und Hofleben.

Es ist unmöglich und für unsern Zweck auch überflüssig, auf die Themata, welche der Dichter in seinem Briefwechsel berührt hat, im Einzelnen einzugehen. Es ist eine fast erdrückende Fülle von Ideen über Politik, Gesellschaft, Kunst und Leben, mit der wir überschüttet werden. Sind auch nicht alle diese Bemerkungen in ihrem Werth gleich hochstehend, so ist doch das Urtheil immer fein und eigenartig; es regt zum Selbstdenken an, auch wenn es zum Widerspruch reizt.

Gewisse Punkte treten jedoch in dieser Correspondenz mit solcher Bestimmtheit hervor, daß wir auf sie noch ausdrücklich hinweisen müssen. Auerbach, der zwischen Stadt und Land unruhig hin- und herzuwandern pflegte, oft mit dem Manuscript in der Tasche, an dem er unterwegs feilte und arbeitete, ist doch keine Natur gewesen, die auf der Reise neue Eindrücke sucht und dieselben innerlich verarbeitete. Er hat auch sein Ziel nie weit hinausgesteckt. Er ist schon ein hoher Vierziger, als er den Aufenthalt in kleinern Städten wie Dresden mit dem Leben in Berlin vertauscht, an der Schwelle der Funfziger kommt er zum ersten mal nach der Schweiz. Später ist er zweimal, 1878 und 1880, in Holland gewesen, aber er hat weder Italien, noch Frankreich, noch England gesehen. Eine Reise nach Paris oder Rom, die doch zu den Lieblingswünschen jedes gebildeten Deutschen, zumal eines Schriftstellers und Dichters, zu gehören pflegt, scheint nicht einmal ernstlich in seinem Plan gelegen zu haben. Er fühlte sich als nationaler Dichter nur innerhalb der Grenzpfähle seines Vaterlandes wohl, äußere Gründe, wie seine mangelhafte Sprachkenntniß, sind wol von bestimmendem Einfluß darauf gewesen; im Grunde des Herzens war er aber wirklich ein ausschließlich deutscher Dichter ohne die geringste kosmopolitische Tendenz. Je mehr dies der Fall war, desto empfindlicher mußten ihn die Pfeile treffen, welche von der antisemitischen Bewegung auf seine Stammesgenossen geschleudert wurden. In demselben Augenblick, in welchem diese Polemik begann, stand er auf seiten der Angegriffenen, um bis an sein Lebensende seine Anschauung von Humanität und Nächstenliebe muthig zu vertheidigen. Auerbach fühlte sich wol als Jude, aber er faßte das Jüdische nur als eine Nuance echt vaterländischer Treue und Empfindung auf. Weil sich in ihm diese beiden Elemente harmonisch vereinigt hatten und der Jude dem Patrioten in ihm keinen Abbruch zu thun vermochte, bestritt er auch jedem das Recht, ihn oder seine Glaubensgenossen in einen Ausnahmezustand irgendwelcher Art versetzen zu wollen. So will er sich der Deputation der jüdischen Notabeln nach

Rumänien anschließen, so empört ihn der Inhalt der Wagner'schen Schrift „Das Judenthum in der Musik". Seit diesem Zeitpunkte entwickelte sich ein eigenthümlicher Zug seines Wesens: er fängt an sich in eine krankhafte und mistrauische Beobachtung ähnlicher Vorgänge hineinzudenken; er entwickelt in diesem Punkte eine Empfindlichkeit, die um so größer wurde, je mehr besonders in gewissen Schichten der berliner Bevölkerung diese Unduldsamkeit um sich griff. Er ging darin schließlich so weit, daß er alten Freunden wie Dingelstedt ein gelegentliches Scherzwort, wie es dieser über Mosenthal geäußert hatte, übel nehmen konnte. Er wurde Gustav Freytag gegenüber argwöhnisch, er hielt selbst Karl Gutzkow, den Dichter des „Uriel Acosta", für einen Judenfeind, und als selbst Männer wie Treitschke, mit denen er sich treu verbunden glaubte, in das antisemitische Lager übergingen, fühlte er etwas wie einen giftigen Wurm an seinem Herzen nagen. Die Erinnerung an diese Vorgänge geht wie eine schwermüthige Musik in Moll durch einen großen Theil dieser Briefe. Alle, die dem Dichter näher gestanden haben, wissen, daß neben seinem körperlichen Leiden und mancherlei häuslichem Kummer ihn nichts so früh altern ließ und das Leben verbitterte, wie die tiefen Schatten, welche die antisemitische Bewegung in seine Seele warf.

Einen großen Raum nehmen in diesen Briefen selbstverständlich die Betrachtungen künstlerischer Pläne, das Werden und Wachsen der Dichtungen von ihrem ersten Keimpunkte bis zur endlichen Vollendung, die Freude am Erfolg, das ernste grüblerische Nachdenken über eine erlittene Niederlage ein. Auerbach ist in allen diesen Dingen von einem wahrhaft heiligen Ernst, kein Scherzwort fließt dabei aus der Feder des Mannes, der im Leben so heiter und vergnügt dreinschauen konnte. „Du hast recht", schreibt er einmal an seinen Freund, „ich sollte das Leben mehr mit Humor betrachten, freier und unverletzlicher." Und trotzdem kommt er nicht dazu im emsigen Ringen mit dem Stoff, den er wie eine höhere Welt auch während der Alltagsbeschäftigung und Bedrängniß des Lebens in seinem Kopf herumtrug. Je sicherer er sich künstlerisch fühlte, desto weniger trat die Reflexion hervor; am meisten machte sie ihm bei der dramatischen Production zu schaffen, der unglücklichen Geliebten seines Lebens, von der er nicht lassen konnte und die ihm doch so wenig Gunst geschenkt hat. Er ist meistens ein sehr absprechender Kritiker unsers Theaters und sieht doch, daß die weltbedeutenden Breter seine eigenen Stücke nicht tragen wollen.

Auerbach's „Briefwechsel" muß seinen Platz neben dem Besten erhalten, was wir dem Dichter zu verdanken haben. Wenn die Wirkung dieser Blätter auch nicht so tief ins Volk dringen kann wie die schwarzwälder Novellen, so wird das Buch doch unentbehrlich für jeden Literaturfreund sein; denn es regt die Phantasie und das Urtheil des Lesers nach den vielseitigsten und feinsten Richtungen an und gibt ihm den schönen Gewinn, eine edle Menschennatur und einen originellen Künstler im Sonnenschein einer gehobenen Stimmung und inmitten seiner Arbeit, in der er wie wenige aufging, beobachten zu dürfen. Eugen Zabel.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Dramen.

Die Quelle der deutschen dramatischen Dichtung geräth zwar zeitweilig ins Stocken, sodaß man fast an ein Versiegen derselben glaubt; aber die Stockung ist nur eine momentane, bald sprudelt sie wieder lustig dahin und nimmt geduldig die Zuflüsse des Talents und Nichttalents in sich auf.

Mit einer Dichtungsperle von wunderbarer Reinheit und hohem Werth beginnen wir den Reigen unserer diesmaligen Besprechung, zwar nicht mit dem Werke eines deutschen Dichters, doch mit einem classischen Werke der Weltliteratur überhaupt:

1. Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1884. 16. 2 M. 40 Pf.

Es ist zwar kein Drama in unserm Sinne und nach unsern Begriffen, auch nicht nach den Regeln des Aristoteles oder Lessing; es vollzieht sich darin kein Kampf des Individuums mit gewaltigen Schicksalsmächten, kein Auflehnen gegen das drohende Verhängniß, kein prometheisches Unternehmen, das selbst im Unterliegen befreiend wirkt und unser Mitleid im aristotelischen Sinne wachruft: es ist ein indisches Drama, dessen Fundament der pantheistische Glaube Altindiens bildet. Die Hand der Götter greift fortwährend in die Handlung lenkend und bestimmend ein. Die ebenso schöne als tiefsinnige Symbolik dieser Dichtung ist auch ohne Kenntniß der altindischen Glaubenslehre, wenigstens in den Hauptzügen, wohl zu erfassen. „Urvasi" ist ein Gedicht von hoher unvergänglicher Schönheit und übt unvergleichlichen Zauber auf Sinn und Seele aus. Eine Zartheit der Empfindung ist darin ausgesprochen, ein süßer lyrischer Duft schwebt darüber, der einzig zu nennen ist, und die leuchtende Farbenpracht der Phantasie, die sich über das Gesammtbild breitet, ist geradezu blendend. Das Werk ist süßberauschende, Herz und Ohr gefangennehmende Melodik.

Handlung in unserm Sinne und nach den Forderungen, die man an eine dramatische Dichtung zu stellen berechtigt ist, besitzt „Urvasi" nicht, wenn das Schauspiel auch nicht handlungsleer zu nennen ist; aber bei dem Zauber, den diese Dichtung auf jedes lautere Empfinden ausübt, vergißt man nach etwas zu fragen, was man nicht vermißt.

Eine Verlebendigung dieses Schauspiels erscheint als eine Aufgabe, der selbst ein genialer Bühnenleiter kaum gewachsen sein dürfte. Ohne die Mithülfe der Musik ist die Interpretation dieses Gedichts ganz undenkbar. Eine aus Duft und Schönheit gewobene Gestalt wie Urvasi müßte in der Darstellung ihren eigentlichen Zauber verlieren, selbst wenn sie von einer Künstlerin ersten Ranges, die zu den geistigen auch alle persönlichen Vorzüge besitzt, dargestellt würde. Eine Urvasi läßt sich auf das Niveau sterblicher Menschen nicht herabziehen. Auf dieses Schauspiel können wir Platen's Verse mit voller Berechtigung anwenden:

Blume jedes Bildniß,
Jedes Wort Musik.

Ist doch der ganze vierte Act wundersame Musik zu nennen.

Was Kalidasa dem Schauspieldirector in den Mund gelegt, wäre in unserer materiellen Zeit, die sich dem Ideal der Bühne mehr und mehr entfremdet, wohl zu beherzigen:

Erheben laßt euch auf der Dichtung Schwingen
Hoch über Erdensorg' und Staub, empor
Zu reinen Sphären, wo die Schönheit wohnt.

Ein ungenannter Autor bietet uns unter der Bezeichnung Schauspiel ein seltsam zu nennendes Werk:

2. Die sechs Großen. Schauspiel in fünf Acten von A. H. Karlsruhe, Reiff. 1884. Gr. 8. 2 M.

In der That ein seltsames Werk, in dem die handelnden Personen personificirte Großmächte Europas sind; trotzdem besitzt das Schauspiel keine Handlung. Man weiß nicht recht, was und wo der Verfasser hinaus will; ob er Zustände und Dinge der Gegenwart ironisch behandeln, ob er sie parodiren oder travestiren oder ob er eine politische Satire schreiben wollte, denn in diesem sogenannten Schauspiel erscheint uns zu vieles dunkel. Von einer regelrechten dramatischen Composition haben wir nichts gefunden, aber vermißt haben wir nebenbei noch das Salz des Pikanten, die Würze des Witzes und vor allem die Schlagkraft und Schärfe des Ausdrucks und die Schönheit der Diction. Besser gemeint und gewollt als ausgeführt, ist das Werk auch für den Leser ermüdend und langweilig, und das ist die gefährlichste Zugabe. Da es weder den Anspruch an die Bühnenaufführung erhebt, noch an eine solche überhaupt zu denken ist, aber dabei auch den Leser nicht befriedigt, so dürfte es seinen Zweck nach beiden Seiten verfehlt haben. Wir müssen diesmal mit dem guten Willen des Verfassers, der sicher etwas Besonderes geleistet zu haben glaubt, vorlieb nehmen und der Zukunft anheimstellen, ob wir Besseres von ihm zu erwarten haben.

Ein tüchtiges deutschpatriotisches Drama begrüßen wir in:

3. York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Hans Blum. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. 8. 2 M.

Es ist ein kernhaftes Stück deutscher Geschichte im Rahmen des Dramas, ohne aufgeklebte Tendenz; der Patriotismus, der dieses Schauspiel durchweht, ist echt und ursprünglich, man sieht ihn gewissermaßen lodernd und leuchtend emporflammen aus dem schweren Drucke schandbarer Fremdherrschaft und unerträglicher Knechtschaft, um Großthaten zu vollführen, deren Ruhm alle Zeiten durchstrahlt. Die Charakterzeichnung ist historisch treu und prächtig; die Handlung geht zusammengeschlossen und rasch vorwärts und hat eine Fülle wirkungsvoller und hinreißender Situationen; die Sprache ist knapp, blühend und poetisch, nur stellenweise könnte sie noch schwunghafter sein. Im ganzen ist „York" ein gutes Stück, das in das Repertoire der deutschen Bühne aufgenommen zu werden verdient.

Von demselben Verfasser liegt uns vor:

4. Junius. Schauspiel in vier Acten von Hans Blum. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. 8. 2 M.

Das gewählte Thema ist ein hochinteressantes, aber ob der anonyme Verfasser der ihrerzeit epochemachenden „Juniusbriefe" sich zum Helden eines Schauspiels oder, ungleich mehr, zum Helden eines historischen Lustspiels höhern Stils eignet, dürfte kaum fraglich sein. Der Handlung fehlt der rasche Fluß, sie lahmt oft und wird durch lang ausgesponnene Dialoge gehemmt, die wol für den Leser interessant sind, aber den Zuschauer ermüden müssen, wie überhaupt der gewählte Vorwurf mehr für ein gebildetes Lesepublikum als für das große Zuschauerpublikum geeignet erscheint. Mangelt es dem Schauspiel auch nicht an wirkungsvollen und ergreifenden Scenen, zu welchen wir die mit dem Kinde nicht zählen, die zu gemacht erscheint; fehlt es darin auch nicht an Zuständen und Personen, die dem Rahmen der Gegenwart entnommen zu sein scheinen, so glauben wir doch kaum, daß es sich einen dauernden Platz auf der deutschen Bühne erobern wird, weil dem großen Publikum Personen und Zustände einigermaßen fremd sein dürften und Kenntniß der Specialgeschichte Englands in jener Periode zum Verständniß durchaus erforderlich ist. Doch wir wollen mit unserm Urtheil nicht vorgreifen, können indeß das Schauspiel als interessante Lektüre dem gebildeten Publikum empfehlen.

Von Talent für das Drama zeugt:

5. Der letzte Zähringer. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ernst Heller. Bern. 1884.

Den behandelten Stoff bildet ein Theil der wenig bekannten und auch wenig interessanten Geschichte des letzten Zähringers. Wenn wir auch dem Verfasser weder poetisches noch dramatisches Talent bestreiten, so macht doch sein uns vorliegendes Trauerspiel nur den Eindruck eines gemachten Versuchs mit der dramatischen Form. Alles darin ist noch unfertig, lose und ohne festern Zusammenhalt der Handlung; auch die Charakterzeichnung läßt die sichere Hand vermissen, wenn auch einzelnes wohlgelungen ist. Der dem Trauerspiel zu Grunde liegende feige Meuchelmord zweier Kinder mit allen daraus resultirenden Schrecken ist kein glücklich gewähltes Motiv und entbehrt der tragischen Weihe. Aus der Composition des Werks ersieht

man jedoch, daß es dem Verfasser heiliger Ernst und er von echtem Streben beseelt ist. Die Sprache ist nicht ohne Frische und Poesie im Ausdruck; nur stellenweise machen sich Trivialitäten geltend oder Seitensprünge in das Moderne, wodurch das historische Bild getrübt wird. Der Verfasser muß vor allen Dingen fleißig Selbstkritik üben und mit gereiftern Arbeiten vor das Publikum treten, dann wird ihm auch der Erfolg nicht ausbleiben. Einzelne Scenen sind zwar dramatisch wirksam, aber das Ganze macht einen mehr niederdrückenden als erhebenden und sittlich befreienden Eindruck. Wir können nur wiederholen, daß sich der Verfasser die Pflege seines schönen Talents zur Herzenssache machen möge, damit wir in Zukunft über Gutes von ihm zu berichten haben.

Von recht erfreulichem Talent zeugt auch:

6. Dagmar. Trauerspiel in einem Aufzuge von Max Bernstein. München, Behrens. 1884. 8. 1 M.

Warum der Verfasser seinem Trauerspiel ein so bestimmtes historisches Gewand gegeben hat trotz der vorausgehenden Erwähnung, daß der Stoff ganz dem Reiche der freischaffenden Phantasie entnommen sei, vermögen wir nicht abzusehen. Das Hauptmotiv ist zeitlos und ewig, aber es ist, besonders am Schluß, nicht genügend verarbeitet. Trotz aller Anerkennung, die wir dem Talent des Verfassers zollen, sind wir genöthigt, den Tadel auszusprechen: Dagmar's aus inniger Liebe entspringender Haß ist wol begreiflich, aber nachdem Hakon mit vollem Vertrauen und der Betheuerung, kein anderes Weib als Dagmar geliebt zu haben und zu lieben, sich ihr genaht, durfte sie ihn nicht in den sichern Tod stürzen lassen, um sich hinterher an seiner Leiche zu erdolchen. Sie mußte ihn zu retten suchen oder gleichzeitig mit ihm unterliegen. Der Freiheitsenthusiasmus ist hier nur die Maske der Liebesleidenschaft. Dadurch, daß Dagmar also handelt, ist ein Riß in die Composition des kleinen Dramas gekommen, dessen Handlung sich sonst in der erfreulichsten Weise bis zum Schluß steigert. Jedenfalls hat der Verfasser Erwartungen erregt, deren Erfüllung er mit Ernst und Eifer nachstreben mag.

Mehr ein frevles Spiel als ein dilettantischer Versuch mit der dramatischen Form ist:

7. Verrechnet. Bürgerliches Trauerspiel in fünf Acten von Bill Mac Wilko. Petersburg, Schmitzdorff. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Es gibt Geschehnisse, die unglaublich sind, und Dinge, die selbst die langmüthigste Geduld ermüden, und dazu zählt, und zwar nicht an letzter Stelle, auch dieses sogenannte Trauerspiel mit allen seinen Greueln und Schrecknissen. Eine mangelhaft componirte Novelle, die sowol der Originalität der Erfindung und des stofflichen Interesses wie der Poesie und jeglicher sprachlichen Schönheit entbehrt, in die dramatische Form zu zwängen und den unmotivirten grausenhaften Schluß melodramatisch zu umschleiern, das ist mehr, als ein gesundes Empfinden zu ertragen vermag. Wir können das unberufene Spielen mit der Form des Schönen zwar nicht verbieten, aber auch den Wunsch nicht unterdrücken, daß solche Spielerei insgeheim getrieben werden möge, damit das Publikum davor sicher und die Kritik unbelästigt bleibe. Dem Verfasser möchten wir schließlich seine eigenen Worte warnend entgegenrufen:

Kennst du keine höheren Ziele?
Fühlst du in deiner Brust nichts Größres pochen?

Ein Tendenzstück im bessern Sinn des Worts ist:

8. Michael Servet. Historisches Drama in fünf Acten von Max Meßner. Leipzig, Uhlig. 1884. Gr. 8. 2 M.

In diesem Drama ist zwar vieles noch nicht ausgeglichen, die rein menschlichen Motive sind noch nicht klar verarbeitet, und dem Dialog ist stellenweise ein viel zu breiter Spielraum gelassen und das Doctrinäre zu sehr in den Vordergrund gerückt; aber der Verfasser versteht einzelne wirkungsvolle Scenen und effectvolle Actschlüsse zu componiren, was für seine dramatische Begabung spricht. Die Composition des Ganzen läßt allerdings noch zu wünschen; sie entbehrt noch der Geschlossenheit der Handlung und der Schlußact fällt zu sehr ab. Geradezu unglaublich klingt es jedoch, wenn Servet seinen fanatischen Gegner, den starren buchstabengläubigen Calvin, angesichts seines grausamen Todes zum Erben und Verbreiter seiner freiern Lehre ernennt. Die Diction ist edel und stellenweise schwungvoll. Seine Tendenz wird das Drama der Bühne fern halten, und das ist zu bedauern, weil es einen tüchtigen dramatischen Kern besitzt und eine geschickte Regie manches mildern und straffer zusammenziehen könnte. Als bloße Lektüre wird es stets interessant bleiben.

Das Werk eines wahrhaften Dichters ist:

9. Sophonisbe. Tragödie in fünf Acten von Friedrich Röber. Iserlohn, Bädeker. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Drama ist nur für den Büchermarkt Novität, die Bühne hat es bereits vor zwei Jahrzehnten beschritten und damals Beifall geerntet. Von den vielen dramatischen Bearbeitungen des Sophonisbe-Stoffs gehört die Röber'sche unstreitig zu den gelungensten. Es ist eine feste und sichere dramatische Hand, die den Plan zu dieser Tragödie entworfen und ausgeführt, und wenn wir auch die scharfe Betonung des sinnlichen Elements gemildert, die Liebesglut weniger verzehrend dargestellt wünschten, wenn uns Härten im Ausdruck stören und wir den Wechsel von Vers und Prosa nicht gutheißen können, so enthält doch das Ganze so viel des Guten und Schönen, ist die Sprache so markig und schwungvoll, daß wir uns nur lobend darüber äußern können. Das Repertoire der deutschen Bühne hat in „Sophonisbe" eine werthvolle Bereicherung erhalten.

Mehr Schwank als Lustspiel ist:

10. Junge Enten. Lustspiel in fünf Aufzügen von Anton Waldhauser. Berlin, Ißleib. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die knappe geschlossene Handlung und der muntere fließende Dialog deuten auf einen bühnenkundigen Autor. Die Motive sind zwar weder neu noch originell, auch die

Wahl des Titels keine glückliche, aber die Handlung ist lebendig, voll komischer Situationen und drastischer Pointen, die Charaktere frisch und scharf umrissen, nur oft zu flüchtig hingeworfen. In Summa sind die „Jungen Enten" ein Schwank, der auf der Bühne seine Wirkung nicht versagen wird.

Ein kecker Lückenbüßer ist:

11. Das Orakel des Telephon. Lustspiel in einem Aufzuge von Adolf Stoltze. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1884. 8. 75 Pf.

Bei der großen Ueberproduction auf dem Gebiete des Lustspiels und dem dadurch bedingten Mangel an Stoffen ist ein neues Motiv, wie es das Telephon bietet, willkommen, und wird dieses Motiv in so drastischer Weise verarbeitet wie in diesem Lustspiel, so nimmt man mit dem heitern Genuß vorlieb und übersieht gern die kleinen Unwahrscheinlichkeiten, die sich stellenweise eingeschlichen. Ein anderes Ziel ist dieser kleinen Gabe ja nicht gesteckt.

Zum vorzugsweisen Gebrauch für Liebhabertheater und Dilettantenbühnen sind bestimmt:

12. Drei Soloscenen für Damen von Berthold-Ling. Der Tante Rath. Liebesorakel. Der Rechte. Berlin, Lassar. 1884. Gr. 8. 3 M.

Zum Vortrag derartiger Soloscenen gehört gleich viel mimisches wie declamatorisches Talent, wenn sie nicht ermüden sollen. Meist werden sie zu Virtuosenkunststückchen ausgeputzt und ausgenutzt. Poetischen Werth besitzen derartige Arbeiten in seltenen Fällen, auch die vorliegenden theilen dies Los, aber sie haben den Vorzug vor vielen andern, rhythmisch ziemlich correct zu sein.

Hochsinnigem Patriotismus und echter Vaterlandsliebe gibt beredten Ausdruck:

13. Arnold Winkelried. Schauspiel in fünf Aufzügen von Eugen Mory. Basel, Jenke. 1883. 8. 2 M.

Die Diction dieses Schauspiels ist markig und phrasenlos, nur stellenweise ungelenk und unsicher auf dem Versfuß; auch sprechen die biedern Schweizer zu viel und zu sententiös für die damalige Zeit. Die Charakterzeichnung ist eine ziemlich gelungene; nur Verena ist zu hart und Katharina ihrem Gemahl Winkelried gegenüber zu herrisch; auch die dramatische Composition läßt noch manches zu wünschen übrig, obgleich das Schauspiel Scenen von großer dramatischer Wirkung enthält, nur vermißt man die Feile und die Formsicherheit der Meisterhand. Jedenfalls verdient die Arbeit Anerkennung.

Ein psychologisches Experiment möchten wir nennen:

14. Die vier Temperamente. Lustspiel in fünf Acten von Lothar Clement. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. 8. 3 M.

Der zu diesem Lustspiel gewählte Vorwurf hat sich trotz des ihm innewohnenden Interesses nicht ausreichend erwiesen, eine belebte Handlung durch fünf Acte zu spinnen. Der saubere, stellenweise sogar geistreiche, oft aber auch ermüdende Dialog kann den Mangel an Handlung nicht ersetzen, selbst wenn er, was er eben nicht ist, gehaltreicher an Poesie wäre. Die an und für sich geschickte Verarbeitung der Motive vermag die Dürftigkeit derselben nicht zu verdecken. Im großen und ganzen ist das Werk immerhin anerkennenswerth, wenn es auch kein Gewinn für die deutsche Bühne ist.

Karl Nissel.

Zur Kunde des Thierreichs.

1. Die Hausgenossen des Menschen unter den Gliederthieren. Von W. Heß. Mit 19 Abbildungen. Hannover, Cohen. 1884. Gr. 8. 1 M.

Um den mannichfachen lästigen und schädlichen Thierchen, welche sich in den Wohnungen des Menschen eingenistet haben und ihn selbst oder seine Vorräthe zu schädigen im Stande sind, mit Erfolg begegnen zu können, bedarf es zunächst einer richtigen Kenntniß dieser kleinen Feinde und ihrer Lebensgewohnheiten. Diese dem Laien zu verschaffen, beabsichtigt der Verfasser des vorliegenden Schriftchens. Er behandelt in Kürze die einzelnen Arten, je nachdem sie im Wohnzimmer, in Speise- und Vorrathskammer, auf Dach- und Kornböden, im Keller und auf Aborten vorkommen, und fügt in einem letzten Kapitel eine Darstellung der dem Menschen direct nützlichen Hausinsekten, die Bienen und Seidenspinner, hinzu. Wir finden so auf einem engen Raum die wichtigsten Gliederthiere beisammen, mit welchen der Mensch in seiner nächsten Umgebung in Berührung kommen kann. Die Parasiten unsers Körpers, wie Läuse und Krätzmilben, sind dabei ausgeschlossen. Wenn die Florfliege Erwähnung findet, so hätten wir dies auch vom Ohrwurm erwartet, welcher sicherlich öfter als erstere Gastrollen in unsern Wohnungen gibt. Als eine Bewohnerin der Aborte können wir die Larve von Anthomyia scalaris hinzufügen, deren massenhaftes, höchst lästiges Vorkommen uns bekannt geworden ist. Von den neunzehn Abbildungen, welche den kurzen Beschreibungen der zur Sprache gebrachten Kerfe beigegeben sind, dürfen die meisten als gut bezeichnet werden; am wenigsten diejenige, welche auch dem Umschlag aufgedruckt worden ist, die von Eristalis tenax. Das Schriftchen kann jedem Laien empfohlen werden, welcher sich über seine kleinen Hausgenossen selbst unterrichten will und es nicht vorzieht, nur gelegentlich bei einer „Autorität" sich Raths zu holen, wobei gewöhnlich nur die Mittel zur Bekämpfung der kleinen Feinde verlangt werden.

2. Ueber Hautanpassung der Säugethiere. Von Paul Hermann. Jena, Pohle. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser beabsichtigt in seinem Schriftchen zu zeigen, „welchen Einfluß die Anpassung, dieser mächtige Factor der natürlichen Züchtung im Kampf ums Dasein, auf die Haut der Säugethiere ausgeübt hat“, und gibt zu diesem Zweck zunächst eine kurzen, aber klaren Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Kenntnisse von der Haut der Säugethiere und ihrer mannichfachen Anhänge. Wenn aus dieser Darstellung ersichtlich wird, daß bei den Vertretern der höchsten Wirbelthierklasse der Bau der Haut in allen wesentlichen Punkten vollständige Uebereinstimmung zeigt, so tritt doch infolge secundärer Modificationen im einzelnen eine sehr mannichfaltige Ausbildung der Körperbedeckung und ihres Zubehörs aufs unzweideutigste hervor. Für diese Differenzirungen eine Erklärung zu finden, ist die Aufgabe, welche sich der Verfasser im zweiten (speciellern) Theil seiner Arbeit gestellt hat. Folgen wir ihm dabei, um einen ungefähren Ueberblick seiner interessanten Darstellung zu gewinnen.

Er versucht es zunächst, gestützt auf die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie und Entwickelungsgeschichte, die Haut der Ursäuger theoretisch zu construiren, und gelangt dabei zu folgendem Resultat:

> Am frühesten geschah die Differenzirung der Epidermis in Horn- und Schleimschicht, womit die Entwickelung der hornigen Bekleidung der letzten Phalangenglieder im Zusammenhang stand; dann, vielleicht auch noch gleichzeitig, erfolgte die Entwickelung der Schweißdrüsen, die Entstehung der Urhaare und ihre allmähliche Ausbildung zu dem vollkommenern Haarkleide; dabei erfolgte die Bildung der Talgdrüsen und endlich die der Milchdrüsen, wodurch die Klasse der Säugethiere begründet wurde.

Der größere Theil der nun folgenden Betrachtungen ist dem Einfluß des Klimas auf die Körperbedeckung gewidmet, wobei eine Menge interessanter Thatsachen zur Sprache kommen und in geschickter Weise vom darwinistischen Standpunkte aus verwerthet werden. Im allgemeinen haben die Säuger der höhern Breiten ein dichteres, die der niedern ein dünneres Haarkleid. In den tropischen und subtropischen Regionen ist die Behaarung am spärlichsten, kann sogar bis zur völligen Nacktheit der Haut schwinden, während umgekehrt die Bewohner der arktischen Regionen ein sehr dichtes, besonders an Wollhaaren sehr reiches Haarkleid tragen und dadurch bekanntlich eine große Bedeutung als Pelzthiere für den Menschen gewinnen. Daß indessen der Wärmeschutz nicht der alleinige Factor bei der verschiedenen Ausbildung des Haarkleides gewesen ist, wird durch eine Anzahl von Beispielen klargelegt. Da z. B. in den wärmern Klimaten das Haarkleid als Schutz gegen die Temperatur von untergeordneter Bedeutung wurde, so entwickelte sich bei einer Anzahl daselbst lebender Säuger, und zwar bei kleinen schwachen Formen, aus ihr eine Schutzwaffe gegen Feinde, indem die Haare in der besondern Modification der Borsten und Stacheln auftraten. Eine andere dem Klima zuzuschreibende Anpassung der Haut ist die in den Tropen vorkommende außergewöhnliche Verdickung derselben, mit welcher stets eine mehr oder weniger bedeutende Haararmuth verbunden ist. Ferner findet bei den Säugethieren der Tropen kein regelmäßiger Haarwechsel statt, welcher nur der Ausdruck eines nach den Jahreszeiten wechselnden Klimas ist. In den heißen Ländern ist bekanntlich der Uebergang der Jahreszeiten im allgemeinen weniger markirt als jenseit der Wendekreise. Nur die gebirgsbewohnenden Thiere befinden sich in einer ähnlichen Lage wie die der gemäßigten Zonen, und dem entsprechend verhalten sie sich auch in Bezug auf Dichtigkeit und Wechsel der Behaarung wie die letztern, so z. B. der Stinkdachs auf Java, der Wüstenfuchs u. a. Uebrigens ist auch in den gemäßigten Zonen ein solcher Unterschied in der Behaarung zwischen den Bewohnern der Ebene und des Gebirges bemerkbar (Irbis, Tschiggetai u. s. w.). Die Bewohner kalter Regionen besitzen außer der Dichtigkeit des Pelzes auch noch eine andere Hautanpassung an das sie umgebende Klima, nämlich die mehr oder minder reiche Ansammlung von Fett im Unterhautbindegewebe.

Den besten Beweis für die Hautanpassung an das Klima liefern die zuweilen auftretenden klimatischen Varietäten bei Thieren, welche ein großes Verbreitungsgebiet besitzen, so beim Puma in Nord- und Südamerika, beim europäischen Hasen u. a. m. Eine interessante Hautanpassung zeigt sich bei unterirdisch lebenden Säugern, wie namentlich beim Maulwurf und den Spitzmäusen, in dem sammetartig weichen und kurzen Pelze. Endlich läßt sich unschwer auch ein Einfluß des Wasserlebens auf die Haut und ihre Anhänge erkennen, welcher verschieden groß ist, je nachdem die Thiere nur zeitweise oder dauernd im Wasser leben.

Neben dem Klima spielt die geschlechtliche Zuchtwahl eine bedeutende Rolle bei den Differenzirungen der Haut. Von den hierdurch entstehenden secundären Geschlechtscharakteren werden vom Verfasser besonders eingehend die Milchdrüsen und Zitzen sowie die Marsupien der Beutelthiere erörtert, während eine Besprechung der mannichfachen Hautanpassungen, welche zur Ausbildung von Schutz- und Trutzwaffen geführt haben, oder sich auf die Hautdrüsen beziehen, für eine spätere Gelegenheit von ihm in Aussicht gestellt wird.

Wir erwähnen zum Schluß nur noch, daß bezüglich der Entstehung der Milchdrüsen zwei Möglichkeiten angeführt werden: entweder eine ursprünglich bei beiden Geschlechtern gleiche, später aber different gewordene Anlage, oder ein zunächst nur dem weiblichen Individuum zukommender Charakter, welcher sich später in geringem Maße auch auf das Männchen vererbte, und daß der Verfasser aus verschiedenen Gründen der (von uns nicht getheilten) Ansicht zuneigt, daß die letztere Möglichkeit die größere Wahrscheinlichkeit für sich habe.

So enthält denn das kleine Schriftchen vielerlei Interessantes und Lehrreiches; auch für denjenigen, welcher sich mit den darwinistischen Erklärungen nicht oder nur mit Vorbehalt einverstanden erklären kann, dürfte die Zusammenstellung des thatsächlichen Materials nicht ohne Werth sein.

3. Charles Darwin und seine Lehre. Aphorismen, gesammelt aus Darwin's eigenen Werken und Werken seiner Vorgänger und Zeitgenossen. Leipzig, Thomas. 1884. 8. 3 M. 60 Pf.

„Da ganz neuerdings", so heißt es im Vorwort des ungenannten Verfassers, „durch die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses die allgemeine Aufmerksamkeit auf den sogenannten Darwinismus gelenkt worden ist und unter den Laien so mancher sich nicht darüber klar sein dürfte, was eigentlich unter demselben zu verstehen ist und um was es sich dabei handelt, so wird die Veröffentlichung der vorliegenden Blätter gerechtfertigt erscheinen."

Die Anknüpfung an jene Verhandlungen im Abgeordnetenhause, welche einem unserer bedeutendsten Vertreter der Wissenschaft mit Recht „wie ein Ketzergericht" erschienen, zwingt uns zu dem Bekenntniß, daß nicht nur an dieser hohen Stelle fast ausschließlich von Laien eine Sache zur Sprache gebracht wurde, welche vor das Forum von Fachleuten gehört, ohne selbst vor diesen in allen Punkten spruchreif zu sein, sondern daß der Darwinismus auch sonst leider das Unglück hat, eine große Rolle gerade da zu spielen, wo man besser thäte, davon zu schweigen, als über ihn zu reden und zu schreiben. Die Lehre Darwin's ist wahrlich zu hoch, als daß jeder Laie sich für berechtigt halten dürfte, sein Für und Wider in die Welt hinauszuposaunen, wie es leider gerade von der unberufensten Seite am häufigsten geschieht. Ob daran nicht Vertreter der Wissenschaft mit Schuld tragen, wollen wir hier unerörtert lassen, jedenfalls aber können wir einen Vorwurf gegen den Verfasser des vorliegenden Buchs nicht unterdrücken, wenn er die Veröffentlichung dieser „Aphorismen" darum für gerechtfertigt hält, weil „unter den Laien so mancher sich nicht darüber klar sein dürfte, was eigentlich unter Darwinismus zu verstehen ist und um was es sich dabei handelt". Lernt man vielleicht den Geist eines „Faust" oder „Hamlet" erfassen, wenn man in Büchmann's „Geflügelten Worten" eine Reihe von Citaten daraus liest? Durch eine Zusammenstellung wie die vorliegende kann bei dem Laien nur jene Halbheit großgezogen werden, welche sich mit fremden Federn schmückt und in einem geborgten Kleide breit macht, wodurch der eine völlig gegen die vertretene Sache eingenommen wird, während der andere als kritikloser Anhänger neue Claqueurs dafür zu gewinnen sucht. Der Darwinismus ist eben mehr als eine geistreiche Spielerei, für welche der gute Geschmack die Richtschnur bildet. Parteimacherei schadet hier mehr als sie nützt, denn: „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen."

Wir wollen uns mit diesen Bemerkungen übrigens nur gegen eine nach unserer Auffassung unrichtige Belehrungsmethode wenden, während wir gern anerkennen, daß der Verfasser vorliegender Schrift durch die Zusammenstellung hervorragender Aussprüche aus Darwin's Werken und denjenigen seiner Anhänger manchem eine willkommene Hülfsquelle geboten hat.

Zur Geschichte des Buchdrucks.

1. Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst mit besonderer Berücksichtigung ihrer technischen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, 12 Beilagen und 380 in den Text gedruckten Illustrationen. Wien, Hartleben. Gr. 8. 15 M.
2. Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst. Von Karl B. Lorck. Zwei Theile. Leipzig, Weber. Gr. 8. 14 M.

Zu gleicher Zeit sind die zwei obengenannten Werke, welche den gleichen Stoff: die Geschichte der Buchdruckerkunst von ihrer Erfindung an bis auf unsere Tage, zum Inhalt haben und ihn aus gleichen Gesichtspunkten in gleichem Umfange behandeln, das eine in Wien, das andere in Leipzig veröffentlicht worden. Unsere Literatur über die Buchdruckerkunst ist reich an ältern und neuern Schriften, darunter besonders viele sehr schätzbare Monographien, aber es fehlte an einer zusammenfassenden Darstellung, die gleichermaßen der technischen wie der geschichtlichen, der biographischen, der wissenschaftlichen und der culturhistorischen Seite gerecht wird, indem sie alle die mannichfachen Züge zu einem Gesammtbilde des mehr als vierhundertjährigen Entwickelungsganges vereinigt. Man darf sich freuen, daß wir nun zwei solche Darstellungen besitzen; denn bei aller Gleichheit der äußern Umstände kommt doch das Duo si faciunt idem, non est idem hier im guten Sinne des Worts zur Geltung.

Beide Werke werden von durchaus berufener Hand gereicht: Karl Faulmann wie Karl B. Lorck verfügen über gründliche, durch eigene Praxis erworbene Kenntniß des Buchdruckergewerbes und haben ihre schriftstellerische Gewandtheit durch früher veröffentlichte Arbeiten schon zum öftern dargethan; dennoch zeigt jedes eine besondere, bestimmt ausgeprägte Physiognomie: während im leipziger der ernstere norddeutsche Charakter hervortritt, gemahnt der etwas leichtere und wärmere Ton des wiener mehr an deutsch-österreichisches Wesen. Dem entsprechend weist denn auch jedes von beiden seine eigenthümlichen Vorzüge auf. An dem Lorck'schen „Handbuch" ist namentlich zu rühmen die systematische Gliederung und übersichtliche Gruppirung des ungemein vielseitigen und umfangreichen Materials sowol der Zeitfolge als der örtlichen Begrenzung nach; es theilt den gesammten Verlauf in drei Hauptperioden: erstens, Erfindung und Verbreitung (1450—1500), zweitens, Glanzzeit und Verfall (1500—1750), drittens, Wiedererwachen und neue Blüte der Buchdruckerkunst (1751—1884), und widmet in jeder Periode den verschiedenen Culturländern und Nationalitäten eigene selb-

ständige Kapitel. Faulmann's „Illustrirte Geschichte" begleitet den anziehend geschriebenen Text mit einer Fülle instructiver Abbildungen der nach und nach vervollkommneten Werkzeuge und Pressen, mit facsimile-treuen Reproductionen von Proben, oft von ganzen Seiten des Typen- und Notensatzes aus den für die Entwickelung der Kunst wichtigsten alten Druckwerken, wobei die verschiedenen Zweige der graphischen Technik, Holzschnitt, Photo-Lithographie, Zinkographie, Bunt- und Golddruck, in Anwendung gebracht sind. Der Textdruck des Lorck'schen Werks ging aus der Officin von W. Drugulin in Leipzig, der des Faulmann'schen aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien als typographische Musterleistung hervor. Es wäre ein müßiges Beginnen, den Werth der beiden Werke vergleichend abwägen, eins über das andere erheben zu wollen; sie ergänzen sich gegenseitig in erwünschtester Weise, und da ihr Preis ein sehr mäßiger ist, kann dem Fachmann wie jedem Freunde des Schriftthums nur bestens empfohlen werden, beide in seinen Bücherschatz aufzunehmen.

So viel man sich auch bemüht hat, das Dunkel zu lichten, in das die Geschichte der Erfindung und die Person des Erfinders der Buchdruckerkunst gehüllt sind, so bleiben doch und wahrscheinlich für immer gar manche wesentliche Punkte unaufgeklärt, die der Conjectur ein weites Feld übriglassen. Gegenüber den Prioritätsansprüchen der Holländer und Italiener ward zwar durch die wissenschaftliche Forschung jetzt endgültig erwiesen, daß Johannes Gensefleisch zu Gutenberg, einer mainzer Patricierfamilie angehörig, die zeitweise nach Straßburg übergesiedelt war, ganz allein die Kunst erfunden hat, die Worte und Sätze einer Schrift aus einzelnen gegossenen Metalltypen zusammenzusetzen, diese Typen dann mit zum Drucken geeigneter Farbe zu versehen und eine beliebige Anzahl Exemplare auf Papier oder Pergament mittels der Druckerpresse davon abzuziehen; ebenso unzweifelhaft steht nun fest, daß Gutenberg selbst es gewesen, der zuerst die von ihm erfundene Kunst ausübte. Dagegen gelang es bisjetzt nicht, seine Lebensumstände mit derselben Sicherheit zu ermitteln. Nach ziemlich allgemeiner Annahme ist er um 1397 in Mainz geboren, welche Annahme auch Lorck ohne Vorbehalt adoptirt; Faulmann aber betrachtet das Jahr der Geburt noch als offene Frage und gelangt bezüglich des Orts auf Grund einer sehr eingehenden Untersuchung zu dem Schluß, Straßburg sei die Geburtsstätte des Meisters gewesen, Mainz die Geburtsstätte seiner Kunst. Wenig bekannt dürfte sein, daß 1804 Napoleon decretirte, in der Stadt Mainz, die damals dem Gedächtniß ihres großen Sohnes noch kein ehrendes Monument geweiht hatte, solle ein schöner Platz mit der Benennung Gutenbergplatz angelegt werden. Erst 1836 wurde dort das von Thorwaldsen modellirte Erzbild des Erfinders, und 1840 auch seine ihm in Straßburg gesetzte, von David d'Angers entworfene Statue enthüllt.

Im Jahre 1450 war Gutenberg mit seiner Erfindung so weit gediehen, daß er zu deren praktischer Ausführung schreiten konnte. Er fand in Johann Fust einen Compagnon, der das nöthige Kapital einschoß, und errichtete in dem „Hofe zum Jungen" in Mainz die erste Druckerei; bald trat auch Fust's Schwiegersohn, Peter Schöffer, ein geschickter Illuminator und Stempelschneider, als dritter in die Societät ein. Hier betreten wir nun den Boden urkundlich beglaubigter Geschichte, und der Standpunkt derer, welche wie van der Linde („Gutenberg. Geschichte und Erdichtung, aus den Quellen nachgewiesen", Stuttgart 1878) und mit ihm Lorck in seinem vorliegenden Werke der Ansicht sind, nicht 1440, sondern 1450 habe als das Erfindungsjahr der Typographie zu gelten, erscheint demnach wohl gerechtfertigt. Thatsache ist, daß bis heute keine Spur eines vor 1450 hergestellten Drucks entdeckt wurde. Die frühesten Erzeugnisse der Gutenberg-Presse, von denen wir Kenntniß haben, waren: ein Donat — so hieß die in den Schulen des Mittelalters gebrauchte kurze lateinische Grammatik von Aelius Donatus —, ein päpstlicher Ablaßbrief und die kleine Schrift „Ein manũg d' christēheit widd' die Durkē". Ihnen folgten dann rasch nacheinander zwei höchst bedeutende, für die Geschichte der Typographie bedeutendste Druckmonumente: eine lateinische Bibel mit sechsunddreißig und eine mit zweiundvierzig Zeilen auf der Seite, jetzt unter dem Namen der sechsunddreißigzeiligen (Schellhorn'schen) und der zweiundvierzigzeiligen (Mazarin'schen) Bibel bekannt. Im Jahre 1455 sah sich Gutenberg infolge finanzieller Differenzen genöthigt, aus der Gemeinschaft mit Fust und Schöffer auszuscheiden und die Druckerei sammt Zubehör ihnen allein zu überlassen. Aber in neubegründeter Werkstatt, mit neuen Typen und neuen Pressen unverdrossen weiter schaffend, vollendete er 1460 das berühmte Catholicon („Summa quae vocatur Catholicon" von Balbis de Janua, Sprachlehre und Wörterbuch enthaltend), ein Werk in zwei mächtigen Foliobänden, berühmt und ehrwürdig als Denkmal der fruchtbaren Schaffenskraft des Erfinders wie nicht minder wegen des am Ende von ihm hinzugefügten lateinischen Epilogs, der zu deutsch lautet: „Unter dem Beistande des Allerhöchsten, auf dessen Wink die Zungen der Kinder beredt werden und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weisen verbirgt, ist dieses vortreffliche Buch Catholicon im Jahre der Menschwerdung des Herrn MCCCCLX in der guten, der ruhmwürdigen deutschen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Gnade Gottes mit so hehrem Geisteslichte und freiem Gnadengeschenke den andern Völkern der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen gewürdigt hat, gedruckt und zu Stande gebracht worden, und zwar nicht mittels des Rohres, des Griffels oder der Feder, sondern durch das bewundernswerthe Zusammenpassen, Verhältniß und Ebenmaß der Patronen und Formen." Unterdeß ließen auch Fust und Schöffer die in ihrem Besitz gebliebene Officin nicht still stehen. Sie veröffentlichten 1457 ein Prachtwerk in zwei ganz auf Pergament gedruckten Folianten mit über dreihundert farbigen großen Initialen, das Psalterium, und

1459 einen nicht minder prachtvollen Folioband, mit andern, von Schöffer dazu geschnittenen Typen gedruckt, das Rationale von Durandus, ein Handbuch der Ritualien für die römische Kirche.

So verlief das erste Jahrzehnt von Gutenberg's folgenreicher, weltumgestaltender Erfindung, und betrachtet man die großartigen Werke, welche in der kurzen Zeit mit primitiven Hülfsmitteln geschaffen wurden, die aber noch heute die höchste Bewunderung der Kenner erregen, so muß man zugestehen, daß dies Jahrzehnt die eigentliche Kunst verhältnißmäßig weiter gefördert hat als die seitdem verflossenen vier Jahrhunderte. Mit staunenswerther Schnelligkeit verbreitete sie sich dann von Deutschland aus, wo sie vor Ablauf des zweiten Jahrzehnts außer Mainz schon fünf andere fast ebenso bedeutende Pflanzstätten: Straßburg, Bamberg, Köln, Augsburg und Nürnberg, besaß, über alle Länder Europas. Italien empfing sie bereits 1465, die Schweiz 1468, Frankreich 1471, die Niederlande 1474, Spanien 1475, England 1478, Schweden 1483, Dänemark und die Türkei 1490, Rußland 1493. Alle vor 1500 gedruckten Bücher werden Incunabeln, Wiegendrucke genannt; wie ansehnlich ihre Zahl gewesen, läßt sich daraus ermessen, daß, obwol sicher der bei weitem größte Theil uns verloren gegangen ist, Ludwig Hain's „Repertorium Bibliographicum" (Stuttgart 1826) deren 16299 verzeichnen kann. Dem Inhalt nach waren die meisten Incunabeln Ausgaben der Bibel in lateinischer wie in den verschiedenen europäischen Sprachen — die erste deutsche Bibel wurde 1466 in Straßburg gedruckt —, sodann Kirchenväter und Scholastiker, Chroniken, Erd- und Reisebeschreibungen; in Italien, dem Vaterlande der Renaissance, druckte man mit Vorliebe die römischen und griechischen Classiker — von Virgil gab es 1500 schon siebzig Ausgaben — wie auch die nationalen Dichter Dante, Boccaccio und Petrarca.

Das 16. und ein Theil des 17. Jahrhunderts sahen die Blüte der Buchdruckerkunst. Angesehene Gelehrte betheiligten sich als Herausgeber, Redactoren und Correctoren an Herstellung der Bücher; Künstler ersten Ranges, wie Albrecht Dürer, Burgkmair, Schäuffelein, Lukas Cranach, Hans Holbein, entwarfen die Zeichnungen zu den Illustrationen in Holzschnitt, der sich nun eng mit dem Textdruck verband; gekrönte Häupter, in Deutschland Kaiser Max, in Frankreich König Franz I. und seine Nachfolger, wandten der Typographie ihre Gunst und ihre persönliche Theilnahme zu; der Kampf der Geister, den die Reformation und der Humanismus angeregt, setzte mit zahllosen Streit- und Bekenntnißschriften, mit gelehrten philologischen Commentaren, mit den Schwänken und Spruchdichtungen der Meistersänger die Pressen allerorten in Bewegung. Unter den Prachtwerken nahm das allegorische Gedicht „Teuerdank", das Kaiser Max 1517 in Nürnberg illustriren und drucken ließ, in typographischer Hinsicht eine hervorragende, wenn nicht die erste Stelle ein. Aus den dazu angefertigten Typen entstand die Fracturschrift, welche bald in Deutschland allgemein üblich wurde, während bis dahin die romanischen wie die germanischen Völker ohne Unterschied die gothische Mönchsschrift verwendet hatten, und um dieselbe Zeit kam in Frankreich die römische oder Antiqua als Druckschrift in Gebrauch. Charakteristisch für diese Periode ist das Auftreten berühmter Buchdruckerfamilien, in welchen der Weltruf, den ihnen die Schönheit und Gediegenheit ihrer Druckerzeugnisse eintrug, sich durch mehrere Generationen forterbte. Die Aldinische Familie zu Venedig, Aldus Manutius und seine Nachkommen, blühte ein volles Jahrhundert, von 1495—1597; als gleich berühmt reihen sich ihr an: die Familie Etienne (Stephanus) zu Paris, deren Mitglieder sich auch durch Gelehrsamkeit auszeichneten, die Plantin'sche Familie zu Antwerpen und vor allen die Elzeviere, Universitätsbuchdrucker zu Leiden. Die mit ihrer Druckfirma veröffentlichten Bücher sind von heutigen Bibliophilen sehr gesucht und werden, wo sich deren noch vorfinden, mit hohen Preisen bezahlt.

Dem Herabsinken von der erreichten Höhe, welchem im 17. und 18. Jahrhundert unter der Einwirkung langwieriger verheerender Kriege alle Künste und Handwerke unterliegen mußten, hat auch die Buchdruckerkunst nicht zu entgehen vermocht, und gerade das Land ihrer Erfindung, unser am ärgsten heimgesuchtes Vaterland war es, wo sie früher und tiefer sank als z. B. in Frankreich, Holland und England. Oede Einförmigkeit auf der einen, geschmacklose Ueberladung oder Verschnörkelung auf der andern Seite bildeten mehr und mehr die Signatur jener traurigen Periode. Regeres Leben, erweckt und genährt durch die reformatorischen Bestrebungen von Männern wie Didot in Paris, Breitkopf in Leipzig, entfaltete sie dann wieder in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, gleichzeitig mit dem Erblühen unserer deutschen Nationalliteratur. Dem 19. Jahrhundert aber blieb es vorbehalten, sie einem neuen gewaltigen Aufschwung entgegenzuführen, einer wachsenden Ausdehnung ihrer Grenzen, die voraussichtlich noch lange nicht das Ende erreicht haben wird. Sie verdankt diese neue Blüte und diese ungeahnte Erweiterung zum größten Theil den modernen Ergebnissen der technischen, chemischen und physikalischen Wissenschaften. Hauptetappe in ihrem Fortschrittslaufe war die Erfindung der Schnellpresse durch Friedrich König aus Eisleben; in der Nummer vom 28. November 1814 konnten die „Times" der Welt verkünden: dieselbe sei auf einer durch Dampf betriebenen, ohne Beihülfe von Menschenhänden arbeitenden Schnellpresse gedruckt, und die Grabschrift König's (gest. 1833) sagt von ihm: er habe der Presse Flügel verliehen, ohne welche sie ihr zehnfaches Tagewerk nicht genügend zu vollbringen im Stande wäre. Allein auch die so beflügelte Presse genügte schon nach ein paar Decennien nicht mehr den Ansprüchen, die von den großen Zeitungen in Bezug auf Schnelligkeit und Massenhaftigkeit des Drucks an sie gestellt wurden. Da construirte man in England und in Nordamerika, wo der Zeitungsverlag zu den riesigsten Dimensionen entwickelt ist, die Rotationsmaschine, die

sogenannte Endlose, welche eine Papierlänge von zwei deutschen Meilen auf beiden Seiten, also von vier Meilen in der Stunde bedruckt und in einem halben Tage 100000 Exemplare einer großen Zeitung liefern kann. Auch in deutschen Officinen hat sie sich für den Druck von Zeitungen und Werken, die in sehr bedeutender Exemplarzahl erscheinen, als vortheilhaft bewährt, trotz ihres hohen Anschaffungspreises von 20—25000 Mark; eine Rotationsmaschine aus der Anstalt von König und Bauer in Oberzell ist mit dem Druck der dreizehnten Auflage von „Brockhaus' Conversations-Lexikon" beschäftigt.

Wir müssen hier darauf verzichten, in weitere detaillirte Mittheilungen einzugehen. Summarisch nur sei erwähnt, daß die Geschichte der Buchdruckerkunst zugleich die ihrer Hülfsgewerbe und Schwesterkünste in sich schließt, der Schriftgießerei, Stereotypie, Galvanoplastik, der Xylographie, Lithographie, der Chromolithographie, des Lichtdrucks bis zu den neuesten Versuchen auf diesem Gebiete; daß die Wandlungen, welche die socialen Verhältnisse der Buchdrucker in den verschiedenen Staaten erfahren haben, im Zusammenhang der allgemeinen Culturzustände dargestellt sind; daß es endlich nicht an häufigen Berührungen fehlt mit der Geschichte der Literatur, des Buchhandels, der Censur und der Preßpolizei. Hoffentlich genügt unsere kurze Skizze, die Leser für den reichen und mannichfachen Inhalt der beiden Werke so weit zu interessiren, daß sie sich zum eigenen Studium derselben aufgefordert finden.

B. Schuhmann.

Religiöse Literatur.

1. Die Religion des dreieinigen Gottes. Ein Glaubensbekenntniß von F. V. von Wasserschleben. Berlin, C. Duncker. 1884. Gr. 8. 80 Pf.
2. Der Irrgang des Lebens Jesu. In geschichtlicher Auffassung dargestellt von Albert Dulk. Erster Theil: Die historischen Wurzeln und die galiläische Blüte. Stuttgart, Dietz. 1884.
3. Der alte und der neue Glaube. Ein Lebensbild von Gustav Keuchel. Berlin, Deubner. 1884. 8. 6 M.

Man könnte einer Besprechung der aufgeführten drei Werke als Ueberschrift recht gut den Titel des zuletzt genannten voranstellen. Alle drei reden von dem alten Glauben und wissen ihm einen neuen gegenüberzustellen. Der erste Autor will den christlichen Dogmen unter Beibehaltung der alten Terminologie einen neuen naturwissenschaftlich-philosophischen Inhalt geben; der zweite spricht von einer Religion des Wissens, die er an die Stelle der Religion des Glaubens zu setzen gedenkt, von einem wissenschaftlichen Atheismus, der die Welt mit neuem schöpferischen Leben durchdringen soll; um zu diesem Ziel zu gelangen, gilt es, das Christenthum aus der öffentlichen Anerkennung zu verdrängen, und er unternimmt diese Arbeit mit einer neuen Darstellung des Lebens Jesu. Der dritte Autor ist über das Neue des Glaubens am wenigsten klar; er scheint in praktischer Liebesthätigkeit das Wesentliche der Religiosität zu erblicken und die Dogmen preiszugeben.

Der Verfasser der Schrift „Die Religion des dreieinigen Gottes", F. V. von Wasserschleben (Nr. 1), bietet uns ein philosophisches Glaubensbekenntniß, dessen Parole lautet: Zurück zum Glauben — aber unter Achtung der feststehenden Ergebnisse der Naturwissenschaften. Das läuft auf einen Compromiß hinaus, bei dem, wie es häufig zu geschehen pflegt, keiner der beiden Theile seine Rechnung findet. Der Verfasser nimmt Gott und Welt in pantheistischem Sinne als identisch und formulirt nun den ersten Satz seines Glaubensbekenntnisses folgendermaßen: „Ich glaube an den lebendigen Gott. Gott ist die Kraft, deren Wesenheit sich uns offenbart in der Dreieinigkeit von Wille, Empfindung und Erkenntniß." Gegen diese Trinität werden die Theologen Einwendung erheben, und die Männer der Naturwissenschaft werden zu viel Speculation darin finden. Im übrigen zeigt die kleine Schrift ein ruhig erwägendes und doch kühnes Selbstdenken, das sich nicht scheut, den höchsten Problemen nahezutreten. Sie ist das Resultat eines dreißigjährigen Denkens, das dem Verfasser, wie er uns versichert, nach langen Kämpfen des Zweifels den Frieden der Seele wiedergegeben hat. Wir können von solcher langdauernden Geistesarbeit eines gebildeten Laien nicht gering denken und glauben, daß sein Versuch neben ähnlichen derselben Art — und was sind selbst unsere großen philosophischen Systeme anders als Versuche der Welterklärung? — wol eine Prüfung beanspruchen darf. Wir schließen uns deshalb gern dem Wunsche an, daß sein Bekenntniß von vielen gelesen und nicht nur von einigen kritisirt werde.

Zeigte die Schrift von Wasserschleben eine durchaus versöhnliche Haltung, so ist bei Albert Dulk: „Der Irrgang des Lebens Jesu" (Nr. 2), schon der Titel polemisch. Bekanntlich nimmt seit länger denn funfzig Jahren die wissenschaftliche Behandlung des Lebens Jesu in dem Bereich der freiern theologischen Forschung einen breiten Raum ein. In dem Bestreben, das Leben Jesu als ein unter menschlichen Bedingungen verlaufendes zu zeichnen, hatten diese Darstellungen im Laufe der Untersuchung mancherlei rationelle Zugeständnisse gemacht, und menschliche Schwachheiten, Irrthümer und mangelnde Fähigkeiten des Intellects waren in das evangelische Jesusbild hineingeflochten worden. Wir erinnern hier nur an Strauß, Renan Keim u. a. Nichtsdestoweniger hatten die meisten dieser Darstellungen an der moralischen Vollkommenheit Jesu festgehalten oder seine „Sündlosigkeit" gegen jeden Angriff zu wahren gesucht. Die vorliegende Schrift unternimmt es, auch diese

letztere als eine unberechtigte zu erweisen. Albert Dulk's voraufgehende schriftstellerische Thätigkeit könnte man eine Vorbereitung auf das vorliegende Werk nennen. Schon sein in den sechziger Jahren erschienenes Drama „Jesus der Christ" versuchte eine poetische Verklärung des Lebensbildes der Evangelien, jedoch jedes Wunders entkleidet. Seitdem hat er in populären Schriften („Was ist von der christlichen Kirche zu halten?", „Thier oder Mensch?", „Stimme der Menschheit" und andere) dem Gedankenkreis der freireligiösen Gemeinden das Wort geredet und besonders den Nachweis zu führen gesucht, daß der Christianismus — er versteht darunter die historische Form des Christenthums — im Niedergang begriffen und der Humanismus auf den Plan getreten sei, um ihn abzulösen. Diese Tendenz leitet ihn auch bei der Abfassung seiner neuesten Schrift. Es fragt sich nun, durch welches Mittel er das Leben Jesu als ein verfehltes zu erweisen gedenkt. Die Methode ist einfach, durch Rückschluß von der Wirkung auf die Ursache. Aus dem Bilde der Kirche und des Christenthums, wie sie sich im Laufe der Zeit gestaltet haben, sucht er das Lebensbild Jesu zu gewinnen. Wir glauben, daß die erwähnte Methode mit Vorsicht anzuwenden sei, und halten es nicht für gerecht, jede Entartung einer Sache auf einen unlautern Ursprung derselben zurückzuführen oder für jede Trübung und Verunreinigung der Kanäle die Quelle verantwortlich zu machen, aus der sie geflossen sind; unlogisch finden wir es auch, wenn man, wie Albert Dulk nach Bruno Bauer's Vorgange es thut, das Christenthum für das Collectivwerk der Menschheit erklärt und die Schuld seiner Ausschreitungen doch nur auf den Namen des einen Stifters häuft. Was dagegen die Verdienste des Christenthums betrifft, so finden wir sie durchaus unterschätzt und in dem Gemälde seiner Wirkungen Licht und Schatten nicht gleichmäßig vertheilt. Die Religion Christi ist dem Verfasser nur eine Religion der geistigen Leidenschaften, die aber sonst weder einen intellectuellen noch sittlichen Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit bezeichnet; nicht die christliche, sondern die germanische oder arische Sittlichkeit sei die Macht, welche die Verwüstungen des Christianismus überdauert hat; dieser letztere sei keine Consequenz des Mosaismus, sondern eine Metamorphose des Heidenthums; das Neue, was er gebracht, sei nur die directe Menschenanbetung. Der Verfasser scheint es nicht zu bemerken, daß er den christlichen Völkern der letzten zweitausend Jahre ein klägliches Armuthszeugniß ausstellt, die aus dem Irr- und Taumelgang, in den sie das Leben Jesu hineingerissen, bis zur Stunde noch nicht den Ausweg haben finden können. So viel haben wir über den vorliegenden ersten Theil zu sagen; der zweite, in Aussicht gestellte, wird den Messiasgang und die Erhebung ans Kreuz bringen; ein abschließendes Urtheil wird erst möglich sein, wenn das Ganze vorliegt.

Den beiden wissenschaftlichen Publicationen schließt sich in novellistischem Gewande noch ein Lebensbild: „Der alte und der neue Glaube" von Gustav Keuchel (Nr. 3), an. Ein Grafenkind erzählt seine Lebens- oder vielmehr Jugendgeschichte, und man erwartet, in ihm den Helden der Erzählung zu finden; gleichwol tritt er diese Rolle bald an einen jungen Schulmeister ab, dessen Geisteskämpfe und Lebensschicksale uns von nun an ausschließlich beschäftigen. Die an Handlung und Begebenheiten arme Erzählung schleppt sich in eingestreuten Briefen und Tagebuchblättern mühsam weiter, endlos unterbrochen durch Expectorationen über alle möglichen Dinge, die nicht zur Sache gehören. Dabei ist der Verfasser nicht ohne Talent und zeigt namentlich gute Ansätze zur Charakterschilderung. Erst eine bedeutende Kürzung des Inhalts würde die Erzählung lesbar machen. Ein Hauptfehler des Buchs, das, wie es scheint, eine Tendenzschrift sein soll, besteht auch darin, daß es den Leser im Unklaren läßt, ob dem alten oder dem neuen Glauben der Vorzug zu geben sei.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von der „Realencyklopädie der christlichen Alterthümer", herausgegeben von F. X. Kraus (Freiburg i. Br., Herder), liegen uns die neunte und zehnte Lieferung vor. Aus den mit vielen seltenen und instructiven Abbildungen versehenen Heften heben wir hervor die Artikel „Katakomben", „Katechetischer Unterricht", „Kathedrale", „Kelch", „Kirche", „Kleidung", „Kreuz", „Labarum", „Lamm", „Lampen". Wir wiederholen auch an dieser Stelle unser früher gefälltes Urtheil, daß die Ergebnisse eminenter Studien hier aufgespeichert sind, und daß die kirchliche Archäologie so kritisch behandelt wird, als dies vom katholischen Standpunkte überhaupt möglich ist. Die durchweg sich kundgebende Belesenheit ist geradezu fabelhaft, auch protestantische Specialforschungen entgehen nicht dem Scharfblick der Verfasser; thunlichste Uebersichtlichkeit des Stoffs wird mit Erfolg angestrebt. Man kann nur wünschen, daß der ebenso gelehrte wie besonnene Professor Kraus die Kraft finden möge, sein Werk zu Ende zu führen.

— „Karl Kraepelin. Zur Erinnerung an sein Leben und seine künstlerische Thätigkeit", heißt eine Studie, welche K. F. Müller (Hamburg, Schlotke) herausgegeben und mit einem Bildniß Kraepelin's sowie einigen Briefen Fritz Reuter's versehen hat. Wir empfangen hier aus berufener Feder einen Lebensabriß des besten Fritz Reuter-Vorlesers seiner Zeit. Kraepelin hat durch die Vorlesung der Werke seines Landsmannes in Norddeutschland diesem den Boden erobert. Das Büchlein ist sehr interessant geschrieben.

— „Die vegetarische Lebensweise und die Vegetarier" hat Meta Wellmer in zweiter Auflage erscheinen lassen (Köthen, Schettler). Die verehrte Dame hat mit solchem Erfolg auf jeden dem Vegetarianismus günstigen Ausspruch Jagd gemacht und führt so viel Gründe für die Pflanzenkost ins Feld, daß man sich am Schluß dieser Broschüre ganz verzweifelt fragt: willst du Unmensch auch ferner noch zu den Kannibalen gehören? Nein, ich will hingehen zu den „Grasfressern, Hungerleidern, Gemüseheiligen", ich will meiden „die dyspeptischen, keuchenden, schlaffen,

matten, siechen, schwerfälligen, brust-, magen-, unterleibs-, leber-, nerven-, glieder- und hautkranken Fleischesser". Man sieht, die weiblichen Vegetarianer fühlen sich so wohl und frei, daß sie Perioden schreiben können, welche einem fleischfressenden Ungeheuer den Athem versetzen.

— Fräulein Meta Wellmer gewidmet ist das Schriftchen von Edmund Dorer: „Der Vegetarismus und die Dichter" (Dresden, von Zahn u. Jaensch). Nachdem der Verfasser mit heiligem Ernst aus der antiken, mittelalterlichen und modernen Literatur alle Momente zusammengetragen, welche dem Vegetarismus günstig sind, holt er aus seinem eigenen Geistesschatze folgende blendenden Sätze hervor: „Der Egoismus ist meistentheils gesünder und vortheilhafter als die Liebe, welche oft Zeit, Geld, Gesundheit, ja das Leben selbst von uns als Opfer verlangt. Oder wären wir durch ein Verhängniß, gleich dem Fatum der Alten, zum Schlachten und Morden der Thiere verurtheilt, um uns zu erhalten, so müßten wir auch dafür büßen wie die tragischen Helden. . . . In der Urwelt herrschte wie in den Anfängen der Menschengeschichte der Orientalismus vor; denn unter den Ueberresten jener vollkommenern Thierwelt vor der großen Flut finden sich die Knochen von Elefanten u. s. w. in so auffallender Ueberzahl, daß man in jener goldenen Zeit nur das Dasein von Wiederkäuern annehmen kann." Das Büchlein schließt mit einer poetischen Verherrlichung des Vegetarismus, welche keineswegs so zahm und sanft ist wie die „Gemüseheiligen", sondern in dithyrambischem Schwunge einherbraust. Eine Probe mag genügen: „Soll nie der Schlächter und sein Opfer weichen? Das hehre Beispiel mahne uns! Die Liebe, die tempelreinigend gewaltet, lehre, wie vom Altar, vom Herd auch unsers Hauses, den Mord zu bannen!"

— Aus der „Deutschen Bücherei" (Breslau, Schottländer) liegen uns wieder folgende Hefte vor: „Das Problem der Anthropologie: die menschliche Kunst und ihre Bedingungen", von Ludwig Noiré; „Zur französischen Renaissance", von Wilhelm Lübke; „Buddha und Christus", von Rudolf Seydel. Wir haben schon früher auf den Werth dieser außerordentlich billigen Hefte hingewiesen und erneuern gern auch in Bezug auf die genannten unsere Empfehlung. Soweit bei den behandelten Themen eine bestimmte Weltanschauung in Frage kommt, ist sie eine entschieden freisinnige.

— Im Verlag von Fr. Borgmeyer in Hildesheim ist eine sehr ansprechende Broschüre erschienen: „Der tausendjährige Rosenstock am Dom zu Hildesheim" von Gerhard Schrader. Der Verfasser beginnt mit einer herrlichen Sage von der Entstehung des Doms unter Kaiser Ludwig dem Frommen. Dieser führte die Mauern desselben über die Wurzeln eines Rosenstocks hinweg, sodaß sie unter dem Hochaltar lagen, die Rose aber zog er an dem Dom in die Höhe. Es wird nun nachgewiesen, daß der jetzige Rosenstock am Dom zu Hildesheim das Alter haben kann, welches ihm die Ueberlieferung zuschreibt. Die ganze Untersuchung ist so liebevoll und überaus gründlich, und dabei so nüchtern geführt, daß sie überzeugend wirkt. Das Büchlein kann deshalb warm empfohlen werden.

— „Die moderne Jugendliteratur" macht Julius Duboc zum Gegenstand einer Abhandlung (Hamburg, Grüning). Er constatirt, daß diese Literatur seit etwa 40 Jahren bedeutend fortgeschritten sei: die Herstellung von Bilderbogen und die Verwerthung naturwissenschaftlicher Kenntnisse sei bedeutend gestiegen. Sodann verwirft er das Uebermaß von Satire, welches sich in unsern Witzblättern findet, und warnt vor der Einführung der Caricatur in unsere Jugendliteratur. In sehr einleuchtender Weise weist der Verfasser an einer Reihe von Beispielen nach, welches Unkraut auf diesem Gebiete bereits wuchert. Die ganze Studie ist sehr verdienstlich, nur zu kurz.

— „Die Perle im deutschen Städtekranze" nennt sich ein ziemlich dickes Buch von Ludwig Brunier, welches bei Henricus Fischer's Nachfolger in Norden in zweiter Ausgabe erschienen ist. Unter dieser „Perle" ist Hamburg gemeint, welchem nach allen nur möglichen Richtungen ein Loblied gesungen wird. Abgesehen davon, daß viele Aussprüche und Angaben nur von dem Hamburg vergangener Generationen gelten, ist das Ganze wesentlich nur eine Zusammenstellung aus Chroniken, Zeitungsartikeln u. dgl.

— „Allgemeine Rückblicke auf den Culturkampf" wirft Wahrlieb Freimut (Barmen, Wiemann). Er findet, daß der Culturkampf seinem Wesen nach so alt sei wie der Mensch. Dann wird die Geschichte Israels und der christlichen Kirche durchlaufen, um die Anfänge des Culturkampfes nachzuweisen, und endlich der moderne Culturkampf vom protestantischen Standpunkte aus geschildert. Irgendetwas Neues oder nur Besonderes haben wir nicht entdecken können; viele Parlamentsreden und Leitartikel sind geistvoller gewesen als diese breiten, wenn auch wohlgemeinten Auslassungen.

— Wir erhielten die erste Lieferung eines auf acht Lieferungen berechneten Werks: „Walhall", germanische Götter- und Heldensagen, erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn (Kreuznach, Voigtländer). Das Werk soll ausgestattet werden mit mehr als 50 Bildertafeln, Textbildern u. s. w. nach Federzeichnungen von J. Gehrts. Vorbehältlich unsers definitiven Urtheils nach dem Erscheinen sämmtlicher Lieferungen stehen wir nicht an, schon jetzt auf dieses nach Form und Inhalt vortreffliche Werk empfehlend hinzuweisen; Felix Dahn ist ja wie wol nur wenige berufen, edelste poesievolle und zugleich geschichtlich gesicherte Auffassung dieses Stoffs zu bieten. Es scheint ein wirklich gutes Volksbuch hier entstehen zu sollen.

Bibliographie.

Dietzsch, E., Kraft und Stoff aus der Geschichte des deutschen Volkes. Chicago, Hinstorff. Gr. 8. 6 M.

Gerstäcker, F., Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 7te Aufl. Mit Illustrationen von O. Brausewetter. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 50 Pf.

Gfrörer, A. F., Geschichte des 18. Jahrhunderts. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von J. B. Weiß. Abgeschlossen von T. Wiedemann. 4ter Bd. 2te Abth. Joseph II. Der nordamerikanische Freiheitskampf. Polens Untergang. Die französische Revolution. Basel, Schwabe. 8. 6 M. 40 Pf.

Hammerschmidt, A., Rienzi. Trauerspiel. Elberfeld, Bädeker. 8. 3 M.

Hoyns, G., Geschichte des Deutschen Volkes in Staat, Religion, Literatur und Kunst von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. 1ster Bd. Bis zur Regierung Otto's des Großen. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Kanowski, F. H., Alpenrosen und Haidekraut. Berlin, Ißleib. 8. 6 M.

Köhler, H., Novellen-Mappe. Salon-Novellen. Dresden, Steffens. 8. 5 M.

Morf, H., Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. 2ter Thl.: Pestalozzi und seine Anstalt in der zweiten Hälfte der Burgdorfer Zeit. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Morsch, J. B., Ins Algäu! Reiseerinnerungen aus dem bayerischen Hochgebirge. Straßburg, Schultz u. Comp. 8. 2 M.

Russ, V., Der Sprachenstreit in Oesterreich. Ein Beitrag zur sprachlichen Ordnung in der Verwaltung. Wien, Konegen. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schröder, C., Das Volksschulwesen in Frankreich. Dargestellt nach den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung der Schulgesetzgebung. 1ster Tl. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Schwarz, F., Johannes von Müller und seine Schweizergeschichte. Basel, Schwabe. Gr. 8. 1 M.

Soden, L. v., König Wilhelm's Kaiserfahrt. Leipzig, Bergmann. 8. 2 M. 50 Pf.

Stoklaska, O. H., Historische Gedichte. Berlin, Ißleib. 8. 1 M.

Telmann, C., Im Hochland. Novellen. (5te Folge.) Dresden, Steffens. 8. 4 M. 50 Pf.

Thomas, F., Kleine Beiträge zur Geschichte des Volksschulwesens in Deutsch-Böhmen. Böhm.-Leipa, Künstner. 8. 60 Pf.

Turgenjew, J., Dimitri Rudin. Roman. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wickede, J. v., Die Streber. Socialer Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 13 M. 50 Pf.

Wigand, A., Entstehung und Fermentwirkung der Bakterien. Vorläufige Mittheilung. 2te Aufl. Marburg, Elwert. Gr. 8. 80 Pf.

Ywannow, T. G., Der Sänger von Ringgenberg. Eine Geschichte vom Brienzersee. Bern, Nydegger u. Baumgart. 12. 3 M. 50 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 10.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1884.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Literarische Unterhaltungen.

Shakspeare und Bacon.

Das neueste Heft von „Unsere Zeit“ enthält einen Artikel von Dr. Karl Müller-Mylius über den „Shakspeare- und Bacon-Streit“, in welchem zum ersten mal in Deutschland diese Frage, die besonders in Amerika, aber auch in England so viel Staub aufgewirbelt hat, im Zusammenhang und in ihrer Genesis dargethan und auf die Hauptwerke, welche sie behandeln, hingewiesen wird. Es ist wunderbar, daß trotz mehrerer hundert Schriften und Aufsätze, in denen die Amerikaner in heftiger Polemik sich für oder wider jene Annahme äußern, in Deutschland, diesem Sitz der eifrigsten Shakspeare-Forschung, die Frage noch gar nicht aufgeworfen worden ist. Wir glauben zwar zu wissen, daß die berufenen Führer der Shakspeare-Gelehrsamkeit in Deutschland jene amerikanische Fragstellung als eine Art von literarischem Humbug betrachten, als eine Modethorheit und Modekrankheit, und es ihrer wissenschaftlichen Stellung nicht für würdig hielten, näher darauf einzugehen oder nur darauf hinzuweisen. So ist bis in die neueste Zeit, wo die „Allgemeine Zeitung“ und Dr. Engel sie einigermaßen in Fluß brachten, die ganze Angelegenheit in Deutschland eine terra incognita gewesen: jetzt wird sie durch den Machtspruch eines Einzelnen sich nicht mehr beseitigen lassen. Das allgemeine Interesse besonders dafür wachgerufen zu haben, ist ein Verdienst jenes Artikels von Karl Müller, welcher am Schluß desselben den Wunsch ausspricht, daß auch die deutsche Wissenschaft dieser interessantesten literarischen Frage der Gegenwart ein gründliches Interesse zuwenden möge.

Wir glauben vor allem, daß keine Ketzerei gegen den literargeschichtlichen Shakspeare in der Annahme liegt, der londoner Schauspieldirector habe jene Werke nicht verfaßt, sondern nur für die Bühne eingerichtet und seinen Namen dazu hergegeben. Die Dichtwerke selbst behalten ja dieselbe Bedeutung, auch wenn ein anderer sie geschaffen hat ... übrigens wissen wir von Shakspeare's Leben so wenig, daß nur die Shakspeareomanie von einem engen Zusammenhang zwischen seinem Leben und seinen Werken fabeln kann; nur die Sonette, bekanntlich eine crux interpretum, deuten auf einen solchen Zusammenhang hin; seine Dramen könnten nur für die Rührigkeit eines Schauspieldirectors Zeugniß ablegen, der für seine Bühne recht viele lebensfähige und einträgliche Stücke zu schaffen suchte.

Uebrigens liegt hier ein Einwand gegen die anti-Shakspeare-Theorie nahe, von dem wir nicht wissen, ob die voluminösen Werke der Baconisten sich mit seiner Widerlegung beschäftigt haben. Es gibt unter den Shakspeare-Dramen mehrere, die nachweisbar nichts anderes sind als Bearbeitungen älterer Stücke. Daß der Schauspieldirector Shakspeare dieselben vorgenommen hat, um, wie mancher heutige Oberregisseur und Director, der die Werke einer frühern Epoche für die Bühne der Gegenwart einrichtet und bearbeitet, dem Repertoire geeigneter Theaterstücke einen gewichtigen Zuwachs zu sichern: das wird jedem einleuchtend sein; wie aber, wenn auf einmal Lord Bacon an Shakspeare's Stelle als Autor der Shakspeare-Dramen tritt? Was konnte dieser für ein Interesse dabei haben,

ältere Stücke zu überarbeiten? Das paßte weder zu seiner Lebensstellung noch zur Bedeutung seines Talents. Wenn er bei der Nichtachtung der damaligen Bühne und des damit zusammenhängenden Komödiantenthums seinen Namen bei seinen eigenen Werken verleugnen mußte, um nicht im Kreise seiner Standesgenossen compromittirt zu werden, so würde er doch noch weit weniger sich dazu hergegeben haben, für diese Bühne ältere Stücke zurecht zu machen und umzudichten. Dafür hatte er kein Interesse, auch nicht Zeit und Muße; in seinen Mußestunden folgte er jedenfalls frei dem Fluge seines Genius.

Ueber dieses der Bacon-Theorie entgegenstehende Hinderniß könnte man nur durch die Annahme hinwegkommen, daß die Ausgabe der Shakspeare'schen Werke überhaupt nur als ein Shakspeare-Repertorium oder vielmehr als ein Repertorium der Shakspeare-Bühne zu betrachten sei, welche alle an derselben gangbaren und vom Director eingerichteten Stücke enthält, mögen es nun die Meisterwerke Bacon's sein oder frühere Dramen, welche durch die kundige Hand und die Bühnenmache des gewandten Theaterleiters dem Repertoire eingefügt wurden. Der Dramatiker Shakspeare würde sich damit freilich in einen bloßen Dramaturgen verwandeln, der „Schwan vom Avon" in jene „Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt", als welche bekanntlich Robert Greene in einem gehässigen Angriff Shakspeare bezeichnet hat. Auch erscheinen diese Werke in einem gänzlich neuen Lichte, wenn man sie auf den Theaterdirector Shakspeare bezieht, der mit seiner Namenschiffre die Werke anderer Dichter versieht, an denen er nur einen ganz untergeordneten Antheil hat. Mit unserm neuen Urhebergesetz und unsern Rechtsanschauungen über geistiges Eigenthum würde freilich dies ganze Verfahren wenig in Einklang stehen; doch diese Maßstäbe dürfen auf jene Epoche nicht in Anwendung gebracht werden. Nach der sogenannten „neuen Theorie" der Amerikaner sollen außer Bacon auch Raleigh und andere an den Shakspeare-Dramen mitgearbeitet haben, nach der „Editorial Theory" soll Shakspeare nur der Herausgeber und Bühnenredacteur der Bacon'schen Dramen gewesen sein: unsere Ansicht von dem „Shakspeare-Repertorium" ist mit diesen Theorien leicht in Einklang zu bringen. Der Gedankengang, aus welchem die neue literarische Bewegung und kritische Richtung hervorgegangen, ist einleuchtend genug. Nicht zu wenig, sagt einer der Hauptvertreter derselben, sondern zu viel wissen wir von Shakspeare's Leben, um ihn für den Dichter der unter seinem Namen herausgegebenen Werke halten zu können. William Shakspeare in Stratford, ein lustiger Kumpan, Wilddieb und Schlächterjunge, nach London entwichen, dort Schauspieler und Theaterdirector, 1613 wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt als reicher Mann, hinterließ bei seinem Tode 1616 keine Bibliothek, keine Bücher, keine Verfügungen über das Eigenthumsrecht seiner dramatischen Werke und war zänächst seinen Landsleuten nur als Gelegenheitsdichter bekannt. Das ist die eine Seite der Shakspeare-Münze, die biographische; auf dem Revers derselben befinden sich die unsterblichen Werke eines dichterischen Genius, die eine seltene universelle Bildung zur Schau tragen: wir brauchen blos an die Blumenlesen zu erinnern, welche Vertreter der verschiedensten Facultäten aus seinen Werken zusammengestellt, abgesehen von seiner Kenntniß des classischen Alterthums und der ganzen zeitgeschichtlichen Literatur. Dieser Widerspruch ist gleichsam die Keimzelle, aus welcher sich die ganze Bacon-Theorie aufgebaut hat. Was Bacon selbst betrifft, so kam man zunächst auf ihn durch die Frage: wenn Shakspeare diese Dramen nicht geschrieben hat, welcher von seinen Zeitgenossen kann sie denn verfaßt haben? Und da erschien Bacon von Verulam als der bedeutendste, der einzige, dem man die Autorschaft so genialer Werke zutrauen konnte. Die erste, welche dies aussprach, war Delia Bacon, welche aus einer andern Linie der Bacon'schen Familie stammt: im Jahre 1856 schrieb sie in einer amerikanischen Revue einen Artikel: „Shakspeare und seine Dramen", worin sie diese Ansicht vertrat. Als eifrigste Propagandistin derselben eilte sie nach England, wo sie jedoch nur Hohn und Spott fand; sie verlor darüber den Verstand und starb 1859 in einem Irrenhause in Amerika. Fast gleichzeitig hatte William Henry Smith einen offenen Brief an den Vorsitzenden der Shakspeare-Gesellschaft, Lord Ellesmere, geschrieben: „War Lord Bacon der Verfasser der Shakspeare-Dramen?", worin er sich für eine Bejahung dieser Frage ausspricht; er will ganz unabhängig von Miß Bacon zu dieser Theorie gekommen sein, sodaß sich zwischen seinen und ihren Anhängern ein Prioritätsstreit entspann.

Verfolgen wir am Faden des Artikels von Karl Müller-Mylius den weitern Gang, den die Debatte über diese Frage nahm, so tritt uns zunächst das umfangreiche Werk von Nathaniel Holmes: „The Autorship of Shakespeare" (1866), entgegen. Holmes, einer der tüchtigsten Juristen Nordamerikas, gehört zu den eifrigsten Vorkämpfern der Bacon-Theorie. Sein Werk gibt eine kritische Uebersicht über die Lebensgeschichte der beiden Männer, ihre Erziehung, Talente und Umgebung, über die Gleichzeitigkeit der in Frage kommenden Schriften in Vers und Prosa, vor allem aber über die Parallelismen der Werke Shakspeare's und Bacon's, in welchen bei dem Mangel äußerer Zeugnisse der Hauptbeweis für Bacon's Autorschaft zu suchen sei. Uebrigens werde dieselbe auch schon von Zeitgenossen erwähnt. Die Charakteristik Bacon's als Dichter bildet eine nothwendige Ergänzung für den beabsichtigten Nachweis. Das Buch von Holmes ist eine höchst gelehrte Arbeit, deren sich kein Shakspeareomane zu schämen brauchte. Noch mehr gilt dies von dem Werke Appleton Morgan's: „The Shakespearean Myth; William Shakespeare and Circumstantial Evidence" (1881), ein Werk, durch welches dasjenige von Holmes wesentlich überholt wurde; es erregte großes Aufsehen und wird auch in Deutschland demnächst bekannt werden, indem im Verlage von F. A. Brockhaus eine Uebersetzung desselben erscheint.

Es ist dies eine hervorragende wissenschaftliche Arbeit mit einer Menge nicht leicht zu erschütternder Thatsachen, Zeugnisse, Gründe und Beweisführungen, wenngleich der Autor gegenüber der Bacon-Theorie und den andern neu aufgestellten Theorien nicht Stellung nimmt, sondern die Frage noch nicht für spruchreif erklärt. Sehr zu Gunsten der Bacon-Theorie spricht das von Mrs. Henry Pott veröffentlichte Werk: „The Promus of Formularies and Elegancies by Francis Bacon; illustrated and elucidated by Passages from Skakespeare" (1882). Hier werden zu 1655 der Bacon'schen Notizen Parallelstellen aus den Shakspeare-Dramen mitgetheilt: jedenfalls das Beweiskräftigste, was bisher für die Bacon-Theorie zu Tage gefördert worden ist.

Gewiß darf man mit Morgan erklären, daß die ganze Frage noch nicht spruchreif sei, aber die deutsche Shakspeare-Gelehrsamkeit wird nicht mehr umhin können, sich mit ihr zu beschäftigen; ein vornehmes Ignoriren derselben seitens der namhaften Shakspeare-Kenner ist nicht mehr angebracht, und gegenüber so tief eindringenden wissenschaftlichen Werken ist am wenigsten gethan mit einem dictatorischen Absprechen seitens der Tagesliteraten, die sich in der Shakspeare-Kunde bisher keine Lorbern erworben haben.

Rudolf von Gottschall.

Memoirenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 39.)

1. Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1884. Gr. 8. 15 M.
2. Geschichte meines Lebens von Alfred Meißner. Zwei Bände. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 10 M.
3. Heinrich Heine's Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Einleitung herausgegeben von Eduard Engel. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1884. 8. 4 M.

Ruhiger, ohne die dialektischen Feinheiten und die oft selbstquälerische Art Auerbach's ist die „Geschichte meines Lebens" von Alfred Meißner (Nr. 2) gehalten, dem liebenswürdigen Verfasser von „Ziska" und „Schwarzgelb", der sich mit diesen Werken in die Reihe der namhaftesten österreichischen Dichter der Gegenwart gestellt hat. Wenn bei Auerbach die Persönlichkeit in den Vordergrund tritt, sodaß weniger die äußern Erlebnisse als die Art, wie sie aufgefaßt und kritisirt werden, den Gegenstand unsers Interesses bilden, so ist Meißner's „Geschichte meines Lebens" reich an positiven Beiträgen zur Charakteristik unserer Zeit.

Die Erzählung wird eröffnet durch die Schilderung von Teplitz zur Zeit, als Meißner dort als Sohn eines Badearztes und einer schottischen Mutter seine Kinderjahre verlebte. Einen Abschnitt aus dem Leben seines Vaters, den im Jahre 1810 und 1811 in Rom verlebten, hat der Dichter bereits in seinem Buch „Norbert Norson" erzählt. Er selbst wuchs in der Einsamkeit auf; die erste Sprache, die er erlernte, war die englische, und die frühesten Erinnerungen beziehen sich auf romantische Erscheinungen wie Elise von der Recke und deren Freund Tiedge. Das Jahr 1830 brach herein mit seiner auflodernden Begeisterung und der darauffolgenden Controle von Büchern und Zeitungen, von welcher Meißner ein merkwürdiges Erlebniß erzählt. Sein Vater führte ihn auch nach Dresden, wo er Zeuge eines Tieck'schen Leseabends wurde, der ihm ganz im Lichte einschläfernder Langeweile erschien. Seinen Unterricht empfing der Knabe auf dem zwei Wegstunden von Karlsbad gelegenen Gymnasium Schlackenwerth. Die Schilderungen der Lehrerwelt, des letzten in Teplitz verlebten Christabends und der Uebersiedelung seiner Aeltern nach Karlsbad geben dem Dichter zu mancherlei feinsinniger Malerei und zu gemüthlichen Betrachtungen Gelegenheit. Der Unterricht wurde später auf dem altstädtischen Gymnasium in Prag fortgesetzt, das in seiner Eigenthümlichkeit die Phantasie des jungen Mannes sofort gefangen nahm:

> Man hat Prag oft ein steineres Geschichtsbuch genannt, es ist dies keine Redensart. Prag ist wirklich eine steinerne Chronik, und zwar eine mit den schönsten Illustrationen und den wunderbarsten Ornamenten geschmückte. Das fabelhafte Bad der Libussa auf dem einsamen trümmerreichen Wischehrad, die einfache Kapelle, in der Huß gepredigt, der majestätische Theyn, der grabsteinbesäete Judenkirchhof, jenseit der Brücke der Palast des Friedländers mit seinen ausgedehnten Gärten, wie für einen Monarchen mit einem Heer von Dienern geschaffen, das Goldschmiedgäßchen, in dem die Alchymisten des zweiten Rudolf wohnten, der in der Einsamkeit seinen Träumen nachhing, während er eine Provinz nach der andern verlor, das Ferdinandeische Lustschloß, wo Tycho de Brahe's Observatorium stand, der Wladislaw'sche Tract des Hradschins, aus dessen breitem Fenster zwei königliche Statthalter und ihr Secretär in den achtundzwanzig Fuß tiefen Wallgraben flogen — all diese und noch hundert andere denkwürdige Ruinen, Gräber, Häuser, Paläste sah ich wieder und wieder an, bis die Vergangenheit, die Geschichte, die sich an sie knüpft, vor meinem Blick lebendig ward. Dabei las ich alles, was ich an Chroniken, Geschichtsbüchern, Monographien auftreiben konnte, so fleißig, daß ich mich frühe schon zu einem guten Cicerone durch Prags Gassen ausbildete. Dabei sagte ich mir immer, daß von den Schätzen, die allenthalben lagerten, nur wenige gehoben seien. Die poetische Ausbeute, wie sie von Brentano's „Gründung Prags" bis auf Grillparzer's „Ottokar" und wieder bis auf Rellstab's und Herloßsohn's Romane vorlag, erschien mir sehr dürftig. Insbesondere die reiche Rudolfinische Zeit, die einen Walter Scott verdiente, schien mir ihres Poeten zu harren.

Meißner studirte 1837—39 in Prag Medicin. Die Charakteristik von Moritz Hartmann, mit dem ihn ein freundschaftliches Verhältniß verband, und von Professoren wie

Joseph Hyrtl, Oppolzer und Redtenbacher, die den Stolz der prager Hochschule bildeten, führt uns stimmungsvoll in jene Zeit ein. Meißner besuchte 1843 zum ersten mal Wien, sah dann Venedig und erweiterte durch diese Reiseeindrücke sowie durch persönliche Bekanntschaften den Kreis seiner Anschauungen. Doch wurden hierüber die Studien nicht vernachlässigt, vielmehr erfolgte die Promotion zum Doctor der Philosophie im Juli 1846. Kurz vor dem letzten Rigorosum war ihm bereits der Gedanke an seinen „Ziska" gekommen, an dessen Ausarbeitung er sofort in Prag wie später in Leipzig ging, wo er in einen mehr literarischen Kreis trat und Männer wie Herloßsohn, Kuranda, Laube u. a. kennen lernte. Er ging darauf nach Dresden, um sein Gedicht zu beendigen und Lücken darin auszufüllen:

> Dresden war damals ungewöhnlich interessant. Es ist von jeher der Fall gewesen, daß eine Stadt zeitweise die geistige Führerschaft in Deutschland übernahm. Einst war Weimar ein Hauptpunkt der Entwickelung gewesen, dann Berlin, jetzt war es Dresden mehr als Berlin. Es war entschieden ein geistiger Vorort. Bedeutende Männer der Kunst und der Literatur waren beisammen und bedeutsame Schöpfungen tauchten fast gleichzeitig auf. Gutzkow, Auerbach, Richard Wagner, Robert Schumann, Rietschel, Semper — waren diese Namen nicht glänzend genug, um den Blick auf diese Stadt zu lenken? Es war eine literarische Stadt, alles las dort, vor allem die Frauen, allerdings mit dem Strickstrumpf zwischen den Fingern. Es lasen selbst die kanariengelben Portechaisenträger in der Schloßgasse und die Soldaten auf der Hauptwache, wenn sie nicht gerade das Gewehr auf der Schulter hatten. Auch ein literarischer Prinz und Thronfolger war da; aber damit der Schiller'sche Vers von des Mediceers Güte nicht Lügen gestraft werde, kümmerte er sich gar nicht um seine literarischen Collegen. Philalethes übersetzte den Dante, und alle Dante-Forscher sind furchtbar ernste Geschöpfe. Das Theater besuchte er nur, wenn ein Stück seiner Anverwandten, der Prinzessin Amalie, gegeben wurde.

Die Charakteristiken, die Meißner von Ferdinand Hiller, Richard Wagner und dessen „Tanhäuser", Laube und der ersten Aufführung der „Karlsschüler", Gutzkow und der Darstellung des „Uriel Acosta" gibt, sind lebendig und treffend. Das eigenthümliche Auftreten Wagner's bei der Laube zu Ehren veranstalteten Feier muß in dem Anekdotenschatz, der sich um den spätern Patriarchen von Baireuth gebildet hat, eine besondere Stelle einnehmen. Meißner entging nach dem Erscheinen des „Ziska", der von der österreichischen Censur mit einem Damnatur belegt wurde, nur durch einen glücklichen Zufall der ihm drohenden Verhaftung und begann dann seine Wanderjahre, die ihn zuerst nach Brüssel, dem Sammelplatz so vieler Flüchtlinge und Emigranten, und nach Paris führten. Hier knüpfen sich beim Wiederaufsuchen einer Jugendgeliebten die Fäden einer sehr traurigen, in Unglück und Laster endigenden Novelle. Viel erquicklicher war die Bekanntschaft mit Heinrich Heine, an den Meißner durch Laube empfohlen war. Die Erinnerungen an den pariser Aristophanes ziehen sich durch das ganze Werk hindurch und gewinnen mit den Jahren immer mehr an Frische und Bedeutung. Was Meißner schon früher in den 1856 erschienenen „Erinnerungen" über dieses Thema geschrieben hat, findet sich scharf und klar zusammengefaßt als interessantes Episodenwerk in dieser Biographie wieder. Als Meißner Heine kennen lernte, war dieser achtundvierzig Jahre alt, heiter und gesprächig, bei weitem noch nicht der kranke Mann der spätern Jahre. Der Verkehr mit dem Dichter, seine Häuslichkeit, Frau Mathilde, sein Urtheil über Alfred de Musset: das alles ist geistreich aufgefaßt und mit charakteristischer Treue wiedergegeben. Unter den pariser Eindrücken erscheint namentlich eine Vorlesung Michelet's sehr bezeichnend, in welcher das angekündigte Thema gar nicht berührt wird, sondern alles Thatsächliche im Dunst der weit ausholenden Phrase verschwindet. Die Begegnungen mit Béranger und Alexander Dumas bieten gleichfalls sehr viel des Interessanten und beendigen die Schilderung dieses einjährigen Aufenthalts in der Seinemetropole.

Der Grund der Rückkehr nach Prag war die plötzliche Erkrankung von Meißner's Mutter. Hier kam er jetzt in den Centralpunkt alles möglichen politischen Wirrsals, in den Streit zwischen Czechen und Deutschen, Conservativen und Liberalen. Was Meißner bei dieser Gelegenheit von persönlichen Erlebnissen vorführt, muß als werthvolle Illustration jener Zeit betrachtet werden. Nicht weniger die Geschichte des frankfurter Parlaments, die er aus eigener Anschauung erzählt und die mit ihren blutigen Folgen eine tiefe Verstimmung in seiner Seele erzeugte. Aus dieser ließ er sich durch die Aufforderung eines frankfurter Verlegers, ein Buch über die sociale Bewegung in Frankreich zu schreiben, herausreißen, indem er den Winter 1848 und 1849 wieder in Paris zubrachte. Das Wiedersehen mit Heinrich Heine war insofern ein sehr trauriges, als der Dichter bereits an sein Schmerzenslager in der Rue d'Amsterdam gefesselt war und den Eindruck eines dem Tode unrettbar verfallenen Patienten machte. Wiederum nehmen die anekdotischen Mittheilungen über Heine und seine Mathilde einen breiten Raum ein; doch gehören gerade diese Mittheilungen zu den interessantesten, die wir aus der „Matratzengruft" überhaupt besitzen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat ging Meißner nach London, wo sich ihm die Breite und Vornehmheit des englischen Lebens im Anschluß an einflußreiche Freunde wie Odo Russell, den spätern Lord Ampthill und Botschafter in Berlin, erschloß. Die Grandezza dieses Lebens, das Auftreten der Deutschen im Exil, eine Reise durchs schottische Hochland bilden ebenso viele neue wie anziehende Themata für den Biographen. Dann geht es wieder nach Paris und in die Heimat zurück, die ihn mit abenteuerlichen Erlebnissen aller Art empfing. Was Meißner bei dieser Gelegenheit von der Geschichte seiner Dichtungen, speciell seiner dramatischen Schriften erzählt, entzieht sich unserer Analyse, dürfte aber einem künftigen Literarhistoriker das willkommenste Quellenmaterial darbieten. Erwähnen müssen wir jedoch noch den letzten Besuch bei Heinrich Heine und das, was Meißner über die oft er-

wähnten und endlich im Fragment zur Welt gekommenen „Memoiren“ erzählt. Als er mit Herrn Julia, dem geschäftlichen Anwalt der Frau Mathilde, bei dieser in Asnières zu Tisch war, zeigte sie ihm einen Wandschrank, dessen oberes Fach von einem breiten Stoß Papiere eingenommen wurde:

Es waren lauter ausgebreitete übereinandergelegte Foliobogen, wohl geordnet. Ich erkannte am Format die mit Bleistift beschriebenen Bogen wieder, die ich vor Jahren öfter auf Heine's Bett gesehen, die Bogen, nach denen ich jetzt vergeblich gespäht hatte. Aber konnten ihrer wirklich so viele sein? Ich mußte die Zahl derselben auf fünf- bis sechshundert schätzen. „Sind das die Memoiren?“, fragte ich in hoher Erregung. „Es sind die Memoiren!“ — „So viel davon ist da. Es ist kaum zu glauben. Doch — er arbeitete wol seit sieben Jahren daran — und war so fleißig. Gehören sie Campe?“ — „Nein, nein, nein!“ Man überreichte mir ein paar Bogen von den oberstliegenden, ich betrachtete nachdenklich die charakteristischen Schriftzüge. „Aber nun zum Essen, die Suppe wird kalt!“, rief Frau Mathilde. Und der Wandschrank flog wieder zu. Warum flog er so rasch zu? Und warum war mir dieser Stoß von Schriften nicht früher gezeigt worden? Warum sah ich ihn erst jetzt am letzten Tage meines pariser Aufenthalts ganz zufällig, nur im Fluge, während alle übrigen Papiere durch meine Hand gegangen waren? Warum war das Manuscript von allen andern separirt im Zimmer ebener Erde, während alle andern Schriften im ersten Stockwerk lagerten? Erst jetzt, nach achtundzwanzig Jahren glaube ich den Grund aller dieser Umstände zu wissen, er wird mir immer klarer, je mehr ich über die Sache nachdenke. Frau Mathilde hatte mich, durch eine momentane Laune verleitet, unüberlegt, wie sie nun einmal war, etwas sehen lassen, das ich ursprünglich ebenso wenig als alle andern hatte sehen sollen! Dieser Manuscriptenstoß war bereit zur Ablieferung oder Absendung. Zur Absendung, an wen? Jedenfalls an ein Glied der Gelddynastie Heine, das der Aufdeckung von Personalien durch diese Memoiren entgegenzutreten entschlossen war. Und in diese Ablieferung hatte der durch Krankheit und Gram gebrochene Heine jedenfalls selbst eingewilligt, sie vermuthlich selbst angerathen. Nur unter dieser Annahme erklären sich die merkwürdigen Verse, die ich nicht verstand, als ich sie zuerst unter den Nachlaßgedichten las und die also lauten:

Wenn ich sterbe, wird die Zunge
Ausgeschnitten meiner Leiche,
Denn sie fürchten: redend käm' ich
Wieder aus dem Schattenreiche.

Stumm verfaulen wird der Todte
In der Gruft, und nie verrathen
Werd' ich die an mir verübten
Lächerlichen Frevelthaten.

(Band XVIII, S. 328.)

Ich halte dafür, daß der ganze Papierstoß kurze Zeit, nachdem ich ihn gesehen, durch Feuer vernichtet worden ist. Vernichtet bis auf einen kleinen Bruchtheil: die durchweg harmlose Jugendgeschichte, die wir in diesen Tagen gelesen haben.

Diese Jugendgeschichte, von welcher Meißner spricht, erschien bekanntlich in der „Gartenlaube“ und liegt nun, herausgegeben von Eduard Engel, als „Heinrich Heine's Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe“ (Nr. 3) in Buchform vor. Damit ist hoffentlich eine Streitfrage beendigt, die sich als Seeschlange durch die Spalten unserer Tagesblätter und Zeitschriften wälzte und die Köpfe Berufener und Unberufener mehr als nöthig war erhitzte. Ueber den Verlauf dieses Streits erstattet der Herausgeber einen neunundsiebzig Seiten langen Bericht; es wird also niemand behaupten können, daß wir es in diesem Fall an deutscher Gründlichkeit haben fehlen lassen. Ein Umstand ist dabei noch immer nicht ganz aufgeklärt: ob nämlich das jetzt veröffentlichte Manuscript das einzige vorhandene ist, oder ob etwa die Memoiren in zwei Recensionen vorliegen. Das erstere behauptet Engel, das zweite der Baron Gustav Heine in Wien, dessen, wie es heißt, umfangreicheres Manuscript niemals das Licht der Welt erblicken soll.

Wie dem auch sei, niemand kann leugnen, daß der Eindruck der gedruckten „Memoiren“ für jeden Freund Heine's einer Enttäuschung gleichkommt. Zwar hat Engel schon bei der Veröffentlichung des ersten Abschnitts in der „Gartenlaube“ vor zu hoch gespannten Erwartungen gewarnt; aber man durfte immerhin auf etwas ganz anderes rechnen, als was in dem Buch geboten wird: der Geist des Verfassers der „Reisebilder“ ruht wol auf diesen Blättern, aber er ist müde und alt geworden, das meiste ist verwischte Schrift. Das Stück Jugendgeschichte, von dem in den „Memoiren“ die Rede ist, führt uns Bilder seiner Mutter und seines Vaters, seines Oheims Simon von Geldern und eines Großoheims, sowie der blassen Josepha, der Nichte des düsseldorfer Scharfrichters, vor. Namentlich die Schilderung, welche der Dichter von seinen Aeltern entwirft, athmet die reinste kindliche Liebe und Verehrung und muß das früher auftauchende Gerede, als sei die Veröffentlichung der Memoiren wegen der von Heine seinen Aeltern gegenüber begangenen Pietätlosigkeit verzögert worden, vollends zum Schweigen bringen. Für den Biographen mögen einzelne der hier erzählten Charakterzüge von Interesse sein; mit der Schätzung Heine's als Dichter und dem Bilde, das er sich in dem Gedächtniß unsers Volks geschaffen hat, haben diese Dinge aber absolut nichts zu thun. Daß wir dabei den echten Heine vor uns haben, wer möchte das angesichts solcher Stellen wie die folgende in der Einleitung bezweifeln:

Die Hülle fällt ab von der Seele und du kannst sie betrachten in ihrer schönen Nacktheit. Da sind keine Flecken, nur Wunden. Ach! nur Wunden, welche die Hand der Freunde, nicht die der Feinde geschlagen hat! Die Nacht ist ja stumm. Nur draußen klatscht der Regen auf die Dächer und ächzt wehmüthig der Herbstwind. Das arme Krankenzimmer ist in diesem Augenblick fast wollüstig heimlich und ich sitze schmerzlos im großen Sessel. Da tritt dein holdes Bild herein, ohne daß sich die Thürklinke bewegt, und du lagerst dich auf das Kissen zu meinen Füßen. Lege dein schönes Haupt auf meine Knie und horche, ohne aufzublicken. Ich will dir das Märchen meines Lebens erzählen. Wenn manchmal dicke Tropfen auf dein Lockenhaupt fallen, so bleibe dennoch ruhig; es ist nicht der Regen, welcher durch das Dach sickert. Weine nicht und drücke mir nur schweigend die Hand.

Recht interessant ist das, was Heine von Grabbe erzählt, obwol einzelnes daraus, wie die Erzählung von dem Manuscript des „Gothland“, auch schon bekannt war. Die Anekdote mit den Löffeln, welche Grabbe's Mutter

ihrem Sohn in einem Packet auf die Studienreise nach Berlin mitgab und von denen einer nach dem andern versetzt wurde, ist sehr charakteristisch für den unglücklichen Dichter, den Heine einen betrunkenen Shakspeare nennt.

Als Anhang hat der Herausgeber diesen „Memoiren“ noch eine Anzahl Briefe, Fragmente und Gedichte beigefügt, die auch kaum im Stande sein dürften, tieferes Interesse zu erregen. Disjecta membra poetae! möchte man angesichts dieser Schnitzel, die aus allen Ecken und Enden mühsam zusammengescharrt sind, ausrufen. Weshalb darunter auch längst bekannte, in der Gesammtausgabe enthaltene Sachen, wie die Briefe aus Helgoland, wieder abgedruckt sind, ist uns unverständlich. Im ganzen kann die Lektüre dieses Memoirenbandes mit dem Ballast von Erläuterungen und Anhängseln, wodurch das Ganze zu einem wahren Haché wird, als kein ungetrübter Genuß bezeichnet werden. Man sehnt sich, wenn man diesen „Supplementband zu Heinrich Heine's sämmtlichen Werken“, wie ihn die Verlagshandlung ankündigt, wieder geschlossen hat, nach dem „Buch der Lieder“ oder dem „Romanzero“, wie der Dürstende nach einem Schluck frischen klaren Quellwassers.

Eugen Zabel.

Romane und Novellen.

Die Klage über literarische Ueberproduction ist in Deutschland seit Lessing nicht verstummt, und der zünftige Literarhistoriker, der seufzend die Massen unserer mittelalterlichen Minnelieder sichtet und die armen Pergamente der Meistersinger analysirt, der die polemischen Folianten des 16. Jahrhunderts mustert oder die Kampfplätze des Jungen Deutschland aufsucht, weiß, wie jene Klage eigentlich für alle Zeiten ihre Berechtigung hat, seit in Deutschland ein literarisches Bestreben erwachte. Erst wenn man in den poetischen Augiasställen des 18. Jahrhunderts selbst Umschau gehalten, vermag man die Herculesarbeit Lessing's des Kritikers zu würdigen; erst wenn man von der unübersehbaren Flut der zeitgenössischen Literatur Goethe's und Schiller's eine Anschauung gewonnen, vermag man des erhabenen Schauspiels recht zu genießen, wie sie trotz aller kritischen Bannstrahlen immer größer und glänzender aus dem Schwall der Alltäglichkeit emportauchen, in den ein Heinrich von Kleist für seine Lebenszeit doch so kläglich versank. Und so ergießt sich der Bronn der literarischen Nichtigkeiten weiter in unsern Tagen, in beiden Parallelströmungen, der gelehrten wie der belletristischen, gleich unerschöpflich und gleich selbstgefällig. Wie der junge Doctorand, der mit prometheischem Triumphgefühl das „imprimatur“ unter den letzten Druckbogen seines Dissertatiönleins setzt, worin er bewiesen hat, daß irgendein Lied Walther's von der Vogelweide an irgendeiner Stelle corrumpirt sei, alsbald auf eine noch gewaltigere schriftstellerische Großthat sinnt, durch welche er festzustellen entschlossen ist, daß Goethe Friederiken niemals die Ehe versprochen: so trachtet der Primaner, den sein Tanzstundenliebchen zu einem erotischen Lied begeistert hat, das ihre Freundinnen im Kränzchen sich zur Abschrift erbeten, in der nächsten Vacanzzeit sicherlich nach dem Verdienst, dem Wochenblatt seines heimatlichen Kreisstädtchens mit einer Novelle aufzuhelfen. Aber die interessanten Gründe der Massenproduction unserer gelehrten und schöngeistigen Literatur zusammenzustellen, gebricht es hier an Raum; genug, sie ist eclatant und richtet sich selbst durch eine Vergänglichkeit, die schneller ist als die pilzartige Schnellfertigkeit ihres Werdens. Die Kritik aber, vor deren Schranken derartige wesenlose Eintagsproducte sich stellen, sollte um so strenger richten, je mehr die Objecte sich der Peripherie des Kunstmäßigen nähern und je bequemer das Betreten der Kunstsphäre scheinen will, aus der sie erwachsen sind. Und hier ist es, abgesehen von journalistischen Plaudereien und Raisonnements, die man unter die weitfaltige Rubrik „Feuilleton“ zu bringen pflegt, offenbar die Roman- und Novellenliteratur, deren Formen wol am leichtesten zu meistern sind und deren Stoffe jener feinern Klärung und Verklärung, die andere poetische Gattungen erheischen, scheinbar am ehesten entbehren können.

Zweifellos — und hierin liegt ein ungemein mächtiges Vertheidigungsmoment selbst der mittelmäßigen Erscheinungen der Gattung — will unsere Zeit gerade des Romans und der Novelle, d. i. der erdichteten Erzählung in ihrer zwanglosesten und kunstlosesten Form, am wenigsten entrathen. Jedes andere poetische Genre fordert von dem Leser eine gesteigerte Receptivität und höhere Mitthätigkeit der ästhetischen Organe. Unsere lebensschnelle Zeit aber mit ihrem angespannten Arbeitsdrang sucht in der Poesie zunächst eine Verschönerin der Mußestunden, gefällige und vor allem mühelose Unterhaltung und Erholung. Ihr werkthätiges Treiben und realistisches Trachten ist der Lyrik abhold, und das Drama will man heutzutage nahezu allein von den Bretern herab auf sich wirken lassen; ein Buchdrama ist für unsere phantasiearme Zeit zu unbequem. So führen Roman und Novelle in unserer schönliterarischen Welt fast absolut das Scepter; sie bilden die bedeutungsvollsten Aeußerungen des poetischen Lebens der Gegenwart. Der Gelehrte an müdgearbeiteten Winterabenden, der Student in den Erholungsstunden seiner Ferien, die Weltdame am scheveninger Strande, die ländliche Pfarre und das prinzliche Waldschloß, der Offizier im abgelegenen Cantonnement und der bureaukratische Sommerfrischler —

sie alle mögen des holden Zauberschlüssels nicht entbehren, der sie so bequem aus der Wirklichkeit in die bunte Welt der Dichtung führt.

Es ist Ungleiches von den uns diesmal vorliegenden Werken zu sagen, aber jedem ihrer Autoren ist der Ehrentitel eines geübten Erzählers zu gewähren. Unsere kritische Revue sei eröffnet mit:

1. Prinz Wilhelm. Eine Erzählung aus stiller Zeit von Ludovika Hesekiel. Berlin, Janke. 1883. Gr. 8. 5 M.

Ludovika Hesekiel hat unter den Auspicien des berühmten Namens ihres Onkels, auf dessen bescheidenem Terrain sie geschickt sich anbaute, schnell einen sichern, wenn auch engen Leserkreis gewonnen, den vorliegendes Buch allerdings schwerlich erweitern wird. Es ist ein Votivblatt, das die patriotische Tochter einer durch Georg Hesekiel und würdige Geistliche bekannten preußischen Familie unserm Kaiser widmet, der als „Prinz Wilhelm" dem Buche Leben und Titel gibt, sonst aber in demselben ausschließlich mit der lakonischen Frage zu Worte kommt: „Ihre liebe Frau?" Das Buch hat einen matten Gang, die Figuren sind wenig mehr als dürftige Schattenrisse und ihre Redeweise häufig inhaltlos und dürr wie märkischer Sand. Die Composition ist kunstlos und der Stil verderbt. Ja, es ist schwieriger, aus „stiller" wie aus lauter Zeit zu erzählen; noch schwieriger aber ist es, aus einer Zeit zu erzählen, die uns so genau im Gedächtniß lebt, und aus Kreisen, die uns so deutlich vor dem historischen Bewußtsein stehen wie die berliner Gesellschaft in ihren Typen und Protogenisten der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts. Die stille schwärmerische Liebe einer jungen Berlinerin zu dem jungen Prinzen Wilhelm ist das Hauptmotiv der Erzählung; aber, sonderbar, diese Liebe wird nirgends zum Triebrad der Ereignisse und hält sich ganz hinter den Coulissen. Weder die Liebende noch der Geliebte sind Centren der Novelle, und die Nebenpartien vermögen den schläfrigen Pulsschlag der Hauptader des Buchs nicht zu beflügeln. Auch die Darstellungsmittel selbst reichen nicht aus. Am bedauerlichsten offenbart sich diese Schwäche in der Schilderung des ästhetischen Thees im zweiten Kapitel. Schleiermacher, Hoffmann, Fouqué, Bettina, Clauren werden eingeführt, doch nur als Marionetten; jedes ihrer Worte ist ein Zeugniß von der hastigen Arbeit oder dem unzulänglichen Talent der Erzählerin, und selbst dort, wo einmal ein zu Recht bestehender Gedanke conform gefaßt wird, verwischt sich der günstige Eindruck alsbald wieder durch irgendeinen Misklang. Hier ein Beleg:

„Guten Abend, Herr Prediger", antwortete Julie, sich gewaltsam zusammennehmend, dem kleinen verwachsenen Manne, der vor ihr stehen blieb, „Sie gehen am Sonnabend aus!" — „Ei, ei, liebe Blume", rief eine hübsche, etwas phantastisch aufgeputzte Frau von etlichen dreißig Jahren, die Juliens Aeußerung gehört hatte, zu ihr hinüber, „meinen Sie, daß unser Schleiermacher maschinenmäßig seine Predigt am Sonnabend macht? Ich denke mir, dem Kanzelredner muß es gehen wie dem Dichter, er muß seine Predigt finden oder vielmehr von ihr gefunden werden in geweihter Stunde, und es wäre doch merkwürdig, wenn die allemal auf Sonnabend Nachmittag träfe."

Hierauf erwidert nichtssagend Schleiermacher:

Bettina hat nicht unrecht; Religion ist nichts Aeußeres, sondern wie die Poesie etwas Inneres.

Und Julie wieder:

Ich meinte auch nur der Sammlung wegen.

Vor solchen Stilwidrigkeiten sollten unsere Schriftstellerinnen doch gar sehr auf der Hut sein; auf S. 148 u. a. finden sich ähnliche. Sonst läuft die Feder der Verfasserin leicht und behend dahin, freilich stets in ausgefahrenen Gleisen. So tritt dem Leser kaum eine Person in ihrem Buche entgegen, deren Augenfarbe oder Augenspiel die Verfasserin nicht als Charakteristikum verwendete. Da figuriren „schwärmerisch blaue Augen", „herrlich leuchtende Augen", „ehrliche Soldatenaugen", „lustige blaue Augen", „ernste graue Augen", „tiefe dunkelblaue Augen", „unheimlich funkelnde dunkle Augen", „sternige Augen", „schwimmende Augen" u. s. w., daß es dem Leser schließlich vor den Augen schwimmt. Und so hat uns diese Hervorbringung der geschätzten Schriftstellerin nicht erbaut, und wir rathen ihr äußerste Peinlichkeit in der Detailarbeit und vor allem ein strenges Vermeiden aller trivialen Elemente in Aufbau und Ausführung; Trivialität ist das Grab der Kunst.

Farbenbunter und wechselreicher erweisen sich die Erzählungen, die uns eine andere Verfasserin unter dem anspruchsvollen Titel überreicht:

2. Aus tiefem Borne. Novellen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Diese der Vely gewidmeten Novellen zeigen, wie gesagt, bunte frische Farben und wechselvolle Gebilde. Der Verfasserin ist eine anmuthige Phantasie zu eigen und eine spielende Erfindungsgabe. Auch ihr Compositionstalent ist behend und der Ton ihrer Erzählungsmanier lebhaft und frisch. Kurze Zeilen führen uns sofort in das Innerste; nirgends ein unbehülfliches Verweilen oder ein selbstgefälliges Sicheinspinnen. Aber die Gedankenarbeit kommt zu kurz und die psychologische Kunst dringt nirgends in die Tiefe: hier war aus „tieferm Born" zu schöpfen. Schade, denn die Situationen sind meist interessant und die Conflicte nirgends alltäglich. Wir empfehlen vor allem: „Der Brautschmuck der Ahnfrau", „Die blasse Lady", „Der Schleier der Maria Stuart", „Es war eine Freude". Unnatürlich grell wirkt „Eine gebrochene Rose", gleich einer schreienden Stickerei. Herzlich schwach schildert „Am Kamin" einen Besuch Goethe's bei Frau von Brankoni. In stimmungsvoller Beleuchtung aber erscheint durchgängig die Decoration. „Der Brautschmuck der Ahnfrau" beginnt:

Die Ernte war längst geborgen und die ersten kalten Herbstwinde strichen pfeifend über die Stoppelfelder, sie fuhren dahin in den kiesbestreuten Wegen des Schloßparks und fegten die herabgefallenen rothen und gelben Blätter der Bäume zusammen, daß es eine Lust war. Auf den Blumenbeeten blühten nur noch Astern und Georginen, die schnitt der Gärtnerbursche ab und

pfiff ein fröhlich Lied dabei. Im Vorübergehen sah er unter den Bäumen den Kelch einer blaßlila Herbstzeitlose stehen, doch er ging dabei vorüber, denn wer wird Herbstzeitlose in Hochzeitskränze winden?

Auch schon durch die ersten Zeilen der „Blassen Lady" klingt das Leitmotiv der Novelle wie ein Geisterhauch aus Ossian:

Die blasse Lady! Mir ist, als sähe ich sie noch vor mir rastlos dahinschreiten an der felsigen Küste des Eilandes, den Blick hinabgesenkt in die brausenden, brandenden, zischenden und schäumenden Wogen, welche sich seit Menschengedenken so brechen an den zackigen Felsenriffen. Und ob der Sturm tobte und heulte, ob die Sonne herablachte aus klarer Höhe, ob der Regen herabrieselte oder strömte: die blasse Lady ging Tag für Tag denselben Weg an der Küste entlang, bis sie den Felsenvorsprung erreicht hatte, der gleich einer Riesenfaust hineinragte ins Meer.

Ungleich höher aber erheben sich die Leistungen einer dritten Verfasserin, die wir als Aeußerungen wirklich novellistischer Kunst hinstellen. Sie führen den Titel:

3. Neue Novellen. Von B. Glogau. Zweite Folge. Leipzig, Schlicke. 1883. 8. 5 M.

„An der letzten Roulette" heißt die erste, „Das Opfer" die zweite der Novellen. Jene spielt in Monaco, diese mündet in die Kreise der russischen nihilistischen Exulanten in der Schweiz. Hier offenbaren sich ernste Studien der menschlichen Natur und scharfe Einblicke in das Getriebe des Lebens, überhaupt jene Weltkenntniß, ohne welche die novellistische Feder nichts anderes zu schaffen vermag als verschwimmende Nebelbilder. Die erste Novelle gibt eine geistreiche Pathologie des Spiels und zieht mit freilich grausamer Strenge atavistische Consequenzen, über deren Folgerichtigkeit die Verfasserin selbst wie wir vergeblich skeptisch den Kopf schüttelt. Die Darstellungsweise ist gedrungen, wenn auch ohne buntere Lichter, denn alle schönfärberischen Elemente scheinen stolz gemieden. Die Entwickelung vollzieht sich in straffer Führung; etwas laxer bewegt sie sich in der zweiten, größern Novelle, wo hier und da der Fortschritt stockt, die Fäden überhaupt künstlicher hätten geschürzt werden können. Wir wollen die Erzählungen nicht excerpiren; man lese sie selbst. Der Verfasserin aber dürfen wir nicht verhehlen, daß wir Bedeutendes von ihrer fernern Entwickelung gewärtigen. Sowol das Segment aus dem Spielerleben von Monaco, wie die Schilderung der schweizer Pension und des genfer Nihilistentreibens sind Beweise eines vielversprechenden Könnens, wie folgender Ausschnitt belegen mag:

Fanny trat vor das nächste Gemälde, eine lachende Landschaft breitete sich vor ihr aus. Goldgelber Weizen schien im Winde zu wogen, ährenbeladene Wagen hielten daneben. Aber an eine der Garben kauerte sich ein armes, hungerndes Weib, den Säugling an der welken Brust; ihre Hände ruhten wie leblos, nicht mit der Nervenkraft der Mutterliebe, auf dem kleinen schmuzigen Kindeskörper, ihre Augen hingen sehnsuchtsglänzend an den goldenen Garben. „Das ist schön, das ist ergreifend", murmelte Fanny. „Den glücklichen Süden Rußlands habe ich das Bild genannt", rief Olga mit schneidender Stimme. „Sie verstehen es doch? Das elende Weib ist die Besitzerin des gesegneten Bodens." — „Wie?!" — „Aber vor Jahren schon ist die Aehrenpacht um einen Spottpreis verschachert, vor Jahren die Nahrung für das arme Kind verkauft. Sehen Sie, hier wird die als gütig gepriesene Mutter Natur zur bösen Intrigantin, wenn sie dem Kornwucherer für seinen geringen Einsatz ungeahnten Segen beschert." — „Der Kornwucherer ist kein adelicher Blutsauger?" fragte Fanny zagend. „Nein. Aber mit ihm, der das Elend benutzt, muß auch, der das Elend geschaffen, aus dem Lande gejagt werden."

Das dritte Gemälde stellte ein Stück bewohnter Steppe dar, über dem die Morgendämmerung lag, erträglich saubere Hütten, eine weidende Viehheerde, im Hintergrunde Fabrikschornsteine und im Vordergrunde ein Liebespaar bei morgendlichem Stelldichein. Leise kam von Fanny's Lippen das Chopin'sche Liedchen:

Bist gegangen in des Frühroths Stunden,
Hast dort im Feld den Geliebten gefunden?

„Das ist aber kein Tendenzbild?" fragte sie. „Die Gesichter der beiden sind doch deutlich genug gemalt", erwiderte Olga langsam. „Sehen Sie nicht den rothen Streifen, der sich von der niedrigen Stirn des armen Mädchens bis hinab zum Kinn zieht? Die Spur eines Peitschenhiebes, wie ihn die freie Fabrikarbeiterin in Rußland noch oft erdulden muß. Bei wem kann sie Klage darüber führen als bei ihrem Geliebten! Der blickt apathisch genug in das entstellte Gesicht; aber zu küssen wagt er es doch nicht. Singen Sie das litauische Liedchen doch weiter:

Und dabei
Wurden feucht mir Haar und Wange,
Feucht von seinen Thränen.

So heißt es ja wol im deutschen Text?"

Als das Erzeugniß einer ausgereiften Kunst verzeichnen wir ein neues Werk der Verfasserin von „Strathmore", „Motten" u. s. w.:

4. In den Maremmen. Roman von Ouida. Frei nach dem Englischen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1883. 8. 10 M.

Der umfangreiche Roman gibt weit ausgeführte Schilderungen der Maremmen, jener wunderbaren Sumpfdistricte um Grossetto, die, vom Frühling bis zum Herbst von der Sonne verbrannt, vom Sturm verwüstet und vom Fieber verpestet, vom Hauch des Octoberwindes zu fruchtbaren Ländereien umgestaltet werden. Eine ebenso feine wie liebevolle Detailmalerei weiß uns jedes Stadium dieses Processes in poetischem Lichte zur Anschauung zu bringen und die wandelbare Scenerie mit Menschen zu beleben, die zwar wenig romantisch sind, deren seelisches Leben indessen mit der gleichen Hingebung und derselben ungewöhnlichen Beobachtungsgabe vor uns entwickelt wird wie die Wandlungen der proteischen Landschaft. Man könnte sagen, daß die Darstellungsweise des Romans zu breit ist und die Verfasserin an den Bildern, die sie stellt, zu sehr persönlichen Antheil nimmt; aber die Gegenden, die sie uns schildert, liegen mit ihren tausendjährigen etruskischen Gräbern so weit ab von der Landstraße des Touristen, daß der Roman dem Leser ein nahezu neues Land erschließt, und wenn bisweilen auch der Fortgang der Handlung dadurch beeinträchtigt wird, so hat die Verfasserin doch die Macht, über die Maremmen in jeder ihrer Erscheinungsweisen poetische Farben von hohem Reiz auszugießen. Wir geben Belege ihrer Darstellungsart:

Nach Norden zu erstreckt sich ein glatter, flacher, sandiger Strand, weiterhin eine Lagune, worin alle Wasservögel, die das Meer und die Sümpfe zugleich lieben, in großen Scharen kamen und ihre Flügel über den Stellen ausbreiteten, in denen das Salzwasser mit dem Süßwasser zusammenfloß. Darüber erhoben sich feuchte rothe Tuffsteinklippen; Myrten und Heildorn wuchsen an ihren Abhängen, mit deren Duft sich im Sommer der Hauch der Nachtviolen vereinte. Es waren schroffe, schöngeformte Felsenspitzen, deren eine seit undenklichen Zeiten der Sasso Scritto hieß, warum, wußte niemand. Die einzige Inschrift, die der Stein trug, hatte die Hand der Natur eingegraben. Er war steil und hoch; auf seinem Gipfel sah man die Ueberreste einer verfallenen Festung des Mittelalters. Myrten, Aloe und Rosmarin umkleideten Gänge, und an seinem Fuße lagen weiße und hellrothe Marmorstücke verstreut. Kleine, mit Bandgräsern und Wasserpflanzen überwucherte Teiche, über deren bewegliche Fläche die Sonne ein Netz von Silberfäden spann, glänzendrothe Porphyrstöcke, Achat- und Carneolstücke schimmerten zwischen den Felsengruppen hervor.

Und so schöpft die Verfasserin überall aus dem unverfälschten Brunnen der Autopsie. Die Uebersetzung hat gleichwol nicht alle Discrepanzen des fremden und heimischen Idioms zu lösen verstanden, nur einem feinern Gehör indessen werden sie vernehmlich sein. Wir theilen eine Probe aus dem Schluß des Romans mit:

Die Tapete an dem fernsten Ende des großen gemalten Zimmers, in welchem sie sich allein befanden, bewegte sich, eine Hand schob sie heftig beiseite. Aus der Dunkelheit trat eine Frau so weiß wie ein Schwan, mit Haaren, die sie wie ein goldener Nimbus umgaben, und einem Collier von alten, in Silber gefaßten Juwelen um den Hals. Sie bewegte sich mit einer ruhigen, langsamen, sich wiegenden Grazie. Sie trug einen weichen schimmernden Stoff, der weiß war und Licht und Schatten hatte wie die Weiße des Schwans. An ihrer Brust trug sie ein Bouquet rother Rosen. Sie hatte grausame Augen und einen schönen Mund, der kindlich lächelte. Sie näherte sich und blickte lächelnd auf Este. Sie war nur eine niedrige käufliche, eitle Creatur, welche nur eins liebte: das Geld. Aber die Welt hatte sie alle ihre Zauberkünste gelehrt, und sie besaß deren Grazie, Geschick und Macht. Sie war die Venus Pandemos, welche zu allen Zeiten triumphirt hat. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und lachte ein wenig, lautlos. Sie warf einen Blick auf die arme, graue, bestäubte, wandermüde Gestalt, die sie da sah. „Er gehört mir“, sagte sie mit einem Lächeln. „Hat er dir einst gehört? Nun — warum hast du ihn gehen lassen?“ Er schauderte unter der Berührung der Courtisane, aber er sagte nichts. Er ließ den Kopf sinken und schämte sich, schämte sich bitter. Er beneidete den Todten, der unten im Zimmer seines Palastes lag. Er wenigstens war in seinem Leben ein Mann gewesen. Musa stand stumm, die Augen auf dieses schöne, seelenlose, weiße und goldene Wesen gerichtet, das ihn festhielt. Plötzlich verstand sie. Mit einem Schrei wandte sie sich und floh. Als er sich von der Zauberei frei gemacht hatte und ihr über die große Marmortreppe hinunter in die Dunkelheit der Nacht folgte, war sie verschwunden: verloren für ihn in der Wildniß Roms.

Auch den folgenden Roman vermittelt uns der Fleiß unserer Uebersetzer:

5. Erzählungen eines Miethkutschers. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von Eugenie Duncker. Zwei Bände. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 8. 5 M.

Die kaleidoskopische Composition und die fragmentarische Behandlungsweise muthen uns fremd an. Ein Miethskutscher erzählt seine Erlebnisse aus dem Munde eines Freundes, und keins ist ohne Interesse, wenn auch viele ohne Poesie. Aus allen aber setzt sich ein vielgestaltiges Stück menschlichen Treibens zusammen, und jedes gestaltet der nacherzählende Freund zu einer Novelle en miniature in kerniger Sprache und lebensvoller Anschaulichkeit. Dies beweise die folgende Probe:

Schon zu meiner Schulzeit wurde meine Aufmerksamkeit durch eine Frau gefesselt, die früh und spät, Sommer und Winter bei „Röda bodarne“ Gemüse verkaufte. Keine Witterung, wie rauh sie auch sein mochte, war im Stande, sie von dem Stuhl, auf dem sie saß, oder von dem Tisch, auf dem sie ihre Schichte von Möhren, Petersilie, Kohlköpfen u. s. w. ausgebreitet hatte, zu vertreiben. Wenn es regnete, spannte sie einen Regenschirm von grober Leinwand, groß genug, um sie und ihren Tisch zu überdachen, auf, und zur Winterzeit saß sie mit den Füßen in einem zur Hälfte mit Stroh gefüllten Zuber. Wenn alle andern Hökerinnen des Platzes vor dem wilden Nordwind flohen, blieb Madame Holm auf ihrem Platz und wärmte die blaugefrorenen Lippen an warmem Kaffeesatz, denn etwas anderes sah man sie selten genießen. Sie trieb den größten Handel unter den Hökerinnen ihrer Zeit und erfreute sich eines gewissen Ansehens wegen ihrer Ehrlichkeit und Betriebsamkeit, und was vielleicht das Merkwürdigste war, nie hörte man, daß sie ein arges Wort äußerte oder sich über jemand ärgerte.

Unsere Revue beschließt:

6. Die Kinder der Verbannten. Roman von W. Friedenstein. Libau, Puhze. 1883. 8. 2 M.

Die Anlage des kurzen Romans ist geschickt und die Entwickelung für ein vorübergehendes Unterhaltungsbedürfniß hinlänglich interessant. Aber dem Sujet fehlt die Vertiefung, und auch die Charakteristik bleibt auf der Oberfläche. Die Schreibweise ist flüssig, hier und da aber tadelnswerth flüchtig; z. B.: „Ungeschützt nun von den Häusern, wirkte der Sturmwind um so heftiger“; „In dem Ausbreiten dieser Neigung ließ er dem Jüngling freien Lauf.“ Auch Verstöße gegen die elementare Logik fehlen nicht; z. B.: „Es war eine leidenschaftliche Liebe, die in dem gereiften, wenn auch noch sehr wohl aussehenden Manne mit einem male mächtig erwacht war.“ Wie, so schließt männliches Gereiftsein ein gutes Aussehen aus? Ein anderes mal ist von einer Pension die Rede, „dessen (Druckfehler) Vorsteher als hochgebildet und rechtschaffen mit Recht berühmt war“. Hohe Bildung aber und Rechtschaffenheit haben noch niemand berühmt gemacht. Das sind Unebenheiten und, wie auch der Ausdruck „unabsehbare Begrenzung“, Leichtfertigkeiten, die zu rügen sind. Das zweite Buch ist davon freier; die Schilderung der Farm bei Kansas City und ihrer Menschen ergeht sich in anmuthiger Frische, wie denn der Verfasser sich stets als Meister seiner Situationen bewährt. Aber die Erzählung leidet an einem schweren Compositionsfehler. Der spitzbübische Gutsverwalter, der in der Amtstracht eines Maire seinem Baron eine Dame angetraut, mit welcher sich dieser nicht legitim vermählen wollte, erzählt seinem Herrn aus-

führlich die demselben doch leidlich wohlbekannte Schurkerei, nur damit die Betrogene jenen „markdurchdringenden Schrei" ausstoßen kann, der dem Autor sowol wie den beiden Complicen beweist, daß das arme Opfer nun orientirt sei. Das ist kleine Kunst, die man sich in untergeordneten Komödien allenfalls gefallen läßt, die aber nimmermehr auch den deutschen Roman inficiren soll. Um auch die Schreibweise dieses Romans zu charakterisiren, theilen wir die Scene mit, die jener Enthüllung folgt:

Ein durchdringender Schrei von der nur angelehnten Thür, durch die Helene sich entfernt hatte, machte beide Anwesende bis ins innerste Mark erbeben. Bleich, mit schlotternden Knien, als hätte ein Gespenst ihn erfaßt, blieb Janvier sitzen, während der Baron zur Thür stürzte und Helene ohnmächtig fand. Sie hatte, um ihren Gatten, oder sagen wir nun, um den Baron von seinem Peiniger, wenn irgend möglich, zu befreien, an der Thür gestanden, hatte alles gehört und war nun, da sie alles wußte, leblos zu Boden gesunken. Der Baron errieth dies und preßte heiße Küsse auf die marmorkalte Stirn, dann trug er die Unglückliche vereint mit François und einem Mädchen in ihr Zimmer und legte die Leblose auf das Sofa. Die Nachricht hatte sie zu schwer getroffen; der Baron wollte sie fast schon verloren geben, er nannte sich ihren Mörder, und in seiner Verzweiflung dachte er daran, auch sein Leben zu enden — da, wer beschreibt seine Freude, seinen Jubel, schlägt sie die Augen auf — sie erkannte den Baron nicht gleich; da fing es in ihr an zu dämmern — sie erinnerte sich des Gehörten — den über sie gebeugten Baron stieß sie mit Kraft von sich — sie fragte ihn nur: „Ist es wahr?"

So beweist auch Wilhelm Friedenstein seine Berufung. Und das ist die Hauptsache. Möge unsere Kritik die Autoren, deren Werke sich unter obiger Rubrik zusammenfanden, fördern und ermuntern zu höherm Aufflug. Wir haben sie sämmtlich geübte Erzähler genannt. Mögen sie in eifriger Uebung beharren, aber sich hüten, jedes Exercitium, das ihnen gelegentlich in die Feder kommt, vor die Schranken der öffentlichen Kritik zu führen.

Adalbert Schroeter.

Neue Bücher über Geflügelzucht, Vogelkunde, -Liebhaberei und -Zucht.

III.

Unwillkürlich sehen wir uns den in letzterer Zeit zahlreich herausgekommenen neuen naturgeschichtlichen Werken gegenüber zu Vergleichen mit Brehm's „Thierleben" veranlaßt. Dank der ungemein großen Rührigkeit und in jeder Hinsicht bedeutenden geschäftlichen Tüchtigkeit des Verlegers hat letztgenanntes Werk ja den ersten Rang in der gesammten einschlägigen Literatur erreicht und trotz aller seiner Mängel bisjetzt siegreich behauptet, einerseits weil seine Vorzüge, welche insbesondere in glänzender Darstellung beruhen, groß sind, und andererseits, weil es noch von keinem neuern Buch übertroffen wird. Hinsichtlich der Säugethiere hat es, beiläufig bemerkt, seinen Meister an dem Vogt'schen Werk*) gefunden, welches auch von vornherein den Vorzug hat, daß es von einem der hervorragendsten Thiermaler einheitlich illustrirt worden; in ornithologischer Hinsicht aber muß die Frage zunächst noch offen bleiben — und darin liegt also um so mehr ein Anlaß dazu, daß wir uns mit den einschägigen Werken eingehend beschäftigen.

1. Thiere der Heimat. Deutschlands Säugethiere und Vögel, geschildert von Adolf und Karl Müller. Mit Original-Illustrationen auf Holz und Stein von C. F. Deiker und Adolf Müller. II. Vögel. Kassel, Fischer. 1883. 8. 17 M.

In großem Format, von 37 Bogen Umfang, bei gediegener Ausstattung, liegt der Band als ein stattliches Werk vor uns, und, in der That, wir dürfen ihn als eine bedeutsame Leistung ansehen; denn einige der höchststehenden Fachornithologen, so E. von Homeyer und G. Hartlaub, haben bereits in unumwunden anerkennender Weise ihr Urtheil ausgesprochen.

Der Text tritt in einer Darstellung, welche in der Hauptsache auf eigenen Anschauungen beruht, dem Leser entgegen; das Buch hat dadurch einen ungleich höhern Werth als die meisten andern naturgeschichtlichen Werke, deren Verfasser sich, wenn auch mit vollem Verständniß, so doch nicht selten bei den allergewöhnlichsten Dingen auf das Quellenstudium der Beobachtungen und Mittheilungen anderer stützen müssen. Wenn, nebenbei bemerkt, die Verfasser populärer Werke immer auf die Hauptquelle, den alten Naumann, zurückgingen und, von diesem Fundament aus die übrige gediegene Fachliteratur überschauend, nach eigenen Erfahrungen und Kenntnissen weiter aufbauen möchten, so ließe man sich dies gern gefallen; denn seit Naumann's Zeit her sind, wenn auch kaum in der Erforschung der Grundzüge des Lebens der Vögel, so doch in zahllosen Einzelheiten bedeutsame Fortschritte gemacht worden; außerdem aber ist das Naumann'sche Werk bekanntlich viel zu theuer, als daß es eine allgemeine Verbreitung finden könnte. So muß ich anerkennen, daß die Gebrüder Müller nächst dem sichern Grunde des eigenen Wissens auch die vorhandene Literatur entsprechend benutzt haben.

Als ein Mangel fällt es auf, daß ein solches Buch nicht viele gute Holzschnitte im Text aufzuweisen hat. Angesichts der Höhe, auf welcher diese Kunst gegenwärtig steht und wie sie uns naturgeschichtliche Gegenstände, insbesondere auch die Vögel, treu und lebensvoll vor Augen zu führen vermag, läßt sich ja eine gute Naturgeschichte heutzutage kaum ohne diesen Schmuck oder vielmehr ohne diese nothwendige Beigabe denken. Anstatt dessen enthält das

*) „Die Säugethiere", dargestellt in Wort und Bild von Karl Vogt und Fr. Specht (München, Bruckmann).

Müller'sche Buch eine Anzahl Vollbilder, theils Holzschnitte, theils Lithographien, von denen die meisten recht gut, einige aber auch verfehlt sind. Baumfalken, Uhu, Raubwürger, Eichelheher junge schwarzköpfige Grasmücken raubend, Pirole, Bild der verschiedenen Sänger, Kernbeißer, Wiedehopf, Reiher, Kampfshähne und Kibitze, Möven u. a. sind vortrefflich, während z. B. Ackerlerchen und Goldammer durchaus keinen guten Eindruck machen.

Das Buch, welches ich bis hierher fast rückhaltlos als eine tüchtige Leistung anerkennen konnte, würde noch bei weitem werthvoller sein, wenn der Stil der Verfasser nicht so eigenthümlich — ich möchte das harte Wort „gesucht überschwenglich" nicht brauchen — wäre. Nothgedrungen muß ich, um eine solche Behauptung zu beweisen, einige Beispiele aufführen. Vom Wanderfalk heißt es: „der Druck seiner Fänge gleicht einer Presse"; dieses Bild ist aber entschieden falsch, denn die mit furchtbaren, scharfen Krallen bewehrten Fänge drücken nicht blos, sondern sie dringen tief und scharf ein, schlagen und zerreißen. Weiter ist gesagt, wenn ein Vogel

von dem Gewaltigen zum Richtplatz herabgezogen oder -geschleppt wird, dann entwickelt sich vor dem Auge des Beobachters ein grausames Schauspiel, das von wüthender Mordlust zeugt und durch den Erfolg den Nachdruck des Gebrauchs der Mordwaffen bekundet. Das Auge des Quälers blitzt im Feuer der Leidenschaft und jedes neue Lebenszeichen des Opfers schürt die Glut seiner Mordlust. . . . Mit aufgeblasenem Gefieder sitzt er da, den runden Kopf tief in die Schultern nach hinten gedrückt. Aber der geheime Lauerer, der scharfe Horcher und Späher, der Schalk und Abenteuerer schlummert nicht in ihm.

Weiterhin sprechen die Verfasser von „Luftvögeln par excellence". Dann heißt es:

Ihre Flügel tragen deshalb das Zeichen wahrer Luftsegel: sie sind gleichsam ein Abbild ihrer Lebensweise; während die zurücktretenden kurzen Füße nur die negative Seite dieses ausgesprochensten Werkzeugs der Lebensbethätigung darstellen. Dem Flugvermögen analog ist der Sinn des Gesichts. Die Bethätigung der schwalbenartigen Vögel gilt vorzugsweise der Nahrung, und diese wird durch die rastloseste Jagd in der Luft bewirkt. Damit zusammen fällt die ungemeine Gefräßigkeit und das große Verdauungsvermögen. Die Hauptnahrung bilden Insekten; nur bei einigen Sippen tritt die pflanzliche und ausnahmsweise die von kleinen Wirbelthieren auf u. s. w.

Ferner ist gesagt: „Der Kunstbetrieb bewegt sich in Extremen: von der Kindheit des Nistens auf platter Erde steigen die Vertreter der Abtheilung auf zu wahren Meistern der Nestbereitung." Weiter von der Familie Fliegenfänger: „Sie sind Lauerer, die still sitzend ihren scharfen Blick nach Kerbthieren umherschicken"; auch: „fallen sie im Wurf- oder Sturzflug über dasselbe her"; noch weiter: „Das sanguinische Naturell hilft dem Staar rasch über die Unannehmlichkeiten des Lebens hinweg." Dann erhebt sich die Darstellung förmlich zu dramatischem Schwung, freilich immer in der erwähnten Weise. Um die Leser nicht zu ermüden, will ich nur Eine solche Stelle wiedergeben:

Hören wir dem singenden Staar mit Aufmerksamkeit zu, so finden wir, daß er mit weit mehr Talent zur Zusammenstellung von Melodien und Rufen anderer Vögel begabt ist, als mit der zur Darstellung nothwendigen Ausbildung des Stimmorgans. Zuweilen gelingt es zwar der ringenden Kehle, die Melodie der Amsel oder des Pirols (Melodie?) laut und klar wiederzugeben, aber im übrigen beschränkt sich sein Vortrag auf den bekannten, den meisten Staaren eigenthümlichen Schäferpfiff, auf knappende, balzende, heisere, scheinbar mühsam hervorgepreßte Strophen und Andeutungen charakteristischer Weisen der ihn umgebenden oder auf seinen Streifzügen zufällig gehörten Vögel. . . . Da einigen sich in der Kehle des kleinen Künstlers die erbitterten Gegner, Freund und Feind, Raubvogel und harmloser Sänger, der Weih mit dem langgezogenen Pfiff und der Frosch mit seinem Quaken, der Sperber mit dem Gewimmer (!) der Befriedigung beim Forttragen einer schweren Beute . . . und solches Streben nach Vielseitigkeit ist löblich, noch anerkennenswerther aber der Fleiß und die Ausdauer, womit er die Schwierigkeiten zu besiegen sucht, welche ihm seine schwache Stimme und die geringe Geschmeidigkeit seiner Stimmritze bereiten. Arbeitet denn nicht der ganze Vogel, wenn er singt? Drückt nicht selbst der eingekniffene Schwanz den Ton nach oben? Wahrlich, dieser Sänger würde bei der Gabe eines ausgebildeten Stimmorgans mehr als alle andern Virtuosen leisten, denn sein Gedächtniß ist wie Vogelleim, an dem alles hängen bleibt; dann würde sich auch sein Kunstgeschmack vielleicht mehr in den Formen der echten Classicität (!) bewegen, als in dem barocken Stile der Widerspruchseffecte (!). .

Wie nothwendig erscheint da für eine neue Auflage die einfachere und klarere Fassung solcher leider gar zahlreichen Stellen.

2. Gefiederte Freunde. Bilder zur Naturgeschichte der nützlichen Vögel Mitteleuropas, nach der Natur gemalt von Leo Paul Robert. Lithographirt von Thurwanger, Farbendruck von Lemercier u. Comp. in Paris. Nebst Textband von O. von Riesenthal. Leipzig, Arnold. 1883. Folio. Text gr. 8. 80 M.

Der französische Künstler, eine Autorität ersten Ranges, hatte die Aquarelle vornehmlich zu dem Zweck gemalt, die weitesten Kreise für die angenehmen und nützlichen Vögel zu interessiren, und dies ist ihm auch gelungen; denn in Frankreich selbst, Belgien und der französischen Schweiz hat das Unternehmen außerordentlichen Beifall und weite Verbreitung gefunden. Als die Arnold'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig die Aquarelle erworben, hätte ich dem Antrag seitens derselben, einen entsprechenden Text dazu zu schreiben, gern Folge geleistet; allein ich war durch anderweitige Arbeiten, insbesondere die Fortführung meines Werks „Die fremdländischen Stubenvögel", so sehr in Anspruch genommen, daß ich ablehnen mußte. An meiner Stelle wurde nun O. von Riesenthal mit der Bearbeitung betraut, ein Schriftsteller, der sich durch eine Anzahl von Fachwerken, namentlich weidmännischen, und dann hauptsächlich durch sein Buch „Die Raubvögel Deutschlands" (Kassel, Fischer) bekannt gemacht hat. In der Vorrede hebt der Verfasser hervor, daß er mit dieser Arbeit seinen eigenen Weg gegangen — und dies glauben wir ihm gern, wenn wir folgende Stelle in Betracht ziehen:

Und so zieht denn hinaus, ihr leichtbeschwingten Kinder des großen Vaters, stimmt an den frischen, frohen Sang, erfreut, erbaut und tröstet das Menschenkind in Wald und Flur, im

Hochgebirge wie im Thal, im öden Sumpf wie im duftenden Garten; jubelt von der Tanzlinde herab mit dem frohen Völkchen, flötet euere ernsten Weisen über den ewigen Schläfern auf dem Friedhof, pfeift und trillert, schwatzet und kreischet, wie euch der Schnabel gewachsen ist, und wenn man euere Stimmen nicht alle für schön erklären mag, so beruft euch nur auf euern treuen Freund, der euch aussandte und damit tröstete, daß auch in den Menschenconcerten so manche Kraft mitwirkt, deren Organ nicht jedermanns Geschmack ist. Erobert euch des Menschen Herz, dann wird er euch auch nicht vergessen, wenn der Schneesturm Feld und Busch verweht und ihr hungerig, müde und bittend vor seine Thür kommt — er wird euch die Brosamen nicht versagen, und ist euch das gelungen, dann wird auch euer Freund sich belohnt fühlen für seine Mühe, die keine vergebliche war!

Als Lichtseiten des Bändchens, welches im Umfang von elf Bogen Lexikonformat in einfacher, überaus geschmackvoller Ausstattung vorliegt, sind zu rühmen: klare Eintheilung nach dem Vorbild der neuern Autoren, kurze, doch erschöpfende Fassung und gewandte gebildete Sprache. Leider aber hält sich auch dieser Schriftsteller nicht ganz frei von Ueberschwenglichkeit, und hier und da kommen auch unklare, befremdende Wendungen vor.

Gleich S. 1 beginnt er: „Wer an Wunder nicht glauben will, weil er meint, es gäbe keine, der sehe sich nur recht fleißig und eingehend in der ihn umgebenden Welt um; dann wird er sich bald für bekehrt erklären und die Vögel werden nicht die letzten Medien hierzu sein." Weiter spricht er von der „bewältigenden Kraft des Stierhorns". Ferner: „Nun betrachten wir uns doch einen gewerbsmäßigen Vogelfänger." Weiter: „Die Liebe äußert sich nur gar zu oft auf eine für den Vogel sehr unverdauliche Weise" — er meint hier nämlich den Fall, in welchem Aeltern aus Liebe zu ihren Kindern ein Vogelnest mit nach Hause nehmen und die bedauernswerthen Vögelchen als Spielzeug betrachten. Indem er auf das Ausroden des Buschwerks an den Feldrändern hinweist und es als eine üble Gewohnheit rügt, welche viele Besitzer verüben, ohne eigentlich zu wissen warum, sagt er: „Solcher und anderer hinfälliger Glaube vernichtet ganze Colonien nützlicher Vögel, bis den Besitzern der richtige Glaube durch verheerendes Auftreten schädlicher Insekten, Rapskäfer u. a. in die Hand kommt (!), manchmal freilich zu spät." Weitere Beispiele lauten: „Das Nest steht am liebsten auf bloßer Erde"; „In seiner Gesammterscheinung steht er compacter da und hat gemessenere Bewegungen." Im übrigen wimmelt das Buch auch von häßlichen Fremdwörtern: „vindicirte Höhe"; „eine gewisse Subjectivität"; dann gibt es folgenden Satz zum besten:

> Denn offenbar sehen wir hierbei (beim Nestbau) die Thätigkeit des Weibchens viel gründlicher als die mehr begutachtende des Männchens; das letztere scheint mehr die allgemeine Sicherheit zu recognosciren, indem es, von Zweig zu Zweig hüpfend, prüfende Umschau hält, das erstere das Bauproject zu entwerfen, zu welchem Zweck es sich auf die verschiedenen günstig scheinenden Plätze stellt.

Doch genug, trotz aller solchen Mängel sind Riesenthal's „Gefiederte Freunde" ein gutes Buch, welches ich ebenso aus voller Ueberzeugung empfehlen kann wie das der Gebrüder Müller.

Die Tafeln sind sowol in der lebensvollen Auffassung der Vögel als auch in der treuen Wiedergabe derselben fast durchgängig trefflich, und in der That, die Absicht, uns die lieblichen Geschöpfe lebendig vor Augen zu führen und denselben viele neue Freunde zu werben, wird sicherlich gut erreicht. Nur zwei Schattenseiten sind es, welche stören. Zunächst wirkt die absonderliche Stellung, welche L. P. Robert — wie ja fast alle französischen Künstler auf unserm Gebiete überhaupt — vielfach mit Vorliebe für die Vögel gewählt hat und die in manchen Fällen sogar in eine ich möchte fast sagen theatralische Haltung sich verwandelt, für den Naturfreund und wirklichen Kenner geradezu abstoßend. Sodann ist es der theuere Preis von 80 M., welcher der Verbreitung der Aquarellen mit dem Buch zusammen bei uns leider hinderlich sein wird, zumal wir darin doch nur eine begrenzte Gruppe nützlicher Vögel (aus den Ordnungen Singvögel [Oscines], Schreivögel [Volucres], Klettervögel [Scansores], Rabenartige [Corvidae] und Raubvögel [Raptatores]) vor uns haben.

3. Illustrirtes Mustertauben-Buch. Enthaltend das Gesammte der Taubenzucht. Herausgegeben von Gustav Prütz. Mit etwa 60 Pracht-Farbendruck-Blättern, direct nach der Natur aufgenommen von Christian Förster, und vielen Original-Text-Illustrationen. Hamburg, J. F. Richter. 1884. In Lieferungen zu 1 M. 20 Pf.

Im Gegensatz zu der Lektüre mancher andern einschlägigen Bücher wirkt das prüfende Lesen des freilich erst in acht Lieferungen vorliegenden Werks von Prütz erfrischend und herzerfreuend. Da sehen wir einen Fachmann vor uns, welcher vom ersten Satz bis zum letzten den Stoff durchaus beherrscht. Er gibt jede Belehrung in knapper, doch vor allem klarer, sachlicher und völlig erschöpfender Darstellung, indem er uns von den einleitenden Abschnitten bis zur Beschreibung der einzelnen Arten stets sicher führt, sodaß wir weder über schwülstige, phantastische Auffassung noch über Unrichtigkeiten straucheln.

Die einleitenden Kapitel: „Taubenliebhaberei in alter und neuer Zeit", „Der Taubenschlag", „Vom Brüten", „Die junge Brut", „Ueber den Ursprung der Arten der Haustaube", „Terminologie der Haustauben", sind mit vielen guten Originalholzschnitten, welche zur Veranschaulichung des Textes und zugleich zur Zierde dienen, ausgestattet. Auch die dann folgenden Einzelbeschreibungen der „Arten Haustaube" bringen noch viele erläuternde Holzschnitte; vornehmlich aber sind sie von den Farbentafeln begleitet, über welche ich eingehender sprechen muß. Wenn dieselben auch nach dem Muster des englischen „Illustrated Book of Pigeons" in der Auffassung, Angabe der Oertlichkeit, im Colorit u. a. ausgeführt sind, so haben wir in ihnen doch entschieden Originale vor uns; denn der Künstler hat jedes Bild nach einer der schönsten prämiirten Tauben, welche wir gegenwärtig in Deutschland in so reicher Anzahl und kaum übertroffener Vollkommenheit haben, gemalt. Hier und da wirkt auf den Farbendruckblättern nach meinem Urtheil das zu bunte Colorit der

Umgebung und insbesondere die grell blaue Färbung der Luft nebst phantastischer Wolkenmalerei störend, zumal auf den Tafeln, wo die zarten Farben der Tauben nicht scharf genug ausgeprägt worden, wie z. B. auf dem Bilde „Nönnchen"; im übrigen aber stehen diese deutschen Bilder denn doch sowol in der lebensvollen Vorführung als auch in der Technik hoch über denen des englischen Werks.

Zum Schluß sei es mir gestattet, der Besprechung gerade dieses Werks einige persönliche Bemerkungen anzuhängen. Wenige Jahre sind es her, da wagte sich Prütz mit einem kleinen Leitfaden hervor, welchen er „Die Arten der Haustaube" betitelt hatte. Derselbe war mir gewidmet, und obwol ich ihn von vornherein mit Nachdruck als eine immerhin tüchtige Leistung anerkannte, wurde er doch von den zünftigen Meistern auf diesem Gebiete nur mit Achselzucken und allenfalls mit geringschätzendem Wohlwollen aufgenommen. Rasch aber erlebte das Büchelchen neue Auflagen, in jeder derselben zeigte Prütz, daß er mit Eifer und Verständniß in seinem kleinen Forschungskreise thätig sei, und gegenwärtig steht er als Autorität ersten Ranges rückhaltlos und allenthalben anerkannt da. Seine Meisterschöpfung bildet das vorliegende Werk, und dasselbe hat eine um so größere Bedeutung, da es den sehnlichsten Wunsch aller deutschen Taubenzüchter, den nämlich, nach englischem Vorbild, oder richtiger gesagt in gleicher Weise wie die Engländer, ein Merkbuch aller Taubenrassen in deutscher Sprache und mit deutschen Bildern zu haben, jetzt endlich und in einer Weise erfüllt, welche dasselbe bedeutend höher stellt als das englische Werk, und zwar mehr noch als hinsichtlich der Abbildungen in Betreff des Textes.

Nachdem ich eine solche Reihe einschlägiger Werke geprüft und beurtheilt, darf es mir wol gestattet sein, mit einem persönlichen Wunsch zu schließen. Dieser lautet dahin, daß auch meine eigenen neuern Werke: „Die fremdländischen Stubenvögel" IV. („Lehrbuch der Stubenvogelpflege, -Abrichtung und -Zucht"), „Die Webervögel und Widafinken" und „Das Huhn als Nutzgeflügel für Stadt und Land" (sämmtlich im Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg), eine sachverständige und sachgemäße, ehrliche und gewissenhafte Kritik finden mögen.

Karl Ruß.

Socialpolitisches.

1. Für den Staatssocialismus. Berlin, Wilhelmi. 1884. Gr. 8. 1 M.
2. Der vierte Stand und der Staatssocialismus. Zur Signatur der deutschen Gegenwart von einem Nichtpolitiker. Leipzig, Hirzel. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Ehrliche Arbeit oder allgemeine Uebervortheilung? Eine Zeitfrage an das deutsche Gewissen von E. von Selchow. Berlin, Wilhelmi. 1884. Gr. 8. 1 M.
4. Bessere Zeiten für unsere Arbeiter. Von Blaikie. Aus dem Englischen. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Die Nothlage der Landwirthschaft und die ländlichen Vereinigungen. Von H. Gerdolle. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1884. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
6. Schutz dem Handwerk. Von F. Hitze. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Der Einfluß des Manchesterthums auf Handwerk und Hausindustrie. Von H. Grothe. Berlin, F. Luckhardt. 1884.

Der Namenlose des Buchs „Für den Staatssocialismus" (Nr. 1) wendet sich mit hier und da gelungener Ironie, aber im ganzen nicht scharfer Kritik gegen eine Agitationsschrift, welche von den Herren Bamberger, Barth und Brömel im Interesse der Fortschrittspartei unter dem Titel „Gegen den Staatssocialismus" herausgegeben worden ist, aber wol weder bei Freund noch Feind besondern Eindruck erzielt hat und der gegenüber es kaum nöthig war, sich in so ernste Kampfstellung zu begeben.

Der Namenlose der Schrift „Der vierte Stand und der Staatssocialismus"(Nr. 2) sucht zu beweisen, daß die moderne Gesellschaft unaufhaltsam und unabwendbar dem Staatssocialismus zutreibe; aber er ist diesem ebenso wenig gewogen wie dem Liberalismus, der durch die Furcht beherrscht wird, der Staat könne irgendeinem strebsamen Privatmanne den Profit schmälern. Er ist ebenso unzufrieden mit den gegenwärtig sich breit machenden gewerbsmäßigen Politikern, welchen die politische Agitation Selbstzweck, weil Erwerbsquelle ist, wie mit dem Fürsten Bismarck, der das Beamtenthum und die politischen Parteien nur als Mittel für seine Pläne zur Förderung der Macht Deutschlands und des Wohls des deutschen Volks gebraucht.

So gelangte ich zu dem Ergebniß, daß die wirthschaftliche Emancipation der lohnarbeitenden Gesellschaftsklassen diejenige Angelegenheit bleibt, welche alle andern socialen Fragen souverän beherrscht, daß, so wenig die antike Welt innerhalb ihres Culturkreises die Frage der Sklaverei zu lösen vermocht hat, so wenig unser modernes Zeitalter nach den einmal gegebenen Fundamentalgesetzen der Arbeit und Production, des Eigenthums und Erwerbs die Fähigkeit besitzt, diese neue Form socialer Unfreiheit aus sich heraus zu überwinden, und daß deshalb der heutige deutsche Staat darauf angewiesen ist, sich in staatssocialistischen Versuchen abzuquälen, bald durch seine materiellen Machtmittel, bald durch künstliche Organisationen den vierten Stand in seine unmittelbare Botmäßigkeit hineinzuzwängen. Das soll keine Lösung des socialen Problems sein. Milderung der Gegensätze, Abwendung der äußersten socialen Krisen, Daniederhaltung der revolutionären Elemente, kurzum eine Politik gesellschaftlicher Nothwehr und staatlicher Selbsterhaltung, das ist alles, was hierbei in Frage steht. Was aber dann?

Der unzufriedene Namenlose, dessen Kritik übrigens vielfach lesenswerth ist, weiß es auch nicht zu sagen.

Die Ansichten E. von Selchow's, wie er sie in seiner

Schrift „Ehrliche Arbeit oder allgemeine Uebervortheilung" (Nr. 3) ausspricht, sind fast noch pessimistischer. Er meint:

Die Welt steht wie Hercules an einem Scheidewege. Auf dem einen Arm steht „ehrliche Arbeit", auf dem andern „allgemeiner Diebstahl" geschrieben.

Aber es scheint ihm verhältnißmäßig leicht, den drohenden Strudel allgemeinen Diebstahls zu vermeiden:

Es gilt die Erstickung des Uebels in der Wurzel, indem wir die Communalverbände entlasten, indem wir den verschiedenen Kategorien der geschwächten niedern Klassen aus freien Stücken durch billigen Credit, durch Rentenanstalten zur Schuldentilgung und Erwerbung von Grundbesitz, sei es für den Zweck neuer Ansiedelungen, sei es für den des eigenen Hausbesitzes des Arbeiters nach mühlhauser Vorbilde — vielleicht bei uns noch das Mittel zur radicalen Heilung der socialen Frage —, sowie durch Uebernahme der Schul- und Seelsorgeunterhaltung auf den Staat nach Christenart zu Hülfe kommen, endlich aber indem wir durch eine systematische Wasserwirthschaft und Beförderung der innern und internationalen Fluß- und Kanalschiffahrt diejenigen Voraussetzungen schaffen, deren das Siamesenpaar der Landwirthschaft und Industrie für den Zweck seiner Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt überhaupt und speciell bis dahin bedarf, wo sich ihm neue Absatzwege nach Osten erschließen.

Ob das Buch „Bessere Zeiten für unsere Arbeiter" von Blaikie (Nr. 4) für den englischen Arbeiter geeignet ist, mag dahingestellt bleiben; seine Verbreitung in England in mehr als 70000 Exemplaren scheint darauf hinzudeuten; daß der deutsche Arbeiter Geduld genug hat, diese wohlgemeinten Ermahnungen zur Selbsthülfe, Selbstbeherrschung und Religiosität durchzulesen, glauben wir nicht, und wer es thut, hat die Belehrung wahrscheinlich nicht nöthig. Die Uebersetzung ins Deutsche scheint uns ein ähnlich wunderliches Unternehmen wie diejenige des Buchs von Smiles über die Sparsamkeit, die vor einigen Jahren erschien. Dem Arbeiter wurde da zugemuthet, sich für 6 Mark ein Buch zu kaufen, um Sparsamkeit zu lernen, und hier wird ihm das Lesen einer zum Theil unverständlichen, weil auf englische Verhältnisse bezüglichen Schrift angesonnen, um sich Gemeinplätze sagen zu lassen, die er überall billiger haben kann.

Die folgenden Schriften behandeln die Nothstände in den beiden Hauptzweigen der Volkswirthschaft, die zum Theil durch das Ueberwuchern des dritten, des Handels, geschaffen sind.

Das Buch „Die Nothlage der Landwirthschaft" von H. Gerdolle (Nr. 5) ist unter dem Titel „La crise agricole et les sociétés d'agriculture" bereits in französischer Sprache erschienen. Es motivirt ein zum Schlusse abgedrucktes „Bauernprogramm", welches im März 1883 von einer Privatversammlung zu Kassel angenommen sein soll und alle die Sätze zusammenfaßt, die als Forderungen der sogenannten Agrarier bekannt sind. Es finden sich darunter sehr weitgehende, wie die Ablösung der Hypothekenschulden mit Hülfe des Staats, und solche, deren Zusammenhang mit der landwirthschaftlichen Nothlage nicht genügend erwiesen ist, wie die der Doppelwährung. Es ist dabei versäumt, darauf hinzuweisen, daß bei den kleinen wie großen Landwirthen ein Theil der Nothlage doch auch auf der unzweckmäßigen Lebensführung und bei den großen insbesondere auf den über die materiellen Mittel hinausgehenden gesellschaftlichen Ansprüchen beruht.

In der Handwerkerfrage tritt F. Hitze in seiner Schrift „Schutz dem Handwerk" (Nr. 6) mit Wärme und Geschick für Zwangsinnungen ein und sucht insbesondere für die Schuh-, die Kleider- und die Möbelindustrie, in denen durch das Dazwischentreten der Händler das Handwerk zum Pfuscher- und Lohnarbeiterthum herabgedrückt wird, die Nützlichkeit und Möglichkeit der innungsmäßigen Organisation zu erweisen.

Die Schrift „Der Einfluß des Manchesterthums auf Handwerk und Hausindustrie" von H. Grothe (Nr. 7), unzweifelhaft eine der bedeutendsten Specialuntersuchungen, die über Entwickelung und Zustand der Industrie vorhanden sind, beschäftigt sich speciell mit der Weberei, deren Gestaltung in den verschiedenen Staaten und mit den Mitteln, sie als Kleinindustrie zu erhalten und zu heben. Die Arbeit Grothe's ist durch technische und volkswirthschaftliche Kenntnisse hervorragend und des Studiums durchaus werth.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Erziehungsanstalt Schnepfenthal im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha hat vor kurzem ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert: von den Anstalten, welche im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die philanthropistischen Grundsätze Basedow's praktisch zu verwirklichen strebten, ist es die einzige, die sich bis auf den heutigen Tag lebensfähig erwiesen hat. Weder Basedow's Philanthropin in Dessau, noch die in Marschlins und Heidesheim von Bahrdt geleiteten Institute, noch auch die von Campe ins Leben gerufene Anstalt in Hamburg haben das 18. Jahrhundert überdauert. Darum hat Schnepfenthal, abgesehen von dem engern Kreise seiner Zöglinge und Jünger, stets ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen dürfen, welches auch der soeben erschienenen „Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt Schnepfenthal" (in Commission bei F. A. Brockhaus, Leipzig 1884) zugute kommt. Dieselbe ist aufs eleganteste ausgestattet, bringt eine Reihe von Illustrationen, Ansichten Schnepfenthals zu verschiedenen Zeiten, die Porträts seiner Directoren, ihrer Frauen und einzelner Lehrer sowie des ersten Zöglings, des berühmten Geographen Karl Ritter. Die „Ankündigung einer neuen Erziehungsanstalt von Christian Gotthilf Salzmann" wird in ihrer ganzen ursprünglichen Fassung zum Abdruck gebracht: die darin ausgesprochenen Principien sind im wesentlichen bis auf den heutigen Tag für die Anstalt maßgebend gewesen. Es folgen die Biographien des Stifters derselben (1784—1811) und der beiden spätern Directoren Karl Salzmann (1811—1848) und Wilhelm Ausfeld (1848—1880), denen allen ein langdauerndes Regiment beschieden war. Einige der Haupt-

lehrer werden in ihrem pädagogischen und schriftstellerischen Wirken charakterisirt. Alphabetische Verzeichnisse der Schüler und Lehrer von 1784—1884, das Statut der Schnepfenthal-Jubiläumsstiftung, Stammtafeln der Familien Salzmann und Ausfeld bilden den übrigen Inhalt dieses Gedenkalbums, das ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Pädagogik ist.

— „Aus dem Böhmerwald" nennt sich eine deutschböhmische Fahrt von Franz Höllrigl (Wien, Bergmann u. Comp.). Dieser Separatabdruck eines in der „Deutschen Zeitung" erschienenen Feuilletons ist dem deutschen Volke in Oesterreich gewidmet, dann auch dem ganzen großen deutschen Volke, welches jede Schädigung des deutschen Stammes in Oesterreich als eine Schädigung seiner selbst mitempfinden muß. Das Bild, welches der Verfasser von den böhmischen Zuständen entwirft, ist nicht erfreulich und ermuthigend; wirklich verständlich aber ist es nur den eingeborenen Deutschböhmen. Die einzelnen Artikel sind frisch und warm geschrieben.

— „Grillparzer's «Ahnfrau» und die Schicksalsidee" ist der Titel eines Schulprogramms, welches Victor Terlitza besonders hat abdrucken lassen. Der Verfasser scheidet Grillparzer's Jugendwerk von den eigentlichen Schicksalstragödien eines Werner, Müllner und Houwald. Die moderne Schicksalsidee erhalte ihr Gepräge dadurch, daß hier der Mensch in einem ungleichen Kampfe mit der Welt der Verhältnisse dargestellt werde, welcher nothwendig erfolglos sein muß; diese Nothwendigkeit wird aber nicht wie in der antiken Schicksalsdichtung als mystische Macht, sondern als natur- und gesetzmäßiger Antheil des Einzelnen an dem Weltproceß gedacht. Auch in der „Ahnfrau" ergibt sich aus der eigenen That des Menschen in der Kette des causalen Fortwirkens ein Effect, welcher zu dem gewollten in keinem Verhältniß zu stehen scheint, sodaß man eine tückische Schicksalshand unmittelbar im Spiele glaubt, wie ein solcher in Jaromir's Fall bei dem gegen seinen Verfolger geführten Stoße liegt. Die ganze Abhandlung darf als eine gediegene bezeichnet werden.

Theater und Musik.

Als erste Novität der Saison taucht an mehrern Bühnen, wie am leipziger Stadttheater, das neue Lustspiel von G. von Moser auf: „Der Salontiroler", welches wol besser von dem Autor als Schwank bezeichnet worden wäre; denn der künstlerische Aufbau ist ein überaus lockerer; nur die gute Laune des Autors, die ihn nie verläßt, auch wo der dramatische Karren über Stock und Stein dahinfährt und umzustürzen droht, läßt uns über viele Unwahrscheinlichkeiten und Trivialitäten hinwegsehen. Es ist charakteristisch für Moser's Muse, besonders bei den Arbeiten, bei denen ihm nicht ein anderer Theaterroutinier zur Seite gestanden hat, daß sie nie recht weiß, wo sie anfangen soll, und das Stück, wenn man so sagen darf, oft einige Acte zu früh beginnt. Der Salontiroler ist doch der eigentliche Held des Stücks, wie ja auch das bekannte Defregger'sche Bild, welches wir beim Beginn des dritten Acts auf der Bühne vor uns sehen, dem Autor die erste Anregung zu dem Lustspiele gegeben hat: aber dieser Salontiroler, der um die Gunst einer für Tirol schwärmenden Dame wirbt, sich am Achensee in dies Costüm wirft, jodelt und fremdenführt und zwar bis in die Sümpfe, erblickt erst am Schlusse des zweiten Acts das Licht der Prosceniumslampen; bis dahin merkt man dem Herrn von Strehsen noch nichts von seiner bösen Absicht an. Trotz aller seiner Bemühungen scheitert er bei der Dame, die er liebt; indem diese einen ziemlich dreisten Commis vorzieht, den ihr der Vater als Mentor in die Berge nachschickt — höchst unbedachterweise, denn das pädagogische Talent dieses selbst der Erziehung bedürftigen jungen Mannes ist sehr fragwürdiger Art. Der Salontiroler gewinnt dafür das Herz einer andern Dame, einer von denen, die er in die Sümpfe geführt hat: diese Liebe beginnt erst im letzten Zwischenact, und da sie am Schluß siegreich ist, so brauchen die Liebenden nicht allzu lange zu schmachten. Das Stück hätte sich am besten als berliner Gesangsposse ausgenommen: dafür boten viele Scenen, besonders der dritte Act, reichlichen Stoff: Volkstänze, Chorgesänge konnten die Umgegend am Achensee beleben; die touristische Burleske steht ja im Stücke schon an und für sich in voller Blüte, wie ja auch viele Situationen an Scenen der neuen berliner Gesangspossen erinnern.

— Viele Bühnen, darunter Frankfurt, Leipzig, Breslau, haben an Laube's Geburtstag, dem 18. September, eine Laube-Feier veranstaltet, zur Erinnerung an den einflußreichsten Dramaturgen der letzten Jahrzehnte, welcher außerdem der Bühne einige Werke geschenkt, die als Stützen des Repertoires zu betrachten sind. In Leipzig wurden „Die Karlsschüler" mit einem Prolog von Wilhelm Henzen gegeben, der recht frisch und warm gehalten war und nirgends in den pathetischen Ton verfiel.

— Am leipziger Stadttheater hat die Oper „Der Trompeter von Säkkingen" von Neßler einen durchschlagenden Erfolg erzielt und ist bereits über fünfundzwanzigmal in Scene gegangen. Die Musik ist leicht und gefällig und enthält anmuthige Chöre und Lieder, wie besonders das Abschiedslied Victor von Scheffel's; der Text der Oper ist von Rudolf Bunge mit vieler Gewandtheit auf Grundlage der beliebten Scheffel'schen Dichtung verfaßt worden.

Bibliographie.

Aba, B., Skizzen aus Amerika. Wien, Gerold's Sohn. 1885. 8. 5 M.

Brenning, E., Leopold Schefer. Eine Monographie. Gekrönte Preisschrift. Bremen, Rühle u. Schlenker. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Elliot, F., Bilder aus dem alten Rom. Deutsche von der Verfasserin besorgte Ausgabe, eingeführt von V. Schultze. Mit 1 Lichtdruck-Bild. Leipzig, Böhme. 8. 2 M. 80 Pf.

Feilmann, J., Unterm Sant Ampeglio. Eine Erzählung aus Ligurien. Berlin, Stuhr. 1885. 8. 4 M.

Fischer, J., Johann der Findling. Lustspiel. Frei nach dem Holländischen. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 8. 30 Pf.

Findeis, G., Das Aquarium und seine Bewohner. Eine Anleitung zur Herstellung und Pflege desselben. Wien, Frank. 1883. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Forst, H. v., Unsere Kasernen. Ein Wort an die Offiziere der kasernirten Truppentheile und den Reichstag. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Frary, R., Handbuch der Demagogen. Aus dem Französischen übersetzt von B. Ossmann. Hannover, Helwing. 8. 4 M.

Emanuel Geibel. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von A. Holz. Berlin, Parrisius. 8. 4 M.

Haupt, Antonie, Ein adeliger Sproß. Original-Novelle. Trier, Paulinus-Druckerei. 8. 75 Pf.

Immisch, H., Deutsche Antwort eines sächsischen Wenden. Der Panslawismus, unter den sächsischen Wenden mit russischem Gelde betrieben und zu den Wenden in Preußen hinübergetragen, beleuchtet. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 M.

Koch, E., Triller-Sagen. Ein Beitrag zur urkundlichen Geschichte des sächsischen Prinzenraubes und seiner Wirkungen. 1ster Thl.: Die vermeintliche Abstammung der Saalfeld-Sangerhäusischen und anderer Triller von dem Retter des Prinzen Albrecht. Meiningen, Keyßner. Gr. 8. 3 M.

Krauss, A., Die Psychologie des Verbrechens. Ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 8 M.

Manteuffel, Ursula Zöge v., Das Majorat. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. Gr. 8. 9 M.

Maurer, T., Der 16. October 1881 zu Mainz oder zur Frage: Wie machen wir das Socialistengesetz entbehrlich? Selbsterlebtes. Mainz, Diemer. Gr. 8. 50 Pf.

Richard, Elise, Eine Königin. Der Strand. Zwei Novellen. Leipzig, Abel. Gr. 16. 2 M.

Philosophische Vorträge, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. 7tes Hft.: Ueber den Zusammenhang der Naturkräfte. Von E. Dreher, nebst der dabei stattgehabten Diskussion. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 9. October 1884.

Neuere geographische Literatur.

1. Aufgaben und Methoden der heutigen Geographie. Akademische Antrittsrede, gehalten in der Aula der Universität Leipzig von F. Freiherrn von Richthofen. Leipzig, Veit u. Comp. 1883. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Wir beginnen unsere kleine Rundschau mit der akademischen Antrittsrede unsers großen Geographen, mit welcher er am 27. April 1883 den seit Peschel's Tod verwaist gewesenen Lehrstuhl für Geographie an der leipziger Universität bestieg.

Richthofen schreibt und spricht mit meisterhafter Klarheit; niemals erschwert er durch unnütze Gedrängtheit des Satzgefüges oder durch Schwulst der Rede dem Leser oder Hörer das Verständniß; immer schmiegt sich in natürlicher Anmuth und Schlichtheit ohne jegliche Effecthascherei das Wort der Klarheit seiner lichtvollen Gedanken an. Zumal hier, wo es galt, vor einem nicht ausschließlich fachmännischen Hörerkreis über das Wesen seiner Wissenschaft zu reden, wird auch der Laie jede Zeile durchaus verstehen. Darum möchten auch wol unter den Lesern d. Bl. manche sein, die das vorliegende kleine, aber gehaltreiche Buch gern zur Hand nähmen. Sie würden sich in dem Erfolg nicht täuschen; gründlich würden sie sich in kürzester Frist belehren über die Stellung der Erdkunde im Centrum der sämmtlichen realen Wissenschaften, über ihre naturgemäße Scheidung in die allgemeine Erdkunde und die Länderkunde, sowie über das auf diesen beiden Theilgebieten einzuschlagende verschiedene Verfahren der Forschung.

Wie oft hört man gerade von gebildeten, ja studirten Leuten, die Geographie, oder wie ihr akademischer Name treffender lautet, die Erdkunde, sei ja gar keine Wissenschaft; das einzige, was ihr zu eigen gehöre, sei die Vermessung der Erdoberfläche und die Ortsbeschreibung, beides ganz wichtige Dinge, in denen aber kein Krümchen Wissenschaft stecke; sonst sei sie nur Compilation aus Geologie und Klimatologie, Botanik und Zoologie, Geschichte nebst Völkerkunde und Statistik: ein Harlekin, der sich mit lauter fremden Federn ausstaffirt, und von dem nichts übrig bleibt, wenn man ihn des geraubten Putzes entledigt, als ein völlig geistloses Skelet von nackten, unverbundenen Thatsachen!

Richthofen führt aus, daß allerdings in der topischen (der „chorographischen“) Bestimmung der Erdoberfläche, wie wir sie in der Karte veranschaulicht sehen, die Grundlage alles erdkundlichen Wissens zu suchen sei. Er möchte darum die Erdkunde „Erdoberflächenkunde“ genannt wissen, was uns indeß schon in Anbetracht der Meereskunde und Klimalehre wenig zusagen würde. Im bloßen Beschreiben liegt nun freilich keine Wissenschaft; aber jenes Substrat der Ortskunde ist auch eben nur das Rohmaterial für den Geographen. Alle Wissenschaft besteht im Erforschen des ursächlichen Zusammenhangs, die des Geographen also im Enthüllen des irdisch Gegebenen als eines nothwendig so Gewordenen, in der Zurückführung der unsäglichen Mannichfaltigkeit terrestrischer Dinge auf ihre einfachen Ursachen. „Finden den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ lautet auch für die Erdkunde die hohe Aufgabe. Und in einer Beziehung vornehmlich findet Richthofen den Kern der eigentlich geographischen Forschung mit vollstem Recht: in der Rückbeziehung aller auf Erden zu schauenden Dinge auf die Erde als ihren Mutterboden.

Manches also, was im völlig freien Schaffen des Menschen begründet ist, wie das abstracte Denken des Philosophen, manche geschichtliche That, die, aus Despotenwillkür geboren, über die Erde dahinzieht gleich einem Meteor, ohne ihr dauernde Wirkungen in Staatsschöpfungen aufzuprägen, geht die Erdkunde nichts an. Aber alles andere gehört in ihr Gebiet, was von der Erde seinen

Ursprung herleitet und was auf sie zurückwirkt. Die allgemeine Erdkunde, welche die gemeingültigen Züge des Erdenlebens in Gesetze zu fassen strebt, ließe sich noch eher, falls man den von Natur gebotenen einheitlichen Zusammenhang preisgeben wollte, der doch eben in der Erde als Ganzem vorliegt, an die grenznachbarlichen Einzelwissenschaften in Pflege geben: die Entwickelungsgeschichte der Erde aus der Vorzeit her ist ja in der That, aus nächstliegenden Gründen der Arbeitstheilung, den Geologen anheimgegeben, so gewiß auf dem Boden der fortdauernden Umbildungsprocesse der Erde das Zusammenarbeiten des Geologen und des Geographen immer von Segen begleitet ist; vollends die Lehre vom Luftmeer ließe sich gleich der vom Erdmagnetismus der Physik einreihen; die Grundlinien der Pflanzen- und Thiergeographie könnten wir Botanikern und Zoologen überlassen, die Rückwirkungen der Erde auf geschichtliche Begebnisse (wofür uns Ratzel zu dem glücklichen Ausdruck „Anthropogeographie" verholfen hat) den Historikern. Wir fragen hier nicht, wie gut die Wissenschaft von der allgemeinen Erdnatur bei derartiger Zerstückelung und Vertheilung an die Grenzmächte fahren würde; es soll nur zugegeben werden, daß das immerhin anginge. Aber — wo bliebe die andere Seite der Erdkunde, die besondere oder die Länderkunde?

In tausend Büchern lesen wir von deutscher Geschichte, von deutschen Sitten und Bräuchen, deutschen Mundarten und Volksstämmen, von Deutschlands Gewächsen und Thieren, indessen — wird daraus von selbst ein klares Bild von Deutschland? Schütten wir alles von Natur- und Geschichtskunde, auch von Topographie und Statistik, was sich auf unser Vaterland bezieht, auf einen Haufen, so haben wir immer noch weiter nichts als eine aufgehäufte Masse von Baumaterial zu einer deutschen Landeskunde. Wer letztere dem Topographen und Kartographen, dem Naturforscher, Historiker und Statistiker übertragen wollte, würde so vernünftig handeln wie einer, der die Steine aus dem Steinbruch anfahren, die Tischlerei und Schlosserei besorgen ließe und meinte, das Haus sei damit fertig gebaut! Das vielmehr ist die von gar keinem andern Forscher zu leistende Specialarbeit des Geographen, jeden einzelnen Landraum als ein geschlossenes System natürlicher und geschichtlicher Wirkungen darzulegen.

Vortrefflich zeigt Richthofen, wie unser Jahrhundert jahrzehntelang zwei getrennte geographische Entwickelungen hatte: die von Naturforschern gepflegte Entfaltung der allgemeinen Erdkunde in den Grenzen einer „physikalischen Geographie", und daneben diejenige der Länderkunde, welche, allzu sehr vom Fundament der Erforschung des Natürlichen absehend, entweder nur topisch-statistische Einzelheiten zusammenhangslos beschrieb oder einseitig die geschichtlichen Ereignisse in dem betreffenden Landraum mit Bezugnahme auf dessen Natur erwog, wie dagegen die neue Aera fruchtreich damit einsetzte, daß die beiden Ströme zu einem einzigen verbunden wurden, sodaß nicht exotere, sondern rein geographische Gesichtspunkte den Ausbau der allgemeinen Erdkunde nunmehr leiten, aus der Länderkunde aber mehr und mehr verbannt wird die geistlose Cannabichiade sowie das überwiegende Historisiren, dem zuletzt die Hauptsache aller Landeskunde, die Landesnatur, wie eine den Geographen wenig angehende Nebensache erschien.

2. Grundzüge der physischen Erdkunde. Von A. Supan. Mit 139 Abbildungen im Text und 20 Karten in Farbendruck. Leipzig, Veit u. Comp. 1884. Gr. 8. 10 M.

Der Verfasser dieses sehr gut mit Karten und Holzschnittbildern ausgestatteten Buchs, früher Professor an der czernowitzer Universität, jetzt zweiter Nachfolger Petermann's als Herausgeber der über die ganze Culturwelt verbreiteten „Geographischen Mittheilungen" des Perthes'schen Instituts zu Gotha, hat sich das große Verdienst erworben, in dem eben angedeuteten Sinne eine allgemeine Erdkunde (mit Ausschluß des anthropogeographischen Theils) nach ausschließlich dem geographischen Bedürfniß dienenden Grundsätzen zu verfassen.

Dieses Buch richtet sich an denjenigen Theil des gebildeten Publikums, welcher den Drang in sich fühlt, etwas über den innern Zusammenhang jener Erscheinungen, die das Leben der Erde ausmachen, zu erfahren.

Vorstehendes Eingangswort bezeichnet zutreffend den Charakter des Werks: auch hier eine einfache Sprache, keine Anforderung an andere Vorbildung, als sie jede höhere Lehranstalt vermittelt (manche Gymnasien ausgenommen, solche nämlich, die in Naturwissenschaften und Geographie dem Niveau der Dorfschule sich nähern), dabei aber eine vollkommen gründliche Einführung in die Lehre vom Erdkörper im ganzen, von seiner Lufthülle, dem Meer, den Landmassen mit ihren Gletschern und Gewässern, ihrer Pflanzen- und Thierschöpfung, alles dies dargestellt nach Maßgabe der neuesten Fortschritte der Wissenschaft und geschöpft aus den besten Quellen.

Es ist viel, aber sicherlich nicht zu viel gesagt, daß wir eine so harmonisch ausgearbeitete, so schön die Grundzüge der Gesammtnatur unseres Planeten naturgesetzlich darlegende und mit einer so zweckmäßigen Auswahl von Einzelbeispielen sie erläuternde physische Erdkunde wie die Supan'sche noch nicht besessen haben.

3. Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde oder astronomische und physische Geographie, Geologie und Biologie. Ferner im Anschluß hieran: Specielle Erdkunde oder die Länderkunde der fünf Erdtheile. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten von A. Kirchhoff. Erster Band: Allgemeine Erdkunde von J. Hann, F. von Hochstetter und A. Pokorny. Mit vielen Abbildungen und Karten in Holzstich und Farbendruck. Erste bis funfzehnte Lieferung. Leipzig, Freytag. 1884. Lex.-8. Jede Lieferung 90 Pf.

In reicher, fast luxuriöser Ausstattung tritt uns hier

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Herders Sämtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan, sind von dem Erscheinen der ersten Bände (im Jahre 1877) an mit dem lebhaftesten Interesse aller Kenner und Litteraturfreunde aufgenommen worden. Bei unsern namhaftesten Kritikern, aber eben so sehr in den maßgebenden Zeitschriften des Auslandes ist nur eine Stimme darüber, daß es erst durch Suphans und seiner Mitarbeiter Bemühungen möglich geworden ist, einen unserer größten Schriftsteller in seiner wahren Gestalt und Bedeutung kennen zu lernen, und daß diese Ausgabe in ihrem Plan und Aufbau, wie in dem Verfahren, nach welchem sie den Text aus einem in fast erdrückender Fülle aufbewahrten Material gestaltet, zu dem Besten gehört, was auf diesem Gebiete bisher geleistet worden ist. „Die neue Ausgabe der Werke Herders", schreibt Julian Schmidt, der seinerzeit unter den Ersten die Wichtigkeit des Unternehmens öffentlich gewürdigt hatte, „die durch ihren inneren Werth wie durch ihre Ausstattung unserer Zeit Ehre macht, ist ungefähr bis zur Hälfte gediehen: ein Resultat, das man vor Jahren kaum erwartet hätte." (Nationalzeitung, 13. Januar 1884.) In der „Nation" (Vol. XXXVIII No. 979) eröffnet sich die Besprechung der letzterschienenen Teile mit dem Satze: The edition will be for many reasons such a monument to editorship as hardly any other modern author has made possible. Ähnlich Charles Joret, einer der besten Kenner unserer klassischen Litteratur in Frankreich, indem er im neuesten Hefte der Revue historique eine Übersicht des bisher Erschienenen gibt: Aucun écrivain allemand,

on peut l'affirmer hardiment, n'a vu ses oeuvres revisées avec plus de conscience et de soin que celles de Herder ne l'ont été par M. Suphan.

Zur Zeit liegen von den 32 Bänden, auf welche die Ausgabe einschließlich der Supplemente angelegt ist, folgende vollendet vor:

I. II. Erste kritische und journalistische Arbeiten. Über die neuere Deutsche Litteratur, Fragmente: erste und zweite Ausgabe. Über Thomas Abbts Schriften.
III. IV. Kritische Wälder. Reisejournal vom Jahre 1769.
VI. Archäologie des Morgenlandes. Älteste Urkunde des Menschengeschlechts Teil I—III.
X. XI. XII. Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Vom Geist der Ebräischen Poesie.
XVII. XVIII. Briefe zu Beförderung der Humanität. Kleine Schriften von 1791—96: aus den „Horen" u. a.
XIX. XX. Christliche Schriften. Kleine Schriften von 1797—1800.
XXI. XXII. Metakritik. Kalligone.
XXVI. Nachdichtungen aus der griechischen, römischen und morgenländischen Litteratur.
XXVII. Terpsichore (Balde's Gedichte). Übertragungen aus neuerer Kunstpoesie.
XXVIII. Dramatische und epische Dichtungen. Der Cid.

Diesen 17 Bänden wird in nächster Zeit sich anschließen:

VII. Älteste Urkunde, IV Teil. An Prediger: Provinzialblätter. Johannes. Erläuterungen zum Neuen Testament.

In Vorbereitung befinden sich die Bände:

V. Vom Ursprung der Sprache. Von deutscher Art und Kunst. Auch eine Philosophie der Geschichte. Kleine Schriften und Recensionen von 1771—74.
XIII. Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit. I. II Teil.
XXV. Volkslieder.
XXIX. Lyrische und didaktische Gedichte.

So steht in absehbarer Zeit der Abschluß dieser Publikation zu gewärtigen, welche zum Zweck hat, ein Gesamtbild von Herders litterarischem Wesen und Wirken zu geben.

Aber neben diesem Gesamtbilde bedarf es für Herder längst noch eines anderen Denkmals. Jenes ist für den gelehrten Kenner der

Litteratur in allen seinen Teilen höchst wertvoll, ja unentbehrlich. Denn für alle Zeiten wird es wahr bleiben, was Wilhelm Scherer in seiner Geschichte der deutschen Litteratur behauptet: „Wer in irgend einer der Wissenschaften vom menschlichen Geiste zu den höchsten Aufgaben vordringt, wer der Sprachwissenschaft oder Geschichte dient, wer der Mythologie oder Ethnographie seine Kräfte widmet, wer die Volksüberlieferungen sammelt, wer das deutsche oder hebräische Altertum durchforscht; wer die Entfaltung nationaler Eigentümlichkeit auf allen Lebensgebieten verfolgt und den bildenden Einfluß der Natur auf die Menschen zu erkennen sucht, der muß in Herder einen Seher verehren." Und immer wird, darf man hinzufügen, Herder für den wissenschaftlichen Theologen seine Bedeutung behalten als „der prophetische Typus der gesamten modernen Theologie".

In weiteren Kreisen indessen kann nur ein Teil dieses großen, in seiner Gesamtheit schwer umfaßbaren geistigen Vermächtnisses fortdauern. Hier beruht Herders Wirkung auf dem, was mit seiner Persönlichkeit, mit dem Kern seines Wesens innigst zusammenhängt, auf dem Besten und Reifsten, was er gesonnen und gedichtet hat zur Darstellung und Verbreitung reinen Menschentums, Der Prediger und philosophische Geschichtsschreiber der Humanität. der begeisterte Vertreter der sittlichen Grazie, der Einheit des Schönen, Wahren und Guten in Dichtung, Lehre und Leben, der Meister im Verpflanzen und Auslegen fremder Dichtung, der sinnige, gemütvolle Sammler volksmäßiger Poesie — diesem wird sich jeder Gebildete nahe fühlen, oder soll sich ihm nahe zu fühlen bestreben.

Eine mit genauer Kenntnis der ganzen litterarischen Erscheinung, mit Geschmack und sicherem Gefühl veranstaltete Auswahl aus Herders Schriften ist für den Gebildeten nicht minder wünschenswert, als es anerkanntermaßen die große kritische Ausgabe für die Wissenschaft war; sie ist ein Schatz für das Haus wie für die höhere Schule. Für die Jugendbildung zumal könnte aus Herders Aufsätzen, welche neben den jetzt zu einseitig bevorzugten ästhetischen Themen auch sittliche und praktische Gegenstände in edler, gefälliger und verständlicher Form behandeln, weit mehr entnommen werden, als bisher geschehen ist und geschehen konnte.

Demnächst beginnen zu erscheinen: **Herders Ausgewählte Werke.** Herausgegeben von Bernhard Suphan, Neun Bände.

1. Ausgewählte epische und dramatische Dichtungen (Cid. Admetus' Haus. Ariadne. Paramythien. Blätter der Vorzeit. Legenden.)
2. Volkslieder.
3. Ausgewählte lyrische und didaktische Gedichte. Nachdichtungen.
4. 5. Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit.
6. 7. 8. Kleinere Prosaschriften aus den „Zerstreuten Blättern, Briefen zu Beförderung der Humanität" u. s. w.
9. Homilieen, Predigten. Schulreden.

Die Bände 1—3 werden von Carl Redlich bearbeitet, der auch in der großen Ausgabe die „poetischen Werke" besorgt. Die Auswahl der einzelnen Gedichte beruht auf gemeinschaftlicher Prüfung mit dem Herausgeber, der den Plan entworfen hat und die prosaischen Teile ausführt. Der Text der großen kritischen Ausgabe wird durchgehends zu Grunde gelegt; wie diese enthalten die Ausgewählten Werke in der Regel, und grundsätzlich bei allen Hauptwerken, auch die den Handschriften enthobenen älteren Fassungen des Textes, welche häufig zugleich die beste Erläuterung bilden, immer aber zu den interessantesten Beobachtungen anleiten: denn nichts ist lehrreicher und geistbildender als das Werden der Gedanken in der mannigfachen Wendung des Ausdrucks zu beobachten, und kein Schriftsteller gibt dazu reichlicheren Anlaß als Herder. Die Orthographie wird einheitlich nach den herrschenden Regeln gestaltet. Die Ausstattung ist die nämliche wie in den Gesamtwerken.

Einzelne Stücke der Ausgewählten Werke werden außerdem separat ausgegeben; so außer dem Cid noch die Volkslieder und die „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit." Diese Separat-Ausgaben tragen über dem Spezialtitel die Bezeichnung: **Suphans Herder-Ausgabe. Auswahl.**

Berlin, im September 1884.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

die rühmlich bekannte „Allgemeine Erdkunde" der drei wiener Gelehrten in einer auch inhaltlich vervollkommneten Gestalt entgegen. Es wäre überflüssig, dieses Werk rühmen zu wollen; es hat einen bessern, einen thatsächlichen Empfehlungsbrief erhalten dadurch, daß eine vierte Auflage während einer so wenigjährigen Frist nöthig wurde. Julius Hann, einer unserer allerbedeutendsten Meteorologen und Klimatologen, bewährt sich hier in seiner selten erreichten Kunst durchsichtigster Darstellung selbst schwieriger Lehren; ausgezeichnet ist hier nicht blos seine Bearbeitung der Atmosphärenkunde, seines eigensten Forschungsgebietes, sondern auch die der beiden andern Abschnitte, welche ihm bei dem vorliegenden Werk zufielen: der astronomischen Erdkunde und des Erdmagnetismus. Beide fehlen gerade in Supan's „Physischer Erdkunde" fast gänzlich und kommen auch in andern Handbüchern ähnlichen Inhalts gewöhnlich übel weg, indem sie in der Regel weit hinaus über den Bereich der Erdkunde dargestellt, oder im Gegentheil stiefmütterlich vernachlässigt werden.

Von dem zweiten Theil, dem geologischen, liegt uns vorläufig nur der Anfang vor. Wir erfahren aber zu unserer besondern Freude, daß dessen Verfasser, der hochverdiente Erforscher von Neuseeland, der kürzlich leider durch vorzeitigen Tod der Wissenschaft und einem großen Kreis von Freunden und Verehrern entrissene Ferdinand von Hochstetter, noch diesen ganzen Theil in der Neubearbeitung vollendet hat. So sollte dieses von ihm bis in die letzten, leidenerfüllten Wochen seines reichen Lebens geförderte Werk also sein letztes sein!

Bedenkt man, daß sich dieser „Allgemeinen Erdkunde", die noch im Laufe dieses Jahres fertig gestellt werden wird, eine fünfbändige „Länderkunde der fünf Erdtheile" anschließen soll, so sieht man freilich einem recht kostspieligen Unternehmen in diesem „Wissen von der Erde" entgegen. Nur Frankreich dürfte sich eines ähnlichen, im edelsten Sinne des Worts populären Werks von allerdings noch weit größerm Umfang rühmen, falls man sich vereinigt denkt Elisée Reclus' „La Terre" und desselben formgewandten Autors „Nouvelle Géographie universelle". In wissenschaftlicher Gediegenheit und knapperer Fassung stehen die bisher erschienenen Theile des „deutschen Reclus" wohl fraglos dem französischen voran. Und der Verlagshandlung wird man die Anerkennung dafür nicht versagen dürfen, daß sie bei einem Preis jeder Lieferung von 90 Pfennig an Druck, Papier, saubern Holzschnittillustrationen, Karten und wunderschönen Tondruckbildern wirklich Preiswürdiges leistet, namentlich aber dafür, daß sie den Muth hat, ein gewaltiges Kapital einzusetzen für dieses erste Werk in deutscher Sprache, welches bestimmt ist, die deutscheste der Wissenschaften, die von der Erde, in möglichst gleichmäßiger Berücksichtigung aller ihrer Haupttheile dem weiten Kreise der Gebildeten aller Stände vorzuführen, ohne durch Ueberlastung mit Detail den Leser zu ermatten, aber auch ohne durch Oberflächlichkeit der Strenge der Wissenschaft etwas zu vergeben.

4. Aus dem westlichen Himalaja. Erlebnisse und Forschungen von Karl Eugen von Ujfalvy. Mit 101 Abbildungen nach Zeichnungen von B. Schmidt und 5 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1884. Gr. 8. 18 M.

Ein neues schmuckes Reisewerk des um die asiatische Völkerkunde schon so vielfach verdienten Verfassers! Es führt uns in den Westen des hehren indischen Alpengebirgs und macht uns, ohne je den lehrhaften Kathederton anzuschlagen, eingehend bekannt mit den Sitten und Bräuchen, dem gewerblichen und namentlich dem kunstgewerblichen Schaffen seiner Bewohner, von welchem letztern dieses Buch in vorzüglichen Abbildungen objective Beweise vorlegt.

Hören wir z. B., wie hübsch Ujfalvy uns die Leute vom herrlichen Hochthal Kaschmir beinahe im Plauderstil zu schildern versteht:

In diesem kleinen äußerst fruchtbaren Lande, welches von allen Seiten fast von unnahbaren Bergwällen umgeben ist, wohnt ein betriebsames Völkchen, das sich unter normalen Verhältnissen ruhig des Daseins freuen könnte. Wenn auch das Hochthal von Kaschmir durchaus nicht das von Thomas Moore und andern Dichtern und Reisenden vielgepriesene irdische Paradies ist, so besitzt es doch alles, was die Mutter Natur zu bieten im Stande ist, in Hülle und Fülle, und genießt dabei eines fast gesunden und jedenfalls sehr acceptablen Klimas. Aber eben in seiner ausnahmsweise günstigen Lage, in seiner schönen Natur und in seinen reizenden Evatöchtern liegt der Grund seines heutigen Elends, der physischen und moralischen Entartung seiner Bewohner. Die fruchtbarsten Länderstrecken liegen brach; die Dörfer bestehen aus armseligen Holzhütten, die Städte sind in Trümmern, die Einwohnerzahl durch Hungersnoth decimirt und durch ekelhafte Krankheiten auch sonst noch vielfach in ihrer physischen Entwickelung bedroht; denn in Kaschmir erleben wir das in anthropologischer Beziehung wirklich seltene Beispiel von einem Volke, das bei relativ entschieden herrlichem physischen Typus eine unglaubliche moralische Entartung aufweist. Der Kaschmiri, groß und kräftig von Körperwuchs, mit ausgeprägten intelligenten Gesichtszügen und feurigen, klug blickenden Augen, ist der feigste, lügenhafteste, betrügerischste, lasterhafteste Schurke unsers Erdballs. Bei einer wirklich seltenen Begabung für jede manuelle Beschäftigung, für die er weit mehr Geschick als der Perser besitzt, bei einer gewissen künstlerischen Auffassung, gepaart mit feinem Geschmack, ist er jedes moralischen Gefühls bar und stets dazu bereit, seinen Nächsten zu übervortheilen, von seinen Lastern gar nicht zu sprechen. Charakteristisch für die dortigen Verhältnisse ist es, daß ein königliches Ausfuhrverbot nur für zwei Artikel besteht: für die Pferde und die Weiber. In früherer Zeit wurden die Mädchen in ihrer frühesten Jugend nach Delhi, Lahore, Agra und den andern großen nordindischen Städten exportirt und brachten den Vätern und Brüdern ein hübsches Sümmchen ein. Und doch darf man mit diesem Volke nicht allzu streng ins Gericht gehen; wer seine Geschichte kennt, wird Milderungsgründe für seine heutige Lage finden.

Bombay, die gegenwärtig vielleicht volkreichste Stadt von ganz Südasien, war Ujfalvy's Ein- und Ausgangsthor für seine diesmalige Bereisung des asiatischen Festlandes. Gleich beim ersten Aufenthalt fallen ihm da die Parsis auf:

Unter den Eingeborenen von Bombay nehmen die Parsis unstreitig die erste Stelle ein. Sie sind die Nachkommen der feueranbetenden Perser, die vor Jahrhunderten bei der Moham-

mohammedanisirung ihres Vaterlandes geflohen und an den Westküsten Indiens eine Freistätte gefunden hatten. Sie erschienen zuerst in der Halbinsel Gudscherat, wo sie bei den dort herrschenden freisinnigen Fürsten Aufnahme und Schutz fanden. Bald wurden sie durch ihren außerordentlichen Handelsgeist und durch die Ehrlichkeit, die sie bei commerziellen Transactionen an den Tag legten, weithin bekannt; doch die hervorragende geachtete Stellung, die sie heute in ganz Ostindien einnehmen, wurde ihnen erst infolge der britischen Eroberung zutheil. Die Engländer fanden in ihnen treue und kluge Verbündete, deren ostentative Freundschaft und Anhänglichkeit ihnen um so willkommener war, als sie bei ihrer geringen Zahl in dem ungeheuer bevölkerten Ostindien nur durch genaue Befolgung des alten politischen Axioms „Divide et impera" zu regieren vermochten und noch vermögen. Dem grausamen, stets unzufriedenen Muselmanen sind die englischen Eroberer ein Greuel, und der durch seinen Aberglauben oft stumpfsinnig gewordene niedrige Indier erträgt ihre Herrschaft nur, weil er die Muselmanen noch mehr haßt als sie. Der Parsi ist demnach unter den Eingeborenen der einzige aufrichtige Freund des Briten; im beständigen Verkehr mit demselben haben sich seine angeborenen guten Eigenschaften noch mehr entwickelt, und heute kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß fast ein jeder Parsi ein Gentleman ist. Die Parsis haben Sitte und Typus der iranischen Voraltern bewahrt, aber ihre heutige Tracht, bis auf eine bischofsmützenähnliche Kopfbedeckung eine höchst kleidsame, ist mit der altindischen fast identisch.

Zuletzt noch ein Einblick in die gemächlichen Rasttage unsers Reisenden vor dem neuen Abschied von Asien:

> Fast einen Monat verbrachten wir in Bombay, und dieser zweite Aufenthalt gestaltete sich für uns weit angenehmer als der erste. Erst jetzt, in einem zweckmäßig construirten luftigen Hause wohnend, bei guter Kost und aufmerksamer Bedienung, lernte ich den Aufenthalt unter den Tropen schätzen und liebgewinnen. Wenn man die nöthigen Mittel besitzt und sich einzurichten weiß, vermag sich der Europäer überall ein bequemes Heim zu gründen. Man spürt nichts von den Uebelständen eines heißen Klimas und genießt nur dessen Vorzüge: die herrliche Vegetation, die angenehme Seebrise und den ewig lachenden Himmel. Mir erschien der Aufenthalt in Bombay als ein Vorgeschmack des Paradieses, und nie habe ich besser den Sinn und Werth des italienischen dolce far niente verstanden, denn ich that einen ganzen Monat hindurch nichts als für mich hinleben, und langweilte mich dabei keinen Augenblick. Abends auf der Terrasse sitzend, während der Blick über den blauen Indischen Ocean schweift, der die Fahrzeuge dem fernen Europa zuträgt, schwelgte ich in meinen Erinnerungen, und wenn ich an den Schnee und Frost im Himalaja und an die gewaltigen Gletscher des Karakorum zurückdachte, so überkam mich ein eigenthümliches Wohlbehagen bei dem Bewußtsein, alle diese Mühseligkeiten und Gefahren glücklich überstanden zu haben. Das Jetzt schien mir so angenehm mit dem Einst verglichen, und unwillkürlich dachte ich mir, das Land der chokoladenfarbigen Menschen, Königstiger und Brillenschlangen hat doch auch sein Gutes, und freute mich des Daseins.

5. Mittheilungen der Riebeck'schen Nigerexpedition: I. Ein Beitrag zur Kenntniß der Fulischen Sprache in Afrika. Von G. A. Krause. Mit 1 Kartenskizze. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 4 M.

Der durch seine vorzügliche Sammlung von Gewerbs- und Kunsterzeugnissen aus Südostasien weithin bekannt gewordene Reisende Emil Riebeck entsandte im vorigen Jahre einen jungen, auffallend vielseitig begabten deutschen Gelehrten zu einer Expedition ins Nigergebiet, die derselbe, leider durch Tropenfieber an der bösen Oberguineaküste monatelang festgehalten, gegenwärtig auszuführen im Begriff steht.

Noch vor seinem Aufbruch aber lieferte Gottlob Adolf Krause das Manuscript zum vorliegenden ersten Heft der „Riebeck'schen Mittheilungen". Dasselbe beruht zwar auf den Sprachstudien, welche er während seines frühern Aufenthalts im nordafrikanischen Tripolis gemacht hat, behandelt jedoch in ganz classischer Weise das schwierigste Problem der Ethnographie des Nigergebiets sowie seiner westlichen und östlichen Nachbarschaft, denn die Fulen (Fulbe oder Fellata gewöhnlich genannt) reichen von Senegambien bis Adamaua und Dar-For.

Das Urbild eines für die Wissenschaft begeisterten, sich an keine der üblichen Wissenschaftsgrenzen bindenden oder gar an ein triviales Brotstudium hängenden Deutschen, dieser G. A. Krause! Klein von Statur, fast zärtlichen Baues und so kurzsichtig, daß er nur mit schärfster Brille zu lesen vermag, ist er ein ganz ausgezeichneter Naturforscher von Haus aus, der Vorderasien bis Iran und die nordafrikanischen Küstenländer weit und breit durchstreift hat, ohne jemals vom Mammon gedrückt worden zu sein. Nach Schweinfurth's Urtheil ist die Pflanzensammlung, welche Krause von Tripolitanien heimbrachte, die beste, die je angelegt wurde.

Woher nun die stupende Sprachgelehrsamkeit bei dem jungen Naturforscher? Sie entsprang einer unüberwindlichen linguistischen Neigung, die sich zunächst dem Arabischen zuwandte, dieser Hauptverkehrssprache vom iranischen Plateaurande bis in den Sudan und an das Atlantische Weltmeer. Als „Einjähriger" auf Posten stehend, holt Krause die arabische Grammatik vor, um zu studiren (die Mittheilung hiervon an dieser Stelle wird ihm hoffentlich den für solche Insubordination wol festgesetzten „Mittelarrest" nicht nachträglich zuziehen); doch unser Sprachenenthusiast befindet sich obendrein im Felde: er macht den französischen Feldzug mit; da hat er eines Tags eine Munitionsfuhre mit zu escortiren; hierbei ereignet sich der Unfall, daß die schlecht verstauten Kugelkisten ins Rutschen kommen und eine derselben beim Sturz unserm Krause das Schienbein schwer verwundet. Indessen das gibt ihm nur neue Studienmuße: bei mehrmonatlichem Liegen im Lazareth wird nun sogar die Sprache der westsaharischen Tuarek gelernt, deren zur Zeit wahrscheinlich außer General Faidherbe kein Europäer gleich mächtig ist wie unser Autor. Kurz vor der Abreise zu seiner Nigerexpedition schließt Krause noch den Ehebund mit einer allem Anschein nach in Sprachfertigkeit ihm ebenbürtigen Dame. Ich kann den Leserinnen allerdings von ihr nur verrathen, daß sie fertig arabisch spricht und die astronomischen Aufnahmen der geographischen Breite so zuverlässig wie ein Forscher besorgt. Also: die Gattin nimmt die Breiten auf, der Gatte braucht sich nur um die Längen zu bemühen — ist da das Mitnehmen der Frau auf die Forschungsreise nicht das Gegentheil von Last?

Der rein fachmännische Inhalt des vorliegenden ersten Hefts der „Mittheilungen“ entzieht sich der nähern Besprechung in d. Bl. Bemerkt sei nur, daß das ethnologische Ergebniß des scharfsinnigen, hier durchgeführten Vergleichs der fulischen Sprache mit semitischen und hamitischen ein äußerst wichtiges ist: die braunen Fulen, die durch Thatkraft und gewerbliche Geschicklichkeit eine so tonangebende, ja staatenstiftende Rolle unter den Negervölkern des westlichen und mittlern Sudan seit einer Reihe von Jahrhunderten spielen, gehören gar nicht, wie man mit unbedachter Sicherheit immer noch behaupten hört, der Negerrasse an, sondern sie stehen durchaus für sich, wahrscheinlich als Angehörige unserer eigenen Rasse, und zwar als muthmaßlich nahe Verwandte des vorgeschichtlichen Urvolks, welchem die nordafrikanischen Hamitenvölker einer-, die Semiten andererseits entsprossen sind.

6. Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. Band 11, 13 und 22—24. Prag, Tempsky. 1883—84. 8. Jeder Band 1 M.

Diese handlichen Bändchen, von denen jeder trotz der zahlreichen eingedruckten Illustrationen nur 1 M. kostet, bringen wie ihre Vorgänger in der geographischen Abtheilung dieser Sammlung wieder recht hübsche Schilderungen von Land und Leuten in ansprechender, durchaus gemeinverständlicher Form. Wir wollen aus jedem der Büchlein eine Probe ausheben, um ein recht buntes Sträußchen zu binden.

Emil Jung: „Der Welttheil Australien“ (Bd. 11 u. 13), geleitet uns in die weit durch den Großen Ocean zerstreute Inselflur der australischen und der sogenannten Südseeinseln:

Die Polynesier sind von schönem und hohem Wuchs, die Europäer darin vielleicht noch übertreffend, mit regelmäßigen Gesichtszügen, schwarzem, oft lockigem Haar, hochgewölbter Stirn, etwas vorspringenden Backenknochen, dunkeln, glänzenden Augen, gebogener, vorn platt gedrückter Nase, vollen Lippen, schönen Zähnen, zarten Ohren und wohlgerundetem Kinn. Die Schädel sind breit wie die der Malaien; das sehen wir am deutlichsten auf Tonga und Samoa, und gerade auf der letztgenannten Gruppe sucht jede Mutter, wahrscheinlich im Gegensatz zu den schmalschädeligen Papuanen, ihrem Kinde durch Pressen mit vier flachen Lavascherben die breitere Schädelform nach Möglichkeit zu verleihen. „O welch ein Keilkopf!“ ruft man dem andersgestalteten Erwachsenen zu, „hat denn der Mann keine Mutter gehabt, die ihm den Kopf machte?“ Am wenigsten schön, aber dafür am kräftigsten sind die Bewohner der Laguneninseln, welche sich zugleich durch eine dunklere Hautfarbe auszeichnen. Im allgemeinen schwanken die Schattirungen zwischen hell- und dunkelbraun mit einem Anflug ins Gelbe. Und da sich die helle Farbe, vereinigt mit schönem, oft kolossalem Wuchs, immer bei den Vornehmen fand, während die Leute aus dem Volke oft häßlich und, wenn auch kräftig, doch nur mittelgroß erschienen, so glaubten frühere Beobachter, daß man es hier mit zwei verschiedenen Rassen zu thun habe, von welchen die eine, mit dunklerer Hautfarbe und krausem Haar an den papuanischen Typus erinnernde Urbevölkerung, sich vor der eingewanderten hellern Rasse beugen mußte. Aber die Wahrnehmung, daß die gemächliche Lebensweise bevorzugter Stände deren körperliche Entwickelung in hohem Maße fördert, während drückende und ärmliche Verhältnisse die entgegengesetzte Wirkung auf die minder begünstigten, niedern Klassen ausüben, tritt uns ja auch auf andern Gebieten entgegen.

Der beste Kenner Chiles unter uns, Karl Ochsenius, beschreibt unter dem Titel „Chile, Land und Leute“ dieses Land von seinem salpeterberühmten, ganz wüsten Norden bis in sein nur zu arg von Regen, Hagel und Schnee heimgesuchtes, fast filzig belaubtes patagonisches Südende, und von den theilweise reich cultivirten, große Städte tragenden Niederungen der hauptsächlich bewohnten Mitte hinauf ins östliche Grenzgebirge:

Der Charakter des Hochgebirges der chilenischen Anden ist ein eigenthümlich unwirthlicher und öder, im hohen Grade verschieden von dem unserer europäischen Alpen. Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maßstab, der nirgends zu verkennen ist, spärliche Vegetation der schluchtenähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Abhänge und eine furchteinflößende Wildniß, welche nur selten durch freundliche Scenen unterbrochen wird, solches sind die ersten und auffallenden Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. Tag aus Tag ein glaubt der diese Anden Ueberschreitende von immensen Schutthalden umgeben zu sein, wenn nicht steile Abgründe seinen Weg begleiten, und mit Wonne begrüßt man jedes Zeichen von Pflanzenwuchs.

Robert Hartmann nimmt uns in „Der Welttheil Afrika in Einzeldarstellungen; II. Die Nilländer“ mit auf eine weite Reise durch alle Nilländer von der äquatornahen Gegend der großen Sammelbecken der Nilgewässer bis zur Mündung des Stroms in Aegypten. Nach eigener Anschauung malt er uns z. B. ein Bild vom Thierleben der Waldung in Sennaar am Fuße des abessinischen Hochlandes:

Die Wälder wimmeln von bunten Vögeln, von herrlichen Honigsaugern, grünen Papagaien, Pisangfressern, Glanzvögeln, Schweifhopfen, Nashornvögeln, Glanzkukuken, Trogons u. s. w. Ketten von Perlhühnern trippeln durch die Wälder. An den Flußufern und in den Buschwaldungen tummeln sich immense Scharen von bunten Eisvögeln, Bienenfressern und Mandelkrähen. Die Gestade und Inseln des blauen Flusses zeigen sich öfters mit Tausenden von Sattelstörchen, Ibisen, Nimmersatten, Reihern, Löffelreihern, Klaffschnäbeln, zur trockenen Zeit auch von Kron- und Jungfernkranichen, ferner von Pelikanen, Gänsen und Enten der verschiedensten Art bedeckt. Der melancholische Umbervogel verharrt träge an den Böschungen, während der schwarzbunte, mit den Frühjahrsregen aus dem Innern eintreffende Abdimstorch in zutraulicher Weise die Dörfer der Eingeborenen heimsucht, deren gastliche Hüttendächer Schwalben und buntfarbigen Sperlingsvögeln Obdach gewähren. Bei jedem Schritt in den Wäldern raschelt es von Eidechsen, besonders von possierlichen Agamen. An giftigen Schlangen ist zum Glück kein Ueberfluß. Dagegen wird jede Behausung von unzähligen Spinnen, von Skorpionen und Tausendfüßen heimgesucht. Auf Waldwegen treiben prächtig metallgrüne oder kupferglänzende Pillenkäfer ihr Wesen. Den anmuthigsten Eindruck gewähren nach stattgehabtem Regen die zahlreichen Trombidien, erbsengroße Spinnenthiere mit prachtvoll purpurrother, sammtartiger Behaarung. Die Zahl der Schmetterlinge ist weder groß noch bieten diese Thiere jene farbenprächtigen Arten anderer Tropenländer dar.

Der Verfasser des dreiundzwanzigsten der oben genannten Bändchen, F. Meyer von Waldeck („Rußland; Einrichtungen, Sitten und Gebräuche"), hat nahezu dreißig Jahre als Universitätslehrer und Leiter einer großen politischen Zeitung in Rußland gelebt; er lehrt uns also auf breiter Erfahrungsgrundlage und mit anerkennenswerther Unparteilichkeit die Russen kennen, sehr viel besser, als wir aus den fast immer ihren Lesern zu Liebe russenfeindlichen deutschen Zeitungen dieses große Volk kennen lernen:

Die Physiognomie des Großrussen ist etwas grob geschnitzt, aber offen, die Nase dick, der Bart lockig, das Auge heiter. Seine Gesichtsfarbe ist ein gleichmäßig über das ganze Antlitz verbreitetes helles Roth. Die Haare sind meist hell gefärbt: lichtbraun, goldigroth, blond — dunkelhaarige Großrussen sind selten. Der Großrusse hat mit dem Franzosen das sanguinische Temperament gemein. Nicht mit Unrecht nennt man ihn den Franzosen des Nordens. Dem glücklichsten der Temperamente verdankt der Großrusse seine unzerstörbare Fröhlichkeit, seine Gewandtheit, seine Geselligkeit und Gesprächigkeit, seinen Geschmack an leichter Unterhaltung und unschuldigen Spielen, seine Furchtlosigkeit oder vielmehr seinen leichten Sinn. Lustig leben, singen, jubiliren erscheint ihm als die Hauptaufgabe des Lebens; viel arbeiten ist nicht nach seinem Geschmack, und wenn er arbeitet, scheut er jede größere Anstrengung. Der Großrusse ist geistig außerordentlich begabt, alles erfaßt er ohne viel Mühe und bewältigt, wenn er sich der Wissenschaft widmet, die schwierigsten Probleme mit Leichtigkeit. Mit Begier ergreift der Mann aus dem Volk jede Gelegenheit, um dem Ackerbau, der ihm zu langweilig, zu einförmig und anstrengend ist, den Rücken zu kehren und irgendein Gewerbe zu ergreifen, bei dem es lustiger zugeht, bei dem er mehr Abwechselung und weniger Arbeit findet, wenn auch Schmalhans Küchenmeister ist. ... So sind geistige und körperliche Begabung des Großrussen eminent. Wird er dereinst die Culturstufe erreichen, wo er Interesse gewinnt für Erwerb und Besitz eines soliden Eigenthums, wo ihm die moralische Kraft nicht fehlt, ehrlich, mäßig, fleißig und beharrlich zu sein und zu bleiben — so steht ihm eine große Zukunft bevor.

7. Bosnien. Land und Leute. Historisch-ethnographisch-geographische Schilderung von Adolf Strauß. Zweiter Band. Wien, Gerold's Sohn. 1884. Gr. 8. 7 M.

Die Leser d. Bl. kennen bereits den ersten Band dieses recht guten Buchs über das nun wol endgültig an Oesterreich gefallene Stück der Türkei, das in den wenigen Jahren seit der „Occupation" große Fortschritte gemacht hat.

Der vorliegende zweite Band schließt das Werk ab. Er bringt übersichtliche Skizzen der Natur des gebirgigen Doppellandes, nämlich des schön bewaldeten eigentlichen Bosnien und der höchstens mit Krüppelholz bewachsenen felsigen Herzegowina, wo schon Feige nebst Oelbaum gedeiht, und schildert sodann die Verwaltungszustände.

Eine kurze Stelle aus dem Abschnitt über die bosnischen Siedelungen gewährt ein lebendiges Bild davon, wie sich in diesem Lande, das seiner Cultur nach weiter als Nordamerika von uns entfernt liegt, die Dörfer ausnehmen:

Nach der Karte darf man in Bosnien nicht die Ortschaften suchen. An der Stelle, welche die Karte bezeichnet, findet man oft nur ein einzelnes Haus — und das Dorf existirt dennoch. Das kommt davon, daß die Häuser zerstreut zwischen den Bergen liegen und ohne Ziel und Plan gebaut werden. Manches Dorf, das aus vierzig bis höchstens funfzig Häusern besteht, occupirt mit denselben ein Territorium, zu dessen Durchmessung man Stunden braucht. Und diese zerstreuten Häuser sind großentheils auf Anhöhen oder in der Mitte der Wälder gebaut. Manches Haus macht aus der Ferne den Eindruck, als wäre es eine kleine Burg auf der Bergesspitze. Beturbante Männer tauchen auf ihren Pferden hier und da auf. Die Bewohner jedes Hauses sind auf sich selbst angewiesen und versammeln sich höchstens am Abend in dem Hause irgendeines angesehenen Begs. Schmale, gewundene, vielfach unterbrochene Bergpfade führen von einem Hause zum andern. Auf diesen Wegen weiß sich nur der Eingeborene zu orientiren. Ringsumher treiben sich Sommer und Winter unter freiem Himmel die Hausthiere umher, Pferde, Rinder, Schafe. Wenn gekocht wird, so raucht das Dach des ganzen Hauses, ja im Winter dringt der Rauch aus den Fenstern der Wohnzimmer, in welchen eine Nische mit einem Feuerplatz die Stelle der Oefen ersetzt.

8. Siebenbürgen. Eine Darstellung des Landes und der Leute. Von Rudolf Bergner. Leipzig, Bruckner. 1884. Gr. 8. 6 M.

Wir schließen für diesmal mit der Hinweisung auf ein Buch, welches zwar nicht auf eine wesentliche Förderung der siebenbürgischen Landeskunde Anspruch erheben kann, aber sich doch angenehm liest mit seinen frisch der Gegenwart entnommenen Schildereien von dem seitens der Natur reich begabten Land „über dem Walde", das wie eine Akropolis emporsteigt zwischen dem russischen, rumänischen und magyarischen Tiefland, dabei mannichfach bevölkert ist von Ungarn, Rumänen und unsern braven „Sachsen". Wenigstens das Urtheil über diese unsere Stammesgenossen mag hier Platz finden:

Die siebenbürger Sachsen sind conservativ, beharrlich bis zum Aeußersten, und wenn ihre Feinde behaupten, daß jedem von ihnen ein „Zopf" eigen, so muß man entgegnen, daß in diesem Zopf die Macht und das Heil der Sachsen gelegen, daß er Zauberkraft besessen. Mit der ganzen Zähigkeit seines festen, kernigen Charakters hängt der Sachse an dem Altvererbten. In derselben Ordnung, in der seine Väter die Kirche nach dem Gottesdienst verließen, verläßt sie der sächsische Bauer noch heute, wie früher Bruderschaft, Schwesterschaft und Nachbarschaft in den Gemeinden bestanden, bestehen sie noch jetzt, mit derselben Beharrlichkeit, mit der die sächsische Bäuerin am Zweikindersystem gehangen, hängt sie an dieser unseligen Institution noch heute, und mit demselben Mistrauen, mit dem seine Vorfahren landwirthschaftliche Neuerungen und Handelsverbindungen betrachtet, blickt der Bauer noch immer auf dieselben. So war es von jeher bei diesem Volk, so ist es noch, und so wird es sein, so lange es siebenbürger Sachsen in der Karpatenwelt gibt! Mit dieser conservativen Hartnäckigkeit hat sich der Sachse gegen die türkischen Horden und die Uebergriffe der Großen gewehrt, mit diesem Sinne hat er an seinen altverbrieften Privilegien gehangen, bis man ihm dieselben vom ersten bis zum letzten genommen; und mit derselben Ausdauer stellt sich jetzt dieses Volk dem Ansturm der Magyaren entgegen, um das Theuerste zu vertheidigen, was ihm geblieben: die Sprache.

Alfred Kirchhoff.

Neue Romane und Novellen.

1. Nach der ersten Liebe. Roman von Karl Frenzel. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 8 M.
2. Episoden. Roman von E. Vely. Zwei Bände. Herzberg a. H., Simon. 1884. 8. 9 M.
3. Höhere Harmonie. Erzählung von E. Juncker. Berlin, Janke. 1884. 8. 6 M.
4. Poirethouse. Eine Erzählung von Victor Blüthgen. Groß-Lichterfelde bei Berlin, Wicke. 1884. 8. 3 M.
5. Irmengard. Eine Erzählung vom Chiemgau aus dem 15. Jahrhundert von C. Hirundo. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. 8. 3 M.
6. Aus der Heimat. Erzählungen von Marie Walden. Zweiter Band. Bern, B. F. Haller. 1884. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.
7. Lieben und Leben. Novelletten von Jean Bernard. Dessau, Baumann. 1884. Gr. 8. 1 M.

Der obengenannte Roman „Nach der ersten Liebe" von Karl Frenzel (Nr. 1) zeigt das unbestreitbare Talent des Verfassers, eigenartige Charaktere und interessante Situationen zu schildern und dadurch die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Lesers für die in der Erzählung vorkommenden Personen andauernd zu fesseln und wach zu erhalten. Die psychologische Aufgabe, welche sich der Autor gestellt hat und die schon durch den Titel der Dichtung angedeutet ist, geht im wesentlichen dahin, darzuthun, daß das menschliche Herz wohl im Stande ist, nach der ersten Liebe noch einmal voll und ganz zu lieben, vielleicht reiner und edler als das erste mal.

Frenzel führt uns mit seiner Erzählung gleich in medias res. Auf dem Schlosse Ascheburg in Holstein lebt die Witwe des Grafen Rantzau in Zurückgezogenheit mit ihrer Gesellschafterin, dem Fräulein Susanne Wildherz. Seit einiger Zeit hält sich dort auch der Baron Detlev von Bassewitz auf, ein Verwandter des verstorbenen Grafen. Susanne, die Hauptheldin des Romans, ist ein junges, begabtes, lebenslustiges Mädchen; schön war sie eigentlich nicht, aber der Glanz und der lebhafte Ausdruck ihrer Augen, die zarten Farben ihres Gesichts verliehen demselben ein eigenthümliches Gepräge, es war, als schimmere gleichsam der Geist durch diese Formen hindurch. Baron Detlev, ein gewandter Lebemann, an dem äußerlich alles „kühn und adelich" war, wurde dem jungen Mädchen bald gefährlich und regte, vielleicht ohne es zu wollen, in demselben Wünsche und Hoffnungen an, deren Erfüllung ihm nicht beikam. Nur mit einem geheimen Widerwillen war Detlev der Einladung der Gräfin, nach Ascheburg zu kommen, gefolgt; aber er hatte nicht unritterlich und undankbar erscheinen mögen und wollte, da es ihm unmöglich gewesen, dem Grafen bei dessen Begräbniß im vergangenen Jahre die letzte Ehre zu erweisen, jetzt wenigstens der Witwe durch seinen Besuch sein Beileid abstatten. Ganz ohne Neugierde war er dabei nicht, sie näher kennen zu lernen; er hatte sie bisher nur selten und stets unter ihm ungünstigen und peinlichen Umständen gesehen. Die Heirath des Grafen hatte ihn um eine stolze Hoffnung, die er in seiner Jugend gehegt, gebracht. Seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen war zwar nicht so nahe gewesen, daß er irgendeinen rechtlichen Anspruch auf die Güter hätte erheben können; da aber der Graf noch an der Schwelle des funfzigsten Jahres keinen Schritt gethan, sich zu verheirathen, vielmehr öfters erklärt hatte, daß er unvermählt zu bleiben gedenke, war Detlev unwillkürlich dazu gekommen, sich als den Erben des Vermögens und des großen Grundbesitzes im östlichen Holstein zu betrachten. Seine Mutter, die übrigen Verwandten, die Lage der Dinge und die Freundlichkeit, die ihm der Graf erwies, bestärkten ihn darin. Den ersten Riß in der Freundschaft hatte die Politik gemacht. Detlev war Offizier in dem Heere des Königs Georg von Hannover, persönlich beliebt und verzogen am Hofe, und ein erbitterter Feind der Preußen. Unverhohlen hatte er, als Preußen und Oesterreicher im Jahre 1864 Holstein und Schleswig besetzten, seiner Abneigung, ja seinem Hasse den schärfsten Ausdruck geliehen, und zwar dem Grafen gegenüber, der von seiner Universitätszeit her ein Schwärmer für die deutsche Einheit gewesen und den preußischen Bestrebungen aus Ueberzeugung zustimmte. Zwischen dem Alten und dem Jungen hatte es mehr als eine stürmische Auseinandersetzung gegeben, die für Detlev um so peinlicher waren, da seine Besuche auf dem Schlosse Ascheburg meist mit der Bitte um Geld zu endigen pflegten. Der Krieg des Jahres 1866 riß die Kluft zwischen ihnen noch weiter auf; im Frühjahr des folgenden Jahres waren sie sich wider Erwarten in Wien begegnet. Der Graf hatte ein Recht, unwillig zu sein; mehr als einmal hatte er Wechsel und Ehrenscheine Detlev's einlösen müssen, von andern leichtfertigen Geschichten ganz abgesehen. Detlev dagegen hatte von Bekannten allerlei Gerüchte über die plötzliche Leidenschaft gehört, die der Graf für eine junge Sängerin am Stadttheater zu Hamburg gefaßt; Gerüchte, die schon von einer bevorstehenden Heirath sprachen. Jetzt sah er Rantzau in Wien, in Gesellschaft der Künstlerin. Therese Reinhardt gab gerade einige Gastrollen an der dortigen Oper. Er konnte seinen Aerger, seine Sorge über diese Neigung des Grafen, die seine ganze Zukunft in Frage stellte, nicht so weit beherrschen, wie er es der Dame und seinem Wohlthäter schuldig war. Es kam zu harten Aeußerungen, und wenig fehlte, so würde der Streit mit einem Zweikampf geendet haben. Gemeinsame Freunde vermittelten, aber die alte Freundschaft war ausgelöscht. Jahre flossen dahin. Detlev war nach Amerika gegangen und hatte dort manche Gefahren und Abenteuer bestanden, namentlich in Mexico, und die verschiedensten Stellungen bekleidet. In ziemlicher Verkommenheit kehrte er nach Deutschland zurück und traf mit dem Grafen, der unterdessen die Sängerin geheirathet hatte, in Hamburg zusammen. Rantzau nahm sich seiner trotz allem wieder freundlich an

und gewährte ihm eine jährliche Rente von 3000 Mark. Detlev ging im Jahre 1873 nach den Donauländern, kämpfte als russischer Offizier bei Plewna mit und war später bei der Verwaltung von Eisenbahnen in Rumänien und der Türkei beschäftigt. Sein unstetes, rastloses Wesen ließ ihn aber in keiner Stellung lange aushalten, doch blieb er mit dem Grafen in stetem Briefwechsel, weil er die Hoffnung nicht aufgab, letzterer würde ihn, da seine Ehe kinderlos war, in seinem Testamente reichlich bedenken. In Konstantinopel erfuhr er den Tod Rantzau's, und bald darauf meldete ihm das Bankhaus, welches ihm bisher seine Rente ausgezahlt hatte, daß er dieselbe nach wie vor erhalten würde, während weitere Bestimmungen hinsichtlich seiner von dem verstorbenen Grafen nicht getroffen seien. Dies war ein harter Schlag; allein Detlev war auch eine stählerne Natur, er nahm, wie erwähnt, die Einladung der Gräfin an und faßte den Entschluß, dieselbe, da sie noch immer eine gebieterische Schönheit war, selbst zu heirathen. Er war siebenunddreißig Jahre, wenig jünger als die Gräfin, ein Abenteurer, ein Reisender, aber nichts weniger als ein romantischer. Während er mit vorsichtiger Berechnung sich die Zuneigung der Gräfin zu erringen bemüht war, that er nichts, die keimende Neigung Susannens zu ihm selbst zu unterdrücken; es schmeichelte vielmehr seiner Eitelkeit, daß das geistvolle Mädchen für ihn in Liebe entbrannt war.

Von Schloß Ascheburg führt uns nun der Dichter nach der Insel Helgoland. Wir finden dort die Gräfin, Susanne, Detlev und den Consul Hubert Lunau, einen frühern Verehrer der Gräfin, als dieselbe noch in Hamburg als Sängerin Triumphe feierte. Detlev hatte Lunau in Mexico näher kennen gelernt, letzterer aber war als Millionär nach Europa zurückgekehrt. In Lunau's Herzen war die Liebe zur Gräfin längst erstorben, während umgekehrt diese dem frühern Verehrer eine warme Zuneigung bewahrte. In geschickter Weise weiß es der Verfasser nun so zu fügen, daß Susanne das Doppelspiel Detlev's erkennt, sich von ihm ab- und dem charaktervollen, durch das Leben geprüften und gestählten Lunau zuwendet. Gemeinschaftlich bestandene Gefahren nähern Susanne und Lunau einander immer mehr, und ein gemeinsamer Zug in ihren Charakteren läßt in den Herzen beider auf eine erste, mehr leidenschaftliche Liebe eine zweite, reinere und wahrere folgen. Susanne ist die Tochter der Gräfin, und diese steht dem Glücke ihrer Tochter nicht im Wege. Detlev's aus Selbstsucht hervorgegangene Werbung weist sie mit Entschiedenheit zurück.

So endet der Roman ungekünstelt und versöhnend. Auch die Charakterzeichnung der Nebenpersonen, wie z. B. des frömmelnden Fräuleins von Güstrow und des verliebten Candidaten Lorenz Stechow, ist wohlgelungen. Das gute Element siegt überall über das böse, wenn auch nicht ohne harten Kampf.

Der zweibändige Roman von E. Vely, „Episoden" betitelt (Nr. 2), enthält verschiedene Variationen über Liebe und Liebesaffairen. Die durch eine ganze Anzahl von Romanen, Novellen und Märchen nicht unrühmlich bekannte Verfasserin sucht darzuthun, daß nirgends leichter Irrungen und Täuschungen entstehen können als in der Liebe, und daß selbst edle Naturen Gefahr laufen, nicht in allen Fällen pflichtgetreu und opfermuthig zu handeln, sobald die Liebe ins Spiel kommt. Letzteres zeigt sich namentlich bei der ebenso schönen wie geistreichen Daniela, der Frau des Bankiers Ester. Sie ist bereits längere Zeit verheirathet und wird von ihrem reichen Gemahl, einem äußerst gutmüthigen Menschen, nahezu vergöttert. Ein Zufall läßt sie die nähere Bekanntschaft des gefeierten Politikers und Staatsmannes Ulrich Henderssen machen, der ebenfalls schon verheirathet ist, aber von seiner Frau getrennt lebt. Daniela und Henderssen fühlen sich bald zueinander hingezogen, bekämpfen aber beide mit Macht die unerlaubte Neigung. Schließlich ist Daniela kaum noch stark genug, die Pflichttreue zu bewahren, da ruft die Kugel eines Mörders, welche einem andern gilt, den Bankier Ester aus diesem Leben ab; fast zur selben Zeit hat Coralie, die leichtfertige Frau Henderssen's, eine Scheidung von ihrem Gatten bewirkt, und so können die Liebenden nach harten Prüfungen sich die Hände fürs Leben reichen.

Fast parallel mit der Neigung zwischen Henderssen und Daniela geht diejenige zwischen dem Baron Hans von Hardies und Daniela's Schwester, Marka von Wendenburg; auch diese Neigung führt zu einer glücklichen Ehe, obschon Marka dem armen Bildhauer Jakob Wenzel gegenüber nicht ohne Schuld war. Der Ort der Handlung ist theils eine größere Hauptstadt Deutschlands, theils Rom, wo die Verfasserin wohl orientirt zu sein scheint. Die Darstellung ist meist voll Kraft und Leben; einzelne eingestreute Bemerkungen über Kunstgegenstände und einige philosophische Reflexionen sind nicht ohne Interesse, wenn sie auch gerade nicht auf absolute Richtigkeit Anspruch machen dürfen. So läßt sich Henderssen z. B. einmal also vernehmen:

> Mann und Frau sind grundverschiedene Geschöpfe; auch die Liebe des Mannes ist himmelweit von jener des echten Weibes verschieden. Man hat hundert poetische Definitionen darüber, ich will mir selber eine machen, die der Prosa näher kommt. Für das Weib ist die wahre Liebe ein ganzes Leben, Daseinsbedingung, für den Mann nie mehr als eine Episode.

Der Roman ist der Gräfin Eufemia Ballestrem „zur Erinnerung an römische Tage" gewidmet.

Die durch ihre Novellen und einige Romane schnell zu einem gewissen Ansehen gelangte Schriftstellerin E. Juncker hat mit ihrer Erzählung „Höhere Harmonie" (Nr. 3) kein neues Blatt in ihren schriftstellerischen Lorberkranz geflochten. Die Dichtung mag immerhin den Titel „Höhere Harmonie" führen; sie ist in Wahrheit doch von Anfang bis zu Ende disharmonisch, wenn auch das Buch mit den Worten schließt: „So schrill auch die Dissonanzen klingen mögen, es geht alles nach einem großen, gesetzmäßigen Takt und löst sich auf in höhere Harmonie." Die Erzählung ist sowol von ethischem wie von ästhetischem Stand-

punkte aus nicht zu billigen. Der Musiker Harald, welcher die Rolle des Helden spielen soll, ist in Wahrheit kein Held; mehr Interesse flößt uns noch die in Plato's Schriften belesene Eva ein, in ihr steckt etwas von einer problematischen Natur. Zu einem Friedensschlusse konnte es, wie die Verfasserin selbst sagt, zwischen diesen beiden Individualitäten im Leben nicht kommen, erst der Tod schlichtete den zwischen ihnen obwaltenden Streit. Das Talent, psychologische Conflicte zur Darstellung zu bringen und Naturschönheiten in passender Sprache wiederzugeben, wollen wir übrigens E. Juncker nicht absprechen.

Gelungener und für einen gesunden Geschmack ansprechender als „Höhere Harmonie" sind die beiden folgenden Erzählungen: „Poirethouse" von Victor Blüthgen (Nr. 4) und „Irmengard" von C. Hirundo (Nr. 5). „Poirethouse", leicht und keck geschrieben, gewährt uns ein naturgetreues Bild amerikanischen Lebens in der großen transatlantischen Handelsmetropole Neuyork. Der Doctor Evertson und Adeline Poiret sind zwei interessante Persönlichkeiten, deren endliche Vereinigung nach verschiedenen Kämpfen einen wohlthuenden Eindruck auf den Leser hervorrufen muß. Der Schwindler und Spieler Fish zählt aber zu jenen gefährlichen Persönlichkeiten, wie sie eine amerikanische Großstadt nicht zu Dutzenden, sondern zu Hunderten aufzuweisen hat.

In der Erzählung „Irmengard" wird uns eine jener wilden Kampfscenen entrollt, wie sie das 15. Jahrhundert in Deutschland und der Schweiz leider nur zu häufig aufzuweisen hatte. Die Haupthandlung spielt auf Nunnenwörth, einem Klostereiland im blauen Chiemsee in Baiern. Die Aebtissin Magdalena ist eine ehrwürdige, Achtung gebietende Persönlichkeit, ein Gegenstück zu dem rohen, herzlosen Raubritter Kunz von Kunzenrode. Als eine liebliche, hochpoetische Erscheinung tritt uns die Jungfrau Irmengard entgegen; ihrer würdig ist der jugendliche Ritter Wolfram von Kürenberg, welcher nach hartem Kampfe mit dem Kunzenroder Irmengard als seine Gattin heimführt. Die Erzählung schließt also:

Dicht rankten und blühten die Benedictinerrosen an dem Söllerthurm des Schlosses, wo Wolfram und Irmengard manchen Abend Hand in Hand saßen, die Nibelungenhandschrift lesend; und in den rhythmischen Tonfall der Strophen mischte sich das Rauschen der Donauwellen, die ihnen die Grüße des blauen Chiemsees brachten.

Ueber die uns von Marie Walden unter dem Titel „Aus der Heimat" (Nr. 6) dargebotenen vier Erzählungen können wir leider nur wenig berichten, da dieselben weit über die Hälfte in einem schweizerischen Dialekt geschrieben sind, dessen vollständiges Verständniß uns unmöglich gewesen. Was wir aber zu enträthseln vermochten, das nöthigt uns zu der Anerkennung, daß Marie Walden nicht nur im Stande ist, die uns umgebende Natur und sociale Verhältnisse mit richtigem Blick anzuschauen, sondern es auch versteht, das Angeschaute poetisch verklärt wiederzugeben. Mit der Dialektpoesie, namentlich wenn sie Deutschlands Grenzen überschreitet, ist es für ein deutsches Lesepublikum ein eigenes Ding; hier sind überdies dem schweizerischen Dialekte noch häufig französische Brocken beigemischt.

Die letzte der uns vorliegenden Schriften: „Lieben und Leben" von Jean Bernard (Nr. 7), enthält einen Novellettenkranz, aus dem namentlich die Erzählung „Orpha" mit Anerkennung hervorgehoben zu werden verdient. Gelungene Charakterzeichnung und poetische Darstellungsweise stehen hier in schönem Einklang. Der Reinertrag der kleinen Schrift ist für den Fonds des Wilhelm Müller-Denkmals in Dessau bestimmt.

Rudolf Doehn.

Musikliteratur.

1. Aesthetik der Tonkunst von Gustav Engel. Berlin, Hertz. 1884. Gr. 8. 8 M.

Semper, der geniale Baumeister, sprach es meines Wissens zuerst aus, daß eine alle Künste umfassende Aesthetik erst dann wird geschrieben werden können, wenn diejenige jeder Einzelkunst von Fachmännern, Architekten, Bildhauern, Malern, Musikern und Dichtern, entsprechend bearbeitet worden ist, und die seitdem veröffentlichten Werke über allgemeine Aesthetik der Kunst haben nur neue Bestätigung dieses Ausspruchs geliefert. Daher ist es gewiß freudig anzuerkennen, daß auf allen Gebieten künstlerischer Schaffensthätigkeit sich zugleich das Bestreben geltend macht, diese auch ästhetisch zu begründen. Bei jeder neuen Aesthetik einer Einzelkunst muß man aber zuerst die Frage aufwerfen: hat ihr Verfasser neben der vollständigen Vertrautheit mit der Technik der betreffenden Kunst auch die Fähigkeit, philosophisch zu denken? Diese Frage ist bei der jüngst veröffentlichten entschieden zu verneinen. Der Verfasser wirkt als Gesanglehrer und Kritiker in Berlin; in seiner „Aesthetik der Tonkunst" hat er indeß nicht gezeigt, daß er mit den Formen der Tonkunst eine größere Vertrautheit besitzt, als das bloße Hören ermöglicht. Dabei scheint er auch, wie an einer langen Reihe von Beispielen und vor allem an der ganzen Anlage seines Werks leicht nachzuweisen ist, die Fähigkeit des philosophischen Denkens nur in geringem Grade zu besitzen, und endlich ist seine Ausdrucksweise so schwerfällig, daß man häufig nur mit Mühe erräth, was er eigentlich sagen will, daß er selbst das Gegentheil von dem schreibt, was er im Grunde meint. Wenn er beispielsweise am Schluß der Einleitung sagt: „Mit dieser vorläufigen Betrachtung müssen wir uns genügen lassen,

das nähere Verständniß von der folgenden ausführlichen Darstellung erwartend"; so ist das kaum anders zu verstehen, als daß der Verfasser (für sich) das nähere Verständniß der bereits aufgestellten Grundsätze von seiner ausführlichern Darstellung erwartet, während er doch unzweifelhaft seine Leser damit auf die folgenden weitern Auseinandersetzungen vertrösten wollte. Derartige, unzweifelhaft ganz gegen den Willen des Verfassers gerathene Sätze sind so häufig bei ihm, daß man sie nicht mehr als Fingerfehler gelten lassen kann, sondern als einen Schaden seiner ganzen Ausdrucksweise rügen muß. Daß er aber über die Aufgabe, welche sich die Aesthetik stellen muß, ganz im Unklaren ist, das beweist schon die Disposition seines Buchs. Die Philosophie gehört zu den unfruchtbarsten Wissenschaften, wenn sie sich nicht darauf beschränkt, das Uebersinnliche, Wesen- und Begrifflose dem Verständniß zu vermitteln, sondern auch rein concrete Verhältnisse zu eingebildeten metaphysischen Elementen macht, wenn sie unmittelbar faßbare Vorstellungen zum Spiel mit philosophischen Terminologien und Kategorien benutzt. Das gilt in noch viel höherm Maße von der Aesthetik, der Philosophie der Kunst. Die Aufgabe dieser kann doch nur sein, das Darstellungsobject der Kunst, welches die alte Aesthetik mit dem etwas vagen Begriff „das Schöne" bezeichnet, zu untersuchen und dann zu zeigen, wie es in entsprechender Weise in dem betreffenden Darstellungsmaterial Gestalt gewinnt und durch dasselbe zugleich wesentlich modificirt wird. Durchaus falsch und unfruchtbar aber ist es, dies Darstellungsmaterial selbst, soweit es rein physikalischen Gesetzen unterliegt, zum Gegenstand philosophischer Speculation zu machen.

Der einzig richtige Weg, die ästhetischen Grundsätze für die Gestaltung des Kunstwerks in Tönen zu ergründen, muß selbstverständlich vom allgemeinen Kunstideal ausgehen. Es muß zuerst festgestellt werden, unter welchen Bedingungen das Kunstwerk entsteht, einem bestimmten Inhalt äußerlich faßbare Form gibt. Dann ist das besondere Darstellungsmaterial, und zwar durchaus nach seinen rein physischen und physikalischen Voraussetzungen zu untersuchen, um danach die besondere Art des Darstellungsobjects einer jeden Kunst zu bestimmen. Die weitere Untersuchung der speciellen Kunst wird sich dann selbstverständlich hauptsächlich mit den Formen als dem Gestalt gewordenen Inhalt zu beschäftigen haben.

Daß auch Gustav Engel diesen Weg für den richtigen hält, gesteht er in der Einleitung zu seinem Buch selbst zu: „Eine Aesthetik der Tonkunst in ihrer vollkommenen Gestalt würde als ein Glied der Philosophie sich einführen müssen, denn die Aesthetik ist eine philosophische Wissenschaft", und er gibt keinen Grund an, weshalb er einen andern einschlug. Fast kommt man zu dem Gedanken, daß er sich der Schwierigkeiten der Lösung einer solchen Aufgabe bewußt wurde, daß sie ihn zurückschreckten und auf den andern Weg führten, auf welchem aber eine Aesthetik der Tonkunst wol niemals zu finden sein dürfte.

Engel will „mit der Tonkunst als solcher beginnen, d. h. mit dem, was in ihrem reinen, nichts als sie selber voraussetzenden Begriff liegt", und dabei muß er selber anerkennen, daß das eigentlich keine Musik, vor allem keine Kunst ist. Hier jagt beinahe schon eine falsche Behauptung die andere.

Den alten Satz, daß die Tonkunst in der Natur keine Vorbilder findet, faßt Engel in die wenig geschickte Form: „in der Natur ist uns Musik nicht gegeben", was geradezu bestritten werden kann. Ganz falsch aber ist es, wenn der Verfasser meint, die Tonkunst wurde wie alle andern Künste „von dem Menschen zu seiner Freude, nicht zu einem äußern Zweck hervorgebracht". Das Gegentheil ist viel eher zu erweisen, namentlich bei der Musik. So lange die Menschen sich nur am Ton ergötzten, dachten sie nicht daran, ihn künstlerisch zu verwenden; das geschah erst, als sie den äußern Zweck dabei verfolgten, mit Hülfe des Rhythmus Massenbewegungen, die Chorreigen bei den gottesdienstlichen Feierlichkeiten zu regeln, und als sie den Rhythmus, wiederum äußere Zwecke verfolgend, zum Offenbarungsmittel innerer Zustände machten.

Auf der nächsten Seite stellt der Verfasser wieder eine neue Ansicht über den Ursprung der Musik auf, welche der oben gegebenen ziemlich direct widerspricht: „Nicht aus dem Bedürfniß des blos sinnlichen Wohlklangs, oder es müßte im streng logischen Sinne gedeutet werden, was auf dasselbe hinauskommen würde, sondern aus dem, auch dieser Seite der Welt geistig sich zu bemächtigen, ist die Musik hervorgegangen." Hätte die Musik keinen andern Ursprung, so müßten wir uns wol heutigentags noch ohne sie behelfen. Wenn Engel weiterhin sagt: „Von dem Augenblick an, wo der Mensch in das bunte Gewebe des Schallenden bestimmte Sonderung und bestimmten Zusammenhang hineinbringt, entsteht Musik", so muß man annehmen, für ihn sei auch das taktmäßige Dreschen, das taktmäßige Stampfen der Steinsetzer, das taktmäßige Arbeiten in der Tretmühle oder an der Ramme Musik, und das wird er doch nicht behaupten wollen. Ebenso falsch ist auch seine erste Definition, die er von Musik gibt: „Musik ist also die Durchdringung des blos sinnlichen Elements des Hörbaren mit dem rein geistigen Trieb, das Mannichfaltige einheitlich zu begreifen — ein Ineinander von erscheinender Sinnlichkeit." Engel bringt mehrere derartige Definitionen von Musik, und sie charakterisiren am besten seinen naiven Standpunkt, von dem aus er es immer noch für nöthig hält, so allgemein geläufige Begriffe wie Musik, bei denen jeder Mensch weiß, was er zu denken hat, durch philosophischen Wortkram zu verdunkeln. Wie wenig er aber dabei das Entscheidende sieht und die rechten Worte dafür findet, das ist schon aus den bisher gegebenen Proben seiner Definitionen ersichtlich und tritt später immer klarer heraus, wie schon auch wieder in seiner Einführung des Rhythmus: „Wenn sich aus der Sinnlichkeit der rein geistige Trieb herausarbeitet, geschieht dies zunächst so äußerlich als möglich. Zuerst ist also der Rhythmus, in dem sich

die gestaltende Natur des Menschengeistes zu erkennen gibt." Wenn, was augenscheinlich durch das „also" angedeutet werden soll, ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Sätzen besteht, so enthalten sie wieder eine grundfalsche Behauptung. Der Rhythmus dient in seiner ursprünglichsten Ausbildung und selbst noch bis auf den heutigen Tag nur der reinsten Sinnlichkeit, ohne jeden rein geistigen Trieb. Wenn die Drescher taktmäßig dreschen, so thun sie das nur, um sich nicht gegenseitig die Köpfe einzuschlagen; ähnlich äußerlich angeregt ist auch die taktmäßige Ausführung gewisser mechanischer Arbeiten, und auch wo der Rhythmus zur Regelung des Tanzes und Marsches dient, wirkt er zunächst immer nur rein sinnlich, ohne Eingreifen eines rein geistigen Triebes. Dieser zeigt sich erst in der Zusammenstellung rhythmischer Formeln und Formen, im Metrum und Versgefüge u. dgl.

Bei den nun folgenden Erörterungen über Rhythmus, Ton, Tonleiter, Melodie und Harmonie, die man in dieser Weise ausgeführt überall anderswo, nur nicht in einer Aesthetik sucht, lehnt sich Engel meist an Helmholtz und Hauptmann an, und man sieht ihn, wo er diese Stützen verläßt, auch regelmäßig verunglücken. Hauptmann schrieb sein Buch „Harmonik und Metrik" wol zu dem, wenn auch nicht direct ausgesprochenen, doch gewiß bewußten Zweck, gegenüber den thatsächlichen energischen Angriffen, welche die sogenannte Neudeutsche Schule durch ihre Werke wie durch ihre Doctrin auf Harmonik und Metrik machte, nachzuweisen, daß diese nach ewig feststehenden Gesetzen organisirt sind. Daß er sich dabei der Hegel'schen Terminologie bediente, hat sein Werk nicht leichter verständlich gemacht, aber ihm doch die überzeugende Beweiskraft gegeben. Die Aesthetik der Tonkunst hat sich damit nicht mehr zu beschäftigen als etwa die der Malerei mit Goethe's oder Newton's oder einer andern Farbenlehre, oder die der Baukunst mit der Lehre vom Ziegel- oder Kalkbrennen. Ueber den ästhetischen Werth, den Ton, Rhythmus, Harmonie und Melodie für die Darstellung des Kunstideals, des Schönen, im Kunstwerk haben, in welchem sich dies jene Mittel dienstbar macht, um in kunstvoller Form faßbar zu werden, bringt der Verfasser kaum einzelne gelegentliche Aeußerungen. In dieser Beziehung erfahren wir auch in den folgenden Abschnitten: „Die Ergänzung der Poesie durch Musik" und „Die Ergänzung der Musik durch Poesie", nicht viel; wohl aber geben sie wieder eine ganze Reihe von schlagenden Beweisen dafür, wie wenig der Verfasser scharf und logisch zu denken versteht.

Weiterhin beginnt Engel auch sich mit dem Schönen zu beschäftigen, aber wieder in einer Weise, die sehr wenig schön ist. Nach ihm gibt es „ein schlechthin Schönes eigentlich nicht, sondern das Schöne ist immer zugleich ein bestimmtes, von andern unterschiedenes Schöne". So durchaus nichtssagend wie dieser Satz ist auch die daran geknüpfte Betrachtung — Beweisführung kann man sie nicht nennen, sie steht nur im losen Zusammenhang mit dem eben angeführten Satz.

Weiterhin finden wir den wol verwunderlichsten Satz: „Der Inhalt, welchen die Tonkunst hat, ist die Zeit an sich", den Engel damit begründet meint, daß die Zeit durch die Musik in rhythmisch gleiche Theile getheilt wird (!). Das aber führt ihn, man sieht nicht recht ein wie, auf die Nachahmung des Tönenden in der Natur und endlich auf die „unsinnliche Sphäre zeitlichen Geschehens, welche als solche gar nicht, sondern nur symbolisch, sei es für das Auge, sei es für das Ohr, sinnlich dargestellt werden kann, und da diese Sphäre überhaupt das Höchste für den Menschen ist, nämlich die Sphäre des seelischen und geistigen Lebens, so erhält hier die Frage nach der Verbindung von dem musikalischen mit einem andern Inhalt eine ganz andersartige Beleuchtung".

Der ganze Satz ist wieder ein Beweis dafür, welch umständliche Deductionen Engel immer für nöthig hält, um die allereinfachsten Dinge von der Welt vorzubringen. Zu seinen wunderlichsten Stilblüten gehört auch der folgende Satz: „Auf das allerschärfste muß schon hier betont werden, daß der eigentliche Seelenleib weder in der sichtbaren Gestalt, noch in dem Klang, sondern in der Sprache besteht." Den Stummen fehlt demnach dieser Seelenleib, und man ist begierig zu erfahren, wo deren Seele den Leib hernimmt. Verwunderlich ist es auch, weshalb der Verfasser immer von einer „Verbindung des seelischen und geistigen Lebens mit der Tonkunst" spricht; es ist dies mindestens nicht correct; die Tonkunst ist immer, in welcher Form sie auch auftritt, Ausdruck des seelischen Lebens, sodaß eigentlich eine Trennung beider, die doch bei jeder Verbindung möglich sein muß, gar nicht gedacht werden kann.

So wenig von hier aus der Uebergang zur Programmmusik motivirt ist, ebenso wenig sind die weitern Auseinandersetzungen geeignet, uns auch nur einen Schritt weiter in der Erkenntniß der Instrumentalmusik zu bringen. Der Verfasser bietet fast nichts als lose verbundene Sätze, meist von so zweifelhaftem Werth wie die angeführten. Er knüpft sie an dies oder jenes ziemlich willkürlich gewählte Beispiel aus der reichen Musikliteratur, aber ohne irgendwelche bedeutsame Cardinalsätze für die Aesthetik daraus zu ziehen. Dabei verfährt er nicht einmal mit der jedem Autor, den er benutzt, gebührenden Gerechtigkeit. Daß der ältere Biograph Gluck's, Anton Schmidt (1854), nichts davon weiß, daß Gluck die bekannte Arie der Iphigenie: „O laß mich Tiefgebeugte weinen", und Chöre der aulidischen und der tauridischen Iphigenien einer Arie aus seiner frühern Oper „La Clemenza di Tito" entlehnte, theilt Engel mit; daß er selbst es aber aus Reißmann's Biographie des Meisters, in welcher zugleich die betreffende Arie mit vollständiger Orchesterbegleitung zuerst abgedruckt ist (1881), erfuhr, verschweigt er.

Das Endergebniß des mehr als hundert Seiten langen Abschnitts faßt Engel in die Worte zusammen: „Daran, daß die Musik die Fähigkeit hat, sich in organischer Weise mit der Poesie zu verbinden, können wir nicht mehr zwei-

feln. Nun handelt es sich aber zweitens darum, noch näher als bisher zu untersuchen, ob auch die Poesie ein Bedürfniß hat, die Musik zu Hülfe zu rufen, und ob stets oder nur in einzelnen Fällen und, wenn das letztere, welche Art von Poesie es ist, die danach verlangt, sich mit der Musik zu vereinigen."

Ich möchte wirklich wissen, ob es außer für Engel noch für irgendjemand zweifelhaft ist, daß Musik sich mit Poesie, sie ergänzend oder die Ergänzung bei ihr suchend, verbindet. Kein Aesthetiker aber wird sich so viel Mühe geben, zu beweisen, was als feststehend von vornherein angenommen werden muß. Der Gesang, der Verbinder von Wort und Ton, ist immer die ursprünglichste Musik, und diese bedarf nicht erst eines umständlichen Beweises.

Der Abschnitt „Das Gesammtkunstwerk und die Einzelkünste" müßte nun positive Beiträge zur Aesthetik bringen, allein auch hier sucht man danach vergebens.

Die wunderlichsten Dinge aber bespricht der Verfasser im fünften Abschnitt: „Das objective Kunsturtheil". Hier erfahren wir, daß er sich einen Apparat hat anfertigen lassen, „um die Grenzen der Empfindlichkeit für die Reinheit der Intervalle zu prüfen". Die Freude kann man ihm ja gönnen, aber daß er auf solche wissenschaftliche Spielereien das „objective Kunsturtheil" basiren möchte, das ist weniger begreiflich.

Die Kunst hat andere Anforderungen zu erfüllen als die Wissenschaft, und wenn die Akustik alle möglichen und unmöglichen Verhältnisse berechnet und berücksichtigt, so ist deswegen die Kunst nicht gezwungen, darauf einzugehen. Sie vermag mit den Drittels- und Viertelstönen absolut nichts anzufangen und noch weniger mit den „Kommas". Sie verfährt dabei wie alle andern Künste mit ihrem Material, die es ebenfalls erst für ihre Zwecke zurichten müssen. Der Architekt und Bildhauer kümmern sich wenig darum, was dem Geologen Sand und Kalk, Stein oder Marmor sind; jeder richtet sich vielmehr das Material nach seinem Bedarf zu. Nicht anders verfährt die Tonkunst; sie temperirt, weil nur so die vielstimmige Ausbreitung der Musik möglich ist, und Johann Sebastian Bach, der hier entscheidend eingriff, wußte gewiß, was er that, als er sein „Wohltemperirtes Klavier" schrieb. Ueberaus seltsam erscheint es deshalb, daß Engel unter der Rubrik „Das objective Urtheil" seitenlange Berechnungen anstellt, um zu beweisen, daß die Praxis mit der mathematischen Begründung der Intervalle in Conflict tritt, und daß er dies als Fehler nicht nur der Ausführung, sondern gar der Composition hinstellen will. Wenn die Sänger beim a capella-Gesang im ersten Act des „Lohengrin" um ein Komma zu hoch singen, so haben sie eben nicht temperirt, was sie müssen, sowie das Orchester hinzutritt.

Es verlohnt sich wirklich nicht der Mühe, dem Verfasser noch weiter zu folgen; er bringt auch in den beiden letzten Abschnitten nichts, was den Titel des Buchs rechtfertigt, was es zu einer Aesthetik der Tonkunst machte. Hätte er sein Buch „Lesefrüchte" oder dem ähnlich betitelt, dann dürfte es die Kritik einfach ignoriren; da er es aber unter der stolzen Flagge „Aesthetik der Tonkunst" in die Welt sendet, mußte gezeigt werden, daß er wol nicht ganz ausreichende Fähigkeiten besitzt, eine solche zu schreiben.

Ein anspruchsloses Büchlein ist:

2. Aus dem Tagebuch eines Gesanglehrers von J. S. Benzoni. Neue Folge. Hannover, Weichelt. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Wie der Verfasser in der Vorrede mittheilt, hat ihm „der erste Theil der Auszüge aus seinem «Tagebuch» viele Zeichen der Anerkennung und des Beifalls von nah und fern eingetragen", und es ist anzunehmen, daß auch diese Neue Folge von den Freunden günstig aufgenommen wird. Es sind nicht gerade tiefe und besonders originelle Gedanken, die der Verfasser aufzeichnet, oder hochwichtige Ereignisse, von denen er berichtet, aber seine anspruchslosen Mittheilungen sind immerhin nicht interesselos.

Historische Werke.

1. Maria Karolina von Oesterreich, Königin von Neapel und Sicilien. Anklagen und Vertheidigung. Mit Benutzung von Schriftstücken des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Von Freiherrn von Helfert. Wien, Faesy. 1884. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.
2. Todte und Lebende. Erinnerungen von Carlos von Gagern. Erste Reihe. Berlin, Abenheim. 1884. Gr. 8. 6 M.
3. Der Adel Deutschlands und seine Stellung im Deutschen Reich und in dessen Einzelstaaten von Otto Rose. Berlin, H. W. Müller. 1883. 8. 4 M.

Selten gewiß ist der Geist zweier Bücher und zweier Autoren ein so schnurstracks entgegengesetzter wie bei den unter Nr. 1 und 2 verzeichneten Werken; können Welt- und Lebensansichten wol schroffer auseinandergehen als die der Freiherren von Helfert und von Gagern! Wo fänden Absolutismus einerseits und Radicalismus andererseits feurigere Vorkämpfer, wo aber auch ist mehr Einseitigkeit und Vorurtheil zu finden als bei diesen beiden Autoren!

Freiherr von Helfert hat sich bereits wiederholt mit dem Vorhaben befaßt, die vielgeschmähte Tochter Maria Theresia's, Maria Karolina von Neapel und Sicilien, in ein besseres Licht zu stellen und zu zeigen, sie sei weit besser gewesen als ihr Ruf. In seinem neuesten Werk: „Maria Karolina von Oesterreich" (Nr. 1), schildert er die kritischen und gefährlichen Verhältnisse, in die sie von der Vorsehung hineingestellt wurde, und den natürlichen Einfluß derselben auf ihre Haltung, ihre Empfindungen und

ihre Handlungen. Die Federn, die bisher gegen Maria Karolina schrieben, sind nach ihm kurzweg in Lüge und Galle getränkt und können als Handlanger der Verleumdung keinen Anspruch an Glaubwürdigkeit erheben. Der Reihe nach fertigt er die Gegner in der Literatur Frankreichs, Deutschlands und Italiens ab, die der Königin Andenken gebrandmarkt haben; mit schneidenden Worten greift er den abenteuernden und charakterlosen Grafen Gorani, den „jungen Deutschen" Stegmann und Cuoco an; jeden gegen Maria Karolina geführten Streich parirt er, und wie alle andern Gegner der Monarchin wird Palumbo mit seinem von Anklagen erfüllten Buche auf Tod und Leben bekämpft. Nach Helfert war Maria Karolina völlig frei von der ihr angedichteten Grausamkeit, Ränkesucht, Rachgier und Unsittlichkeit, frei von allen Lastern; nach ihm war sie eine vorzügliche Gattin, eine liebreiche Mutter, stets besorgt für das Heil ihrer zahlreichen Familie; nach ihm war die leidenschaftliche Feindin Frankreichs eine glühende Patriotin, steht sie gereinigt da von dem Vorwurf, selbst mit Napoleon Unterhandlungen eingefädelt zu haben, ist sogar ihr Verhältniß zu Emma Hamilton ein durchaus begreifliches, das beiden Theilen zur Ehre gereicht: warum sollte die gleichgestimmte Monarchin nicht die intime Freundin einer so glänzend beanlagten und so wunderbaren Frau werden, wie es unbestritten Lady Emma war? Nur Bosheit und Klatsch können nach Helfert's Anschauung dies Bild der Freundschaft trüben wollen. Indem er die Königin und die Lady als große Patriotinnen verherrlicht, sucht er auf immer die Anklage auszulöschen, sie seien ebenso unsittliche wie verbrecherische und blutgierige Messalinen gewesen; endlich soll den unschuldig Geschmähten Gerechtigkeit zutheil werden. In Maria Karolina sieht Helfert eine Frau, deren gute und gewinnende Eigenschaften die Gebrechen und Schattenseiten weit überwiegen; in Emma die nach stürmischer Vergangenheit geläuterte, der Königin würdigste Vertraute. Nur darin, daß Maria Karolina Absolutistin war, liegt nach seiner Ansicht der naturgemäße Ausgangspunkt für die maßlosen Angriffe und Verleumdungen der Liberalen und Revolutionäre. Trotz aller von ihm aufgewandten Sorgfalt und trotz des aufrichtigsten Bestrebens wird aber voraussichtlich Helfert mit seiner Rechtfertigung beider Frauen und der von ihnen verfolgten Politik vereinsamt bleiben. Der Stil des Buchs ist wenig gefällig, oft hart, auch sind einige Irrthümer zu berichtigen; z. B. muß es auf S. 8 Montmorin und auf S. 16 Braunschweig-Wolfenbüttel, nicht Lüneburg heißen.

Um einzelne Persönlichkeiten, mit denen ihn das Leben in Beziehung brachte, gruppirt sich jedesmal ein Theil von Carlos von Gagern's Erlebnissen und Schicksalen, und so gestalten sich auch die Mittheilungen in der Schrift „Todte und Lebende" (Nr. 2) zu einer Art Autobiographie. Das Urtheil Gagern's über die von ihm geschilderten Personen ist weniger freimüthig als rücksichtslos zu nennen; er wahrt sich eifrig vor dem Vorwurf, ein Lobredner zu sein, und sucht mit Aufbietung aller Kräfte nach Schattenseiten, um dem Lichte entgegenzuwirken; oft ist er verbissen und gallig. In widerwärtiger Weise trägt der Freiherr den Erzdemokraten, den Gegner Preußens und des neuen Deutschen Reichs, das eine Einheit ohne Freiheit repräsentire, und den Amerikaner zur Schau; er prahlt mit absoluter Religionslosigkeit, mit Feindschaft gegen die christliche Religion, mit Freidenkerei. Ueberhaupt macht das Buch nirgends einen befriedigenden oder erhebenden Eindruck, vielmehr beleidigt es unser Gefühl absichtlich auf jeder Seite. Die über den Abschnitten genannten Persönlichkeiten scheinen nur erwähnt zu werden, um Anlaß zu einer Ruhmeserhebung des mit ungewöhnlicher Eitelkeit ausgerüsteten Autors zu bieten; sie sind nur Staffagen für seine Thaten und seine vielverkannte Größe. Nirgends versäumt er es, von sich zu reden, selbst seine stümperhaften Verse aus alten und neuen Tagen sucht er vor der Vergessenheit, die sie wahrlich verdienen, zu retten, indem er sie überall mitleidlos anbringt. Jahn's Bild kann sehr wenig für denselben einnehmen, bei aller Naturwüchsigkeit erscheint er unnatürlich; übrigens ist er wie alle in dem Buche charakterisirten Personen nur vorgeführt, um Gagern zu Kränzen zu verhelfen. Die nihilistische Gesellschaft des Rütli von 1845 mit ihrem platonischen Revolutionsschwindel stößt uns heutzutage ab. Alexander von Humboldt's Bild zeigt recht evident, wie Gagern mit dem der Demokratie eigenen Neide und mit wahrem Behagen nach Fehlern auf die Suche geht, um anerkannte Größen zu erniedrigen; er will ihn sogar zum puren Compilator in seinen bahnbrechenden Werken stempeln, während doch gewiß wenig Menschen in solchem Maße der Genius innewohnte wie Humboldt, dem Manne der Intuition. Die Beziehungen Humboldt's zu Gagern's zweitem Vaterlande Mexico sind interessant, ebenso die von Gagern's Schwager Philipp Franz von Siebold zu Japan und Holland; beide Männer aber waren nach Gagern servile Fürstendiener, was ihre innere Größe in Frage stellt; bei Siebold werden Skandalosa aus der niederländischen Königsfamilie mit Genugthuung erwähnt. Baldomero Espartero verdankt die Ehre, dem Werk einverleibt zu sein, dem Umstande, daß Gagern, der die baskischen Provinzen bereiste, von dem karlistischen General Elio an ihn abgesandt wurde, um ihn zum Anschluß an den Karlismus zu verführen; Espartero lehnte das Anerbieten ab; für Gagern ist er „eine glänzende Mittelmäßigkeit in jeder Beziehung, eine Talmi-Größe". Gelegentlich seines Wirkens in den freien Gemeinden, besonders in Zeitz, bietet sich für Gagern Gelegenheit, Gustav Adolf Wislicenus' rühmend zu gedenken, der wie er jede Form des religiösen Aberglaubens bekämpft und gegenüber Muckern und Lügnern wie ein neuer Reformator aufgetreten sei. Gagern konnte infolge seiner politischen und religiösen Anschauungen und seines die Monarchie und Religion verwerfenden Gebarens in Wort, Schrift und That nicht länger in Deutschland bleiben und mußte nach Amerika auswandern. Anfangs behagte es ihm hier keineswegs, die deutsche Emigration in Neuyork bot zu viel unreine Elemente; er entschloß sich,

nach Mexico zu gehen, und trat unter Lopez de Santa-Anna in das mexicanische Heer, in dem er es bis zum Oberst brachte, da er glänzend zum Genieoffizier befähigt war. Mexico wurde ihm zum Vaterlande, dem er die Gefühle dankbarer Liebe weihte. Die besten Partien des Gagern'schen Werks sind die, welche Mexico und die Zustände dieses Landes behandeln; hier ist er competent und bringt viel Wissenswerthes. In Santa-Anna sieht er eine imponirende Persönlichkeit, aber die dem Manne eigene schrankenlose Ehrsucht, seine Eigenmächtigkeit, seine unehrliche Anschauung in Geldsachen machen ihn Gagern antipathisch; ihm fehlte jede Aehnlichkeit mit einem Washington, er war ohne politische Ueberzeugung und ohne Charaktergröße. Wie er ward auch Miguel Miramon von seiner Gattin beeinflußt, was dem Staatswesen zum Unheil ausschlug; Miramon entbehrte überdies nach Gagern's Behauptung der Intelligenz, war ein elender Charakter, maßlos ehrsüchtig, und seine unleugbare Tapferkeit artete in Tollkühnheit aus. Die Aureole, welche der mit Kaiser Maximilian in Queretaro gemeinsam erlittene Tod um sein und Mejia's Haupt gewoben hat, kann indeß trotz aller Versuche des Kaiserfeindes nicht zerstört werden; Miramon und Mejia werden in der Geschichte fortleben. Merkwürdig unterbricht die traurige, von Kriegsgetümmel und Bürgerblut überschwemmte Geschichte Mexicos das Auftreten einer Diva des Gesangs, Henriette Sontag; ihre Schilderung jedoch berührt uns noch peinlicher als die ausgesprochene antimonarchische und antireligiöse Darstellung in andern Kapiteln. War auch die Sontag, als sie sich in Mexico hören ließ, nur noch der Schatten ihrer einstigen Größe und die Primadonna zu sehr bei ihr in den Vordergrund getreten, waren ihre Verhältnisse immerhin zerrüttet, so verdient trotzdem sicherlich ihr Andenken als tugendhafte Frau mehr gewürdigt zu werden, als dies von Gagern geschieht; sie bleibt eine sympathische, edle Erscheinung.

Indem Gagern wieder zur Geschichte Mexicos zurückkehrt, schildert er die lange Präsidentschaft von Maximilian's Mörder, Benito Juarez, der ihm der größte Repräsentant des so eigenartigen Indianerstammes ist. Ohne seine Grausamkeit, Härte und Rachlust zu verschweigen, die Gagern am eigenen Leibe erfuhr, stellt er ihn sehr hoch als Staatsmann und findet ihn ebenso talentvoll wie gewandt; aber von dem Moment an, da er illegal handelte und auf die Verewigung seiner Macht ausging, verlor er Gagern's Sympathien, wurde für ihn ein herrschgieriger Autokrat, ein „König im Cylinder", und wurde von dem radicalen Fortschrittler ebenso ingrimmig bekämpft wie die Könige in der alten Heimat. Juarez' Bild ist das letzte der „ersten Reihe"; ich kann nicht sagen, daß ich mich auf die zweite freue; die Ostentation des Abfalls von Thron und Altar berührt nie wohlthuend. Der Stil ist übrigens auch nicht der beste.

Weit mittelmäßiger ist jedoch der Stil in dem Buch „Der Adel Deutschlands und seine Stellung im Deutschen Reich und in dessen Einzelstaaten" von Otto Rose (Nr. 3), der unverkennbar von Flüchtigkeit und Mangel an schriftstellerischer Befähigung spricht. Das Büchlein soll ein praktisches Hülfsmittel sein, um rasch über die Verhältnisse des deutschen Adels sich orientiren zu können, gibt aber keineswegs eine klare Vorstellung davon und von der Entstehung des Adels. Bei der großen Oberflächlichkeit der Darstellung sind die vielfachen historischen Fehler und häufigen Widersprüche leicht erklärlich.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Freie Gedanken zur Beurtheilung der Kirche und ihrer Geschichte" von Jonas Justus (Stuttgart, Rieger). Der Verfasser hat sehr wohl daran gethan, pseudonym aufzutreten, da er unzählige male schon geschriebene Gedanken des flachsten Rationalismus hier einfach wiederholt hat. Von einer eigenen, auch nur leidlich werthvollen Zuthat ist keine Rede. Es ist außerordentlich wohlfeil, die schwierigsten Probleme mit einfachen Gewaltsprüchen abzuthun, wie z. B.: „Von Jesus und der Entstehung des Christenthums wissen wir so gut wie gar nichts. Was über die Apostel und deren Verdienste um das Christenthum überliefert ist, sind Erdichtungen der die Geschichte für ihre Zwecke zurechtmachenden Pfaffen." Wenn der Verfasser die Zukunft des Christenthums davon abhängig macht, daß „der Geist ohne das Bekenntniß anerkannt werde". Wenn David Strauß, E. von Hartmann u. a. auch noch so stark polemisiren, sie thun es wenigstens „mit Geist", aber der Herr Pseudonymus bietet dem deutschen Volke nur abgestandene Wassersuppe.

— In zweiter Auflage ist erschienen: „Luther, historisches Charakterbild in sieben Abtheilungen", von Otto Devrient (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Dieses Festspiel wurde zum ersten male im Herbst 1883 zur vierhundertjährigen Geburtstagsfeier Luther's dargestellt von Bewohnern Jenas (mit Musik von L. Machts). Das äußerlich brillant ausgestattete Buch enthält auf der Titelseite die Bilder Luther's und seiner Frau nach dem Gemälde von Lukas Cranach und bringt am Schluß zahlreiche Anmerkungen und Belege, welche ein glänzendes Zeugniß ablegen von dem Gelehrtenfleiß Devrient's. Das in vier- oder fünffüßigen Jamben geschriebene Stück fließt in ungezwungenen Reimen dahin in einer Sprache, welche historisches Colorit, Poesie, psychologische Wahrheit und dramatische Kraft in sich vereinigt. Der religiöse Standpunkt ist ein wahrhaft gesund evangelischer, die äußere und innere Entwickelung der Reformation trefflich gezeichnet, das Persönliche vielfach mit Glück in die Sphäre des Allgemeinmenschlichen gerückt: mit einem Worte, das Werk ist, auch ganz abgesehen von seinem ursprünglichen Zwecke, eine wesentliche Bereicherung unserer dramatischen Literatur. Das Ganze zerfällt in folgende Bilder: 1) Erfurt, Universität und Kloster; 2) Wittenberg, Anschlagen der Thesen; 3) Worms, der Reichstag; 4) Wartburg; 5) Kloster Nimbschen; 6) Wittenberg, 1525; 7) Luther's letzte Weihnacht, 1545.

— Als eine gemeinverständliche Vertheidigung führt sich ein das Schriftchen des Pfarrers Wilhelm Bauer: „Die Gewißheit unsers Christenglaubens" (Gotha, F. A. Perthes). Nachdem

wir aus dem Zeitalter der von Professoren verfaßten Apologien heraus sind, schreiben die Pfarrer Apologien in salbungsvollem Ton und wirken nur auf den, welcher ohnehin schon auf dem Standpunkte der Orthodoxie steht. An literarischem Werth gehört die vorliegende Broschüre demselben Niveau an, welches die zahllosen Ausgaben des Luther'schen Katechismus einnehmen; als eine Art Repetitorinm für Confirmanden dürfte das Buch hier und da brauchbar sein.

Ausländische Literatur.

Ein Curiosum auf dem Gebiete der Shakspeare-Literatur geht uns aus England zu. Ein Anonymus hat dort ein 373 eng gedruckte Seiten starkes Werk veröffentlicht, dessen Titel lautet: „A New Study of Shakespeare: an Inquiry into the Connection of the Plays and Poems, with the Origins of the Classical Drama, and with the Platonic Philosophy, through the Mysteries" (London, Trübner u. Co.). Wir bezeichnen das Werk als ein Curiosum, weil uns der Verfasser, der zwar nicht der Meinung, daß Bacon der Schöpfer der Shakspeare'schen Dramen sei, huldigt, doch auf einen Irrweg gerathen zu sein scheint. Er sagt sogar in der Einleitung ausdrücklich, er habe „keinen Wunsch, mit Träumern von der Gattung der Miß Delia Bacon oder anderer solcher ästhetischer (?) Schriftsteller classificirt zu werden, welche die tollsten Behauptungen aufgestellt haben, ohne ein einziges Atom von muthmaßlichem Beweis zur Unterstützung ihrer Theorien". Gleichwol beschleicht ihn das Gefühl des Wunderlichen seiner eigenen, denn vorher sagt er: „Ein Werk wie dieses erfordert zugestandenermaßen sehr viel Nachsicht (so glauben wir sein «fair play» hier am besten übersetzen zu müssen), ein unbefangenes kritisches Urtheil und eigenthümliche Kenntniß der Classiker, besonders der Platonischen Philosophie. Die zweite augenfällige Schwierigkeit ist die scheinbare Ueberspanntheit, ja Wunderbarkeit der Theorie, die dieses Werk in sich schließt." Und was hat nun der Verfasser Neues entdeckt, denn eine wirkliche Entdeckung ist es, die er glaubt gemacht zu haben und die er uns ankündigt? Nichts anderes, als daß man sich drei Jahrhunderte lang geirrt, wenn man Shakspeare für den objectivsten Dichter, wenigstens in seinen Dramen, gehalten hat, und daß er darin vielmehr „Selbstoffenbarung" geplant habe. Und zu dieser Entdeckung ist der Verfasser mittels der Sonette gelangt. „Daß diese vernachlässigten Sonette schöpferische, mit den Dramen zusammenhängende Grundsätze sind, ist die These dieses Werks", sagt er in der vorerwähnten Einleitung in etwas unverständlichen Ausdrücken. Denn was soll das heißen: Sonette sind schöpferische Grundsätze? Verstehe das, wer da kann. Allerdings haben wir von den ersten 17 Procreationssonetten gehört und erst kürzlich in den Spalten d. Bl. bei Besprechung der Isaac'schen Abhandlung über die Sonette, die in Deutschland nichts weniger als vernachlässigt werden, berichtet. Allein der Anonymus verbindet eine ganz andere Idee mit diesem Ausdruck: Shakspeare tritt nach ihm in die Fußstapfen der Diotima in Plato's „Symposion" und legt, wie sie, die Principien der dichterischen Schöpfung nieder, welche „Wahrheit am Körper der Schönheit zu erzeugen" strebt. Der Nachweis des Zusammenhangs der Dramen mit den Sonetten, der in neuester Zeit, namentlich durch des ebengenannten deutschen Shakspeare-Forschers Untersuchungen so sehr in den Vordergrund tritt, ist, wie wir ebenfalls in diesen Spalten bereits erwähnt, nichts Neues; wol aber ist es die hier sich geltend machende Auffassung dieses Zusammenhanges und die hier versuchte Beweisführung. Doch wir möchten dem Autor nicht Unrecht thun und durch ein allzu schnelles Urtheil etwa andere davon abhalten, sein Werk einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Der Raum gestattet uns ja nicht, hier eine solche vorzunehmen: wir wollen nur auf diese neue Erscheinung hingewiesen haben und müssen es den deutschen Shakspeare-Forschern überlassen, sie zu beurtheilen. An Gründlichkeit fehlt es dem Buche nicht; es fragt sich nur, ob sie gut angewandt oder verlorene Liebesmühe ist. Wo aber, wie wir schon so oft angedeutet, so vieles Räthselhafte vorliegt, dürfte es sich doch der Mühe lohnen, auch die hier versuchte Lösung genauer zu prüfen, und zu diesem Zwecke möchten wir das Werk Shakspeare-Freunden empfohlen haben.

— Vernon Lee, eine namhafte Schriftstellerin, hat ihr neuestes bedeutendstes bisher von ihr erschienenes Werk: „Euphorion: being Studies of the Antique and the Mediæval in the Renaissance", so nach dem Goethe'schen „Euphorion" benannt. Sie verwerthet hier gründliche mittelalterliche Kunststudien in ihrer gewohnten malerischen und schwungvollen Darstellung und behandelt die Malerei und Poesie. Das Werk findet drüben ungetheilten Beifall.

— Francis H. Underwood verdanken wir eine gutgeschriebene Biographie des beliebten und bekannten amerikanischen Dichters „John Greenleaf Whittier", der jedenfalls zu den ersten transatlantischen Dichtern gehört.

Bibliographie.

Bittkau, J., Sein Fehltritt. Original-Lustspiel. Neu-Ruppin, Bittkau. 8. 1 M. 50 Pf.

Boy-Ed, Getrübtes Glück. Zwei Novellen. Hamburg, O. Meißner. 8. 3 M.

Das Christenthum im Lichte der Vernunft und Erfahrung, geschrieben zur Ehre Gottes von einem Laien. Bremen, Heinsius. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Doblhoff, J. v., Julia Festilla. Ein Liebesroman aus Römisch-Helvetien. 3 Bde. Wien, Faesy. 8. 10 M. 80 Pf.

Erman, A., Deutsche Medailleure des 16. und 17. Jahrhunderts. Mit 11 Tafeln und ausführlichem Register. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 6 M.

Eschstruth, Nataly v., Die Ordre des Grafen von Guise. Schauspiel. Berlin, Kruse. 8. 1 M.

Hellwald, F. v., Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Produktion, geschildert. Mit 455 Illustrationen. 1stes Hft. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 4. 75 Pf.

Hinüber, A., Das Lied vom Genius. Eine Goethestudie. Leipzig, O. Wigand. 8. 60 Pf.

Holdinghausen, E., Die Sonne und die kosmische Elektrieität. Allen Freunden der Astronomie, der Meteorologie und der Elektrieitätslehre gewidmet. Mit 1 Holzschnitttafel. Hilchenbach, Wesener. Gr. 8. 3 M.

Jacoby, Alinda, Moderne Gegensätze. Roman aus dem wirklichen Leben. Trier, Paulinus-Druckerei. 8. 1 M.

Klitsche de la Grange, Antoinette, Pomponius Laetus. Aus dem Italienischen. Trier, Paulinus-Druckerei. 8. 1 M. 60 Pf.

Lemme, L., Ueber die Pflege der Einbildungskraft. Vortrag. Breslau, Köhler. Gr. 8. 50 Pf.

Manstein, S. von, Handbuch der russischen Sprache. Grammatische Uebersicht, Text mit phonetischer Transscription, Glossar. Zugleich ein praktisches Hülfsbuch zu jeder russischen Grammatik. Mit einer lithographirten Schrifttafel. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M. 50 Pf.

Mauerhof, E., Zur Idee des Faust. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 M.

Biographische Notizen über die geistige Entwickelung des Philosophen Edmund von Hagen bis zum 34. Lebensjahre. (10. August 1850 bis 10. August 1884.) Hannover, E. v. Hagen. Gr. 4. Gratis.

Pohl, R., Hektor Berlioz. Studien und Erinnerungen. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 6 M.

Reuss, R., Geschichte des Neuhofes bei Strassburg. Eine historische Skizze nach ungedruckten Dokumenten des Stadtarchivs. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 1 M.

Roediger, M., Kritische Bemerkungen zu den Nibelungen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Scherer, W., Emanuel Geibel. Berlin, Weidmann. 8. 1 M.

Schmidt, O., Die Säugethiere in ihrem Verhältniss zur Vorwelt. Mit 51 Abbildungen. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 65ster Band.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Vogel, K., Die Stedinger. Trauerspiel. Mannheim, Dieter. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wolff-Kassel, L., Rachegeister oder Dämon uns'rer Zeit. Original-Drama. Berlin, Kruse. 8. 1 M.

— — Ruth. Biblisches Schauspiel. Berlin, Kruse. 8. 1 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage der **Weidmann'schen Buchhandlung** in Berlin.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 42. 16. October 1884.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Unzufriedenheit in der Schriftstellerwelt. Von Alfred Friedmann. — Das Buch der Königin von England. — Unterhaltungsliteratur. — Touristische Plaudereien. Von Reinhold Ortmann. — Aesthetische Schriften. Von Gustav Portig. — Eine kunstwissenschaftliche Zeitschrift. Von Max Schasler. — Feuilleton. (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Unzufriedenheit in der Schriftstellerwelt.

Durch die letzten Jahrzehnte geht ein großer Zug der Unzufriedenheit. Alles ist verbittert. Beachtet werden: das ist die hohe Forderung, ein mit reinen Mitteln schwer zu erreichendes, aber aufs innigste zu wünschendes Ziel. Aber die dem einen geschenkte Beachtung erscheint natürlich dem andern als eine ihm entzogene; es entspinnt sich daraus ein Kampf, bei dem die Waffen nicht immer ehrlich angewandt und nach den ritterlichen Regeln der Fechtkunst geführt werden. Wenn heute jemand den Beruf in sich fühlt, „ein Genie zu werden", so verlasse er zunächst seinen Geburtsort. Nemo propheta... Die ersten Keime der Verbitterung werden ihm gewiß in seiner Vaterstadt sich regen. Was? Der junge Mann, mit dem wir in die Schule gegangen, welcher schlechtere Zeugnisse heimbrachte als wir, der gerade so aß, trank, schlief und dachte wie wir, er tritt heute als Lehrer der Menschheit auf, er will von unserer Bühne herab zu uns sprechen, aus Büchern zu uns reden? Er werde ausgepfiffen, ausgelacht, dem Spott der Kritik schonungslos überantwortet, oder was das Klügste ist, todtgeschwiegen. Ein Losungswort wird ausgegeben: Wir kennen Hänschen nicht, er wird ignorirt. Die Herren spielen den Vogel Strauß: sie stecken den Kopf in den Sand. Aber ein französischer Kritiker sagt: „Tel est ridicule aujourdhui, qui ne l'est pas demain." Hänschen verläßt den ersten Ort seiner Miserfolge, und wenn wirklich etwas in ihm steckt, was der Reife werth ist, so beklagt er sich nicht, denn das ist läppisch, läßt sich nicht beklagen, denn das ist verächtlich, sondern sucht sein einziges Heil in der Arbeit. Aber da ist neuer Grund zur Verbitterung. Denn während er, wie die Götter den Schweiß vor die Tugend, das redliche Bemühen vor den „deus in nobis" setzt, sieht er ringsum endlose Werke der Mittelmäßigkeit alle seine Bauplätze mit elenden Machwerken bedecken; das Publikum wird systematisch daran gewöhnt, die verfehlten Gebäude für edles Griechenthum, herrliche Renaissance, mystische Gothik zu halten; denn welcher Mitarbeiter eines Blattes fände nicht einen Lober für seine neueste Gedichtsammlung? Erscheinen nicht alle Tage dergleichen Goldschnittbände, in denen die Einbildung und Unbildung sich verkanntes Genie, hintangesetzten Poeten, der Unsterblichkeit geweihte Verkanntheit nennt, in welchen oft die unschuldigste Kindheit Berlinismen, Austriacismen stammelt, die gröbsten Verstöße gegen die Muttersprache, die Grammatik, die Syntax macht, die unreinsten Reime auf reinliches Velin bringt und, sich an die Brust schlagend, ausruft: Seht, hört, ich bin Heyse, Bodenstedt u. s. w? Indessen hat der „große Unbekannte" etwas zu Tage gefördert, was all das unter der Devise: „Druckst du meinen Quark, lob' ich deine Novellen, Dramen, Gedichte", dem Publikum Aufgedrungene haushoch überragt. Aber „der Verlag" ist mit der Herausgabe der Mittelmäßigkeit vollauf beschäftigt. Hänschen findet überall den Mann mit zugeknöpften Taschen, verschlossene Thüren; die Post bringt ihm nur Absagebriefe, mitunter auch ein Buch zur gefälligen Recension. Hänschen schneidet es auf, schlägt sich an die Stirn und fragt sich: Wie kann man so etwas machen? Und wie kann man es drucken? Das schleichende Gift der Bitterkeit greift immer mehr um sich. Man ist jung und nicht schon so weise, auf alle Freuden der Anerkennung zu verzichten, sich zu sagen: wenn andere für andere schlechte Geschichten schreiben, so will ich mir gute schaffen. Oder: will ich bessere besitzen, muß ich mir sie selber schnitzen. Man

will hinaus auf den Markt und das Urtheil der Welt über sich ergehen lassen. Man sieht ohne Neid, aber mit heiliger Trauer um sich selbst, einzelne Bevorzugte die höchsten Staffeln der Ehre erklimmen, man steht unten und ist nicht so stark, sich zu sagen: „Thu nicht mit. Laß ab von dem, was du nicht kannst!“ Man thut mit, aber verbittert!

Das alles steht nicht in dem kleinen bescheidenen Bändchen „Satura. Grillen und Schwänke“ von Ludwig Fulda (Leipzig, Reißner); aber man muß mit Blindheit geschlagen sein, mit literarischer Blindheit, wenn man es nicht herausliest. Ludwig Fulda ist zweiundzwanzig Jahre alt. Er hat schon Stücke aufführen lassen, sich literarhistorisch bethätigt und den Spott einer Kritik über sich ergehen lassen müssen, die doch nur zu lenken, zu führen, zu berichtigen hätte, wenn das unleugbar vorhandene Talent einmal nicht abzustreiten ist. Mit dem Bändchen „Satura“ hat er aber bewiesen, daß er bereits ein Rubinstein auf dem Instrument der deutschen Sprache ist zu einer Zeit, da andere noch mit Stimmen und mit Tonleitern beschäftigt sind, mit zweiundzwanzig Jahren! Er entsagt den alten abgebrauchten Reimen, er erfindet ungehörte, und es liest sich sein Büchlein in der That wie etwas Fremdes, was im guten Sinne gesagt sein soll, nämlich als etwas Neues, nicht Abgedroschenes und bis zum Ueberdruß Gehörtes. In dem schönen Widmungsgedicht an Otto Roquette sagt er in einer Stanze:

Viel bunter Flitterkram, den Markt erbeutend,
Viel Schlauheit, die auf fetter Weide grast,
Quacksalberthum, die Ruhmesglocke läutend,
Ist staubaufwirbelnd dir vorbeigerast.
Du standest still, auf deine Göttin deutend,
Wenn du dein Volk vor Götzen liegen sahst,
Und ließest, statt dem wirren Lärm zu lauschen,
Vom reinen Bild der Schönheit dich berauschen!

Er preist die einstigen „ganzen Männer“:

Sie fegten fort mit Seelenlust
Lebendig todten Plunder,
Erschlossen der sehnenden Menschenbrust
Eine neue Zeit der Wunder;
Mit ihrem Herzblut warm und echt
Schufen sie, trotzend dem Hasse,
Ein ganzes Winkelriedgeschlecht,
Der Wahrheit eine Gasse!

Er beklagt des echten Dichters Los und singt vom Dilettantismus:

Trotz entzückter Anverwandten
Wiegt ihr noch kein halbes Quentchen,
All ihr wackern Dilettanten
Und ihr süßen Dilettäntchen;
All ihr musikal'schen Damen
Und palettbeflissnen Wichtchen,
All ihr Zimmerer von Dramen,
Und ihr Schreiner von Gedichtchen!

Er ruft den Ueberfleißigen zu:

Vergebens sucht ihr jeden Flimmerschein
Mit Bienenfleiß scharfäugig zu ergaffen:
Der echte Jüngling muß ein Künstler sein,
In sich der Welt geläutert Abbild schaffen!

Er versetzt dem Kritiker eins und noch mehreres andere:

Lieber junger Dichter, sehn Sie,
Ihre Verse sind ja leidlich,
Auch die Schilderung verstehn Sie,
Und Talent ist unbestreitlich.
Nur das Feld, das Sie betraten,
Will für unsre Zeit nicht frommen,
Und ich hätte abgerathen,
Wären Sie zu mir gekommen!

Ich kann nicht alles aus- und abschreiben, was Fulda's „Satura“ an Humor, Laune und Tiefsinn bei fast tadelloser Formvollendung bietet. Ich stimme ihm aber besonders in einem bei, in dem Spruch:

Ich gäbe darum
Den Tiefsinn sämmtlicher sieben Weisen,
Könnt' ich aus meinem Individuum
Nur auf ein halbes Stündchen verreisen!

Ich wünschte nämlich, er verreiste — auf ein ganzes Jahr aus der Atmosphäre, aus der er sein Ich nicht losbringen kann, aus der Tinte-, Feder-, Schreibpult-, Kritiker- und Bücherluft. Seine schlagende Satire wird einseitig; sie dreht sich nur um die Schriftstellerei. Wie Max Nordau geißelt er, wenn auch nur eine conventionelle Lüge. Aber Nordau versucht uns doch am Schluß ein schönes Wolkenkukuksheim vorzuspiegeln; Fulda zerstört heute noch einfach mit Satire und Negation; er ist bitter, aber er baut nichts auf. Wer ein solches Talent hat wie Ludwig Fulda, sollte mit der „Satura“ oder nach ihr ein neues Leben anfangen und sich einem großen, schönen, einheitlichen Werk widmen — „und währt' es dreißig Jahr“! Er hat Aufmunterung genug gehabt, um aller Bitterkeit los und ledig zu sein.

Alfred Friedmann.

Das Buch der Königin von England.

Es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, in den Werken fürstlicher Autoren zu blättern und zu beobachten, wie sich die Welt in den Köpfen derer malt, die auf den Höhen der Menschheit wandeln, und dieses Interesse wird noch gesteigert, wenn das Product fürstlicher Muße als „Tagebuch“, als ein Werk von actueller Bedeutung, gewissermaßen weniger als eine „Dichtung“ mit realem Hintergrund denn als „Wahrheit“ angekündigt wird, wie dies bei dem Buche der Königin von England der Fall ist. Die Deutsche Verlagsanstalt zu Stuttgart hat die Leserwelt mit einer geschmackvoll und elegant ausgestatteten, der hohen Verfasserin völlig würdigen deutschen Ausgabe des mit solcher

Spannung erwarteten und mit so getheilten Empfindungen begrüßten Buchs erfreut. Da liegt es vor uns, mit schönen Illustrationen und den bezeichnenden Emblemen: Rose, Distel und Klee, der Krone und dem V. geschmückt, unter dem Titel:

Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden. Von 1862 bis 1882. (Von Victoria, Königin von England.) Mit allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. Gr. 8. 8 M.

Die Einführung des Buchs in nicht Englisch lesende Kreise ist demnach in Hinsicht auf die seltene Aufmerksamkeit, die es seiner hohen Verfasserin wegen erregt, durchaus zu billigen, und ebenso muß die gewandte Uebertragung des stattlichen Bandes von 372 Druckseiten durch Gräfin Ballestrem von der Kritik mit Lob bedacht werden. Untersuchen wir aber den eigentlichen literarischen Werth des Buchs, so stehen wir vor einer Frage, die ebenso gut mit Nein wie mit Ja beantwortet werden kann: mit Ja, wenn wir die poetischen Naturschilderungen vor Augen haben, an denen das Tagebuch wirklich reich ist und welche ebenso das feinfühlende Frauengemüth wie das Auge der Malerin verrathen — die Königin ist, wie ihre Tochter Prinzessin Beatrice, eine talentirte und fleißige Zeichnerin und hat dem Buche Skizzen von ihrer Hand beigefügt —; mit Nein, wenn wir die Summe dessen ziehen, was an wahrem Gehalt aus dieser Mosaik von endlosen und oft unaussprechlichen Namen von Personen und Landschaften, aus dieser aphoristischen Berichterstattung über Ausflüge, Revuen, Denkmalsenthüllungen, Verlobungen, Ehebündnisse, Begräbniß-, Abendmahls- und Tauffeierlichkeiten u. s. w. für spätere Zeiten bleiben wird. Es ist in dem ganzen Buche vielleicht nur zweimal eine Lichtung des absichtlichen Dunkels zu bemerken, das aus Gründen der Staatsraison die Blätter der fürstlichen Autorin bedecken muß; alles, was in dem für die Geschichte Europas geradezu epochemachenden Zeitraum von 1862 bis 1882 an denkwürdigen Begebenheiten geschehen ist, spielt hinter dem Vorhang, der uns leider die persönlichen Ansichten, Urtheile und Gefühle einer Königin-Kaiserin verhüllt, die als trauernde Witwe, liebende Gattin und Mutter die schönsten Tugenden des Weibes entfaltet. Die beiden Stellen, auf die wir uns eben bezogen, betreffen einmal den tragischen Tod des jungen kaiserlichen Prinzen von Frankreich, und zweitens die Schlacht von Tel-el-Kebir. Hier bricht das Pathos der echt menschlichen Empfindung durch die Schranken politischer Rücksicht, und nicht ohne Bewegung lesen wir, wenn die fürstliche Frau schreibt:

Man gab uns schottische Zeitungen, welche von entsetzlichen telegraphischen Details berichten, die von Natal nach Cape Town und dann per Schiff nach Madeira gelangten, von wo sie hierher telegraphirt wurden. Wir konnten an nichts anderes denken.... Es ist ungeheuerlich zu denken, daß dieser liebe junge Mensch, seiner Mutter Augapfel, im Purpur geboren und erzogen, so sterben mußte — o, es ist zu entsetzlich, zu grauenvoll! Unerklärlich und schrecklich ist es, daß die andern nicht zurückkehrten und ihn vertheidigten! Es ist zu furchtbar!

Oder vorher an einer andern Stelle:

Schloß Balmoral, Freitag, den 20. Juni 1879. — Ich hatte eine schlechte, ruhelose Nacht, verfolgt von dem Gedanken an das furchtbare Ereigniß und immer die entsetzlichen Zulus vor mir sehend. Und denken zu müssen, daß es die arme Kaiserin noch nicht weiß! Ich stand zeitig auf. Der Tag vor meiner Thronbesteigung vor zweiundvierzig Jahren. Doch ich dachte nicht daran angesichts dieses schrecklichen Ereignisses.... Ich erhielt ein Telegramm von Lord Sydney, worin er mir mittheilt, daß er der armen lieben Kaiserin die furchtbare Nachricht überbracht habe. Sie wollte es zuerst nicht glauben und war dann ganz vernichtet. Wie entsetzlich!

Und im ägyptischen Feldzuge trägt abermals das Gefühl der Mutter- und Menschenliebe den Sieg über die gemessene Haltung der Souveränin davon; so heißt es an einer Stelle, die wir hier fragmentarisch wiedergeben:

Dienstag, den 12. September 1882. — Zehn Minuten vor fünf Uhr fuhr ich mit Beatrice, Luischen und Harriet zu dem Glen-Gelder Shiel, wo wir den Thee tranken und ich skizzirte. Der Himmel war schön. Wir gingen auf der Fahrstraße und kamen 20 Minuten nach 7 Uhr zurück. Wie angsterfüllt ich war, brauche ich nicht zu sagen. Aber wir versuchten nichts zu verrathen. Ich betete andächtig für mein liebes Kind und sehnte mich nach dem Morgen. Ich las Körner's schönes „Gebet vor der Schlacht": „Vater, ich rufe dich!" Mein geliebter Mann pflegte es oft zu singen. Meine Gedanken waren ganz und gar auf Aegypten und die erwartete Schlacht gerichtet, und meine Nerven waren so angespannt durch die Intensivität meiner Angst, daß sie vibrirten.

Dann folgt ein charakteristisches Telegramm von Wolseley an die Königin, welches den Sieg bei Tel-el-Kebir und die „bewunderungswürdige Haltung des Herzogs von Connaught" meldet; dann die Beschreibung der „Heimführung Ihrer königlichen Hoheiten des Herzogs und der Herzogin von Albany", wobei der eben durch dieses Buch der Königin allgemein bekannt gewordene John Brown ein Hoch ausbrachte; ferner die Schilderung einer Demonstration zu Ehren „der siegreichen Armee in Aegypten und des lieben Arthur"; dann wird das Eintreffen endloser Telegramme gemeldet, und das bewegte Kapitel schließt mit den Worten: „Welcher Tag der Freude und des Dankes, und doch gemischt mit Sorge und Betrübniß über die vielen Trauernden, die Verwundeten und die Sterbenden!"

Und so muß das universelle Interesse, welches von selbst dem Werke einer so hochstehenden Schriftstellerin entgegengebracht wird, zu dem rein bürgerlichen Antheil zusammenschrumpfen, der dem Alltagsleben gebührt: das Ewig-Weibliche kommt auch zu seinem Recht, und neigt sich vom Alltäglichen sogar bisweilen zum Trivialen; das Unvergleichliche aber in künstlerischem und literarischem Sinne vermissen wir.

Drei Momente sind es vorzüglich, welche immer und immer wieder aus dem bunten Allerlei des idyllischen Reisetagebuchs emportauchen: erstens die tiefe Trauer um den Prinz-Gemahl, dessen Andenken in den rührenden

Mollaccorden eines sich verwaist fühlenden Herzens durchklingt; zweitens eine auffallende Vorliebe für Schottland, seine Landschaften, seine Sitten, seine Gastfreundschaft, sein Heldenthum und seine Bewohner, eine Glorificirung, die in den vielfachen Hinweisen auf Maria Stuart und deren Nachkommen, speciell auf den Prätendenten, und zuletzt in dem folgenden Satz gipfelt:

Ich empfinde eine gewisse Ehrfurcht, wenn ich dieses wunderschöne Land durchreise, welches ich stolz bin mein eigen zu nennen, wo man solche hingebende Loyalität für die Familie meiner Ahnen kannte — denn das Blut der Stuarts ist in meinen Adern, und ich bin jetzt ihre Repräsentantin, und mein Volk ist mir so ergeben, wie es früher diesem unglücklichen Hause war.

Das dritte Moment, und zwar das frappirendste, ist die mehr als gnädige und herablassende Dankbarkeit der Königin gegen ihren Hochlandsdiener John Brown, dessen Tod seiner Zeit so viel Staub aufwirbelte und dessen Bild in die Reihe der fürstlichen Personen aufgenommen ist, welche mit ihren Porträts das Buch schmücken; doch wollen wir gleich hinzufügen, daß diese Ehre auch den beiden „schönen, artigen und lieben Hunden Sharp und Noble" zutheil geworden ist. Außerdem war Brown, wie aus jeder Seite, auf der er erwähnt wird, und das geschieht oft, hervorgeht, ein ausgezeichneter, unentbehrlicher Rathgeber, Diener, Reisebegleiter, Schützer und Freund, der sogar während eines schmerzhaften Fußleidens seine Pflichten nicht versäumte, und wir meinen, daß die Dankbarkeit, die ihm die Königin über das Grab hinaus bewahrt, indem sie diese Tagebuchblätter mit dem Nachruf für Brown und den Worten schließt:

Nie schlug ein Herz, das treuer war,
Mehr edel, liebreich und loyal,
In eines Menschen Brust. Byron.

Balmoral, im November 1883.

gerade einen der liebenswürdigsten Züge des Buchs bildet, da das Herz der Frau darin überhaupt mehr zur Geltung kommt als der Geist der Autorin.

Ueber dem Ganzen schwebt der friedliche, oft melancholische, aber doch versöhnende Hauch der Einsamkeit, des vertrauten Verkehrs mit einer großen und herrlichen Natur; daher sind auch die Beschreibungen der Landschaft oft wirklich poetisch und entbehren nicht der treffenden Parallelen mit Thüringen und der Schweiz. Das malerische Kelso, Montrose und die hervorragenden Naturschönheiten der schottischen Küste werden mit allen naheliegenden Beziehungen auf Walter Scott, seine Werke und seinen Aufenthalt in Abbotsford, ebenso die Scenerie von Rob Roy, die wiederum an den Pilatus in der Schweiz erinnert, mit lebhaften Farben geschildert. Es heißt z. B.:

Diese Einsamkeit, diese wildromantische und doch liebliche Natur, der gänzliche Mangel an Bettlern und Hotels, und das von allem unabhängige, einfache, nur Keltisch sprechende Volk: alles das macht mein geliebtes Schottland zum schönsten, stolzesten Reiche der Welt. Und welch herrliche Heide hat es, die schönste, die man sehen kann! Ich ziehe Schottland der Schweiz bei weitem vor, so prachtvoll und so grandios ihre Natur auch ist.

Dies eine Probe aus den Schilderungen von 1869; die spätern Reisen rufen ähnliche Vergleiche und ähnliche Schilderungen hervor. Nur einmal wird die gelassene, einfach vornehme Schreibweise durch den Ausbruch gerechten Unwillens unterbrochen, als bei einem Besuch der Königin in Inverlochy und dessen Umgebung im September 1873, auf dem Wege nach drei berühmten Bergspitzen, keltisch „die drei Schwestern" genannt, die Königin mit ihrer Begleitung von „unverschämten neugierigen Reportern ausspionirt wurde, die überall hin folgten. Besonders einer von ihnen, der für eine schottische Zeitung schreibt, legte sich hin und beobachtete mich durch ein Fernrohr und wurde sehr impertinent, als Brown ihn aufforderte, fortzugehen. . . . Ein solches Betragen sollte bekannt gemacht werden." Später begegnet die Königin dem entsetzlichen Menschen noch einmal und unterläßt nicht, es zu bemerken.

Sollen wir unsere durch den uns zu Gebote stehenden Raum beschränkte Besprechung des „Reisebuchs in den Hochlanden" mit einem abschließenden Urtheil beenden, so geht dieses dahin, daß die rein descriptiven Theile desselben als Reisebeschreibungen aus Schottland immer hohen Reiz behalten werden; alles übrige hat nur geringes Interesse, besonders für den deutschen Leser, dann aber auch für jeden, der dem Ceremoniell der Höfe und den Aeußerlichkeiten des high life fern steht.

Als Ganzes, als literarisches Product an sich betrachtet, sind diese Tagebuchblätter das, was der Engländer so bezeichnend a failure nennt, und ein interessanter Beweis dafür, daß Autoren nicht allein in ihrer Jugend, sondern ebenso in ihrem Alter mancherlei schreiben, was besser ungeschrieben geblieben wäre. Um jedoch auch dem Malerischen und Originellen zu seinem Recht zu verhelfen, fügen wir die etwas abgekürzte Schilderung eines Ausflugs bei, welchen die Königin vom 12. bis 18. September 1877 nach dem Loch Maree machte und folgendermaßen beschreibt:

Um halb 5 Uhr fuhr ich mit Beatrice und der Herzogin (von Roxburgh) in einem vierruderigen Boote auf dem See zur Insel Maree. . . . Das Eiland ist von dem Hause aus nicht sichtbar, da es von andern größern Inseln verdeckt wird. . . . Es war eine entzückende Wasserfahrt an diesen waldigen und felsigen Inseln hin auf dem blauen, ruhigen See, kein anderer Laut hörbar als das Rauschen der Ruder, in der Ferne reizend blau und rosig gefärbte Berge und die Spitzen des Ben Sleach und seiner ihn umgebenden Höhenzüge auf der andern Seite. . . . Das Boot wurde ans Ufer gezogen, wir kletterten heraus und gingen durch das wirre Gesträuch und das Dickicht der Eichen, Stechpalmen, Birken, Eschen und Buchen, das die Insel bedeckt, zu der jetzt fast ausgetrockneten Quelle, welche berühmt ist, weil sie den Irrsinn heilen soll. Ein alter Baum steht dicht dabei, und jedermann, der herkommt, schlägt mit einem Hammer eine Kupfermünze in seine Rinde als Opfer für den Heiligen, der hier im 8. Jahrhundert lebte. Es ist dies der heilige Maolrnabh or Mulroy. Er starb bei Apple-croß im Jahre 722 und soll unter einem Felsen geschlafen haben, der noch dicht bei Torridon gezeigt wird. Einige behaupten, daß der Name Maree von Mulroy herstammt, andere leiten ihn von Mary her. Wir schlugen einige Pence in den Baum, dessen Aeste mit Lappen und Bändern behangen sind.

Unterhaltungsliteratur.

1. Drei Küsse von Gerhard von Amyntor. Mit einer Einleitung von H. Ziegler. Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Diese Erzählungen bilden den einundfunfzigsten Band der von Joseph Kürschner so trefflich und umsichtig geleiteten Collection Spemann. Die „Drei Küsse" sind drei Novellen, von denen die dritte halb, die erste ganz, die mittlere gar nicht diesen Namen verdient; nur die erste behandelt ein Problem, die mittlere ist die einfache Erzählung eines Mädchenlebens. Obwol sich alle drei Stücke leicht und anmuthig geben und auf jeder Seite den Autor als einen vielbelesenen und gebildeten Mann verrathen, möchten wir doch das mittlere vorziehen. Hier geht alles natürlich zu; es wird nicht, wie Heyse sagt, erst etwas arrangirt! Ein Mädchen hat folgendes Unglück: ihr Verlobter wird ihr untreu und heirathet eine andere; ihre Schwester stirbt im ersten Wochenbett. Ihr Schwager überläßt ihr die Erziehung seines Kindchens und heirathet später die Witwe ihres frühern Verlobten. Des alternden Mädchens einziges Glück ist das Kind der Schwester, auch dieses muß sie den Neuvermählten hingeben. Wenn hier ein Problem gefunden werden soll, so liegt es in dem Schicksal des Kindes, das von der neuen Mutter gehaßt wird, weil sie glaubt, es sei im Haß gegen sie auferzogen. Indem nun die Verlassene ausruft: „Habe es lieb!" und der Störerin ihres Glücks Kuß um Kuß, „den Kuß der Selbstüberwindung" aufdrückt, scheint sich alles zum Besten zu lösen.

Durch diese Novelle wie durch die andern weht ein pietistischer Hauch, und auch die Darstellungsweise ist von jener Aengstlichkeit, die es begreiflich macht, daß ihr Verfasser, der Major von Gerhard, der 1870 das Schwert zur Vertheidigung des deutschen Vaterlandes geführt und 1881 die verfängliche Novelle „Im Hörselberge" geschrieben hat, nun ein gern gesehener Gast in Familienblättern für Backfischchen von unter oder über siebzehn Jahren ist.

Von sehr schönem Wollen und lobenswerthester Tendenz zeugt die Novelle „Eine Kußhand". Ein Weinkaufmann mit dem christlichen Namen Albert Trenk spricht in seinem Geschäft bei der alterbgesessenen Familie von Birk vor. Erna, die älteste Tochter Birk's, und er beginnen sich zu lieben. Ein leichtsinniger Sohn des Hauses, ein Offizier, wird nach Jahresfrist von Trenk durch zinsfreies Darlehn von 4000 Thlrn. von Ehrenschulden und aus Wucherhänden gerettet; die Familie erfährt davon nichts, da der Offizier durch Ehrenwort Schweigen zugesichert. Die Birks sind fein gebildete Leute, gleich eingangs sagt Erna: „Ich bemühe mich, wenn ich ein Vorurtheil in mir entdecke, es auszurotten!" Auch der alte Birk scheint nicht beschränkten Geistes zu sein. Trenk hinwieder ist Spinozist, voll salbungsvoller Bildung, ein gewandter „Toaster", mit Bibel- und Evangelienversen versehen. Bei so angelegten Charakteren muß es den Leser höchlich betrüben, daß Erna und Birk Trenk abweisen, ihn nicht mehr vorlassen, sobald sie erfahren, daß er ein Jude ist. Sogar die in dunkler Gewitternacht Erna zugeworfene und von ihr bemerkte „Kußhand" macht sie nicht schwanken. Später wird sie Diakonissin. Unglaublich ist es aber, daß der nicht als Jude erkennbare Weinkaufmann Trenk zu Schmachtlocken, Tefillim und den äußerlichsten Gebräuchen seiner Religion zurückkehrt — weil ihn die Christen nicht durch „mehr Liebe" besiegt haben! Daß der nun General gewordene, einst so verschuldete Offizier sich mit dem rückfälligen Juden an offener Tafel Arm in Arm sehen läßt, befriedigt die schöne Leserin wenig. So erfreulich auch jede Kundgebung allgemeiner Duldsamkeit, jede novellistische Toleranzpredigt gerade aus Berlin berührt, von wo nun einmal das neue „Hepp Hepp" ausgegangen, so wäre doch ein weniger tragischer Ausgang bei dieser Novelle noch lobenswerther gewesen. Wir hätten z. B. eine Mischehe diesem mittelalterlichen Entsagungsdusel vorgezogen, und sie wäre auch nach Anlage der Charaktere consequenter gewesen.

„Der erste und letzte Kuß." Margarethe, ein schönes Schiffermädchen, und Walther, ein armer Concipient, lieben sich. Margarethens Vater ist verschuldet. Der schielende Steinmetz Breitner will die Schuldscheine des Vaters zurückgeben, wenn das schöne Kind sein Weib wird. Und Margarethe wird sein Weib; aber ehe sie ihm den ersten Kuß erlaubt, fährt sie noch einmal den Geliebten über — sie küssen sich noch immer, während der heftige Strom die beiden untrennbar vereinten Wesen um und um wirbelt. Das Problem wird hier, so schön auch die Natur hineinverwoben ist, durch einen Betrug an dem armen Steinmetz gelöst, dem man doch gar nicht gram sein kann. Und unübertroffen bleibt Gottfried Keller's „Romeo und Julie auf dem Dorfe".

Sprachlich ist mir aufgefallen: „Aber schwer wie Edelmetall fielen seine Worte in Erna's Ohr!" Da ziehe ich noch „die Worte, welche schwer und hart wie Kieselsteine über die zuckenden Lippen gerollt", vor. Daß sich Heldin und Held des Morgens waschen, setzt man doch bei Leuten, die vom „Modus der göttlichen Substanz" und vom „Modus des göttlichen Denkens" sprechen, selbst wenn sie Juden wären, voraus. Mit diesen kleinen Ausstellungen sollen übrigens die „Drei Küsse" als angenehme Frauenlektüre durchaus nicht verworfen sein. Gerhard von Amyntor hat ja gewiß noch Besseres in der Mappe.

Dem Buche voran geht eine zehn Zeilen lange Prosawidmung an A. F. von Schack, und es ist außerdem noch am hundertjährigen Todestage Lessing's vom Autor am Fuße der Bildsäule des großen Todten niedergelegt worden. Lessing war bekanntlich sehr tolerant.

2. San-Sebastian von Richard Voß. Mit einer Einleitung von J. Kürschner. Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Den Werken von Richard Voß ist bereits vielseitige

Anerkennung von Publikum, Bühne und Kritik gezollt worden. Ich habe in Richard Voß stets einen Dichter von Gottes Gnaden gesehen, dem aber eine übelwollende Fee in der Wiege einen Fluch für das Leben mitgegeben, der so lange dauern soll, bis ... ja, bis der Dichter durch irgendeine große That, ein Opfer, eine Selbstüberwindung sich zu edler, voller, ganzer Reinheit emporgerungen, sodaß er nun krankheiterlöst, schlackenfrei der göttlichen Gnade Apollo's ganz nahe gerückt dastehe. In seinem neuesten Buche ist ein großer Theil desjenigen, was manchem in des Verfassers „Scherben", „Bergasyl" unbegreiflich, abstoßend, geschmackswidrig erscheint, vermieden. Ein Dichter schreibt hier eine römische Künstlernovelle, von seinem Gegenstand fortgerissen und doch in schöner Composition den glücklich erdachten Stoff beherrschend. San-Sebastian ist der Heilige, der nach Richard Voß die Malerei von den byzantinischen Unformen erlöste; Voß begeistert sich an den verschiedenen vorhandenen Gemälden Pordenone's, Reni's u. a. so weit, daß er aus dem von Licht in Nacht versinkenden, pfeildurchbohrten schönen Jüngling im Sinne Creuzer-Müller'scher Symbolik die von der Kirche verbannte, von der Frührenaissance wiederaufgefundene menschliche Körperschönheit, daraus aber die sinnliche Sünde, dann das körperliche Sterben und geistige Auferstehen, Jesus und, wir können zurückgreifend sagen, Adonis macht. Um ein solches geahntes und dann gefundenes Bild San-Sebastian's malt er, all das dichterisch Erlaubte voll gebrauchend, ein Stück des modernen Rom, so realistisch und so poetisch zugleich, daß ich nicht anstehe, es der Carnevalsbeschreibung in Goethe's Italienischer Reise an die Seite zu stellen. Nicht Staffage, sondern wirkliches Leben zeichnet Voß in sein Gemälde hinein, indem er die Gestalten des Marchese Cesare, seiner Tochter Ceralda, des Polen Demetrius und des naiven, heißblütigen Römerkindes Lucia componirt. In welcher Weise Demetrius, der Maler, der für Giorgione schwärmt, wie dies Cesare, der Held Richard und einer der größten modernen Franzosen thun, selbst ein San-Sebastian mit dem Pfeil-Dolch in der Brust wird, sei den Neugierigen nicht verrathen. Die Erzählung ist wirklich zu hübsch, sinnig und künstlerisch erfunden und empfunden, als daß ein schwaches Excerpt das liebenswürdige Büchlein schädigen sollte. Man lese die Beschreibung der Auffindung eines Römertusculums in der Nähe der Villa Ludovisi, die Ghettoschilderung, die des Palazzo Cenci mit dem Medusenhaupt, über welchem die sinnige Eralda, Cesare's Judentochter, herausblickt, gleichsam wie der Venetianer Angeli's im wiener Belvedere — man lese das Büchlein ganz und wird bekennen müssen, seine Zeit nicht verloren und noch einige Anregung darüber hinaus gewonnen zu haben.

Des Lobes voll, kann ich doch mit einigem Tadel nicht hinter dem Berge halten. Der Corrector hat kaum ein einziges italienisches Wort richtig gegeben; wir lesen zweimal: es ist eine Giorgione; dann: Rikotto statt Risotto, Sabiaco statt Subiaca, Michelangelosnes für Michelangelesches, schoking für shocking, Seraphine für Seraphim, Eikanth statt Akanth u. s. w. Dafür kann nun der Dichter nichts, aber von Richard Voß dürfen wir uns baß verwundern, folgende stereotype Wendung aufgetischt zu bekommen: „Diese Heldenthat vollbracht, steckte sie sich den Pantoffel wieder auf"; „Mich einmal zu seinem Opfer auserkoren, war ich verloren"; „Mich so tragisch erhoben, setzte ich das Werk meiner Befreiung in Scene"; „Ueber das ganze Gesicht lachend, unter lebhaften Beifallsbezeigungen, ward mir der Mantel über die Arme gelegt." Ferner: „Wer nichts, nichts besitzt — der fällt plötzlich ein, daß sie hübsch und jung sei." Solche Verunstaltungen hätten der letzten Feile doch nicht entgehen sollen.

Der Dichter lehrt uns begreifen, wie Liebe zur Kunst zum Diebstahl, zum Verrath an der Liebe führen kann, und wieder zweifeln, wie man Mensch genug sein kann, um es zu fassen. Der einstige Pessimist schwingt sich zu dem Satze auf: „Ja, das Elend des Lebens ist grauenvoll, wie es grenzenlos ist, aber ewige Schönheit umgibt es: es ist doch eine göttliche Welt!" Bravo, müder Mann! Eins ist mir in dem Buche ein Räthsel mit sieben Siegeln geblieben: das Wort „unanheimbar".

Der dritte zur Besprechung vorliegende Band der Collection Spemann heißt:

3. Judith, die Kluswirthin. Von Luise von François. Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Die Verfasserin der „Letzten Reckenburgerin" hat die Spemann'sche Sammlung mit zwei reizenden Erzählungen (im ersten Bande: „Phosphorus Hollunder" und „Zu Füßen des Monarchen") eingeleitet. Ihre jüngste novellistische Kundgebung ist unbedingt ein Fortschritt gegen den ersten Band zu nennen. In einer breiten, fast etwas zu breiten Manier, der des Braunschweigers Wilhelm Raabe nicht unähnlich, wird ein Pitaval-Fall erzählt, ein Mord. Die Geliebte des muthmaßlichen Thäters sagt gegen den Geliebten aus — mit Ueberzeugung, Judith, die Kluswirthin, gegen Simon Lauter, den Quellensimon. Dieser sitzt darauf jahrelang im Gefängniß, wird dann ein Muster, ein Vorbild, der Helfer der ganzen Gegend. August Frobel, der Kluswirthin Bruder, kommt, ein windiger Geselle, wie er ging, aus Amerika zurück. Er hat den Mord begangen. Die Geschichte ist sehr einfach, aber sie ist ein kleines Kunstwerk. Belot hätte eine vierhundertseitige, aufregende, handlungsreiche Mordgeschichte daraus gemacht; die feinere Verfasserin hat alles vertieft und in die Seelen gelegt. Wie Bäume in ihrer Heimaterde wurzeln, wachsen die Menschen vor uns auf in der altsassischen Landschaft zwischen Weser und Rhein; nichts von Schablone, wie auch die eigenartige Landschaft mit Poetenaugen angeschaut ist, die doch realistische Merkzeichen nicht übersehen. Die Kluswirthin in ihrer Reinheit und Kraft, der fast überirdisch verklärte Simon, der doch dem Trunk sein Unheil schuldet, der edle katholische Pfarrer, der den Protestanten für einen Mitmenschen hält und ihm hilft, der verlotterte Amerika-

fahrer, der sein eigenes Geschick und Verschulden, heimgekehrt, für den Jubilatemarkt als eine „Moritȟat" in Verse und Bilder bringt, sein Sohn Sylo, der Sprosse einer Bänkelsängerin, der des Pfarrers Wege wandelt, das sind originale, wirkliche Menschen. Der Gang der Kluswirthin über den Jahrmarkt und die Verkettung dieser anscheinend überflüssigen Detailschilderung à la Zola mit der Katastrophe ist wirklich von einer bewunderswerthen Kunst und Wirkung. Auf den ersten zehn Seiten scheint es dem Leser, als wolle es mit Stil (und leider auch wieder mit Correctur) nicht recht vorwärts; die Feder will nicht, sie ist von Stahl. Man glaubt an einzelnen Sätzen und Wendungen, dieser Mähre werde es nie gelingen, den Derby-Preis zu gewinnen. („Also sein Hauswesen ausstaffirt, taufte der Frobeljobst den Jahrhunderte alten Krug zu einem Wirthshause um" u. s. w.) Allmählich aber wird die Stahlfeder des Promenirens wieder gewohnt, nach zwanzig Seiten ist sie schon eine Feder, und siehe, sie ruft ihren Schwestern, sie gewinnt Schwingen, gestaltet sich mit ihnen zu zwei Flügeln, und die alte Mähre wird der hippokreneschaffende Pegasus. Ein neuer Flug! Frau Luise von François soll uns und in ganz Deutschland willkommen sein.

Der fünfundvierzigste Band der Collection Spemann betitelt sich:

4. Der heimliche Gast. Erzählung von Robert Byr. Mit einer Einleitung von J. Kürschner. Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Robert Byr hat einen klangvollen Namen; die ersten Revuen, die „Neue Freie Presse", wol das zurückhaltendste Blatt der Welt, haben ihm ihre Spalten eröffnet. Die Vorrede des Herausgebers der Sammlung, Joseph Kürschner, macht uns im höchsten Grade gespannt; es wird da angedeutet, daß der Verfasser auch einer der mächtigen Schwertführer (wie Gerhard von Amyntor) sei, der aus Herakles, dem Bezwinger nemäischer Löwen, ein Strickstrumpfweber am Rocken der modernen Muse Omphale geworden. Die auch von andern beliebten wuchtigen poetischen Seitenhiebe auf die armen Ungenannten, aber doch so Erkennbaren: Ebers, Baumbach, Wolff, werden hier in Prosa geführt, und man öffnet recht begierig den modernen Roman par excellence. Ich las und traute meinen Augen kaum. Um kein einseitiges oder voreingenommenes Urtheil abzugeben, bat ich zwei feingebildete, aber grundverschiedene Schwestern, den Band zu prüfen und mir ihr Urtheil zu sagen. Ich darf das übereinstimmende Urtheil nicht wiedergeben. Nein, wenn das der berühmte, für Familienblätter und das deutsche Mädchen passende Roman ist, so will ich lieber auf das Glück verzichten, in Familienblättern gedruckt zu werden. Endlose Beschreibungen der alltäglichsten Hantirungen, flache Geschichte, uninteressante Charaktere — wie sagte doch die eine Schwester: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux." Ich wüßte kein Lied von Baumbach oder Wolff, das mir nicht lieber wäre, und daß mir „Eine Frage" von Ebers lieber ist, ist gar keine Frage. Ebers würde nicht zweimal „Prestigiateur" schreiben, er würde wissen, daß es „Prestidigitateur" heißt. Baumbach würde keine Ariadne am Strande, hülflos, und verlassen von Bacchus einführen; er würde an Theseus denken. Julius Wolff würde kaum „sich einen Bräutigam in immer feurigere Dithyramben ergießen" lassen! R. Byr soll einmal seinen aus Amerika heimgekehrten Taugenichts mit derselben Gestalt bei Luise François vergleichen. Doch genug! Es ist eine wahre Lust, nach dem „Heimlichen Gast" die mir zur Besprechung nicht zugegangenen Bände „Memoiren des Herzogs St.-Simon" und „Der hinkende Teufel" von Lesage der Collection Spemann, die ja so vieles nicht der Clique Angehöriges bringt, zu lesen.

5. Neue Waldgeschichten von P. K. Rosegger. (Ausgewählte Schriften, 17. Band.) Wien, Hartleben. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Wie der Riese Antäus, wenn er den Mutterboden Erde berührt, sich neue Kräfte wachsen fühlt, so unser Waldheimatdichter, wenn er nach einem Ausflug, nicht ins romantische Land, sondern zu Stadt- und Salonmenschen, wieder bei seinen lieben steirischen Bauern einkehrt. Nicht als ob Rosegger nicht auch Novellen, ja Romane zu bauen wüßte, in denen sich eine verfeinerte Menschenklasse, von dem Hintergrunde des neuen Rathhausbaues oder des altgriechischen Parlamentshauses zu Wien, lebensfähig und naturwahr abhebt. Nur könnte man von diesen Stadtgeschichten sagen: Lieber P. K. Rosegger, das kann ein anderer auch; die „Waldgeschichten" kann aber ein anderer nicht! Wozu auch? Non omnia possumus omnes. Man gefällt sich darin, Anzengruber den Shakspeare des Volksstücks zu nennen. So mag Rosegger — der Goethe der steirischen Waldgeschichte heißen. Vielleicht behagt es den beiden österreichischen Dorfdioskuren nicht, wenn man kritisch ihr specielles Gebiet abgrenzt; ist es denn nicht aber herzerhebend, einen auf seiner Domäne das Höchste leisten zu sehen? Man hat zwar dem Castor bestritten, daß er der Shakspeare des Volksstücks sei; daß aber Pollux in seinen an Seele, Gemüth, echtem Humor, Lebenswahrheit, Naturverständniß überreichen Waldgeschichten übertroffen worden, hat noch niemand behauptet. In seine Nähe wäre August Silberstein zu stellen. Ich spreche von Lebenden, sonst würde ich Auerbach, der nimmer unterschätzt und vergessen werden darf, heranziehen. Leider aber ist der Vortreffliche hors concours.

Ich habe immer geglaubt, Rosegger zeichne nach der Natur wie etwa ein Landschaftsmaler, der ja auch vom Eigenen dazu thut; er lasse sich etwa von einem oder dem andern Dorfältesten oder auch -Jüngsten dessen Erlebnisse erzählen. Wie war ich aber erstaunt, von Rosegger selbst zu hören, daß er alles erfinde. Dies ist eine ureigene Gabe, bereichert und geschmückt durch das einfach-schönste Erzählertalent; nimmt man hierzu die innerste Empfindungsscala des steirischen Dichters, so hat man den Schlüssel zu dem Räthsel seiner Popularität, ohne deshalb das Ge-

heimniß seines Schaffens ergründet zu haben. Auch als Vortragenden muß man Rosegger hören, um den Kreis dieser liebenswürdigen, interessanten Persönlichkeit vollends ergründen zu können. Vor einigen Jahren las Rosegger noch schüchtern, befangen, aber man merkte an einigen Blitzen, die einen gewissen Schwefelgeruch hinterließen, den Teufel, der ihm im Nacken saß. Heute liest der Dichter mit souveränem Humor, sein Publikum beherrschend, vielleicht unbewußt mystificirend, persiflirend, die heitersten Schwänke mit kaltblütiger Ruhe ins Parterre schleudernd.

In den „Neuen Waldgeschichten" stellt Rosegger einfach und prägnant eine Reihe von Menschen vor uns hin. von denen wir schwören würden, daß sie gelebt haben, und die Landschaft, die er uns mit einigen Meisterstrichen dazu malt, gehört zu ihnen wie — das Fell zum Hasen, der Pelz zum Fuchs, das Gefieder zu der Taube. Hat Rosegger eine gar zu realistische Schilderung gemacht, wie z. B. in den Typen und Gestalten der „Wilden Musikanten", so regt sich ihm alsbald — nicht das poetische Gewissen, das war nicht nöthig, denn er verletzt nie das Maß, sondern das Gewissen des Poeten. Nach der Beschreibung eines alten Hackbrets, das im Kohlgarten als Hasenscheuche hing, heißt es:

> Unendlich ist das Reich der Töne. Und so lauschen wir den Schalmeien auf sonnigen Höhen, den Hirtenflöten und Schrögelpfeifen und allem, was da in wogenden Tönen hervorquillt aus dem Menschenherzen, das sich vor glücklicher Lust oft kein Ende weiß. O, Preis und Lob dem, der die goldenen Saiten gespannt hat über Berg und Thal, sodaß die ganze Alpenwelt eine Riesenharfe ist, auf welcher männiglich Wesen das hohe Lied des Lebens spielt!

Ich möchte nicht allzu viel aus den „Neuen Waldgeschichten" verrathen; zu kritisiren wüßt' ich kaum etwas — und so sei unser Volksmann nur warm empfohlen.

Touristische Plaudereien.

1. Schottische Reiseskizzen von Franz von Holtzendorff. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.
2. Von Berlin nach Leipzig. Reichs-, rechts-, wirthschafts- und culturgeschichtliche Plaudereien von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Reißner. 8. 6 M.

Beide schon vor einiger Zeit erschienene Bücher dürfen in die Kategorie der Reiseschriften eigentlich nur ihrem Titel nach gezählt werden. Inhaltlich charakterisiren sie sich als zwanglos aneinandergereihte Plaudereien über mancherlei Themata des öffentlichen Lebens, namentlich über juristische, volkswirthschaftliche und socialpolitische Materien, die in dem einen Falle mit Rücksicht auf den Boden, auf welchem sie entstanden sind, zu vielen Parallelen zwischen schottischen, resp. englischen und deutschen Verhältnissen, im andern zu mancherlei Rückblicken und Abschweifungen Gelegenheit gegeben haben. Beide Bücher haben trotz ihrer gemeinverständlichen Fassung vorwiegend wissenschaftlichen Charakter, und namentlich die „Schottischen Reiseskizzen" des berühmten Rechtslehrers Franz von Holtzendorff (Nr. 1) (sie wurden seinerzeit zuerst in „Nord und Süd" und in „Westermann's Monatsheften" publicirt) können mit Recht als sehr gründliche und in mehr als einer Hinsicht bedeutsame Arbeiten angesehen werden. Eine besondere Bedeutung darf das Holtzendorff'sche Buch von vornherein auch schon darum für sich in Anspruch nehmen, weil es einen sehr übersichtlichen und sachverständigen Bericht über die höchst instructiven Verhandlungen des im Jahre 1880 zu Edinburgh abgehaltenen socialwissenschaftlichen Congresses gibt, einen Bericht, der durch die vom Referenten überall eröffneten Ausblicke auf deutsche Verhältnisse hohen und dauernden Werth erhält. Der Umstand, daß seit den Tagen jenes Congresses bereits vier Jahre verflossen sind, ändert an der Actualität des Buchs wenig oder gar nichts; denn die hier berührten Verhältnisse haben inzwischen kaum irgendwo eine nennenswerthe Umgestaltung, resp. einen Fortschritt erfahren.

Das Interesse des Verfassers mußte sich selbstverständlich zunächst dem Studium der schottischen Rechtszustände zuwenden, und was er uns über die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten derselben mittheilt, verdient auch die Beachtung und Theilnahme des Nichtjuristen in hohem Grade. Ein fundamentaler Unterschied zwischen dem schottischen und dem continentalen wie dem englischen Strafrecht liegt vor allem in dem System der Strafverfolgung. Während in Deutschland, Frankreich und Italien das Anklagemonopol ausschließlich in den Händen der Staatsanwaltschaft ruht, und während in England das System der Privatanklage mit nebensächlicher Stellung einer ergänzenden Staatsanwaltschaft das herrschende ist, besteht in Schottland eine amtliche Anklagepflicht der Staatsanwaltschaft mit rechtlich allgemein zulässiger (thatsächlich im ordnungsmäßigen Gange der Justiz ungebräuchlicher, aber grundsätzlich höchst wichtiger) Nebenstellung der Privatanklage. Den Vorzug verdient nach des Verfassers scharfsinnigen und einleuchtenden Deductionen das englische System, doch erweist sich auch das in Schottland gebräuchliche um vieles ersprießlicher als das französische und das deutsche Verfahren. Die allgemeine Zulassung der staatsbürgerlichen Anklage gehört zweifellos zu den allerwichtigsten politischen Folgerungen des Rechtsstaats und erscheint nach Holtzendorff sogar als eine Forderung der öffentlichen Moral. An den Denuncianten, der im geheimen auftritt und eine Verantwortlichkeit zu vermeiden sucht, knüpft sich auf dem Festlande die Vorstellung der Feigheit oder der Rachsucht; der im öffentlichen Verfahren hervortretende Privatankläger, der auf eigene Gefahr handelt, erscheint

aus entgegengesetzten Gründen als Verfechter der öffentlichen Staatsordnung.

Wenn also hier Gelegenheit zu einer Anerkennung für die schottischen Verhältnisse vorlag, so ist eine andere Erscheinung, über die uns Holtzendorff unterrichtet, desto eigenthümlicher und befremdlicher: nämlich die großen Ungleichheiten und Widersprüche zwischen schottischem und englischem Recht, die ein Deutscher versucht wäre, haarsträubend zu nennen. Von dem Criminalrecht mag man dabei noch allenfalls absehen; aber fast unbegreiflich erscheint es, daß zwei Ländergebiete, die wirthschaftlich, gesellschaftlich, politisch und materiell so eng miteinander verbunden sind wie England und Schottland, ein völlig verschiedenes Eherecht haben. So wäre z. B. noch heute möglich, was 1812 in dem denkwürdigen Fall Lolley geschah. Lolley hatte sich in England verheirathet. Die Ehe ward auf Antrag der Frau rechtskräftig wegen Ehebruchs vor den Gerichten in Schottland geschieden, während in England diese Ehe nur durch eine Privatbill des Parlaments lösbar gewesen wäre. Lolley verheirathete sich demnächst zum zweiten mal auf englischem Boden. Wegen Bigamie angeklagt, ward er verurtheilt und für mehrere Jahre auf die Galeeren (hulks) befördert. Auf die sehr naheliegende Frage, wie dergleichen bei einem freien Volke möglich sei, antwortet Holtzendorff mit dem Hinweis auf die Unterscheidung, die der Engländer zwischen den Arten des Unrechts zu machen pflegt. Die Engländer sind ungemein empfindlich gegen politisches Unrecht, d. h. gegen solche Fälle von Ungerechtigkeit, die ihren Ursprung haben in der Ueberschreitung der Amtsmacht, in obrigkeitlicher Willkür oder in Misbrauch amtlicher Befugnisse — Fälle, die sich zumeist als Beeinträchtigungen der staatsbürgerlichen Freiheit darstellen. Unempfindlicher aber zeigen sich Engländer vergleichungsweise gegenüber dem juristischen Unrecht, das der Richter begeht, wenn er kraft seines Amts bestehenden Gesetzen eine fehlerhafte Auslegung gibt oder ein Gesetz auf ungeeignete Fälle bezieht. Die überlieferte Achtung der Engländer vor dem richterlichen Amt überwiegt dann durchaus über das Gefühl des Misbehagens. Dem Satz: „Der König kann kein Unrecht thun", steht ein zweiter gleichsam zur Seite: „Der Richter kann in keinen Irrthum fallen." Ausdruck dieser Empfindung war die bisher durchaus mangelhafte Entwickelung des Rechtsmittelsystems.

In einem weitern Abschnitt seines Buchs bespricht Holtzendorff auf Grund eines von Lord Balfour of Burleigh auf dem Congreß gehaltenen Vortrags das schottische Erziehungswesen, das für unsere deutschen Anschauungen viel Seltsames und Ueberraschendes hat. Der Ausgangspunkt der schottischen Pfarrschule war, wie das auch in Deutschland der Fall, mit der Reformation gegeben. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstand, auf durchaus kirchlicher Basis ruhend, die alte Pfarrschule, um die sich der Staat nicht bekümmerte. Allen zugänglich, entbehrte sie des Zwangscharakters und der Regierungseinmischung. Ihr Hauptmerkmal war, daß sie Jahrhunderte hindurch vorwiegend von Candidaten des geistlichen Amts geleitet wurde, die einerseits eine gelehrte Universitätsbildung, andererseits pädagogische Erfahrung erworben hatten und in der Stellung als Volksschullehrer so lange zu verbleiben pflegten, bis sie im Verlauf der Zeit zum Genuß einer Pfarrstelle gelangten. Auf diese Weise entstand eine für unsere deutsche Auffassungsweise höchst merkwürdige Berührung zwischen Universität und Volksschule. Junge Bauernbursche von höherer Befähigung wurden in der Pfarrschule selbst unter der Leitung jener Candidaten zum Uebergang auf die Universität vorbereitet, indem sie durch tüchtige Lehrer die erforderliche Ausbildung im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik erhielten. Andererseits waren durch den demokratischen Zug der presbyterianischen Kirchenverfassung die Universitäten genöthigt, sich den wirthschaftlichen Bedürfnissen eines von der Natur wenig bevorzugten Landes anzunähern. So fanden die Vorlesungen an den schottischen Universitäten zu solchen Jahreszeiten statt, in denen der Landarbeiter abkömmlich war. Noch heute besteht die alte Ferienordnung, und viele schottische Studenten (in den letzten vier Jahren 240 von 300) verbringen über sieben Monate auf den Ackerfeldern ihrer Heimat, um durch Handarbeit Lohn zu verdienen und damit den Aufenthalt in den Universitätsstädten zu bezahlen. Holtzendorff führt die nicht zu bezweifelnde allgemeine Tüchtigkeit des schottischen Volks, den überall waltenden Geist besonnener Energie und die Gleichmäßigkeit der Bildungsverhältnisse vorzugsweise auf diese einzigartige Wechselwirkung zwischen Landarbeit und Universitätsstudium zurück, und meint, daß es infolge der Verschmelzung wissenschaftlicher Forschung und lebendiger Praxis umsichtigere Farmer als in Schottland nirgends gebe. Veranlaßt durch die erwähnten unverkennbaren Vorzüge des schottischen Unterrichtswesens, macht Holtzendorff in Bezug auf unsere deutschen Verhältnisse zwei sehr beherzigenswerthe Vorschläge. Er hält es für angezeigt, an Stelle der sich fortdauernd mehrenden Universitätsstipendien im Interesse der socialen Gerechtigkeit eine Zeit lang durch Stiftungen mehr dafür zu sorgen, daß ausgezeichnet befähigte Schüler aus den Kreisen der Fabrik- und Landarbeiter zum Erwerb der von den Universitäten geforderten Vorbildung mit den nothwendigsten Mitteln ausgestattet werden — und er meint, daß es sehr zuträglich wäre, von den Geistlichen dasselbe zu fordern, was der Jurist zu leisten hat, ehe er in ein definitives Staatsamt tritt, nämlich praktische Vorbildung, die in der Volksschule zu finden wäre. In der schottischen Pfarrschule liegt in der That ein sehr beachtenswerthes Vorbild auch für die kirchlichen Genossenschaften.

Verhältnißmäßig wenig Neues und besonders Bemerkenswerthes bringt uns die „vierte Tagfahrt" des Buchs, die an Beddoe's Vortrag über öffentliche Gesundheitspflege in Schottland anknüpft. Hier haben die bedeutenden Fortschritte und wissenschaftlichen Errungenschaften der letzten vier Jahre sowol den schottischen Redner wie den deutschen

Berichterstatter bereits weit überholt, und ich erwähne als beachtenswerth darum nur Holtzendorff's Aeußerungen über die in England bei der Durchführung des Impfzwangs gegenwärtig beobachtete zweckmäßige Praxis. Nachdem sich verschiedene andere Zwangssysteme trotz ihrer Härte als wenig wirksam erwiesen hatten, ist man jetzt zur mehrmaligen Wiederholung kleiner Geldbußen in nicht zu kurzen Zwischenräumen übergegangen, damit den Widerspenstigen Zeit gelassen werde, sich zu besinnen, und die Erfahrung hat hier sowol wie bei andern Gelegenheiten gelehrt, daß die meisten Menschen ein Martyrium in Gestalt der Gefängnißstrafe weit eher auf sich nehmen und viel länger aushalten als in Gestalt der Geldstrafen.

Aus den folgenden Abschnitten, welche die verschiedenartigsten Gegenstände mit immer gleicher Gewissenhaftigkeit, Sachkenntniß und Gründlichkeit behandeln, kann ich nur Einzelnes herausheben. Da ist vor allem sehr lesenswerth, was Holtzendorff über die Vereine zum Schutz entlassener Strafgefangener, über die Aufgaben der Gesundheitspflege in der Schule, über die criminalistische Seite der Sabbatfeier und über die Behandlung jugendlicher Delinquenten zu sagen weiß. Seine mit vielen satirischen Seitenhieben auf die deutschen Fanatiker der Prügelstrafe gewürzten Ausführungen über die Anwendung der körperlichen Züchtigung nach englischem Recht sind nichts anderes als ein lebhafter Protest gegen diese Art der Bestrafung, und in der That ist das, was er uns über die verschiedenen Anwendungsformen der neunschwänzigen Katze in ihren mannichfachen Spielarten erzählt, sehr wenig danach angethan, der von unsern Conservativen ausgehenden Strömung neue Freunde zu gewinnen.

Einen überwiegend feuilletonistischen Charakter tragen die letzten Abschnitte des Buchs, welche allerlei bunte Skizzen aus den schottischen Hochlanden bringen. Sie stehen des leichtern Stoffs wegen an Bedeutung dem ersten, umfangreichern Theil des Werks nach, bringen aber des Unterhaltenden und Anmuthenden noch sehr viel. Ich citire hier einige Strophen eines von Holtzendorff zum ersten mal in deutscher Uebersetzung veröffentlichten Gedichts, das Oberst Lovelace, ein begeisterter Anhänger der Stuarts, im Kerkerverlies verfaßte und das Holtzendorff mit Recht als ein schönes Monument rührender Königstreue im Kerker bezeichnet. Diese Strophen lauten:

Ihr Wogen stürmt! Nordostwind blase!
Und thürm' sie bis zum Himmelsdach!
Wie sehr ihr wildes Toben rase,
Mir ruft's die Kraft der Unschuld wach.
Die See im Sturm besänftigt die Gedanken,
Und alles Leid wird Balsam für mich Kranken....

Die Ketten hier an meinen Armen
Sind der Geliebten Festgeschenk,
Damit die Pulse mir erwarmen,
Trag ich die Fesseln am Gelenk.
Die Mauern sind mein Schirm, des Kerkers Zelle
Beschützet mich als sichre Citadelle....

Ich bin der Vogel, den sie sinnen
Der holden Freiheit zu entziehn,
Doch nur mein Leib verweilt hier innen,
Der freie Geist vermag zu fliehn,
Und ob ummauert auch, umstrickt von Schlingen,
Kann ich doch meinem König Jubel singen.

Frei weht mein Geist, gleich linden Lüften,
Gefangen ist mein schlechtrer Theil,
Die Treue wächst in dunkeln Grüften
Und bringt mir unvergänglich Heil,
Nur meinen Leib hält die Gewalt umfangen,
Denn meine Seele bleibt am König hangen.

Fast noch bunter und mannichfaltiger als das sehr lesenswerthe Holtzendorff'sche Werk ist das Buch des bekannten und äußerst fruchtbaren Politikers, Volkswirthschafters, Juristen und Reiseschriftstellers Karl Braun-Wiesbaden, das statt des Titels „Von Berlin nach Leipzig" (Nr. 2) richtiger die Bezeichnung „Berlin und Leipzig" führen sollte. An übersichtlicher Gliederung des Materials, akademischer Ruhe und Klarheit der Darstellung und gediegenem wissenschaftlichen Werth freilich bleibt es hinter den oben besprochenen Reiseskizzen zurück, und nicht jeder Leser wird sich mit der sprunghaften Manier des Erzählens und dem häufig etwas banalen Zeitungsstil des Autors befreunden können. Nichtsdestoweniger enthält auch diese Sammlung einzelner Abhandlungen und Feuilletons — denn etwas anderes haben wir eigentlich nicht vor uns — einige hochinteressante Abschnitte, die wir namentlich in jenem Theil zu suchen haben, der den Entwickelungsgang der deutschen Rechtseinheit schildert. Allerdings stehen diese historischen und kritischen Auslassungen mit Berlin oder mit Leipzig höchstens insofern in einem gewissen losen Zusammenhang, als das königliche Obertribunal, an welchem der Verfasser als Rechtsanwalt thätig war, seinen Sitz in Berlin hatte, während er mit dem deutschen Reichsgericht in gleicher Eigenschaft nach Leipzig übergesiedelt ist. Die von Braun gegebene historische Darstellung und namentlich die durchaus objective, aber gerade deshalb keineswegs schmeichelhafte Schilderung, welche er von der Thätigkeit des seligen Reichskammergerichts zu Wetzlar entwirft, darf — wenigstens in Bezug auf die hier inne gehaltenen Gesichtspunkte — den Vorzug der Neuheit für sich in Anspruch nehmen und ist auch trotz der einer solchen Materie nothwendig anhaftenden Trockenheit nicht nur für den Juristen, sondern auch für den Laien recht lesenswerth und in vieler Hinsicht lehrreich. In Bezug auf den ersten und den letzten Theil des Buchs, in welchem Berlin, resp. Leipzig, behandelt wird, läßt sich eine kritische Meinung nicht ohne weiteres äußern; denn bei der Verschiedenartigkeit der in den Bereich der Besprechung gezogenen Stoffe mußte nothwendig auch der Werth der einzelnen Darstellungen ein sehr verschiedener werden. Im großen und ganzen wäre es für den Gesammteindruck des Buchs zweifellos von nicht geringem Vortheil gewesen, wenn der Verfasser seine nach den Bedürfnissen des Tags entstandenen Feuilletons, in denen es natürlich an Ueberflüssigkeiten und Wieder-

holungen nicht fehlt, nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt aneinandergereiht, sondern sie unter geeigneten Streichungen und Zusammenziehungen zu einem organischen Ganzen verschmolzen hätte. So interessant z. B. ein übersichtliches Gesammtbild der im Jahre 1879 in Berlin veranstalteten Gewerbeausstellung aus verschiedenen Gründen auch noch nach Jahren sein kann, so wenig gehört doch all das nebensächliche, aufzählende Beiwerk, das während der Dauer einer solchen Ausstellung für den Zeitungsleser wol einige Bedeutung haben mag, in den Rahmen eines Buchs, für welches der Autor in seiner Vorrede denn doch eine recht vornehme Rangstellung in Anspruch nimmt. Auch will es zuweilen den Anschein gewinnen, als habe der Verfasser aus Gründen persönlicher Liebhaberei einzelnen Gegenständen im Verhältniß zu den übrigen interessantern Stoffen, die nur flüchtig berührt sind, eine viel zu eingehende und liebevolle Behandlung zutheil werden lassen, und ich zweifle sehr, ob er eine zweiundvierzig Seiten lange Geschichte einer einzelnen Straße geschrieben haben würde, wenn sich nicht seine eigene Wohnung zufällig in derselben befunden hätte. Freilich ist Braun ein viel zu erfahrener und geschmackvoller Schriftsteller, als daß er jemals in eine geradezu ermüdende Eintönigkeit verfiele, und er weiß auch den an und für sich nebensächlichen und uninteressanten Dingen, welche oft den Kern eines Kapitels bilden, durch allerlei amusante Seitensprünge, zu denen ihm gewöhnlich ein scheinbar zufällig in die Feder geschlüpftes Wörtchen genügenden Vorwand gibt, und durch Einflechtung von alten und neuen Scherzworten und Anekdoten ein gewisses unterhaltendes Gepräge zu geben. Aber auch in dieser Vielseitigkeit, in diesem nervösen Umherspringen von einem Gegenstand auf den andern liegt auf die Dauer etwas Ermüdendes für den Leser, dem zu einer ruhigen, behaglichen Vertiefung in die eine oder die andere Materie nirgends Gelegenheit gegeben wird.

Neben diesen Mängeln, die mir gerade in dem vorliegenden Buche Karl Braun's schärfer hervorzutreten scheinen als in einer seiner andern Schriften, lassen sich auch alle diejenigen Vorzüge constatiren, welche ihm sonst eigen zu sein pflegen. Seine Beobachtungen sind scharf und einsichtig, seine Urtheile treffend und gründlich, und aus seinen Reflexionen ergibt sich mancher Fingerzeig von nicht zu unterschätzender praktischer Bedeutung.

Reinhold Ortmann.

Aesthetische Schriften.

Die Verlagshandlung von S. Hirzel in Leipzig veröffentlicht seit mehreren Jahren die Dictate aus den Vorlesungen des in Berlin verstorbenen Philosophen Hermann Lotze. So ist auch in genanntem Verlage das Heft erschienen:

1. Grundzüge der Aesthetik. Dictate aus den Vorlesungen von Hermann Lotze. Leipzig, Hirzel. 1884. 8. 2 M.

Der Text dieser „Grundzüge" stammt aus den Vorlesungen des Sommersemesters 1856 (in Göttingen). Der Abriß ist denn freilich dürftig genug; immerhin aber erkennt man in allen Bemerkungen den Geist eines Lotze. Er handelt zunächst im ersten Haupttheil vom Wesen der Schönheit und der Phantasie, und redet sodann von der Verwirklichung und den Arten des Schönen. In einem zweiten Haupttheil wird das Wesen der fünf Hauptkünste entwickelt. Nach Lotze kann ein absoluter Werth dem Schönen nur zukommen, wenn die Verhältnisse, durch welche es schön ist, zu den allgemeinen, ewigen und bedeutungsvollen Zusammenhängen der Wirklichkeit gehören. Wenn es nun ein Reich der allgemeinen Gesetze, ferner ein Reich der wirklichen Stoffe und Kräfte, und endlich einen bestimmten Plan von deren gegenseitigen Wirkungen gibt: so ist Schönheit das unmittelbar anschauliche Hervortreten einer Einheit von jenen drei Gewalten, welche Einheit unsere Erkenntniß allerdings nicht völlig zu vereinigen vermag. Nur in dem Ganzen der Welt werden wir eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen dem zu erfüllenden Zweck, der freien Wirklichkeit der Mittel und den allgemeinen Gesetzen des Wirkens voraussetzen dürfen. Wo nun aber doch in einer einzelnen Erscheinung die Congruenz heraustritt, da scheint uns der Gegenstand mehr zu leisten, als seine Pflicht ist: indem er durch diesen Ueberschuß an innerer Vortrefflichkeit ein Gefühl der Lust in uns anregt, nennen wir ihn schön. Die Schönheit im vollsten Sinne des Wortes würde nur der bewegten schöpferischen Weltseele zukommen, und die höchste objective Schönheit werden wir immer in der beseelten Gestalt finden. Die Phantasie ist nicht blos eine auffassende Thätigkeit, welche in der Welt der Formen die Welt der Werthe entdeckt, sondern zugleich eine schaffende Thätigkeit, welche die innere Welt der Werthe in die Welt der Formen überzuführen vermag. Die Phantasie der schaffenden Weltseele ist der Quell aller Schönheit. Die Kunst hat nicht sowol zu idealisiren, als vielmehr zu concentriren, was in der unendlichen Ausdehnung der Welt räumlich und zeitlich zerstreut auseinanderliegt.

Aus dem zweiten Haupttheil heben wir folgende Hauptgedanken heraus. Nach Lotze läßt sich dieselbe Melodie oft ganz entgegengesetzten Gemüthszuständen, der Lust und der Verzweiflung, dem Zorne und der Liebe, gleichmäßig anpassen. (?) Die römische Architektur kommt ziemlich schlecht bei ihm weg, während die Architekten geneigt sind, jene hoch zu stellen. Sehr feinsinnig bemerkt er, daß der gothische Stil den Eindruck einer Association unzählbar vieler Glieder mache, deren jedes ein eigenthümliches Leben bewahre.

Dem Abriß der Lotze'schen Aesthetik ist beigegeben ein gut geschriebener Nekrolog des Philosophen von E. Rehnisch, woran sich eine Uebersicht über Lotze's Lehrthätigkeit schließt.

2. Aesthetik von Joseph Jungmann, S. J. Zweite vollständig umgearbeitete und wesentlich erweiterte Auflage des Buches „Die Schönheit und die schöne Kunst“. Freiburg i. Br., Herder. 1884. Gr. 8. 12 M.

Unter den von katholischen Autoren verfaßten Lehrbüchern der Aesthetik ist vorstehendes das umfänglichste. Das Werk erschien bereits 1865 unter dem Titel „Die Schönheit und die schöne Kunst“; nachdem es zwölf Jahre hindurch vergriffen gewesen, hat sich der Verfasser zu der vorliegenden vollständigen Umarbeitung und Erweiterung der ersten Auflage entschlossen. Das mit neuen Illustrationen ausgestattete Buch umfaßt 950 Seiten in Großoctav, ein für den Referenten nicht gerade leicht zu bewältigender Stoff. Noch schwerer aber wurde mir die Kritik gemacht aus innern Gründen. Selbstverständlich legte mein protestantisches Bekenntniß mir die Verpflichtung auf, die Arbeit eines katholischen Fachgenossen doppelt rücksichtsvoll zu behandeln. Ich nehme keinen Anstoß daran, daß ein Jesuit und katholischer Professor der Theologie eine wissenschaftlich gehaltene Aesthetik veröffentlicht; hat doch, ganz abgesehen von den Theologen Lessing und Herder, der evangelische Professor der Theologie Schleiermacher über fast alle philosophischen Disciplinen und so auch die Aesthetik öffentlich gelesen. Freilich berührt uns Evangelische eigenthümlich der Umstand, daß auch ein solches Buch nur „mit Erlaubniß der Obern“ gedruckt werden darf. Was wir aber formell wie materiell verwerfen, ist die Nöthigung eines katholischen Gelehrten, sich noch heutzutage selbst auf einem außerkirchlichen Gebiete in den Bahnen der mittelalterlichen Scholastik zu bewegen. Jungmann verwendet die griechischen Philosophen und die christlichen Kirchenväter in einer geradezu erdrückenden Fülle als Beweisinstanzen, und das höchste Tribunal der Wissenschaft ist ihm Thomas von Aquino. Hierbei bewegt er sich mit einer nicht selten ermüdenden Breite und Weitschweifigkeit. Er führt Protestanten mehr an, um sie zu widerlegen als zu billigen; unsern größten Aesthetiker Fr. Vischer behandelt er geradezu stiefväterlich, während er den unbedeutenden Benecke einer längern Auseinandersetzung würdigt. Ist es nicht eine schwerfällige Darstellung, wenn allein das dem Buch vorgedruckte Inhaltsverzeichniß die Seiten 7—35 umfaßt? Oder wenn Kapitelüberschriften folgendermaßen gefaßt sind: „Drittes Kapitel. Daß die Schönheit der Gegenstand und Grund eigentlicher Liebe ist, ergibt sich aus der Beziehung, in welcher die Dinge, eben insofern sie schön sind, der Wesenheit Gottes gegenüberstehen.“ Oder §. 2 des neunten Abschnittes als Ueberschrift: „Die dramatische Kunst ist nicht eine unter den besondern Richtungen der Poesie, sondern sie hat neben der Poesie als eine eigene selbständige Kunst zu gelten.“

Um möglichst objectiv zu verfahren, wollen wir die überaus mühsam herausgeschälten Gedanken des Verfassers hier zusammenzustellen, soweit sie uns zu einer Selbstcharakterisirung seines Werks geeignet erscheinen.

Jungmann will an Stelle des Gräcismus „Das Schöne“ den bezeichnendern Ausdruck „Die Schönheit“ gebraucht wissen. Letztere ist ihm eine übersinnliche Beschaffenheit der Dinge, welche nur durch die Vernunft erkannt wird, und zwar lediglich mit Hülfe der Sinne des Gesichts und des Gehörs. Aber nur schöne Dinge sind uns zugänglich, nicht die Schönheit selbst. Unter den Vorzügen der sichtbaren Dinge vergeht keiner so schnell wie die Schönheit: würde es der Materie wol so schwer sein, die Schönheit festzuhalten, wenn diese nicht eine bessere Heimat hätte als die sichtbare Welt? Die Schönheit muß, wie jeder andere übersinnliche Vorzug, in dem Geist eine Vollendung erreichen können, in welcher der Stoff sie gar nicht mehr zu fassen im Stande ist. Die Schönheit der Dinge ist deren innere Gutheit, insofern sie durch diese dem vernünftigen Geiste Gegenstand des Genusses zu sein sich eignen. Alle Schönheit ist objective Uebereinstimmung mit der Wesenheit Gottes. Die von krummen Linien umgrenzten Gestalten sind darum schöner, weil sich uns in der Curve von den Vorzügen des vernünftigen Geistes mehr darstellt als in der geraden Linie. Alle Dinge sind irgendwie schön; sähen wir das Kamel mit dem Blick der ewigen Weisheit, so würde es uns fürwahr nicht mehr häßlich erscheinen. Gott selbst sah ja nach Vollendung der Schöpfung, daß alles schön (gut) sei, was er gemacht hatte. Auch der Teufel ist nicht schlechthin häßlich. In unvergleichlicher Schönheit thront zur Rechten des Vaters jene menschliche Natur, welche der Sohn Gottes um unsers Heils willen angenommen hat. In einer Schönheit aber, die außer Gott kein Wesen wie sie es verdient zu lieben vermag, strahlt die Jungfrau, sie, die Erstgeborne vor aller Creatur. Das Weib steht an Schönheit dem Manne nach, weil es ein geringeres Maß innerer Gutheit besitzt, weil ferner Thomas von Aquino sagt: „Wie Gott der Ursprung und der Zweck der gesammten Schöpfung ist, so bildet den Ursprung und den Zweck des Weibes der Mann.“ Die sichtbare Kirche Christi ist das vollendetste und herrlichste, im eigentlichen Sinne das schönste unter den Werken Gottes in der Zeit. Heftig polemisirt Jungmann gegen die Lehre protestantischer Aesthetiker von der ästhetischen Erhabenheit eines großen bösen Charakters. Wenn nach Schiller „Verzweiflung ein Beweis ist, daß tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wacht“, so nennt Jungmann solche Gedanken „unwahr und unsittlich“.

Wenn Jungmann sagt, daß unzweifelhaft in den Werken des Hesiod und Homer die griechische Poesie ihre höchste Vollendung erreicht, so erlauben wir uns mindestens in Bezug auf Hesiod ein Fragezeichen. Die Fornarina und die Donna Velata sind nach Jungmann durchaus eine und dieselbe unzüchtige Person, welche Rafael

zu seiner Sixtina begeistert hat! Jungmann's Prüfung der Anschauungen Lessing's ergibt ein allseitig negatives Resultat. Die Nacktheit der menschlichen Gestalt ist auch ästhetisch unzulässig, weil seit dem Falle Adam's jeder menschliche Leib der Leib des Todes und trotz aller physischen Schönheit doch ethisch durch und durch häßlich ist. Musik ist die Kunst, die Wirksamkeit von Schöpfungen der Poesie durch die Melodie zu erhöhen; die selbständige Instrumentalmusik kann den schönen Künsten nicht beigezählt werden.

Die Rücksicht auf den Raum nöthigt uns, hier abzubrechen und unser Gesammturtheil also zu formuliren: Jungmann's Aesthetik ist für den gläubigen Katholiken eine Musterleistung, für den Protestanten sehr beachtenswerth als Zeichen der Zeit, als Probe katholischer Wissenschaft. Unleugbar großer Fleiß und nicht geringe Begabung empfehlen den Verfasser.

3. Gefahren belletristischer Lektüre. Vortrag von J. Jungmann, S. J. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1884. 8. 80 Pf.

Der Redner, der diesen Vortrag im Katholischen Casino in Innsbruck gehalten hat, will die Frage erörtern, ob die Beschäftigung mit den Werken unserer „classischen" Dichter, insbesondere mit Lessing, Herder, Schiller, Goethe, unter allen Umständen und ohne jede Beschränkung gefahrlos sei. Er antwortet, daß die Form vieler Werke der Genannten Anerkennung verdiene, nicht aber der Inhalt. „Wer mit Arsenik versetzten Wein, der in einem goldenen Becher credenzt wird (gewiß ein dem Jesuitismus sehr geläufiges Bild!), für lebensgefährlich hält, der stellt dadurch den Werth des Metalls gar nicht in Abrede." Lessing's religiöse Weltanschauung wird ohne weiteres mit derjenigen des wolfenbütteler Fragmentisten identificirt, was ja bekanntlich unstatthaft ist. Daß Schiller in seinen reifern Jahren Kant's Anhänger war, übersieht Jungmann; für ihn existirt nur ein Schiller, welcher „sich mit gottlosen pantheistischen Lehren des spanischen Juden Baruch Spinoza vertraut gemacht hatte". Ebenso wird der junge Goethe gegen den alten ausgespielt; die meisten Romantiker „benutzten die Erscheinungen im Christenthum als Mythologie". Jungmann erklärt unumwunden: „Die schöne Literatur ist nicht eine confessionslose, sie ist eine schlechthin antichristliche Schule." „Die göttliche Offenbarung in der Kirche hat für alle Verhältnisse des socialen Lebens Geltung: in Kunst und Wissenschaft, in Politik und Staatsrecht." „Die Trennung von Religion und Sittlichkeit ist eine Erfindung des Protestantismus, eine grobe Unwahrheit." Jungmann misbilligt „die Ueppigkeit in unzähligen (?!) lyrischen Gedichten Goethe's", und erinnert an die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Schiller durch den gottlosen französischen Nationalconvent. Diese Proben mögen genügen. Daß über das von Jungmann gewählte Thema sich sehr verdienstvoll sprechen läßt, wissen wir sehr wohl; aber gegenüber seiner Art, unsere größten Geister über das gebührende Maß hinaus zu kritisiren, fragen wir nur: hat er den Muth, über die Bibel, Augustin's Bekenntnisse und die Schriften gewisser Mystiker genau nach demselben Maßstab zu urtheilen, welchen er an Goethe und Schiller gelegt hat?

Gustav Portig.

Eine kunstwissenschaftliche Zeitschrift.

Repertorium für Kunstwissenschaft. Redigirt von Hubert Janitschek. Siebenter Band. Stuttgart, Spemann. 1883—84. Gr. 8. 16 M.

Der Kunst gegenüber gibt es im Grunde nur drei wissenschaftliche Standpunkte, welche eine einheitliche Behandlung zulassen, den ästhetisch-kritischen, oder wenn man es so nennen will, kunstphilosophischen, den historisch-kritischen und den journalistisch-kritischen. Der erste umfaßt alle Künste, weil er die Idee der Kunst überhaupt und weiterhin ihre systematische Gliederung zu besondern Künsten zur Voraussetzung hat. Der zweite umfaßt zwar insofern auch alle Künste, als er die Nothwendigkeit einer praktischen Entwickelung des Gesammtgebiets der Kunst und folglich auch der besondern Künste zur Voraussetzung hat; allein da diese praktische Entwickelung selber Gegenstand der ästhetisch-kritischen Betrachtungsweise ist, also dem ersten Standpunkt angehört, so hat er um so mehr die Freiheit, sich auf ein bestimmtes Kunstgebiet, z. B. auf das der bildenden Künste, zu beschränken, als er wesentlich auf die Vergangenheit der Kunst, d. h. auf die Feststellung, Sammlung und Sichtung der kunsthistorischen Thatsachen angewiesen ist. Diese beiden ersten Standpunkte sind nicht nur im strengern Sinne des Worts als „wissenschaftliche" zu bezeichnen, sondern ihre Stellung zueinander ist auch insofern von Interesse, als sie, einander ausschließend, zugleich sich gegenseitig ergänzen. Der dritte Standpunkt hat es vornehmlich mit der lebenden Kunst, beziehungsweise den lebenden Künstlern zu thun; er kann auf wissenschaftlicher Basis beruhen, wenn er sich auf die beiden ersten Standpunkte stützt und deren Resultate für die Beurtheilung des zeitgenössischen Kunstlebens verwerthet und so auf die populäre Erkenntniß der Künstler und des kunstliebenden Publikums einzuwirken sucht. Erhalten sich diese drei Standpunkte in ihrer Reinheit, d. h. suchen sie nicht über die ihnen naturgemäße Grenze der Betrachtung hinaus- und in das Gebiet der andern überzugreifen, so haben sie ihre volle Berechtigung und sind in gleicher Weise von großer Bedeutung. Diese büßen sie aber um so mehr ein,

je mehr sie sich miteinander vermischen, um dadurch einen Schein von Universalität zu gewinnen, der aber meist nur die Maske für principienlose Oberflächlichkeit ist.

Das oben genannte periodische Werk, welches bereits auf eine stattliche Zahl von Bänden zurückblicken kann, gehört, wie nicht näher erläutert zu werden braucht, dem zweiten der oben geschilderten Standpunkte an, und zwar in der strengern Fassung desselben. Seine Bedeutung — dies liegt schon in seinem Charakter als „Repertorium" — wurzelt vornehmlich einerseits in der möglichst vollständigen Uebersicht, beziehungsweise Kritik der zeitgenössischen Leistungen im Gebiete der historischen Kunstwissenschaft, andererseits in der Veröffentlichung selbständiger monographischer Untersuchungen über Specialfragen der Kunstgeschichte; nach beiden Seiten hin bietet es dem zukünftigen Historiker ein ebenso mannichfaltiges wie streng gesichtetes Material, gleichsam eine Sammlung von Bausteinen für die kritische Kunstgeschichte dar, und zwar, was dem zu allgemein gehaltenen Titel „Repertorium für Kunstwissenschaft" gegenüber ausdrücklich zu bemerken ist, für die Kunstgeschichte der bildenden Künste, einschließlich der Architektur und Kunstindustrie. Der Inhalt der einzelnen, durchschnittlich acht Bogen Lexikonformat starken, in höchst eleganter Ausstattung auftretenden Hefte ist ebenso reichhaltig wie streng systematisch geordnet. Den Anfang bildet eine Reihe von Monographien über bedeutende ältere Künstler oder einzelne Werke derselben, cultur- und kunsthistorische Essays u. dgl., dann folgen Berichte und Mittheilungen aus Sammlungen und Museen, über staatliche Kunstpflege und Restaurationen, neue Funde u. s. f., endlich Literaturberichte, und zwar über die bedeutendern Werke, welche theils die Theorie und Technik der Kunst, theils die Kunstgeschichte und Archäologie, theils einzelne Künste behandeln. Dies sind die drei vornehmsten Abschnitte, denen sich dann noch bibliographische Notizen, ein Verzeichniß der wichtigern Besprechungen, sowie endlich eine sehr umfassende Bibliographie anschließen.

Es liegt selbstverständlich außerhalb der Grenzen unserer Zeitschrift, in eine Detailkritik einzelner Artikel der uns vorliegenden drei Hefte einzugehen; wir müssen uns mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß der Eindruck, welchen sowol die historischen Abhandlungen wie die Kritiken machen, durch die klare Motivirung und die rückhaltslose Strenge des Urtheils ein durchaus wohlthuender ist. Das Ganze durchweht ein wissenschaftlicher Ernst, welcher von vornherein Vertrauen zu der Objectivität des Inhalts einflößt. Im Besondern möchten wir auf folgende Artikel aufmerksam machen, welche nicht nur durch die Neuheit der Ansichten, sondern auch durch die Frische der Darstellung unser Interesse erregten: „Die Madonna Sixtina und der Kupferstich Ed. Mandel's" von A. von Reumont (Heft 1), „Etwas über barbarische Gemmen" von F. von Alten (Heft 2), „Alterthumsfälscher auf und mit Cypern" von M. Ohnefalsch-Richter, „Das Hospital Santo-Spirito zu Rom im 15. Jahrhundert" von H. Brockhaus (Heft 3). Unerwähnt darf nicht bleiben, daß das „Repertorium für Kunstwissenschaft", wo es das Bedürfniß des Textes erfordert, auch Illustrationen, Holzschnitte, Lichtdrucke u. dgl. als dankenswerthe Zugabe bringt.

Max Schasler.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Ein neues Lustspiel von Julius Rosen: „Deficit", ist am leipziger Stadttheater zuerst in Scene gegangen und hat eine freundliche Aufnahme gefunden. Rosen schreibt seine Stücke nicht nach der Schablone; er hat oft einen originellen Grundgedanken, aber nur wenige sind künstlerisch durchgearbeitet; sein dramatischer Pegasus bricht oft aus der Bahn. So ergeht es ihm auch in „Deficit", einem in der kaufmännischen Sphäre sich abspielenden Stück: man kann von einem Deficit leben, ja der Hauptgläubiger bezahlt sogar andere Schulden des ins Deficit gerathenen Debitors in der Hoffnung, wenn er ihn einige Zeit lang hält, später um so eher befriedigt zu werden. Das ist das eigentliche Thema des „Deficit": die sauersüße Freundschaft zwischen Gläubiger und Schuldner, die Liebe zwischen dem Sohn des ersten und der Tochter des zweiten füllen einige ganz lustspielartige Scenen in den ersten zwei Acten aus. Dann verfällt aber Rosen zu sehr auf die bekannten theatralischen Mätzchen, die aus dem Kreise des Lustspiels herausfallen, wie das possenhafte Versteckspiel mit dem Klavierschlüssel. Die entscheidende Wendung, daß der Sklave, hier der Gläubiger, seine Ketten bricht, geht in einer übertriebenen Lachscene verloren, und die Versöhnung am Schluß wird durch Motive herbeigeführt, welche mit dem Deficit nichts zu thun haben. Ein Hauptcharakter des Stücks ist ein sehr edler, sehr thatkräftiger, aber sehr impertinenter Commis, aus dem Holz der Bolze, aber in etwas vergröberter Gestalt geschnitzt und einem ganz ähnlichen ersten Liebhaber — denn das ist er nebenbei — im „Salontiroler" zum Verwechseln ähnlich. Diese Charakterköpfe des neuen Lustspiels haben, wie es scheint, jetzt die schüchternen und verlegenen Helden abgelöst; der brüske Commis hat den ängstlichen Referendar aus dem Felde geschlagen. Ob dies zum Vortheil des Lustspiels gereicht, welches derartige Typen bis zur Ermüdung nachzuprägen pflegt, muß dahingestellt bleiben. Julius Rosen hat übrigens ein gut Theil Mutterwitz und oft recht drollige Einfälle und erinnert insofern an die Kotzebue-Töpfer'sche Schule. Bisweilen hört man indeß auch aus den neuen Lustspielen unsern wackern Benedix heraus, der in Bezug auf Zusammenhalt der Composition und auf eine nicht in den Schwank herniedergleitende Haltung seinen Nachfolgern überlegen ist. Im „Salontiroler" wie im „Deficit" findet sich eine Scene, in welcher der Held einem abenteuernden und verbildeten Mädchen Moral predigt. Es wird niemand schwer fallen, in „Doctor Wespe", wo das emancipirte Mädchen von ihrem Verehrer in der Fechtstunde zur Ordnung gerufen wird und gründliche moralische Quarten und Terzen erhält, das Original zu diesen Nachdichtungen aufzufinden.

— Friedrich Spielhagen's Schauspiel „Gerettet" hat im Belle-Alliancetheater trotz des vorzüglichen Spiels der Frau

Ellmenreich keine dauernde Stätte gefunden. Die Kritik verhält sich meistens ablehnend gegen das Stück, dem sie besonders eine verworrene Handlung und einen vorwiegend epischen Ton zum Vorwurf macht. Nur Theophil Zolling widmet den Spielhagen'schen Dramen in der „Gegenwart" eine sehr anerkennende, ja begeisterte Besprechung.

— Nach der französischen Muse ist die skandinavische auf unserer Bühne am meisten populär: die Norweger und Dänen besonders haben sich in Deutschland mehr Terrain erobert, als für unsere heimischen Talente wünschenswerth ist. Neuerdings kam das Drama des dänischen Dichters Otto Benzon: „Ein Skandal", am berliner Residenztheater zur Aufführung. Das Stück ist ein dramatisches Pamphlet voll geistreicher Satire auf die neue Gesellschaft, aber ohne dramatischen Aufbau und vor allem mit einem ganz abrupten Abschluß. Die Muse der Dramatiker geräth ganz auf Abwege, wenn sie der Theorie Zola's von den lambeaux des realen Lebens huldigt und solche Fetzen abgerissener Handlung auf die Bühne bringt.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Bern hat am 8. September eine Conferenz der diplomatischen Vertreter der europäischen Staaten stattgefunden, in welcher allgemeine Grundsätze für den internationalen literarischen Verkehr festgestellt wurden. Die Grundlage der Berathungen bildeten die auf den frühern Congressen von Fachmännern in Brüssel 1858, in Paris 1878, in Rom 1882, besonders aber in Bern 1883 getroffenen Bestimmungen. Auf diesem letzten Congreß hatten die zahlreich anwesenden Vertreter der Association littéraire internationale ein Schreiben an den Vorsitzenden, Herrn Bundesrath Droz, gerichtet, in welchem sie ihn aufforderten, das Resultat ihrer Berathungen dem schweizerischen Bundesrath vorzulegen und dessen Beistand für die Gründung einer Union zur allgemeinen Anerkennung und zum Schutz des literarischen und künstlerischen Eigenthums anzurufen. Ein solches auf jener Grundlage entworfenes allgemeines Programm wurde den Vertretern Belgiens, Deutschlands, Frankreichs, Großbritanniens, Spaniens, Italiens, der Niederlande, Oesterreichs, Ungarns, Schwedens, Norwegens und der Schweiz vorgelegt. Einige Regierungen verhielten sich reservirt demselben gegenüber; andere, wie die deutsche, verlangten eine einheitliche Codification. Die generellen Bestimmungen sollen in Kraft treten, wenn die jetzt bestehenden Verträge abgelaufen sind und neue abgeschlossen werden. Einige der Hauptgrundsätze der jetzt vereinbarten Convention sind: Die Angehörigen eines der Vertragsstaaten genießen in allen andern Staaten der Union für ihre Werke dieselben Vortheile, welche die betreffenden Gesetze den eigenen Staatsangehörigen gewähren; ferner als eine sehr wichtige, über alle jetzigen Bestimmungen hinausgehende Festsetzung: Die Urheber eines Werks genießen in allen Ländern der Union das ausschließliche Uebersetzungsrecht für ihre Werke während zehn Jahren nach der Veröffentlichung in einem Unionsstaat. Andere Bestimmungen gehen mehr ins Detail, besonders bei musikalischen Werken. Der Grundsatz der Reciprocität beherrscht die ganze Convention, in welcher die Keime eines entschiedenen Fortschritts liegen.

— Bei der Philologenversammlung in Dessau ist am 2. October zum Standbild Wilhelm Müller's, des hervorragenden lyrischen Dichters, der gleich trefflich ist im sangbaren Volksliede wie im schwunghaften politischen Gesang, wofür seine „Griechenlieder" hinlänglich Zeugniß ablegen, der Grundstein gelegt worden. Die Festrede hielt Professor Gosche aus Halle, einer der gewandtesten und vielseitigsten deutschen Akademiker, wo es der Feier unserer hervorragenden Talente gilt.

Erklärung.

Mit Bezug auf eine Kritik unsers geschätzten Mitarbeiters, Herrn Daniel Sanders, über Schlessing's „Deutschen Wortschatz" geht uns gegenüber dem dort ausgesprochenen Vorwurf des Plagiats seitens des Verfassers die folgende Erklärung zu:

„Der «Deutsche Wortschatz» ist mit Bewilligung des Herausgebers des englischen Originalwerks von mir veröffentlicht worden, und ist der «Deutsche Wortschatz» das einzige Werk, das mit Wissen und Einwilligung des Eigenthümers des englischen Originals auf Grundlage von Roget's «Thesaurus of English Words and Phrases» für die deutsche Sprache bearbeitet worden und erschienen ist. Mit aller Hochachtung A. Schlessing."

Bibliographie.

Anhaeuser, W., Corfiz Ulfeld. Trauerspiel. Trier, Lintz. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Cölln, E. v., König Konrad der Junge. Epische Dichtung in zwölf Gesängen. Leipzig, Haessel. 8. 3 M.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 6te Aufl. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von H. Düntzer. 3 Thle. Nebst neuem Register. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 6 M.

Fischer, E., Der Glaube an die Unsterblichkeit nach seinem Einfluß auf das sittliche Leben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Geschichtslügen. Eine Widerlegung landläufiger Entstellungen auf dem Gebiete der Geschichte mit specieller Berücksichtigung der Kirchengeschichte. Aufs Neue bearbeitet von drei Freunden der Wahrheit. Paderborn, F. Schöningh. 8. 4 M. 50 Pf.

Hedwig und Helene. Lebensführungen zweier Freundinnen. Erzählung für junge Mädchen von Marie L. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 2 M.

Heegaard, S., Ueber Erziehung. Eine Darstellung der Pädagogik und ihrer Geschichte. Herausgegeben auf Veranstaltung des Ministeriums für Kirchen- und Unterrichtswesen. Nach der 2ten Auflage des dänischen Originals mit Erlaubnis des Verfassers übersetzt von O. Gleiss. 2ter Thl.: Geschichte der Erziehung. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 3 M.

Heims, P. G., Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs. Bilder und Skizzen von der Weltreise S. M. S. Elisabeth 1881—1883. Mit mehreren Karten der Reise. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1885. Gr. 8. 6 M.

Hoppe, J. J., Das Recht auf Arbeit und die leitende Genossenschaft. Frankfurt a. M., Foesser Nachfolger. Gr. 8. 75 Pf.

Jókai, M., Durch alle Höllen. Historischer Roman. Mit einem biographischen Beitrag und dem Porträt des Verfassers. Breslau, Schottländer. 1885. 8. 5 M.

Keller, R., Stilicho oder die Geschichte des weströmischen Reiches von 395—408. Berlin, Le Coutre. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

König, E. A., Um Glück und Dasein. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1885. 8. 10 M.

Lenz, O., Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880. 2 Bde. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 M.

Olpp, J., Angra Pequena und Groß-Nama-Land. Auf Grund vieljähriger Beobachtung kurz geschildert. Mit einem Vorwort von Fabri. Nebst 1 Karte des Herero- und Nama-Landes. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schmidt, F., Es giebt ein Wiedersehen. Dichter- und Denker-Stimmen aus alter und neuer Zeit über die Unsterblichkeit und Trostworte an Gräbern. Jena, Costenoble. 8. 1 M. 50 Pf.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 24ster Jahrgang. 1883. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 M.

Schweinburg, S., Jüdische Pessimisten. Wien, D. Loewy. 8. 80 Pf.

Seitz, H., Vom Wald. Zwei neue Dichtungen. Berlin, Parrisius. 8. 3 M.

Spaettgen, Doris Freiin v., Durch Sturm zum Hafen. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Steen, A., Die Adoptivkinder. Frei nach dem Englischen. Bevorwortet von G. Schlosser. Mit 17 Illustrationen. Bremen, Heinsius. 8. 3 M.

Stein, F. v., Geschichte des russischen Heeres vom Ursprunge desselben bis zur Thronbesteigung des Kaisers Nikolai I. Pawlowitsch. Hannover, Helwing. 1885. Gr. 8. 15 M.

Suttner, B. v. (B. Oulot), Ein Manuscript! Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 4 M.

Verdet, É., Vorlesungen über die Wellentheorie des Lichtes. Deutsche Bearbeitung von K. Exner. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. 2ter Bd. 1ste Abth. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Weidenmüller, Anna, Schildheiss. Eine deutsche Sage in sieben Gesängen. St. Gallen. Gr. 8. 1 M.

Zarncke, F., Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky, sein Leben und seine Werke. Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 14 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 43. 23. October 1884.

Neue Dramen.

1. Opfer um Opfer. Schauspiel in fünf Acten von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1883. 8. 2 M.
2. Peter Munk. Volksschauspiel in vier Aufzügen und einem Vorspiel von Ernst Wichert. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1883. 16. 20 Pf.
3. Clytia. Eine Scene aus Pompeji von Hermann Lingg. München, Th. Ackermann. 1883. 8. 80 Pf.
4. Otto von Pack. Drama in fünf Aufzügen von Gustav Thies. Kassel, Fischer. 1882. 8. 2 M.
5. Der Vorabend. Dramatisches Gedicht von Alexander Rizo Rangabé. Aus dem Griechischen übersetzt von O. A. Ellissen. Breslau, Schottländer. 1882. 12. 3 M.
6. Plautus und sein Jahrhundert. Schauspiel in fünf Aufzügen und einem Prolog von Pietro Cossa. Mit Autorisation des Verfassers deutsch bearbeitet von Hermann Lungwitz. Plauen, Neupert. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Unter den Verfassern der vorliegenden kleinen Dramensammlung befinden sich die Träger klangvoller und gewichtiger Namen, und dennoch ist die künstlerische Ausbeute nur gering. Einige dieser Werke haben die Bühnenprobe bereits bestanden — keins mit völlig stichhaltigem Erfolge.

Ernst von Wildenbruch's „Opfer um Opfer" (Nr. 1) ist nicht sein bestes Stück, aber auch nicht sein schlechtestes, und trotz einiger Schwächen in der Motivirung steht es doch in dieser Beziehung hoch über dem fehlervollen „Väter und Söhne", ja selbst über dem „Harold", dessen unglücklicher Eid die ganze zweite Hälfte des Stücks zu Falle bringt. Dafür ist es poetisch minderwerthig und hält sich in der Diction (Prosa), besonders in den ersten Acten ganz und gar auf dem Niveau des alltäglichen Lebens. Erst wenn starke Empfindungen laut werden und miteinander in Conflict gerathen, erhebt sich auch die Sprache zu dichterischer Höhe. Die Handlung bringt wie die Charakteristik nichts sonderlich Neues und Bedeutendes, aber es sollte nicht verkannt werden, daß der organische Zusammenhalt des Ganzen fester als sonst bei diesem Autor und die theatralische Technik, die mit einem außerordentlich einfachen Apparat arbeitet, durchaus trefflich ist. Diese hat denn auch im Bunde mit einigen kräftigen Rührwirkungen dem Stück an verschiedenen Orten wenigstens einen zeitweiligen Erfolg verschafft. Dem großen Publikum ganz zu gefallen verhinderten die letzten Acte, die eine unvermuthete Wendung ins Peinliche nehmen. Der Stoff bringt die wiederholt (unter anderm auch und zwar ungleich poetischer als von Wildenbruch von Fitger in der „Hexe") behandelte Liebe zweier Frauen (Schwestern) zu demselben Manne und den endlichen Sieg der jüngern, anmuthvollern über die ältere, ernstere und herbere, die durch eine schmerzliche Resignation die Vereinigung des füreinander geschaffenen Paares ermöglicht. Die Verwickelung ist bei Wildenbruch eine doppelte, indem es bei ihm auch schon zu einer doppelten Verlobung kommt: Christine, die jüngere, verspricht sich ganz ohne Neigung einem leichtsinnigen Salonlöwen, Paul Kellenberg, um ihrer ältern Schwester Hedwig und dem Professor Wernshausen freie Hand zu lassen. Leider ist jene erste Verlobung, die Voraussetzung der weitern Entwickelung, der wundeste Punkt des Ganzen, denn sie ist einfach unmöglich. Je plausibler dieser Kellenberg in der ersten Hälfte des Stücks wirkt, desto undenkbarer ist es, daß eine so feine, wahre und innige Mädchennatur wie Christine Roßlau ihm auch nur für eine halbe Stunde das Jawort geben und bewahren könnte. Eine Sammlung fader Redensarten, eine sichere Hand, die dreimal hintereinander das As aus der Karte schießt, zwei gewandte Beine, die im Salon nach einer Tanzpartie, die alle Welt erschöpft hat, noch über sechs Stühle voltigiren: das alles genügt doch nicht, um auch nur einen Scheinbund zu erklären. Und wenn uns der Dichter gegen das Ende diesen Allerweltsspaßmacher noch als gemeinen Geldspeculanten, als Erpresser und Räuber bloßstellt (Ehrentitel,

die seine eilfertige Reue kurz vor dem Fallen des Vorhangs nicht auslöscht) und wir von diesem Abgrund auf die ersten Acte zurückblicken, dann werden wir vollends irre und bestreiten dem Autor das Recht, uns und die Gesellschaftskreise, in denen seine Personen sich bewegen, darüber zu täuschen, daß diese Verlobung ein Unding ist ebenso wie ihre endliche Aufhebung, die das glücklich intentionirte Bild Kellenberg's in die niedrigste Sphäre des Criminellen hinabdrückt. Mit reinerer Freude kann man dem von seiten des Mannes gleichfalls übereilten Bündniß Hedwig's mit dem Professor und nicht ohne Rührung der Auflösung desselben durch die entsagungsvolle Liebe des Weibes folgen. Von einigen komisch angelegten Nebenfiguren ist eine alte Tante der Schwestern, die an Oberflächlichkeit mit ihrem Liebling und Protégé Kellenberg wetteifert, Offenbach'sche Musik spielt und gegen die Liederlichkeiten der Männerwelt von einer rührenden Toleranz ist, nicht übel gelungen; der Humor eines wissenschaftlich angehauchten Dieners des Gelehrten wirkt dagegen peinlich bis zur Ungemüthlichkeit.

Eine anziehende Aufgabe hat sich Ernst Wichert in seinem „Peter Munk" (Nr. 2) gestellt, ohne, wie ich glaube, derselben ganz Herr geworden zu sein. Der Name läßt auf eine Dramatisirung des Hauff'schen „Kalten Herzens" schließen; doch hat Wichert dem liebenswürdigen Schwaben mit dem Namen nur den Gedankenkeim des Märchens entlehnt und diesen im übrigen völlig frei und wenn man will rationalistisch ausgestaltet. Freilich mit Einschränkung. Zwar fehlen das Glasmännlein und der Holländer Michel, doch aber bleibt ein mystischer, als Naturforscher auftretender Gesell, „der Graue", als märchenhafter Rest zurück. Dieser wunderliche Heilige bringt dem Helden eine Essenz bei, die etwa die ähnliche Wirkung wie der Herzenstausch bei Hauff thut: Munk wird ein eingefleischter Egoist. Doch fehlt die Seelenverschreibung, und als solle man im Unklaren darüber bleiben, ob wir es hier mit einer phantastischen Symbolik zu thun haben oder nicht, läßt Wichert den „Grauen" über seinen schlummernden Helden sagen:

> Du konntest nichts an mich verlieren, das du
> Dir selbst nicht schon verlorst, als du die Selbstsucht
> Ueber die Liebe setztest. Die Mixtur
> Beschleunigt den natürlichen Proceß,
> Nichts weiter. Zeige nun, wie weit du's bringst!

Die Verstoßung eines Mädchens, das ihm alles geopfert, der Verrath eines Freundes an die Schergen der Justiz gegen ein Blutgeld von 100 Thalern eröffnen das neue Leben im Vorspiel. Zwanzig Jahre später beginnt dann das eigentliche Stück in dem prächtigen Schlosse Munk's, der auf Kosten des Glücks der Seinen bald alle Schätze und Ehren der Welt auf seinen Scheitel häuft. Wichert, der sein Stück ein „Volksschauspiel" nennt, wollte, wie es scheint, eine Art moderner, gereifterer und gesteigerter Raimund sein, und man kann ihm aus der losen unarchitektonischen Composition des Ganzen in Anbetracht seiner Intentionen kaum einen Vorwurf machen. Wäre er nur naiver vorgegangen oder hätte er auf die Romantik nicht absichtlich Verzicht geleistet, ohne die ein solches Problem schwerlich behandelt werden kann! Wer Hauff's Märchen mit seiner kindlich heitern, sonnigen Lösung nicht gelten lassen will, der denke an den „Spiritus familiaris" der Droste-Hülshoff. Mit tragischern, erschütterndern Tönen als von ihr kann das Schicksal der irdischen, mit der Seligkeit der Seele erkauften Herrlichkeit nicht gesungen werden — und wie großartig unheimlich wirkt der furchtbare Spuk, an den die große Dichterin das Glück des Roßtäuschers und seine Gewissensqual knüpft! Wenn Wichert's Peter Munk im letzten Act den „Grauen" wieder zurückruft und dieser ihm das verlorene Herz in integrum restituirt, freilich wiederum mit den Worten:

> Du hast es schon, weil du's gewollt! Es läßt sich
> Der freie Wille leider nicht verleugnen —

so sind wir weder phantastisch zu symbolischer Deutung angeregt noch psychologisch interessirt. Es ist eben von beidem etwas und nichts ganz. So bewegt es uns denn auch schließlich kaum, daß der Held, der vier Acte lang scrupellos nur Unheil gestiftet, zum Schluß den Märtyrertod für seine Bergleute stirbt. Der Glaube fehlt — und das ist Wichert's Schuld. Er selbst verscheuchte ihn, als er das Märchen entließ.

Eine freundliche, anspruchslos-genrehafte Dichtung beschert uns Hermann Lingg mit seinem Einacter „Clytia" (Nr. 3), der uns nach dem alten, von der Lava des Vesuv noch nicht verschütteten Pompeji führt. Das Schmollen der Liebe ist sein Gegenstand. Der junge Lucilius glaubt seine Clytia treulos, zürnt wie Eridon in Goethe's „Laune des Verliebten" auf einen schönen Jüngling, der hinter der Scene bleibt, und läßt, um die Ungetreue zu ärgern, ein Hochzeitsfest improvisiren, seine Vermählung mit einer verschleierten — Statue, jener Clytia vermuthlich, deren schönes Marmorhaupt allen Gebildeten bekannt ist. Diese Statue, oder vielmehr die Art ihres Entstehens, war nun aber der Gegenstand der Eifersucht des Mädchens, das seinem Geliebten mit gleicher Münze heimzahlt. Sie wähnt diesen, der wiederholt nach Rom gereist ist, um seine schöne Braut dort von Künstlerhand bilden zu lassen, untreu, zieht sich verletzt zurück und wird, als sie sich verkleidet in das Haus des Lucilius begibt, um zu erfahren, wem die Hymenäen gelten, beschämt und beglückt inne, daß sie und immer nur sie die Ursache seiner Heimlichkeiten gewesen. Die Misverständnisse klären sich auf, die Herzen beider, die jedes dem andern gleich viel zu vergeben haben, finden sich wieder und fester zusammen, und vor dem entschleierten Bilde der Clytia reichen sie sich zum ewigen Bunde die Hand. Was bis dahin nur Spiel gewesen, wird jetzt Wahrheit; hinter der Scene setzt der Chor aufs neue ein, und Lucilius schließt:

> Nun horch!
> Nun tönt die hellgestirnte Nacht entlang
> Cytheren, dir und mir der Brautgesang!

Das alles legt sich für den einfachen Vorgang vielleicht etwas zu breit aus, aber es überstürzt sich auch nirgends und geht den gleichmäßig ruhigen Schritt, dessen Vorstellung man mit der Antike verbindet. Das Material (die Sprache) ist nicht ganz so lauter wie der Marmor, aus dem der Bildner die Clytia geformt hat, und einige Platitüden, vor denen Lingg immer auf der Hut zu sein hat, laufen wol mit unter; dennoch erfreut die Versbehandlung hier mehr als in den letzten Veröffentlichungen des sonst so ausgezeichneten Dichters.

Gustav Thies, Hofschauspieler in Kassel, sucht uns in seinem „Otto von Pack" (Nr. 4) für den Anstifter und den Mittelpunkt der sogenannten Pack'schen Händel, den Vicekanzler des Herzogs Georg von Sachsen, dramatisch zu interessiren. Indem Thies seinen Helden idealisirt, macht er aus der zweideutigen geschichtlichen Figur, dem gewinnsüchtigen Abenteurer einen überzeugungstreuen Protestanten, der an dem erzkatholischen Hofe von Dresden seine Glaubenssache verrathen sieht und aus Verzweiflung über den dem Lutherthum drohenden Schlag dem jungen Landgrafen von Hessen Mittheilung von dem fragwürdigen breslauer Bündniß macht, das König Ferdinand und die katholischen Stände (darunter Sachsen) angeblich zur Vernichtung des Protestantismus geschlossen haben. Das Schuldhafte dieses Verraths verdeckt der Held ebenso wenig wie sein Dichter, der mit dem neuen Motiv nicht ungeschickt operirt. Die Dinge entwickeln sich nun im allgemeinen conform dem geschichtlichen Gange. Landgraf Philipp, dem der Ritter eine Copie des Vertrags verschafft, geht zum großen Erstaunen der Katholischen, die ihre Sache verrathen sehen, sofort aggressiv vor; als seine Verbündeten jedoch die Wahrheit des Bundes zu bezweifeln beginnen und das Original der Urkunde zu sehen begehren, sieht sich Pack, der inzwischen Dresden verlassen und sich nach Kassel gewandt hat, außer Stande, dasselbe zu liefern: der Herzog habe es, als ein Verbündeter des Ritters, der Schreiber Warrisson, es stehlen wollte, zerrissen und ins Feuer geworfen. Das Vertrauen in Pack's Ehrlichkeit erleidet damit einen schweren Stoß. Zwar glaubt ihm der Landgraf trotz allem noch; er läßt ihn ziehen, und als sich Pack in einem fünften Act, der im Grunde nur ein mit dem vorigen ganz locker verknüpfter Epilog ist, wieder in Dresden einfindet, um seine Geliebte, die Gräfin Mansfeld, zum letzten mal zu sehen und Sühnung seiner Schuld zu suchen, ereilt ihn das Schicksal: man führt ihn zum Tode. Ein Wort von ihm kurz vor dem Ausgang resumirt noch einmal seine That und ihre Motive, wie der Autor sie aufgefaßt haben will; es ist an Herzog Georg von Sachsen gerichtet und lautet:

Euch brach ich, pflichtvergessen,
Nach meines Lebens schwerstem Kampf die Treue;
Ich that's in banger Sorge um den Glauben,
Dem Herz und Geist sich freudig zugewandt,
Der meiner Ueberzeugung theures Gut!
Unwürdig, sündhaft hab' ich ihm gedient,
Drum büß' ich schwer die übereilte That!
Dem Heil'gen dient man nur mit lautern Mitteln,
Gerechter Fluch trifft ungerechtes Thun!

Man kann im allgemeinen mit der freien Behandlung geschichtlicher Thatsachen gewiß einverstanden sein, sofern sie nur einen dichterischen Gewinn bringt, und Schiller wird oft genug von denen, die sich aus einer anrüchigen historischen Figur einen dramatischen Helden, den Vertreter einer Idee, schnitzeln, als Vorbild und Muster citirt. Die Sache ist nur (wenn man die dichterische Größe Schiller's einmal ganz aus der Vergleichung läßt) die, daß dieser seine Wahl stets auf Persönlichkeiten lenkt, die über den Durchschnitt, wie Wallenstein, riesengroß hinauswachsen, oder auf eine große geschichtliche Epoche, große welthistorische Contraste, vor deren scharfer Erfassung und dramatischer Verwerthung die Züge der einzelnen Menschen zurücktreten dürfen. Es ist völlig gleichgültig, ob der wirkliche Don Carlos ein Halbverrückter war, der einige thörichte Selbstmordversuche gemacht und kostbare Edelsteine verschluckt hat: das Tragische in seinem Schicksal, die Luft an Philipp's Hofe, der Geist der Zeit ist so genial getroffen, daß die blos thatsächliche Wirklichkeit vor der dichterischen Wahrheit verschwinden muß. Und diese historische Clairvoyance erstreckt sich bei dem großen Dichter zu Zeiten auch auf seine einzelnen Menschen: Schiller sah den Friedländer und die Stuart schärfer und wahrer als alle Historiker seiner, zum Theil auch noch unserer Zeit, und sein idealer Sinn zeichnete dem Voltaire'schen Spott und aller Skepsis zum Trotz die Jungfrau von Orléans in allen wesentlichen Zügen der Wirklichkeit getreuer nach, als die zweifelsüchtige gebildete Welt sich träumen ließ. Das ist die wahre Poesie der Geschichte. Fehlen aber all diese Bedingungen, so thäten die Autoren in neunundneunzig von hundert Fällen besser, auf das historische Gewand lieber ganz zu verzichten, anstatt es, ohne uns doch poetisch zu entschädigen, zu verfälschen. Auch Thies hätte man diesen Rath geben mögen. Gern soll ihm zugestanden werden, daß die nicht ganz aufgeklärten Pack'schen Händel seiner Gestaltungskraft Raum ließen und daß er diesen mit Verständniß ausgenutzt hat, aber sein Held bleibt in seiner schiefen Stellung zwischen zwei Thronen, Reichen und Confessionen doch ein unbedeutender Mensch, zu gut zum Intriganten, zu schwach zum Streiter für das Recht. Die Composition ist nicht übel; von wohlfeilen theatralischen Trümpfen hält sich der Verfasser frei; aber er escamotirt seine Personen sehr oft, ohne ihren Abgang zu motiviren, nur äußerlich und bringt in die Handlung (am auffälligsten im ersten Act) dadurch ein unruhiges Auf und Ab. Der Vers bewegt sich auf der Heerstraße ordentlicher Jamben und macht einen guten Eindruck — mehr freilich auch nicht.

Von zwei Uebersetzungen aus Neu-Athen und Neu-Rom zum Schluß. Alexander Rizo Rangabé's „Der Vorabend" (Nr. 5) wurde nach einer Vorbemerkung des Uebersetzers schon vor mehr als dreißig Jahren bis zum Anfang

des zweiten Acts von seinem Vater ins Deutsche übertragen; die Arbeit blieb liegen, bis O. A. Ellissen (in Göttingen), der Sohn, sie im Jahre 1881 vollendete. Ein Monolog des jugendlichen Helden der Dichtung, Phloros, findet sich in Scherr's „Bildersaal der Weltliteratur" abgedruckt. Als eine Schöpfung Rangabé's, des feinsinnigen und edeln Vermittlers zwischen deutscher und neuhellenischer Kunst, dürfte man sie in der vorliegenden Gestalt mit Freuden begrüßen, auch wenn die Uebertragung sich weniger schön und fließend läse, als es der Fall ist. Den poetischen Geist des Werks, den hochherzigen Idealismus seines Autors wird niemand verkennen, und jeder, der ein solches Denkmal einer frisch erwachten Cultur zu schätzen weiß, wird sich wie an den übrigen Gaben Rangabé's doppelt daran erbauen. Der dramatische Kern verbirgt sich freilich unter einer verschwenderischen Wortfülle, die auffallend an Tégner's weitausholende, pomphafte Diction erinnert und die in dieser ihrer Eigenschaft, mit ihrem Mangel an scharf individualisirenden Zügen für ein Werk lyrisch-epischen Charakters ungleich tauglicher sein würde als für die Welt der Bühne — selbst dann, wenn man die Verse ausmerzt, die sich mit Rücksicht auf eine etwaige Aufführung im Anfang verzeichnet finden. Der „Vorabend" ist der „Vorabend großer Ereignisse", das Wetterleuchten der Befreiung Griechenlands: die revolutionäre Bewegung in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die hohe Gestalt des Rhigas ragt, ohne selbst zu erscheinen, in die Handlung hinein. Das Stück spielt in Lewadia. Ein junger Grieche, Phloros, eine pessimistisch angehauchte Natur, findet nach seiner Rückkehr aus der großen Welt seine Jugendgespielin und Geliebte Daphne aus den üblichen väterlichen Klugheitsrücksichten mit seinem Gefährten Georgios Awjerinos versprochen. Als der Vater Georgios' (dem im Verlauf eine Brakenburg-Rolle zufällt) den Ankömmling, dessen revolutionäre Tendenzen ihm bekannt sind, den Türken überliefern will und seinen Sohn ins Geheimniß zieht, warnt dieser edelmüthig die Verschwörer, zu denen er sich bald selbst gesellt, als die brutale Gewalt mit Daphne's Vater auch den seinen niederstreckt. Als die Kunde von Rhigas' Gefangennahme den Bund der Männer, die sich auf dem Parnaß zu einer Art Rütli zusammenfinden, schon zu zersprengen droht, setzen sie Phloros an ihre Spitze. Die Empörung wird mit Blut getauft. Daphne selbst zieht in Männertracht, als Jüngling Demetrius, an Georgios' Seite, von Phloros unerkannt, in den Kampf. Die muthige Schar wird bald besiegt, Rhigas' Hinrichtung läßt jede Hoffnung auf Erlösung schwinden, Daphne wird tödlich verwundet, und zu spät sieht Phloros, welch edles Herz sich ihm und der Sache des Vaterlandes geopfert hat. Er tödtet sich, seiner düstern Lebensweisheit getreu, Georgios läßt die Fahnen über die Leichen de Gefallenen senken, alles scheint in Finsterniß zu enden — doch am Himmel leuchtet ein morgenrother Hoffnungsstrahl, und eine trostreiche Verheißung deutet auf die einstige Erreichung des großen Ziels hin:

Ja, an dem Busen Gottes schläft der Tag,
An dem die Freiheit Griechenlands erblüht,
An dem die durch der Knechtschaft rauhe Stürme
Verdorrten Lorberzweige neu ergrünen.
Jetzt ist's verloren, jetzt zerstreuet euch.
Doch wenn die Zeit der Sommerernte kommt,
Wenn stolz die Lorberschnitter auf die Berge,
Die unter ihren Schritten dröhnen, ziehn,
Wenn Christi Fahnen in den Lüften wehn,
Dann zieht aufs neue euer Kampfesschwert
Und kämpft mit aller Macht und schlaget nieder
Und stürzt den wankenden Koloß hinab.

Die Stelle ist charakteristisch für den gehobenen, prophetischen Geist der Rangabé'schen Sprache, die viele und vollklingende Worte gebraucht, um sich ganz zu entfalten, und die auch in den düstern Betrachtungen (die ihr minder glücklich liegen als die großartigen siegesfreudigen und hellen) mit breitem Pinsel zu malen und damit auch dem Entsetzlichen (dem Bericht von dem Lebendigbegrabenwerden einer Jungfrau, von der Auffindung und Bestattung der Leichen von Daphne's und Georgios' Aeltern) eine gewisse abmildernde Weihe zu geben liebt. Es ließe sich noch viel Aehnliches und manches Schöne citiren. Oft irren die Schatten unserer deutschen Classiker durch das Gedicht. Wenn die Griechen sich auf dem Parnaß versammeln, den der Archimandrit, wie der Pfarrer Rösselmann im „Tell", zur nächtlichen Verschwörung zu besteigen nicht verschmäht, vereinen sich die Herzen und Stimmen zu folgender Parallele des Schwurs der Eidgenossen:

Chroniatis.

Wozu sind wir in nächt'ger Finsterniß
Hier auf der Berge steiles Joch gestiegen?
Hört mich! Wir kamen hier an diese Stätte,
Um hier vor Erd' und Menschen zu erklären,
Vor allen Freien, Edeln in der Welt,
Im Angesicht des Himmels und der Sterne
Und unsers Gottes, der im Donner spricht,
Daß Hellas seiner Fesseln Last zerbricht.

Alle
(um das Feuer geschart und mit den Schwertern klirrend).

Daß Hellas seiner Fesseln Last zerbricht.

Chroniatis.

Daß wir hinfüro als ein Volk von Freien
Nur Gott den Dienst und den Gesetzen weihen!

Alle.

Nur Gott den Dienst und den Gesetzen weihen!

Chroniatis.

Daß wir nicht weichen in dem heil'gen Streit,
Als nur zur Freiheit oder Ewigkeit.

Alle.

Daß wir nicht weichen in dem heil'gen Streit,
Als nur zur Freiheit oder Ewigkeit.

Wie die Sprache, so entbehrt übrigens auch die Handlung und die Charakteristik des eigentlichen dramatischen Zugs. Jene ist schablonenhaft, diese bildet Typen, aber keine Persönlichkeiten; zudem ist Phloros ein unglücklicher Held. Das Ganze bleibt indeß, wenn es sich auch allzu üppig dehnt, doch immer organisch zusammengehalten, und

wenn der Entwickelungsschritt auch viel zu langsam ist, so ist er doch stets auf das Ziel gerichtet und verliert sich nicht in unruhigen, zwecklosen, episodenhaften Sprüngen, wie es Pietro Cossa in seinem Schauspiel „Plautus und sein Jahrhundert" (Nr. 6) thut. Beides ist undramatisch. Bleibt mir aber die Wahl, so ziehe ich den ersten Fehler, der doch wenigstens das Princip des Dramatischen nie aus dem Auge verliert, dem letzten, dem Auflösen einer Handlung in bloße unverbundene Bilder, bei weitem vor, denn dieser bedeutet einen Bruch mit dem Wesen des Dramas selbst. Da neuerdings auch bei uns derartige Producte sich wieder als Dramen zu geriren anfangen, darf auf diesen Mangel, der bei den glorreichen Errungenschaften unserer deutschen Dramentechnik ganz unverständlich und sinnlos ist, wol einmal mit stärkerer Betonung hingewiesen werden. Dem italienischen Dichter wird ihn niemand sonderlich verübeln. Pietro Cossa ist ein geistreicher Poet, dem eine lebhafte romantische Ader schlägt, und ein starker Colorist, der die glänzenden Vorzüge seines „Nero" auch in diesem Werke nicht verleugnet. Er malt das leichtsinnige Rom mit starken, modern-französischen Farben und umgibt den dichterischen Helden, der in dem Prolog und den fünf Acten des Stücks den mannichfaltigsten Glückswechsel erlebt, mit einer bunten Schar seiner Gestalten, der Dirnen und Wucherer, der Parasiten und milites gloriosi. Eine Orgie in des Plautus Hause erinnert an das Souper der „Cameliendame" und an die Spielgesellschaft der „Fernande" zugleich. Den schneidendsten Contrast zu dieser bedenklichen, keck und humorvoll skizzirten Gesellschaft bilden Scipio Africanus und sein Haus, Sempronius Gracchus und der belfernde Cato. Hin und wieder scheint sich das Schicksal des Plautus auch mit dem der ernsten Gestalten (beispielsweise dem Exil des Scipio) verknüpfen zu sollen, es bleibt jedoch bei den Ansätzen. Nur die Person des Helden und die Liebe einer lustigen Courtisane zu ihm geben der Handlung den eigentlichen Halt. Das Mädchen sucht den Dichter, den wir nach dem Misgeschick seines „Amphitryo" im Schlußact als Müllerknecht wiederfinden, bei seinen Mehlsäcken auf. Sie wird Zeugin von des Plautus Zurückberufung durch Cato, der „zur Censorstrafe die Satire" fügen möchte, von der Wiedererlangung seiner bürgerlichen Freiheit und umarmt ihn zuguterletzt, wenn nicht alles trügt, als seine künftige Frau. Die deutsche Bearbeitung des Stücks (von Hermann Lungwitz) empfiehlt sich dadurch wol am besten, daß sie mit Autorisation des Verfassers vorgenommen wurde. Möchte der gewandte Uebersetzer uns bald mit einem Werke Cossa's bekannt machen, das neben seinen sonstigen Vorzügen auch den eines festen dramatischen Plans zeigt. Ohne diesen wird er seinem Dichter keine Fühlung mit dem deutschen Drama und vollends mit dem deutschen Theater verschaffen können.

Heinrich Bulthaupt.

Novellen.

1. Die vier letzten Dichtungen Turgenjew's. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von Konstantin Jürgens. Mitau, Felsko. 1883. 8. 3 M.
2. Der Verwalter. Die Verschollenen. Novellen von Adolf Wilbrandt. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Zwei Novellen von Karl Frenzel. (Verjährt. Die Wohlthäterin.) Leipzig, Schlicke. 1884. 8. 5 M.
4. Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 3 M.
5. Auf Irrwegen. (Szalona.) Roman in zwei Büchern von J. J. Kraszewski. Autorisirte Uebersetzung von R. Löwenfeld. Berlin, Steinitz u. Comp. 1884. 8. 6 M.
6. Der Heliandssänger. Roman von A. von der Elbe. Stuttgart, Spemann. 1884. 8. 6 M.
7. An der Frontera. Selbsterlebtes von Albert Amerlan. Leipzig, Mutze. 1884. 8. 2 M.
8. Seerosen. Von A. Sosna. Bremen, Roussell. 1884. 16. 1 M. 25 Pf.

Wir wählten die Ueberschrift „Novellen", obgleich sie in aller Strenge nur auf die Hälfte der hier besprochenen acht Bücher paßt. Von den übrigen vier schwebt eine zwischen Novelle und Roman, während die nächstfolgende in den ausgesprochenen Roman übergeht; eine gehört der Reiseliteratur an, ist aber derart componirt, daß sie füglich ins Novellenfach verwiesen werden darf; die letzte vertritt das heute so selten bearbeitete Feld des Märchens.

„Die vier letzten Dichtungen Turgenjew's" (Nr. 1), enthaltend: „Das Lied triumphirender Liebe", „Poltjew", „Clara Militsch", „Gedichte in Prosa", machen drei deutlich unterschiedene Gattungen aus, in folgender Art: Poltjew ist eine jener verlorenen Gestalten aus dem nächtigen russischen Leben, wie der Pinsel unsers Dichters sie liebt und mit anerkannter Meisterschaft malt. Wer Turgenjew kennt, wer ihn studirt hat, der wird gleich ein Dutzend Parallelfiguren aus seiner Feder diesem traurigen Burschen an die Seite stellen, wir können sie an den Fingern herzählen. Wie der Dichter die Verzweiflung über ein trostloses Nationalleben am tiefsten empfindet, am schwersten davon bedrückt wird; wenn die unsägliche Trauer über ein ziel- und zweckloses Dasein, das aussichts- und hoffnungslos, verloren und verkommen sich hinschleppt, über das Herzleiden seiner Nation unerbittlich sich ihm aufdrängt: da reflectirt er nicht, er klagt nicht, er schafft Jammergestalten wie diesen Poltjew. Das ist der wohlerzogene Sohn eines mittelbegüterten Edelmanns. Als er eigener Herr geworden, verkauft er um ein Spottgeld sein Gütchen, vergeudet in tollen Streichen die Summe und lebt von da an als Vagabund. Er geht eine Zeit lang als Militär in den Kaukasus, unnütz tollkühn, kommt als Bettler zurück, hält es bei einem ihn anständig versorgenden Ver-

wandten kaum ein paar Tage aus, vagabundirt wieder und stirbt in einem armseligen Neste. Das sind immer jene zwecklosen Existenzen, die nichts mit ihrem Leben anzufangen wissen und es wegwerfen, vergeuden, weil das nutzlose Ding ihnen eine unerträgliche Last wird. Unheilbare Trauer liegt auf diesen Gebilden.

„Das Lied triumphirender Liebe" und „Clara Militsch" sind zwei Curiosa, zwei der allerseltsamsten jener befremdenden Phantasieschöpfungen, die wir gleichfalls schon von früher kennen, da der unberechenbar gewaltige schöpferische Kopf dann und wann solch räthselhafte Gebilde aus seiner geheimnißvollen Werkstatt herausgeworfen hat. Etwas mysteriös Fesselndes, aber zugleich etwas Aengstigendes liegt über solchen Gestaltungen, über die wir zu grübeln anfangen, da sie etwas Sphinxartiges an sich haben. Wer mir das stark orientalisch angehauchte „Lied triumphirender Liebe" erklären könnte, der müßte eine besondere Divinationsgabe besitzen; mir scheint eine Erklärung unmöglich. An „Clara Militsch" mögen wir uns versuchen, mögen den zerstörenden Proceß als einen gewaltsam übers Grab hinaus wirkenden Seelenmagnetismus erklären; etwas Unheimliches wie von einer finstern Macht, der nicht zu entrinnen ist, bleibt für unsern Geist immer davon zurück. Zweifellos ist dies das psychisch vertiefteste Bild; die äußere Geschichte recht einfach: Die junge Künstlerin Clara, eine ausnahmsweise eigenwillige, nur ein unbeugsam festes Innenleben führende, jungfräulich unberührte Natur, hat zu einem mit Welt und Leben noch ganz unbekannten jungen Mann eine unwiderstehliche Neigung gefaßt und sucht ihn auf, ohne Verständniß zu finden, weil der blöde Jüngling noch nicht einmal das eigne Herz kennt. Nach kurzem Kampfe vergiftet sie sich, den Grund kennt niemand. Da beginnen in dem jungen Manne Zweifel aufzusteigen; Indicien finden sich; er kommt zu der Ueberzeugung, daß die Arme wegen der von ihm nicht verstandenen Liebe gestorben, und auch zu der andern, daß er die Todte liebt. So lebt er kurze Zeit zwischen kraftlosem Träumen und gewaltsamer Nervenaufregung hin; Geist und Sinne trüben sich ihm; die Todte besucht ihn nächtlich in seinem stillen Zimmer und zieht ihn mit hinunter ins Grab, in das er voll der freudigen Hoffnung des Wiedersehens lächelnd folgt.

Die „Gedichte in Prosa" sind Federzeichnungen von allgemeinstem Umfang, manchmal blos eine halbe, höchstens zwei bis drei Seiten einnehmend; Phantasien und Lebensbildchen höchst verschiedenen Charakters und Tons, meist in epischem Gewande und oft von visionärem Gepräge, in ihrer Mehrzahl von düsterer Haltung. Einzelne sind sehr schön, die meisten von tiefgreifender psychischer Bedeutung. Nehmen wir eins der kürzesten als Beispiel:

Der Bettler.

Ich ging die Straße entlang . . . ein Bettler hielt mich an, ein gebrechlicher Greis.

Entzündete, thränenfeuchte Augen, blutlose, bläuliche Lippen, rauhe, grobe Fetzen, unreine Wunden . . .

O, wie jammervoll hatte die Armuth dieses unglückliche Wesen benagt!

Der Greis streckte mir die rothe, geschwollene, schmuzige Hand entgegen . . . Er stöhnte und wimmerte um Hülfe.

Ich begann in allen Taschen zu suchen . . . Ich hatte weder Beutel noch eine Uhr, nicht einmal ein Tuch . . . Ich hatte nichts zu mir gesteckt.

Der Bettler aber wartete, und die ausgestreckte Hand bebte und zuckte.

Verwirrt, fassungslos drückte ich innig diese schmuzige zitternde Hand . . . „Nichts für ungut, Bruder; ich habe nichts bei mir, Bruder."

Des Bettlers entzündete Augen hefteten sich auf mich; um seine blutlosen Lippen zuckte ein Lächeln, und auch er drückte seinerseits meine erstarrenden Finger.

„Nun, was thut's, Bruder?" — tönte aus dem zahnlosen Greisenmunde — „hab' auch dafür Dank: auch das ist ein Almosen, Bruder."

Ich begriff, daß auch ich ein Almosen von meinem Bruder empfangen.

Wohl darf uns eine ehrwürdige Scheu beschleichen, wenn wir erwägen, daß wir es da mit den letzten Kundgebungen eines wahrhaft großen Geistes zu thun haben; doch wird uns dieses Gefühl die objective Klarheit des kritischen Blicks nicht trüben. Die drei Novellen sind allerdings überraschende, fast bizarre Productionen; doch ist der Dichter mit ihnen in keiner Weise aus seiner Eigenart herausgetreten; wir erkennen augenblicklich seine Feder und zugleich die Art seines Denkens und Fühlens. Auch wo seine Schöpfungen hart ans Unerklärliche streifen, verleugnet sich nirgends die bewältigende Macht eines Kopfes, dem neben dem angeborenen Schilderungstalent ersten Ranges ein tiefsinniger Einblick in die Räthsel des Menschenherzens und Menschenlebens zu Gebote steht. Der gewaltige Zeichner bleibt Turgenjew immer und in allen Fällen, und wovor wir uns beugen — innerlich gezogen und beherrscht, da hilft kein Widerstreben! — das ist eben einfach das Genie in seiner Größe.

Die Adolf Wilbrandt'schen Novellen „Der Verwalter" und „Die Verschollenen" (Nr. 2) führen zwei hoch interessante psychische Probleme vor, die sich lebendig anschaulich abwickeln und damit zugleich lösen.

Mit dürren Worten gesagt, handelt sich's in der ersten Erzählung um den ebenso kräftig wie eigenartig angefaßten und durchgeführten Versuch, eine angebliche Emancipirte, die von Unterordnung ihres Willens unter einen männlichen und deshalb auch, wie sie meint, von Liebe und Ehe nichts wissen will, zur Umkehr zu bringen. Eine Bekehrung können wir's nicht nennen; denn in ihres Herzens Grund ist die ebenso liebenswürdige wie liebefähige, edle und junge, reiche und unabhängige Dame jedem natürlichen Gefühl trotz ihrer eingebildeten Stärke und angenommenen harten Form ebenso leicht zugänglich wie irgendeine des sogenannten schwächern Geschlechts. Es handelt sich also nur darum, ein- für allemal die Dame zur natürlichen Einkehr in ihr Innerstes zu bringen und ihr in voller segensreicher Wirksamkeit einen Mann entgegenzustellen, der ihrer würdig und ihr gewachsen ist.

Als solcher fühlt sich der vielerfahrene und schwergeprüfte Dr. Weber, zuerst piquirt und gestachelt durch das Experiment selber, in kurzem aber durch bewältigende Liebe. Ein Mann voll sprühender Thatkraft, hat er die halbe Welt durchstreift, lange in Australien gelebt, da ein geliebtes Weib begraben und ist dann, um die schwere Trauer eher zu überwinden, nach Deutschland zurückgekehrt; die Amazone Cäcilie hat er nur auf einen Moment in jenem fernen Erdtheil gesehen, wo sich die Mutterlose, in großer Isolirtheit und unter dem Einfluß der Maximen eines eisenharten Vaters, die emancipirten Allüren angewöhnt hat. Es ist allerdings ein bischen australisch stark, daß die kecke Schöne auf den von ihr im stillen geliebten Mann, gegen den sich ihr Trotz vergeblich bäumt, ein Pistol abschießt; und ebenso originell wie gewaltsam gewagt ist das Schlußexperiment, durch welches der Genesende die Verzweifelnde seelisch heilt; die Handlung erscheint stark geschraubt. Wir dürfen aber wenig dagegen sagen, da es glückt und der Ausgang sehr befriedigend ist; der Mann hat sich als der richtige Psychiater erwiesen. Der Prinz Karl, der sich mit nichts weniger als edeln Absichten der Schönen an die Fersen gehängt, und sein alter Kuppler von Höfling werden nach Verdienst abgeführt: das bringt die richtige leichte Abwechselung in den sonst schweren Ton des Stücks.

Noch interessanter ist die zweite Novelle: „Die Verschollenen", die Geschichte zweier tief gearteten Seelen, die nach harten Prüfungen des Lebens dahin gekommen sind, sich vollständig von der Welt, mit welcher sie nur noch durch still vermittelte Wohlthaten zusammenhängen, zu isoliren und nur sich selbst genug zu sein. Ein hoch interessantes Einsiedlerpaar sind dieser Mann und diese Frau, sie schaffen sich aus sich heraus, freilich durch große Mittel unterstützt, ein Glück, das zu den seltensten der Welt gehören möchte, ein Unicum.

Der reiche Holländer Leonardus Cornelius und die arm geborene Deutsche Sophie, die sich seltsam zusammengefunden und nun bis an ihr Lebensende in tiefster Verborgenheit auf ihrem deutschen Waldschlosse leben, sind ebenso befremdende wie bedeutende Gestalten. Sie war, ein nutzlos sich hingebendes Opferlamm für das Wohl ihrer feindlich gegeneinander stehenden Brüder, die dann doch unglücklich endeten, an einen deutsch-russischen Despoten verheirathet worden, entlief diesem, als er sie mishandelte, und gab sich freien Willens in die Hand des Mannes, der sie schon lange innig geliebt hatte. Anfangs müssen sie wegen ihres sorgsam zu hütenden Geheimnisses verborgen leben; hernach, als der Tyrann gestorben und so die Sklavenkette gesprengt ist, wollen sie es, weil sie darin ein Glück gefunden, das sie in Berührung mit der ihnen fremd und entbehrlich gewordenen Welt nicht mehr aufs Spiel setzen mögen. Die beiden sind so innerlichst durchgebildete Figuren, wie nur die consequenteste Zeichnung sie entwerfen kann. Cornelius hat eben zuvor auch ein trübes Schicksal durchgemacht: eine Jugendgeliebte von etwas seltsamer Natur und Stimmung hat sich in aufwallendem Trotz von ihm getrennt, ist in anderer Ehe höchst unglücklich gewesen, krank und gebrochen ins Kloster gegangen und da betend und büßend gestorben. Das hat auf sein empfindliches Gemüth einen so schweren Eindruck gemacht, daß er hernach in Rom in einen religiösen Conflict mit sich selber und in die Gefahr geräth, durch einen Fanatiker vom Leben ab- und ins finstere Brüten hereingezogen zu werden, wovor ihn nur die kräftig gesunde Naturanlage und eine eigenthümliche Schicksalsverflechtung bewahren.

Nun führt uns die Erzählung aber nicht blos den Lebenslauf dieser zwei Hauptpersonen vor, sondern dazu noch einen so reichen und gewichtigen Kreis von mithandelnden, auch seelisch in interessanter Entwickelung begriffenen Gestalten, daß sie zum allgemeinen Weltbilde sich erweitert, und insofern haben wir es nicht mehr mit einer bloßen Novelle zu thun, sondern mit einem förmlichen Roman.

Da sind einmal die zwei Brüder Sophiens, von Jugend auf feindselig gegeneinander, weil der erste eine wundervoll von der Natur bevorzugte, der andere eine von ihr benachtheiligte Erscheinung ist; der letztere, zum verworrenen Fanatiker geworden, zerstört dem Bruder das Lebens- und Liebesglück, und beide sterben gewaltsam. Da ist der fein geartete Bruder jenes russischen Despoten, Gabriel: auch diese zwei ein fast feindliches Brüderpaar und auch er der Verlobten und Frau des Unwürdigen in innig ergebener Liebe zugethan, was eine neue und hochwichtige Verwickelung in die Erzählung hineinträgt. Da sind andere Gestalten mehr, anziehend bis auf den alten treuen Diener Philipp herab.

Die Handlung ist reich, sehr verwickelt und doch klar; die Gestalten energisch, lebensvoll gezeichnet und, was noch schwerer wiegt, in der Tiefe ihrer seelischen Entwickelung gefaßt; es ist Gehalt und Mark in ihnen; das sind markante Menschen, nicht Alltagserscheinungen.

Wilbrandt bewährt sich in den zwei Novellen als ein gediegen hervorragender Erzähler; es sind Schöpfungen von Bedeutung.

Die „Zwei Novellen" von Karl Frenzel (Nr. 3) bringen in ihren Hauptgestalten nicht weniger eigenartige psychische Entwickelungen.

Der Freiherr Wittekind von Eggesen, ein übermüthig sprudelnder Brausekopf, der sein Erbe verschlendert, die tollsten Streiche macht und vom Leben dafür schwer geschult wird, indem er schwere Kriegsjahre durchläuft, zu Paris am Hungertuch nagt, dann als Locomotivführer auf der Pacificbahn fährt — dieser unstete Windbeutel kommt geläutert, welterfahren, ruhig überlegend zurück, dazu durch Erbschaft Besitzer eines großen Vermögens, ein gemachter und gediegener Mann; denn der Kern eines bedeutenden Wesens lag immer in ihm. Gleichwol ist er nichts weniger als glücklich und verzweifelt an sich und seiner Zukunft; ihn verfolgt die Nemesis. Einmal während der härtesten Noth in Paris hat er sich zu einer ehrlos betrügerischen Hand-

lung verleiten lassen, und die Person, welche darum weiß, ist die reiche Kaufmannstochter Sophie Wesselhöft, zu welcher der junge Freiherr in einem etwas unklaren Verhältniß gestanden hat. Wie werden sich nun die beiden Menschen zueinander verhalten? Das ist die Schicksalsfrage. Sie löst sich sehr freundlich; denn im Grunde trotz allen scheinbaren Widerstrebens haben sich die beiden kräftigen Naturen immer geliebt; sie gehören sich geistig an. Der Freiherr hat bitter bereut und demüthig bekannt, Sophie verziehen und vergessen. Die Art, wie der straff gespannte Knoten sich löst — denkt ja der verzweifelnde Mann gar an eine erlösende Kugel —, ist ebenso schön als fein; die Erzählung liest sich sehr gut.

Die zweite Novelle führt eins der denkbar verwickeltsten Seelenbilder vor. Ist es doch eine fast unerklärliche Frauennatur, diese „Wohlthäterin", welche denen zur drückenden Fessel wird, die sie mit ihrem Geld unterstützt. Eine Frau noch in den guten Jahren, offenbar schön gewesen, mit reicher Lebenserfahrung und großen Mitteln ausgestattet, die sie freigebig nach allen Seiten hin ausstreut, und doch trotz alles mildthätigen Anstrichs im Innersten eine gegen sich und andere tyrannische Natur, trotz künstlich angelernter Gelassenheit von verzehrender Leidenschaftlichkeit, kurz eins von den weiblichen Räthseln, die wir nicht entziffern. Was sollen wir unter den gegebenen Verhältnissen zu dem Ende einer Frau sagen, die einst unglücklich verheirathet war, dann einem heftig in sie verliebten jüngern Mann sich hingab, der sie nachher verließ, wofür sie ihm unfehlbare Rache geschworen; die später den Sohn dieses ihres ehemaligen Geliebten trifft, ihn mit aller Kraft an sich zieht und zum Erben einsetzt und endlich, falls diese Deutung zutreffend sein soll, sich vergiftet, weil der junge Mann, ein etwas leichtfertiger Offizier, eine nach ihren Begriffen unpassende Ehe eingehen will, oder einfach, weil er seiner jungen Liebe wegen sich von ihr abzuwenden beginnt! Uebrigens ist alles räthselhaft: hat sie sich selbst vergiftet, oder trifft ihren Schützling eine mehr oder weniger große Mitschuld? Wird dieser doch unmittelbar nach ihrem Tode von Visionen heimgesucht und dann vom Fieber hingerafft. Nun, wir wissen wirklich nichts anderes zu antworten, als was ein verdorbener Mithandelnder, der auf das Vermögen der „Wohlthäterin" speculirt, leichthin sagt: „Da müssen Sie die Sphinx fragen."

Wir bewegen uns auf dem Boden des Räthselhaften, Mysteriösen und Problematischen; es ist eine drückende Atmosphäre. Die andern Mithandelnden, einfach und richtig aus gut und böse gemischt, gruppiren sich als ein leicht überschaubarer Kreis um die beiden her, klar nach ihrem Wesen und Lebenslauf.

Ernst Wichert bringt mit der „Braut in Trauer" (Nr. 4) etwas recht Einfaches vor, nichts weiter als die einige Jahre hindurch sich entwickelnde Herzensgeschichte eines jungen Mädchens.

Helene Grün, die hinterlassene Tochter eines einst wohlhabenden, dann in Bankrott gefallenen Kaufmanns, ist ohne rechten Willen die Braut des reichen Kaufmannssohnes Robert Berghen geworden; er verunglückt, die in der Familie lebende Helene wird aber von dieser aus egoistischem Stolz immer noch als die gebundene Braut des Todten betrachtet und behandelt, wogegen allgemach ihre neu aufstrebende Lebenskraft zu reagiren beginnt. Ein schleichender adelicher Assessor, der auf das von dem verstorbenen Bräutigam ihr zugedachte Vermögen speculirt, wirbt zudringlich um ihre Hand, zieht sich aber wieder in unedler Weise zurück, als Helene, nachdem sie sich deutlich bewußt geworden, daß sie ihrer Selbständigkeit und Zukunft halber aus dem Bann der Familie Berghen sich lösen müsse, dem Erbe entsagt und nun auch kein Geld von ihr annehmen will. Dafür hat Helene in langsam, aber sicher reifender Selbsterkenntniß die nicht mehr abzuweisende Ueberzeugung gewonnen, daß ihr Herz schon lange, eigentlich schon vor jenem Brautstande, dem Sohn des väterlich treuen Verwandten und Vormundes, dem jetzt als Doctor heimkehrenden Walter Grün gehört hat, mit welchem sie sich früher immer zankte. Und da der junge Mann, der selber eine vollständig umgestaltende Erziehung an sich vollzogen hat, sie von jeher innig liebte, werden die zwei ein glückliches Paar.

Ein specifisch romantisches Interesse kommt in die Geschichte durch das von dem Doctor provocirte Duell mit dem erbärmlichen Assessor, des erstern schwere Verwundung und Krankheit, welche dann vollends die Sachlage abklärt; endlich durch die feine Art, wie Helene, als auch das stolze Haus Berghen finanziell gefallen ist, gegenüber der alten Matrone desselben mit großmüthiger Entschlossenheit eintritt und das ihr anheimgefallene Erbe zur Rettung des Hauses hergibt, das ja eine Zeit lang auch ihre Heimat gewesen ist.

Das ganze Interesse liegt sonach in der natürlich sich umbildenden und abklärenden und so zur vollen Selbsterkenntniß anwachsenden Entwickelung jener Mädchenseele; der Gesellschaftstrain, wie er an das große Kaufmannshaus sich anschließt mit höchst verschieden gearteten Persönlichkeiten, ist dieser Aufgabe gegenüber bloße Nebensache. Die Composition ist ganz correct, die Charaktere nach dem Leben gezeichnet, der Ton angemessen, Haltung und Tendenz gesund; man mag den kleinen Band ohne Bedenken Leuten aller Bildungsstufen zum Lesen anbieten.

Der ungemein fruchtbare Pole J. J. Kraszewski führt uns in dem Roman „Auf Irrwegen" (Nr. 5) ein höchst unerquickliches Bild vor: die unselig verfehlte Laufbahn eines begabten Mädchens, das in den Taumel und die Wirren jener slawischen Emancipationsphantasmen hineingeräth, deren letzte Ausgeburt der rasende Nihilismus ist. Diese Soria, eine arme Waise, in fremdem Hause unerzogen geblieben, von unersättlichem Wissensdurst und noch unersättlicherm Unabhängigkeitsverlangen beherrscht, übrigens von Natur mit einem sympathischen Reiz des dominirenden Wesens ausgestattet, der unwillkürlich wirkt und selbst die scharfen Gegner ihrer excentrischen Anschauung

und Lebensweise packt, dieses begabte und bevorzugte Wesen richtet sich durch die thöricht zu despotischen Principien erhobenen Hirngespinste von absoluter Freiheit der Person, Emancipation des Weibes, freier Liebe — und was die bekannten hohlen Schlagwörter sind — jämmerlich zu Grunde. Sie spielt die absolute Freidenkerin und burschikose Studentin in jenen nicht besonders anmuthenden ungenirten Formen, mit denen wir auch im Westen durch die Praxis zur Genüge bekannt geworden, und gestaltet ihr Leben in den Hauptzügen wie folgt. Erst wirft sie sich vorübergehend einem mit mädchenhafter Anmuth ausgestatteten, aber grundverdorbenen studirenden Jüngelchen an den Hals, bekommt ihn aber bald satt und läßt ihn sitzen, als ihr durchdringender Blick die Nichtigkeit des Bürschchens durchschaut hat. Dann führt ihre unbeständige Neigung sie umgekehrt einem litauischen Kraftmenschen in die Hand, mit dem sie gemüthlich wie Mann und Frau lebt. Sie bekommt ein Kind, das sofort stirbt, denkt diesmal an Heirath; da stirbt rasch auch ihr Geliebter weg, was sie anfänglich so erschüttert, daß sie sich durch Gift tödten will. Sie erholt sich, und nun schenkt sie in gleicher Form ihre Liebe einem schon lange unwiderstehlich von ihr angezogenen studirenden Verwandten und Gutsbesitzer, der übrigens nach Erziehung und Grundsätzen durchaus ihr Gegenspiel ist und auf solid conservativem Boden steht. Das führt zu einem schneidenden Conflict zwischen Mutter und Sohn (der Vater ist eben gestorben) und zum zerstörenden Zwiespalt in dem Herzen des sonst so tüchtigen und ehrbaren jungen Mannes. Da entschließt sich Soria freiwillig, der doch unglücklichen Liebe zu entsagen; sie flieht ganz geheim nach Paris, nimmt theil am Kampf der Commune, wird durch einen versailler Offizier gerettet und endet als Correspondentin radicaler Blätter, immer noch so entschieden Feindin der Ehe, daß sie das vortheilhafte Erbieten ihres in sie verliebten Lebensretters ausschlägt. Das ist der Schluß: „Ueber ihre weitern Schicksale wissen wir nichts, aber gewiß schreibt sie noch immer feurige Artikel für ein republikanisches Blatt ... und nach Tisch, erzählt man, trinkt sie bisweilen einen Absynth mit Wasser, es ist ihr Lieblingsgetränk.“ Jener junge Mann, der jahrelang unter ihrem Verschwinden gelitten und die rechte Lebensfreude nicht mehr erlangt hat, ist zur Bewirthschaftung seiner Güter zurückgekehrt und da halb lässig, halb gedrängt in den Ehestand getreten.

Das ist beiderseits keine eigentliche Lösung; doch ist sie uns immer noch lieber als die gewohnte foreirte Tragik in den Ausgängen solcher Geschichten. Gezwungen oder übertrieben ist an dem Porträt überhaupt nichts, auch nicht die schlotterige Figur des Emancipationsapostels, der umkehrt, sobald er zu einem Vermögen kommt. Situationen, Charaktere und Anschauungen sind das complete Bild einer sehr realistischen Welt; wir hätten aber keinen großen Verlust zu beklagen, wenn der Roman nicht geschrieben worden wäre.

Den „Heliandssänger“ führt uns A. von der Elbe (Nr. 6) vor als den Sohn des sächsischen Helden- und Häuptlingsgeschlechts der Brunonen; die fränkischen Karolinger in ihrem Bekehrungseifer haben seine Stammburg zerstört, die Aeltern erschlagen, seinem Volk Freiheit und Glauben genommen; er selbst ist gerettet und, seiner Abstammung unbewußt, als Christ von den Franken auferzogen worden, in entschiedener Gunst bei einem Sohne Ludwig's des Frommen stehend. Als er aber Mann geworden und man ihm seine Abstammung nicht verhehlen kann, da bricht der schneidende Zwiespalt in seiner Seele aus: ist er nach Natur und Bestimmung Heide oder Christ, Sachse oder Franke? Was thun? Nun hat doch die Christenlehre seinen Geist so tief erfüllt, daß er nicht mehr umkehren will, und er vermeint für seine Sachsen nichts Besseres thun zu können, als daß er auch ihren Herzen die Heilslehre so nahe als möglich bringt; zu dem Zweck dichtet er, gottbegnadet wie er ist, das „Heliandslied“, das über die Gaue sich ausbreiten und ins Volk dringen sollte. Der andere Zwiespalt in seinem schwer bewegten Leben — der Mann ist ein ebenso gewaltiger Krieger wie Sänger — ist die Stellung zu einem von ihm aufgenommenen Heidenmädchen, das in unbesiegbarer Liebe an ihm hängt; dieser Conflict löst sich ebenso befriedigend. Nachdem er im unbefangenen Verkehr mit der Kleinen sein großes geistliches Werk vollendet, geht auch ihm das Bewußtsein auf, daß ein anderes Gefühl als das von Vater und Kind sie beide beherrsche; kurz, er bekehrt das feurige slawische Heidenkind, das ebenfalls Sprößling eines Fürstengeschlechts ist, und wählt sie zur glücklichen Gattin. Ihr wird die Wendenkrone, ihm durch die Franken die Brunaburg zum Dank wieder aufgebaut und die Herzogskrone von Sachsen übertragen. Frohes Ende!

Nun mischen sich so viele Dinge allgemeinsten, zum Theil weltgeschichtlichen Charakters in die Handlung, daß diese fast übermäßig stark und reichhaltig wird. Wir stoßen auf die vielfach erneuten Kämpfe zwischen den nur halb gebändigten und halb bekehrten Sachsen und den Franken; und da ist es wieder eine mächtige und widersetzliche Häuptlingsfamilie, die Billungen, die den alten Stammesstreit mit aller Gewalt neu anfachen möchte. Die prächtig schöne Tochter des Hauses, in den Heliandssänger verliebt, verliert in diesen Kämpfen das Leben. Da sind es, noch weit schlimmer, die schrecklich rohen Slaweneinfälle, die Erstürmung der Lunaburg, ein Act von ziemlich tragischer Färbung. Da spielen auch die heillos zerrüttenden kaiserlichen Hauskämpfe herein, nämlich Empörung der ungetreuen Söhne gegen ihren schwachen Vater und Herrn, Kaiser Ludwig. Da werden uns endlich markante Scenen aus dem immer noch spukenden heidnischen Leben vorgeführt, die alten Götter und Cultgebräuche.

Das ganze Gemälde ist so reichhaltig und abwechselnd, eine derartige Fülle von Kundgebungen des Stammund Personenlebens enthaltend, daß es wol interessiren muß. Die Darstellung macht den Eindruck des Correcten und gerade Passenden, ohne daß von hervorragender schrift-

stellerischer Kunst zu sprechen wäre. Der Verfasser ward eben durch den Reichthum des gefügen Stoffs unterstützt; es ist ein halbhistorischer Roman wie viele andere.

Weit weg führt uns Nr. 7: „An der Frontera“ von Albert Amerlan; und wohin denn? Nach Argentinien, und zwar bezeichnet der Bewohner dieses Landes mit dem spanischen Ausdrucke frontera, d. i. Grenze, die gegen die Indianer aufgeführte Reihe von Befestigungen, während er die politischen Grenzen des Staats limites nennt.

Wir werden da, nunmehr auf südamerikanischem Boden, nachdem diese Zustände im Norden des Erdtheils doch überwunden sind, ausnahmsweise wieder einmal in jene primitiv elementaren Gesellschaftsverhältnisse eingeführt, die wir ganz einfach mit dem Namen der Uncultur bezeichnen, wieder zurück in die Tage und zu den Bildern Cooper's, und im Grunde heißt das Losungswort: Barbarei gegen Barbarei. Das sind also die aus der Jugendlektüre uns bekannten schreckhaften Gestalten der rothen Indianer und als unerläßliches Zubehör die schauderhaften Greuel ihrer Invasionen auf das Gebiet der europäischen Colonisten. Aber auf der andern Seite sind die eine Kette von Forts bewohnenden Grenzsoldaten ein aus aller Welt zusammengetrommeltes Gesindel, das nicht viel besser und menschlicher erscheint als jene Urmenschen auch; man sehe nur auf die schauderhaften Disciplinarstrafen, welche die militärischen Chefs zu verhängen nothwendig finden, um die saubere Gesellschaft zusammenzuhalten und zu bändigen. Also eine blutroth herüberwinkende Atmosphäre, übergenug Stoff zu Brand und Mord, und wer denselben so recht im Indianerstil auszubeuten Lust hätte, der brächte ein erschreckliches Spectakelstück zu Wege.

Zum Glück für ihn und uns steht der Verfasser höher; seine Schilderungen, gemäßigt, ästhetisch abgewogen und künstlerisch gruppirt, haben nicht blos die Gewalt und Glut und anschauliche Lebendigkeit für sich, welche aus dem wilden Stoffe selbst strömt, sondern ihnen kommt wirklich künstlerischer Werth zu, wir erkennen den tüchtigen Beobachter und kräftigen Zeichner. Und zwar nach beiden Seiten, in den Charakter- wie den Landschafts- und Naturbildern, die zusammenstimmend ein absolut einheitliches gesättigtes und doch nicht allzu grelles Gemälde ausmachen. Es ist etwas Großartiges um das Naturwalten in diesen kolossalen Einöden; man nehme die endlose Pampa, im glühenden Sonnenbrand oder von Mondschein übergossen, in der ängstigenden Todtenstille oder im Rasen des unerbittlich über sie dahinbrausenden Sturmwindes. Wol das intensivst ansprechende Bild ist „Der Puesto“, d. i. der fest umwallte Posten für großartige Rinderzucht mit den zwei charakteristischen Insassen. Der eine, ein schwermüthig träumender Gesell, hat vor manchen Jahren durch einen Indianereinfall sein geraubtes und seither mit nie ruhender Beharrlichkeit gesuchtes Weib verloren, während die etwas leichtsinnige Pepa sich ganz gut mit ihrem feurigen Häuptling behilft; freilich verfällt sie beim blutigen Schluß des Dramas denn doch in Irrsinn. Der „Puesto“ führt uns die tiefere, die mehr seelische Seite im Wesen dieser schrankenlosen glutgerösteten Erdstriche vor; die „Tolderia“, d. i. das wandernde Zeltdach der Wilden, schreiend, farbenfrisch, stellt uns ihre wild romantische Phantastik vors Auge. Aber sie alle, die Häupter und Wahrsager der wilden Stämme, die Befehlshaber und betrüglichen Lieferanten der Grenzforts, die Estancieros, als die exponirten äußersten Culturträger, sie alle bis auf die Marketenderin sind markant abgeschlossene Gestalten.

Kurz, es ist der Geist des Landes, der aus den Geschichten und Charakteren der Menschen, und aus der Physiognomie von Boden und Himmel sprechend uns entgegentritt, sein Grundzug eine wild großartige Melancholie.

Nun zum Schluß: „Seerosen“ von A. Sosna (Nr. 8). Wir leben in einer Welt, die so wenig als möglich von der Märchenzeit und ihrem romantischen Zauber an sich hat; märchenhaft sind höchstens die papiernen Milliarden, welche das Jahrhundert der Börsenspeculationen aufhäuft und die Krisen, die es damit heraufbeschwört. So dichten oder schreiben wir auch keine Märchen mehr, und wenn irgend einmal doch eins in neuer Gestalt auftaucht, so greifen wir danach als nach einem ausnahmsweisen Curiosum.

Es ist ein allerliebstes Seemärchen, das da vorliegt: das Meer in seinem wüthenden Sturm, und in seinem tiefen stillen geheimnißvollen Frieden. Die Meereskönigin, der Gott Okeanos, der weibliche Schutzgeist der Erde, die Fee Morgana, die vier Jahreszeitengötter, der unheimliche Dämon des Sturms als Zwerg mit rothem Windmantel, die redenden Seeungethüme und die singende Muschel, die mysteriösen Tiefen und die Korallenfelsen, die Goldberge und Krystallpaläste — es ist gerade die rechte Gesellschaft und es sind die richtigen Scenen, um uns einzuspinnen in eine leuchtende Wunderwelt; und daß da gerade nach alleräußersten Gefahren ein treues menschliches Liebespaar wieder zusammengeführt und glücklich gemacht wird, paßt eben auch ganz gut. Kurz, es ist eine gemüth- und phantasiereiche kleine Zaubergeschichte, gerade in jenem Gewand und der Stimmung, wobei sich eine Stunde im Dufte reiner Poesie verträumen läßt.

J. J. Honegger.

Neue Bücher über Geflügelzucht, Vogelkunde, -Liebhaberei und -Zucht.

IV.

Unsere Vögel. Bilder aus dem Vogelleben Norddeutschlands und seiner Nachbarländer. Nach Skizzen von Paul M. Röper bearbeitet von W. Lackowitz. Mit 204 Original-Holzschnitt-illustrationen nach Zeichnungen von Rösener, Schwann und Tieffenbach. Berlin, Ebhardt. 1883. Lex.-8. 15 M.

Ohne Vorwort und Einleitung, anstatt dessen mit einem überschwenglichen Gedicht: „An die Natur", von Ludwig Bechstein, sehen wir einen Band von 78 Halbbogen in Großlexikonformat vor uns. Und wenn wir nun, durch den anheimelnden Titel und die reiche Ausstattung voreingenommen, dem Buche unsere volle Sympathie entgegenbringen wollen, so fühlen wir uns bei näherer Prüfung doch vom Anfang bis zum Ende abgestoßen, sowol durch den Text, als auch durch die Bilder.

Gleich im ersten Satz des eigentlichen Textes, im Abschnitt „Heher und Elster", beginnt der Verfasser: „Niederwärts «schwingt» sich der Wald um die kleine Waldwiese", und diese Phrase ist bezeichnend für das ganze Buch. Da sagt er weiter:

Unabläßige, rastlose Arbeit ist das Leben der Bienen, die geschäftig von Blume zu Blume summen, hier ganz im Grase verschwinden, dort mit Mühe sich wieder emporrappeln (!) und immer in gleichem Eifer weitersurren, keinen Blick auf die Schönheit ringsumher werfend (!). Sie sind das Leben gewordene Utilitätsprincip (!).

Vom Heher erzählt er:

Ei, in wie sonderbaren Stellungen ergeht sich das Thier. Jetzt wendet er uns den graubraunen Leib zu, und wenn er uns zum Willkommen die zierlichsten Bücklinge macht, was er ja selbstredend nur zu seinem eigenen Vergnügen thut, da er uns glücklicherweise gar nicht sieht — dann sträubt er die Kopffedern zu einer artigen Haube empor, und vor der weißen Brust (die nämlich gar nicht weiß ist, sondern vielmehr hellröthlichbraun) zeichnet sich jedesmal der schwarze starke Schnabel scharf ab. Nun wendet er sich tanzend (!) nach der andern Seite und dreht uns den gleichfalls braunen Rücken zu, der in einem schwarzen Schwanze endigt. Tanzend breitet er ein wenig die schwarzen Schwingen aus, und siehe da, deren zierlich weiß, schwarz und blau gescheckte Handfedern, die wir so oft schon an dem Hute eines Jagdbeflissenen als besondern Schmuck gesehen, verrathen den Heher.

Auf der nächsten Seite fährt er fort:

Räh ruft er (der Heher), die Erkennung bestätigend, herab und hängt gleich die flötenden Drosseltöne daran, damit wir nur ja nicht in Zweifel bleiben, daß er es gewesen, der uns zuvor so weidlich geäfft hat. Ja, er war es, der alle die verschiedenen Vogelstimmen so täuschend nachahmte, und das hat ihn berühmt gemacht unter den heimischen Vögeln. Diese Berühmtheit hat aber eine böse Kehrseite, und die kleinen Sänger fürchten ihn wie kaum einen derjenigen, die ihr Geschlecht schon zum Raubritter und Wegelagerer prädestinirt (!). Ja, ein schlimmerer Räuber als irgendeiner der wirklichen Raubvögel ist der Eichelheher, und so drollig seine mannichfachen Attitüden auch erscheinen, so belustigend das bunte Potpourri von Vogelstimmen aller Art aus seinem Schnabel auch erklingen mag, so unnachsichtig müßte er befehdet werden überall, wo er sein Wesen treibt.

Weiter heißt es:

Unser Heher auf der Eiche über uns hat mit dem Tanzen und dem Nachahmen verschiedener Vogelstimmen plötzlich aufgehört. Steif reckt er den Körper in die Höhe und dreht den Kopf ein wenig seitwärts nach unten. Er scheint scharf zu äugen, gewiß hat er etwas entdeckt, was seine bösen Begierden reizt. Die Kopffedern sträuben sich steil aufrecht, ungeduldig trippeln die kräftigen Beine hin und her, dann stößt er noch einmal, aber nur in sich hineingurgelnd, seinen mistönenden Heherruf aus und springt hinab auf einen niedrigern Ast. Schnell wechseln auch wir unsern Platz, um sein Beginnen ferner beobachten zu können. O weh! da steht ein Nest. Mit wenigen Sprüngen hat er es erreicht und schaut hinein u. s. w. Jetzt hat der Heher ein Junges unter blutgierigem Funkeln seines Auges gepackt, unter den grimmen Fängen zetert das Vögelchen; die angsterfüllten Aeltern hatten seit dem Erscheinen des Räubers sich verborgen gehalten, meinend, daß auch ihr kleines Heimwesen seiner Aufmerksamkeit entgehen würde. Nun aber schießen sie heran, fürchterlich schreiend flattern sie um das Nest herum, dem Heher fast in das Gesicht, als wollten sie sich opfern für ihre Kleinen. Der aber läßt sich durch sie gar nicht stören . . ., wohlgefällig lüstern blickt der Räuber auf das arme Ding nieder, und ein wuchtiger Schnabelhieb macht dem erbärmlichen Geschrei ein Ende. In einem laut schallenden Räh, räh! drückt der Heher seinen Triumph über den unvermutheten schönen Fang aus.

So folgen Seite für Seite die verschrobensten Phrasen, ja das ganze Buch besteht eigentlich aus solchen. Selbstverständlich kann ich hier ja nur eine kleine Blumenlese derselben geben. Als ein Sperber den Heher überfallen, heißt es: „Der Zusammenstoß ist fürchterlich und eine ganze Garbe von Federn sprüht in die Luft hinaus"; weiterhin: „Der erbarmungslose Mörder hat seinen ebenso erbarmungslosen Nachrichter gefunden." Von den Vögeln, deren Nest der Heher beraubt hat, ist gesagt: „Die verzweifelten Aeltern ließen von ihrem todten Kinde ab." Von der Elster lautet es: „In ihr ist nichts von jener verdrossenen Ruhe, von jenem gewissermaßen lichtscheuen Seitenblick eines bösen Gewissens zu finden"; ferner: „Zur Brutzeit der Vögel kann sie ganze Baumreviere völlig veröden machen", und in demselben Satz: „Es ist gar nichts Seltenes, daß sie sogar auch gar zu vertrauensselige alte Vögel wegfängt"; noch weiter ist „Frau Elster", von der, „wer je auf dem Lande Hühner- und Entenzucht getrieben hat, weiß, weß Geistes Kind sie ist", als ein Vogel hingestellt, „der zu den gefährlichsten, weil dummdreistesten und unverschämtesten Feinden der Hofgeflügelzucht gehört". Im nächsten Absatz ist trotzdem gesagt: „Ihre scheinbare Zutraulichkeit ist nichts als dummdreiste Frechheit; dabei ist sie aber außerordentlich klug und weiß ganz genau, wie weit sie gehen kann, haarscharf unterscheidet sie den Menschen, der ihr gefährlich werden kann" u. s. w.

Damit die Leser ersehen, daß der Verfasser im Feuereifer, mit welchem er an das Buch gegangen, nicht etwa blos in den ersten Abschnitten zu solchen Ueberschwenglich-

keiten sich hat hinreißen lassen, sondern daß mein Ausspruch, das Buch sei durchgängig von denselben erfüllt, wahr ist, brauche ich nur irgendwo beliebig in der Mitte aufzuschlagen. Da heißt es von den Grasmücken:

Sämmtlich gehören sie zu den nützlichsten Kerbthierfressern. Was sie an Insekten, Larven, Puppen von den Zweigen ablesen, ist unglaublich, und wenn sie im Spätjahre auf den fruchttragenden Bäumen und Sträuchern erscheinen und in der Noth um das tägliche Brot ihren Tribut von den Beeren erheben, so ist dieser Schade so unendlich winzig, daß man davon gar nicht reden sollte.

Der Verfasser muß seltsame Vorstellungen von der Lebensweise dieser Vögel haben, denn sonst würde er sich von seiner Sentimentalität nicht dazu verleiten lassen, von ihrer Noth zu sprechen zur Zeit der Fruchtreife, wenn also die Kerbthiere, ihre Hauptnahrung, noch in großer Fülle vorhanden sind. Zwei Sätze weiter wiederholt er denselben Gedanken in anderer Phrase. „Mag sein, daß es da (im Süden) in Ermangelung anderer passender Früchte oder auch aus Leckerei auffallender wird (wenn die Grasmücken nämlich die Feigenbäume plündern) als sonstwo, daß sie in Abwesenheit (!) der nöthigen Insektennahrung auch Beerenfresser sind." Dann kommt ein neuer Absatz, der ohne jeden Uebergang und Hinweis folgenden Satz enthält: „Daß die verschiedenen Grasmückenarten auch sonst noch in gar vielen Dingen den nahen Verwandtschaftscharakter (?) nicht verleugnen, werden wir im Nachfolgenden kennen lernen." Es ist nicht gesagt, ob diese Verwandtschaft sich auf die Arten untereinander oder auf andere Vögel erstrecke.

Hiermit könnte ich, soweit meine Kritik den Text anbetrifft, abbrechen, denn das Buch ist ja durch sich selbst in Bezug auf Fassung und Stil genugsam gekennzeichnet. Da der Verfasser sich jedoch als ornithologischer Schriftsteller hinstellt, so erübrigt es noch, seine Befähigung nach dieser Seite hin zu prüfen. Unter den fast zahllosen ornithologischen Büchern, welche wir in Deutschland haben, gibt es kein einziges, selbst wenn es das kläglichste, nur aus andern populären Schriften von einem Laien zusammengestoppelte Machwerk ist, welches so unklare, unzulängliche, ja nichtssagende Beschreibungen bringt wie Lackowitz' voluminöses Vogelbuch. Nachdem die Leser beim Heher bereits eine solche vor sich haben, brauche ich hier wol nur noch eine andere anzufügen. Von der schwarzköpfigen Grasmücke ist gesagt:

Es ist ein sehr einfacher (!) und doch wunderschöner (?) Vogel. Nicht der Farben wegen, denn die Oberseite ist einfach braungrau, mit etwas grünlichem Anfluge, die Unterseite ebenso einfach trüb weiß, an den Seiten etwas olivenbräunlich. Kaum sonderlich heben sich von dem eintönigen grauen Rock die dunkelbraunen Flügel- und Schwanzfedern ab; nur den Kopf ziert eine scharf abstechende dunkelschwarze Platte, aber nur bei dem Männchen, denn das Weibchen und auch die Jungen tragen rothbraune Scheitelkappen. Als sehr seltene Ausnahme kommt es vor, daß auch einmal ein Männchen mit dieser weiblichen Kopfbedeckung geschmückt ist und dann seinem Namen nach keiner Richtung hin Ehre macht; denn so zahlreich die volksthümlichen Namen dieses allgemein bekannten Thieres (!) auch sind, so finden sie doch alle ihren Ursprung in der auffallenden schwarzen Kappe. Ja, überall in ganz Europa ist die Schwarzplatte zu finden und darüber hinaus.

Ich darf versichern, daß dies eine der eingehendsten Beschreibungen ist, welche das Buch aufzuweisen hat, und dieselbe ist um so mehr bezeichnend, da sie doch durch Seichtheit und nachlässigen Stil zugleich sich hervorthut.

Wenden wir uns nun den Bildern zu, so sehen wir, daß dieselben mit dem Text in wundersamem Einklang stehen. Man betrachte den Heher S. 5, wie er philosophisch-sentimental auf das Opfer in seinen Krallen herabblickt, und wer wüßte wol naturgeschichtlich festzustellen, welcher Vogelart das geraubte Junge nach Kopf und Schnabel und das danebenstehende Nest angehört. Die seltsamen Gestalten auf dem Bilde S. 9, welche fliegende Elstern sein sollen, könnten eher als japanesische Drachen, wie die Knaben solche steigen lassen, gelten. In welchen Größenverhältnissen sind S. 13 die Elster, insbesondere deren Schnabel und Füße, der gestohlene Löffel und das Nest dargestellt! Der Künstler, welcher das letztere gezeichnet, hat noch niemals ein solches in Wirklichkeit gesehen. Die fliegende Lerche auf S. 49 wolle man nach Haltung, Flügeln, Schwanz, namentlich nach dem Schnabel prüfen und man wird sich mit Widerwillen von solcher Caricatur abwenden müssen. Auf S. 85 soll ein Specht aus einem Baumstubben hervorkommen, doch weder der erstere noch der letztere ist zu erkennen; gleicherweise haben die Sperlinge nebst ihren Nestern auf S. 204 und 205 kaum Aehnlichkeit mit dem, was sie veranschaulichen sollen. Welches Ungeschick zeigen selbst die Bilder vom Hühnerhof S. 389 und 393; welchen Kahnschnabel hat die Schwarzdrossel S. 256, und selbst auf dem leidlichen Bilde; Gimpel am Nest, sind die Jungen verzerrt, und zugleich fragt man sich vergeblich, was für Knüttel ihnen die Alten zum Futter bringen. Die Krone erbärmlichster Bilder ist S. 179 das Innere eines Taubenschlags, in welchem wir zwei alte Eulen mit ihren Jungen nebst Mäusen und dann gar curiose Tauben, sitzend und fliegend, vor uns sehen sollen (schade, daß „die Katze, welche auf «schleichenden Sohlen» dem Bodenfenster entstieg und nun mit bösem Blick hinter den Unerreichbaren dreinschaut", nicht gleicherweise dargestellt worden)! Kurz und gut, sämmtliche Vogelbilder fast ohne Ausnahme sind entweder ungeschickt gezeichnet oder im Schnitt verdorben, oder sie beruhen auf phantastischer, geradezu unnatürlicher Auffassung — ebenso wie der Text.

Ohne befürchten zu müssen, daß ich mich eines ungerechten oder auch nur zu strengen Urtheils schuldig mache, spreche ich es hiermit unverhohlen aus, daß das Röper-Lackowitz'sche Buch in der deutschen Literatur durchaus überflüssig ist, und ich bin zu gewissenhaft, als daß ich einen solchen Ausspruch thun würde, wenn ich ihn nicht ausreichend begründen könnte. Schritt für Schritt habe ich daher den Verfassern wie den Künstlern gegenüber dargethan, daß

sie in Wort und Bild fast durchgängig nur Verzerrungen geschaffen haben.

Wenn Lackowitz glaubt, dadurch daß er nach andern Mustern am Anfang und Ende eines jeden Abschnitts schöne Verse unserer hervorragendsten Dichter angebracht, dem Buche einen interessanten Anstrich gegeben zu haben, so will ich darob nicht mit ihm rechten. Gleicherweise mag der Verleger immerhin meinen, er habe seine Schuldigkeit gethan, wenn er das ganze Buch, wo es nur irgend angängig, mit Holzschnitten vollgestopft hat — sogar die Initialen der Abschnitte über die Enten bilden mythische Figuren —, von denen die meisten freilich gar nichts besagen. Welche Bedeutung aber haben Bilder in einem Buche, das die Vögel behandelt, die wie S. 11 eine kleine Winterlandschaft, S. 45 einen Ausbau am Busch, S. 53 einen schneebedeckten Baum mit einigen Häusern, S. 61 einen Kreuzweg im Hochwald, S. 67 einige Schilfstauden im Wasser, S. 84 einen knorrigen Baum vor andern Stämmen, S. 105 zwei sturmgepeitschte kleine Birken, S. 153 ein Kreuz am Wege und im Hintergrunde eine Postkutsche darstellen und entweder überhaupt keinen Vogel aufzuweisen haben, oder einen solchen so winzig und verzerrt zeigen, daß ihn niemand erkennen kann? Halbe und ganze Seitenbilder, wie S. 172 ein Wanderer inmitten einer Gebirgslandschaft, S. 313 ein Stückchen Mummelsee am Walde, S. 480 ein gleicher See bei Mondschein (Vollbild), S. 577 Winterlandschaft am Walde (Vollbild) lassen auch nicht die Spur eines Vogels auffinden. S. 357 ist sogar ein Frühlingsblumenstrauß, aus einem meiner Bücher entnommen, wie denn überhaupt Clichés aus andern Werken bei diesem Bilderschmuck eine Hauptrolle spielen. Ich darf also die Zurückweisung eines solchen Werks aus unserer einschlägigen Literatur mit Berechtigung und Entschiedenheit aufrecht erhalten.

Karl Ruß.

Biographisches.

1. Wallenstein's letzte Tage. Ein historisch-kritisches Gedenkblatt zum 25. Februar 1884. Nach den besten neuern und neuesten Quellen bearbeitet und herausgegeben von Richard Wapler. Nebst einer Ansicht und einem Grundriß des Sterbehauses Wallenstein's sowie einem Blatt Facsimile. Leipzig, Höfler. 1884. Gr. 8. 4 M.
2. Der Däne Niels Stensen. Ein Lebensbild nach den Zeugnissen der Mit- und Nachwelt. Entworfen von Wilhelm Plenkers, S. J. Mit dem Porträt Stensen's. Freiburg i. Br., Herder. 1884. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.
3. Das Leben des Geographen Dr. Jakob Melchior Ziegler. Nach handschriftlichen Quellen von G. Geilfus. Ein Denkmal der Freundschaft. Mit Ziegler's Bildniß. Winterthur, Westfehling. 1884. Lex.-8. 5 M.
4. William Dunbar. Sein Leben und seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst einem Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Literatur- und Culturgeschichte von J. Schipper. Berlin, Oppenheim. 1884. Gr. 8. 7 M.

Die neue Geschichtsforschung hat außerordentlich viel gethan, um zur Klärung der Wallenstein-Frage beizutragen, und Hallwich gebührt dabei der erste Platz. Unser großer Schiller ist ganz wesentlich schuld an dem irrigen Bilde, welches die Nachwelt von Wallenstein im Sinne trägt; das deutsche Volk prägte sich dasselbe um Schiller's willen ein und sah in dem Friedländer nur einen großartig angelegten und mit Kronen spielenden Verschwörer. Richard Wapler versucht es in seiner Schrift „Wallenstein's letzte Tage“ (Nr. 1) den Feldherrn von vielen Vorwürfen zu reinigen, leider in geradezu ungenießbarer Form und schleppendstem Stil. Er führt uns in ihm einen echten Deutschen, einen unserer größten Nationalhelden vor, welcher der perfiden Politik unserer Habsburger Kaiser auf Befehl aus Wien zum Opfer fiel. Wapler zeigt uns, wie Wallenstein im Gegensatze zu einer habsburgisch-spanisch-bairisch-pfäffischen Camarilla, die den indolenten und heuchlerischen Ferdinand II. umstrickte, den Frieden wollte, alles an die Vertheidigung der kaiserlichen Erblande setzte, aber von der Offensive abstand, und wie ihm diese Taktik, zumal nach dem Falle Regensburgs, den er nicht vermuthet hatte, zum Verbrechen angerechnet wurde. Seine Feinde waren blind gegen die Vorzüge seiner Anschauung der Dinge und zogen den Kaiser von ihm ab; Wallenstein fühlte, daß in Wien der Stab über ihn gebrochen sei, wollte aber, bevor er vom Oberbefehl zurücktrat, seine Aufgabe lösen und den Frieden schließen; ein Mann wie er durfte sich zu keiner Entwürdigung bequemen. Voll Haß gegen Schweden und Frankreich, arbeitete er mit Sachsen und Brandenburg auf den Frieden hin, was ihm am Kaiserhofe verargt und misdeutet wurde; gleichzeitig war er, trotz schwerer Krankheit, ein exemplarischer Regent seiner Lande, die er von Böhmen loszureißen suchte, was ihn wol am besten von der Verleumdung reinigt, er habe König von Böhmen werden wollen. Erst als ihm seine Absetzung und Aechtung bekannt wurde, suchte er, von seinem Heere, in dem er wurzelte, gelöst, Zuflucht bei dem Feinde des Kaisers, dem Herzoge von Weimar, der aber bei dem verschlagenen Gegner Fallstricke vermuthete und ihn zurückwies; Wallenstein und seine wenigen Getreuen fielen nun unter den Degen kaiserlicher Offiziere. Kläglich sind alle Rechtfertigungen kaiserlicherseits ausgefallen; das öffentliche Gewissen ließ sich nicht belügen; die Achtung vor dem Hause Oesterreich erlitt einen schweren Schlag. Ueberzeugend hat Wapler einige kaiserlicherseits veranlaßte Lügenberichte und Schmähschriften widerlegt.

Durch den Jesuiten Wilhelm Plenkers werden wir des Nähern mit einem Convertiten bekannt gemacht: „Der

Däne Nils Stensen" (Nr. 2), der als ein vielseitiger Gelehrter des 17. Jahrhunderts sich einen dauernden Namen erwarb und aus innerster Ueberzeugung in Italien zum Katholicismus übertrat, was der Autor natürlich als seine größte That emphatisch preist. Stensen war ein berühmter Anatom, ein Vater der Geologie, auf welchen beiden Gebieten er bedeutsame Entdeckungen gemacht hat, ein glühender Propagandist für die alleinseligmachende Kirche, der er als Bischof in Hannover, Münster und Schwerin hervorragende Dienste leistete; auch nahm er an den Versuchen regen Antheil, die lutherische Kirche mit Rom wieder zu vereinigen, und war in Wort und Schrift ein ehrlicher Ireniker.

Ein langjähriger Freund und Berufsgenosse, G. Geilfus, gibt uns in „Das Leben des Geographen Dr. Jakob Melchior Ziegler" (Nr. 3) den echt schweizerischen Lebens- und Entwickelungsgang dieses ausgezeichneten Gelehrten, Philanthropen und Schriftstellers aus Winterthur. Zum Kaufmann bestimmt und gezwungen, Baumwollhändler zu werden, weil es sein Vater war, bildete sich der sehr begabte Jüngling aus innerm Berufe zum Mathematiker und Geographen aus; der Unterricht bei Dufour in Genf, dem spätern schweizer General, wirkte begeisternd; die descriptive Geometrie und ihre neue Anwendung auf die kartographische Darstellung entschieden über seine Zukunft, und neben dem Geschäft pflegte er lebenslang ihr ernstes Studium. Längere Zeit als Lehrer thätig, behielt er nach seinem Rücktritt großen Einfluß auf das Schulwesen des Cantons Winterthur; die kartographische Anstalt war in erster Linie sein Werk. Als Lehrer war Pestalozzi, als Geograph Karl Ritter sein freilich nicht erreichtes Vorbild.

Nach einem gründlichen Ueberblick der altschottischen Dichtung, der Dichter vor Dunbar und der Blüte der Poesie unter dem hochbegabten Jakob IV. führt uns J. Schipper mit kundiger Hand in das vielfach noch dunkle Leben und in die Werke von „William Dunbar" (Nr. 4) ein, des größten dichterischen Genius von Altschottland, der einzig mit Chaucer zu vergleichen sein dürfte. Er würdigt ihn in seiner eminenten Bedeutung und gibt zahlreiche Proben seiner Dichtkunst in eleganter und bei aller Freiheit des Ausdrucks möglichst treuer Uebersetzung.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Die Philosophie des geistigen Verkehrs" von Andrew Jackson Davis hat Gregor Konstantin Wittig in das Deutsche übersetzt (Leipzig, Besser). Wir haben es hier mit „himmlischer Wahrheit zu thun, wie sie nur ein hochentwickeltes hellsehendes Medium gleich dem Verfasser uns zu bringen vermag". Die Herren Geister können freilich nur dann zu dem Autor hereinspazieren, wenn er ihnen die Thür öffnet, und zwar diejenige des Sprechzimmers. Auch ist für einen solchen Geist stets eine mehr oder minder dichte atmosphärische Schicht nothwendig, um darauf zu gehen oder zu stehen. Der Geist erzählt dem Autor „von der Liebe außerordentlicher Lieblichkeit und von der Weisheit unaussprechlicher Herrlichkeit". Die Engel athmen den heiligen Duft unsterblicher Blumen, und die Musik besteht in der schweigenden Wirkung unveränderlicher Principien. Es gibt drüben genau sechs Liebescirkel und Weisheitscirkel; die Geister tauschen funkelnde Erwiderungen gegenseitiger intelligenter Neigungen aus. Sapienti sat!

— Das „Geologische Reichs-Museum in Leiden" veröffentlicht Beiträge zur Geologie von Ostasien und Australien, welche von den Professoren K. Martin und A. Wichmann herausgegeben werden (Leiden, Brill). Die uns vorliegenden Hefte enthalten: „Paläontologische Ergebnisse von Tiefbohrungen auf Java", „Gesteine von Timor". Ueber den Werth dieser streng fachwissenschaftlichen Abhandlungen steht uns kein Urtheil zu.

— „Auf der Neige des Lebens oder: Von dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Leben" nennt sich ein Buch des Consistorialpräsidenten A. Schaeffer zu Colmar im Elsaß (Gotha, F. A. Perthes). Das Buch enthält eigentlich nur zwanglose Bemerkungen über Unsterblichkeit und alle damit zusammenhängenden Fragen, ist aber mit so gründlicher Wissenschaftlichkeit gesättigt, predigt einen so warmen und zugleich verständigen Glauben, ist so wahrhaft geist- und gemüthvoll, daß es zu dem Besten gehört, was vom Standpunkte der positiven Theologie über das Leben nach dem Tode geschrieben worden ist.

Theater und Musik.

Aus Berlin wird von mehrern Bühnenerfolgen berichtet. Am Wallner-Theater hat ein Lustspiel: „Der Raub der Sabinerinnen", von Franz und Paul von Schönthan einen jener Erfolge gehabt, wie er den Directoren in ihren angenehmsten Träumen vorschwebt. Natürlich handelt es sich um keine Concurrenz mit Paul Heyse's Jugenddichtung: dafür bürgt schon der Name der Autoren und das Theater, an dem ihr Stück zur Aufführung kam. Es handelt sich um die Jugendarbeit eines Professors, der in der Muße einer kleinen Stadt sein Römerstück auf die Bühne bringt. Die Abenteuer, die dabei sich ergeben, bilden den Inhalt des Stücks. Franz von Schönthan hat sich bereits oft genug auf dramatischem Gebiete, allein und mit Moser zusammen, versucht, daß man ihm die Praxis einer erfolgreichen Bühnenmache zutrauen kann. Paul von Schönthan aber hat eine Specialität, die er bisher mehr in der Novelle cultivirt hat: das ist die Darstellung der Coulissenwelt, besonders an kleinen Bühnen. So ist denn der kleine „Theaterdirector" gewiß auf seinem dramaturgischen Felde gewachsen. Die Charaktere sind, wie die Kritik rühmt, überhaupt gut und lebenswahr gezeichnet; an einigen grellen und kecken Scenen fehlt es nicht. Die Schriftstellermarotten der Dilettanten hat Franz von Schönthan übrigens schon in seinem Lustspiel „Ein Schwabenstreich" verspottet. Die Persiflage der seichten Belletristik nimmt wol jetzt auf unserer Bühne einen zu breiten Raum ein. Die satirischen Seitenhiebe gelten der Tragödie der Unberufenen; aber sie treffen auch diejenige der Berufenen, welcher das Feld von ähnlichen drastischen Spottkomödien immer mehr verengt wird.

Ein Lustspiel von Alexander Mügge: „Lottchen's Spielkamerad", ging schon vorher nicht ohne Beifall über die Bühne des Wallner-Theaters: es ist ein harmloses Stück, welches das Thema der beliebten Verwechselungen variirt.

Am Deutschen Theater kam „Die große Glocke", das neue Lustspiel Oskar Blumenthal's, dessen „Probepfeil" die vorige Saison beherrscht hat, zur Aufführung und hatte ebenfalls, wie die Blätter einstimmig berichten, großen Erfolg. Es

ist dasselbe Thema, welches Scribe in seinem Lustspiel „La camaraderie“ behandelt hat, aber in anderer Fassung. Einem mittelmäßigen Künstler wird durch allerlei Intrigue und Reclame, wobei besonders die Frauen eine große Rolle spielen, ein erster Preis verschafft; als er erfährt, durch welche Motive ein urtheilsloses Comité bestimmt wurde, ihn auszuzeichnen, weist er diesen Preis zurück. Die Handlung ist nicht sehr reich, und man liest aus den lobenden Kritiken doch heraus, daß das Stück gegen den „Probepfeil“ zurücksteht. Wohl aber soll der Dialog wieder reich an witzigen Einfällen sein; die satirischen Lichter, die auf den berliner Salon fallen, sollen die Zustände dort mit treffender Wahrheit zeichnen, und einige Typen desselben sollen direct aus dem Zuschauerraum auf die Bühne verpflanzt worden sein. Ein paar ernstere Scenen werden gerühmt, in denen sich das dramatische Talent des Autors fast noch vortheilhafter ausprägen soll als in einzelnen komischen, in denen die Ueberladung des Dialogs mit Witzarabesken sich bisweilen zu Ungunsten des dramatischen Nervs fühlbar macht.

Am Residenztheater wurde ein französischer Schwank von Ferrier und Valabrègue: „Die Sirene“, gegeben, welcher ganz im Stile der neufranzösischen Schule gehalten ist. Wie in „Tète de Linotte“ müssen die sich überstürzenden komischen Verwickelungen dafür sorgen, daß man den ungesunden Kern des Ganzen übersieht. Der Held ist ein Don Juan, der eine junge Frau geheirathet hat, aber gleichzeitig ein Liebchen von früher besucht. Er gibt sich für einen Schiffskapitän aus, der ein Schiff, die Sirene, besitzt. Wenn er von der gesetzlichen Geliebten zur ungesetzlichen oder umgekehrt wandert, gibt er immer vor, in See zu gehen. Man kommt ihm indeß auf die Spur, er wird verfolgt, weiß aber doch seiner Frau nach wie vor ein X für ein U zu machen. Diese leichte französische Waare sollte doch von den deutschen Bühnen verbannt bleiben.

Eine neue Operette des Dichtercomponisten Richard Genée: „Rosina“, ging am Walhallatheater in Scene. Die Handlung ist sehr einfach: ein Streit zwischen einer heißblütigen Corsicanerin und ihrem treulosen Bräutigam, einem Violinvirtuosen, bildet die Grundlage der Handlung: die Couplets sind anmuthig, ebenso die Chöre, Märsche und Walzer, besonders das Terzett der Zuckerbäcker. Glänzend war der Aufzug des Königs April ausgestattet.

— Paul Heyse's Schauspiel „Don Juan's Ende“ ist am Stadttheater in Frankfurt a. M. mit schönem Erfolg in Scene gegangen; der anwesende Dichter wurde mehrfach hervorgerufen. Wir haben das Stück in d. Bl. bereits eingehend besprochen und halten es für besser und stärker in seinem dramatischen Gefüge als „Das Recht des Stärkern“.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 10. October starb in Lübeck Robert Christian Berthold Avé-Lallemant, der bekannte Reisende. Er war am 25. Juli 1812 geboren, studirte 1833—37 zu Berlin, Heidelberg und Paris Medicin und begab sich dann nach Rio de Janeiro, wo er als Arzt prakticirte und Mitglied des obersten Gesundheitsraths für Brasilien wurde. Im Jahre 1855 kehrte er nach Deutschland zurück, betheiligte sich dann an der Novara-Expedition, von der er sich aber in Rio de Janeiro wieder trennte. Von hier aus machte er in den Jahren 1858 und 1859 große Reisen durch Brasilien und veröffentlichte darüber jene Reisewerke, durch welche er sich vorzugsweise einen Namen gemacht hat: „Reise durch Nordbrasilien“ (2 Thle., 1859) und „Reise durch Südbrasilien“ (2 Thle., 1860). Er kehrte dann in seine Vaterstadt Lübeck zurück. Auch einige poetische Versuche hat er gemacht, wie das Marineepos „Anson“ (1869) und eine dramatisirte Episode aus der Geschichte Philipp's II.: „Caranza, Erzbischof von Toledo“ (1872). Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir: „Fata Morgana, Reiseeindrücke aus Aegypten“ (2 Bde., 1872), „Wanderungen durch Paris“ (1877), „Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen“ (1880), sowie den Abschnitt der von Karl Bruhns herausgegebenen Humboldt-Biographie (1878): „Humboldt's Aufenthalt in Paris (1808—25)“.

Bibliographie.

Aedo y Gallart, des Don Diego de, Schilderung der Schlacht von Nördlingen (im Jahre 1634). Aus dessen Viaje del Infante Cardenal Don Fernando de Austria übersetzt und mit Anmerkungen versehen von F. Weinitz. Mit einem Anhang und 1 Karte. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Alth, G. R. v., Ueber das absolute Maszsystem und die Theorie der Dimensionen. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M.

Die Aristokratie des Geistes als Lösung der sozialen Frage. Ein Grundriss der natürlichen und der vernünftigen Zuchtwahl in der Menschheit. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 3 M.

Bilder-Atlas der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Volksausgabe. 444 Bildertafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Chromolithographie. In 80 Lieferungen. 1ste Lfg. Leipzig, Brockhaus. 1885. Lex.-8. 50 Pf.

Bitter, C. H., Die Reform der Oper durch Gluck und R. Wagner's Kunstwerk der Zukunft. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Calderon de la Barca, Dramatische Dichtungen in wortgetreuer Uebersetzung. Erlangen, Krische. 8. 2 M.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. 4ter Bd.: Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur. 3te neu durchgesehene Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 11 M.

Druskowitz, H., Drei englische Dichterinnen. Essays. Berlin, Oppenheim. 1885. Gr. 8. 4 M.

Ellinger, G., Das Verhältniss der öffentlichen Meinung zur Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert. Berlin, W. Weber. Gr. 8. 2 M.

Frank, U., Das Wunderkind. Erzählung. Berlin, Abenheim. 8. 2 M. 50 Pf.

Gaspary, A., Geschichte der italienischen Literatur. 1ster Bd. Berlin, Oppenheim. 1885. Gr. 8. 9 M.

Gréville, H., Ein Verbrechen. Roman. Autorisirte Uebersetzung. 2 Thle. in 1 Bd. Basel, Bernheim. 8. 4 M.

Hartner, E., Fata Morgana. Roman. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 10 M.

Heine's, H., sämmtliche Werke. Mit einer Biographie von G. Karpeles. Neue Volks-Ausgabe in 50 Lieferungen. 1ste Lfg. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 20 Pf.

Helmholtz, H. v., Vorträge und Reden. Zugleich dritte Auflage der „Populären wissenschaftlichen Vorträge“ des Verfassers. 2 Bde. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Kleist, E., Credo. Geistliche Lieder. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

König, E. A., Va banque! Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1885. 8. 9 M.

Meißner, H., Knabbeln, backt un präsenteert. Dülmen, Laumann. 8. 60 Pf.

Mittheilungen der Ribeck'schen Niger-Expedition. — II. Proben der Sprache von Ghat in der Sähară mit haussanischer und deutscher Uebersetzung. Von G. A. Krause. Mit einer Kartenskizze und Facsimiles. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Mücke, A., Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Kaiser Heinrich VI., König Philipp und Otto IV. von Braunschweig. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Noir, F., Pädagogische Aphorismen. 864 Citate aus 109 Klassikern und Schriftstellern. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Quednow, M., Filippo Strozzi. Historischer Roman. Gotha, F. A. Perthes. 8. 6 M.

Peukert, F., Die Memoiren des Marquis von Valory. Bern, W. Weber. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Prowe, L., Nicolaus Coppernicus. 2ter Bd.: Urkunden. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 15 M.

Rahm, J. J., Drei Flüge-n-uf ein Tätsch. Lustspiel in Zürcher Dialekt. Zürich, Schmidt. 8. 80 Pf.

Reich, E., Studien und Betrachtungen über Oesterreich. Grossenhain, Baumert u. Ronge. 8. 1 M. 20 Pf.

Stretton, Hesba, Carola. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Daniel. Autorisirte Ausgabe. Gotha, F. A. Perthes. 8. 4 M. 60 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1920: Martin Luther. Reformationsdrama von W. Henzen. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Wagner, C., Lehrbuch der Handels-Korrespondenz. Französisch-Deutsch und Deutsch-Französisch. Eine Sammlung von kaufmännischen Musterbriefen und Formularen, mit grammatikalischen und sachlichen Erläuterungen. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 4 M.

Zastrow, C., Die Bureaukraten von Flausenheim. Historischer Roman. Berlin, F. Luckhardt. 8. 4 M.

Ziegelhain, B. v., Die Jahreszeiten. Stuttgart, Metzler. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 30. October 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Elegante Geschichtsforschung.

Es ist keine Frage, daß die deutsche Geschichtschreibung in neuerer Zeit nach nationaler Geltung strebt und daß die Geschichtswerke eines Ranke, Giesebrecht, Sybel, Duncker und Mommsen auch in Bezug auf die Form der Darstellung unserer Nationalliteratur angehören. Dies ist ein unleugbarer Fortschritt gegen früher, wo die Geschichtschreiber die Resultate ihrer Forschung von ihren Quellenstudien nicht loszulösen verstanden und wo man bei einer Vertiefung in ihre Werke den ganzen Staub des historischen Ateliers mit herunterschlucken mußte. Damit hing die oft erstaunliche Bändezahl solcher Geschichtswerke zusammen, weil man den ganzen „Kampf ums Dasein", den die historische Forschung für ihre Resultate kämpfen muß, mit in den Kauf zu nehmen hatte: die ganze Interpretation der Quellen mit allen Conjecturen und aller Polemik gegen Andersgläubige, die ganze mühselige Genesis der Thatsachen, welche der Historiker aus dem Wust widersprechender Quellen und Meinungen herausarbeitet.

Das alles ist jetzt besser geworden, soweit es größere Werke der Geschichtschreibung gilt, welche einzelne Epochen und Völker behandeln. Dagegen gibt es noch eine große historische Literatur, welche sich mit der Detailforschung beschäftigt und in welcher der Geist der „Dryasduste", wie Carlyle sie nennt, fortlebt: da herrscht noch Schwerfälligkeit der Darstellung, Vorliebe für den nichtssagendsten antiquarischen Plunder und zugleich die vornehme Miene einer Gelehrsamkeit, die mit Horaz ausruft: „Odi profanum vulgus et arceo". Man braucht blos in Sybel's „Historischer Zeitschrift" das reichhaltige Register solcher neuen Werke nachzulesen, um sich von der Productivität auf diesem Gebiete zu überzeugen. Die historische Forschung in den Archiven und andern Quellen ist zwar die Grundlage der Geschichtswissenschaft, ebenso nöthig wie das Herbeikarren der Steine aus den Steinbrüchen für jeden Aufbau; aber die Architektonik eines solchen Baues nimmt denn doch ein höheres und allgemeineres Interesse in Anspruch, und daß dies Interesse ein allgemeines ist, darin kann wahrlich nicht der Grund liegen, es geringschätzig zu behandeln. Und doch sind die Fachwissenschaftler, aus Furcht, ihre esoterische Herrlichkeit zu profaniren, nur allzu geneigt dazu. Die Sybel'sche Zeitschrift z. B. hält sich für viel zu vornehm, ein Unternehmen wie den „Neuen Plutarch" zu besprechen, für welchen mehrere angesehene Historiker und Schriftsteller von Ruf Biographien von harmonischer Abgeschlossenheit der Form mit einem auch gegen die strengste Forschung gewappneten Inhalt verfaßt haben, also jedenfalls Leistungen der geschichtschreibenden Kunst, welche volle Beachtung verdienen. Dagegen finden sich dort eingehende Besprechungen der allerunbedeutendsten Detailstudien von gleichgültigstem Inhalt, die irgendein Gelehrter aus einem Archiv man möchte sagen zusammengebürstet hat: darin liegt die Würde der Wissenschaft; aber eine Biographie Cromwell's von Reinhold Pauli und ähnliche Lebensbeschreibungen von geistvoller Auffassung, prägnanter Darstellung, knapper Zusammenfassung der Resultate lebenslänglicher Forschung erscheinen vor dem Forum der Wissenschaft in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle. Ist das nicht der unverwüstliche Standpunkt der deutschen Dryasduste, der, wenn die Meister der Geschichtschreibung schon andere Wege eingeschlagen haben, doch noch immer ein sehr weites Terrain für sich in Anspruch nimmt? Bezeichnend ist es auch, daß ein Theil dieser archivarisch bestäubten Monographien auch noch in einer äußern Gestalt erscheint, die man als den alten Gelehrtenkittel

bezeichnen könnte. Wie schwer es ist, denselben auszuziehen, beweisen auch die „Göttinger gelehrten Anzeigen", die mit einem unmöglichen Format und unmöglichem Papier bis vor kurzem erschienen und erst jetzt eine typographische Toilette angezogen haben, welche ihnen verstattet, im Lichte des 19. Jahrhunderts zu erscheinen, ohne durch ihr spukhaftes Aussehen Gruseln zu erregen.

In allen diesen Beziehungen sind uns die Franzosen voraus, und es ist in der That ein soeben erschienenes französisches Werk, welches uns zu solchen Betrachtungen Veranlassung gibt, die Schrift von R. Chantelauze: „Louis XVII, son enfance, sa prison et sa mort au Temple, d'après des documents inédits des archives nationales" (Paris, Didot). Das Werk, das einen so kurzen Lebenslauf wie den des jungen Dauphins auf mehr als 30 Bogen darstellt, gehört offenbar zu jenen Specialschriften, welche nicht blos die Resultate einer höchst sorgfältigen und detaillirten Forschung zusammenstellen, sondern dieselbe auch auf ihrem ganzen Wege begleiten. Der Autor sucht aus neu aufgefundenen Documenten der Archives nationales, besonders aus den Zeugenaussagen des Civilcommissars Damont, sowie aus andern Zeugnissen, welche unter Ludwig's XVIII. Regierung der mit dieser Untersuchung beauftragte Minister Descazes zusammenstellte, nachzuweisen, daß der Sohn Ludwig's XVI. wirklich im Temple gestorben ist: eine Thatsache, deren Nachweis es vollständig überflüssig macht, die Ansprüche der Thronprätendenten, der falschen Dauphins wie Naundorff's zu beachten oder zu widerlegen. Da nach dem Tode des Grafen von Chambord die Naundorffs einen Theil der Legitimisten wieder um sich versammeln, so hat diese Schrift eine actuelle Bedeutung, mag sie nun der Republik oder den Orléans zugute kommen. Besonders schwer fällt das Gewicht der Angaben des Augenzeugen Damont in die Wagschale, von dessen Existenz die Anhänger der Naundorff und der andern Prätendenten bisher keine Ahnung hatten.

Doch es kommt uns hier nicht darauf an, den thatsächlichen Inhalt dieser Schrift festzustellen, sondern nur darauf, nachzuweisen, in welcher eleganten Fassung und mit welcher geschmackvollen Ausstattung ein Werk der historischen Specialforschung in Frankreich auftritt, gegenüber den oft so schwerfälligen und geschmacklosen Werken des Gelehrtenfleißes der deutschen Historiker. Die Darstellungsweise von Chantelauze ist so anziehend und lebendig, daß man mit warmem Antheil den Ereignissen folgt, durch welche die Kindheit und Jugend des Prinzen bestimmt wurde. Die großen Vorgänge der Revolution spielen mit hinein. Die Gefangenschaft der königlichen Familie im Temple hat an und für sich einen romanhaften Reiz, der keineswegs bei der genauen Schilderung des Gefängnisses und der Zustände in demselben verloren geht. Bis zum Tode des Königs und der Königin verläuft dies Leben gleichsam in einem feststehenden historischen Rahmen; dann treten erst die Ereignisse ein, welche zu so verschiedenartiger Auslegung Anlaß geben, sodaß selbst mehrere Prätendenten sich auf die Flucht des Prinzen aus dem Temple, auf die Unterschiebung eines andern Kindes und damit auf ihre legitime Abstammung von den Bourbons glaubten berufen zu können. Hier ist der Historiker zum Actennachweis und zum Zeugenverhör sowie zu einer scharfsinnigen Prüfung der Zeugnisse und der Persönlichkeit derer, die sie abgelegt haben, genöthigt; doch auch hier, wo Chantelauze gleichsam als Anwalt des todten Prinzen auftritt und aus dem Historiker zu einer Art von Juristen wird, bewahrt seine Darstellungsweise die ansprechende Haltung und den gefälligen Ton, und man wird auch diesen Untersuchungen mit Antheil bis zu Ende folgen.

Während hier die Hauptdocumente in einen Anhang verwiesen sind, würde gewiß ein deutscher Specialhistoriker den Text damit beschwert haben; jedenfalls wäre bei der Art und Weise deutscher Quellenprüfung die Anschaulichkeit der Darstellung ganz in die Brüche gerathen.

Vor allem aber hätte ein derartiges Werk in Deutschland kaum einen Verleger gefunden, der ihm eine so elegante, das große Publikum anlockende Ausstattung gegeben hätte; man würde es bei uns für die Bibliotheken, die Archivare, die Fachmänner bestimmt und demgemäß in ein bescheidenes Gewand gehüllt haben; es hätte auch einem Winkelbuchhändler anheimfallen und damit unter das löschpapierne Bücherproletariat gerathen können. Das französische Werk ist fast als eine Prachtausgabe zu betrachten, Format, Druck und Papier vornehm in hohem Maße, dabei fehlt es nicht an Illustrationen. Die interessanteste ist wohl das Bild Ludwig's XVII., ein überaus anziehendes, lebensvolles Gesicht. Die andern Illustrationen beziehen sich meistens auf den Temple; die Ankunft des Königs und seiner Familie in demselben und ein Gesammtbild des Gefängnisses sind die hervorragendsten. Außerdem finden sich Pläne der einzelnen Stockwerke des großen und kleinen Thurms, dann zwei Medaillen, von denen die eine an die Geburt, die andere an den Tod des Prinzen erinnern soll, welche der Graveur Tirlier dem König Ludwig XVIII. überreicht hatte. Die Vorderseite der ersten Medaille zeigt die Porträts Ludwig's XVI. und der Marie Antoinette, die der zweiten das Profil des Prinzen, die Rückseite eine geknickte Blume mit der Inschrift: „Cecidit ut flos".

„Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden" — ruft schon Schiller aus, und man darf diesen Ausspruch wohl der heutigen Generation in vieler Hinsicht vorhalten, besonders was dramatische Dichtung und Theater betrifft; aber daß unsere Gelehrtenwelt, mit Rücksicht auf ihren Umgangston beim Verkehr mit dem Publikum, den Geschmack und die Eleganz der Form auch bei anscheinend weniger handlichen Stoffen der Quellenforschung bei den Franzosen noch in die Schule gehen kann, erscheint uns außer Zweifel.

Rudolf von Gottschall.

Epische und lyrische Gedichte.

1. Konradin, der Staufe, von A. Jüngst. Paderborn, F. Schöningh. 1884. 8. 3 M.
2. Siciliana von Adolf Schafheitlin. Wiesbaden. 1884.
3. Rübezahl. Ein Sang aus Thüringens und Schlesiens Bergen. Von August Sturm. Jena, Mauke. 1884. 16. 2 M.
4. Elias Notvest. Eine epische Dichtung in Liedern und Sprüchen von G. Steiger. Zweite Auflage. Zürich, Schröter. 1883. 8. 3 M.
5. Reinold. Ein Bild aus den Karpaten von Gustav Schuller. Zweite Auflage. Wien, Graeser. 1884. 8. 1 M. 60 Pf.
6. Hans Waldmann, seine Freunde, seine Feinde und sein Fall. Dichtung von Friedrich Balmer. Zürich, Schmidt. 1883. 8. 1 M. 60 Pf.
7. Zigeuner-Reime aus dem Wanderbuche meines Lebens von Graf Emerich Stadion. Wien, Engel. 1883. 8. 1 M.
8. Roman. Gedichte von Richard Kralik. Wien, Konegen. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.
9. Gedichte von Wilhelm Mannhardt. Mit einer Lebensskizze des Dichters. Danzig, Saunier. 1881. 8. 2 M.
10. Gedichte von Sigismund E. Rosenhain. Zürich, Schröter. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.
11. Gedichte von Maximilian Derschitz. Leipzig, O. Wigand. 1883. 12. 1 M. 50 Pf.
12. Nordische Melodien. Gedichte von Nicolai Baumbach. Petersburg, Ericsson u. Comp. 1883. 8. 4 M.
13. Ausgewählte Gedichte von Johann Welhaven. Im ursprünglichen Versmaß aus dem Norwegischen übertragen von Hermann Neumann. Kottbus, Kaatz. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.
14. Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft. Herausgegeben von Rudolf Bergner. Nr. 1. Die deutsche Lyrik der Gegenwart. Eine Anthologie. Zusammengestellt von Fritz Lemmermayer. Leipzig, Bruckner. 1884. 8. 60 Pf.

Es ist immer erfreulich, die epische Muse sich nationalen Stoffen zuwenden zu sehen. Jeder Versuch nach dieser Richtung hin verdient alle Anerkennung. Dem Epos gegenüber, mit dessen Betrachtung wir unsere heutige Revue eröffnen, fällt nicht nur die nationale Stoffwahl vortheilhaft ins Gewicht, auch die poetische Kraft, mit welcher der vaterländische Gegenstand zu einer eindrucksvollen Dichtung ausgestaltet worden, ist unsers vollen Lobes würdig.

A. Jüngst hat mit seinem „Konradin, der Staufe" (Nr. 1) nicht etwa eine jener schwächlichen episch-lyrischen Zwittergeburten in die Welt gesetzt, welche heutigentags den Büchermarkt überschwemmen, sondern in den zwanzig Gesängen seiner Dichtung ein wirkliches Epos von präciser und conciser Gliederung des Aufbaues und von bedeutendem Gehalt geschaffen. Sein „Konradin", der den oft behandelten Stoff vielfach in eine neue Beleuchtung rückt, athmet echten patriotischen Schwung und documentirt eine Höhe des geistigen Standpunktes, die etwas Historisch-Weitschauendes und Menschlich-Tiefblickendes hat. Das durchweg melodiös versificirte Gedicht beweist überdies ebenso viel Innerlichkeit der Empfindung wie Plastik der Gestaltung und Gruppirung, und darf daher dem Besten beigezählt werden, das die epische Production in Deutschland jüngst hervorgebracht hat. Die Pflege gerade des geschichtlichen Epos kann unsern Poeten nicht dringend genug an das Herz gelegt werden; es ist eine Ehrenpflicht jeder Nation, die großen Momente ihrer Vergangenheit im Bilde der Dichtung festzuhalten und sie so der Zukunft zu überliefern.

Halbwegs geschichtlich gehalten ist auch das Gedicht „Siciliana" von Adolf Schafheitlin (Nr. 2). Aber das Geschichtliche beschränkt sich hier doch eigentlich nur auf allgemeine Perspectiven und decorativ gehaltene Arabesken. Dem Kerne nach ist die Dichtung eine schwungvolle Gedankensymphonie über die Städte Siciliens von wesentlich romantischem Gepräge. Schafheitlin's oft prächtig einherschreitende ottave rime gemahnen vielfach an das Muster Platen's und zeichnen sich nicht selten durch architektonische Schönheit aus. Die Apostrophe an den Ruhm aus dem Gedicht „Messina" mag hier als Probe seiner Diction einen Platz finden:

O Ruhm! Wer weiß, wie wir dich nennen sollen:
Bist du ein Gott, ein Teufel oder — Dunst?
Die höchsten Kränze, die verhängnißvollen,
O Magus, spiegelt deine Zauberkunst.
Du gift'ger Upas, der zum Gott, zum Tollen
Den Mann berauscht wie Nessus' Blut und Brunst:
Napoleon, der Welten niedertrat,
Dein Jünger, sieh! dein Jünger — Herostrat!

Frohlocke, ungestümer Fackelträger!
Phantom, wie viele thörte schon dein Ruf,
Vom ersten siegestrunknen Keulenschläger,
Der Trümmer aus Rivalenlagern schuf,
Bis zu dem neusten Völkerbrand-Erreger,
Der Reiche niederritt mit Rosses Huf:
Phönizier, Griechen, Araber, Normann —
O Ruhm, sie sanken hier in deinen Bann!

Von dem pathetischen Ernst dieser ottave rime bedarf es eines ziemlich weit ausgreifenden Sprunges zu den leichten, humorvollen Versen von August Sturm's „Rübezahl" (Nr. 3). Graf Adolf Friedrich von Schack und andere haben den à la Byron und den Italienern plaudernden epischen Ton in die deutsche Dichtung verpflanzt, einen Ton, der unter tausend absichtlichen Abschweifungen voll Humor und Witz, ja gelegentlich auch voll Satire und Sarkasmus eine beliebige kleine Geschichte novellistisch vorträgt. August Sturm, der in andern Publicationen ein hübsches lyrisches Talent bekundet hat, folgt hier den Spuren jener Frühern, und er thut es mit Glück und Geschick. Sein „Rübezahl" ist durchaus kein Gnomen- und Geistermärchen, wie der Titel schließen läßt, sondern bietet uns, eben im Stil jener andern, eine Liebesnovelle in Versen, in welche der Berggeist nur bescheiden hineinspielt — eine hübsche poetische Leistung voll heiter-beweglichen Temperaments, an der wir nichts zu tadeln haben als die oft recht thüringisch-schlechten Reime, die sich eine

Willkür im Gebrauch der Consonanten gestatten, wie sie eben nur in den sächsischen Ländern möglich ist. Der Verfasser ist hierin ein echtes thüringer Kind.

Als ein sonderbarer Schwärmer entpuppt sich G. Steiger, der Verfasser von „Elias Notvest" (Nr. 4). Er nennt sein Opus ein episches Gedicht. Weshalb? Im Gegentheil, da ist alles lyrisch, aber vielfach unausgegoren lyrisch. Nach einer nicht geistlosen und entschieden formenschönen Einleitung wird uns eine Art Lebensgeschichte in Versen geboten, die uns durchweg aphoristisch, unabgerundet und unabgeklärt gemahnt. Die mangelnde Gestaltungskraft des Autors tritt namentlich da hervor, wo er einmal einen Anlauf zu einer über das Lyrische hinausgehenden Gattung nimmt, einen Anlauf zur Ballade und Romanze. Hier gibt es im „Elias Notvest" regelmäßig ein ganz unqualificirbares Etwas, das nicht lyrisch und nicht episch, aber auch nicht in die Grenzrubrik zwischen beidem zu verweisen ist, welche eben durch die Ballade und Romanze bezeichnet wird. Aber nicht nur an ausgesprochenem und bewußtem Stilgepräge fehlt es dem Dichter, sondern auch an der so sehr zu wünschenden Selbstkritik, welche Bedeutenderes von ganz Unbedeutendem, Gutes von Schlechtem scheidet und so auch bei untergeordneterm Talent doch immer noch Lesbares zu Stande bringen kann. Steiger scheint bei Zusammenstellung seiner Lieder und Sprüche — denn aus Liedern und Sprüchen besteht diese pseudo-epische Dichtung — alles, was seiner Feder im Hinblicke auf Elias Notvest entflossen ist, wahllos aneinandergereiht zu haben. Da ist denn freilich nicht viel Erquickliches daraus entstanden.

Des Erquicklichen bietet dagegen manches das kleine Karpaten-Epos „Reinold" von Gustav Schuller (Nr. 5), welches uns in die Zeit des 15. Jahrhunderts und nach Hermannstadt in Siebenbürgen versetzt. Die Türken liegen vor der Stadt. Viel Kriegsnoth und Drangsal! Und mitten darin spielt sich das Liebesverhältniß zwischen dem jungen Maler Reinold und der lieblichen Katharine, der Tochter des Bürgermeisters, ab. Reinold hat viele Irrfahrten und Abenteuer zu bestehen, führt aber am Schluß der kleinen Dichtung die Geliebte heim. Die Erfindung ist hübsch, die Durchführung gewandt und die Charakterzeichnung anschaulich und sicher. Das kleine Buch wird manchem Leser Freude bereiten.

Dies läßt sich nicht ganz so unbedingt behaupten von Friedrich Balmer's „Hans Waldmann" (Nr. 6). Die Handlung spielt zur Zeit der Waldmann'schen volksfreundlichen Bestrebungen in Zürich. Montague- und Capuletti-Zustände! Der Sohn des freisinnigen Waldmann liebt die Tochter des durchaus conservativen Ritters Göldli, woraus öffentlicher und Familienconflict entsteht. Die Gesinnungen kämpfen mit den Herzen. Die Dichtung endet mit Waldmann's Hinrichtung. Die Wirkung des Ganzen könnte eine recht gute sein, wenn in Vortrag und Darstellung nicht eine störende Ungleichartigkeit des Tons vorherrschte. Der Dichter beginnt allzu lyrisch, wird dann freilich später epischer und sachlich conciser, allein hier und da fällt er wieder in den alten Ton zurück, und so kommt der Leser nirgends so recht zum Gefühl einer einheitlich zusammengefaßten Dichtung.

Der Epik lassen wir die Lyrik folgen und stellen an die Spitze der Publicationen dieses Genres Graf Emerich Stadion's „Zigeuner-Reime aus dem Wanderbuche meines Lebens" (Nr. 7). Ein phantastisches kleines Buch! Das Unstete, Zerrissene des Zigeunerlebens, das der Dichter im Titel auf sein eigenes Leben anwendet, spricht aus dem Inhalt wie der Form dieser Gedichte; sie sind nicht ohne Eigenart in Empfindung und Versification und legen Zeugniß für ein selbständiges Talent ab. Manches dieser Lieder, dieser kurzen poetischen Aperçus duftet würzig und athmet eine originelle Stimmung, so z. B. das Naturbild:

Die Kirchhofslinden blühen ab.
Die ersten Kirschen röthen sich.
Der Frühling sank ins Veilchengrab —
Es fröstelt mich!

Die Sommerrosen duften schwer;
Die reife Aehre still verblich —
Das Nest der Nachtigall ist leer —
Es fröstelt mich!

Gefallnes Laub im Herbstwind kreist ...
Mein einsam Herz, wie ruft es dich!
Die Wanderschwalbe südwärts reist —
Es fröstelt mich!

Solchen echten Liederblüten begegnen wir mehrern in den „Zigeuner-Reimen". Ueberwiegend der Zahl nach sind aber die ganz kurz hingestellten Betrachtungen oder Bilder aus Leben und Natur, und hier sind wahrhaft treffliche Stücke nicht selten. Es seien nur „Der Stern im See" und „Einsam verblüht" auszeichnend erwähnt.

Eine ganz andere Atmosphäre weht in Richard Kralik's Gedichten „Roman" (Nr. 8). Wer von der Poesie nichts weiter fordert als den Ausdruck anmuthiger Gefühle und ansprechender Gedanken in glatter, frischer Fassung, der wird sich angezogen fühlen von diesen leicht geschürzten Liedern, die Liebesglück und Liebesnoth in Rom zum Gegenstand haben. Tieferes Niedersteigen in die Menschenbrust wird der anspruchsvollere Literaturfreund hier indessen kaum finden, abgesehen etwa von den Strophen: „Nun horchet auf, ihr Freunde!" und dem „Hochzeitslied", wo eine höhere Richtung der Poesie vorübergehend zur Sprache kommt. Nichtsdestoweniger wird man dichterische Phantasie und eine gewisse sprachgewandte, oft sogar melodiöse Form dem Verfasser nicht absprechen können.

Dies gilt auch von den „Gedichten" von Wilhelm Mannhardt (Nr. 9), die recht ansprechend in der Form, höchst achtbar in der Gesinnung, dem Geiste nach aber nicht hervorragend sind. Warmes Vaterlandsgefühl und innige Pietät in Bezug auf alles, was das Familienleben angeht, verleihen diesen Gedichten den Reiz des Männlich-Schönen und Menschlich-Edeln, obgleich sie nur in wenigen Beispielen sich über die Grenze eines feingebildeten Dilettan-

tismus hinaus erheben. Der Verfasser, der laut des den Gedichten vorgedruckten Lebensbildes am 25. December 1880 nach langer Krankheit aus dem Leben schied, war ein vorzüglicher Gelehrter, der auf dem Gebiete der mythologischen Wissenschaften Bedeutendes geleistet, infolge eines schweren Brustleidens aber bedauerlicherweise auf die Laufbahn des akademischen Lehrfachs verzichten mußte und den größten Theil seines Lebens als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt Danzig stiller Arbeit gewidmet hat. Sehr bezeichnend für die warmblütige Gemüthsart Mannhardt's, für seine patriotische Denkungsart und seine persönlichen Lebensschicksale ist das nachfolgende Gedicht, in dem sich zugleich die trostlose Lage Deutschlands um das Jahr 1850 — denn um diese Zeit entstand es — abspiegelt:

Mein Gram.

Was will, o Herz, dein stürmisch Pochen
In meiner kummerschweren Brust?
Ach, lange Tage, bange Wochen
Entbehrst du der gewohnten Lust.

Nicht Plato's hohe Ideale
Und nicht Homeros Lebensglut
Besänftigen, wie tausend male
Vordem, das fieberische Blut.

Und sollt' es denn nicht stürmisch wallen
Mein Herz im Busen hin und her?
Mein Volk, mein Vaterland gefallen,
Und Deutschlands Ehre ist nicht mehr!

Und daß ich nicht aus diesen Fluten
Sein Heiland sein kann, sein Armin!
Doch ach, umsonst, umsonst die Gluten
Der Lieb' im Herzen feurig glühn!

Ach, nicht in Marmorpantheonen
Bei hohen Siegern wollt' ich ruhn,
Nicht ja, das Haupt mit stolzen Kronen
Geschmückt, den letzten Schlummer thun.

Nur wie Epaminondas fallen
Und von der Schmach mein Volk befrein!
Und mag mein Name dann bei allen
Auch ewiglich vergessen sein!

Doch siech und traurig muß ich weilen
In meines Zimmers dumpfem Schrein,
Die schwarzen Unglücksmächte eilen —
Und niemand kommt mein Volk befrein.

O treuer Gott im Himmel droben,
Sieh an des deutschen Landes Noth,
Und gib den Retter uns von oben
Und beßrer Zeiten Morgenroth!

Mannhardt hat das „Morgenroth dieser bessern Zeiten" noch geschaut. Leider hat aber seine Muse die großen nationalen Errungenschaften von 1870/71 — wenigstens soweit die vorliegenden Gedichte davon Zeugniß ablegen — mit keinem einzigen Liede gefeiert.

Gegen Mannhardt's poetische Erzeugnisse fallen die von Sigismund E. Rosenhain veröffentlichten „Gedichte" (Nr. 10) sehr ab. Wir haben es hier mit völlig dilettantischer Kleinwaare der Lyrik zu thun, die etwas entschieden Philisterhaftes an sich hat und nur in vereinzelten Fällen einen glücklichern Treffer ausspielt. Dieses Reimeschmieden ist im Grunde genommen Poesie — ohne Poesie, und wo einmal etwas poetische Empfindung durch den trüben Dunst des Versegeklingels hindurchschimmert, da ist das bekannte Wort von dem blinden Huhn, das auch einmal ein Korn findet, an seinem Platz.

Nicht viel höher als Rosenhain steht Derschitz. Die „Gedichte" von Maximilian Derschitz (Nr. 11) enthalten zu einem großen Theil glatte, inhaltleere Verse, die ihre Leere durch den dann und wann dazwischenfallenden Anlauf zu höherm Schwunge und tieferm Gehalt, wie z. B. das Gedicht „Lykophoron" ihn bekundet — nicht vergessen machen können.

Ein Talent spricht dagegen aus den „Nordischen Melodien" von Nicolai Baumbach (Nr. 12), freilich ein Talent ohne Präcision in Gestaltung und Ausdruck und ohne scharf ausgesprochene, eigenartige dichterische Physiognomie. Poetische Empfindung, Flug der Phantasie und Gefühl für Form und Sprache sind unverkennbar an diesen „Melodien", aber es fehlt ihnen das individuelle Gepräge, welches doch einzig und allein den Werth des modernen lyrischen Gedichts ausmacht; sie haben keinen specifischen Duft, kein Merkmal, das sie sofort als Baumbach'sche und nur Baumbach'sche Musenkinder erkennen läßt. Die beiden Lieder „Heinrich" (von denen das zweite freilich stark an Heine anklingt), ebenso „Aus der Ferne", „Nur einen Tag" u. a., sind Früchte vom Baume der echten Poesie, aber jeder andere Poet von Begabung könnte sie auch gedichtet haben; sie haben kein Originalaroma. Zu den besten Kundgebungen des Dichters gehören unsers Ermessens die ziemlich zahlreich vertretenen Balladen, unter denen wir der nachstehend mitgetheilten den Preis ertheilen:

Alexander und Darius.

Siegeskränze um die Stirne, die umwallt sein lockig Haar,
Zieht durch Asien Alexander, dem die Gottheit günstig war.
Auf den Fluren Gangamela's siegt er über Persiens Thron,
Und es flüchtete Darius vor dem hohen Göttersohn.
Bis an seines Reiches Grenzen folgt der Sieger seiner Spur:
Wird der König nicht gefangen, ist vollbracht die Hälfte nur;
Und in Fesseln will er sehen, dem sich beugte einst die Welt,
Daß die Nachwelt möge rühmen Macedoniens größten Held.
Doch, von Bessus' Dolch getroffen, bricht, ein Opfer grauser That,
Schon des Perserkönigs Auge, ehe noch der Sieger naht.
Jubelnd bringt man ihm die Botschaft, doch es tritt mit ernstem Sinn
Vor den staub- und blutentstellten Leichnam Alexander hin:
„Schauten Deines Lebens Sterne unglücksvoll auf dich herab,
Soll der Feind dir nicht misgönnen eines Königs rühmlich Grab.
Glücklicher als du, doch trauernd, schau' ich in dein bleich Gesicht;
Denn gefallne Größe höhnen ziemt dem Göttersohne nicht!"
Sprach's, und jene Hand, die siegend selbst die stolze Größe brach,
Deckt den Purpur edelmüthig auf des todten Feindes Schmach.

Abgesehen von einigen Prosaismen, wie „Wird der König nicht gefangen, ist vollbracht die Hälfte nur“ und dem incorrecten Accusativ: „Held“ (statt Helden) hat das Gedicht einen classischen Hauch, Platen'sche Prägnanz und schlaghafte Kürze. Aehnliche Proben einer achtbaren Dichterkraft finden sich unter den Baumbach'schen Balladen mehrere. Dagegen leiden andere an bedenklicher Geschmacklosigkeit, wie „Der Vampyr“, andere an Unklarheit des Inhalts oder der Beziehungen wie „Macpherson“.

An den Schluß unserer heutigen Besprechung stellen wir den Hinweis auf ein Uebersetzungswerk und auf eine Anthologie.

„Ausgewählte Gedichte von Johann Welhaven“ (Nr. 13) bietet Hermann Neumann in einer vorzüglichen Uebertragung aus dem Norwegischen. Die edle, schlichte Weise nordischen Empfindens, die Innigkeit und Reinheit des Gemüthslebens, wie die Dichtung des Nordens sie zu allen Zeiten aufwies, spricht auch aus diesen ausgewählten Welhaven'schen Gedichten, und namentlich die Naturschilderungen haben poetischen Duft und Glanz. Als Probe für das deutsche Gewand, das der Uebersetzer den norwegischen Gedichten zu leihen verstanden hat, stehe hier das Lied:

Eine Erinnerung.

Ich saß im Winkel nieder
Und blickt' ins Buch hinein,
Und summte alte Lieder,
So herzensfroh allein.

In meinem Geist erwachte
Der Kindheit Weh und Lust,
Aufstieg aus dunklem Schachte
Manch Bild, mir kaum bewußt.

Beim Spiel im Garten schaute
Mir einst mein Vater zu:
Da bracht' mit Glockenlaute
Man Einen hin zur Ruh'.

Am Sarge weinten kläglich
Zwei Knaben, eng gepaart;
Der eine weint' unsäglich,
Der andre war so zart.

Darauf mein Vater hebet
Mich still in seinen Schos:
„Mein Kind, dein Vater lebet!
O, danke Gott dein Los!“

Da schlug dem Kinde bange
Das sonst so muntre Herz;
Da rann auf rother Wange
Die Thräne niederwärts.

Da weint' ich lange schmerzlich
In meines Vaters Arm,
Theilt' im Gebete herzlich
Der armen Knaben Harm. —

Jetzt ist mir fern die Stätte;
Dem Garten fehlt das Laub —
Ach, fern das Grabesbette
Mit meines Vaters Staub.

So saß ich einsam schweigend
Die Winternacht und las,
Ob meinem Buche neigend; —
Das ward von Thränen naß.

Es ist erfreulich, durch die Neumann'schen Uebersetzungen die Dichtungen Johann Welhaven's, der als Vorkämpfer der „Intelligenzpartei“ und Gegner Henrik Wergeland's, des Führers der „Demokraten“, in der nordischen Literaturgeschichte dieses Jahrhunderts eine so bedeutsame Rolle spielt, dem Interesse des deutschen Lesepublikums wieder einmal nahe gerückt zu sehen. Verdienten die Dichtungen dieses hervorragenden Lyrikers nicht an und für sich die Beachtung der Gebildeten aller Nationen, so wäre dies schon allein wegen der literarischen Stellung ihres Verfassers sicherlich der Fall.

Eine Anthologie, welche die Erzeugnisse des gegenwärtigen deutschen Parnasses zusammenfaßt, liegt uns in „Die deutsche Lyrik der Gegenwart“, zusammengestellt von Fritz Lemmermayer (Nr. 14) vor. Diese Sammlung deutscher Poesien bildet den ersten Band eines dankenswerthen Unternehmens, das Rudolf Bergner unter dem Titel „Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft“ herausgibt. Dasselbe stellt sich das Ziel, den Lesern bedeutende Erzeugnisse aus den Literaturen aller Völker unter besonderer Berücksichtigung des vaterländischen Schriftthums zu bieten, und zwar vornehmlich in Neudrucken hervorragender Schriften älterer Meister, welche schwer zugänglich oder vergriffen sind. Größere Einleitungen, welche den literarischen Werth des betreffenden Werks und biographische Notizen über den Autor desselben enthalten werden, sollen jeder solchen Edition vorausgehen. Herausgeber und Verleger hoffen so eine Volksbibliothek im besten Sinne des Wortes zu schaffen, und wir begleiten ihr Unternehmen mit den besten Wünschen.

Was nun die Anthologie betrifft, für welche in Fritz Lemmermayer ein umsichtiger Editor gewonnen wurde, so leitet dieselbe das Bergner'sche Unternehmen würdig ein und erweckt gute Hoffnungen für dessen Gedeihen. Wir finden in dieser „Lyrik der Gegenwart“ eine Reihe der hervorragendsten Vertreter der heutigen deutschen lyrischen Dichtung versammelt, wenngleich leider einige der besten Namen fehlen. Dichter wie Friedrich Bodenstedt, Rudolf Gottschall, Albert Möser, Albert Traeger u. a. sollten in einer Anthologie, die ein Gesammtbild der heutigen deutschen Lyrik entwerfen will, nicht fehlen, dies um so weniger, wenn die dii minorum gentium in einer ganzen Reihe von Poeten vertreten sind. Dies scheint uns tadelnswerth, und ferner: das singende Oesterreich tritt in dieser Anthologie vor dem singenden Deutschland allzu sehr in den Vordergrund. Der Herausgeber ist sich dessen, wie er in seiner dankenswerthen Vorrede ausdrücklich ausspricht, wohl bewußt, aber er gibt keinen Grund für die Bevorzugung Oesterreichs auf Kosten Deutschlands an. So bleibt ein störendes Misverhältniß unaufgeklärt. Von

diesen beiden Uebelständen abgesehen, verdient die Lemmermayer'sche Anthologie alles Lob: sie hat mit vielem Geschmack und großem Geschick auf dem nahezu unübersehbaren Gebiete der deutschen Lyrik Bestes und Edelstes aufgelesen und es in sinniger und anmuthiger Weise zu einem schönen Ganzen geordnet und gruppirt. Gegenüber dem embarras de richesse, welchen der deutsche Büchermarkt an Anthologien aufweist, ist die Aufgabe der vorliegenden Sammlung, sich ein Publikum zu erringen, keine leichte. Hoffen wir, daß es ihr gelingen wird, diese Aufgabe dennoch zu lösen und damit zugleich der Bergner'schen „Volksbibliothek", als dessen Vorläufer sie betrachtet werden darf, eine weite und ersprießliche Bahn zu brechen!

Ernst Ziel.

Militärische Schriften.

1. Episoden aus dem Kriege von 1870 und der Belagerung von Metz vom Exmarschall Bazaine. Aus dem Französischen im Auszuge übersetzt von Wevers. Berlin, F. Luckhardt. 1884. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bekanntlich ist die Vertheidigungsschrift des vormaligen Marschalls von Frankreich in französischer Sprache vor Jahresfrist zu Madrid erschienen; von ihr sagt der Verfasser selbst: „Ich schreibe dieses Buch nicht, um zu verurtheilen, sondern um unparteiische Menschen, welche es lesen wollen, über den wahren Grund unsers Misgeschicks aufzuklären." Trotz dieser angekündigten Friedenstendenz konnte es selbstverständlich an harten Urtheilen und Aeußerungen nicht fehlen; denn wer sich vertheidigt, pflegt dem Gegner bei dieser Gelegenheit unangenehme Dinge in das Gesicht zu sagen; diese haben denn auch kurze Zeit nach dem Erscheinen zum Verbote des Buchs in Frankreich geführt. Es ist unmöglich, den Inhalt der 112 Octavseiten umfassenden Schrift in kurzen Sätzen zusammenzufassen. Es genüge deshalb an dieser Stelle die Bemerkung, daß die Darstellung des unglücklichen Generals, der ja in Deutschland schon lange weit vorurtheilsfreier und darum gerechter beurtheilt wird als in seiner Heimat, durchweg auf der buchstäblichen Mittheilung von Befehlen, Meldungen und Berichten fußt. Diese lassen in den Augen Unbefangener die längst bestandene Ansicht zur unumstößlichen Gewißheit heranreifen, daß Marschall Bazaine allerdings kein genialer Heerführer gewesen ist und durch Mangel an Blick, an Ueberlegung, vielleicht auch an thatkräftiger Initiative manches gesündigt haben mag, daß aber andererseits die Unentschlossenheit des Kaisers, die Disciplinlosigkeit der Corpscommandanten und so manche in der damaligen Armee herrschenden eigenartigen Verhältnisse ihm seine Stellung bis über das Maß menschlicher Kraft hinaus erschwert haben, und daß der im Kriegsdienste ergraute Mann, dem man bei seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber als Retter zujubelte, unbedingt kein Verräther war. Marschall Bazaine, so wenig Sympathie man seinem Verhalten zu anderer Zeit, namentlich in Mexico, entgegenbringen mag, ist als Sündenbock für andere, für ein ganzes System gefallen, und es wird manchen unserer Leser, denen das französische Original seines Buchs nicht zur Hand ist, erfreuen, sich davon in der vorliegenden deutschen Bearbeitung zu überzeugen.

2. Italiens Wehrkraft. Ein Blick auf die gegenwärtige militärische Machtentwickelung des Königreichs. Mit einer Skizze. Berlin, Mittler u. Sohn. 1881. Gr. 8. 3 M.

Seitdem die innige Anlehnung des neuen Königreichs jenseit der Alpen an die Politik der mitteleuropäischen Kaiserreiche sich vollzogen, ist ganz natürlich in unserm Vaterland ein lebhaftes Interesse für die militärische Machtentfaltung Italiens rege geworden. Mit der erweiterten politischen Machtstellung des Königreichs Italien erfuhr auch Heer und Flotte eine angemessene numerische Verstärkung und organische Fortentwickelung. Speciell in der Armee wurde die Dienstzeit rationeller gegliedert und gleichmäßiger gestaltet, die Friedenspräsenzstärke erhöht, die Bersaglieri und Alpentruppen vermehrt, die Reiterei beweglicher gemacht, in der Feldartillerie die reitenden Batterien eingeführt, den Reserve- und Landwehrformationen ein festerer Rahmen gegeben, und der gesammte Mobilmachungsmechanismus, auf dessen promptes Functioniren die aus dem System der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen Heere mit Recht so großes Gewicht legen, weiter ausgebildet und vervollkommnet. Nach vollständiger Durchführung des Organisationsgesetzes vom 29. Juni 1882 ist Italien im Stande, eine Heeresmacht von 700000 Mann aufzustellen, davon 430000 Mann als eigentliche Feldarmee, und wird dann seine Streitkräfte so gegliedert haben, daß sie aus dem System strenger Defensive herauszutreten und zur Unterstützung der bedrohten Verbündeten auch einen Angriffskrieg zu führen im Stande sind. Die vorliegende Schrift führt dem Leser die verschiedenen Gruppen der Streitkräfte nach ihrer numerischen Stärke, wie nach ihrer militärischen Brauchbarkeit im Rahmen der Wehrverfassung vor Augen und gruppirt ihren Stoff in folgende Unterabtheilungen, zwischen denen selbständige Betrachtungen eingeschoben sind: „Die jüngste Entwickelungsperiode des italienischen Heerwesens", „Dienstpflicht und Dienstzeit", „Organisation des Heerwesens", „Mobilmachung", „Die Landesvertheidigung", „Die italienische Kriegsflotte", „Die Vertheidigung der Mittelmeerküsten Italiens", „Das Eisenbahnnetz vom Standpunkte der Landesvertheidigung". Das augenscheinlich mit umfassender Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse geschriebene Buch wird nicht nur den Soldaten, sondern auch manchem Zeitungsleser das Verständniß für die Heereseinrich-

tungen unsers neuesten Verbündeten erschließen und deshalb gewiß willkommen sein.

3. Beiträge zur Kenntniß der russischen Armee. Mit 23 Zeichnungen. Hannover, Helwing. 1884. Gr. 8. 4 M.

Mit Recht legt man auf eine genaue Kenntniß fremder Heere und ihrer Einrichtungen in der deutschen Armee hohen Werth. Nun bietet zwar die russische Armee den Gegenstand eifriger Studien zahlreicher deutscher Militärs, die in ernstem Forscherfleiße die Schwierigkeiten der Erlernung der russischen Sprache überwunden haben, und auch an Veröffentlichungen auf diesem Gebiete ist kein Mangel. Immerhin ist die russische Armee in jüngster Zeit, wie der anonyme Verfasser unsers Buchs im Vorworte mit Recht hervorhebt, so vielen Veränderungen unterzogen worden, daß manche vorhandenen Bücher und Flugschriften nahezu als veraltet gelten können und nicht mehr in allen Punkten zuverlässige Auskunft geben. Deshalb ist die vorliegende Schrift mit Freuden zu begrüßen und zwar um so mehr, als in derselben manchen, in ähnlichen Büchern oft nur kurz und oberflächlich berührten Gegenständen von Bedeutung, wie der Bewaffnung, der Schießausbildung, der Ausrüstung mit Munition und tragbarem Schanzzeug, eine eingehende und erschöpfende Darstellung geworden ist. Ein besonderer Abschnitt über den Felddienst wurde fortgelassen, weil eine gute Uebersetzung der noch zu Recht bestehenden „Vorschriften über den Dienst im Felde für die russische Armee vom Jahre 1881" von Premierlieutenant von Richter geliefert worden und in derselben Verlagshandlung erschienen ist. Wir bedauern nur, daß der Verfasser des brauchbaren Buchs, das über so viele Verhältnisse in der befreundeten großen Armee Auskunft gibt, uns seinen Namen verschweigt, denn wir sind der Ansicht, daß durch ein offenes Hervortreten in den meisten Fällen der Werth einer jeden Publikation in den Augen der betheiligten Kreise steigt, wie es andererseits ja auch nur durch Nennung des Namens möglich wird, sich zu literarischer Anerkennung und Bedeutung aufzuschwingen.

4. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte. Drittes Heft. Berlin, Mittler u. Sohn. 1884. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Erscheinen der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" wurde weit über die Kreise der Armee hinaus freudig begrüßt; erwartet doch jedermann seit der vorzüglichen Darstellung des Deutsch-Französischen Kriegs bei allen Veröffentlichungen der historischen Abtheilung unsers Großen Generalstabes nach Inhalt und Form etwas Mustergültiges zu erhalten. Thatsächlich ist diese Erwartung in den beiden ersten Heften übertroffen worden, und auch das vorliegende dritte Heft der Einzelschriften bringt in seinen drei selbständigen Aufsätzen eine Fülle interessanten Stoffs. „Ein brandenburgischer Mobilmachungsplan aus dem Jahre 1477" ist die Abhandlung benannt, die eine dem königlichen Staatsarchive, mappe marchica, entnommene, hier zum ersten male vollständig veröffentlichte Urkunde: „Praeparatoria zum Feldzug Kurfürst Alberti wider Hertzog Hansen von Sagan", dem militärischen Lesepublikum zugänglich macht. Die Ueberschrift der Urkunde wurde augenscheinlich nachträglich, wol um die Mitte des 17. Jahrhunderts, durch einen kurfürstlichen Kanzleibeamten hinzugefügt. Das Actenstück selbst aber, welches einer Zeit angehört, in welcher sich Heerwesen und Kriegführung im Uebergangsstadium vom Lehnsaufgebot der ritterlichen Mannschaft und der Städte zu den geworbenen Soldheeren befanden, enthält die Weisungen des Kurfürsten für die Aufstellung und den Dienst eines zum Kriege gegen den Herzog von Sagan bestimmten märkischen Heeres und läßt aus der glorreichen Reihe der dem Hohenzollerngeschlechte entstammten Feldherren und Heeresorganisatoren die Heldengestalt des Kurfürsten Albrecht Achilles hervortreten, der als tapferer Ritter, als kühner und zugleich besonnener Heerführer, wie als weiser Regent sich hohen Ruhm bei Mit- und Nachwelt erworben hat. Der Leser gewinnt einen militärisch und geschichtlich gleich werthvollen Einblick in das damalige Kriegswesen, und das Verständniß wird erleichtert durch eine besondere Einleitung und umfassende Erläuterungen.

Die „Beiträge zur Geschichte des zweiten Schlesischen Kriegs" sind dem Bestreben entsprungen, die Kenntniß von den minder bedeutenden Ereignissen, welche den entscheidenden Operationen des Feldzugs 1745 vorangingen, von denjenigen kriegerischen Vorfällen, die bislang weniger Beachtung fanden, im Sinne der neuern Geschichtsforschung durch Beibringung urkundlicher Beweisstücke zugänglicher zu machen. Zur Ausfüllung der vorhandenen Lücke in dieser Richtung soll zunächst die Veröffentlichung von Briefen und Berichten dienen, aus denen die Persönlichkeit des Königs und einiger seiner höhern Offiziere in lebensvoller Wahrheit und Unmittelbarkeit hervortritt. Die kurze Einleitung entwirft eine allgemeine Schilderung der Kriegslage; dann folgen zwei Gruppen von Briefen und Berichten, die theilweise im Geheimen Staatsarchiv, zum Theil im Kriegsarchiv des Großen Generalstabes sich befinden. Tageweise geordnet, geben zunächst zahlreiche Schriftstücke den dienstlichen Verkehr des Königs mit dem Obersten von Winterfeld, den Generalen von Truchseß und du Moulin wieder und gewähren ein durch die mitgegebene Karte noch besser erläutertes, genaues und zusammenhängendes Bild von den Kriegsereignissen im südwestlichen Schlesien vom 27. April bis 27. Mai 1745. Die in einem zweiten Abschnitt zusammengestellten Berichte des Generals von Rochow über das Gefecht bei Mocker-Dolersdorf lassen die Art und Weise erkennen, wie damals ein größerer Wagenzug gesichert und vertheidigt wurde.

Der dritte Artikel schildert in abgerundeter, erschöpfender Darstellung eine Episode aus dem letzten großen Kriege. Der „Zug der 6. Cavaleriedivision durch die Sologne vom 6. bis 15. December 1870" ist in der Armee wohlbekannt als ein Vorbild reiterlicher Thätigkeit im Kriege. Leider

ist der damalige Divisionsführer General von Schmidt in der Zwischenzeit den schweren Leiden erlegen, deren Ursprung in seiner persönlichen Unermüdlichkeit während des Feldzugs zu suchen war, und die Hoffnungen, die seine Waffe auf ihn setzte, haben damit ein vorzeitiges Ende gefunden. Aber der Geist rücksichtslosester Initiative, dessen Vertreter der so früh verstorbene General war, lebt in der deutschen Reiterei fort, und wenn wir die Truppe unter gefahrvollen Verhältnissen in dem schwierigen Gelände der Sologne damals trotz äußerst ungünstiger Witterung sich anderthalb Wochen lang selbständig bewegen sehen, so wird ihr zweifellos die Erfüllung so schwieriger Aufgaben bei der jetzigen vervollkommneten Bewaffnung und der bessern Vorbildung in Zukunft erheblich leichter fallen.

5. Das 7. brandenburgische Infanterieregiment Nr. 60 von seinem Ursprunge bis zur Gegenwart. Eine kurze Darstellung der Geschichte des Regiments für alle jetzigen und ehemaligen „Sechziger". Auf Veranlassung des Herrn Commandeurs verfaßt von einem Offizier des Regiments. Zweite Auflage, mit einer Gruppen-Darstellung des Regiments. Berlin, H. J. Meidinger. 1884. Gr. 8. 1 M.

Die Geschichte des im Jahre 1859 anläßlich der Armeereorganisation gestifteten Regiments reicht nicht weit zurück; deshalb kann ihre Darstellung nicht zu einem dicken Bande anschwellen. Aber das junge Regiment darf mit Stolz auf die Spanne Zeit zurückblicken, die seit seiner Entstehung verflossen ist, denn sein erstes Bataillon hat am 1. Februar 1864 an der Tête der preußischen Truppen die Eider überschritten und mit dem Gefechte bei Windeby den Feldzug an jener Stelle eröffnet. Compagnien der Sechziger waren am denkwürdigen 18. April desselben Jahres unter den Erstürmern von Düppel, und ebenso haben die Schlachten von Königgrätz und von Gravelotte die brave Truppe auf ihrem Posten gefunden, die auch an der Cernirung von Metz und der Capitulation von Verdun ehrenvollen Antheil gehabt hat und später im Süden verwendet wurde. Das kleine Heft von 42 Seiten wird bestimmt den Offizieren und Soldaten des Regiments, frühern wie jetzigen, eine willkommene Gabe sein und damit seinen ausgesprochenen Zweck erfüllen, hat aber auch über diesen hinaus für die spätere Geschichtschreibung seine Bedeutung.

5. Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft und das Treffen bei Trautenau am 27. Juni 1866. Dargestellt von Hieronymus Ritter von Roth. Trautenau, Kreiml. 1884. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser war 1866 beim Einmarsch der preußischen Truppen Bürgermeister von Trautenau und wurde gefangen genommen auf den Verdacht hin, daß er die Anwesenheit österreichischer Truppen im Ort gegen besseres Wissen den feindlichen Befehlshabern gegenüber abgeleugnet habe. Mehrere Bürger und Einwohner theilten sein Schicksal, weil aus den Häusern Trautenaus durch Civilisten geschossen worden sein sollte. Roth bestreitet beide Anklagepunkte; da aber auch das preußische Generalstabswerk in seiner Darstellung des Gefechts von Trautenau sagt: . . . „Und auch in der Stadt fielen einzelne Schüsse aus den Häusern, was sich in spätern Gefechtsmomenten wiederholte", so neigen wir und mit uns wahrscheinlich zahlreiche andere Leser der Ansicht zu, daß diese Thatsache richtig und erwiesen ist. Aber selbst wenn das nicht der Fall wäre, so erklärt die allgemeine Aufregung, die durch das Gerücht von der meuchlerischen Ermordung preußischer Soldaten durch Bürger des feindlichen Landes allenthalben entstehen mußte, wenigstens zum Theil den bösen Empfang und die schlechte Behandlung, die den Gefangenen auf ihrem Transport nach der Festung Glogau seitens der Bevölkerung zutheil geworden ist. Dem Bürgermeister ist allerdings übel mitgespielt worden, und auch die Behörden scheinen nicht allzu sanft mit den anscheinenden Verräthern umgegangen zu sein, welche, ohne ein gerichtliches Verhör bestanden zu haben, erst am 13. September in Freiheit gesetzt wurden. Wir begreifen, daß der Verfasser im hellen Unmuth über die erlittene Unbill seine Schicksale als Kriegsgefangener — auf diesen Umstand legt er nicht genügendes Gewicht — bald darauf in einem Tageblatt geschildert hat, verstehen aber, aufrichtig gesagt, nicht, warum er nach achtzehnjährigem Stillschweigen gerade im jetzigen Augenblick, wo glücklicherweise für beide Theile eine enge politische Freundschaft die Fürsten und Völker Deutschlands und Oesterreichs verbindet, mit einer Schmähschrift an die Oeffentlichkeit tritt, die von giftigem, wegwerfendem Hohn über preußische Soldaten, Offiziere und Beamten überfließt. Besondern Werth für die künftige Geschichtschreibung kann das kleine Buch kaum beanspruchen.

6. Zwischen den Kriegscoulissen. Aus den Erlebnissen eines ehemaligen französischen Gelegenheitsoffiziers 1870—71. Von Aper. Leipzig, Lincke. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

„In den ersten Jahren nach dem großen Ereigniß", sagt der pseudonyme Verfasser im Vorwort, „da waren Zeitungen und Buchhändlerläden voll «Erinnerungen» jeder Art, und es schien mir recht überflüssig, unus inter multos zu sein. Später — da hatte ich anderes zu thun, und als ich wiederum Zeit hatte, da war es — recht spät." Das Erscheinen der bekannten Erzählung „Dies irae", welche die persönlichen Erinnerungen eines französischen Generalstabsoffiziers aus der Schlacht von Sedan zu enthalten vorgab, und der bald darauf folgende Tod Gambetta's haben dann die eigenen Erlebnisse mit aller Lebhaftigkeit wieder wachgerufen, und das deutsche Lesepublikum kann dem Verfasser für sein frisch und flott von der Leber weg geschriebenes kleines Buch dankbar sein, das in Wahrheit einen Blick hinter die Coulissen gestattet, zwischen denen der elsässische Forstmann als Offizier bei einem Corps von Eclaireurs-Forestiers sich befand. Der Verfasser schildert in einfachen Worten, die aber gerade darum den Stempel der Wahrheit an der Stirn tragen, die bei vielen Neuformationen im Süden gleichmäßig bestehenden, keineswegs

immer besonders angenehmen Verhältnisse, rügt den Dünkel und die Ueberhebung und die vielen mislichen Zustände, die dort herrschten, läßt aber dem Opfermuth, der Willensstärke und der wahren Vaterlandsliebe da, wo er sie findet, volle Gerechtigkeit widerfahren. Von dem Geiste, in dem die „Kriegscoulissen" geschrieben sind, legen die nachfolgenden Sätze das beste Zeugniß ab:

Ich für meine Person hatte zwischen meinem ehemaligen Vaterlande, das von Feinden verstümmelt war, und meiner engern Heimat zu wählen, die nach drei Jahrhunderten wieder zu Deutschland zurückkehrte. Die Frage war ernst und mußte an Ort und Stelle berathen werden. Ich erhielt unbestimmten Urlaub. ... Auf dem älterlichen Gut kam ich gerade in dem Moment an, wo meine Mutter einem sich soeben einquartierenden Hauptmann klagte, daß sie ohne Nachricht von dem einzigen Sohne sei. ... Dieser Hauptmann war ein sehr liebenswürdiger Herr, mit dem ich mich gern unterhielt, und es dauerte nicht lange, so führte er mich in Metz in einem Café ein, wo die deutschen Offiziere damals einen reservirten Saal hatten. Das war für mich entscheidend, der Contrast war zu groß. Dort hatte ich mit wenigen Ausnahmen Unkenntniß, Unfähigkeit, schlechten Ehrgeiz, Egoismus und Habsucht gesehen; hier war Ruhe, Würde, Anhänglichkeit an König und Vaterland. Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich wurde aber einige Tage darauf von einem Jugendfreund und Gutsnachbar noch darin befestigt.

7. Lebensgeschichte des königlich preußischen General-Feldmarschalls Grafen Friedrich Heinrich Ernst von Wrangel. Zur Erinnerung an dessen hundertjährigen Geburtstag am 13. April 1884. Nach Familienpapieren und authentischen Quellen bearbeitet von E. von Maltitz. Berlin, Baensch. 1884. Gr. 8. 2 M.

Der „alte Wrangel" war in ganz Preußen eine populäre Persönlichkeit, die namentlich aus der allgemeinen Schwäche und Unentschlossenheit, welche fast überall in den Wirren des unglückseligen Jahres 1848 zu Tage traten, als stolzes, nachahmenswerthes Beispiel ungebrochener Thatkraft und unerschütterlichen Muthes hervorleuchtet. Diese Eigenschaften, gepaart mit wahrer Gottesfurcht, haben den Feldmarschall Grafen Wrangel schon als jungen Offizier und bis in sein spätes Alter hinein in Krieg und Frieden ausgezeichnet. Während eines langen Lebens konnte der Heimgegangene seinem Vaterlande und dem König zahlreiche, hervorragende Dienste leisten. Volk und Fürst haben ihn dafür bis über den Tod hinaus geliebt und hoch geehrt. Die Veröffentlichung einer Lebensgeschichte des Feldmarschalls zur hundertjährigen Wiederkehr von dessen Geburtstage, zum 13. April 1884, begegnet deshalb allgemeiner Anerkennung, und verdient dieselbe um so mehr, als sie sich auf Familienpapiere und sonstige authentische Quellen stützt und da sie als Vorläufer und als Bruchstück aus einer in Bearbeitung befindlichen Gesammtgeschichte derer von Wrangel erscheint. Wir hoffen mit dem Verfasser, daß die vorliegende Schilderung eines thatenreichen Lebens dazu beitragen wird, das Bild des Feldmarschalls zu erneuern in der Erinnerung seiner alten Freunde und dasselbe festzuhalten für das Gedächtniß der kommenden Generation.

Neue Novellen und Romane.

1. Aus stiller Zeit. Novellen von Wilhelm Jensen. Dritter Band. Berlin, Paetel. 1884. 8. 4 M.
2. Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi. Novellen von Ossip Schubin. Berlin, Paetel. 1884. 8. 5 M.
3. Mechthildis von Hohenburg. Eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit von Paul Lang. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 3 M. 80 Pf.
4. Annunciata, die Lilie des Himalaja und ihre Mission im Deutschen Reiche. Ein Weckruf zur Lösung der brennenden christlich-socialen Aufgaben. Von Adelheid Gräfin Poninska, geb. Gräfin zu Dohna. Zwei Bände. Zweite Auflage, mit dem Porträt der Verfasserin. Leipzig, Kasprowicz. 8. 6 M.

Man könnte Wilhelm Jensen den Lyriker der modernen deutschen Erzählungsliteratur nennen. Damit ist schon angedeutet, daß seine eigenartigsten Vorzüge weit mehr in der einfachen Erzählung, der Novelle, als im Roman, der eine weiter ausgreifende Handlung und einen kräftigern Zug der Leidenschaft fordert, zur Geltung kommen. So bietet denn auch der dritte Band seines Novellencyklus „Aus stiller Zeit" (Nr. 1) zwei Meisterwerke anheimelnder Erzählungskunst.

Die erste Novelle, „Jugendträume" betitelt, führt uns in das Patricierhaus einer von der Heerstraße weit abliegenden Stadt. Altmodisch, voll traulicher Winkel, in denen es sich gut träumen läßt, steht dieses Patricierhaus mitten in einem „Halbkreis hochgewipfelter Bäume" still, einsam, gleichsam seinen Erinnerungen nachsinnend. Hier wächst Torwald Linnig, der Sohn des Herrn Raths und der herzensguten Räthin, auf. Seine Kindheit vergeht unter fröhlichen Spielen mit Altersgenossen und Genossinnen. Eine ist ihm vor allen die liebste. Das ist Thora Wendemut, das Töchterchen der Nachbarin. Oft gehen die beiden Hand in Hand in den sonnenlauen Wald und erzählen einander wundersame Märchen. Einmal — Torwald weiß nicht, wieviel Zeit inzwischen verstrichen — nimmt er eine seltsame Veränderung in sich wahr. „Das Rauschen eines windbewegten Zweigs, das Zittern der heißen Sonnenstrahlen über einsame Felder, ein fremder Laut der Nacht" macht ihn plötzlich erschauern, füllt sein Auge mit unbekannten Thränen. Ein stiller Nachmittag ist's, recht geschaffen zum Träumen. Torwald sitzt mit geschlossenen Augen in der Goldregenlaube. Da weckt ihn plötzlich ein silbernes Lachen, und wie er die Augen öffnet, sieht er sie vor sich stehen, hochgewachsen, vom ganzen Zauber erster

Jungfräulichkeit umflossen — Thora Wendemut. Er hat sich lange nicht mehr um sie gekümmert der Herr Gymnasiast, andere Gedanken nahmen seinen mit gelehrten Dingen angefüllten Kopf in Anspruch. Jetzt wie sie so plötzlich vor ihm steht mit Augen „wie zwei große Blüten des ersten blauen Frühlings-Ehrenpreis", fühlt er heiße Freudigkeit sein Inneres durchströmen. Erste Liebe! Unbewölkter Maienhimmel, Vogelgezwitscher! Aber hörst du's? Das Posthorn klingt in den Frühlingsmorgen. Vor dem alten lindenumrauschten Hause hält die gelbe Kutsche, die schon Vater und Großvater entführt hat. Nun soll sie auch den Sohn in die alte Universitätsstadt bringen. Noch einen Gruß zu ihren Fenstern und hinaus geht's zum Städtchen mit einem Herzen voll Himmel, voll Thatendrang und auch ein bischen Wehmuth. Die Saat sproßt und reift, es wird Herbst, dann kommt der Winter, und wieder geht ein Blühen durch die Welt. Pfingsten! An einem klaren Morgen wirft sich Torwald in den alten knarrenden Kasten des Schwagers Postillon. Wie ihm das Herz leicht und froh schlägt, wie er so dahinfährt durch die festliche Natur ihr entgegen! Endlich erspäht er den alten wohlbekannten Stadtthurm. Er ist daheim. Vater und Mutter sind ausgegangen. Er wirft sein Ränzel in eine Ecke seines einstigen Studentenstübchens und fliegt zu ihr. Aber ist das dieselbe jugend- und gesundheitstrahlende Thora, die ihm da entgegenblickt? Zwei märchenhaft tiefe Augen grüßen ihn aus einem lilienbleichen Antlitz. Langsam erhebt sie sich, um ihm die Hand zu reichen. Es liegt eine überirdische Feierlichkeit über ihr ganzes Wesen gebreitet, welche kein frohes Wort über seine Lippen kommen läßt. An der Schwelle ihres Hauses drückt ihm Thora's Mutter mit traurigen Augen stumm die Hand. Beklommen sucht er nach diesem Besuch sein Vaterhaus auf. Er hat sich alles so ganz anders geträumt. Was doch so ein junges gesundes Blut kurzsichtig sein kann! Torwald zermartert sich vergebens das Hirn, um den Grund dieser Veränderung zu erforschen, die ihn mit tausend Zweifeln an Thora's Liebe zu ihm erfüllt. Aber trotz seiner Wahrnehmungen zwingt ihn das Herz, sie jeden Tag aufzusuchen. Wortlos sitzt er neben ihr und schaut ihr ins bleiche Antlitz. Sie lesen zusammen und plaudern; manchmal schließt sie die Augen wie ein müdes Kind, dann legt die besorgte Mutter die wärmende Hülle dichter um ihre Schultern und entfernt sich mit abgewandtem Gesicht leise aus dem Zimmer. Einmal bemerkt er, wie Thora nach einem Gespräch mit ihm ihr Taschentuch an die Lippen drückt und das mit hellrothem Blut sich färbende hastig verbirgt. Seit dieser Stunde begreift er jene Verwandlung ihres Wesens. . . . Thora muß sterben. Wie Jensen früher meisterhaft das Erwachen der Psyche in dem zum Jüngling hinüberreifenden Torwald zu schildern wußte, ebenso gelingt es ihm jetzt, das Ausklingen dieses Blumenlebens zu ergreifendem Ausdruck zu bringen. Am Ende der Novelle geht es wie ein Erwachen durch des Poeten Sinnen. Er hat sich wahrscheinlich erinnert, daß er ja eine längstverschollene Zeit schildert, die manchem „gefühlsverweichlicht" erscheint. Solchen zeigt er, daß seine Muse auch den realistischen Forderungen unserer Tage gerecht werden kann. Wir verlassen Torwald am Grabe seiner Jugendgeliebten, wähnend, daß dieses kräftige frische Herz jener edeln Consequenz fähig sei, mit der starke Seelen, was einmal ihr Eigenthum war, bis zu ihrem Tode für sich zu vertheidigen wissen. Am Schluß finden wir Torwald an der Seite einer hübschen Gattin und eines muntern Jungen. Jugendträume!

Ein stark elegischer Zug geht auch durch die zweite Novelle „Der Ulmenkrug", welche zuerst in „Unsere Zeit" veröffentlicht wurde. „Stille Zeit" allerdings ist es nur für die weltabgelegene kleine Stadt an der Ostsee, wohin uns der Dichter führt. Denn draußen „fällt eine Welt in Trümmer und baut man eine neue auf". Aber was ficht das die Bewohner unsers Städtchens an?

Hier herrschte Frieden wie auf einer im Meer treibenden Scholle, die der große Untergang bis heute nicht mitbetroffen. Der Wirbelorkan hatte nur umher gekreist, die Welle nur von da und dort zerscheiterte Planken aus Ufer geworfen — und sie lachten und tanzten auf ihrer phäakischen Insel.

Im Jahre 1788 beginnt unsere Geschichte. Ihr leidender Held ist Volrad Westedt. Als vater- und mutterlose Waise findet er Beschützer an den Professoren Christian Olearius und Joachim Mathias Kortholt. Sie wollen ihn zum Gelehrten machen, aber das junge unruhige Herz versteht es nicht, ein so langsam reifendes Glück abzuwarten. Da draußen in der weiten Welt ist es schneller zu erwerben. Volrad geht als „Deckjunge" auf ein nach Brasilien segelndes Schiff. Am Ufer steht ein kleines Mädchen und reicht ihm weinend einen Vergißmeinnichtstrauß. Viele Jahre vergehen. Die Welt war von Grund aus anders geworden. Eine neue Zeit war gekommen:

Sie hatte mit allem, was die Erde trug, Ball gespielt, mit Kaiserkronen und Königreichen, mit altem Hochmuth und neuem Stolz, Reichthum und Herrschaft, Glück und Elend, am meisten mit den Köpfen der Menschen.

Aber eins hatte sich nicht gewandelt; wie früher und wie vom Anbeginn rang jeder Einzelne um sein Glück:

Mochte dies ihm als eine Krone erscheinen, als Gold und Ruhm, als ein Irrwisch, als das trauliche Licht in einem kleinen friedlichen Heimatsgemach: er rang danach mit allen Kräften, die er besaß. Hunderttausende hatte der Ocean verschlungen, doch Hunderttausende hatte das Glück, der Zufall, ihre Körperkraft oder Geistesgegenwart in dem unermessenen Schiffbruch ein treibendes Holzscheit umklammern lassen. Sie hielten sich daran und die Wellen warfen sie hierher und dorthin. Neue Strömungen packten sie, rissen sie mit sich und wirbelten viele in die Tiefe hinunter. Aber die starken Schwimmer, wenn die Götter des Meeres mit ihnen waren, kämpften sich von Brandung zu Brandung.

Und Volrad war ein rüstiger Schwimmer gewesen. Er hatte ja ein festes Ziel: das kleine Mädchen, das ihm den Strauß in der Abschiedsstunde gereicht hatte. Nun steht er wieder vor ihr, ein glänzender Offizier, in dem Garten, wo sie einst als Kinder gespielt. Auch sie ist schön ge-

worden, aber die Braut eines andern. Die alte Geschichte. Doch da gibt es keinen Kampf um das Glück. Die Welt in dem kleinen Städtchen ist fest gefügt, es bleibt nur das Scheiden und Resignation. So ist er wieder fortgezogen.

Eine lange Spanne Zeit liegt zwischen dieser Trennung und dem endlichen Wiederfinden. Die beiden Menschen sind an Jahren alt geworden, aber noch älter die Zeit:

Die Lust am Ueberschwang, an der Begeisterung, an der Freiheit, der Gefühlswallung, an Trug und Wahrheit, Götzendienst und Naturreligion, an Schönheit, Tollheit und Vaterlandsliebe hatte tobende Bacchanale gefeiert; jetzt war Nüchternheit die Signatur der Zeit; der Geist war nüchtern geworden wie das Herz, das Allgemeine wie das Einzelne, das Haus wie jedes Geräth darin.

Nur nicht das Herz der beiden Alten, das blieb jung und treu der Jugend. Da sitzen sie wieder auf der alten wohlvertrauten Steinbank des „Ulmenkrugs", die Hände fest ineinandergeschlossen und hineinschauend in den webenden Glanz der Julimondnacht. War es denn damals anders? frägt die Liebe, und sie tröstet: „Was vergangen, war ein Traum, und wir sind aufgewacht, und was hinter uns liegt, ist alles nicht geschehen."

So schließt diese Novelle; es war ein tiefsinniger Zug des Dichters, aus dieser stillen melancholischen Herzensgeschichte öfters mit leise deutender Hand auf den großen opferreichen Kampfplatz der Geschichte zu weisen.

Im pikanten Gegensatz zu dem feinen Stimmungsmaler Jensen steht Ossip Schubin (Nr. 2), der mit pointirter dramatischer Verve seine dem modernen Gesellschaftsleben entnommenen Stoffe behandelt. Schon in seinem ersten, von großem Erfolg begleiteten Roman „Ehre" zeigte der Verfasser, auf welchem Gebiete er Meister sei, aber auch aus welcher Schule er hervorgegangen. Feine Beobachtungsgabe, Weltkenntniß, vornehme Ironie, prickelnd geistreiche Art zu erzählen, Eleganz des Stils sind ihm eigen; aber neben solchen Vorzügen des Schriftstellers fehlen ihm auch nicht Töne echter Leidenschaft, und seine Naturschilderungen verleugnen nicht das Auge und die Stimmung des Poeten.

Gleich die erste Novelle bekundet dies. In der „Geschichte eines Genies" führt uns der Autor einen Menschen vor, den das Schicksal mit einer Künstlerseele — diesem Danaergeschenk — bedachte. Den praktischen Anforderungen des Lebens gegenüber unverständig wie ein Kind, bis zur Lächerlichkeit vertrauensselig, stets nur in den überweltlichen Regionen der Ideale wandelnd, sehen wir diese leidenschaftliche Natur dem Abgrund zueilen. Mit ergreifender Lebenswahrheit schildert der Verfasser die Seelenvorgänge dieses Mannes, das stufenweise Hinabsteigen von der Höhe des Ideals, wohin ihn einst seine Begeisterung trug, das lässige Zusammenknicken seiner Kraft beim Anblick gescheiterter Illusionen, bis zu dem letzten Stadium der Verzweiflung, wo der Unglückliche, seine Menschenwürde vergessend, stumpfer Apathie anheimfällt. Im innigen Zusammenhang mit dem Schicksal des Helden steht eine lebensvolle Gruppe von Personen, die uns durch die Eigenheit ihrer Charaktere Theilnahme abgewinnen. Annette, die Braut Geisa's des Geigers, de Stevny, der galante vergötterte gewissenlose Dandy, der sich mit dem Nimbus eines Künstlers zu umgeben versteht, sind meisterlich gezeichnete Gestalten.

Die zweite Novelle: „Die Galbrizzi", steht nicht blos der Form nach, sondern auch in der Wahl des Motivs unter dem Einfluß von Ossip Schubin's Lehrmeistern, den Franzosen.

Der junge Alfons Bürger besucht ein fashionables Bad und hört viel von einer berühmten, noch mehr berüchtigten Schönheit sprechen. Es gelingt ihm, in den Kreis ihrer Anbeter aufgenommen zu werden. Die Galbrizzi ist ein Weib, ähnlich den Balzac'schen Frauengestalten, mit jenem interessanten Tic, der auf eine bewegte Vergangenheit schließen läßt, mit jener frivolen Nonchalance, die mit zu den Anziehungspunkten gefeierter Courtisanen zählt. Alfons interessirt sich leidenschaftlich für dieses nervöse, launenhafte, unschöne und doch unendlich anziehende Weib, er ist auf dem besten Weg, sich in sie zu verlieben. Da macht er die fatale Entdeckung, daß die Dame, die ihre Liebhaber wie ihre Moden wechselt, seine — Mutter ist.

Nicht physische Noth trieb sie dazu, einst ihren Mann und ihr Kind zu verlassen, auch keine starke Leidenschaft zu einem andern. Die Dame empfand einfach Langeweile im Hause ihres Gatten. Er hatte das Unglück, kein nervöser Mensch zu sein, keine abenteuerlichen Neigungen zu besitzen, er war ein ehrlicher Spießbürger; ist das nicht Grund genug für eine „modern-ideale hochbegabte" Frau, die Fesseln zu sprengen, die sie an den „unebenbürtigen" Gatten knüpfen? Der Verfasser hat mit Scharfblick und Geschick eine Krankheit unsers Jahrhunderts geschildert: das Ennui, welches Bordelle und Strafhäuser mit seinen Opfern füllt; aber wenn wir auch die Meisterschaft des Anatomen am Secirtisch bewundern, können wir darüber die ungesunde Atmosphäre vergessen, in der er uns gebannt hält?

Paul Lang's „Mechthildis von Hohenburg" (Nr. 3) ist ein geschichtlicher Roman aus der Hohenstaufenzeit. Die Schilderung von Glück und Ende der Herrschaft Manfred's, des Sohnes Friedrich's II., ist sein eigentlicher Vorwurf. Es ist erklärlich, daß dieser Stoff lockte. Er bietet alles, was äußerlich anzuziehen vermag: farbenreiche Landschaften des Südens, Charaktere allen Nationen entnommen, Ritter, schöne Frauen, Lust und Scherz und tragische Schicksale. Aber das alles in ferner Vergangenheit, und es soll nicht gewußt, sondern geschaut werden. Da darf die Phantasie nicht stocken, die gestaltende Kraft nicht erlahmen; freies und gleichmäßig energisches Walten über den Stoff wird verlangt. Diesen Anforderungen entspricht der Roman des Verfassers nicht. Paul Lang hat viel gelesen, und er hat gut gelesen; er kennt nicht blos die nackten politischen Thatsachen, auch Cultur und Sitte ist ihm vertraut geworden. Aber dies in dichterische Wirk-

lichkeit umzusetzen, vermag er nicht. Er bringt es nicht einmal zu einer äußerlich abgerundeten Gestaltung des Stoffs. Der Roman erinnert an ein lebendes Bild, das uns farbig vor Augen gestellt wird; man nimmt keine rechte Entwickelung, kein Fortschreiten der Handlung wahr. Die Charaktere haben keine Sinnlichkeit, auch nicht der von der Geschichte selbst schon plastisch gestaltete Manfred. Einzelne Episoden sind gut aus dem Geiste der Zeit heraus erfunden, z. B. das Räthselspiel an der Tafel König Manfred's. Die sprachliche Darstellung ist von wohlthuender Sorgfalt.

Dem Titel nach gehört noch zur Erzählungsliteratur: „Annunciata, die Lilie des Himalaja" der Gräfin Adelheid Poninska (Nr. 4). Aber nur dem Titel nach. In Wahrheit will das Buch nicht mehr und nicht weniger geben als ein Programm für die völlige Neuorganisation des Deutschen Reichs auf dem Boden des Christenthums, und zwar jenes Christenthums, wie es die Pietisten lehren. Deutschland, meint die Verfasserin, steht am Rande des Abgrundes, es ist durch und durch verderbt; die Katheder der Universitäten sind Pflanzschulen der Unsittlichkeit, die Kunst ist im Verfall, alle Stände sind entsittlicht, entchristlicht; kurz Deutschland ist ein Sodoma, und wie dieses sieht es dem Strafgericht entgegen. Jede Hoffnung auf Rettung soll aber nicht aufgegeben werden. Man muß nur muthig das Reformwerk in Angriff nehmen; mindestens wird dann die kommende Generation das himmlische Jerusalem auf Erden sehen:

> Es gilt eben die Anregung und Bildung von permanenten Comités, welche sich constituiren als Träger solcher Ideen der rettenden Liebe, deren jede gleichsam als ein besonderer Ton in die Harmonie jenes großen Rettungswerks gehört, welches auf die Christianisirung der Massen abzielt. ... Die sichere Hut, welche ein solcher Stamm des permanenten Comité für die Interessen der Verwirklichung eines fruchtbaren Gedankens zu geben vermag, ist von großer Wichtigkeit für die Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden, und die Verpflichtung, für die Errichtung derselben zu sorgen, liegt in den Bedingungen und Forderungen der Jetztzeit. Sollte die dem deutschen Volk drohende schwere Katastrophe hereinbrechen, weil man fortfährt, eine nur lässige Hand an das Aufwerfen der Dämme zu legen, sollten dann unvermeidlich die entfesselten Wogen der politischen und socialen Nothstände sich hoch aufthürmen und Deutschlands Fluren überdecken, ärger als wie es im ersten Decennium unsers Jahrhunderts unter der Zwingherrschaft eines fremden Eroberers geschah — dann werden jene permanenten Comités wie Archen über die Fluten getragen werden, und wenn die Gottesgerichte vorüber sind, werden sie, landend am Uferstrand einer bessern Aera, den Segen ihrer bewahrten Schätze über ein neues Geschlecht verbreiten.

Aber auch die positiven Vorschläge fehlen nicht. Der zweite Band ist daran besonders reich. Im Mittelpunkt steht hier der Sendbrief vom „Staat auf christlichem Grunde". An das Bestehende knüpft die Verfasserin wol an; aber in der Ausnutzung der vorhandenen Rechtszustände legt ihre weibliche Klugheit eine wahre Kraftprobe ab. Nehmen wir z. B. die Auffassung und Feststellung des Begriffs „allgemeines Wahlrecht". Zunächst Säuberung der Wahlberechtigten auf Grund von Glaubens- und Sittenzeugnissen. Die Ausgeschlossenen fallen unter die Kategorie der bürgerlich Bescholtenen. Dann zweite energische Säuberung der bereits in die Reichsvertretung Gewählten. Die Verfasserin ruft aus:

> Wie geht es zu, daß man die Unzuträglichkeit nicht erkennt, wenn die Candidaten des Amts eines Vertreters des Reichs oder eines Einzelstaats ohne jegliche Prüfung in ihr hohes Amt gelangen, ohne ein anderes Maturitätszeugniß aufweisen zu können als die erlangte Stimmenmehrheit der großentheils doch eben urtheilsunfähigen Wähler in ihrem Wahlbezirk? Nein, wahrlich das darf nicht sein!! Man hat über den wichtigsten Punkt ein öffentliches Zeugniß zu verlangen, darüber: daß der, welcher an der Gesetzgebung theilnehmen wird, Gott den Herrn und sein geoffenbartes Gesetz bekenne. Ein Mensch, der ein hin- und herfahrendes Irrlicht in seinen sittlichen Ueberzeugungen ist, ein Mensch, der mit seinem Gott nicht mehr zusammenhängt, mithin ohne menschliche Würde ist, kann kein deutscher Volksvertreter sein. Den richtigen Modus des zu verlangenden Bekenntnisses aufzufinden in Einfachheit und Kraft, wird dem beregten Collegium (so einer Art obersten Staatsraths) zukommen.

Die Verfasserin sieht ein, daß die Durchführung eines solchen Reformprogramms auf schweren Widerstand zum mindesten bei den Männern stoßen dürfte; den Frauen ist deshalb der Löwenantheil bei ihrer Agitation zugedacht. Allerdings hofft sie auch die pensionirten Offiziere zur Gründung religiöser Conventikel bestimmen zu können. Die Frauen also sollen unter die Journalisten gehen, um die öffentliche Meinung zu christianisiren; in jeder Stadt sollen Malerschulen gegründet werden — allerdings nur für Jungfrauen —, um die Kunst vor Verfall zu retten; selbst Wissenschaft darf ihnen beigebracht werden in den Hörsälen der Universitäten, aber natürlich nur von ganz christlichen Lehrern und indem jede Berührung mit dem männlichen Publikum vermieden wird. Gute Vorschläge mangeln nicht ganz, namentlich solche, welche die materielle Hebung des Arbeiterstandes bezwecken. Aber die einzelnen gesunden Ansichten gehen unter in der trüben Flut pietistischer Salbaderei. Die geistige Atmosphäre dieses Buchs legt sich oft wie erstickend auf die Brust. Man möchte nach Licht und Luft rufen. Und dieses Buch, das in zweiter Auflage erschien, ist nur das einzelne Werk einer mächtig arbeitenden Richtung. Hilf uns, Goethe, von solchem Uebel!

Marius Stein.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus den neuesten Bänden der Tauchnitz-Collection sei „Dorothy Forster" von Walter Besant als ein wahres historisches Muster- und Meisterwerk hervorgehoben. In autobiographischer Form läßt der Verfasser die im Titel Genannte die Betheiligung ihres Bruders an dem bekannten Aufstande zu Gunsten des Prätendenten im Jahre 1714 erzählen, und zwar in einer Weise, daß nicht nur die damit verbundenen Begebenheiten, sondern ein vollständiges culturhistorisches Gemälde der Zeit dabei vor unsern Augen entrollt werden. Er hat zu diesem Behufe die gründlichsten Studien gemacht und dieselben mit solchem Geschick verwerthet, daß die Illusion nicht einen Augenblick gestört oder die Erzählung in ihrem Laufe gehemmt wird. In jeder Hinsicht also verdient dieses Werk dem Thackeray'schen „The Newcomes" an die Seite gestellt zu werden und kann den Vergleich selbst mit Walter Scott's Werken aushalten, nur daß es nicht den romantischen Anstrich dieser letztern hat, was freilich an der Zeit liegt, in welchem die Handlung spielt, oder auch nicht in der Absicht des Verfassers lag, der dazu viel zu sehr Realist ist.

Band 2248 derselben Sammlung: „The Bread-Winners", ist ein anonymer amerikanischer Roman, der mehr eine Satire auf die emancipirten amerikanischen Blaustrümpfe, oder wie man jetzt vielmehr sagen muß, gelehrten Frauen, als ernst gemeint zu sein scheint. Die Welt wird hier als schon so weit vorgeschritten geschildert, daß die Heldin des Romans, eine solche Gelehrte, ihrerseits dem Geliebten den Heirathsantrag stellt. Jedenfalls wird das Buch dem Leser Unterhaltung gewähren.

— Von dem früher bonner, jetzt brüsseler Professor Martin Philippson liegt uns ein glänzend ausgestatteter, umfangreicher Band, „Les Origines du Catholicisme moderne. La Contre-Révolution religieuse au XVI^e siècle" betitelt (Brüssel, Muquardt), vor, der ein großartiges Gemälde der entscheidenden Krisis der Kirche und des Papstthums im genannten Jahrhundert vor unsern Augen entrollt. Die Darstellung umfaßt: die Gründung des Jesuitenordens mit einer meisterhaften Schilderung seines Gründers Loyola, die Wiederherstellung der römischen Inquisition, und drittens das Trienter Concil, also jene wichtigen Momente des Widerstandes, mit denen die katholische Kirche siegreich alle Ausgleichsversuche vereitelt hat, die ihre Autorität zu beschränken suchten. Auf Grund vieler neuer und neuester Veröffentlichungen schildert der Verfasser in anziehender, ja fesselnder Weise das gewaltige Drama der Bekämpfung des gleichzeitig sich entwickelnden Protestantismus, und als Israelit konnte er das um so unparteiischer, als er nach keiner von beiden Seiten hin dabei befangen war. Besonders neu und anziehend aber ist das Werk in der Schilderung der Conflicte auf dem Trienter Concile. Hierzu kamen ihm unter andern jüngsten Publicationen zumal die der amtlichen Protokolle des Concils durch Pater Theiner zu statten, die ihn in den Stand setzten, die geheimen Beweggründe zu enthüllen, welche die Berathungen und Entschlüsse dieser großen constituirenden Versammlung des modernen Katholicismus bestimmten. Bei dem Interesse, welches sich noch immer und gerade in neuester Zeit wieder, namentlich in Belgien, an diese Kämpfe knüpft, wird das Werk nicht verfehlen, gleiche Theilnahme für sich zu gewinnen.

— Von dem in erster Auflage bereits von uns angezeigten Werke „Louis XIV et Strasbourg. Essai sur la politique de la France en Alsace d'après des Documents officiels et inédits" von A. Legrelle (Paris, Hachette u. Co.) ist soeben die vierte berichtigte und vermehrte Auflage erschienen. Bei dem Umfange von über 800 Großoctavseiten, welche der Band hat, ist schon eine solche Thatsache Beweis genug für den Werth desselben; ob aber auch für dessen Unparteilichkeit, das ist freilich eine andere Frage. Wir müssen dem Verfasser jedoch das Zeugniß ausstellen, daß er bei gründlicher Forschung strenger Objectivität sich befleißigt hat und überall seine Quellen angibt. Ein endgültiges Urtheil über seine Leistungen zu fällen, müssen wir deutschen Historikern überlassen, die ja nun, da wir wieder in den Besitz der Stadt Straßburg und der beiden uns früher verloren gewesenen Provinzen gelangt sind, die Frage mit größerer Ruhe behandeln können und sollten als vor 1870, und nicht mehr den vom Verfasser ihnen gemachten Vorwurf auf sich zu laden nöthig haben, sich in allzu starken Ausdrücken über Frankreichs Handlungsweise zur Zeit Ludwig's XIV. zu ergehen. Leider, müssen wir hinzufügen, haben sich auch neuere Veröffentlichungen über jene Zeit dieser Taktlosigkeit schuldig gemacht.

— Der auf dem lexikographischen Gebiete für Techniker so thätige F. J. Wershoven veröffentlicht jetzt ein „Naturwissenschaftlich-technisches Wörterbuch", die Ausdrücke der Physik, Meteorologie, Mechanik, Chemie, Hüttenkunde, chemischen Technologie und Elektrotechnik enthaltend, wovon das erste Bändchen des ersten Theils: „Englisch-Deutsch" (Berlin, Simion), zur Ausgabe gekommen ist.

Theater und Musik.

Ein neues vaterländisches Drama: „York" von Hans Blum, dem Sohn Robert Blum's, einem in Leipzig lebenden Rechtsanwalt, der als Abgeordneter in weitesten Kreisen bekannt geworden ist, wurde in Leipzig mit günstigem Erfolg gegeben. Der Held dieses Dramas ist York, der preußische Feldmarschall, der Schlachtenheros von Möckern, dem leipziger Nachbardorf, und die Aufführung des Stücks am 18. October appellirte an die patriotischen Gefühle eines Publikums, welches über der Entscheidungsschlacht von Sedan die Völkerschlacht bei Leipzig nicht vergessen hat. Die Capitulation von Tauroggen bildet den Mittelpunkt des Stücks; freilich ist der Entschluß York's, sich von den Franzosen loszusagen, zu Ungunsten der dramatischen Oekonomie bereits an das Ende des zweiten Acts verlegt. Die beiden ersten Acte, welche die Genesis der entscheidenden That in den äußern Umständen und in der reinen Gesinnung des Helden, im Hochmuth der Franzosen, im freundschaftlichen Entgegenkommen der Russen, in York's patriotischer Begeisterung und zuletzt in seiner eigenen Zwangslage darlegen, da es ihm unmöglich war, sich zu Macdonald nach Tilsit durchzuschlagen, fesseln das Interesse, das im dritten und vierten Act etwas erlahmt. Namentlich hat sich der Dichter eine wirkungsvolle dramatische Peripetie entgehen lassen, indem er an die Stelle, wo sie in York's Gemüth eintreten mußte, als dieser, der anfangs im Sinne des Königs zu handeln glaubte, jetzt in seiner Absetzung und Aechtung den niederschmetternden Rückschlag der preußischen Politik empfindet, eine Scene mit komischem Anflug verlegt, welche hier ganz am unrechten Orte angebracht erscheint. Die Capitulation von Tauroggen ist die geschichtliche Thatsache, welche allein den Höhenpunkt der Krisis bezeichnen kann. Wollte der Dichter noch darüber hinausgehen, indem er uns im vierten Acte zeigt, wie York durch die Begeisterung des Volks gedrängt wird, sich an die Spitze desselben zu stellen, so bleibt sein Held hier im rednerischen Anlauf stecken und ehe er diesen Entschluß irgendwie ausführt, trifft schon am Ende des Acts die Verzeihung des

Königs ein, welche diesen Willensregungen die Spitze abbricht. Das Motiv gehört in den fünften Act, der die Versöhnung York's mit dem Könige zum Inhalt hat, und dies ist ein nothwendiger Abschluß der Handlung, da das Drama „York" nicht wie ein Drama „Schill" zur Tragödie wird. So zeigt sich in Anlage und Aufbau des Stücks noch eine gewisse Unsicherheit, welche die historischen Thatsachen nicht immer an der rechten Stelle und mit der nöthigen dramatischen Steigerung verwerthet. Die Charakteristik York's ist besonders in den ersten Acten wohlgelungen; auch Hardenberg und der König zeigen charakteristische Züge: dagegen sind die jüngern Helden etwas schablonenhaft, die Liebesscenen unbedeutend, die komischen von zweifelhaftem Werth. Wohl aber hat die Sprache, besonders in einigen Monologen, Kraft und Schwung, ohne in den üblichen Jambentrab zu verfallen.

— Am breslauer Stadttheater wurde ein neues fünfactiges Trauerspiel: „Gerold Wendel", von Heinrich Bulthaupt mit großer Wirkung aufgeführt. Das Stück spielt im großen Bauernkrieg, zur Zeit als der Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes, Herzog Georg Truchseß von Waldburg, energisch gegen die Aufständischen einschreitet. Die Helden des Stücks sind zwei Brüder, die in den feindlichen Lagern stehen: Gerold Wendel, ein Bauernführer, begeistert für die Losungen des Aufstandes, und Balder, der als Sohn des Edelmanns auf dem Schloß erzogen wird, ohne von seiner Herkunft zu wissen. In einer großen Scene treten die Brüder sich gegenüber: es werden dabei die Principienfragen, welche die Welt bewegten, erörtert. Diese Discussion knüpft an eine dramatisch bewegte Scene an, welche den Höhenpunkt des Stücks bildet. Balder erfährt von Benigna, seiner Mutter, daß er nicht von Geburt dem Ritterstande angehört, und verblutet freiwillig an seinen Wunden, während Gerold im Kampfe fällt. Die Kritik wendet sich zum Theil gegen die Entwickelung der Charaktere, die sie nicht folgerichtig findet, und gegen die breiten Wortgefechte, an denen die Handlung überreich ist, rühmt dagegen die Bühnenwirkung und Bühnentechnik, viele schöne Gedanken in edelm Gewande, sittliches Pathos und packende Gewalt der Rede. Der anwesende Dichter, der durch seine dramaturgischen Schriften und einige Dramen, wie die in Hamburg aufgeführten „Malteser", sich einen Namen erworben hat und zu den geschätzten Mitarbeitern d. Bl. gehört, wurde von dem breslauer Publikum mehrfach hervorgerufen.

— Der Director des berliner Residenztheaters, Anno, hat gegen eine Prämienzahlung von 4000 Mark Victorien Sardou's „Theodora", ein ernstes geschichtliches Drama, für seine Bühne erworben. Da die französischen Stücke eben nicht anders erworben werden können, so kann man einem strebsamen und unternehmungslustigen Theaterdirector aus solcher Prämienzahlung keinen Vorwurf machen. Empfindlich aber bleibt immerhin für die deutschen Dramatiker das Gefühl der Ungleichheit, indem sie in dieser Hinsicht hinter den französischen weit zurückstehen. Kein Director, auch nicht in den theater- und concurrenzreichen Hauptstädten, zahlt eine Prämie für die Aufführung eines deutschen Dramas, am wenigsten eine so bedeutende, welche die möglicherweise zu erreichenden Tantièmen, die dem französischen Autor noch überdies ausgezahlt werden, in Schatten stellt.

Bibliographie.

Amyntor, G. v., Caritas. Erzählungen für die christliche Familie. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 5 M.

Corvin, Historische Hauspostille. Kurzgefaßte Weltgeschichte für das Volk. 1ste Lfg. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 30 Pf.

Dammann, A., Zur Reform des höheren Mädchenschulwesens. Drei Artikel. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M.

Farina, S., Mein Sohn! Aus dem Italienischen von E. Dohm und H. Hoffmann. Mit einer biographischen Einleitung von S. Samosch. 2 Bde. Berlin, Paetel. 8. 8 M.

Finsler, G., Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ein Geschichts- und Kulturbild. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 3 M. 80 Pf.

Friedländer, B., Procul negotiis. Verse. Görlitz, Remer. Gr. 8. 1 M.

Fries, S. Ritter v., Abriss der Geschichte China's seit seiner Entstehung. Nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet. Wien, Frick. Gr. 8. 12 M.

Fuchs, W., Peter von Dusburg und das Chronicon Olivense. Ein quellenkritischer Beitrag zur Geschichte der Eroberung Preussens durch den Deutschen Orden. Königsberg, Akademische Buchhandlung von Schubert u. Seidel. Gr. 8. 3 M.

Gerber, G., Die Sprache und das Erkennen. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 8 M.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Die Rache Anna Dimitrowna's. Roman. Augsburg, Schmid. 8. 2 M. 50 Pf.

Henkell, K., Umsonst. Ein sociales Nachtstück. Berlin, Issleib. 8. 20 Pf.

Hermann, E., Ergänzungen und Berichtigungen der hergebrachten Shakespeare-Biographie. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 5 M.

— — Dasselbe. Anhänge. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 5 M.

Hevesi, L., Auf der Schneide. Ein Geschichtenbuch. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Hirth, G., Franz von Seitz und Lorenz Gedon. Worte der Erinnerung. Mit den Gedichten von K. Hoff und W. Busch. München, Hirth. Gr. 8. 1 M.

Horn, J., Vom Übelnehmen. Vorlesung. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 50 Pf.

Jensen, W., Das Tagebuch aus Grönland. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1885. 8. 12 M.

Immergrün. Classische Denksprüche in Poesie und Prosa für alle Tage des Jahres. Cannstatt, Boshenyer. 16. 2 M.

Johnston, H. H., Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Kantsky, M., Die Alten und die Neuen. Roman. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 6 M.

Klarheit! Ein Wört an Se. Durchlaucht den Herrn Reichskanzler Fürst von Bismarck, sowie an die Mitglieder der deutsch-conservativen Fraction und des Centrums, mit einem Nachwort an die deutschen Wähler. Von Leonis. Osnabrück, Wehberg. 1885. 8. 50 Pf.

Kern, H., Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien. Eine Darstellung der Lehren und Geschichte der buddhistischen Kirche. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von H. Jacobi. 2ter Bd. in 2 Tln. Leipzig, O. Schulze. 1883—84. 8. 8 M. 50 Pf.

Kirchner, F., Diätetik des Geistes. Eine Anleitung zur Selbsterziehung. Berlin, Guttentag. 8. 5 M.

Litterarische Korrespondenz des Pädagogen Friedrich Eberhard von Rochow mit seinen Freunden. Neu herausgegeben und vermehrt von F. Jonas. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 4 M.

Lenz, R., Lyrisches aus dem Nachlaß, aufgefunden von K. Ludwig. Berlin, Ramlah. 8. 1 M. 80 Pf.

Lingg, H., Högni's letzte Heerfahrt. Nordische Scene nach einer Sage der Edda. München, Callwey. 8. 80 Pf.

Lomnitz, A., Flocken. Gedichte. Breslau, Preuss u. Jünger. Gr. 16. 3 M.

Oberleitner, K., Donna Maria de Pacheco. Trauerspiel. Wien, Frick. Gr. 8. 3 M.

Pringsheim, O., Die Ricardo'sche Werththeorie im Zusammenhang mit den Lehren über Kapital- und Grundrente. Inaugural-Dissertation. Breslau, Köhler. 1883. Gr. 8. 1 M.

Reuleaux, F., Eine Reise quer durch Indien im Jahre 1881. Erinnerungsblätter. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Gr. 8. 7 M.

Schubin, O., „Unter uns". Roman in 3 Büchern. 2 Bde. Berlin, Paetel. 8. 8 M.

Schvarcz, J., Elemente der Politik. 1ste u. 2te Lfg. Leipzig, G. Wolf. Gr. 8. à 60 Pf.

— — Die Staatsformenlehre des Aristoteles und die moderne Staatswissenschaft. Notizen über die ältesten Denkmäler des Ministerverantwortlichkeits-Gedankens in der europäischen Verfassungsgeschichte. Leipzig, G. Wolf. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schwarz, H., Stoff und Kraft in der menschlichen Arbeit oder die Fundamente der Production. 1ste Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. 60 Pf.

Schwebel, O., Renaissance und Roccoco. Abhandlungen zur Kulturgeschichte der deutschen Reichshauptstadt. Minden, Bruns. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Spitzberg-Album. Dichtungen aus Nordböhmen. Gesammelt von F. Hantschel und A. Paudler. Böhm.-Leipa, Hamann. 1883. 8. 3 M.

Pädagogische Studien für Eltern, Lehrer und Erzieher. 4tes Hft. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wasmann, E., S. J., Der Trichterwickler. Eine naturwissenschaftliche Studie über den Thierinstinkt. Mit einem Anhang über die neueste Biologie und Systematik der Rhynchitesarten und ihrer Verwandten. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Wentzel, A., Themen aus den verschiedenen Gebieten der Pädagogik, nebst Dispositionen und Winken zu ihrer weiteren Ausführung für Lehrer. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 80 Pf.

Wiermann, H., Der deutsche Reichstag. Seine Parteien und Größen. 2ter Tl. Leipzig, Renger. 1885. Gr. 8. 5 M.

Wirth, M., Der drohende Untergang des Nachlasses von Rodbertus-Jagetzow. Zur Beleuchtung der Herausgeberthätigkeit der Herren Professoren A. Wagner und Dr. Th. Kozak. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hertling, Freiherr Dr. von, **Aufsätze und Reden socialpolitischen Inhalts.** 8. (VIII u. 257 S.) 2 M. 40 Pf.

Anläßlich der Reichstagswahlen wird der Inhalt dieser Broschüre vielfach discutirt werden.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 **M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 286 bis 292.

Die politischen Beziehungen Rußlands nach den Tagen von Skierniewice. — Die deutsche Gesandtschaft in Persien. — Das deutsche Reichsgericht. — Montenegro und Serbien. — Ungarn und Rußland. — Zur Goldenen Hochzeit in Sigmaringen. — Die Ungarn und Rußland. — Zur Lage in Aegypten. — Zur politischen Lage der Philippinen. — Diplomatischer Briefwechsel zur Congo-Frage.

Meeresbrandung im Hochgebirge. Von J. Walther. — Zur Lösung des Problems der elektrischen Uebertragung. — Eduard Meyer's Geschichte des Alterthums. — Wiener Briefe. (CLXXXI.) — Durch Sibirien. — Neues aus der Erzählungsliteratur. Von M. Greif. — Kirkcaldy. Von Professor Dr. A. Oncken. — Orientalische Keramik. (II.) — Die jüngsten Versuche mit einem lenkbaren Ballon in Meudon. — Aus dem poetischen Nachlaß von Jakob M. R. Lenz. Von E. Schmidt. — Recognoscirungen in Centralasien. Von H. Vámbéry.

Die Erhöhung der Getreidezölle und die Communalaccisen. — Wirthschaftliches aus der bayerischen Brau-Industrie. (I.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die
Expedition in München.

Soeben erschien und steht auf Verlangen gratis und franco zu Diensten:

Antiquarischer Katalog: **Hermann Hettner's Bibliothek.** Literaturgeschichtlicher Theil. I. Abtheilung: Allgemeine und Deutsche Literaturgeschichte. 1453 Nrn. (Darunter Goethe 371 Nrn., Schiller 111 Nrn.)

Die II. Abtheilung: Ausserdeutsche Literaturgeschichte, Theater und Dramaturgie, Gelehrtengeschichte und Universitätswesen, Bibliographie, folgt in 2—3 Wochen.

Zum **Ankauf ganzer Bibliotheken** und einzelner guter Bücher halte ich mich bestens empfohlen.

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sophokles' Tragödien.

Uebersetzt von **H. Wendt.**

8. Zwei Bände. VII und 1583 Seiten. 7 M. Eleg. geb. 9 M.



GOETHE

von

Professor **Schaper.**

Original im Thiergarten zu Berlin.

Copien vom Künstler selbst.

Preise: von Elfenbeinmasse.	Kiste.
90 cm. hoch à 105 Mark.	5 M.
55 cm. hoch à 45 „	2 M. 50 Pf.
30 cm. hoch à 20 „	1 M. 50 Pf.
17 cm. hoch à 10 „	50 Pf.

Gebrüder Micheli.

Berlin. Unter den Linden 12.

Illustrirte Preiskataloge der berühmtesten Bildhauerwerke gratis, mit Phototypien à 1 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Eckermann's Gespräche mit Goethe.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von **Heinrich Düntzer.**

Drei Theile. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Das werthvollste und nothwendigste Supplement zu Goethe's Werken, hier zum ersten male mit Commentar versehen und trotzdem wesentlich wohlfeiler als bisher.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.

Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.

Von

Dr. Karl Peters.

8. Geh. 8 M.

Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen. Das warm, anregend und faßlich geschriebene Werk wendet sich nicht blos an die Philosophen, sondern an jeden Gebildeten.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 11.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 6. November 1884.

Zur aphoristischen Literatur.

1. Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage, vermehrt um ein viertes Hundert Aphorismen. Berlin, Ebhardt. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Vom Baume der Träume. Erlauschtes von Graf Emerich von Stadion. Würzburg, Stahel. 1883. 16. 2 M.
3. Neue Epigramme von Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1884. 8. 1 M.

Daß eine Sammlung von Aphorismen innerhalb verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erfährt, ist in einer Zeit, welche der leichtesten und seichtesten Unterhaltungslektüre vor jeder andern den Vorzug zu geben pflegt, gewiß eine seltene und bemerkenswerthe Erscheinung. Aber sie wird in dem vorliegenden Falle begreiflich und erklärlich durch die eigenartige Beschaffenheit des äußerlich wie innerlich prächtig ausgestatteten Büchleins. Wenn freilich die Verfasserin an einer Stelle desselben sagt: „In einem guten Buche stehen mehr Wahrheiten als sein Verfasser hineinzuschreiben meinte", so könnte man das ihrem eigenen Werkchen gegenüber, ohne ungalant zu sein, wol dahin variiren, daß nicht alles auf dem Prüfstein einer streng logischen Untersuchung als echt befunden werden möchte, was uns Marie von Ebner-Eschenbach (Nr. 1) als Lebenswahrheit und Lebensweisheit darbietet; aber ihre moralphilosophischen Sentenzen sind der Ausfluß einer so edeln und lautern Gesinnung, einer so liebenswürdig vornehmen Individualität, daß sie uns anmuthend und einschmeichelnd berühren, auch wenn sie vor dem Richterstuhle exacten philosophischen Denkens keine Gnade finden könnten. „Wenn zwei brave Menschen über Grundsätze streiten, haben immer beide recht", sagt die Verfasserin, und unter dem Gesichtspunkt, von dem aus sie diese liebenswürdige Aeußerung niederschrieb, sind auch ihre Aphorismen sammt und sonders unanfechtbar. Ein reicher Quell reinster Herzensgüte und echter Liebe zu den Menschen geht durch das ganze Buch, und wo es hier und da wie ein leiser Anklang von Bitterkeit aus irgendeinem Satze tönen will, da ist auch gewiß das Thema ein tief ernstes gewesen. „Man fordere nicht Wahrhaftigkeit von den Frauen, solange man sie in dem Glauben erzieht, ihr vornehmster Lebenszweck sei — zu gefallen", heißt es, und: „Aeltern verzeihen ihren Kindern die Fehler am schwersten, die sie selbst ihnen anerzogen haben"; das mag freilich etwas bitter klingen, aber sicherlich wird niemand diesen unumstößlichen pädagogischen Wahrheiten widersprechen. Ungleich freundlicher und herzerquickender berühren uns allerdings Aeußerungen wie die folgenden:

> Die Menschen, denen wir eine Stütze sind, geben uns den Halt im Leben. — Es gibt eine schöne Form der Verstellung: die Selbstüberwindung, und eine schöne Form des Egoismus: die Liebe. — Wir sind für nichts so dankbar wie für Dankbarkeit. — Und ich habe mich so gefreut! sagst du vorwurfsvoll, wenn dir eine Hoffnung zerstört wurde. Du hast dich gefreut: ist das nichts?

Auch die kleinen Maximen der Lebensweisheit, die hier und da eingestreut sind, haben einen hohen Werth als Aeußerungen eines fein empfindenden Frauengemüths, selbst wenn sie sich himmelweit von Kant's kategorischem Imperativ entfernen.

> Wenn du durchaus nur die Wahl hast zwischen einer Unwahrheit und einer Grobheit, dann wähle die Grobheit; wenn jedoch die Wahl getroffen werden muß zwischen einer Unwahrheit und einer Grausamkeit, dann wähle die Unwahrheit.

Wer möchte solchen echt frauenhaften Jesuitismus nicht verzeihlich und liebenswerth finden!

Hier und da freilich — aber es geschah nur in ganz seltenen Fällen — hat sich die Verfasserin durch jene allerdings unumstößliche Wahrheit, die sie ihrem Buche vorangesetzt: „Sage etwas, das sich von selbst versteht, zum ersten mal, und du bist unsterblich", verleiten lassen, einige recht triviale Selbstverständlichkeiten mit etwas überflüssigem

Aplomb niederzuschreiben, und es finden sich ganz vereinzelt auch Wortspielereien, denen wir in dem sonst so geschmackvollen Buche nur ungern begegnen; seinem Werthe aber vermögen diese geringfügigen Mängel keinen Abbruch zu thun. In den Kreisen gebildeter Frauen werden die vorliegenden „Aphorismen“ in Zukunft noch mehr als bisher zu einem Lieblingsbrevier werden und sich einen Ehrenplatz in der Handbibliothek jedes mit echtem Geschmack ausgestatteten Boudoirs erwerben. Nicht die dürren Ergebnisse rein abstracten Denkens, sondern die gelegentlich gepflückten Früchte eines frischen und gesunden Verstandes sind es, die uns Marie von Ebner-Eschenbach in ihrer zierlichen Sammlung bietet, und was ihnen etwa an logischer Schärfe fehlen möchte, das ersetzen sie überreich durch den hohen Seelenadel, welcher jeder, auch der anspruchslosesten Aeußerung aufgeprägt ist.

Wenn aber die Verfasserin sagt: „Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde, alle dummen Männer!“ — so wird sie uns trotz aller Wahrheit, die in dieser kühnen Behauptung liegen mag, wol gestatten müssen, in Bezug auf sie selbst eine Ausnahme anzunehmen.

Recht liebenswürdig und graziös, wenn auch viel weniger epigrammatisch zugespitzt, prägnant und schlagend als die eben besprochenen, bieten sich uns die Aphorismen und losen poetischen Gedanken, welche Graf Emerich von Stadion unter dem Titel „Vom Baume der Träume“ (Nr. 2) in ein kleines, hübsch ausgestattetes Büchlein zusammengefaßt hat. Für poetisch gestimmte weibliche Gemüther, die es mit der Schärfe des Gedankens nicht gar so genau nehmen und deren Phantasie sich leicht durch einige wohlklingende Sätze berauschen läßt, auch wenn hinter dem Spiel mit ernsten und schweren Worten nicht viel anderes verborgen ist als eine uralte Sentenz oder eine poetische Phrase von zweifelhaftem Werthe, wird die kleine Sammlung sicher eine angenehme und unterhaltende Lektüre sein. Ihnen wird es vielleicht nicht einmal auffallen, daß Graf Stadion keineswegs der erste ist, der die ernste Wahrheit ausgesprochen: „Das Unglück besitzt eine entsittlichende Macht, nur außergewöhnliche Naturen adelt es“ — und daß sich auch Definitionen wie die: „L'amour c'est l'art de pardonner“, bereits bei andern Autoren finden. Recht seltsam will es uns überhaupt erscheinen — und das ist das einzige ernsthafte kritische Bedenken, welches wir gegen das anspruchslose Buch erheben möchten —, daß der Verfasser für einen Theil seiner Aphorismen die französische Sprache gewählt hat. Oder hätte es vielleicht zu trivial geklungen, wenn er in deutschen Worten ausgedrückt hätte, was er z. B. auf dem dreiundzwanzigsten Blatt in der Zunge unserer fränkischen Nachbarn sagt?

Il est des hommes qui passent pour avoir l'esprit du cœur, parcequ'ils ont la larme facile. Erreur, grave erreur! Les larmes ne prouvent rien, absolument rien, et prétendre qu'un homme qui pleure à tout propos ait l'âme sensible, c'est afficher l'erreur allemand: que l'embonpoint d'un homme vise à la bonhommie!

Solcher französischen Aperçus findet sich eine ganze Anzahl, und es laufen außerdem hier und da einige unklare und triviale Wendungen unter, deren Entfernung das Büchlein zwar noch dünnleibiger, aber entschieden gewichtiger gemacht haben würde. So heißt es z. B.: „Ungeweinte Thränen sind die tauben Blüten des Schmerzes“ — und weiterhin: „Was sind wir drei Tage nach unserem Tode? Eine Welle, die spurlos zerrann im Lethestrome.“ ... Ist das wirklich tiefsinnig und originell genug, um die Verwendung einer ganzen Druckseite zu rechtfertigen?

Noch weitergehende Anforderungen an die Milde des Beurtheilers stellen die „Neuen Epigramme“ von Karl Knortz (Nr. 3), einem sonst recht verdienstlichen Autor, dem wir namentlich über indianische Sagen einige nennenswerthe Aufklärungen sowie mehrere treffliche Uebersetzungen Longfellow'scher Poesien zu verdanken haben. Für eine so große Anzahl von Epigrammen aber, wie sie hier in einer Reihe von mehrern hundert Distichen dargeboten werden, hätte es der Lebensweisheit und Gedankenfülle eines wahren Genius bedurft, wenn nicht Trivialität, Witzlosigkeit und Künstelei einen gar zu weiten Spielraum erhalten sollten. Hat es doch keiner unserer Dichterheroen auf eine so große Anzahl epigrammatischer Sprüche gebracht wie Karl Knortz, dem kein Problem zu tiefsinnig, keine Ueberlieferung zu heilig, kein Gebiet zu fernliegend ist, um nicht mit einigen mehr oder weniger behenden und galanten Versfüßen leicht darüber hinwegzusetzen. Einige Uebertragungen, Nachbildungen und uneingestandene Zwangsanleihen bei frühern Autoren ragen zwar als erquickliche Oasen recht bemerkenswerth aus der großen Masse empor, aber diese vereinzelten Lichtpunkte lassen die Werthlosigkeit des Uebrigen nur um so deutlicher erkennen.

Recht hübsch sind z. B. Distichen wie die folgenden:

Erquickend.

Klag' nicht, daß lieblos die Welt; es bleibt dir immer ein Freund noch,
Der dir in Zeiten der Noth — bittere Wahrheiten sagt.

Italienisches Sprichwort.

Wer da zieht in den Krieg und wer sich ein Mädchen zur Frau nimmt,
Mache in Zeiten beherzt sich auf das Schlimmste gefaßt.

Edel.

Edel nenn' ich den Mann, der Gutes wirket im Leben,
Und nicht im letzten Moment Gelder den Armen vermacht.
Hing doch am Mammon sein Herz, so lange genießen er konnte,
Nach dem Tode jedoch anderer Gut er verschenkt.

Daneben findet sich aber eine große Zahl von witzlosen Banalitäten, wie z. B. die folgenden:

Beneidenswerth.

Ueber jeden ich lache, der mich verlachet, sprach Kaspar;
Herr im Himmel, was bist du doch ein glücklicher Kerl!

Nothschrei.

Feuer! rief ein Verliebter, aus Fenster sollt' treten die Liebste.
Wo? sie fragte. Nun hier! sprach er, und zeigt' auf sein Herz.

In hohem Grade verletzend wirkt schließlich eine Reihe von Cynismen über die Religion, die Ehe u. dgl., die mehrfach bis zu offenbaren Gefühlsroheiten herabsinken. So begegnen wir auf drei hintereinanderfolgenden Seiten den folgenden Epigrammen über das nämliche Thema:

Gutes Mittel.

Fünf der Weiber dir starben, o glücklicher Eh'mann! Wie kam's nur? —
Höre, wenn eine gezankt, nie widersprochen ich hab'!

Der Gesundheit dienlich.

Wie befindest du dich? Du kommst vom Begräbniß des Weibchens. —
Aufenthalt in der Luft stets unser Wohlsein erhöht.

Ballast.

Werfet schnell über Bord entbehrliche Dinge, der Sturm kommt!
Jeder Ehemann warf schnell in das Wasser sein Weib.

Beim Begräbniß.

Todt ist mein Weib und ich soll mit der Schwiegermutter zusammen
Fahren zum Kirchhof; mir wird jegliche Freude vergällt!

Das ist denn doch ein etwas zu volksthümlicher Humor.

Reinhold Ortmann.

Zur französischen Literatur.

Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert von Ferdinand Lotheissen. Vierter Band. Wien, Gerold's Sohn. 1884. Gr. 8. 9 M.

In diesem vierten Bande bringt der bekannte Verfasser die Darstellung der Vollendung und des Niedergangs der classischen Literatur Frankreichs im 17. Jahrhundert. Wie in den frühern Bänden ist auch hier Professor Lotheissen bemüht, die auftretenden Schriftsteller und Dichter nach ihren persönlichen Verhältnissen und Schicksalen uns vorzuführen, ihre Werke nach ihrem Inhalt und ästhetischen Werth, sowie nach ihrem Zusammenhang mit der politischen und socialen Lage des damaligen Frankreich zu schildern. Auch dieser Band ist ein umfassendes, in großem Stil gehaltenes, durch neue, tiefe Anschauungen ausgezeichnetes Cultur- und Literaturgemälde. Uns wird es jedoch nur gestattet sein, dieser trefflichen umfassenden Darstellung die hauptsächlichsten Züge jener speciellen Charakteristik zu entnehmen, welche der Verfasser den einzelnen Autoren und ihren Werken gewidmet hat. Da tritt uns denn zunächst Molière entgegen. Als dieser sich der Bühne zuwandte, fand er ein Lustspiel vor, das, aus der italienischen Commedia dell' arte hervorgegangen, nach Art der alten römischen und griechischen Spiele nur typische, stets wiederkehrende Charaktere, z. B. bald gutmüthige, bald hitzige Greise, leichtsinnige Söhne, verführerische Courtisanen, großsprecherische Bramarbasse, zeichnete und diese Charaktere in Handlungen auftreten ließ, welche sich in hergebrachten Späßen und Possen bewegten und durch die Darstellung von Intriguen und burlesken Situationen zu interessiren suchten. Dieses so überkommene Lustspiel, das oft zur Posse wird, veredelte Molière zunächst dadurch, daß er den Charakteren ein mehr individuelles, den Handlungen ein mehr die Verhältnisse der Gegenwart abspiegelndes Gepräge verlieh, die cynischen Späße entfernte und eine größere Decenz einführte. Dies geschah z. B. im „Etourdi" und im „Dépit amoureux". Diese Tendenz führte aber Molière allmählich zu der Erkenntniß, daß es die Aufgabe des Lustspieldichters sei, ein wahres Bild seiner Epoche zu entwerfen, die Zeitgenossen in ihren Schwächen zu zeichnen, die einzelnen Charaktere psychologisch zu begründen und in Handlungen darzustellen, welche lediglich nur den Zweck haben, diese Charaktere ihrem ganzen Reichthum nach hervortreten zu lassen. Indem nun Molière, dieser Richtung folgend, das Hauptgewicht bald auf die Schilderung bedeutsamer, zu allen Zeiten vorkommender Charaktere, bald auf die Darstellung ganzer Gesellschaftsklassen, wie z. B. eitler Bürger, abenteuernder Junker, kurz, des modernen, gesellschaftlichen Lebens legte, ward er der Begründer der modernen Charakter- und der Sittenkomödie, die er jedoch noch nicht so scharf, wie seine Nachfolger es thaten, voneinander unterschied. Das Lustspiel Molière's, wie es nun im großen und ganzen in seiner Eigenartigkeit und selbständigen Reife vor uns steht, zeichnet sich besonders durch die Fülle und den Werth seiner Charaktere aus; durch sie ist es zunächst ein treues Spiegelbild des Frankreich unter Ludwig XIV., es zeigt uns in seinem Hintergrunde, wie im „Tartufe", „Don Juan", „Misanthrope", das Königthum in seiner Machtfülle und den Adel des Landes in den verschiedensten Verhältnissen und Charakteren; es zeigt uns in der „École des maris", „École des femmes", „Femmes savantes" u. s. w. den behäbigen, wohlhabenden Bürgerstand; es zeigt uns ferner, wie im „Sganarelle", „Gorgibus" u. s. w., den kleinen, engherzigen, beschränkten Bourgeois und führt uns schon Frauen vor, die nicht allein durch ihre Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit, sondern auch durch ihren Geist und ihre Theilnahme an allem, was um sie her vorgeht, eine bis dahin nie gekannte Stellung einnehmen und den gewaltigen Einfluß ankündigen, den sie später in den Salons des 18. Jahrhunderts ausüben sollten. Diese zahlreichen Charaktere sind nun zweitens auch wahrhaft poetische Gestalten, denn einestheils sind sie alle wirkliche

Kinder des 17. Jahrhunderts, indem sie die Ideen, die Sitten, die Vorurtheile ihrer Zeit haben, anderntheils entbehren sie aber auch jener allgemein menschlichen Züge nicht, welche keiner Zeit angehören, sondern ewig dauernde sind. So kommt es, daß sie uns, je individueller sie gehalten sind, desto lebendiger und allgemeingültiger erscheinen, vergleichbar den Porträtbildern Tizian's, die ihr Leben über die Jahrhunderte hinaus bewahren.

Außer diesen so gearteten Charakteren darf endlich als ein weiterer Vorzug des Lustspiels Molière's bemerkt werden, daß es neben dem oft ausgelassensten Humor und Scherz auch des Ernstes, des tiefen Seelenleides nicht entbehrt und hierdurch für uns verständlicher, sympathischer wird; so zeichnet es denn überhaupt eine Welt wahrer Empfindung, eine humane Entwickelung des Staats- und Familienlebens, und gibt nirgends eine concrete Darstellung politischer oder philosophischer Ideen.

Neben und nach Molière treten noch zahlreiche Lustspieldichter auf, wie Montfleury, Samuel Chapuzeau, Dancourt; allein sie entbehren der Menschenkenntniß und Erfindungsgabe, welche der große Meister besessen hatte, und streben lediglich nach dem Erfolg des Tags. Einen reichern Inhalt und wahrhaft literarischen Werth bieten nur Boursault und Régnard (1656—1710); des letztern Stück „Le joueur" errang sich einen dauernden Ruhm.

Der classischste Vertreter der Tragödie ist Racine, denn er besaß die hohe Gabe, wahrhafte Charaktere zu schaffen, einen großen ethischen Conflict durchzuführen und das rein Menschliche festzuhalten und zu betonen. Seine Vorgänger verstanden es wol, ihre Personen in der Leidenschaft zu zeichnen, wie sie in wildem Ausbruch gegen sich selbst oder gegen andere toben; aber es fehlte ihnen die Kunst der Schattirung, das heißt die Darstellung der Uebergänge im Gefühls- und Gedankenleben, welche Racine allein besaß, da er die Menschennatur in ihren innersten Regungen belauscht hatte und bis auf den Grund der Menschenherzen gedrungen war. Allerdings, Racine hat auch gewisse Mängel, die mit der philosophischen Tendenz seines Zeitgenossen Cartesius, alle Aufmerksamkeit auf den Menschen und dessen geistige Kraft zu richten, eng zusammenhängen: Racine's philosophische Analysen gehen nämlich oft zu weit, seine Personen denken manchmal zu viel über sich nach und kennen sich selbst zu gut; ferner verschmäht auch Racine, dem herrschenden Geschmack seiner Zeit folgend, zärtliche Liebesscenen und Liebesintriguen nicht und läßt seine Liebhaber in der gekünstelten Sprache des Hofs reden, anstatt sich an die ewig gültige Sprache des Herzens zu halten; allein diese höfischen Galane werden im Gesammteindruck seiner Dichtungen weit überwogen von den ewig gültigen Charakteren einer Andromaque, Hermione, Phèdre, Athalie, eines Néron und Mithritade. Racine besitzt demnach eine unbestrittene Meisterschaft in der Charakterzeichnung, und hiermit verbindet er ferner eine unerreichte Herrschaft über die Sprache, denn diese ist bei ihm gleich kräftig für den Ausdruck der Leidenschaft wie für die kühle dialektische Rede und übt durch die Harmonie und Weichheit ihrer Verse sowie durch die Einfachheit und doch oft erstaunliche Kühnheit ihres Ausdrucks einen unbeschreiblichen Zauber. Racine ist somit ein großer Dichter für alle Zeiten, und schön sagt Heinrich Heine von ihm: „Er war eine lebendige Quelle von Liebe und Ehrgefühl und hat mit seinem Tranke ein ganzes Volk berauscht, entzückt und begeistert."

Wie Molière hatte auch Racine bei und nach seinen Lebzeiten eine große Anzahl Rivalen, die oft mehr als er selbst geehrt wurden und doch an seinen Werth nicht im geringsten hinanreichten. Zeitgenossen von ihm waren unter andern Thomas Corneille, der außer vielen andern Stücken eine „Ariane" und einen „Comte d'Essex" schrieb, dann Pradon, der Abbé Abeille und Ferrier; nach seinem Tode war der bedeutendste Tragiker Campistron, dessen Stücke durch die Kunst der Anlage bemerkenswerth sind. Doch alle diese Dramatiker entbehren der Kunst der Charakterzeichnung.

Am Schluß des Jahrhunderts war die Tragödie entartet, kraftlos und ohne Leben, die Zeit für dieselbe war vorüber wie überhaupt für idealistische Richtungen, und schon richtete sich Houdard (1672—1731) in der Vorrede zu seinen „Maccabés" gegen den Classicismus der französischen Tragödie. In einem neuen Geiste und neuen Geschmack, der seinen letzten Grund in den religiösen und politischen Vorgängen der letzten 30 Jahre des 17. Jahrhunderts hatte, schreiben nun die folgenden großen Prosaschriftsteller. La Bruyère (1645—96), ausgestattet mit der schärfsten Beobachtungsgabe, klarem Verstand und großer Menschenkenntniß ist der Verfasser der berühmten „Caractères", jener Charakterschilderungen und gelungenen Porträts, die man oft ihres Colorits wegen auf wirkliche Personen deutete, obwol sie im allgemeinen nur der Wirklichkeit und zwar meist dem Hofleben entnommen waren. So zeichnete La Bruyère mit Vorliebe und satirischer Schärfe selbstsüchtige, übermüthige Parvenus, habsüchtige Finanzspeculanten, kriechende Hofschranzen, dann allgemeinere Charaktere, wie den Zerstreuten, den Pedanten, den Spötter, den frommen Heuchler; dazwischen finden sich auch allgemeine Bemerkungen von zutreffender Schärfe und Wahrheit; so sagt La Bruyère von der Gabe der Unterhaltung: „Das Talent der Conversation offenbart sich weniger darin, daß man Geist zeigt, als darin, daß man andere Geist zeigen läßt", oder: „Der Weg zur Freundschaft ist näher vom Haß her als von der Antipathie", oder in Bezug auf Stil: „Viele Epitheta loben schlecht, große Thaten müssen einfach erzählt werden." Bisweilen entwirft er auch mit raschen Strichen eine Menge kleiner Skizzen, die sich wie von selbst zu einem lebensvollen Bilde zusammenfügen, so sagt er z. B. von den Kartenspielern: „Eine Sitzung der Stände oder des Gerichtshofs, der sich zu einer schwierigen Entscheidung versammelt, bietet dem Beobachter keinen so ernsten Anblick wie eine Gesellschaft eifriger Spieler. Eine düstere Strenge

herrscht auf ihrem Antlitz, ein blinder und barbarischer Gott, der Zufall, regiert in diesem Kreise und entscheidet nach seinem Wohlgefallen. Ihn ehren alle in tiefem Schweigen und durch eine Aufmerksamkeit, zu der sie sonst unfähig sind; alle andern Leidenschaften weichen der einzigen Leidenschaft des Spiels, und selbst der Höfling ist in solchen Augenblicken weder höflich noch schmeichlerisch, ja nicht einmal fromm." So blieb denn auch La Bruyère im folgenden Jahrhundert, wo die Sittenmalerei viel gepflegt wurde, ein einflußreicher, gern gelesener Schriftsteller; er gefiel durch seinen Geist einer leichten Opposition, durch sein kühles, verständiges Urtheil, seine anziehenden, stets interessanten Schilderungen.

Fénélon (1651—1715), der berühmte Erzbischof von Cambray und große Theolog, gehört in die Geschichte der Literatur durch seinen „Télémaque", den er für den Dauphin, den Herzog von Bordeaux, verfaßte. Der „Télémaque" soll ein Roman sein und ist auch als solcher nicht ohne Werth; doch wird der letztere fort und fort durch die didaktische Tendenz beeinträchtigt, die ihm zu Grunde liegt. Ferner findet sich in der ganzen Erzählung kein Aufschrei wahrer Leidenschaft, kein echtes, aus dem Herzen stammendes Wort; alle Gefühle erscheinen abgeschwächt, das ganze Bild des Lebens gefälscht, der Ton selbst ist gedämpft wie im Vorzimmer eines königlichen Schlosses. Höchst bemerkenswerth sind aber die freimüthigen Gedanken und Lehren, die der Verfasser indirect dem eroberungssüchtigen, barbarischen Könige zu hören gibt; durch sie und durch die harmonische Sprache, die hier zum ersten mal nicht blos als Mittel zum Ausdruck des Gedankens, sondern um ihrer selbst willen gepflegt wird, gehört der „Télémaque" schon zum 18. Jahrhundert.

Unter den Memoirenschreibern, die für die Geschichte ihrer Zeit, besonders für die des Königs und seines Hofs so wichtig sind, ragt vor allem der Cardinal von Retz (1611—79) hervor, der berüchtigte Hauptführer der Fronde und unversöhnliche Gegner des Ministers Richelieu. Seine Memoiren, in kühner, malerischer Sprache abgefaßt, zeichnen sich in Bezug auf ihren nichts weniger als empfehlenswerthen Inhalt durch eine merkwürdige Offenheit und Gewissenlosigkeit aus; sie können geradezu als eine Anleitung für Verschwörer und solche, die es werden wollen, bezeichnet werden, ihre glänzendste Partie ist die Charakteristik der Cardinäle Richelieu und Mazarin, deren Politik in schärfster Weise beurtheilt wird. Des Verfassers Kunst der Porträtirung ist groß, doch eigenthümlich; er gibt nämlich nicht lebendige Bilder, sondern bespricht die Menschen nur als Psycholog, ihm liegt nur daran, die geistigen Eigenschaften derselben, nicht ihre äußere Erscheinung darzulegen. Seine Urtheile schließlich verrathen oft die tiefste Einsicht in politisches Leben und Treiben, wo für der Ausspruch gelten möge: „Es ist schwerer, sich mit den Leuten seiner eigenen Partei zu vertragen, als gegen seine Widersacher anzukämpfen." Dem Cardinal von Retz ist aber noch der Memoirenschreiber Saint-Simon anzureihen. Ihn hatte die Natur mit einer seltenen Gabe der Beobachtung ausgerüstet, und es war ihm eine Freude, den Menschen bis ins tiefste Herz zu schauen; sein Hauptwunsch ging weniger darauf hinaus, große Thaten zu vollbringen, als recht viel zu erleben und zu erkennen. So schrieb er im tiefsten Geheimniß die Geschichte des französischen Hofs, die Vorgänge während der Jahre 1694—1723 umfassend, in welcher die interessantesten Partien diejenigen sind, welche den König selbst betreffen und in drastischen Zügen seine Ritterlichkeit im Benehmen, seine Gewandtheit der Rede, aber auch seinen Egoismus, seinen maßlosen Ehrgeiz, seine Herrschsucht und Verschwendung schildern. Diese Schilderungen erstrecken sich dann weiter auf allgemeine Verhältnisse des Landes und zeigen deutlicher als andere Documente die innere Zerrüttung des französischen Staats, das Nahen einer furchtbaren Katastrophe; was endlich ihren literarischen Werth betrifft, so sind sie von einer unübertroffenen Kraft, Lebendigkeit und Wahrheit, packend und malerisch wie die besten Gemälde eines Tacitus. Den eigentlichen Uebergang zum neuen Jahrhundert, das Erwachen des kritischen und rationalistischen Geistes bezeichnen die Werke des berühmten Pierre Bayle (1647—1706), die wesentlich gegen kirchliche Vorurtheile, gegen Aberglauben, Fanatismus und Verfolgungssucht gerichtet sind: „Die katholische Religion ist nicht mehr die Religion der alten Christen, denn alles ändert sich in der Welt — Der Fanatismus hat mehr Unglück in der Welt angerichtet als der Atheismus — Zwang kann nie zum Glauben führen — Jede Religion hat gleiches Recht auf Duldung — Ein Staat kann wohl bestehen, wenn auch seine Bürger verschiedenen Glaubens sind." Bayle eröffnete hiermit den Kampf, der durch die Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) nur um so bitterer werden mußte, gegen Gewissenszwang und Inquisition, gegen Tortur und Leibeigenschaft: er war der erste der sogenannten Aufklärer. Ein Jahr aber, nachdem er seinen „Commentaire philosophique" geschrieben hatte, kam Montesquieu zur Welt; als er seinen „Dictionnaire historique et philosophique" begann, wurde Voltaire geboren: und so sah das scheidende Jahrhundert noch die Männer erstehen, die in einem größern Kampfe das erringen sollten, was es selbst nur vorahnend ersehnt hatte.

Adolf Heerkloth.

Belletristik.

1. Die Häfnetjungfer. Eine Rebländer Dorfgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Hermann Albrecht. Karlsruhe, Bielefeld. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Die Mondhexe. Roman von A. Arndt. Breslau, Schottländer. 1884. Gr. 8. 3 M.
3. Die Schloßfrau von Scharfenstein. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Breslau, Schottländer. 1883. Gr. 8. 3 M.
4. Wintergarten. Erzählungen von Franz Alfred Muth. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Regensburg, Coppenrath. 1884. 8. 2 M. 20 Pf.
5. Stereoskopen von Margarethe. Mit einem Vorwort von Hermann Kletke. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 2 M.
6. Das goldene Vlies. Roman in zwei Bänden von A. Duroy-Warnatz. Zwei Bände. Hagen, Risel u. Comp. 1883. 8. 6 M.
7. Kurische Volksgeschichten von Ernst Klinge. Riga, Kymmel. 1883. 8. 4 M.
8. Zwei Vettern. Roman von Hans Warring. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 3 M.
9. Die Gouvernante. Erzählung von S. Melnec. Wiesbaden, Rodrian. 1884. 8. 5 M.
10. Getrübtes Glück. Zwei Novellen von J. Boy-Ed. Hamburg, O. Meißner. 1884. 8. 3 M.

„Die Häfnetjungfer" von Hermann Albrecht (Nr. 1) führt uns in den südlichsten Theil Deutschlands, ins badische Land; der Verfasser schildert das Local seiner Erzählung so:

Lichtblau spannt sich deutscher Himmel aus vom Hochblauen über den silberschimmernden Rhein hinüber bis zu dem im Duft verschwimmenden elsässer Belchen. Du stehst hier zwischen Kander- und Rheinthal in einem der heimlichsten und gesegnetsten Winkel unsers schönen Badenerlandes. Ueppig breitet sich vor deinem Auge jene Hochebene aus, die in mancherlei welligen Formen allmählich gegen Mittag sich abdacht, ein freundlich Gartenland im Schmuck sattgrüner Nußbäume, durch die hin und wieder ein altersgrauer Kirchthurm träumerisch hervorlugt, in der Zier der rothen Kleefelder, in der Pracht der wogenden Fruchtflur und der farbenglänzenden Matten, wo die Fülle sprudelnder Brunnen allenthalben den Thalbach speist. Himmel und Erde sind schön im Rebland, wenn der Kukuk ruft im Herlingerwald, wenn die Lilien blühen in den Felshalden des Rheinufers, wenn die Kinder auf der Gasse die „Auffahrtsbraut" singen mit Blumenkrönlein auf den Blondköpfen, oder auch des Nachts noch, wenn die Nachtigallen schlagen auf den Rheininseln. . . . Für gewöhnlich zwar hört der Rebländer lieber den Kukuk als die Nachtigall, besonders wenn das Alter kommt, wo der Kopf grau wird und einem der Doctor hinten herum schon prophezeit hat, man höre selbigen Vogel nicht mehr. Das ist überhaupt der Punkt, warum das Rebland noch immer kein Paradies ist: es kommt dem Rebländer immer etwas Ungerades, heiß' es wie es wolle, Tod, schlechte Herbste, Chrischöner (Reiseprediger von St.-Crischona, dem Rebländer sehr unsympathisch) u. s. w. Es verhält sich mit dem Rebland wie mit dem Socialismus; dieser wäre ohne Zweifel das vortrefflichste aller menschlichen Systeme, wenn die Erde statt mit Menschen mit lauter Engeln bevölkert wäre.

Diese ganze Stelle haben wir auch darum hergesetzt, um die Schreibweise des Verfassers zu zeigen; freilich gibt sie von dem kaustischen Humor, mit welchem er Land und Leute seiner Heimat schildert, nur eine schwache Probe. Wollte man sein prächtiges Localcolorit, seine köstliche Naturwüchsigkeit, den Realismus seiner scheinbar ganz dem Leben abgelauschten Gestalten wiedergeben, so müßte man weit mehr, als der Umfang dieses Blattes gestattet, hersetzen. Was den Inhalt betrifft, so schildert uns die Erzählung in der Titelheldin eine eigenartige, subtile, trotzige Frauennatur, wie sie in solcher Einseitigkeit das dörfliche Leben mit seinen eng begrenzten Formen zeitigt. Der Verfasser führt sie durch manche Kreuz- und Querzüge, bis sie schließlich als eine Art ländlicher Donna Diana ohne den erlösenden Don Cäsar auf ihrem Gütchen, dem Enderlinshof, bis zum Lebensende sitzen bleibt. Das mag wahr sein, künstlerisch schön ist es nicht. Die Häfnetjungfer Künigund und der Doctor Schöpflin aus Straßburg, ihr Verlobter, dem sie in dörflicher Starrköpfigkeit sich entfremdete, hätten doch noch ein Paar werden müssen; allerdings hätte der Verfasser dann Auerbach's „Lorle" in neuer Auflage geboten.

„Die Mondhexe" von A. Arndt (Nr. 2) hat uns nicht so sehr durch den Inhalt der Erzählung als durch die Drapirung ihrer Gestalten interessirt. Der Verfasser ist eine Art von literarischem Tourbillon; was man jedoch auch gegen die Keckheit seiner Schilderungen, die Nacktheit seiner Charakteristik, die Ungenirtheit seiner Schreibart vom ästhetischen Standpunkte aus einwenden mag: er entwaffnet allen Tadel dadurch, daß er unterhält. Seine Witze sind nicht immer zart, aber stets drastisch. Der Faden der Geschichte windet sich durch eine Kette von Episoden, und die letztern sind das Beste daran. Die Mondhexe, eine Gräfin Potocka, und ihr Geliebter, ein russischer Offizier Namens Wassili Tolstoi, die aus einem brennenden Schlosse in Polen nach der Umgegend von Hamburg und weiter über das Parket der berliner Salons und durch die ungeheuern Wasserwüsten des Oceans gewirbelt werden, vermögen weniger unser Interesse in Anspruch zu nehmen als der Pastor Andersen zu Kiehnhorst in der Nähe jener Hansestadt mit seinem Cicero, seiner politischen Ketzerei, seiner ehrsamen Gattin und seinem dänischen Patriotismus. Wir befinden uns in dem Zeitraum, wo Preußen die Elbherzogthümer vom dänischen Joch freimachte; hören wir, wie Pastor Andersen das glossirt:

„Kennt Ihr die Völker so wenig?" spricht er zum Nachbar, dem Junker von Darfeld. „Wißt Ihr nicht, daß sie sich beständig nach anderm und wieder anderm sehnen, wie die Raupe, das Insekt, nach Verwandlung, als ob das Neuere immer das Bessere wäre? Daß die Völker, wenn sie dürfen, nie ruhig sein werden? Daß sie die Institutionen, die Ihr gebt, oder die sie sich selber geben, niederreißen wie Kartenhäuser, um zu bauen und wieder zu bauen? Wißt Ihr nicht, daß ein Volk sich untereinander todtschlägt aus politischer Meinungsverschiedenheit? Und daß sie euch todtschlagen, euch Befreier und Gesetzgeber ins Feuer werfen oder à la lanterne singen? Und diese Preußen und Oesterreicher sollten sich hundertmal bedenken, ehe sie die liberalen Befreier spielten, da sie doch so gründlich erfahren, was Volkswille und Volksfreiheit heißt! Sie haben kanonirt in Wien und Berlin und mit Kartätschen ihre aufsässigen Schuster

und Schneider überzeugen müssen, daß der Schuster bei dem Leisten und der Schneider bei der Elle bleiben soll und nicht die Institutionen seines Landes machen dürfe."

Dem politischen Simplicismus des guten dänischen Pfarrherrn stellt sich der Junker von Darfeld gegenüber, eine zweite köstliche episodische Figur des Romans, mit seinen den socialen und conventionellen Formen ins Gesicht schlagenden Manieren. Er verheirathet sich mit seiner Haushälterin und wirbt folgendermaßen um sie:

Ja, Bärbelchen, dich kenne ich nun an die zwei Jahre, du gefällst mir wie eine, oder vielmehr wie keine — sieh, ich bin ein stattlicher Kerl, ein bischen grau in Haar und Bart, hol mich der Teufel! Das verfängt nichts, ich hab' meine gesunden Gliedmaßen, mir fehlt nichts, und siehst du, zu leben hab' ich auch. Du wirst meine Frau, hörst du? Was frag' ich nach den Fratzen, den gezierten, pretentiösen Weibsbildern, Schminke im Gesicht, Watte, wo man Fleisch vermuthet! Ich sage, du bist ein nettes Mädchen — unsere Darfelds müssen Kerls werden, die in die Welt passen!

Endlich ist der Verfasser des Buchs mit seinem flotten Ton nicht der kleinste Simplicius der Gesellschaft, wenn er mit einem Gassenhauer, wie folgt, im Roman erscheint:

Ich bin verliebt jetzund —
Lotte, so dick und rund,
Malchen, du Hopsassa
Auf dem St.-Pauli da.
Lotte und Male
Dort in dem Saale
Auf dem St.-Pauli da,
Lustig, Juchheirassah,
Sind wir nun da!
Alleweil Grog und Bier,
Alleweil viel Pläsir,
Und alleweile
Ein bischen Keile —
Und bricht ein Schemelbein,
Was kann da sein?
Lotte und Male
Dort in dem Saale
Drehn sich im Kreise froh,
Juchzen und lachen so —
Schrein nicht gleich Mordio,
Kneipt man sie irgendwo —
Hei und Halloh,
Kneipt man sie irgendwo —
Hei und Halloh,
Hei und Halloh!

Die naturalistische Manier des Verfassers deutet weniger auf bewußten Cynismus als auf einen gewissen Mangel an feiner Routine hin. Da er im guten Glauben handelt und da ihm also der dolus fehlt, wie der Jurist sagen würde, so muß man seine ästhetischen Bocksprünge nicht allzu genau nehmen.

Das vorstehende Buch sowie das folgende: „Die Schloßfrau von Scharfenstein" von E. von Wald-Zedtwitz (Nr. 3), gehören zu der Drei-Mark-Bibliothek von Schottländer in Breslau, einem literarischen Unternehmen, welches bezweckt, dem Lesepublikum ein billiges Unterhaltungsmaterial zuzuführen.

Der letztere Roman ist ein gut erzähltes und stofflich sehr glücklich entworfenes Buch. Der Inhalt dreht sich um eine Dame der heutigen, freilich etwas problematische Umrisse zeigenden großen Welt, um eine Frau von Wentland und ihre beiden Töchter Christiane und Friederike, von denen die erstere stolz, hoffärtig und gefallsüchtig, die zweite tugendhaft, demüthig und bescheiden ist. Die Mutter begünstigt die schlechten Allüren der erstern, weil ihr der Schein höher als das Sein steht und sie die Würde ihres Standes, dem die Grundlage realer Besitzthümer fehlt, besser durch die Haltung der erstern mit ihren gesellschaftlichen Fanfaronnaden gewährleistet sieht als durch die ungeschminkte Einfachheit der zweiten, die sich für nichts anderes ausgibt, als sie ist. Der Verlauf der Erzählung zeigt, wohin dieser Standesdünkel führt. Die Baronin von Wentland wird durch ihn zur Verbrecherin; sie fälscht Wechselunterschriften, um sich die Geldmittel für ihren Aufwand zu schaffen. Christiane bethört einen ehrenhaften Mann und macht ihn als Gattin unglücklich, während Friederike durch den wirklichen Adel ihrer Seele, gezwungen ihrer Liebe zu entsagen, einen etwas faden und verkommenen Mann, den man sie zwingt zu ehelichen, geistig hebt und dadurch glücklich wird und beglückt.

Diese schöne und rührende Thatsache, die in der Welt und in der Dichtung so selten ist, erzählt der Verfasser fließend, angenehm und unterhaltend.

Der „Wintergarten" von Franz Alfred Muth (Nr. 4) liegt hier bereits in dritter Auflage vor. Der Verfasser sagt von seinem Buch in der Vorrede:

Von Albertus Magnus meldet die Sage, daß er mitten im kalten Winter eines Zauberwortes nur bedurft, um unter blühenden Rebenranken und neben Rosensträuchern wandeln zu können. So ein Wintergarten voll Blumenduft und Vogelsang möchte dieses Büchlein in der schneeigen eisigen Winterwelt dieser Zeit einigermaßen dem Leser sein.

Wenn des Verfassers Wunsch bei uns nicht in Erfüllung gegangen ist, so liegt das sicherlich an unserm mephistophelischen Naturell.

Um ihm ganz gerecht zu werden, wollen wir den Schluß der Vorrede hersetzen:

Lesern gegenüber, die mit ihrem geistreich absprechenden Urtheil gleich bei der Hand sind, erlaube ich mir ohne Stolz, aber auch nicht ohne eine gewisse Selbstachtung das Urtheil einer berühmten (?) Novellistin über diese Erzählungen anzuführen. Elise Polko schrieb mir kurz nach Erscheinen der ersten Auflage des „Wintergarten" unter dem 15. April 1874 von Minden: „Die Novellen sind rührend in ihrem schönen feinen Naturgefühl, in ihrer Reinheit und Innigkeit — wie Waldblumen erscheinen sie mir in dem Strauß der heutigen Novellenliteratur, wie aus einer andern Zeit singt und klingt es aus ihnen herüber."

Die „Stereoskopen" von Margarethe (Nr. 5) sind mit einem Vorwort von Hermann Kletke versehen. Indem man das zierliche, sehr hübsch ausgestattete Büchlein liest, das Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder" nachempfunden ist, kommen einem ganz absonderliche Gedanken. In der Bibel steht: „In meines Vaters Hause

sind viele Wohnungen." So ist es auch in der Welt der Dichtkunst. Dem einen gilt sie als Trägerin der ernsthaftesten Dinge, die erzählt oder geschildert das Mark des Lesers packen; einem andern dient sie, gleichwie eine zarte Hand mit der Nadel auf den Canevas seidenschillernde Nichtse wirft, zur Tändelei, zum Spiel und zum Zeitvertreib. Zu letztern gehört die Schöpferin der „Stereoskopen". Es sind anmuthig gezeichnete Stimmungsbilder, eine Welt, wie das Prisma eines jugendlichen Mädchenherzens sie zur Erscheinung bringt.

Um den Leser damit bekannt zu machen, setzen wir eine Skizze her:

„Rose, warum lachst du?" — „Darf's nicht sagen, aber der Schmetterling weiß es auch." — „Nun, Schmetterling?" — „Ich versprach tiefes Schweigen, aber die Biene hat es gesehen so gut wie ich." — „Biene, was sah dein Aug'?" — „Soll ich verrätherisch sein? Aber der Lindenbaum mit seinen tausend Blättern hat dazu ein Lied gerauscht." — „Lindenbaum, kläre mich auf." — „Nein, nein." — „Wer sagt es mir? Guck, da kommt die Else zum Glück — aber wie roth sie wird." — „Oh!"

„Das goldene Vlies" von A. Duroy-Warnatz (Nr. 6) weckt eine eigenthümliche Gattung von Romanen wieder auf, die unserm Zeitalter schon fremd geworden ist. Es bietet ein Phantasiegebilde aus einer romantischen Epoche, und wenn man die gewagte Erfindung der Fabel betrachtet, so steigen die Zeiten des „Amadis von Gallien" wieder vor dem Auge empor, eines Genres der erzählenden Dichtkunst, dessen abenteuerliche und aller Wirklichkeit Hohn sprechende Thatsachen Cervantes in seinem „Don Quixote" so glücklich persiflirte. Das goldene Vlies ist ein großer Schatz, welcher in Timbuktu von einem Italiener, einem Eingeborenen des Dorfes Madonetta auf der Insel Sicilien, Namens Antonio Paolotti, für seine Erben niedergelegt worden war. Zu diesen bestimmte er vor seinem Ende die Nachkommen einer Geliebten, deren Sprödigkeit ihn dereinst aus der Heimat getrieben hatte. Als Matrose auf einem genuesischen Kauffahrteischiff fortgegangen, ward er Muselman in Afrika und starb dort unter dem Namen Jussuf Effendi. Die Aufsuchung, Entdeckung und Erhebung dieses Schatzes bildet den Roman. Ein deutscher Reisender, ein germanisirter Childe Harold, geräth durch Zufall in den Mittelpunkt der Ereignisse. Der Sohn der Geliebten, Ottavio Viviani, das Kind eines Fischers, an welchen jene verheirathet war, ein halber Knabe noch, wird von den Aeltern nach Afrika ausgesandt, die unermeßlichen Reichthümer, welche in geheimnißvoller Weise verborgen sind, aus Timbuktu zu holen, und jener Reisende, der sich gerade von einer unglücklichen Liebe befreit hat, faßt den Plan, diese mysteriöse Reise mitzumachen und Ottavio als Diener anzunehmen. Zu ihnen gesellt sich später Lord Addiscombe, gleicherweise in einer Werther-Periode befangen, und Doctor Felsen, der nicht die Frauen, sondern die Amphibien oder andere Wüstenthiere liebt. Die Karawane bricht aus Sicilien auf und hat nun mannichfache Gefahren zu bestehen, bis sie ihr Ziel erreicht, das in der Entdeckung des Schatzes und in der Vereinigung des Reisenden mit seinem Schützling, der eigentlich eine Frau ist und Fiorita Viviani heißt, sowie in der Erlösung des Lords Addiscombe von den Qualen hoffnungsloser Liebe besteht. Doctor Felsen erringt das, was für ihn das Erwünschteste ist: Material für seine naturwissenschaftlichen Forschungen — und so kommt jeder zu seinem Ziel.

Was diese äußerst gewagte Geschichte jedoch für jeden Leser interessant macht, das sind des Verfassers Schilderungen der Völker in der Wüste, ihrer Sitten, ihrer Charaktere und ihrer Eigenartigkeiten. Wenn man die Handlung des Romans nur mit Lächeln verfolgt, so spannen jene den Leser aufs äußerste, und er ist dem Autor dankbar für das Dargebotene, welches ebenso fesselnd wie wahr erscheint.

Ernst Klinge bietet in seinen „Kurischen Volksgeschichten" (Nr. 7) Dorfgeschichten aus Kurland, dem Ausläufer der deutschen Sprache und deutschen Sitte. Das Buch enthält vier Erzählungen: „Im Wihtol-Gesinde", „Leenihte", „Annelihse" und „Der junge Straigan". In ihnen treten uns Gestalten entgegen, deren scharf und pointirt wiedergegebenes Localcolorit unverkennbar auf Naturwahrheit hindeutet. Dabei sind sie originell und interessant mit solchen Pinselstrichen gezeichnet, wie dergleichen realistische Charaktere sie erfordern. Es fehlen keineswegs die feinen und zartern Streiflichter, welche die alltägliche Welt dieser knorrigen und ungefügen Menschen idealisiren, und die damit das erzeugen, was aus der bloßen Natur Kunstgebilde macht. Daß sie dem Verfasser zu Gebote stehen und wohlgelingen, beweist, daß er kein Erzähler gewöhnlichen Schlages ist.

„Zwei Vettern" von Hans Warring (Nr. 8) ist eine liebenswürdige Alltagsgeschichte, die jedermann mit Vergnügen lesen wird. Die Erfindung ist nicht neu. Es sind die stereotypen Personificationen der ehrlichen Wohlanständigkeit und des flüchtigen Leichtsinns, welche der Verfasser in seinen zwei Vettern, den Titelhelden seiner Erzählung, hinstellt. Zum Schluß wird der eine durch die Liebe rehabilitirt, und alles endigt froh und friedlich. Aber das Ganze ist weit entfernt von Langweiligkeit. Es zieht ein angenehmer warmer Herzenston durch die Gebilde hin; alles ist kurz und gefällig geschildert.

Der Roman gehört zu der Mittelwaare, die, ebenso wie die behäbigen gemüthvollen Alltagsmenschen, sich eher in einem weitern und größern Kreise Eingang zu verschaffen wissen, als diejenigen Erzählungen, welche geistvolle Probleme zum Sujet gewählt, oder als die Menschen, die mit ihren kühnen, originellen und abseits der Fahrstraße liegenden Ideen in die Welt eintreten.

„Die Gouvernante" von S. Melnee (Nr. 9) ist, wie es scheint, von einer Dame geschrieben und interessirt durch, wie man annehmen muß, selbsterlebte Erfahrungen aus der Laufbahn einer Gouvernante in einem vornehmen englischen Hause. Was erfunden daran ist, die Fabel, welche das Ganze zusammenhält, ist schwach und leidet an Ueberschwenglichkeit und Unwahrscheinlichkeit. Dagegen sind die

Schilderungen der englischen Aristokratie in ihrem intimern Interieur äußerst interessant, und die einzelnen Figuren treten ungemein plastisch und lebendig hervor. Die pseudonyme Verfasserin hätte vielleicht eher ein Buch mit dem Titel „Erfahrungen einer Gouvernante“ oder „Das englische high life“ herausgeben sollen, als diese Beobachtungen, die sie mit der ganzen Feinheit einer Frau und mit deren Scharfblick für die Realität gemacht hat, in einen etwas schwerfälligen Apparat einzukleiden, der den Mangel an Routine nicht verleugnet. Ebenso ist die etwas überschwengliche Schilderung der Heldin, welche überaus schön u. s. w. ist, de mauvais genre. Diese richtet mit ihren Locken und ihren Posen überall Verheerungen an, sowol bei Frauen wie bei Männern. Die Verfasserin, die so scharf beobachtet, dürfte jedoch wol wissen, daß hieran nur Gimpel oder Bauerburschen hängen bleiben, und daß es eine andere Schönheit von pikanterm Reiz ist, welche auf dem Parket des Salons fesselt.

J. Boy-Ed tritt mit zwei Novellen in „Getrübtes Glück“ (Nr. 10) vor das Publikum. Sie betiteln sich: „Die Gewaltigste“ und „Das vergrabene Pfund“. In der Vorrede nennt die Verfasserin beide „psychologische Novellen“ und mit Recht. Eigentlich sollen das alle sein, die berechtigt sind, sich zu dieser Gattung der erzählenden Kunst zu rechnen. Ihrer Aufgabe wird jene mit vieler Begabung, mit ungemein feinem Geiste und mit einem sehr pointirt auftretenden Darstellungstalent gerecht. Die Novellen sind künstlerisch schön gearbeitet und fesseln jeden unbefangenen Leser. Das Problem der ersten tritt uns gleich eingangs in einer Reflexion der Journalistin Helene entgegen, welche schreibt:

Pflicht ist die Unfreiheit unsers Willens in einer bestimmten, überkommenen oder frei erwählten Lebenslage. Nur die Liebe befähigt einen Menschen, die Unfreiheit freudig zu ertragen; glücklich also die, welche ihre Pflichten mit Liebe erfüllen können, elend die, welche sie ohne Liebe erfüllen müssen — am elendesten aber die, welche ihre Pflichten gar nicht erfüllen. Ein täglicher Aufwand von moralischer Kraft ist oft ein größeres Heldenthum als die rohe Tugend des Muthes, der, auf das Bewußtsein physischer Kräfte gestützt, in gefährlichen Augenblicken scheinbar übermenschlich Großes leistet; aber es ist ein stilleres Heldenthum, meist gar ein unerkanntes, aber nie ein unbelohntes, denn die Pflicht segnet mit heimlichem Segen, die ihr dienen, sie, die ehern Schreitende, die Unerbittliche, die Erhabene, die Gewaltige.

Als Helene soweit geschrieben hat, tritt ihr Schicksal in der Gestalt ihres Verlobten, des Geigenvirtuosen Henri, zu ihr herein, Henri, als dessen Braut sie in einem siebenjährigen Brautstand zu einem verblühten Mädchen ward und der ihr einem unbedeutenden, aber frischen Weibe zu Liebe untreu wird, als gerade der Moment da ist, wo das siebenjährige Martyrologium der Liebe endet und die Hochzeit festgesetzt ist. Die „Gewaltigste“ rächt sich an ihrem Verächter. Henri wird tief unglücklich in der mit seiner neuen Liebe geschlossenen Ehe und endet im Selbstmord; Helene aber findet Ersatz für ihren Verlust in der Neigung Wichard's, des Cellovirtuosen, eines in künstlerischer und gesellschaftlicher Hinsicht originellen Mannes, in welchem und in seiner Schwester Sophie die Verfasserin das Zigeunerthum der Kunst sehr treffend schildert. Wie man sieht, bewegt man sich hier in einer Künstlergesellschaft nach den verschiedensten Seiten. Helene ist Tagesschriftstellerin, die aus ihrer Beschäftigung einen Erwerb zu machen durch ihre Lage als Versorgerin einer alten hülflosen Mutter gezwungen ist; Henri, Wichard und Sophie — diese als Klavierspielerin — bilden ein Trio, das die Welt, nach goldenem Lohne strebend, durchzieht. Die vier Factoren der Erzählung gehören damit zu den Menschen, bei denen die Nerven eine große Rolle spielen. Die Verfasserin hebt jedoch nur Henri, den Geigenspieler, als Opfer dieser kleinen Tyrannen hervor; bei ihm erliegen Moral und männliche Würde schnell der Stimmung, dem Reiz des Moments, während die drei andern Personen der Geschichte, die nichts vor ihm voraus haben, nach Anlage und Beruf sich siegreich und fleckenrein in den Conflicten des Lebens behaupten. Hier ist ein Fehler in der Anlage der Novelle.

Die zweite Novelle: „Das vergrabene Pfund“, führt ein misverstandenes Wort Schopenhauer's: „Die Rechte des Individuums müssen zurückstehen hinter den Pflichten gegen die Gattung“, als Axiom der Erzählung vor. Volkhardt, ein Journalist, sucht mit diesem Wort die quälenden Selbstvorwürfe niederzuhalten, welche der Dienst der literarischen Tagelöhnerarbeit, zu der er durch die Sorge für Weib und Kind gezwungen ist, ihm ausgepreßt hat. Am schmerzlichsten drückt ihn die Meinung, daß er, welcher Begabung für Größeres in sich fühlt, jedoch unter dem Druck seiner Lage sich nicht emporzuschwingen vermag, der Liebe seines angebeteten Weibes unwürdig ist. Dieses etwas herausgeklügelte Problem findet einen schönen und versöhnenden Schluß, welcher den melancholischen Träumer für die Zukunft aller Veranlassung zu solchen Schlußfolgerungen enthebt.

Auch diese Novelle zeigt, welch hohen Rang die Verfasserin unter den heutigen Novellisten beanspruchen darf.

Lina Vagt.

Neuere philosophische Literatur.

1. Die Zukunfts-Philosophie des Paracelsus als Grundlage einer Reformation für Medicin und Naturwissenschaften. Bearbeitet von Rudolf Stanelli. Wien, Gerold's Sohn. 1884. 8. 3 M.

Der Name des Paracelsus gehört an sich ja einer jetzt durchaus überschrittenen und von den fabelhaftesten Ungeheuerlichkeiten erfüllten Epoche der frühern Naturphilosophie an. Wir haben es aber trotzdem, wie es scheint, hier mit dem Werk eines durchaus nüchtern denkenden und besonnenen Arztes und Naturforschers zu thun. Es mag in jenem ganzen Wust der Lehre des Paracelsus immer eine geniale Ahnung von gewissen Principien der Naturerklärung enthalten gewesen sein, welche außerhalb des Gesichtskreises unserer ganzen jetzigen gelehrten oder empirisch beobachtenden Naturwissenschaft liegen. Der Verfasser unterwirft diese letztere in ihrem Dünkel auf das, was sich mit Händen greifen läßt, und in den hieraus für die praktische Medicin abgeleiteten Folgerungen einer harten, aber doch wol nicht ganz ungerechtfertigten Kritik. Alle Phantasterei ist an sich freilich von der eigentlichen Wissenschaft ausgeschlossen; aber das wissenschaftlich Erkennbare hat doch immer eine Grenze, die noch weitern phantasievollern Ahnungen und Hypothesen einen Spielraum verstattet. Daß Paracelsus selbst jemals der wahrhafte Zukunftsphilosoph der Naturwissenschaft werden sollte, will uns allerdings auch nicht möglich oder glaubhaft erscheinen. Es sollen geistige Dynamitelemente an die Stelle der stofflich-mechanischen Principien der jetzigen Naturerklärung treten. Der Verfasser führt seine Ansichten offenbar mit Geist und Consequenz durch, aber es wird wol der Zukunft selbst überlassen bleiben, ob und inwiefern die Naturerkenntniß jemals wieder in ähnliche Bahnen der das Stoffliche überschreitenden Speculation mit Erfolg einlenken werde, als es von Paracelsus und zu seiner Zeit geschah.

2. Das Gefühlsleben. In seinen wesentlichsten Erscheinungen und Bezügen dargestellt von Joseph W. Nahlowsky. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Veit u. Comp. 1884. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Dieses Werk hat sich, zunächst innerhalb des Kreises der Herbart'schen Philosophie, einer gewiß wohlverdienten Anerkennung zu erfreuen gehabt. Ueber das Gefühlsleben aber hat jeder in sich selbst seine besondern und eigenthümlichen Erfahrungen zu machen. Die Erscheinungen dieses Gebiets liegen nicht ohne weiteres so ganz objectiv und leicht erkennbar vor uns da, wie dieses von andern Sphären und Abtheilungen des Menschlichen gilt. Man muß selbst ein gefühlvoller und empfindungsreicher Mensch sein, um hierbei ein Wort mitreden und alle diese Erscheinungen wahrheitsgemäß darstellen und bearbeiten zu können. Diese Eigenschaft kann dem Verfasser des vorliegenden Werks nicht bestritten werden, und es wird hierdurch der sonstige immerhin etwas doctrinäre Pedantismus der Auffassung der Schule Herbart's gleichsam menschlich verklärt oder gemildert. Wir selbst sind nicht in der Lage, den ganzen Standpunkt Herbart's als einen für die Auffassung der Erscheinungen des Seelenlebens vollkommen genügenden und allein berechtigten anerkennen zu können. Das Gebiet des Gefühlslebens ist ein so weites, daß es vor allem zunächst einer bestimmten Anordnung und Gliederung desselben durch ein gewisses System allgemeiner und mit wissenschaftlicher Objectivität festzustellender Begriffe zu bedürfen scheint. Das Umgehen mit reinen Begriffen aber ist, wie wir sagen müssen, eigentlich der schwache Punkt, oder eine gewisse Seite der Unvollkommenheit in der Lehre und Schule Herbart's. Die Abneigung dagegen war mit hervorgerufen durch den falschen und übertriebenen dialektischen Schematismus Hegel's und seiner Schule. Ohne streng begriffliches Denken ist aber überhaupt keine Wissenschaft oder keine wahre und geordnete Erkenntniß des Wirklichen möglich. Es kann sich nicht blos darum handeln, die gegebenen Erscheinungen des Wirklichen zu analysiren, sondern man muß nothwendig versuchen, dieselben auch zu einem geordneten Ganzen oder einem System zusammenzufassen. Hier gilt es, die Begriffe genau zu sondern, scharf zu bestimmen und erschöpfend zu bearbeiten. Diese Seite der Aufgabe scheint uns hier nicht in der entsprechenden und genügenden Weise gelöst zu sein. Wir verlangen überall nach einer durchsichtigen und wohlgeordneten Gliederung des Stoffs in seinen einzelnen Abtheilungen oder Sphären. Ein Begriff darf an sich niemals willkürlich sein oder von ganz bestimmten speciellen und künstlich festgestellten Gesichtspunkten aus definirt und angewandt werden. Der Unterschied z. B., der hier zwischen den beiden Begriffen des Gefühls und der Empfindung gemacht wird, ist ein solcher, der von dem natürlichen und lebendigen Sprachgefühl nicht ohne weiteres erfaßt und als richtig anerkannt werden wird. Diese Begriffe erscheinen zunächst als synonym, und es bedarf einer genauen Beobachtung ihres wirklichen Gebrauchs, um sie fest und scharf gegeneinander abzugrenzen. Der Sprachgebrauch macht hier in der Regel weit feinere, wahrhaftere und treffendere Unterschiede, als sie durch alle künstlichen Ableitungen und Operationen festgestellt werden können. Die Herbart'sche Schule glaubt auch viel zu sehr an das Genügende und Unfehlbare ihrer Methodik. Diese Methodik hat nicht weniger eine Grenze ihrer Wahrheit, als dieses bei derjenigen Hegel's und seiner Schule der Fall war. Wir können uns bei vielem nicht des Eindrucks des Künstlichen oder Gemachten erwehren, ebenso wie auch der sogenannte Realismus jener Methode noch keineswegs eine vollständige Erschöpfung des Stoffs nach allen seinen Seiten und Beziehungen aus sich bedingt. Wir sagen dieses alles unbeschadet der Anerkennung, welche der eigenen Selbständigkeit und den vielen feinsinnigen Beobachtungen

des Verfassers gebührt, wenn wir namentlich auch noch eine weitere Berücksichtigung des Historischen und anderer außerhalb der Schule liegenden Auffassungen gewünscht hätten.

3. Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichtliches und Kritisches von O. Plümacher. Heidelberg, Weiß. 1884. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Der Pessimismus scheint sich bei uns immer mehr einbürgern und festsetzen zu wollen als die für die Gegenwart einzig mögliche und berechtigte Art der Philosophie. Er hat nach der Verfasserin in der Geschichte verschiedene Formen und Stufen durchlaufen, bis er zuletzt in der Lehre Hartmann's bis auf weiteres seinen höchsten und definitiven Ausdruck gefunden hat. Der Begriff des Pessimismus ist jetzt vielfach zu einem Schlagwort für die ganze Stellung und weitere Aufgabe der Philosophie überhaupt geworden. Es kann jetzt so scheinen, als ob diese Aufgabe nur darin bestehe, das Gute und das Uebel fortwährend gegeneinander abzuwägen und hiernach ein endliches allgemeines Urtheil über die Welt, daß sie entweder gut oder schlecht sei, zu fällen. Bei dieser äußerlichen Vergleichung fällt das Hauptgewicht zumeist auf die Seite des Uebels, da dieses von uns immer leichter herausgefunden und mit größerer Energie betont und erkannt zu werden pflegt als das Gute. Der Pessimismus führt sich hier ein mit seiner Geschichte, die im ganzen gut geschrieben und mit Verständniß durchgearbeitet ist. Wir sind aber sonst immer der Meinung gewesen, daß die Aufgabe der Philosophie vielmehr die sei, die Welt zu begreifen, als sie vom Standpunkte irgendwelcher eingebildeten subjectiven Empfindlichkeit kritisch-richterlich zu beurtheilen. Das Uebel der Welt als solches hat freilich auch zu allen Zeiten ein Problem der philosophischen und zugleich der theologischen Speculation gebildet. Hier sucht die Verfasserin offenbar manches in ihrem specifischen Sinn und Interesse auszulegen und zu deuten. Der Stoicismus, das Christenthum und auch Kant und Hegel erkennen zwar alle das Uebel als etwas Bestehendes an; aber es kann aus allem dem doch kein Kapital zu einer tendenziösen Geschichte des Pessimismus gleichsam als der innersten Hauptader im allgemeinen geistigen Bewußtsein der Menschheit geschlagen werden. Es wäre traurig, wenn die ganze Geschichte der Philosophie in ein solches in grau gemaltes Bild von der Welt auslaufen sollte, als es uns von der Verfasserin und ihrer übrigen buddhaisirenden Freundschaft vorzuführen versucht wird. Der Pessimismus als solcher wird überall nicht die höchste und definitive Form der Philosophie in der Geschichte sein können. Es gelingt der Verfasserin auch nicht, die berechtigten Einwendungen gegen die Willkürlichkeit der Schwarzseherei über die Welt oder die behauptete Ueberbilanz des Schlechten über das Gute in ihr zu entkräften. Der Pessimismus als solcher ist selbst etwas Schlechtes oder ein Uebel in unserer ganzen gegenwärtigen Weltanschauung oder Philosophie, welches zwar ebenso wie alles andere seiner Art als bestehend und auf gewissen natürlichen Wurzeln beruhend anerkannt, zugleich aber durch die allgemeine Energie und Gesundheit des vernünftigen Denkens und einer wahrhaft sittlichen Ansicht von der Welt zu überwinden versucht werden muß.

4. Die Philosophie der Mystik von Karl du Prel. Leipzig, E. Günther. 1884. Gr. 8. 10 M.

Fast jede Zeit und auch die unserige hat eine bestimmte Art von Mystik gehabt oder dieselbe als ein charakteristisches Phänomen aus dem Schos ihrer übrigen Anschauungen und Bestrebungen entstehen lassen. Bei uns findet dieser mystische Zug einen gewissen Anknüpfungspunkt an den Lehren und Phantastereien der gegenwärtig herrschenden pessimistischen Philosophie. Auch das vorliegende Buch gehört wesentlich mit in diese ganze Richtung hinein. Es ist nicht die Mystik als ein Inbegriff historischer Thatsachen, sondern als eine Art von bestehendem und wie es heißt zukunftsreichem System, worauf sich dasselbe bezieht. Die sogenannten Nachtseiten des menschlichen Seelenlebens, namentlich der Traum und der Somnambulismus bilden die empirische Basis für den geforderten Aufbau und die gewünschte Weiterentwickelung dieses Systems. Diese Thatsachen werden uns in zahlreichen anscheinend wunderbaren Erzählungen und Beispielen vorgeführt. Eigentliche Wunder gibt es nicht, aber unser ganzes Erkennen vom Wirklichen und vom Seelenleben hat zunächst eine Grenze, die möglicherweise noch überschritten und erweitert werden kann. Aus dem Umstand, daß der Inhalt unsers Bewußtseins sich nicht mit dem unsers Ich überhaupt deckt oder daß unser ganzes bewußtes Seelenleben noch eine breitere und tiefere unbewußte Grundlage hat, gelangt der Verfasser zu einer Art von Zweiseelentheorie, indem ihm dieses innere dunkle Ansich der Seele sich zuletzt nach der Weise Schopenhauer's in das eigene Ansich der Welt aufzulösen und zu verlieren scheint. Hierauf gründet sich auch die von dem Verfasser geforderte spätere Erkenntniß oder Zukunftsphilosophie des transscendentalen Ich oder Wesens der Seele. Der Materialismus der Naturwissenschaft wird bekämpft als eine flache und ungenügende Erkenntniß der Welt, und das ganze Denken des Verfassers entbehrt nicht einer bestimmten logisch geschlossenen Ordnung und Consequenz. An eine wirkliche Erweiterung unserer Wissenschaft von der Welt aber auf dieser mystischen Grundlage der Vertiefung in die unbekannte Wesenheit der Seele zu glauben, ist ein Vorzug, den wir mit dem Verfasser weder zu theilen noch ihn um denselben zu beneiden in der Lage sind.

5. Die Classiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfaßliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften von Moritz Brasch. Mit Porträts. Erste bis sechste Lieferung. Leipzig, Greßner u. Schramm. 1884. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Dieses Werk verspricht eine Art von Galerie der wichtigsten Erscheinungen oder Systeme der Philosophie für das weitere populäre Verständniß zu werden. Das Be-

dürfniß hierzu müssen wir als ein jedenfalls bestehendes und gewiß auch vollkommen berechtigtes anerkennen. Man will gern wissen, was der oder jener bekannte Mann der Philosophie eigentlich besagt oder welchen Kern der Lehre er umschließt. Für die Darlegung hiervon ist natürlich eine vollkommene, von jeder einseitigen Voreingenommenheit und Liebhaberei freie Objectivität erforderlich. Der rein wissenschaftliche Standpunkt wird auf die Darlegung oder Entwirrung des innerlich verbindenden einheitlichen Fadens in der ganzen Folge dieser Erscheinungen der Philosophie in der Geschichte immer das Hauptgewicht legen müssen. Die Erkenntniß der durchgehenden gesetzlichen Ordnung hierin ist an sich das höchste Ziel alles wissenschaftlichen Begreifens der Geschichte der Philosophie. Dieses Ziel wurde namentlich früher von Hegel erstrebt. Infolge hiervon tritt leicht das Besondere und Eigenartige der einzelnen Erscheinung zurück. Bei einer populären Darstellung wird dagegen auf diese als solche und auch auf das Persönliche der Philosophen das Hauptgewicht fallen müssen. Wir rechten daher auch nicht mit dem Verfasser, wenn er z. B. die für den speculativen Fortschritt der alten Philosophie so ungemein wichtige Eleatische Lehre nur kurz und fragmentarisch abgefertigt hat.

Der Zweck des Werks im ganzen dürfte in vorzüglicher Weise erreicht erscheinen, wenn auch über die Auffassung und Gruppirung der einzelnen Punkte natürlich die Meinungsverschiedenheit nicht ausgeschlossen ist. In den vorliegenden Lieferungen wird die antike Philosophie bis zu der Lehre der Stoiker hin behandelt.

Konrad Hermann.

Ueber Verbrechen und Verbrecher.

Verbrechen und Verbrecher in Preußen 1854—1878. Eine culturgeschichtliche Studie von W. Starke. Mit zwölf graphischen Tafeln. Berlin, Enslin. 1884. Gr. 8. 10 M.

Wenn ein Mensch, welcher, sonst normal beschaffen, gern arbeiten will und doch nirgends Arbeit bekommt, bettelt, von allen Thüren abgewiesen wird, hungert und friert, und nun ein Stück Brot oder ein Stück Kleidung sich aneignet, auf das ein anderer Mensch das Recht des Eigenthums rechtlich oder unrechtlich geltend macht, hat er zwar genommen oder, wie der Ausdruck der Juristen lautet, gestohlen, aber damit noch kein Verbrechen begangen; er ist damit noch keine verbrecherische Natur geworden. Bekommt dieser Mensch Arbeit, Obdach, Nahrung, Kleidung, so wird man bei ihm den Hang, anderer rechtlich oder unrechtlich erworbenes Eigenthum anzutasten, dasselbe sich zu eigen zu machen, nicht bemerken.

Das gesellschaftliche System, welches das ganze leibliche und in weiterer Folge auch sittliche Dasein des Menschen unter das Damoklesschwert von Angebot und Nachfrage stellt, Sympathie verleugnet und Egoismus zum alleinigen Ausgangs- und Zielpunkt alles Seins und Thätigseins erhebt, erzeugt nicht blos jenen Hang, auf welchen soeben hingewiesen wurde, sondern auch das Verbrecherthum im eigentlichen Sinne, die verbrecherische Natur selbst; denn es erzeugt Lebensnoth, physisches und moralisches Elend, Krankheit, Laster, Gebrechen; es führt zu Vernachlässigung der Gesundheitspflege, oder zwingt vielmehr dazu; es jagt schließlich die armen unglückseligen Opfer in den Pfuhl des Dämons Alkohol, aus dem es keine Rückkehr gibt.

Alkohol und Elend erschüttern die Grundfesten der Constitution; der Mensch gibt Nachkömmlingen das Leben, welche durch gehemmte Entwickelung von Leib und Seele sich kennzeichnen. Diese Unglücklichen stehen wieder im Kreuzfeuer von Alkohol und Elend; sie entbehren der Erziehung, der liebevollen Pflege, der sorgfältigen Leitung; ihr ganzes Leben ist eine endlose Reihe von Mühseligkeit, Entbehrung, Krankheit, Schmähung, Beleidigung; ihr Theil ist Erbitterung, Empörung, Verzweiflung, Ueberreizung, Erschlaffung.

Alle diese und andere Momente entsetzlicher Art verändern auf das tiefste die ganze Organisation und machen die Seele leidend. Und so kommt es denn, daß wir in der eigentlichen Verbrecherwelt den richtigen Ausdruck der Entartung des Menschengeschlechts finden. Das Böse entwickelt sich und wuchert auf im Schatten der Gesittung, auf dem Fruchtboden körperlichen und seelischen Leidens, welches die normale Ausbildung der physischen und moralischen Kräfte hemmt und so Entartung bedingt. Der wirkliche Verbrecher ist ein Kranker, ein Degenerirter, er sollte nur geheilt, gebessert, in Beziehungen gebracht werden, unter deren günstigem Einfluß seine Nachkommen zu Gesundheit von Leib und Seele zurückkehren, zu normalem Leben.

Bei dem Juristen wird das Ausgesprochene für Phantasie gehalten. Man will da nichts wissen von Gleichbedeutung der Begriffe Gebrechlichkeit, Entartung, Verbrecherthum; man sieht nur den bösen Willen und glaubt nur an das Heilmittel der Strafe. Die menschlichsten Juristen glauben die höchste Concession in der Richtung von Erkenntniß und Humanität zu machen, wenn sie den Begriff der Besserungsstrafe aufstellen und Anstalten zur Ausführung dieser letztern erbauen.

Wenn ich schon weit davon entfernt bin, zu verkennen, daß die Besserungsstrafe ein bedeutender Schritt vorwärts sei nach dem Ziel wahrer Menschlichkeit, so kann ich andererseits doch auch nicht verkennen, daß die Sachwalter des neuen Bestrafungsverfahrens noch zu sehr an die fast alleinige Herrschaft des autochthonen bösen Willens und zu wenig an Gebrechlichkeit, Siechthum, Entartung des Verbrechers glauben. Und doch ist die verbrecherische Natur

eine im Laufe der Generation entwickelte unter Einfluß physischen und moralischen Elends, und der böse Wille steht mit allen antisocialen Neigungen zu der Entartung von Leib und Seele in dem Verhältniß wie die Wirkung zur Veranlassung.

Es ist der erste Grundsatz beim Verhüten und Heilen aller Uebel, die Ursache zu beseitigen. Die sämmtlichen Bestrafungsverfahren der Gegenwart, von dem barbarischsten bis zum mildesten und menschlichsten, suchen hauptsächlich Erscheinungen zu entfernen und beschäftigen ausschließlich sich mit dem Erzeugniß, also dem Individuum, nicht mit der Ursache, also der Gesellschaft. Und darum ist die heutige Bestrafung der Verbrecher keine Heilung derselben, keine Verhütung und Beseitigung des Verbrechens, sondern blos etwas rein Palliatives und Symptomatisches.

Wollen die Heilkünstler der Gesellschaftskrankheiten und der Verbrecher etwas Echtes und Rechtes zu Stande bringen, so müssen sie mit dem Studium der pathologischen Anthropologie und socialen Medicin sich beschäftigen. Daraus werden sie lernen, die wahren Gesichtspunkte der Beurtheilung und Erkenntniß aufzufinden, die Normen für Heilung und Verhütung zu erfassen und den Wurzeln der Verbrecherkrankheit im Organismus von Individuum und Gesellschaft nachzuspüren.

Das obenangeführte Werk eines verdienstvollen Rechtsgelehrten beschäftigt sich mit eingehenden Studien über Verbrechen und Verbrecher in Preußen innerhalb der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Obgleich in vielen Punkten nicht mit dem Verfasser übereinstimmend, kann ich doch nicht umhin, dessen Arbeit eine musterhafte zu nennen und im höchsten Grade zu loben. Der wissenschaftliche Geist, welcher das Buch durchdringt, hat wesentlich dazu beigetragen, daß aus den Sandgebirgen der Materialien vollwichtige Goldkörner ausgeschieden werden konnten, die für Erkenntniß und Ausübung gleich bedeutungsvoll werden. Es bedurfte großen Fleißes und noch größerer Ausdauer, um über die unzähligen Einzelheiten hinweg zu den möglichen Folgerungen zu gelangen; es bedurfte eines ziemlich beträchtlichen Aufwandes von Nachweisen, um verschiedene festgewurzelte Irrthümer und Vorurtheile zu erschüttern.

Betrachten wir zunächst einige Schlußfolgerungen, zu denen Starke gelangt. Er nimmt drei Arten von Vergehen und Verbrechen an: „die aus Gewinnsucht verübten Vergehen und Verbrechen wider das Vermögen"; „die auf gesteigertes Selbstgefühl, Selbstüberhebung und Roheit zurückzuführenden, ferner die mit der Entwickelung des Geschäftsverkehrs sowie des öffentlichen und politischen Lebens zusammenhängenden Delicte"; „die Verbrechen oder Vergehen wider das Leben".

Nun glaubt Starke nachgewiesen zu haben, daß bei den aus Gewinnsucht verübten Vergehen oder Verbrechen wider das Eigenthum, welche am meisten von den Störungen in den Nahrungs- und Erwerbsverhältnissen bedingt werden, „eine immer wiederkehrende allgemeine Tendenz des Rückgangs" sich erkennen lasse, und findet die Erklärung darin, „daß unter dem Einfluß der seit mehr als einem Menschenalter begonnenen Umgestaltung der Erwerbsverhältnisse der Wohlstand des Volks sich gehoben hat". Weiter bemerkt der Verfasser:

> Es ist wol nicht zu verkennen, daß die untersten Schichten des Volks jetzt besser leben, sich besser kleiden als in frühern Zeiten, daß ihnen sogar manches zu einem Lebensbedürfniß geworden ist, was früher nicht dahin gerechnet wurde. . . . Im allgemeinen lebt aber das Volk nur aus der Hand in den Mund, und der Kampf um das Dasein ist jetzt, wo aus der Menge der disponibeln Arbeitskräfte eine ständige Concurrenz erwächst und andererseits die Fleißigsten infolge von Handelsconjuncturen brotlos werden können, mindestens ebenso schwer, wo nicht schwerer als früher. Mit der Zunahme des Wohlstandes ist die Entwickelung des Pauperismus Hand in Hand gegangen.

Auf Grund dieser zuletzt entwickelten Thatsachen, welche leider eine sehr bittere Wahrheit und verhängnißvolle Constellation ausdrücken, müßte man eigentlich die Möglichkeit andauernden Rückgangs der Vergehen und sogenannten Verbrechen wider das Eigenthum stark in Zweifel ziehen. Sollte jedoch ein solcher Rückgang im Laufe mehrerer Jahrzehnte in der That sich herausstellen, so könnte dies nur geschehen, indem bei den andern beiden Klassen von Verbrechen Zunahme, ja beträchtliche Steigerung einträte; denn mit Wachsthum der Lebensnoth, des Elends, des Siechthums, der physischen und moralischen Gebrechlichkeit, welche die Früchte des Elends sind, steigt auch das Vergehen, das Verbrechen zu höhern Stufen seiner Entwickelung empor: aus dem Diebstahl wird der geplante Betrug und Raubmord, aus der Leidenschaft die Brutalität.

Indem der Kampf um das Dasein an Ausbreitung und Heftigkeit zunimmt, eine immer größere Zahl von Menschen geradezu durch die Constellationen des Augenblicks in ihrem ganzen Leben und Weben bestimmt wird, erhungert, wenn der Moment ungünstig sich gestaltet, vegetirt, wenn der Augenblick günstig sich erweist, können unmöglich die Vergehen und Verbrechen in ihrer Gesammtheit abnehmen. Es möge immerhin eine Gruppe von Verletzung berechtigter und nicht berechtigter Satzungen bei Vermehrung des Elends abnehmen; die andern, die schweren und verhängnißvollen Gruppen nehmen unter aller und jeder Bedingung zu.

Doch betrachten wir des Weitern die Ergebnisse, zu denen Starke gelangte.

In der That findet derselbe für die zweite der von ihm aufgestellten Gruppen von Delicten „in der ganzen Beobachtungsperiode von Anfang an eine Tendenz zur Zunahme", und bemerkt weiter:

> Aus der Steigerung und der Verdichtung der Bevölkerung und aus der rapiden Zunahme der Geschäftsbeziehungen aller Art sind, dem Gange dieser Umgestaltungen entsprechend, die Reibungen zwischen den Menschen ständig gewachsen; mit dem Selbstgefühl der Wehrhaftigkeit und des politischen Rechts hat aber auch die Selbstüberschätzung, die Neigung zur Selbsthülfe und zum Widerstand gegen die öffentliche Ordnung, beziehungsweise gegen die Organe der Staatsgewalt, zugenommen.

Bei der dritten der von ihm aufgestellten Gruppen von Verbrechen, also bei den Vergehen oder Verbrechen wider das Leben der Mitmenschen, sieht Starke weder Neigung zur Abnahme noch irgendwelche Zunahme, sondern läßt dieselbe „im wesentlichen der Bevölkerungszunahme folgen". Dies hat in großen Zügen für alle Nationen Geltung, aber wird im Einzelnen intensiv durch Maß und Art des Elends beeinflußt. Und letzteres bringt die Schwankungen in den Zahlen hervor, welche die verschiedenen Unterperioden zeigen. Es ist und bleibt diese Thatsache zu Recht bestehen, auch für den Fall, wenn dieselbe von dem einen oder dem andern der Criminalstatistiker in Zweifel gezogen oder geleugnet werden sollte.

Wie Starke nachweist, war bezüglich jener zweiten Gruppe von Vergehen und Verbrechen ehedem die Proportion der männlichen und weiblichen Angeklagten von der heutzutage wahrgenommenen verschieden; im Laufe der Zeit habe nämlich die Zahl der männlichen Angeschuldigten sich vermehrt, jene der weiblichen aber sich vermindert. Vorwiegend gehörten hier die Beklagten überhaupt den untersten Schichten des Volks an und insbesondere wieder den noch nicht Selbständigen.

Dies möchte beweisend dafür sein, daß das Elend in hohem Maße zunahm und schreckenerregende Wirkungen ausübt; denn Zunahme der Verbrechen innerhalb des starken, und relative Abnahme derselben innerhalb des schönen Geschlechts drückt große Vermehrung des Alkoholconsums aus, an dem sich doch fast ausschließlich Männer betheiligen. Und da Branntwein das Getränk der untersten Klassen ist, so ist Vermehrung der Branntweinsäuferei im Volke Beweis für Zunahme der Noth im Volke. Je mehr Branntwein, desto mehr Verbrechen; je mehr Branntwein, desto mehr Entartung der Nachkommenschaft, desto mehr Verbrecherthum. Je mehr Verbrecherthum, desto frühzeitiger beginnt bei den Entarteten die Laufbahn des Verbrechens, und zwar insbesondere, wenn Elend stetig zunimmt und die Lebensluft der Emporwachsenden vergiftet. Starke sagt:

> Als die Hauptursachen für die ständige Erzeugung von gewohnheits- und gewerbsmäßigen Verbrechern habe ich in erster Linie den bedenklichen Einfluß, welchen der Industrialismus auf die Störung des Familienlebens gehabt hat, und den damit zusammenhängenden Mangel sittlicher und religiöser Erziehung, die vorzeitige Nöthigung zum selbständigen Erwerb ohne Erziehung für eine bestimmte Erwerbsthätigkeit, dann Faulheit, Leichtsinn, Genußsucht, Trunk und Verführung, endlich den nachtheiligen Einfluß der Gemeinschaftshaft in den Gefängnissen, beziehungsweise die Hülflosigkeit des Bestraften nach der Entlassung, bezeichnet.

Die Beurtheilung der Veranlassungen der Verbrechen ist hier aus dem Gesichtspunkte der Erscheinung ganz zutreffend; aber aus dem Gesichtspunkte der pathologisch-anthropologischen Ursache nicht ganz zureichend. Der durch den Industrialismus bedingte Kampf um das Leben erschüttert nicht allein die Grundfesten des Familienlebens, sondern bewirkt auch durch Elend, Alkohol und Verwahrlosung jene Gebrechlichkeit, aus der Faulheit, Leichtsinn, Genußsucht und Hang zum Verbrechen bei den Nachkommen den Ursprung nehmen. Der in dieser Weise verhängnißvoll beanlagte Mensch, dem es außerdem noch an Pflege und Erziehung ermangelt, kann jenen Einflüssen, welche die verbrecherische That sozusagen auslösen, Widerstand nicht entgegensetzen, und zwar um so weniger, als er wegen seines Unglücks, seiner Armuth, seines Elends von der Gesellschaft ausgeschlossen wird, bevor noch der Gedanke an Verbrechen in ihm reifte.

Sollen Verbrechen verhütet, soll das Verbrecherthum ausgelöscht werden, so muß das System der Selbstsucht beseitigt und durch das der Sympathie ersetzt werden. Der Verfasser sagt:

> Niemals wird der Unterschied zwischen arm und reich aufhören, die Güter werden stets ungleich vertheilt bleiben. Zu allen Zeiten hat es Arme und Obdachlose gegeben, die gern gearbeitet hätten, wenn sie Arbeit gefunden hätten; neben diesen aber auch Arbeitsscheue, welche ein Leben der Faulheit und Liederlichkeit vorzogen, in welchem sie Verbrecher wurden und von Schritt zu Schritt tiefer sanken. . . . Für diejenigen aber, welche arbeitsscheu, in liederlicher Gesellschaft durch das Leben gehen wollen, gibt es keine empfindlichere Strafe, kein besseres Heilmittel als die Erziehung durch Zwangsarbeit unter Abscheidung von der ihnen angenehmen Genossenschaft gleicher Art, wie von denjenigen, auf welche sie einen schädlichen Einfluß ausüben könnten. . . . Durch Lehre wie durch Strafe ist darauf hinzuwirken, daß das Gefühl der Verantwortlichkeit geschärft, das Pflichtgefühl im Gegensatz zum Egoismus gehoben wird.

Bei Durchführung meines nicht communistischen und nicht separatistischen, sondern gänzlich naturgemäßen „Staates der Zukunft" (Leipzig 1879) hört der Unterschied zwischen arm und reich auf, verschwinden überhaupt diese Begriffe, leistet jeder so viel Arbeit, als er leisten kann, und bekommt jeder so viel Güter, als er braucht. Demgemäß kann und wird jeder ohne Ausnahme richtig gepflegt und erzogen werden, es hören alle Veranlassungen zu constitutionellen Leiden, Siechthum, Entartung, Trunksucht u. s. w., auf, und mit der Krankheit des Verbrecherthums ist es zu Ende. Der gesunde, wohlerzogene Mensch ist arbeitslustig, züchtig, anständig, mäßig; seine volle Nerven- und Seelenkraft macht ihn wißbegierig, feinfühlend, ehrenhaft, gemeinsinnig, sympathisch.

Unter der Herrschaft des gegenwärtig noch bestehenden Systems nützen Lehre und Strafe nur sehr wenig; denn die Ursache wird nicht entfernt, es werden nur Recepte verordnet gegen Symptome; es werden Individuen bestraft, und es wird die sociale Krankheit nicht geheilt, die in dem Individuum zum Ausdruck kommt.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 24. October starb in Berlin Anton Eduard Wollheim da Fonseca, einer der deutschen Autoren, die eine merkwürdige, ja abenteuerliche Vielseitigkeit an den Tag gelegt haben; er war Sprachkenner und Sprachforscher, diplomatischer Agent, dramatischer Dichter, Theaterdirector, hat auf allen diesen Gebieten von sich sprechen machen, ohne Bedeutendes zu leisten. Es ist hier nicht der Ort, seinem Leben durch alle Wechselfälle zu folgen. Wir erwähnen nur, daß er am 12. Februar 1810 in Hamburg geboren wurde und somit ein hohes Alter erreichte, obschon er seit Jahrzehnten leidend war und eine chronische Heiserkeit ihm das Sprechen sehr erschwerte. Seine Theaterdirection in Hamburg hatte nach keiner Seite den gewünschten Erfolg: sie fällt in jene triste Epoche des Stadttheaters, die erst durch Pollini's Unternehmungslust ihren Abschluß gefunden hat. Ueber seine diplomatische Thätigkeit, besonders in den Kriegsjahren 1870 und 1871, hat er selbst in seinen „Indiscretionen" (3 Bde., 1883) und „Neue Indiscretionen" (2 Bde., 1884) Aufschluß gegeben. Tissot in seinem Werk über „Die preußische Polizei" hat ihn auf Grundlage dieser Schriften als handelnde Persönlichkeit seines antipreußischen Geschichtsromans eingeführt. Als Kenner der neuern Sprachen zeigte Wollheim eine außerordentliche Vielseitigkeit; er schrieb portugiesische, spanische, italienische, neugriechische, dänische, schwedische und holländische Grammatiken; er übersetzte Dichtungen von Byron, Thomas Moore, Andersen, Tegnér, die „Lusiaden" von Camoëns; verdienstlich ist seine „Literatur des Orients" (2 Bde., 1873) und seine „Skandinavische Literatur" (3 Bde., 1875—77). Als Dramatiker hat er besonders durch sein Künstlerdrama „Rafael Sanzio" (1849) auf vielen Bühnen Erfolge errungen; andere Dramen von ihm sind: „Don Sebastian" (1841), „Der fliegende Holländer" (1859), „Rosen im Norden" (1849), „Andrea" (1852). Er cultivirte das Ausstattungsstück „auf Märchen-Goldgrund", er verarbeitete auch Erzählungen der Marlitt in dramatischer Form. Uebrigens war Wollheim der erste, der den zweiten Theil von Goethe's „Faust" für die Bühne einrichtete und in Hamburg im Jahre 1854 zur Aufführung brachte.

— Am 19. October starb in Florenz Karl Hillebrand, der schon seit längerer Zeit an der Schwindsucht litt und nur zu Wagen den Schatten der Caccinen aufsuchen konnte. Er war als Sohn des Literarhistorikers Joseph Hillebrand am 17. September 1829 zu Gießen geboren, studirte in Gießen und Heidelberg die Rechte, wurde infolge seiner Betheiligung am badischen Maiaufstande 1849 gefangen und dann flüchtig, promovirte in Frankreich an der Sorbonne und bekleidete 1863 eine Lehrerstelle an der Militärschule in Saint-Cyr, sowie er später Professor an der philosophischen Facultät in Douai wurde. Nach der Kriegserklärung im Juni 1870 reichte er seine Entlassung ein und begab sich nach Italien, wo er als Correspondent der „Times" über den Einzug der Italiener in Rom berichtete. Seitdem ließ er sich in Florenz nieder, wo er als Publicist und Historiker eine eifrige Thätigkeit entwickelte. Er hatte einen sichern Blick und schrieb als Stilist eine feste Hand. Zahlreiche Essays aus Zeitungen stellte er zusammen in „Zeiten, Völker und Menschen" (5 Bde., 1875—79). Von seinem Sammelwerk „Italia" erschienen vier Bände (1874—77); seine „Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Ludwig Philipp's bis zum Falle Napoleon's III." (seit 1877) blieb unvollendet.

— Am 20. October starb in Berlin Julius von Kirchmann, viel genannt als Jurist, Politiker und Philosoph. Geboren am 4. November 1802 in Schafstädt bei Merseburg, studirte er die Rechte und machte die juristische Carrière durch, bis er als Kammergerichtsrath in die preußische Nationalversammlung von 1848 gewählt wurde. Später Vicepräsident des Appellationsgerichts in Ratibor, wurde er 1849 wiederum Mitglied der Zweiten Kammer, wegen eines Conflicts mit dem Justizminister 1856—63 beurlaubt und 1867 wegen eines Vortrags über das Zweikindersystem seines Amtes entsetzt, nachdem er seit 1861 als eifriges Mitglied der Fortschrittspartei wieder dem preußischen Abgeordnetenhause angehörte; er blieb Mitglied desselben bis 1876. Kirchmann war ein überzeugungstreuer Mann, aber ein paradoxer Denker, in der Philosophie entschiedener Realist, wie sich besonders in seiner „Aesthetik auf realistischer Grundlage" (2 Bde., 1868) zeigt. Außerdem gab er einen „Katechismus der Philosophie" (1877) und die „Philosophische Bibliothek" (1868—76, 235 Hefte) mit zahlreichen Erläuterungen und Commentaren heraus.

Bibliographie.

Die Abstentionspolitik in der modernen Monarchie. Von einem deutschen Oesterreicher. Leipzig, O. Wigand. 8. 75 Pf.

Alexander, G., Haß und Liebe. Drama. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Socialisten. Drama. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Baumgartner, A., S. J., Reisebilder aus Schottland. Mit 1 Titelbilde, 15 in den Text gedruckten Holzschnitten und 16 Vollbildern. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 5 M.

Bischoff, A., Ueber bayerisches Gymnasialwesen. Bedenken und Vorschläge. Landau, Kaußler. Gr. 8. 40 Pf.

Blüthgen, V., Der Preuße. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Büchner, L., Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken, Abhandlungen und Entgegnungen. Allgemeinverständlich. 2ter Bd. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 6 M.

Dellingshausen, Baron N. v., Die Schwere oder das Wirksamwerden der potentiellen Energie. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Ehrhardt, A., Wir gehen nicht nach Canossa! Original-Lustspiel. Basel, Bernheim. 8. 2 M. 50 Pf.

Fron, K., Das Kräuterweible von Wimpfen. Eine Geschichte aus dem Ende des 30jährigen Krieges. Leipzig, Böhme. 1885. 8. 2 M. 60 Pf.

Galitzin, Fürst N. S., Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. 2te Abth.: Das Mittelalter. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. 2ter Bd. 1ste Hälfte: Von Einführung der Feuerwaffen bis zum 30jährigen Kriege (1350—1618). Kassel, Kay. Gr. 8. 6 M.

Ganghofer, L., Dramatische Schriften. 1ste Sammlung: Oberbayerische Volksschauspiele. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Hirschfeld, H., Salon-Novellen. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Bergmann. 1885. 8. 6 M.

Hutzler, Sara, Junge Herzen. Erzählungen für die reifere Jugend. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M.

Jansen, A., Jean Jacques Rousseau als Musiker. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 M.

Keller, C., Sylvester. Komische Oper. Musik von H. Willemsen. Düsseldorf, F. Bagel. 12. 30 Pf.

Köhler, H., Moderne Gegensätze. Roman. 2 Bde. Dresden, Steffens. 8. 9 M.

Krüer, W., Die Wahrheit bist Du. Schauspiel. Minden, Keiser u. Comp. 8. 1 M.

Müller, O., Altar und Kerker. Ein Roman aus den dreißiger Jahren. 3 Bde. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 6 M. 50 Pf.

Penzig, R., Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter. Kassel, Fischer. 8. 3 M.

Das russische Reich in Europa. Eine Studie. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 9 M.

René, H., Herzensräthsel. Novellen. 2 Bde. Leipzig, Bergmann. 1885. 8. 8 M.

Rönne, L. von, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. 4te verm. u. verb. Aufl. 4ter Bd.: Verwaltungsrecht. 2te Abth. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 14 M.

Samarow, G., Die Saxoborussen. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1885. 8. 12 M.

Speyer, O., Die Frankfurter Revolution unter Vincenz Fettmilch 1612—1616. Frankfurt a. M., Jaeger. 1883. Gr. 8. 1 M.

Spielhagen, F., Gerettet. Schauspiel. Leipzig, Staackmann. 8. 3 M.

Telmann, K., In Glück und Leid. Novellen. 2 Bde. Leipzig, Bergmann. 1885. 8. 8 M.

— — Das Spiel ist aus! Roman. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 9 M.

Zoozmann, R., Lieder, Romanzen und Balladen. Berlin, Neuenhahn. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung"
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate,** 3 M. **für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 293 bis 299.

Frankreich und Marokko. — Die Allgemeinheit und Gleichartigkeit der Militärdienstpflicht. — Die Persönlichkeiten des englischen Cabinets. — Die Reform der ungarischen Magnatentafel. — Der Herzog von Cumberland. — Croatisches. — Die Wirthschaftsfragen und die Parteien. — Der Reichstagswahlkampf der Liberalen in Bayern.

Eine neue Sophokles-Uebersetzung. Von Th. Ziegler. — Panslawismus und Slawische Literatur. Von M. Carriere. — Schliemann's Troja — eine urzeitliche Feuer-Nekropole. Von W. Dörpfeld. — Die Nationen und der Staat. — Hanns Makart. Von Fr. Pecht. — Die Internationale Elektrische Ausstellung zu Philadelphia. (IV.) — General Graf von Todleben. (Nekrolog.) — Wiener Briefe. (CLXXXII.) — Neue Bühnenwerke Paul Heyse's. Von E. Peschkau. — Carstens' Werke. — Grillparzer's Jüdin von Toledo. Von Dr. M. Landau. — Eine Philosophin.

Zur Erhöhung des Getreidezolles. — Wirthschaftliches aus der bayerischen Brau-Industrie. (Schluß.) — Volkswirthschaftliches aus Rußland.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Kongo.

Reise von seiner Mündung bis Bolobo.

Nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes.

Von

H. H. Johnston.

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die Kongofrage steht gegenwärtig für Politik und Volkswirthschaft im Vordergrunde des Interesses. Sehr zur Zeit kommt somit das Johnstohn'sche Reisewerk, da es, ein Führer am Kongo, von den charakteristischen Zügen des grossen Stroms wie von allen bei der europäischen Colonisation in Betracht kommenden Verhältnissen eine überaus klare Vorstellung gibt. Wer irgend den Colonialbestrebungen Deutschlands seine Theilnahme zuwendet, wird nicht umhin können, sich mit dem gehaltreichen Werke bekannt zu machen.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Soeben erschien:

AUGUST KOBERSTEIN'S
Grundriss der Geschichte der

Deutschen National-Literatur.

Sechste umgearbeitete **Auflage**

von

KARL BARTSCH.

Erster Band.

Von den ältesten Zeiten Deutscher Geschichte bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Gr. 8. 1884. Preis 9 Mark.

II.—V. Band. **5. Aufl.** Mit Register zu Band I—V. = 45 M. 50 Pf.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Bilder-Atlas

der Wissenschaften, Künste und Gewerbe.

Volksausgabe.

444 Bildertafeln in Stahlstich, Holzschnitt u. Chromolithographie.

In 80 Lieferungen.

Subscriptions-Preis 50 Pf. für die Lieferung.

Von dieser Volksausgabe des „Bilder-Atlas der Wissenschaften, Künste und Gewerbe", einer populären, alle Wissensfächer umfassenden Encyklopädie in Bildern, wird vom November 1884 an wöchentlich eine Lieferung von 5—6 Tafeln ausgegeben. Man subscribirt bei allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Thomas Hobbes'
Abhandlung

Ueber den Bürger.

Aus dem Lateinischen übersetzt und mit sachlichen und kritischen Erläuterungen versehen von

Julius Hermann von Kirchmann.

8. Geh. 7 M.

Die berühmte Schrift des englischen Philosophen Hobbes „De cive" erscheint hier zum ersten mal in deutscher Uebersetzung. Durch die von dem bekannten Herausgeber beigefügten Erläuterungen wird sie dem vollen Verständniß jedes Gebildeten nahe gebracht.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1884. Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 13. November 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Die Kritiker der Leihbibliotheken.

Die Leihbibliothek ist in jüngster Zeit nicht selten der Gegenstand öffentlicher Befehdung geworden. Der Buchhändler führt nicht unberechtigte Klage, weil die dem Armen und Reichen gleich zugängliche Leseanstalt ihm den Absatz seiner Verlagswerke in empfindlicher Weise schmälere; und in der That, das von dem Verleiher meist unter den günstigsten Bezugsbedingungen erworbene Exemplar gleicht einer Leimruthe, mit welcher der glückliche Vogelsteller eine ganze Reihe von Lesern einfängt, während das in den kostspieligen Schauläden ausgestellte Buch nur vereinzelt einen Käufer, eine rara avis, herbeilockt und festhält. Auch der Schriftsteller erleidet wol durch denselben Uebelstand eine nicht unbeträchtliche Einbuße an dem materiellen Ertrag seiner Geistesarbeit, ohne jedoch auf der andern Seite eines erheblichen Vortheils verlustig zu gehen; denn die Leihbibliothek verkürzt dem Verleger die Anzahl der Käufer, deren Kauflust ohnehin durch das leidige, durch athemlose Concurrenz zu immer wohlfeilern Preisen gedrängte Massenangebot der Journale und Zeitschriften von Tag zu Tag verringert wird; aber dieselbe Bibliothek verdoppelt und verdreifacht dem Autor die Zahl seiner Leser und Leserinnen und trägt so dazu bei, seine Anerkennung und Werthschätzung zu steigern und zu verbreitern.

Freilich muß es sich zunächst auch der beliebteste und gefeiertste Erzähler gefallen lassen, sein Werk ohne jeglichen Unterschied geistigen Vorranges auf den Gestellen der alles gleichmachenden Leihanstalt eingereiht zu sehen. Sein Buch wird eine Nummer unter Nummern, und auf dem Verlangzettel der heißhungrigen Leserin figurirt sein hochpoetisches, von noch so glühender Empfindung getragenes Dichtwerk als eine seelenlose todte Zahl. Keine glänzende Einbanddecke, kein Goldschnitt, kein goldenes Titelwappen bekundet eine Rangabstufung in dem Bücherstaat des Bibliothekars; das auf nobelm, holzfreiem oder schnell vergilbendem Papier gedruckte Buch, den Band des altbewährten Meisters und des literarischen Emporkömmlings, die Arbeit des einsamen, abseits vom Markte schaffenden Denkers und das seichte Product des für den Tagesbedarf unermüdlich schreibenden, sein Halbtalent handwerksmäßig ausbeutenden Buchmachers, den stolz auf Nachruhm hoffenden Geistesaristokraten und den Mann der Mode oder der marktschreierischen Reclame: alle umschließt dieselbe unansehnliche, grau in grau hergerichtete Uniform, derselbe allmählich abgetragene und verschlissene Pappenrock, und aus allen Blättern steigt uns der gleiche unerquickliche Staub- und Lampengeruch widrig genug entgegen.

Wie mag einem guten, auf dem Parnaß glücklich eingebürgerten Autor zu Muthe sein, wenn ihm der Zufall einmal eins seiner in die Leihbibliothek gelangten Werke in die Hände spielt! Wehmüthig wird er auf die Zeilen seines in warmer Begeisterung geschaffenen Lieblingserzeugnisses blicken, die durch so manchen häßlichen Flecken entstellt und geschändet sind, und doch wird ein behagliches Schmunzeln um seine Lippen gleiten, wenn er die völlig abgegriffenen Ecken der Seiten bemerkt, welche ihm von der Beliebtheit seiner Dichtung berichten. Er hört im Geist die Blätter unter den Fingern der nächtlichen Leserin knistern und sieht ihre fieberhaft gespannten Augen auf seine schönsten Kapitel gerichtet.

Bei näherm Hinblicken indessen wird sich ihm eine mitunter recht unliebsame Erfahrung aufdrängen, daß nämlich das Publikum der Leihbibliothek ein kritisches Völkchen ist, welches seine Meinung oft viel derber und rücksichtsloser äußert, als selbst die ingrimmigsten Beurtheiler von Beruf

in den Zeitungen und Fachjournalen. Es kann uns natürlich nicht einfallen, diese Bleistiftkritik an dem Rande der Bücher irgendwie in Schutz nehmen zu wollen; sie ist und bleibt eine ärgerliche Unsitte, die ebenso verwerflich ist wie das Bemalen, Bekritzeln und Beschreiben öffentlicher Denkmäler, Bauten oder der Bänke und Felswände an malerischen Aussichtspunkten. Wer ein Werk, das ihm nicht gehört, auf solche Weise verunstaltet, macht sich eines Vandalismus schuldig, der nicht nachdrücklich genug gerügt werden kann. Hiervon abgesehen, enthält jedoch jene lakonische Augenblickskritik, die unter dem unmittelbaren Eindruck der Lektüre erwächst, manchen beherzigenswerthen Wink für den Schriftsteller.

Versuchen wir es, diese flüchtig hingekritzelten Randglossen der buntgemischten Lesewelt zu klassificiren!

Da ist zunächst der pedantisch gewissenhafte Leser, der auf der Schulbank der Prima oder im Hörsaal der Universität gesucht werden muß. Er wirft sich zum Corrector des Setzers auf, berichtigt jeden Druckfehler oder einen gelegentlichen Verstoß des Verfassers gegen die Regeln der Grammatik. Die Harmlosigkeit seines Thuns läßt keinen rechten Harm aufkommen. Schon bedenklicher ist die Kritik, die aus der Rüstkammer der Interpunktion ihre Waffen gegen den Autor herausgreift. Hier ist es das energische Ausrufungszeichen, das einen Solöcismus oder doch ein ungewöhnliches Wort oder Bild des Dichters anmerkt, dort das ausdrucksvolle Fragezeichen, das einen Widerspruch in der Erzählung markirt, einen schiefen oder doch für schief gehaltenen, mitunter auch gänzlich misverstandenen Gedanken des Poeten an den Pranger stellen will. Der Interpunktions- folgt die Interjectionskritik. Das „Pah", das „Oho" oder „Ei, ei" am Rande bekrittelt meist eine im dialogischen Theil der Erzählung aufgeworfene Meinung über eine Tagesfrage, ein Urtheil über Kunst, Moral oder politische Dinge; ja, man kann aus diesen Ausrufungen ohne Schwierigkeit erkennen, ob sie von einem conservativen, fortschrittlichen oder socialdemokratischen Rhadamanthys herrühren.

Von keckem Vorwitz zeugt die hin und wieder hervortretende Conjecturalkritik, die ihre Muthmaßungen mit einem „Soll wol heißen" einzuleiten pflegt. Den Beschluß endlich macht die bald grobe, bald spöttelnd ironisirende, in mehr oder minder kurzen Sätzen abgefaßte Randkritik. Sie geht dem Autor am schärfsten zu Leibe. Vom einsilbig rauhen „Wie dumm!" oder gar „Wie quatsch!" bis zum geschwätzigern, aber dafür meist höflichern Einwurf zählt diese Marginalglosse die mannichfachsten Spielarten. Gelegentlich ruft die Kritik des einen Lesers die Antikritik eines andern hervor, und ein dritter belustigt sich stumm an dieser anonymen Polemik. Das voll und freudig zustimmende „Bravo" kommt nur sehr kümmerlich zum Vorschein. Thersites läuft fast immer dem Panegyriker den Rang ab.

In einem Punkte vermöchte der gute wie der mittelmäßige Verfasser nicht Unwesentliches von seinen unbekannten Kritikastern zu lernen. Realismus ist der gebieterische Losungsruf der Zeit, und der großstädtische Leser namentlich läßt sich kein X für ein U aufschwatzen. Wo eine allzu große Lücke in der Motivirung klafft, wo die Schranken der Wahrscheinlichkeit mit kühnem Satz übersprungen werden, wo dem gesunden Menschenverstand in der Hitze der literarischen Production ein Schnippchen geschlagen wird, die Erfindung des Autors auf Stelzen geht oder sich in dem grauen Nebel der Romantik verliert: da erhebt der geärgerte Realist der Lesewelt den Bleistift zu einem schonungslosen Verdict und findet nicht selten mit glücklichem Instinct eine wirkliche Schwäche der Erzählung heraus. Freilich, wie leicht geht auch das Urtheil der Menge in die Irre! Der Erzähler, der von dem Leihbibliothekar vernimmt, daß sein Roman oder seine Novelle stets „vergriffen" sei, könnte in vielen Fällen daraus den Schluß ziehen, daß er sich selbst, dem rohern Tagesgeschmack sich anbequemend, in Stoff und Form „vergriffen" habe und vor dem Richterstuhl einer feinfühligern ästhetischen Beurtheilung nicht bestehen dürfte.

Das Veilchen, das im Verborgenen blüht, erfreut durch Duft und Anmuth; aber jene geschilderte im Verborgenen wuchernde Kritik, die mit der Beharrlichkeit und Unerbittlichkeit der Stechfliege aus dem Hinterhalt über ihr Opfer herfällt, zeigt kein so freundliches Gesicht. Die Anmerkungen der Buchleiher sind keine Schönpflästerchen für die Physiognomie des Werks, sondern sie gleichen den Hieben und Schmarren, die der deckungslose Verfasser auf unvermutheter kritischer Mensur davongetragen. Im übrigen habent sua fata libelli, und mancher von den Zeitgenossen hochgepriesene Band wird für die Leihbibliothek der Zukunft — zum staubüberzogenen Ladenhüter.

Emil Taubert.

Novellen, Märchen und Jugendschriften.

1. Das Leiden eines Knaben. Novelle von Konrad Ferdinand Meyer. Zweite Auflage. Leipzig, Haessel. 1883. 8. 2 M.

In der charakteristisch-originellen Art, welche den Verfasser so bedeutend über die Menge der Novellenschreiber erhebt, gibt K. F. Meyer in dem vorliegenden Bändchen eine ebenso interessante wie ergreifende Geschichte aus der Zeit des alternden Roi soleil und eines äußerlich glänzenden, aber innerlich hohlen Hof- und Staatslebens. Die Umtriebe der Jesuiten, besonders die Teufeleien des treffend mit einem Wolf verglichenen Paters Tellier werden mit jener satirischen Schärfe gegeiselt, die das Amt der Justiz übernimmt, wenn List und Gewalt vor Recht gehen. Der

Knabe, dessen Leiden in aufsteigender Linie bis zum tragischen und doch erlösenden Ende erschütternd, aber nicht mit zu grellen Farben geschildert werden, ist der geistig unbegabte, aber mit den schönsten Vorzügen des Körpers und Gemüths ausgestattete Julian, der Sohn des ehrgeizigen und rücksichtslosen Marschalls Boufflers, des „dem König und Frankreich unentbehrlichen Mannes", der über seinen Karten, Festungen und Plänen die Erziehung seines Sohns vernachlässigt. Er beruhigt sich dabei, Julian bei den „heiligen Vätern", die angenehm unterrichten, gut aufgehoben zu wissen; als er aber einen Betrug derselben entlarvt, macht er sie sich, ohne es selbst zu wollen, zu schlimmen Feinden, die, da sie nicht offen gegen den Marschall auftreten können, an seinem Knaben ihre Wuth auslassen und diesen durch ungerechte brutale Behandlung, die in einer unverdienten Züchtigung den Höhepunkt scheinheiliger Verworfenheit erreicht, in den Tod treiben. Es liegt ein rührender Zauber über diesem zum Helden geborenen und zum Gelehrten und Diplomaten verdorbenen Jüngling, dessen Wahlspruch sein könnte: „Tout est perdu sauf l'honneur." Die von einer Menge interessanter Gestalten (die Maintenon, der alte Leibarzt Fagon, der geniale, aber liederliche Maler Mouton u. s. w.) belebte Handlung steigert sich von Scene zu Scene mit dramatischer Kraft, und bis auf einige an sich geringfügige, aber wunderliche Incorrectheiten im Stil verräth auch der Ton, daß wir es hier mit einem Erzähler par excellence zu thun haben, der sich stets mit dem Zeitalter zu identifieiren versteht, dem er seine Stoffe entlehnt. Wer vor einem psychologisch-pädagogischen, von den zarten Reflexen wirklicher Poesie verklärten Sujet nicht zurückschreckt, muß in dem „Leiden eines Knaben" ein eigenartiges Kunstwerk begrüßen.

Viel einfacher gehalten, eine Novelle aus dem deutschen Bauernleben, der es aber an tüchtigem Gehalt nicht fehlt, ist:

2. Verschwunden — gefunden. Novelle von L. Bernhard. Hagen, Risel u. Comp. 1883. 8. 3 M.

Die Heldin dieses Dorfromans, dessen Hintergrund der Krieg von 1866 bildet, ist die schöne und gute Marie, die Tochter eines durch Proeessiren und Müßiggang heruntergekommenen Bauern Namens Hart, welche ihre Kindespflichten erst treulich der leidenden und sanften, zuletzt durch den Tod erlösten Mutter, dann aber dem der Brandstiftung verdächtigen und darum flüchtigen Vater gegenüber mit jener Liebe erfüllt, die „stärker ist als der Tod". Sie entsagt freiwillig, wenn auch mit blutendem Herzen, ihrem Geliebten, dem stattlichen Bauernsohn Gustav Lenz, mit dessen Vater der alte Hart den unseligen Proeeß führt, der ihn von Haus und Hof treibt, und begleitet den unfreundlichen, stumpfsinnigen Alten in die Verbannung, verfolgt von einem rohen, wüsten Gesellen, dem „rothen Hermann", der sie liebt, aber von ihr mit Verachtung zurückgewiesen wird und in seiner Rachsucht schauderhafte Thaten begeht, für welche er ein jämmerliches Ende findet. Zuletzt trifft das reine und heroische Mädchen doch den Geliebten wieder und gewinnt in der Vereinigung mit ihm ihr höchstes Glück; aber diese Wendung in ihrem Geschick ist nicht gewaltsam mit jener Aufdringlichkeit und Unwahrscheinlichkeit an den Haaren herbeigezogen, wie es oft genug in Romanen geschieht — ein gesunder, wir möchten sagen real-idealer Zug geht durch die frisch geschriebene Novelle, der es an rührenden und packenden Momenten nicht fehlt. Eine geradezu originelle Gestalt ist die Philosophin im Bauernkleid, die alte Großmutter, die in ihrem westfälischen Platt Sprüche der Weisheit und Menschenliebe verkündigt, die sie auch durch das eigene Beispiel illustrirt; als Repräsentanten eines höhern Culturlebens darf man die mit liebevollen und lebenswahren Strichen gezeichneten Gestalten des edeln Pfarrers von Schönheide und seiner Gattin Hedwig ansehen. Wir haben es hier mit einer volksthümlichen Novelle im besten Sinne des Wortes zu thun, in welcher Lebensanschauung, Stil und poetische Gestaltungskraft durchaus dem Genre der echten, frischen Dorfgeschichten angemessen erscheinen.

Mehr im poetisch-phantastischen Stil gehalten sind die vier in einem Bande vereinigten Novellen:

3. Herzensfrühling und Rosenzeit. Novellen von Elise Polko. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 3 M.

„Der Kampf der Liebe mit dem Vorurtheil" könnte, mit Ausnahme der letzten, als allgemeines Motto dieser Novellen gelten, die in der bekannten salonfähigen Manier der besonders in der Frauenwelt geschätzten Autorin geschrieben sind. In der ersten derselben: „Im alten Schlosse", handelt es sich um die muthig eingestandene und darum siegreiche Liebe der schönen Prinzessin Edith, die in Gefahr kommt, der Politik geopfert zu werden, zu dem Jugendgespielen Graf Erwin Sturmwalden; den beiden Liebenden ist es vergönnt, später als Eheleute die Waldidylle der Kinderjahre fortzuspinnen.

In der zweiten Novelle: „Die junge Frau Gräfin", führt ein hochgeborener Graf eine pikante kleine Chansonettensängerin als seine Gemahlin heim, und so gutherzig und anmuthig Gräfin Thea auch sein mag, immer führen ihre Vorstadttheatermanieren, ihre Unwissenheit und völlige Ahnungslosigkeit in Bezug auf alles, was aristokratisch ist, peinvolle und lächerliche Scenen herbei, bis ein früher Tod sie in der Fülle des Glücks aus jenen im stillen sich abspielenden und doch so schmerzlichen Conflicten befreit, die eine nicht standesgemäße Ehe oft im Gefolge hat.

Die dritte Novelle: „Ein blühendes Wunder", führt uns eine Liebesepisode in einem weltverlorenen Thale des Engadin mit glühenden Farben vor. Zwei Liebende, die durch das einer Dahingeschiedenen gegebene Gelübde auf immer getrennt sind, obwol ihre Seelen zueinander gehören, genießen eine Minute des Glücks, um dann einsam ihre Tage zu beschließen; wie auf dem Grabe Tristan's und Isoldens die weiße Rose emporblühte, so vollzieht sich dies „blühende Wunder" auf dem Grabe Reginald's im stillen Bergthal, wo er Heilung gesucht und ein sanftes Ende gefunden.

Die vierte Novelle: „Dora", behandelt das interessante Wechselspiel zwischen Mitleid und Liebe und zwischen Leidenschaft und Liebe, einmal veranschaulicht durch die sittlich-ernsten und ideal angelegten Charaktere des Arztes Paul Werner und Dora's, und andererseits durch die eleganten, aber frivolen Naturen Melanie und Ehrhardt: sie der Typus der eleganten Weltdame, er das Vorbild des eiteln, auf seine Erfolge als Sänger pochenden Künstlers.

In diesen hier nur im knappsten Umriß angedeuteten Novellen finden sich alle Vorzüge der Polko'schen Muse, Vorzüge, die jedoch durch eine gewisse Süßlichkeit und Sentimentalität im Ausdruck in den Schatten gestellt werden; auch hätten Constructionen wie die folgende von einer so gewandten Feder leicht vermieden werden können: „und die Schauer der Erwartung ließen Edith sich fest in den schottischen Mantel hüllen". Am meisten haben uns die durchweg poetischen Naturschilderungen angesprochen, die ein feines und künstlerisches Auge, einen innigen Verkehr mit dieser Trösterin aller Leidenden verrathen, und die der Leser überall in dem Buche verstreut findet.

Noch um einen Grad minniglicher und schwärmerischer, ganz Hingebung und Gefühl athmend, wenn auch bei eitel Duft wenig Gehalt zurückbleibt, sind die unter folgendem Titel zusammengefaßten Novellen:

4. Ein Rosenstrauß. Allen deutschen Frauen und Mädchen dargeboten von Anny Wothe. Leipzig, Selbstverlag der Verfasserin. 1883. 12. 2 M. 50 Pf.

Zehn mehr oder minder rührende kurze Geschichten aus dem Liebesleben der Jungfrau und Gattin, die glückliche, unglückliche, frei entsagende, schmerzlich verzichtende Liebe darstellend und meist in jenem träumerischen, bilderreichen, an sich nicht tadelnswerthen, aber in seiner Permanenz doch weniger ansprechenden Stil abgefaßt, der von einer boshaften Kritik im allgemeinen den Schriftstellerinnen zugeschrieben wird, bilden den Inhalt des sehr hübsch und elegant ausgestatteten Bändchens, das in der Geschenk- und Boudoirliteratur figuriren soll. Am meisten haben uns „Die gebrochene Rose", „Die Theerose" und „Moosröslein" gefallen; doch werden Leserinnen, die so viel Rosenduft lieben und süße Kost vertragen, wol alle zehn Novellen sammt der nicht unpoetisch, aber etwas „blumenreich" gehaltenen Vorrede mit jener „andächtigen Schwärmerei lesen, die so viel leichter als gut handeln" ist. Als Stilprobe möge folgender Passus der Vorrede gelten:

> So wie ihr alle schon die verschiedenen Arten von Rosen geschaut, so sind auch mir auf meinem Lebenswege Mädchenrosen in den verschiedensten Tonarten und Schattirungen begegnet, theils durch Freundeshand aus längst vergangener Zeit übermittelt worden. Zu einem duftigen Strauß habe ich sie zusammengefaßt, einige Dichterrosen dazwischengestreut und leichte zitternde Gräser darüber gebreitet.

Es gibt eben keine Rosen ohne Dornen.

Weniger phantastisch und mehr dem realen Leben zugewendet erscheint:

5. Um Gold. Novelle von M. von Rücker. Berlin, Ebhardt. 1883.

Der unsere Zeit so scharf charakterisirende Drang nach Gold wird in der vorliegenden, wol besonders für junge Mädchen berechneten Novelle im Conflict mit einer echten und tiefen Liebe spannend dargestellt, indem zugleich die höhern Gesellschaftsklassen mit ihrem anspruchsvollen Nichtsthun, ihrem hohlen Phrasenwesen und ihrem glatten Egoismus geschildert werden. Als Repräsentantinnen dieser Klasse müssen Baronin von Goltek, Commerzienräthin Walden und Ellen von Randow gelten, während der Held des Buchs, der leichtsinnige, aber nicht unedle und später durch die Liebe geläuterte Cavalier Leo von Varnstorff-Alten als Ueberläufer anzusehen ist, der zwischen der hohen Aristokratie und der nur um des Goldes willen geduldeten Bourgeoisie die endliche Versöhnung herbeiführt. Im feindlichen Lager aber ragt Ruth Walden, mit der Leo sich ihres Goldes wegen verlobt, um sie dann nach dem Zusammensturz ihres Glanzes zu verlassen, bis eine tiefe Herzensneigung, die schwere Proben bestehen muß, ihn wieder mit der ehemals Misachteten vereint, als ideales Frauenbild hervor; als gute Tochter, als pflichteifrige Lehrerin, als opferfreudig Liebende ist sie ein echtes stolzes Weib, das lieber entsagen, als sich in Kreise drängen will, die sie vermöge ihres Takts und ihrer Bildung beherrscht, die sie aber nie als ihresgleichen ansehen wollen, bis ihre Ehe mit Leo von Alten dem traurigen Leben ein Ende macht. Als liebenswürdige und redliche Menschen sind die alte Brigitte, der alte Oberforstmeister von Randow, der Vater Ruth's, Commerzienrath Walden, und der Buchhalter Berger gezeichnet; ein Spiegelbild von dem schnell vergänglichen Glanze des Lebens gibt die Schilderung des prächtigen Verlobungsfestes, das mit dem Tod des Kaufmanns Walden, dem Fall seines Hauses und Ruth's schmerzlichem Erwachen zum Leiden endet. Ein empfindlich kleiner Druck erschwert die Lektüre dieser ganz lesenswerthen Novelle.

Ebenfalls in eine aristokratische Sphäre, aber den Kampf zwischen Stolz, Liebe und Armuth schildernd, versetzt uns:

6. Lenzesstürme. Erzählung für junge Mädchen in Wort und Bild von Marie Beeg. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1883. 8. 5 M.

Die sehr hübsch ausgestattete, mit einem anmuthigen Titelbild geschmückte Erzählung zeigt uns eine durch schwere Schicksalsschläge verarmte, aber vernünftig erzogene und edel denkende Gräfin, Anna Hochadler, als Gouvernante in einem vornehmen Hause, wo sie sich unter einem bürgerlichen Namen einführt und sich gerade dadurch, als später ihr wahrer Stand entdeckt wird, in einen schlimmen Verdacht bringt, der sie zur Flucht nöthigt. Verfolgt von den gehässigen Aeußerungen und Anfeindungen der hochmüthigen Edith, ihrer ältesten Schülerin, noch mehr aber in ihrem ganzen innern Sein von Liebe zu dem vermeintlichen Feind ihres Hauses, dem Freiherrn Alexander von Haldau, erschüttert, den sie in einer Aufwallung des Zorns von sich gestoßen, kehrt Anna krank und gebrochen heim zur Mutter. Diese hat bei einer wunderlichen, aber großmüthigen Verwandten

eine Zuflucht gefunden, von der auch Anna aufnommen wird, bis der heimlich Geliebte, der die Spur der jungen Erzieherin verfolgt hat, sie aufsucht, sich von allen Beschuldigungen, die infolge eines unglücklichen Zufalls auf ihm lasten, reinigt und begangenes Unrecht durch Proben einer wirklich vornehmen Gesinnung und reinen Neigung sühnt. Einen frischen Zug bringen die Mädchenbriefe zwischen Anna und ihrer Freundin, der Pastorstochter Hedwig, in die Handlung. Eine originelle Figur ist die alte Tante Thekla, eine rührende Gestalt das hingebende, in der Blüte der Jahre an verschwiegener Liebe sterbende Klärchen.

Wenn auch die „Kinder Flora's ihre Köpfchen erheben und die blauen Frühlingsboten neugierig aus dem Boden hervorlugen" und neben diesen Trivialitäten noch einige nicht streng correcte Wendungen sich eingeschmuggelt haben, so sind die „Lenzesstürme" doch immerhin Verkünder einer tüchtigen Moral und einer gesunden Richtung, welche die Jugend lehren, nicht nur zu fordern, sondern auch zu entsagen.

Ebenfalls für das Uebergangsalter bestimmt, aber auch reifern Lesern zu empfehlen sind zwei aus dem Französischen übersetzte, in einem Bande vereinigte Geschichten:

7. Prinzessin Immergrün. Das Eichhörnchen. Zwei Erzählungen von André Theuriet. Aus dem Französischen von Natalie Rümelin. Autorisirte Uebersetzung. Oppeln, Franck. 1884. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Das dem Buch vorangeschickte Vorwort G. Körting's betont mit Recht, daß es nicht immer die reinsten Werke der modernen französischen Literatur sind, welche durch Uebersetzung dem größern deutschen Publikum vermittelt werden, und daß es nach zwei Seiten hin verdienstvoll erscheint, gute, echt poetische Producte der überrheinischen Dichtung bei uns einzuführen. Erstens wird dadurch das Vorurtheil zerstreut, daß von dort überhaupt nichts Gutes kommen könne, und zweitens bereichern wir unsere eigene Poesie durch Acquisition fremder Schätze. Und allerdings liegt über den beiden reizenden Erzählungen ein Duft echter Kindlichkeit und jene Romantik, welche die jugendliche Phantasie über alle Gegenstände der Natur und alle noch so prosaischen Erscheinungen des alltäglichen Lebens auszubreiten pflegt. Wie köstlich vermischen sich in „Prinzessin Immergrün" Wirklichkeit und Dichtung im Kopf des jugendlichen Abenteurers Jakob, der mit seinem Spießgesellen Klaus hinter die Schule läuft, um Prinzessin Immergrün zu suchen, allerlei Fährlichkeiten aussteht und zuletzt eine empfindliche Strafe als Landstreicher erleiden muß; doch findet er später die wahre Prinzessin Immergrün, d. h. den Wald mit allen seinen Wundern und Zaubern, den Wald, „der (so sagt der Held selbst) mein Lehrer und Freund geworden ist und dem ich eine ewige heiße Liebe geschworen habe".

Ebenso anmuthig und frisch sind die Naturbilder der zweiten Erzählung: „Das Eichhörnchen", doch geht ein ernsterer Grundgedanke durch das Ganze. Wiederum erzählt ein lustiger Junge, Joseph, seine Abenteuer und schildert die Streifzüge im Walde, die er mit dem alten Vetter Bastian, der von Zeit zu Zeit von einer tiefen Traurigkeit befallen wird, unternimmt; die große treibende Kraft aber in dieser Idylle, deren Personen uns anmuthen wie niederländische Genrebilder, ist die Ergründung des Geheimnisses, das Bastian umgibt, bis ein Eichhörnchen, der rothe Gnom genannt, die Lösung desselben herbeiführt und diese Entdeckung mit seinem Tod bezahlt. Mit Entsetzen hört Joseph, daß der Vetter einst im Zorn seinen eigenen heiß geliebten Sohn, von den Kameraden Sausewind genannt, auf der Jagd erschossen hat, und daß er seitdem nie wieder froh werden kann. Das seltsame Gemisch von Drolerie und Tragik, welches im Kinderleben eine so hervorragende Rolle spielt, kommt neben treffenden Bemerkungen, welche Kinder oft so witzig und geschickt über Erwachsene machen, zum liebenswürdigen Ausdruck, der auch in der Uebersetzung gewahrt bleibt, so sehr diese auch bemüht gewesen, die Verhältnisse des französischen Kleinbürgerthums den unserer mittlern Stände anzupassen.

Besonders lernbegierigen Knaben gewidmet ist das folgende, von der Verlagshandlung mit sechs hübschen Bildern, einer Karte von Senegambien und elegantem Einband ausgestattete Buch:

8. Der Held des Niger. Historisch-biographische Erzählung aus Innerafrika. Der lernbegierigen Jugend gewidmet von B. Hoffmann. Mit Holzschnittillustrationen und einer Karte von Senegambien. Berlin, Ebhardt. 1884. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Bei dem großen Interesse, welches der schwarze Erdtheil gegenwärtig wieder wachgerufen, wird es der Jugend gewiß eine ebenso fesselnde als belehrende Unterhaltung gewähren, die Reisen des Mungo Park, des Helden vom Niger, und die Unternehmungen der ersten englischen Afrikanischen Gesellschaft, deren Ursprung auf das Jahr 1818 zurückzuführen ist, im Geiste zu verfolgen und mit den großartigen Entdeckungen der neuesten Zeit zu vergleichen. Ob wir mit dem kühnen Helden und seinen Begleitern, unter denen besonders der jugendliche Diener Demba Sego das Interesse der Leser fesselt, auf dem Gambia reisen, Flußpferde, Elefanten oder Löwen jagen, mit ihm Drangsal, Krieg, Gefangenschaft ertragen und auf der Flucht alle Schrecken der tropischen Wildniß empfinden, bis wir das große Ziel erreichen und das „Geheimniß des Niger" ergründen, ob wir seine Leiden bei den Mauren theilen, oder seine Freude, als er nach achtzehn Monaten zu seinen Freunden am Gambia und von dort über Westindien nach England zurückkehrt, um der Afrikanischen Gesellschaft die erstaunlichen Resultate seines Forschungseifers vorzutragen und seinen Namen für alle Zeiten berühmt zu machen: immer werden wir in Spannung erhalten. Bewunderung für große Thaten, deren Fittiche Lust und Liebe sind, vermischt sich mit nützlicher Belehrung, sodaß „Der Held des Niger" als eine willkommene Gabe auf den Tischen der Geschenkliteratur erscheint.

Von einem weit höhern literarischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus verfaßt und zugleich zu den

Quellen echter Poesie zurückkehrend, sind zwei Märchensammlungen, die nicht nur vom Sammel- und Studienfleiß ihrer Verfasser, sondern ebenso von den ganz entgegengesetzten Culturzuständen der betreffenden Völker zeugen, denen sie angehören. Wir nennen hier zuerst von beiden:

9. Isländische Märchen. Aus den Originalquellen übertragen von J. C. Poestion. Wien, Gerold's Sohn. 1884. Gr. 8. 6 M. 80 Pf.

„Auf Grund und mit Benutzung der Berichte des münchener Professors Konrad Maurer, der Island zweimal bereiste und Land und Leute kennen lernte wie kein zweiter", gibt Poestion in der Vorrede zu dem vorliegenden höchst interessanten Buch zunächst eine Skizze über „das Leben und die Lebensbedingungen auf Island", weist dann darauf hin, daß man auch in dieser entlegenen Welteinsamkeit die Freude kennt, und daß diese hauptsächlich geistigen Bestrebungen entspringt, sodaß der „wissenschaftliche und literarische Geist der Isländer geradezu als ein culturgeschichtliches Phänomen bezeichnet werden muß": ein Zug, der die Isländer der Gegenwart eng mit der großen literarischen Vergangenheit verknüpft, welche sie berühmt gemacht hat. Die neue isländische Literatur birgt eine Fülle besonders von Erzeugnissen der Lyrik und des Märchens, welches uralt ist und bis auf den Anfang der isländischen Geschichte, also bis auf 874 zurückgeht. Unter diesen Märchen oder Sagas zeichnen sich die Heldensagen, die Geschichten von Königskindern und besonders die Stiefmuttermärchen aus; durch alle geht ein grausig-phantastischer, ein kindlich-naiver oder ein derb-humoristischer Zug, und die Vorliebe der Isländer für die Ehe, gleichviel ob legitim oder illegitim, und einen reichen Kindersegen tritt mit einer Offenheit hervor, die im ersten Moment verblüfft, aber doch nur den Ueberschuß an Kraft andeutet, den die Nordgermanen vor andern Nationen voraushaben und der auf einen groben, wenn auch nicht frivolen Naturalismus deutet. Die mit großem Fleiß und bedeutendem Geschick übertragenen Märchen sind mit originellen Reimen und Sprüchen geschmückt, welche wie die Märchen selbst vielfach Anklänge an die deutschen Volksmärchen enthalten; man vergleiche hier das isländische Märchen von „Vilfridur Völu fegri" mit unserm Märchen von Schneewittchen; in beiden wird der wahrsagende Spiegel mit fast gleichen Reimen angesprochen und gibt auch seine Orakel in Reimen. Ebenso gibt es ein Märchen von Helga, dem Aschenbrödel, und dieses schließt wie noch drei andere Märchen der Sammlung mit der Strophe:

Sie lebten glücklich und lange,
Hatten Kinder und Kindeskinder,
Gruben Wurzeln und Kräuter —
Und nun weiß ich die Geschichte nicht mehr weiter.

Auch kehren dieselben Namen und Grundideen in vielen Märchen wieder; z. B. Sigurd, Helga, Ingibjörg und der böse Mann Rombur. Die nimmersatte Habgier der Menschen, die im deutschen Volksmärchen ebenfalls, wie im Märchen von „Hans Dudeldei", gegeiselt wird, findet im Isländischen ihre Ironisirung in derbkomischem Stil in dem Märchen „Das Weib will etwas haben für den Knopf". Ein Stiefmuttermärchen im echt volksthümlichen Sinne, also in der schlimmen Bedeutung, ist die Geschichte von „Fertram und Isol", worin auch gewissermaßen die Urbilder der durch Meister Gottfried's Epos unsterblich gewordenen beiden Isolden, die lichte und die schwarze, vorkommen. Diese Märchen sind natürlich nicht für Kinder geschrieben und wollen auch vom Standpunkte der Poesie, nicht von dem der Moral aus beurtheilt werden; gelangt doch der faule Schlaukopf durch List und Unverschämtheit zu den höchsten Ehren, und obwol einzelne sehr feine Anspielungen und liebliche Details zu finden sind, so kommen doch auch Gemeinheiten und niedere Späße vor, die an die Hanswurstiaden erinnern. Jedenfalls erscheinen diese Märchen als ein eigenartiges Werk, dem zwar einige Austriacismen anhaften, das aber auf das Interesse der Gebildeten wie der Fachgelehrten rechnen darf.

Ein ähnliches, wenn auch einem ganz entgegengesetzten Gebiet entlehntes Werk ist:

10. Der Hitopadescha. Altindische Märchen und Sprüche. Aus dem Sanskrit übersetzt von J. Schoenberg. Wien, Konegen. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Eine ziemlich umfangreiche Vorrede stellt mit großer Genauigkeit, wenn auch nicht in ganz durchsichtigem Stil, die verschiedenen Sammlungen und die Namen der vielen Bearbeiter fest, welche uns die altindischen Märchen zugänglich machten, sodaß es hier wie vom zweiten Theil des „Faust" oder den Gesängen Dante's heißt:

Ist auch dein Wort anfänglich schwer zu fassen
Und schmeckt es herb, so wird es, wenn verdaut,
Dem Hörer Lebensnahrung hinterlassen.

Wir erfahren, daß „der «Hitopadescha» uns durch seine Märchen und Sprüche eine reichhaltige Probe von dem Witz, dem Scharfsinn und der Lebensweisheit der alten Inder bietet" und als ein Fürstenspiegel betrachtet werden muß. Im Rahmen einer Haupterzählung sind vier Nebenerzählungen ineinander geschachtelt, in diese wieder Märchen, meist dem Thierleben entlehnt und demnach unserm Thierepos sehr ähnlich, in diese wieder Sprüche, und wer an dieser etwas mühsam aufzufindenden, dann aber auch nicht werthlosen Didaktik Freude findet, der hat für ein ganzes Menschenalter Vorrath. Orientalische Beschaulichkeit, die zum Mitleid und zur völligen Resignation strebt, tritt hier in den wunderbarsten Contrast zu der frischen Natürlichkeit der nordischen Märchenwelt; während hier graue Nebel, öde Klippen, wilde Wogen, furchtbare Riesen ihre düstere Macht entfalten, webt und lebt im „Hitopadescha" die Pflanzen- und Thierwelt und bringt den Menschen, der ihre Stimme beachtet, von Stufe zu Stufe zu einem höhern Dasein. Ein philosophirender Zug, der auf Seelenwanderung und fortschreitender Entwickelung zur Tugend basirt und den nordischen Märchen, in denen es auf Handeln und ein naiv-sinnliches Dasein abgesehen ist, mangelt, charakterisirt die „Weisheit der Inder". Ein König, dessen Söhne

auf Abwege gerathen sind, läßt durch die mit Grundsätzen der Religion, Moral und Politik gewürzten Erzählungen eines großen Gelehrten in einem Zeitraum von sechs Monaten eine völlige Umwandlung im Charakter der Prinzen herbeiführen. Die vier Hauptabschnitte in den Vorträgen des sehr gesprächigen Lehrers sind: „Mitralabha“ (Erwerbung von Freunden), „Suhridbheda“ (Entzweiung von Gefährten), „Wigraha“ (Krieg) und „Saudhi“ (Frieden), und die jedesmal gegebene Lehre wird durch Sprüche und Beispiele aus dem Thierleben illustrirt. So steht als Motto zu „Mitralabha“ der Satz: „Eng befreundete Weise, selbst ohne Mittel und Reichthum, erreichen bald ihre Zwecke, wie die Krähe, die Schildkröte, die Antilope und die Maus“, und der Verlauf der Unterredung führt dann auch zur Geschichte dieser Thiere, welche wiederum von einer zweiten Thierfabel unterbrochen wird und an welche sich eine Menge Sprüche anschließen. Einzelne der letztern mögen hier als charakteristisch angeführt werden:

> Das Feuer sollen die Arier verehren, den Brahmanen sollen die Kasten verehren, den Gatten allein sollen die Frauen verehren, alle sollen den Gast verehren. . . . Wie für den Blumenstrauß, so gibt es zwei Lose nur für den begabten Mann: entweder erblickt man ihn auf den Häuptern von allen — oder er verwelkt im Walde.

„Suhridbheda“ hat als erste Strophe den Spruch:

> Die innige Freundschaft, welche im Walde zwischen dem Löwen und dem Stier gedieh, zerstörte der tückische, lüsterne Schakal.

Der Schakal spielt in den indischen Fabeln die Rolle des Fuchses. Und dann folgt die Nutzanwendung bis schier ins Endlose, d. h. bis die Prinzen alles gelernt haben, was sich auf die Regierung eines Landes bezieht. Wie es bei einem so hohen Culturvolk nicht anders sein kann, wird Liebe zur Wissenschaft und Verehrung der Gelehrten als besondere Tugend edler Fürsten gepriesen, und der Lehrer der Prinzen, Wischnuscharman, schließt mit dem Wunsch:

> Friede sei allen siegreichen Fürsten eine Wonne! Treffliche seien von Unglück verschont! Lange gedeihe der Ruhm der Rechtschaffenen. Einer Geliebten gleich stets an der Brust der Rathgeber ruhend, möge die Weltklugheit ihre Lippen küssen! Laute Freude herrsche Tag für Tag!

Im Anhang folgen neunundfunfzig Anmerkungen, welche viele räthselhafte Anspielungen erklären sollen und auf die Sorgfalt deuten, welche der Verfasser auf ein Werk verwendete, das freilich nicht für alle Kreise gleichen Werth hat, aber da, wo es Freunde findet, gewiß als ein treffliches, wenn auch etwas mit Schmuck überladenes Denkmal einer alten und hohen Cultur angesehen werden wird.

Eine andere Märchengabe, mit welcher wir unsere kritische Uebersicht beschließen, bringt ein mit einem farbigen Titelbild, Goldschnitt, Prachteinband und feinen Kopfleisten geschmücktes, ziemlich umfangreiches Buch:

11. Neues Märchenbuch. Musikalische Skizzen und Träumereien von Elise Polko. Mit einem farbigen Titelbilde von C. Scheuren. Minden, Bruns. 1884. 8. 6 M.

Hier bewegt sich die Verfasserin auf ihrem eigensten Gebiete, auf dem sie die beiden Schwesterkünste Poesie und Musik in harmonischem Verein darstellt, und zwar in dem anmuthigen Plauderton, der ihre „Träumereien und Skizzen“ zur Lektüre im Boudoir und Salon gewissermaßen prädestinirt. Dabei gibt ihre Kenntniß musikalischer Persönlichkeiten, Zustände, Bestrebungen und ihre Begeisterung und Begabung für Gesang und Musik dem Erdichteten einen wirklichen Gehalt, einen festen Hintergrund, auf dem sich die zierliche Filigranarbeit der Darstellung wirksam abhebt. So ist die Geschichte Angelika Kaufmann's, die als Malerin und Sängerin gleich talentvoll war, anmuthig mit dem Märchen von „Konradin's Schloß“ bei Konstanz verwebt (Geschichte 20 „Ogni pena“), und Bizets „Carmen“, welche erst nach dem frühen Tode des jungen Componisten ihren Triumphzug durch die Welt begann, findet in „Carmelita“ (Geschichte 28) ihr Vorbild; reizend, mit einem feinen schelmischen Zug ausgestattet, ist auch die „Jugendgeschichte Karl Löwe's“ in Geschichte 29 erzählt. Auch Bach, Spohr, Paganini, Wagner, Raff, Hiller, Mozart u. a. kommen zu ihrem Recht; die großen und größten Sängerinnen, von der Schröder-Devrient bis zur Reicher-Kindermann, geben sich hier Rendezvous, und die hohe Kunst, der sie dienen, der Märchenduft, mit dem die Autorin ihre Erscheinungen schmückt, läßt sie alle in dem idealen Lichte erscheinen, das weder die Alltäglichkeit, noch den Concertsaal, noch die Bühne umgibt, sondern das sich allein an der Begeisterung entzündet, die wir für alles Schöne empfinden. Wir müssen es den Verehrerinnen der Polko'schen Muse überlassen, sich aus diesem reichhaltigen Wunderschatz zu wählen, was ihnen am meisten zusagt.

Zur Voltaire-Literatur.

1. Voltaire-Studien. Beiträge zur Kritik des Historikers und des Dichters von Richard Mahrenholtz. Oppeln, Franck. 1882. Gr. 8. 6 M.

Die zahlreichen, beinahe alle Gebiete der Literatur umfassenden Werke Voltaire's sind theils rein kritische, theils geschichtliche, theils dichterische Productionen. Die kleinern kritischen Abhandlungen schließen sich ihrem Inhalt nach meist an die größern Geschichtswerke an und begründen in theoretischer Weise die in den letztern ausgesprochenen Behauptungen und Ideen. In solchem Verhältnisse stehen z. B. die Essays „Les droits des hommes et les usurpations des papes“, „Les questions sur les miracles“ u. a. zu den umfassenden Geschichtswerken „Sur l'esprit et les mœurs des nations“ und der zu gleicher Zeit (1740)

entworfenen „Introduction"; in demselben Verhältnisse stehen ferner die Abhandlungen „Anecdotes sur Louis XIV", „Défence de Louis XIV" u. a. zu dem größern Werke „Le siècle de Louis XIV"; ebenso verhält es sich mit den kleinern Schriften „Panégyrique de Louis XV", „Histoire du parlement de Paris" u. a. und der größern Geschichtsdarstellung „Le siècle de Louis XV", und ein gleicher Fall ist es mit dem Essay „Doutes sur quelques points de l'histoire de l'Empire" und den umfassendern „Annales de l'Empire". Allein steht, ohne von einer kleinern erörternden Abhandlung begleitet zu sein, die „Histoire de Charles XII". Die dichterischen Productionen bestehen in einer großen Zahl Tragödien, mehrern Komödien, epischen, lyrischen, didaktischen und erzählenden Dichtungen, die letztern sind theils in prosaischer, theils in rhythmischer Form abgefaßt. Handelt es sich nun darum, die einzelnen Analysen, welche der obengenannte Verfasser der „Voltaire-Studien" von allen diesen Hervorbringungen mit treffendem Urtheil und eingehender Sachkenntniß gegeben hat, in ein Ganzes zusammenzufassen, so kann das nur in der Form einer Charakteristik geschehen, welche Voltaire als Kritiker, Geschichtschreiber und Dichter schildert. Bei dieser Schilderung wird aber folgender Umstand beachtet werden müssen: Voltaire ist, genau genommen, nicht blos Kritiker in den oben angedeuteten, rein kritischen Abhandlungen; er ist es ebenso sehr in seinen geschichtlichen wie dichterischen Werken: die Urtheile, die er in seinen geschichtlichen Darstellungen über Personen und Dinge fällt, die Ideen und Anschauungen, die er in seinen Epen, lyrischen und didaktischen Dichtungen (Oden, Satiren, Episteln), wie in den Handlungen und Charakteren seiner Tragödien und Komödien, obwol diese der Mehrzahl nach nicht geradezu Tendenzstücke genannt werden können, zu dichterischem Ausdruck bringt, sie alle sind wesentlich kritischer Natur. Hieraus aber folgt, daß die Charakteristik des Kritikers Voltaire nicht blos den Inhalt seiner rein kritischen Schriften, sondern auch den seiner geschichtlichen und poetischen Leistungen zu umfassen hat, sodaß hiernach die Charakteristik des Geschichtschreibers Voltaire nur seine Mängel und Vorzüge als solcher, die Schilderung des Dichters Voltaire nur seine ästhetischen Eigenschaften zu berühren braucht.

Der Kritiker Voltaire, erfüllt von den großen Ideen der Aufklärung und Humanität, richtet die Schärfe seiner Kritik gegen alles Bestehende auf dem Gebiete der Kirche, des Staats, der Gesellschaft, der Wissenschaft, Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts. Ein tiefer Haß beseelt ihn gegen das aus dem Judenthum hervorgegangene Christenthum und den Katholicismus. Er unterwirft das Alte Testament einer strengen Kritik und beweist aus demselben das Widerspruchsvolle und Beschränkte des jüdischen Glaubens, das Verächtliche des jüdischen Charakters: der Jehovah der Juden ist nicht der Gott der Menschheit, sondern ein ausschließlicher, tyrannischer Localgott, Moses hat nie existirt, und die Propheten sind Lügner und Betrüger. Die jüdische Religion ist brutal, grausam, die einzige, welche im Namen des Gesetzes Menschenopfer fordert, ein buntes Gemisch von Anklängen an heidnische Religionen und abergläubische Vorstellungen. Die Juden sind von Charakter fanatisch, sittenlos, hochmüthig, ein Räubervolk, das anfänglich nicht einmal in Städten wohnte und von den Aegyptern und andern Heidenvölkern mit Recht geknechtet wurde. Viel höher als die Juden, die nicht länger als Träger der Cultur betrachtet werden dürfen, stehen die Chinesen, Inder, Araber, Türken mit ihrem sittlichen, toleranten Deismus, ihrer Bildung und Literatur. Wie das Judenthum ist nun auch das Christenthum, das allerdings in seinem Ursprung ein reiner Deismus war, ein Gewebe von Legenden, Lügen, Wundergeschichten aller Art, seine Dogmen von der Dreieinigkeit Gottes, der göttlichen Natur Christi, von der Erbsünde und Erlösung sind absurd, die evangelische Geschichte Christi ist durch arge Widersprüche entstellt, die Christen erscheinen, sobald sie durch die politische Berechnung Konstantin's I. zur Herrschaft gelangten, als raub- und verfolgungssüchtig und fanatisch. Dem culturfeindlichen Charakter dieses Christenthums setzt endlich der Katholicismus mit seinen Einrichtungen und kirchlichen Ueberlieferungen die Krone auf. In dieser Beziehung zeigt Voltaire, besonders in seinen größern geschichtlichen Werken, wie die weltbeherrschende Macht des Papstthums die Feindin aller staatlichen und bürgerlichen Ordnung, der Grund des geistigen und sittlichen Verfalls der Nationen ist. Die Päpste waren es, welche, von Herrschsucht und kirchlichem Fanatismus getrieben, die verheerendsten Religionskriege und Ketzerverfolgungen des Mittelalters und der Neuzeit heraufbeschworen; sie waren es, welche die Greuel der Inquisition, der Bartholomäusnacht, der grausamen Heidenbekehrungen ins Werk setzten; sie sind es, die noch jetzt vor keiner Urkundenfälschung, keinem Wortbruch, keiner Gewaltthat zurückscheuen, um ihre Macht zu sichern oder zu erweitern; ein gleicher Geist der Anmaßung und Tyrannei beseelt die ihre Feudalrechte misbrauchenden Bischöfe, ein blinder Haß gegen alles freie Denken und Forschen charakterisirt besonders die niedere Geistlichkeit, zu deren Bekämpfung alle Mittel erlaubt sind; der Unsittlichkeit fröhnen die Insassen der Mönchs- und Nonnenklöster, der Faulenzerei dienen Kapuziner- und andere Bettelorden; unersättliche Herrschsucht ist die Triebfeder der die Jugend zu Heuchelei und Verachtung der Philosophie erziehenden Jesuiten. Verhöhnendem Spott und vernichtender Ironie ist ebenso die ganze katholische Tradition mit ihrem Legendentrug, ihrer Heiligenverehrung, ihrem Aber- und Wunderglauben preiszugeben; zu verdammen sind endlich alle religiösen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts, alle weltlichen Coterien gleisnerischer Frömmler und Frömmlerinnen. An die Stelle dieses geisttödtenden und entsittlichenden Katholicismus hat darum in Zukunft ein reiner, moralischer Deismus, eine Religion der Liebe und Duldung, ein Cultus fortschreitender Wissenschaft und Kunst zu treten;

Humanität und Aufklärung sind die Ziele und das Glück der Menschheit.

Allein Voltaire ist weit entfernt, stets und zu allen Zeiten eine so offene, rücksichtslose Sprache zu führen; um die Gunst der Großen nicht zu verlieren, ist er jeden Augenblick bereit, der Gegenpartei Zugeständnisse zu machen; als schlauer Diplomat schont er in seinen Geschichtswerken wie Gedichten oftmals den katholischen Kirchenglauben oder begnügt sich mit einem werkthätigen Christenthum; als ein wahrer Mephistopheles nimmt er sogar bisweilen eine devote Maske an, sucht den Vorwurf der Irreligiosität von sich abzuwenden und stellt sich als einen gläubigen Philosophen hin. So ist Voltaire überhaupt kein schroffer Fanatiker, er weiß mit dem Papst und Priesterthum, ja mit dem Jesuitismus schließlich sich abzufinden, wenn diese dem wissenschaftlichen und culturellen Fortschritt sich günstig zeigen; endlich erscheint er auch nicht immer als ein gefühlvoller Dolmetscher seiner gepriesenen Toleranz und Confessionslosigkeit; denn in seiner „Henriade" z. B. bevorwortet er den Rücktritt Heinrich's IV. zum Katholicismus, und in mehrern seiner Oden will er selbst über dem Glück der Gegenwart die Schrecken der Bartholomäusnacht vergessen.

Als Kritiker staatlicher Verhältnisse ist Voltaire allerdings auch ein Vorkämpfer politischer Freiheit, doch weit entfernt von aller politischen Schwärmerei. Voltaire ist Monarchist und Patriot, nicht aber Demokrat und Kosmopolit. Das Königthum gilt ihm nicht nur als Bollwerk gegen feudale und klerikale Uebergriffe wie gegen demokratische Ausschreitungen, sondern auch als Schutzwehr der Cultur; das Interesse des Vaterlandes steht aber über dem Königthum, daher in der „Henriade" der scharfe Tadel der Verbrüderung mit dem Landesfeinde und die scharfe Kritik der Intriguenkunst des spanischen Philipp; daher verhalten sich in der „Pucelle d'Orléans" die Engländer zu den Franzosen wie prosaische Caricaturen zu poetischen Lichtbildern. Die große, wankelmüthige Masse des Volks schildert Voltaire als das Werkzeug berechnender Intriganten und verfolgungssüchtiger Mönche; die Schlagwörter „Égalité, Liberté" bedeuten ihm nur Gleichheit vor dem Gesetz und persönliche Freiheit und sind meist gegen geistliche Uebergriffe gerichtet. Zudem war ja auch Voltaire durch seine gesellschaftlichen Beziehungen der Bundesgenosse der feingebildeten modernen Aristokratie, deren Vorrechte er nicht angreifen konnte, ohne seine eigene Existenz zu bekämpfen. Der Kampf Voltaire's gegen die Zustände des sogenannten ancien régime beschränkt sich daher wesentlich auf den Kampf gegen despotische Willkür, gegen Militarismus, Eroberungs- und Cabinetskriege, gegen Prunksucht und Egoismus des Adels, den Neid und den Uebermuth der Höflinge; er bekämpft vor allem die Schäden und Mängel der administrativen Verwaltung, die barbarischen und unmenschlichen Theorien der Rechtspflege, die Härten des Steuersystems, die Willkür und Barbarei der Beamten. Mit einem Wort, Voltaire kämpft für Reformen, die unter einem aufgeklärten Despotismus (despotisme éclairé) erreicht werden können, und daher feiert er in seinen Gedichten wie geschichtlichen Darstellungen die Namen eines Heinrich IV., eines Friedrich des Großen, einer Katharina von Rußand. Allerdings hat Voltaire an einigen Stellen seiner Werke radicalere Forderungen aufgestellt; er hat die Abschaffung des ganzen Feudalsystems und als Regierungsform eine durch constitutionelle Schranken gebundene Monarchie befürwortet; allein diese Wünsche hat er nur vorübergehend ausgesprochen und als unausführbar bald wieder fallen lassen. Ganz im Gegensatz zu so weit gehenden Entwürfen verleugnet er schließlich an zahlreichen Stellen seiner Werke seine freisinnigen Grundsätze, macht sich zu einem Bewunderer des ancien régime, verschwendet aus Berechnung an unwürdige Fürsten und Günstlinge maßlose Schmeicheleien und begnügt sich mit einem bigoten und tyrannischen Despotismus, wie mit dem eines Ludwig XIV., sobald derselbe einem literarischen Mäcenatenthum huldigt.

Glänzenden Geist und Witz, bittern Hohn und Spott entfaltet Voltaire als Kritiker socialer Verhältnisse. In seinen Episteln und Satiren schildert er die Gebrechen des versailler Hofs, die Intriguensucht und inhaltlose Aeußerlichkeit der Hofschranzen, in seinen Komödien und andern Dichtungen die schlimmen Eheverhältnisse der pariser Bürger, die nie befriedigte Eitelkeit und Vergnügungssucht der pariser Modedamen, kurz, er geiselt die ganze Gesellschaft des 18. Jahrhunderts mit ihren verderbten Sitten, ihrer Gleichgültigkeit gegen Zucht und Treue, ihrer Gleisnerei und Heuchelei; er persiflirt die Frivolität dieses Geschlechts, welches unter Gelagen, im Arm von Maitressen, die politischen und socialen Uebelstände der Zeit vergißt und sich durch den Gedanken an die Unsterblichkeit seiner schönen Seele über diese Leichtfertigkeit tröstet. Diesem sittenlosen, überreizten Treiben gegenüber feiert er dann an andern Stellen maßvollen Lebensgenuß, Einfachheit der Sitten und idyllische Einsamkeit. Allein diesen charaktervollen Anschauungen bleibt Voltaire nicht immer treu; die verführerische Zauberkraft von Paris mit seiner höfischen Cultur, mit seinen Künsten der Liebelei und des sinnlichen Vergnügens, mit seinem Enthusiasmus für Kunst und Philosophie zieht ihn wieder und wieder an; er erinnert sich, daß ein gewisser Grad von moralischer Verderbniß stets die Kehrseite einer glänzenden gesellschaftlichen Cultur ist, und so geschieht es, daß er z. B. in seinen Oden sich als ein „echtes Kind seiner Zeit geberdet, das sich in ihre Vorzüge wie ihre Schwächen eingelebt hat, dem äußerer Glanz und leerer Prunk oft höher stehen als wahres Verdienst", ja, einmal in diese Richtung gerathen, ist er frivol genug, in seinen „Contes en vers" Buhlerei und Ehebruch in verlockenden Farben zu schildern.

Zuletzt wendet sich Voltaire gegen das ganze Literatur- und Culturleben seiner Zeit, indem er mit mephistophelischer Freude die meisten der von ihr hochgehaltenen Autoritäten zu vernichten sucht und ihre eigenen literarischen

Bestrebungen dem Spotte preisgibt. In der Philosophie ein Skeptiker, dem alles Immaterielle unbegreiflich dünkt, verurtheilt er in geistreichster Weise alle Metaphysik der Schulen, allen Weisheitsdünkel des abstracten Philosophirens, jede philosophische Systemmacherei; so persiflirt er die Anschauungen eines Leibniz, Descartes, Malebranche; so sind ihm besonders im Alterthum die Träumereien eines Plato zuwider. Auf dem Gebiet der Geschichte verwirft er die Theorien eines J. J. Rousseau, der bei seiner Betrachtung der Menschheit von der Annahme eines ursprünglich idyllischen Zustandes ausgeht, weist die Ansichten Montesquieu's zurück, der den physischen Einwirkungen und örtlichen Verhältnissen einen zu großen Einfluß auf den Gang der Geschichte zuschreibt, und tadelt Bossuet, weil dieser in seinem „Discours sur l'histoire universelle" die Entwickelung der Menschheit in die Schranken seines theologischen Systems zwängte, nach welchem im Alterthum die Juden der Mittelpunkt der Geschichte und der Cultur sind und die Zeit nach Christus vom Standpunkt der Kirchenlehre einseitig beurtheilt wird. Auch erhebt sich Voltaire gegen die Ueberschätzung, die seine Zeit dem Römer- und Griechenthum angedeihen läßt: die Geschichtschreiber Roms und Griechenlands, wie Herodot, Diodor, Tacitus, Sueton, seien kritiklos; ihre Ueberlieferung sei nicht viel besser als Mythologie; die antike Cultur habe nur einen relativen Werth, die moderne dagegen eine unmittelbare, absolute Bedeutung. Unter den antiken Dichtern sei nur einer unbestritten groß, nämlich Homer. Auch in Bezug auf die Dichter des Mittelalters und der neuern Zeit hat Voltaire sein eigenes Urtheil: er schlägt den Werth eines Dante und Milton niedriger an als seine Zeitgenossen und erhebt mit Unrecht einen Tasso über dieselben; er sieht irrthümlicherweise in Rabelais nur einen Possenreißer, zieht dagegen mit Recht die Kunst eines Horaz der Künstelei eines Boileau und Pope vor. Mit vielem Behagen ferner verspottet er die Vorliebe seiner Zeitgenossen für italienische Musik und gothische Baukunst; dann aber trifft vor allem seine Geisel ihre eigenen literarischen und kritischen Bestrebungen; in seinen Satiren und Episteln spottet er der Epigonen des neuen Parnaß, des Verfalls der französischen Dichtung und Wissenschaft, aller Vielschreiberei und Büchermacherei, und verhaßt besonders sind ihm die Kritiker Fréron, Pompignan und die beiden Rousseau. Der Verherrlichung werth, wenn auch nicht immer ohne Einschränkung, sind ihm nur die classischen Dichter und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, ein Corneille und Racine, sie hebt er, bei einer vorübergehenden Anpreisung Shakspeare's, über alle Dichter Englands, Italiens und des Alterthums.

Suchen wir nun die bisher angedeuteten Charakterzüge des Kritikers Voltaire in einem vervollständigenden Gesammturtheil auszusprechen, so erkennen wir in ihm den mit aller Kenntniß seines Zeitalters ausgerüsteten Schriftsteller, der in Uebereinstimmung mit einem großen Theile der Gebildeten seiner Zeit die edelsten Ziele der Menschheit verfolgt, denn er kämpft für religiösen Fortschritt, religiöse Duldung und Aufklärung, er kämpft ferner gegen allen weltlichen wie geistlichen Druck, gegen despotische Willkür, Herrsch- und Eroberungssucht, Ueberbürdung des Bürger- und Bauernstandes, er kämpft für Recht und schöne Menschlichkeit, für Kunst, Wissenschaft und Cultur. Allein die Art und Weise, wie er diesen Kampf durchführt, ist nicht immer lobenswerth. Wohl hat er recht, seinen Gegnern gewisse Concessionen zu machen, gewisse Grenzen nicht zu überschreiten, sich an das Erreichbare zu halten und im Nothfall sich mit Wenigem zu begnügen; tadelnswerth jedoch ist seine jesuitische Gleichgültigkeit gegen die anzuwendenden Mittel, gegen Pseudonymität, Lüge, Verleumdung, zu verdammen die mephistophelische Heuchelei und gleisnerische Schmeichelsucht, in deren Folge der servile Höfling zuweilen bis zur Verleugnung seiner bessern Grundsätze und Ideen herabsinkt. Was endlich die historischen, literarischen und theologischen Urtheile betrifft, auf welche er seine allumfassende Polemik stützt, so haben dieselben zu einem großen Theile der heutigen Wissenschaft gegenüber keine Geltung mehr; doch enthalten sie auch hier und da tiefe Wahrheit, und von unvergänglichem Werthe ist der blendende Witz, die feine Ironie, der vernichtende Sarkasmus, womit sie ausgesprochen werden.

Der Historiker Voltaire, der in der Geschichte wesentlich die Begründung seiner kritischen Ideen sucht, muß natürlich der vornehmsten Eigenschaft des wahren Geschichtschreibers ermangeln: der Objectivität der Darstellung; seine Geschichtschreibung ist mehr eine abstract philosophische als eine concret historische zu nennen und beruht in wenigen Fällen auf Quellenstudium. Trotzdem hat Voltaire auch auf diesem Gebiete Großes geleistet: erstens dadurch, daß er, wie schon einmal angedeutet worden ist, die theologisirende Richtung eines Bossuet verwarf und die Völker selbst als die Urheber ihrer Geschicke betrachtete, indem er sie für dieselben verantwortlich machte, und zweitens dadurch, daß er nicht blos Fürsten und Krieger, höfische Händel und persönliche Beziehungen in den Bereich seiner Kritik zog, sondern auch den Zusammenhang der Begebenheiten, die wechselseitigen Einwirkungen der Thatsachen, die Theilnahme der Völker an den einzelnen Ereignissen schilderte und zugleich die Fortschritte der Cultur besonders hervorhob. In seinem „Siècle de Louis XIV", „Histoire de Pierre le Grand", „Essai sur l'esprit et les mœurs des nations" werden Verfassung, Recht, Politik ebenso berücksichtigt wie Kriege und äußere Verhältnisse; Wissenschaft, Kunst und Literatur treten an die Stelle der Tradition, der kirchlichen Dogmen und päpstlichen Decrete. Auch den geschichtlichen Urtheilen Voltaire's ist oft zuzustimmen, z. B. hinsichtlich der politischen Motive Karl's V. und des Papstes Paul III. in ihrem Widerstand gegen die Reformation, und er besitzt sogar eine beneidenswerthe Divination dessen, was später durch eingehende Forschungen bewiesen worden ist: so die Behauptung, daß Tell's Apfelgeschichte ins Reich der Fabel gehöre, daß Gustav

Adolf nicht ermordet worden sei, und andere Behauptungen mehr. Die kritisch-historische Thätigkeit Voltaire's umfaßt schließlich einen bedeutenden Theil der ganzen Weltgeschichte.

Auch der Dichter Voltaire darf im ganzen nicht als unbedeutend gelten; zwar wird seine Phantasie von seinem kritischen Sinn überwogen; dennoch bleibt es wahr, daß er sich von Natur unwillkürlich zur Dichtung hingezogen fühlte und bei vielen seiner poetischen Erzeugnisse nicht eben absichtlich auf die Durchführung bestimmter Tendenzen ausging. Als Tragödiendichter ist Voltaire im ganzen genommen und trotz seiner Verehrung für Racine ein treuer Nachahmer Corneille's und des französischen classischen Tragödienschemas überhaupt. Die vier ersten Stücke seiner Jugend: „Oedipe", „Marianne", „Brutus", „Eriphyle", spielen ausschließlich in vornehmen Kreisen und legen daher der Entwickelung menschlicher Gefühle den Zwang der Etikette an; der Stoff ist aus der griechisch-römischen Geschichte gewählt, aber völlig modern und französisch zugeschnitten: die Liebe wird zur Galanterie, die Liebhaber werden zu Galanen, die Weiber zu Heroinen, die Männer entweder zu doctrinären Bösewichtern oder zu abstracten Tugendhelden; der Einfluß des Antiken und des Shakspeare'schen, welches letztere er allerdings auch schon in diesen Stücken ins Auge gefaßt hatte, ist noch ebenso äußerlich wie eingeschränkt. In der Folge jedoch wird die ästhetische Anschauung in ihm vorherrschend, daß durch einen nähern Anschluß an die Dichtung Shakspeare's die Einseitigkeiten und Mängel der französischen Tragödie vermieden werden könnten, daß die Wahl der Stoffe sich auf die ganze Weltgeschichte auszudehnen habe, daß die Personen aus allen Ständen zu nehmen seien, daß an die Stelle erkünstelter Empfindungen wahrhaft menschliches Gefühl, an die Stelle galanter Abenteuer und Liebesintriguen eine wahrscheinliche Handlung treten müsse, daß überhaupt die überlieferte Künstelei durch Veredlung und Vereinigung mit hellenischer Kunst und britischer Genialität auszugestalten sei. Unter dem Einfluß dieser Anschauung schreibt nun Voltaire seine „Zaïre", in welcher nicht mehr Römer und Griechen, sondern Franzosen auftreten und die Hauptperson eine Sklavin ist, in welcher leidenschaftliche Liebe an die Stelle süßlicher Galanterie tritt, in welcher menschliche Gefühle und Gegensätze vorgeführt, moderne Verhältnisse zum Gegenstand der Dichtung gemacht werden, in welcher Voltaire auf Shakspeare's „Othello" zurückgeht und der wahrhaft tragischen Dichtungsweise Shakspeare's einen der Corneille-Manier fast ebenbürtigen Einfluß gewährt. In diesem Sinne schreibt Voltaire ferner seine „Semiramis", in welcher der „gesunde, von poetischem Hauch umflossene Realismus, den alle Charaktere bekunden, von dem segensreichen Einfluß Shakspeare's Zeugniß ablegt"; schreibt er den „Tancred", aus welchem aller rhetorische Prunk und Bombast, diese Hauptmängel der Heroen Corneille's, entfernt sind, die Liebe frei von aller modernen Galanterie ist und die Handlung einen wahrhaft historischen Hintergrund hat. Durch diese Stücke wird Voltaire sogar zum Reformator der tragischen Kunst; doch leider weiß er sich nicht auf dieser Höhe zu erhalten. In den darauf folgenden Tragödien verdrängt er bald das den modernen Zeiten unentbehrliche Pathos der Liebe, wie in seinem „Jules César", bald fällt er wieder in die Liebeserklärungen und galanten Abenteuer seines Corneille zurück. Vom Jahre 1762 an beginnt er endlich Shakspeare als Vorbild ganz und gar aufzugeben und ihm nur noch eine historische Bedeutung zuzuerkennen; kein Wunder daher, daß bei dem jetzt wieder vorherrschenden Einfluß Corneille's seine spätern Tragödien, wie „Saul", „Don Pèdre", „Sophonisbe", „Irène", entweder zu Tendenzstücken oder zu schwächlichen Abbildern eines Pseudoclassicismus werden. Das Originale in Voltaire ist also der theilweise Bruch mit dem französischen Theaterschema eines Corneille und das theilweise Zurückgehen auf Shakspeare. Weitere Vorzüge sind die Genialität mancher Entwürfe, einzelne hochtragische Conflicte, mehrere feingezeichnete Charaktere, tiefe Gedanken und Wohllaut der Verse; specielle Mängel sind Unklarheit und Spitzfindigkeit der Charakteristik, Mangel an Handlung, Hypertragik, die oft ins Gräßliche geht, und hier und da fast tragikomische Abschlüsse.

Als Komödiendichter war Voltaire in mancher Beziehung glücklicher als in seinen Tragödien, denen ein vorwiegend kritischer Sinn nicht günstig ist. Seine Lustspiele, wie „Les Originaux", „L'Echange", „L'Enfant prodigue", „Nanine", zeigen eine unverkennbare Treue und Naturwahrheit der Charaktere, eine lebendige, mit Witz getränkte Handlung. Im übrigen war Voltaire auch in seinem Lustspiel ein Nachahmer Corneille'scher Eigenthümlichkeiten; auch sein Grundsatz war es, daß die Komödie ein Spiegelbild der „simple nature" sei und den Uebergang des Rührenden und Leidenschaftlichen zum Lachenerregenden widerspiegeln solle, doch so, daß das letztere als der eigentliche Zweck der Komödie angesehen werden müsse; originell ist Voltaire in einigen Komödien nur dadurch, daß er sich an die englische Comedy, und zwar an die von Witcherly anschloß, sowie durch den Umstand, daß er seine persönlichen Gegner und Verhältnisse der Gegenwart in den Kreis seiner Darstellung zog.

Als Epiker ermangelt Voltaire offenbar der dichterischen Genialität; auch geht er von der irrigen Vorstellung aus, daß Virgil und Tasso, nicht Homer und Ariost die Muster des antiken und modernen Epos seien. Seine „Henriade" hat zwar eine poetische, bilderreiche Sprache, vollendeten Versbau, Schärfe der Charakteristik und Anschaulichkeit der Schilderung; aber sie leidet an Einförmigkeit und Breite der Reden, Mangel an Handlung und unvollkommenen Abschlüssen. Die beiden Epen „La Pucelle d'Orléans" und „La guerre de Genève" sündigen gegen die ästhetische Wahrheit, daß das Schöne bei unversöhnter Verletzung des sittlichen Gefühls nicht bestehen kann.

Höher als in seinen Epen steht endlich Voltaire in seinen lyrischen, didaktischen und erzählenden Dichtungen. Eine wunderbare Geistesfrische durchweht seine Oden und

Gesellschaftslieder („Poësies mêlées"); skeptische Kälte geht durch seine Satiren und Episteln, Anmuth und glänzende Bilderpracht zeichnen seine philosophischen Gedichte und seine „Contes en vers" aus; am phantasievollsten und von unerschöpflichem Witz sind aber seine in Prosa geschriebenen Romane und kleineren Erzählungen.

Als Mensch war Voltaire ein für alles Edle und Gute, aber auch für Böses und Gemeines gleich empfänglicher Sanguiniker. In letzterer Beziehung hat aber die Nothwendigkeit, in der und für die verderbte Atmosphäre der Hofwelt zu leben, zumeist das Frivole und Mephistophelische in seinem Charakter und Privatleben verschuldet. Welche Mängel aber auch an ihm haften mögen, immer wird die Selbstentsagung anzuerkennen sein, mit der er für die hohen Ziele der Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft stritt, sowie die aufopfernde Weise, in welcher er für die Schicksale eines Calas, Sirven u. a. eintrat.

2. Voltaire im Urtheile der Zeitgenossen von Richard Mahrenholtz. Oppeln, Franck. 1883. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser hat mit dieser kleinen Schrift eine Ergänzung seiner in demselben Verlage publicirten „Voltaire-Studien" im Auge. In den letztern hatte er Voltaire geschildert, wie ihn die Forschung späterer Zeiten auffassen muß; im vorliegenden Werkchen handelt es sich dagegen um die objective Wiedergabe des Bildes, welches die hervorragendsten und tonangebendsten Zeitgenossen Voltaire's von ihm entworfen haben. Zunächst zeigt uns der Verfasser, wie schon seine Parteigenossen und Freunde, also die Philosophen und philosophisch gebildeten Aristokraten, nicht immer ein günstiges Urtheil über den großen Mann fällen: der berühmte Grimm in seiner „Correspondance littéraire", Formey in seinen „Souvenirs d'un citoyen" greifen mit oft wenig stichhaltigen Gründen den Dichter und Philosophen Voltaire an; die beiden Marquis d'Argens und d'Argenson tadeln seine kirchliche Heuchelei, seine kriechende Unterwürfigkeit gegen den König und Hof, seine affectirte Jesuitenfreundschaft; auch Friedrich der Große erkennt sehr bald die Rachsucht und Eitelkeit des Menschen Voltaire und schränkt allmählich seine Bewunderung des großen Schriftstellers in engere Grenzen ein. Hierauf geht der Verfasser zu den persönlichen Gegnern Voltaire's über, die durch Rivalität oder auch durch abweichende literarische, politische und religiöse Meinungen in ihrem Urtheil bestimmt werden. Sie gehören zum großen Theil entweder dem Jesuitenorden an oder sind doch in ziemlich enger Weise mit diesem und der kirchlichen Partei verknüpft. Zu ihnen gehören unter andern der Abbé Desfontaines, der in seiner wöchentlichen Zeitschrift „Observations sur les écrits modernes" die tragischen Dichtungen Voltaire's in den Koth tritt, ferner der Literat Hyacinthe und der Dichter J. B. Rousseau, die gleichfalls seine Poesien bemängeln; der letztere war hierzu ganz besonders durch Voltaire's bekanntes Witzwort angeregt worden: die Ode Rousseau's an die Unsterblichkeit werde wol niemals an ihre Adresse gelangen; drittens die Literaten La Beaunnelle und Manbert und vor allen der jesuitische Professor Fréron, der in seiner „Année littéraire" die ganze Aufklärungsthätigkeit Voltaire's in bitterster Weise bekämpft. Aus Haß gegen Voltaire's antikirchliche Richtung schrieb der Abbé Guyon 1759 eine Schmähschrift: „L'oracle des nouveaux philosophes", und der Jesuit Nonotte ein Werk in zwei Bänden: „Les erreurs de Voltaire". Vereinzelte Gegner waren der charakterlose Lyriker Rey und der ebenso wenig empfehlenswerthe Komödiendichter Piron; der eine griff in seinem „Triomphe poétique" die Lyrik Voltaire's an, der andere verspottete sie in beißenden Epigrammen und war einer der gefürchtetsten Gegner Voltaire's; ferner der Abbé Guinée, der Voltaire's alttestamentliche Kritik kritisirte, der Historiker Rognat, der Voltaire's Servilismus mit Recht tadelte, aber für seine Vielseitigkeit keinen Sinn hatte, u. a. Zuletzt hatte Voltaire auch unter den ihm ebenbürtigen großen Geistern bedeutende Gegner: Montesquieu und J. J. Rousseau; denn diese vertraten in Beziehung auf Geschichtschreibung, Poesie, Staat, Gesellschaft, Religion Principien, die den Ideen Voltaire's geradezu entgegengesetzt waren: Montesquieu huldigte in der Poesie der alten Geschmacksrichtung und pries Crébillon's dramatische Kunst, bekämpfte als Politiker den aufgeklärten Despotismus und feierte die Aristokratie, der Voltaire nur insoweit zugethan war, als sie der modernen Aufklärung entgegenkam; Rousseau verdammte Kunst und Wissenschaft als Werkzeuge der gesellschaftlichen Corruption, während Voltaire gerade in ihnen die höchsten Güter der Menschheit pries; Voltaire wollte von der Herrschaft der Menge nichts wissen und war ein Anhänger des Königthums; Rousseau pries die absolute Volkssouveränetät und war der Vorkämpfer der Revolution. So war also Voltaire vom Anbeginn seiner Laufbahn von den zahlreichsten Gegnern und Feinden umringt und verfolgt. Da schien im Jahre 1770 plötzlich und in unerwarteter Weise ein geistiger Umschwung in seiner Werthschätzung einzutreten: Madame Necker, eine Verehrerin Voltaire's, brachte das Project auf, dem großen Schriftsteller eine Statue setzen zu lassen, und fand dafür sogleich in Frankreich wie auch im Ausland die entgegenkommendste Unterstützung. Beim Fortgang der Ausführung des Plans zeigte es sich jedoch, daß die Neider und offenen Feinde Voltaire's ihre Gesinnungen nicht aufgegeben hatten, und ebenso blieb die zwei Jahre später im Hause der Schauspielerin Clairon stattfindende Apotheose ohne nationale Sanction. Ja es erstanden gerade um diese Zeit dem französischen Kritiker höchst einflußreiche Gegner: in Deutschland erhob sich der große Lessing, der in Voltaire den unberufenen Nachahmer und Kritiker Shakspeare's bekämpfte, und in England die vielgenannte Mrs. Montague, die in ihrer „Apology of Shakespeare" den Shakspeare-Kritiker Voltaire in einer formell maßvollen, aber sachlich vernichtenden Weise angriff; in Frankreich selbst versuchten seine Feinde ihm die schlimmsten Plagiate nachzuweisen. Im Grunde hatte also Voltaire bei seinen Lebzeiten nur

wenige treue Anhänger, und diese fanden sich in der Aristokratie. Trotz aller hohen Gönner in Frankreich und im Auslande, trotz aller hofmännischen Diplomatie, trotz aller Ehren und Apotheosen lautete das Urtheil seiner Zeitgenossen zum großen Theil ungünstig für Voltaire. Erst nach seinem Tode trat ein ernster Umschwung zu seinen Gunsten in der öffentlichen Meinung ein, als Wagnière's, Longchamp's, Condorcet's, Luchet's biographische und kritische Werke erschienen waren; die Revolution war es endlich, die seine Verehrung hervorrief. Adolf Heerklotz.

Episches und Lyrisches.

1. Andreas Hofer im Liede. Herausgegeben von Ludwig August Frankl. Mit Originalurkunden, bis nun unbekannten Nachweisen und Porträten Hofer's mit seiner Gattin. Innsbruck, Wagner. 1884. 8.

Der verdienstvolle Herausgeber, einer der ältesten und würdigsten Vertreter der Poesie in den österreichischen Landen, dem die Literatur eine ganze Reihe geistvoller epischer und lyrisch-epischer Dichtwerke verdankt, hat mit dem vorliegenden, knapp elf Bogen umfassenden Büchlein eine Aufgabe erfüllt, welche in doppelter Hinsicht Beifall zu gewinnen geeignet war. Befreundet mit dem letzten directen Enkel Hofer's, dem Edeln Karl von Hofer in Innsbruck, ist Frankl jahrelang mit dem Gedanken umgegangen, eine Sammlung von Liedern, welche zu Ehren des berühmtesten Tirolers gesungen worden, zugleich mit mancherlei das Leben, den Tod und das geistige Nachleben desselben in der Nation betreffenden, bisher wenig bekannten Thatsachen zu veranstalten. Das Werkchen enthält demzufolge auch ein Verzeichniß „Zur poetischen Literatur Andreas Hofer's", und zwar giebt dieses an: Episches von E. von Boxberger, Lertha (J. Thaler), Guntram, Flir, J. Baur; Dramen von P. Treulieb, Immermann, Angetti, W. Gärtner, Berthold Auerbach, J. Böhm, W. Held, E. Dorn, Vogelsang; Handschriftliches von J. C. von Wörndle, B. Mayr. Sodann: „I. Auszüge aus den Gedenkbüchern am Sand, dem Wirthshaus und ehemaligen Anwesen des Sandwirths"; diese haben häufig hochberühmte, angesehene und vornehme Persönlichkeiten zu Verfassern und zeichnen sich mitunter durch fast epigrammatische Spitze aus. „II. Lieder und Balladen", im ganzen über funfzig Nummern, u. a. von A. Bube, J. Erler, Frankl, Anastasius Grün, Gräfin Hahn-Hahn, M. Hartmann, Körner, Kuk, Mosen, Pfitzer, Rellstab, Rückert, von Schenkendorf, Seidl, Stieler, A. Graf von Würtemberg. Von vielen hundert eingelaufenen oder ihm bekannten Poesien hat Frankl diese verhältnißmäßig geringe Anzahl, welche vom Guten die Quintessenz bilden dürfte, ausgewählt, während die nicht aufgenommenen seiner Absicht nach in Originalschrift dem Landesmuseum zu Innsbruck überwiesen werden sollen. Unter III. ist die heimliche „Ausgrabung der Gebeine Hofer's durch österreichische Offiziere und die darauf bezügliche kriegsgerichtliche Untersuchung" enthalten; IV. gibt ein „Verzeichniß der Nachkommen des Sandwirths", sowie der dem Andenken desselben geweihten Denkmale und Kapellen in Wien, Innsbruck, Meran, auf dem Iselberg, Mantua. Der Herausgeber bringt durch die Blumenlese der Lieder dem Freunde der Dichtkunst sowie dem Patrioten Oesterreichs und Deutschlands durch den Gesammtinhalt des gehaltreichen Büchleins eine dankenswerthe Gabe.

2. Siebenschön. Ein April-Mai-Märchen in Reimen von Benno Rüttenauer. Leipzig, Liebeskind. 1884. 12. 2 M.

Das ansprechend ausgestattete Werkchen, wenn wir nicht irren, die Erstlingsgabe eines neu auftretenden Dichters, versetzt uns in das Zauberthal der Feenmärchen. In der ersten Abtheilung des Gedichts: „Die Störche", wird der durch ihr Ehegespons oft wenig sanft behandelten Gattin des armen Schuhmachers eines waldeinsam gelegenen Dörfleins, welcher übrigens auch sonst eines besonders lobenswerthen Lebenswandels sich keineswegs befleißigt, durch den Storch Gernehab, das Factotum der Fee Hollunderblüte, ein wunderfeines Mägdelein, Siebenschön, beschert. In der zweiten Abtheilung verirrt sich Tannengrün, der Prinz des Landes, zu dem idyllischen Heim des zur duftigen Schönheit erblühten Mädchens; dieses geleitet den Jüngling durch den Wald auf den richtigen Heimweg und beide verlieben sich ineinander. In der dritten Abtheilung: „Allerlei Hochzeit", gelingt es dem Prinzen nach Besiegung der größten Hindernisse und nachdem die Fee Holderblüte, der Liebenden Schutzgeist, vermöge des treu mit ihr verbundenen Zauberstorches die gemeinsame Feindin, die böse Zauberin und Zofe am Hofe König Pupurmohn's, Vaters des Prinzen, Frau Welke, unschädlich gemacht, seine Dorfschönheit, „das Mädchen aus der Fremde", als Gemahlin heimzuführen, indeß gleichzeitig sein nunmehr mit ihm ausgesöhnter Vater zu seinen Gunsten dem Thron entsagt. Dies der Inhalt, der hier und da, z. B. in den Gestalten des Grafen Alletag und des Gernehab, von recht ergötzlicher Erfindung ist; auch enthält das Gedicht einige sehr anmuthige Stellen, z. B. wie Siebenschön die goldenen Zügel des Pferdes des Prinzen ergriffen hat, ferner die Schilderung des Maienliebesglücks der zwei Wesen. Obwol die Verse rhythmisch eigentlich Knüppelverse sind, athmen sie doch, bei fast durchgängig reinen Reimen, häufig eine wohlgeeignete Duftigkeit und Zartheit; freilich hätten sich wol Stellen wie: „Als sei's für Diebsvolk oder Gespenster", und „Womit wir im wogenden Lebensstrombette", oder „Als großes, gewalt'ges Weltzaubertheater", glatter, dem rhythmischen Feingefühl entsprechender gestalten lassen. Das Schusterhandwerk scheint der Verfasser gründlich studirt zu haben, denn die Thätigkeit des Bauernschusters Claus bei der Anfertigung eines Schuhes wird von A

bis 3 klar erläutert. Daß die Schlußabtheilung auf einmal im Harz spielt, wirkt ernüchternd; die Anspielungen auf Schwarz-Roth-Gold, namentlich aber auf den Culturkampf, wären, als viel zu modern, besser unterblieben. Einen besonders hohen Werth können wir der Dichtung im ganzen nicht beimessen.

3. Erna. Lyrisch-episches Gedicht von Karl Rudolf Beisler. Essen, Silbermann. 1884. 12. 1 M. 50 Pf.

Ein in der Erfindung durchaus natürliches, nicht durch grelle Abenteuer packendes, dennoch den Leser angenehm fesselndes Idyll in Octaven. Erna und Edgar sind Jugendgespielen; sie werden durch das Schicksal getrennt und sehen sich als Kinder nur noch einmal wieder; in den Herzen keimt bereits die Liebe. Edgar wird Maler und zieht nach Italien; im fernen Neapel erwacht plötzlich die Sehnsucht nach der Jugendgespielin, er malt ein Aufsehen erregendes Bild, eine Scene aus ihrem beiderseitigen Kinderleben veranschaulichend. Ein Kunststich desselben findet seinen Weg auch in das Haus der mit Glücksgütern gesegneten Aeltern der Geliebten; den Maler selbst zieht's ebenfalls nach deren jetziger Wohnstätte. Der beiden Liebe zueinander erwacht von neuem; doch der arme, immerhin noch wenig berühmte Künstler findet nicht den Muth, der von Anbetern umschwärmten reichen Erbin Herz und Hand anzutragen. Erna aber, mit Frauen- oder vielmehr Mädchenlist, findet ein Mittel, sich, wie weiland Penelopeia, der zudringlichen Freier zu erwehren: sie erklärt am ersten Pfingsttage, daß Papa sein ganzes Vermögen eingebüßt; infolge dessen tritt der eine zurück, der zweite erhält einen Korb u. s. w. Was jene abgeschreckt, ermuthigt Edgar, welcher von dem angeblichen Vermögensverlust vernimmt — der Jungfrau widerstrebt es, auch ihm derartige Flausen aufzubinden —, zum Reden: nun, da sie arm wie er selbst, fühlt er sich ihr gleich. Die beiden werden ein glückliches Paar!

Es ist einigermaßen schwer, in Stanzen sich schwungvoll und gedankenklar zu fassen; um so rühmenswerther ist es, wenn einem Dichter dies gelingt, und das ist im großen und ganzen hier der Fall. Das Idyll enthält Wendungen von duftumwobener Schönheit und tiefer Empfindung. Allerdings finden sich auch manche Stellen, wo die Form mangelhaft, der Vers zerhackt, der Ausdruck prosaisch ist (z. B. Stanzen 3, 5, 14); ferner wünschten wir, die störenden Hiatus wären mehr vermieden worden, was meist so leicht zu ermöglichen gewesen wäre! Endlich bedauern wir, daß dem wohlthuenden Gleichklang der Octaven durch die eingeflochtenen, an sich ja recht hübschen Lieder Abbruch geschieht: es war weit besser, in einem so kurzen Gedicht bei einer einzigen Versform zu verbleiben. Vielleicht läßt der entschieden begabte Autor sich diese Winke für später zu Nutz und Frommen dienen.

Hans Minckwitz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Aus Literatur und Symbolik" hat Paulus Cassel eine Anzahl Abhandlungen zusammengestellt (Leipzig, Friedrich). Es ist ja die Specialität Cassel's, Combinationen zu geben, welche förmlich von gelehrten feinsten Beziehungen strotzen, freilich auch manchmal mehr blendend als wahr sind. Gleichwol kann man diese Abhandlungen nicht rein akademische nennen, auch nicht als Essays ansehen. Das Ganze ist mehr eine Sammlung von geistreichen Bemerkungen, aus denen ein anderer nüchterner Gelehrter den bleibenden Gewinn ziehen sollte. Cassel redet von Russen und Warägern, von Shylock, von Athene Tritogeneia, vom Henkelkreuz, vom dreifarbigen Stein, Barlaam und Josaphat, Tristan und Parzival, vom Tannenbaum am Weihnachten, von Gräbersymbolik u. s. w. Charakteristisch für Cassel's Schreibweise ist es, daß es dem Referenten ganz unmöglich gemacht wird, Hauptsätze aus diesem Brillantfeuer von zahllosen Excursen herauszuziehen. Für Fachgelehrte genügt der Ruf von P. Cassel, um dieses Sammelwerk zu empfehlen und zum Studium desselben einzuladen; Dilettanten aber mögen fern bleiben: es könnte ihnen gehen wie dem Schüler im „Faust".

— Richard Mahrenholtz hat eine kleine Ausgabe seiner Schrift „Molière's Leben und Werke" unter dem Titel „Einleitung in das Leben und die Werke des Dichters" erscheinen lassen (Heilbronn, Henninger). Sie ist eine im verjüngten Maßstabe sich darstellende Wiederholung der umfänglichen und gelehrten Molière-Biographie, die der Verfasser im Jahre 1881 veröffentlichte; die Anordnung oder Composition des Ganzen ist durchweg dieselbe wie in dem größern Werke, der Inhalt erweist sich gleichfalls im wesentlichen als derselbe, nur befreit von allem kritischen Ballast und in das Einzelne eingehenden Digressionen. Während daher das umfassendere Werk sich vorzugsweise an das beschränktere Publikum der Fachgelehrten, die eigentlichen Molièristen, richtet, hat diese kleine Schrift den sehr berechtigten Zweck, die weitern Kreise aller Gebildeten in das Studium des größten französischen Dichters, und hiermit in seine heitere und doch die Welt so tief erfassende Poesie einzuführen. Was nun aber ihren Inhalt und seine Darstellung durch den Verfasser betrifft, so dürfen wir an dieser Stelle auf die Besprechung zurückweisen, die wir in Nr. 11 d. Bl. f. 1883 dem größern Werke schon gewidmet haben; wir möchten nur die Bemerkung hinzufügen, daß infolge der Fortlassung des rein gelehrten und darum in gewissem Sinne unwesentlichern Materials das geniale Bild des Dichters sowie das Gemälde der ihn bedingenden Zeitverhältnisse und Literaturrichtungen in lebhaftern und frischern Farben in dieser kleinen Schrift hervortreten, als es in dem größern Werke der Fall war, und daher dem Leser eine gründliche Belehrung wie hohen Genuß bieten werden.

— Paul Giseke hat eine Monographie verfaßt: „Die Hirschauer während des Investiturstreits" (Gotha, F. A. Perthes). War es die Aufgabe des reformirten Mönchthums, der leichten Truppe Gregor's VII., aus den Herzen der mittlern und untern Stände die Liebe zum Kaiserthum zu reißen, so fand die Wirksamkeit der hierbei an der Spitze stehenden cluniacenser Klöster eine Zeit lang ein Gegenstück in Schwaben, von wo Strahlen nach dem übrigen Deutschland ausliefen. Hirschau ward der Mittelpunkt, die Cluniacenser Regel bürgerte sich hier ein und erhielt, den Verhältnissen entsprechend etwas modificirt, den Namen der „Hirschauer Regel". Die ungewöhnlichen Eigenschaften

des Abtes Wilhelm von Hirschau, der sein Kloster von adelichem Patronate frei gemacht hatte, ließen ihn in Rom als den Bestgeeigneten erscheinen, um in Schwaben einen verzehrenden Brand gegen Kaiser Heinrich IV. zu entfachen. Er trat in der That voll Leidenschaft gegen Heinrich auf, wurde ein höchst werthvoller Alliirter der päpstlichen Partei, erstickte in allen Mönchen der hirschauer Regel, die er bis Oesterreich und Sachsen ausbreitete, jede Individualität, um sie zu blindem Gehorsam anzuhalten; in den hirschauer Klöstern ließ die strenge Erfüllung starrer Aeußerlichkeit kein wissenschaftliches Leben aufkommen, wohl aber fanden kirchliche Kunst wie Kirchengesang Pflege. Der Versuch Wilhelm's, nach dem Vorbilde von Clugny eine Congregation mit fest organisirten Normen zu bilden, mislang und mit seinem Tode löste sich bald der Verband der hirschauer Klöster, den nur seine imponirende Persönlichkeit zu erhalten verstand. Zwietracht der Klöster und Mönche, Ehrsucht oder Schwäche seiner Nachfolger zerstörten sein Werk, die Leitung der päpstlichen Sache in Schwaben ging von Wilhelm auf den Bischof Gebhard von Konstanz über, die politische Bedeutung Hirschaus sank mehr und mehr, und im Gegenbischof von Metz, Theoger von St.-Georgen, starb der letzte große Abt der hirschauer Regel. Durch und im Investiturstreite mächtig geworden, hatten die Hirschauer eine Zeit lang das Klosterleben Deutschlands beherrscht, mit dem Ende des Streits aber zerfiel und endete auch ihre Macht. Giseke hat diese Verhältnisse in lebendiger und anregender Weise darzustellen gewußt, die alten Quellen sorgfältig benutzt und neue Bearbeitungen seines Stoffs gefällig beigezogen.

— Edwin Bormann's Dichtungen und Humoresken: „Schelmenlieder", „Mei Leibzig low' ich mir!" und „Herr Engemann oder Stiefelhelzer und Weltgeschichde", sind in den Verlag von Braun u. Schneider in München übergegangen. Desselben Autors „Leibz'ger Allerlei" erschien im gleichen Verlage vor kurzem in zweiter Auflage.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 27. October starb Friedrich Kapp, ein eifriges Mitglied der deutschfreisinnigen Partei; als Schriftsteller hatte er sich besonders einen Namen gemacht durch seine Werke über Nordamerika. Geboren am 13. April 1824 zu Hamm, studirte er 1842—45 in Heidelberg und Berlin die Rechte, betheiligte sich 1848 am Septemberaufstand in Frankfurt. Er flüchtete dann nach Paris, wo er Erzieher im Hause von A. Herzen war und in stetem Verkehr mit dem russischen Demagogen lebte, dem er auch nach Genf folgte. Im Jahre 1849 begab sich Kapp nach Neuyork: hier war er 1850—70 als Advocat thätig, zugleich ein eifriger Vorkämpfer des liberalen Deutschthums und Gegner der Secession. Im Jahre 1870 nach Berlin zurückgekehrt, wurde er 1871 in den Deutschen Reichstag und in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt; er gehörte der nationalliberalen Partei an, folgte indeß später den Secessionisten und machte auch den Uebergang derselben zur deutschfreisinnigen Partei mit. Er hatte in seinem ganzen Wesen etwas durchaus Sympathisches und Tüchtiges: seine Schriften haben eine klare und durchsichtige Fassung; wir erwähnen von denselben diejenigen, die sich auf ältere und neuere amerikanische Geschichte beziehen: „Leben des amerikanischen Generals F. W. von Steuben" (1858), „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika" (1861), „Leben des amerikanischen Generals Johann von Kalb" (1862), „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika" (1864), „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" (1. Bd., 1868), „Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika" (1871), „Aus und über Amerika, Thatsachen und Erlebnisse" (2 Bde., 1876). Gewiß eine reiche schriftstellerische Thätigkeit, welche besonders der Geschichte der Deutschen jenseit des Oceans gewidmet war. Vor mehrern Jahren wurde er vom Börsenverein der Deutschen Buchhändler beauftragt, eine Geschichte des deutschen Buchhandels abzufassen, und hat seitdem für dieselbe eingehende Vorstudien gemacht, deren Verwerthung wol seinem Nachfolger zugute kommen wird.

— Am 31. October starb auf dem Bahnhofe in Stuttgart ganz plötzlich an einem Herzschlage Albert Dulk, der sich als dramatischer Dichter, Reiseschriftsteller und Religionsphilosoph, in letzter Zeit auch als socialistischer Agitator einen Namen gemacht hat. Wir werden in einer „Literarischen Unterhaltung" auf den merkwürdigen Mann zurückkommen.

Berichtigung.

In dem Referat über „Dorothy Forster" in Nr. 44 soll es auf S. 702, Z. 13 v. o. heißen: „Henry Esmond" statt „The Newcomes".

Bibliographie.

Braun, Isabella, Lieb und Treu. Novellen-Büchlein. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Davyl, L., Glanzgäßchen Nr. 7. Ein Sensations-Roman. Deutsch von P. Heichen. 2 Bde. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 6 M.

Dewall, J. van, Die Erbtante. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1885. 8. 8 M.

Dorenwell, K., und A. Hummel, Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Nord-Deutschland. Unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben. 1ste Lfg. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. 60 Pf.

Egler, L., Fürstin Eugenie von Hohenzollern-Hechingen. Ihr Leben und Wirken. Festschrift bei Gelegenheit der Enthüllung des Höchstderselben gestifteten Denkmals in Hechingen am 4. September 1884. Hechingen, Walther. 8. 60 Pf.

Eickhoff, A., In der neuen Heimath. Geschichtliche Mittheilungen über die deutschen Einwanderer in allen Theilen der Union. New York, Steiger u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Gilles, F., Demokratie und Bismarck. Ein ehrliches Wort über das Recht auf Arbeit. Düsseldorf, Bagel. 1885. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Glogau, G., Grundriss der Psychologie. Breslau, Koebner. Gr. 8. 6 M.

Goerth, A., Einführung in das Studium der Dichtkunst. II. Das Studium der dramatischen Kunst. Leipzig, Klinkhardt. Lex.-8. 6 M.

Halm, Margarethe, Ein weiblicher Prometheus. Liebesroman aus der Gegenwart. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 6 M.

Hertling, Freih. v., Aufsätze und Reden socialpolitischen Inhalts. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kahnis, K. F. A., Ueber das Verhältniß der alten Philosophie zum Christenthum. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Khuenberg, Sophie v., Frost und Flammen. Gedichte. Leipzig, Liebeskind. Gr. 16. 2 M.

Kraus, C., Alte Geschichten vom Rheine. Novellen. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Castilia. Eine Novelle aus den Zeiten des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn. Mainz, Kirchheim. 8. 3 M.

Krause, G., Friedrich der Große und die deutsche Poesie. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 M.

Laddey, Emma, Tausend Wochen. Eine Geschichte für junge Mädchen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Laveleye, E. v., Die socialen Parteien der Gegenwart. Nach der 2ten Aufl. des Originals und mit Autorisation des Verfassers unter Mitwirkung von K. T. Eheberg ins Deutsche übertragen von M. Eheberg. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 4 M.

Leck, H., Deutsche Sprachinseln in Wälschtirol. Landschaftliche und geschichtliche Schilderungen. Mit einem Vorwort von Hedinger. Stuttgart, Aue. 8. 1 M.

Lufft, A., Das Schänzel bei Edenkoben in der bayerischen Pfalz oder die Entscheidung des Feldzuges am Mittelrhein im Jahre 1794. Mit 1 Plan. Karlsruhe, Braun. 1885. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Maurenbrecher, W., Geschichte und Politik. Akademische Antrittsrede, gehalten zu Leipzig 25. Oct. 1884. Leipzig, Brockhaus. 8. 60 Pf.

Ponsard, F., Horaz und Lydia. (Eine Ode des Horaz.) Lustspiel. Im Versmaass des Originals übertragen von A. Friedmann. Leipzig, Reissner. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Scharanz, C. Freih. v., Die Bekehrten. Ein Lebensgemälde. Mit einem Vorwort von F. W. Ebeling. 2 Bde. Leipzig, Böhme. 1885. 8. 7 M. 50 Pf.

Tiburtius, K., Kandidat Bangbüx. Stralsund, Bremer. 8. 3 M.

Ueberweg, F., Schiller als Historiker und Philosoph. Mit einer biographischen Skizze Ueberweg's von F. A. Lange. Herausgegeben von M. Brasch. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 8 M.

Wachenhusen, H., Ball-Elfe. Roman. 2 Bde. Teschen, Prochaska. 8. 6 M.

— — Der Herzenfresser. Roman nach der Erzählung der Prinzeß Dora. 3 Bde. Berlin, Janke. 1885. 8. 12 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung"
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).
Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze &c. &c. in Nr. 300 bis 306.

Von Berlin zum Congo. — Aus Madagascar. — Zur Lage in Aegypten. — Das ungarische Budget für 1885. — Die diesjährige Session des böhmischen Land zs. — Das Ergebniß der Reichstagswahl. — Zur Situation · · Ostasien.

Beiträge zur bayerischen Geschichtsliteratur. — Elias Lönnrot. (Nekrolog.) Von Dr. E. Albrecht. — Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Von A. Thiersch. — Eine neue Publication des Vereins für Reformationsgeschichte. Von Dr. G. Winter. — Ein ethnologisches Problem in Afrika. Von Dr. A. Peez. — Die Internationale Elektrische Ausstellung zu Philadelphia. (V.) — Das Problem vom Ursprung der Vernunft und seine Lösung. Von Dr. K. Bohsen. — Wiener Briefe. (CLXXXIII.) — Das deutsche Colonisationswerk in Palästina. — Die Memoiren des Barons de Vitrolles. — Zur Geschichte der staatssocialistischen Bewegung in Deutschland. Von Dr. M. Ströll. (I.) — Die Musik in der Gegenwart als Hülfsmittel der Erziehung. Von Dr. A. Reißmann. — Neues aus der Kasseler Gallerie.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Budgetwirren. Kornzölle und Brotpreise. Handelsverhältnisse. Die ägyptische Staatsschuldordnung. Panamá-Kanalbau.) — Die Handelsverträge Deutschlands.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch der

Handels-Correspondenz
Französisch-deutsch und deutsch-französisch.

Eine Sammlung von kaufmännischen Musterbriefen und Formularen, mit grammatikalischen und sachlichen Erläuterungen.

Von
Carl Wagner.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Mit Hülfe dieses nach einer durchaus praktischen Methode verfaßten Lehr- und Handbuchs, das dem Lehrer wie dem Schüler gleich gute Dienste leistet, ist jeder genügend Vorbereitete im Stande, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem fertigen französischen Correspondenten heranzubilden.

In demselben Verlage erschien:

Wagner, Carl. Lehrbuch der Handels-Correspondenz Englisch-Deutsch und Deutsch-Englisch. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von **O. Meißner** in Hamburg:

Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else.

Von J. von Wildenradt.

Zweite Auflage.

24½ Bogen 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark.

Diese Dichtung steht dem besten, was in der Neuzeit bei uns der culturgeschichtliche Roman geleistet hat, an innerm Gehalte gleich; sie überragt diese Romane durch die reinere und höhere Kunstform. „Roman-Ztg."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Mittheilungen der

Riebeck'schen Niger-Expedition.

I. Ein Beitrag zur Kenntniss der Fulischen Sprache in Afrika. Von **Gottlob Adolf Krause.** Mit einer Kartenskizze. 8. Geh. 4 M.

II. Proben der Sprache von Gehāt in der Sáhăra mit haussanischer und deutscher Uebersetzung. Von **Gottlob Adolf Krause.** Mit einer Kartenskizze und Facsimiles. 8. Geh. 4 M.

Die von Dr. Emil Riebeck in Halle ausgerüstete Expedition hat die Aufgabe, die Gebiete des Niger, Binuë und Tsade vornehmlich in linguistischer und ethnographischer Beziehung zu erforschen. Mit vorliegenden Schriften beginnt die Veröffentlichung der von den Mitgliedern der Expedition eingesendeten Berichte über die Ergebnisse ihrer Thätigkeit in Afrika.

Schriften von Robert Avé-Lallemant.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858.

Zwei Theile. 8. Geh. 13 M.

Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859.

Zwei Theile. 8. Geh. 11 M. 40 Pf.

Diese beiden Reisewerke von Dr. med. Avé-Lallemant, der am 10. October d. J., 72 Jahre alt, in seiner Vaterstadt Lübeck gestorben ist, haben ihrerzeit verdientes Aufsehen erregt und stehen noch jetzt als werthvolle Beiträge zur wissenschaftlichen Reiseliteratur in hoher Geltung.

(Mit Beilagen von: **Ls. Ehlermann** in **Dresden** und **F. A. Brockhaus'** Weihnachtskatalog 1884.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 20. November 1884.

Aus Tibet, Ostindien und Texas.

1. Reisen in Tibet und am obern Lauf des Gelben Flusses in den Jahren 1879 und 1880 von N. von Prschewalski. Aus dem Russischen frei in das Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von Stein-Nordheim. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. Jena, Costenoble. 1884. Gr. 8. 8 M.

Ein drittes mal machte sich der unermüdliche russische Oberst N. von Prschewalski im Frühjahr 1879 nach Centralasien auf. Diesmal gedachte er das früher nicht erreichte Ziel seiner Sehnsucht, das durch abergläubischen Unverstand gegen die Außenwelt verschlossen gehaltene Tibet zu erreichen und den Eintritt zu erzwingen. Mit zwei jüngern russischen Offizieren, die sich der botanisch-zoologischen Forschung und Sammlung, auch der Skizzirung von Gegenden, Volkstypen, interessanten Pflanzen und Thieren widmeten, und mit zehn vorsorglich in Bezug auf ihre Befähigung zu einer so beschwerlichen Expedition ausgesuchten Soldaten brach der Oberst mit einem militärischen „Vorwärts“ wie zu einer kleinen Recognoscirung zu Pferd auf nach der russisch-chinesischen Grenze, und als eine „wissenschaftliche Recognoscirung von Centralasien“ bezeichnet er selbst seinen wieder so ausgezeichnet erfolgreichen Zug, der ihn zwar nicht in die Residenz des Dalai Lama nach Lasa führte, aber doch durch die Dsungarei, die Gobi-Wüste, über die hier so weit auseinanderweichenden Riesenketten des Kuenlun-Systems mit dem wunderbaren Lande der Salzsümpfe, Zaidam, bis tief hinein nach Nordtibet; dort an weiterm Vordringen durch die unglaubliche Engherzigkeit der jammervollen Priesterregierung Tibets schnöde verhindert, ist dann die kleine Karawane der heldenmüthig ausdauernden Männer nordostwärts abgeschwenkt nach dem Becken des großen salzigen Kukusees und hat von dort den Heimritt angetreten.

In seiner schlichten Schreibweise, welche den energischen Militär kennzeichnet, hat der ruhmreiche Führer der Expedition dieselbe wiederum selbst dargestellt. Und von diesem russischen Original liegt uns hier eine meist ohne Anstoß lesbare Verdeutschung in einem vorzüglich (auch mit den Holzschnittbildern des Originals) ausgestatteten mäßigen Octavband vor.

Der Winter brach schon herein, als Prschewalski mit den Seinen die riesenhohen Flächen Tibets, dieses höchsten Landes der gegenwärtigen Erdbildung, betrat. Auf diesen Plateaux von mehr denn 4000 Meter Mittelhöhe, wo selbst zur Sommerzeit oft Orkane wie auf dem Meere wüthen, wurde jetzt der stürmische Luftstrom fast überwältigend. Die öde Natur der Gegend zeigte ihre furchtbarste Miene: nichts als kahler Fels, höchstens kümmerliches blattloses Gestrüpp oder vergilbtes Gras, soweit das Auge reichte; der Sturm ließ den Schnee nicht liegen, oder letzterer zerschmolz während kurzer Mittagsfrist im Strahl der (wegen äußerster Luftverdünnung) wirkungsvollen Sonne. In nordafrikanischen Breiten, unter denen ja auch Nordtibet liegt, konnte man sich der Kälte wegen nicht mehr Gesicht und Hände waschen, das Quecksilber im Thermometer erstarrte, die Kälte sank also unter — 40° C. Pilgerstäbe, thönerne Theetassen und Beutel voll Thee lagen als letzte Spuren umgekommener frommer Mongolen, die gen Lasa pilgern wollten, am Wege, — ihre Gebeine waren längst von Raubvögeln in den Felsenhorst verschleppt.

Der Blick fällt auf die unglücklichen Bewohner dieses letzten Kirchenstaats der Erde. Prschewalski vergleicht ihre Physiognomie derjenigen der Zigeuner; indessen die beigefügten Bilder lassen diesen Vergleich als nicht recht zutreffend erkennen. Die Gesichter sind mongolisch, mit ganz flachem Nasensattel, breiter Nase; das straffe schwarze Haar hängt auf die Schultern. Die Statur ist namentlich bei den Frauen durchgehends klein, die Haut bräunlich; Putz aus

Metall und Edelsteinen wird viel getragen, aber alles starrt von Schmuz.

Auch außerhalb des lasterreichen Bonzensitzes Lasa steht die Sittlichkeit in Tibet auf niedriger Stufe:

Es ist allgemeine Sitte, daß drei bis vier Männer nur eine gemeinschaftliche Frau besitzen und friedlich miteinander leben. Die Tibetaner erklärten uns, daß dies aus ökonomischen Rücksichten geschehe. Das Weib ist für Geld sehr freigebig mit jeglicher Gunstbezeigung. Die Männer machen dagegen keinerlei Einwendungen. In welcher Weise das Familienleben darunter leidet, läßt sich denken. Im übrigen arbeiten die Weiber gleich den Männern. Die Begrüßung besteht in Neigung des Kopfes und Hutabnehmen. Als Zeichen der Verwunderung zupfen sie sich an der Wange. Beim Sprechen gesticuliren sie viel mit den Händen. Jeder Finger hat seine Bedeutung. Die Männer rauchen Taback, die Frauen nur selten. Branntwein ist ihnen unbekannt. Trunkene kommen nicht vor. Jeder Tibetaner hat seine eigene Tasse und seinen eigenen Speisenapf und würde es für ein großes Unglück, ja eine Sünde halten, wenn ein anderer sich dieser Geräthe bediente. Sie tragen ihre Tassen meistens als Putz auf der Brust hängend. Sie sind häufig aus Silber verfertigt. Ihre Todten werfen sie auf das Feld, den Wölfen und Geiern zur Beute.

Die fast blödsinnig zu nennende Verweisungsurkunde aus dem innern Tibet: „weil Tibet ein Land des Glaubens ist", gegeben „im Jahre der Erde und des Hasen in der dritten Zahl des elften Mondes", wurde in Empfang genommen. Männlich sich ins Unvermeidliche schickend, überschreitet der Oberst von neuem die eben vorher gen Süd passirte Tomlakette. Ein Rasttag gibt da gute Gelegenheit zur Jagd auf das Chailyk, das Felsenrebhuhn, das so groß ist wie eine Auerhenne und allein die wildeste Alpenwelt (bis zur Höhe unsers Montblanc) bewohnt, der Kälte und der ätherdünnen Luft sich freuend. Hier ein hübsches Bild dieser Jagd:

Der Jäger sitzt beutelustig im Hinterhalt. Sein Auge verfolgt mit Ungeduld das herrliche Schauspiel der einem feurigen Ball gleich langsam am westlichen Horizont verschwindenden Sonne. Schon breitet sich die Dämmerung über das Thal aus, nur die hohen Berggipfel leuchten noch im rosigen Widerschein. Doch auch diese verblassen. Todtenstille herrscht ringsumher, der Jäger horcht mit gespannter Aufmerksamkeit auf jeden Laut, auf jeden Ton. Jetzt hört er Flügelschlag; ist das die heimkehrende Chailyk-Familie? Nein, er hat sich getäuscht — es war ein einsamer Adler, der sich im verspäteten Fluge seinem Horste naht. Jetzt hört er den wohlbekannten Schrei, und wirklich, dort kommt die ganze Kette an! Schwerfällig flattern sie einher. Nun setzen sie sich auf einen nahen Abhang. Dem Jäger schlägt das Herz erwartungsvoll, naht doch jetzt der sehnsüchtig erwartete Augenblick. Der Jäger bewegt sich nicht; er sitzt wie aus Stein gehauen. Nun hat sich die Kette gesammelt, sie laufen ihrem heimischen Lager zu und gerade dem Jäger in den Schuß hinein. Da blitzt es in der Dunkelheit zweimal auf. Laut dröhnt zwischen den Bergen der Doppelschuß. Die Chailyk fahren erschrocken zurück. Es dauert fünf bis zehn Minuten, die Kette hat sich wieder gesammelt, sie gewahrt in der Dunkelheit keine Gefahr, wieder ertönt ein Lockruf, und die ganze Kette trippelt denselben Weg einher. Der Jäger sieht nichts, er muß auf gut Glück in die Richtung, aus welcher er den Lockruf vernommen, hineinfeuern; dann sucht er sich seine Beute und kehrt vergnügt und triumphirend in das Lager zurück, wo ihm schon von weitem das gastliche Feuer entgegenleuchtet.

So wechseln spannende Schilderungen kleiner Reiseepisoden mit scharfumrissenen Skizzen von Land und Leuten ab; viel an neuen Einzelheiten fällt namentlich für die Thierkunde ab: es sei hier nur der Nachweis des „wilden Pferdes" der Dsungarei, der weiten Verbreitung des Wildlings der zweihöckerigen Kamelart und des Vorkommens des wilden Yacks in Tibet erwähnt, welcher nach dem Verfasser vom zahmen specifisch verschieden ist. Jeder aber, Laie wie Fachmann, wird sich bei der Lektüre erfrischt fühlen durch die ungeschminkte Naturtreue, mit der hier so bescheiden erzählt wird von einem Wanderzug voll großartiger Kühnheit und heroischer Ausdauer, im Dienste strenger Forschung und doch voll von fröhlicher Weidmannslust.

2. Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer. Nach den Reisen der Brüder Schlagintweit und anderer neuerer Forscher dargestellt von W. Werner. Mit 12 Landschaften in Tondruck und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Jena, Costenoble. 1884. Gr. 8. 11 M.

Das große vierbändige Werk des am 19. Januar 1882 der Wissenschaft allzu früh entrissenen Hermann von Schlagintweit: „Reisen in Indien und Hochasien", ist in diesem stattlichen, auch gut illustrirten Bande von geschickter Hand für einen größern Leserkreis derart umgearbeitet worden, daß mit Ausscheidung des unwesentlichern Details alle Hauptzüge und alle die fesselnden Schilderungen, welche jenes umfangreichere und demgemäß weit kostspieligere Reisewerk darbietet, darin zusammengefaßt und aus einigen allerneuesten, Indien betreffenden Arbeiten ergänzt wurden. Offenbar ein recht zweckmäßiges Unternehmen!

Verweilen wir an der Hand dieses Buchs einige Augenblicke in Bombay, der Rivalin des jungen Emporkömmlings Kalkutta in Bezug auf den Ruhm, Südasiens volkreichste Stadt zu sein. Die englische Krone erhielt Bombay als Heirathsgut der Gemahlin Karl's II., der Infantin Katharina von Portugal, 1661, aber schon wenige Jahre später wurde es an die Ostindische Handelsgesellschaft abgetreten gegen eine Rente von — 10 Pfd. Sterl., also 200 Mark unsers Geldes! Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Verwaltung der Krone mehr kostete als ihr der Platz einbrachte. Wie hat sich das mit dem erstaunlichen Aufschwung des indisch-europäischen Handelsverkehrs in unserm Jahrhundert geändert! Vornehmlich ist es die Baumwollausfuhr, welche Bombay, die Hauptverladungsstelle dieses wichtigsten Erzeugnisses Indiens für den Welthandel, emporgebracht hat; nur Neuorleans übertrifft hierin noch Bombay.

Die interessante Stadt liegt am Südufer der Bombayinsel, einer Küsteninsel nahe vor dem Festland von etwas mehr als einer deutschen Quadratmeile Flächeninhalt. Zwei krebsscherenartig, aber ungleich lange, ziemlich genau südwärts ausgestreckte Landspitzen, in welche nach dieser Richtung die Bombayinsel ausläuft, schließen den mächtigen Halbkreisbogen beiderseits ab, mit welchem die Inselküste den ausgezeichneten Hafen von Bombay umfängt.

Das Fort der Stadt Bombay ist von ansehnlichen Häusergruppen in europäischem Stil umgeben, die sich gen Südwesten in die kürzere jener beiden Landspitzen, die mit Malabar-Point schließt, als vornehme Villenstadt fortsetzen; östlich vom Fort liegt Blacktown, d. h. die schwarze Stadt, der Hauptwohnsitz der Eingeborenen, von noch ganz ursprünglichem Charakter der Bauweise:

Welch ein buntes Leben bergen diese indischen einfachen Häuser in den dicht aneinandergereihten Läden, die offen einen vollständigen Ueberblick gewähren. Mit lautem Rufen preisen die eingeborenen Verkäufer ihre mannichfachen Waaren an und ergänzen das farbige Bild hier durch bunte Trachten in lebhaften Farben, während dort durch die vorüberwogende, halbnackte Menge zwischen den eleganten europäischen Wagen der vornehmlich von Parsis benutzte Ochsenkarren drängt, dessen zierliche, höckerige Büffel mit Gewandtheit, wenn auch mühsam, doch immerhin schnell genug in den engen Straßen sich die Wege bahnen. Aber auch noch im westlichen Theile der Stadt schmiegen sich die ebenerdigen Hütten der Eingeborenen zwischen die prächtigen Villen, unter dem üppigen Grün verschiedenartiger Palmen malerisch gelagert, und die Höfe bieten ein buntes Bild von nackten Kindern, reichgeschmückten Frauen, braunen Männern, indischen Büffeln, Pferden und Hunden, hier und da auch ein in Gefangenschaft gehaltener Affe, in wunderlichem Gemisch. Besonders am Abend, wenn der europäische Theil der Stadt bereits in vornehmes Schweigen oder stilles Träumen versinkt, hämmert, pocht, feilt es noch in den Werkstätten und Verkaufsläden der Inder, bis Mitternacht Auge und Hand durch Ermüdung unsicher macht, lugen lachende Frauengesichter aus den Fensteröffnungen neugierig nach dem Treiben auf den Straßen, ihre zierlichen Gestalten mit lustigen, leichten, buntfarbigen Gewändern bekleidet, Nasenflügel wie Ohrmuscheln und Schultern reich mit Silber- und Goldringen und Schmuck beladen, und erfreuen sich nach des Tages Hitze der erfrischenden Abendluft. Endlich erlöschen die Oel- und Gaslichter der emsig Arbeitenden; der Laden, nur mit einem Ausgange über dem Auslagetisch der Verkaufsgegenstände, wird mit Schiebethüren geschlossen, und mancher Eigenthümer sucht auf den breiten Steinstufen vor der verschlossenen Thür seine Ruhestätte. — Wenn auch die Gesichter der Eingeborenen die Europäer weniger anmuthen, so doch die Formen der tanzenden und singenden Hindukinder, unter denen sich vor allen die heranwachsenden Jünglinge durch vollendete Schönheit auszeichnen; und am Brunnen still weilende Frauengestalten, die dann den gefüllten Krug auf das Haupt heben und in elastischem Schritt, mit dem hochgehobenen Arm ihn stützend, dahinschreiten, mahnen sowie die Jünglinge an antike Bronzegestalten edelster Form.

Nicht durch ganz Indien ist das Klima so heißfeucht wie etwa in Ceylon, wo unserm Professor Haeckel selbst zur dortigen „trockenen" Jahreszeit der schwarze Frack im Reisekoffer geweißt wurde von unzähligen Tausenden kleiner Schimmelpilze im dichten urwaldähnlichen Zusammenschluß. Das mag eine kurze Stelle über das Fünfstromland des indischen Indusgebiets beweisen, welche mit einer merkwürdigen Beobachtung Schlagintweit's schließt:

Die selbst für Europäer, wenigstens in den Morgenstunden, kühle Jahreszeit beginnt Mitte bis Ende October mit klarem Himmel und seltenen Nebeln. Wenn auch bei Peschauer der Schnee beim Berühren des Bodens noch schmilzt, so kam es im Januar 1851 doch vor, daß zwanzig englische Meilen davon sich eine dicke Schneedecke weit verbreitete und auf Gräben halbzölliges Eis sich zeigte. Auch hier gewinnt man den Bedarf an Eis wie in Darjiling in kleinen Schalen des Nachts in der kühlen Jahreszeit. Letztere bietet in der Landschaft die schönsten Farbentöne. Das leuchtende Blau wird durch die tiefen Schatten bei dem hohen Sonnenstande gehoben. Grün findet sich ebenfalls in den Fluren nur zu dieser Zeit, wenn Winterregen ein schnelles Aufkeimen hervorrufen, besonders wenn das fallende Regenwasser eine höhere Temperatur zeigt als die Luft, was oft der Fall ist.

Am entgegengesetzten Ende der großen Halbinsel Vorderindien liegt das ewig grünende Ceylon, stets gefeuchtet von darüberwehender Seeluft, die zusammen mit der alltäglich zu Mittag im oder nahe am Zenith stehenden Sonne diese üppige Inselflora ernährt. Unser Verfasser gibt von dieser trotz Java immer noch berühmtesten Insel Asiens ein paar hübsche Schilderungen nach Haeckel's „Indischen Reisebriefen":

Trotz der überaus alten Cultur des Landes zeigt sich der Charakter der Tropenwelt in ihrem Einflusse auf die Ansiedelungen und Lebensweise der Menschen heute noch so mächtig wie in alten Zeiten, und Pflanzen- wie Thierwelt haben an Ueppigkeit bisjetzt weder verloren noch sich vom Menschen zurückdrängen lassen. . . . Alle größern Orte verlieren sich in weitgestreckte Vorstädte und diese in oft stundenlange Dörfer, deren einzelne Hütten von einem ihre Bewohner ernährenden Stück Garten oder Feld umgeben sind oder sich im Walde verlieren, sodaß eine Begrenzung der Ortschaften fast nirgends zu erkennen ist. Vor allem ist der südwestliche Theil an der flachen Küste entlang gut bebaut und dicht bevölkert, sodaß von Colombo weit über Matura hinaus bis zur Südspitze sich eigentlich nur eine ununterbrochene Ortschaft von indischen Hütten in Fruchtgärten und Cocoswald hinzieht, die nur hier und da von Dschungeln durchsetzt ist. Wie in einem Paradiese lagern die niedern braunen Hütten, beschattet von Brotfrucht und Mangobäumen, von Cocos- und Areiapalmen, und sollten deren Früchte nicht ausreichen, so bieten Pisanggebüsche das Fehlende; großblätterige Caladien und Ricinus, dessen Früchte Oel in Fülle liefern, umrahmen sie, abwechselnd mit zierlichen Papajabäumen, und auf dem Boden noch gedeihen niedere, nutzbare Stauden. Vor der offenen Hütte aber lagert auf bequemer Bank der träge Bewohner im Nichtsthun hingestreckt und verträumt seine Zeit inmitten der ewig grünen Natur, wenn nicht das Ordnen und Säubern seines langen schwarzen Haares ihn in Anspruch nimmt.

3. Humoristische Reise durch Texas von Galveston bis zum Rio Grande. Von A. E. Sweet und J. A. Knox. Aus dem Englischen von R. Teuscher. Mit 167 Illustrationen im Text und 10 Holzschnitttafeln. Jena, Costenoble. 1884. Gr. 8. 10 M.

In jovialer Weise sind hier an den Faden einer Kreuz- und Quertour durch Texas lose angereihte Genrebilder über das gesellschaftliche Leben dieses großen Südweststaats der Union entworfen, der bis gegen die Mitte unsers Jahrhunderts zur Nachbarrepublik Mexico gehörte. Das wundersame Conglomerat von neu „aus den Staaten" (wie man hier immer noch die alten Nordoststaaten der Union nennt) Hereingewanderten, Nachkommen der mexicanischen Creolen, von Negern, Indianern, allerhand europäischen Ansiedlern gibt, ebenso wie das politische Treiben dieser texanischen Welt, viel Stoff zu Charakterbildern, die denn auch den beiden Verfassern recht hübsch gelungen

sind. Wer das Buch nur durchblättert, könnte angesichts der oft in Caricaturen sich gefallenden Holzschnittbilder oder der reichlich (aber stets mit naturwüchsigem Humor) eingestreuten Stilblüten à la Wippchen aus den „Wespen" in die Meinung verfallen, es werde hier nur eitel Kurzweil getrieben, es handle sich um einen nur ungewöhnlich dicken Band des zweideutigen Gelichters von „Eisenbahn-Lektüre". Indessen es steckt manch guter Kern in der absichtlich burlesken Hülle, manch ernsthafter Gedanke zum Schirm der Wahrheit, zur Geiselung von Misständen, zur Demaskirung gleisnerischen Scheins unter dem bunten Harlekinsgewande.

Das verlotterte Spanierthum ragt noch mit seltsamen Ueberresten in die neuamerikanische Aera von Texas herein. So heißt es von dem Städtchen San-Antonio (mit etwa 20000 Einwohnern, einer der größern Ortschaften des noch nicht mit Großstädten versehenen Texas):

Die alte und neue Zeit stehen hier in heftigem Contrast: hier ein mexicanischer Jakal, mit Lehmmauern und Strohdach; auf der andern Seite der Straße die palastähnliche Wohnung eines amerikanischen oder deutschen Kaufmanns mit ihrer Umgebung von Blumen und Springbrunnen. Eine schmale und krumme Gasse wird von einer breiten, mit Bäumen besetzten Fahrstraße durchschnitten, wo die Kutsche des feingekleideten Amerikaners sich mit einem zerlumpten mexicanischen Eselsgefährt kreuzt, dessen Modell auf zweihundert Jahre zurückreicht. Weiterhin sehen wir ein Theater für Hahnenkämpfe in demselben Häuserviertel mit der Methodistenkirche, während in unsern Ohren das Kreischen der mexicanischen Carretas sich mit dem Rasseln der Eisenbahnwagen mischt.

Drastisch, aber nicht ungerecht lautet das Urtheil über die einstmaligen Herren von Texas, die es zufolge der weltgeschichtlichen Gerechtigkeit (schlichter gesagt, zufolge des nie parteiischen Ergebnisses des „Kampfs ums Dasein") fürder nicht verdienten, die Herren zu spielen:

Der Durchschnitts-Mexicaner hat einen Widerwillen gegen alles, was körperliche Anstrengung erfordert; er ist sehr weichlich, außer wenn jemand hinter ihm drein reitet, oder beim Essen. In diesen beiden Fällen entwickelt er überraschende Thätigkeit, sonst zieht er sein „dolce far niente" bei weitem vor. Er hat nichts von dem Kampfesmuthe der alten Spanier, obgleich man ihn immer noch einen Spanier und Hidalgo nennt. Das erinnert mich an die alte cubanische Münze, welche nur funfzehn Cents werth ist, obgleich sie noch immer ein Dollar genannt wird. Die Mexicaner in Texas sind sehr faul, aber immer zufrieden und vergnügt; sie ertragen geduldig die Verachtung des stolzen Angelsachsen und steigen nachts über seinen Zaun, um seine Hühner zu stehlen.

Die weit gedehnten Grasfluren unter dem einen nordischen Winter nicht kennenden Himmel von Texas gestatten eine gewinnreiche Viehzucht. Nicht einzig steht der Fall eines gewissen Harris da, welcher sein Geschäft 1856 mit 150 Kühen anfing und 1872 bereits deren 60000 Stück im Werth von 300000 Dollars besaß, außerdem aber von seinem Geschäftsgewinn einen auf 35000 Dollars geschätzten Grundbesitz in derselben Frist von 16 Jahren erworben hatte. Harris gehörte freilich zu den schneidigen Yankees, welche echt „nordamerikanische" Energie aus deren Wiegenstätte, dem Nordosten der Union, nach Texas bringen, wo es auch angeht, ein gemächlicheres Dasein als Viehwirth auf gut Spanisch zu führen, wennschon mit gar viel schwächerer Rente vom Geschäft, als es unsere Verfasser in folgendem Contrastbild malen:

Der Landmann von Vermont steht vor der Sonne auf an einem kalten Wintermorgen. Seht ihn zitternd nach dem Stalle gehen, Mais zu schälen, gefrorene Rüben zu schneiden; er zerbricht das Eis auf seinem Wassertrog mit der Axt. Mit Besorgniß sieht er den Haufen Futter, zu dessen Erzeugung er in der andern Jahreszeit so schwer gearbeitet hat, so schnell abnehmen, daß er fürchtet, den Winter über nicht damit auszukommen. Dann stellt euch den Texaner vor. Er steht um neun Uhr auf und spaziert in Hemdsärmeln ums Haus. Er tritt in den Garten und holt sich eine Rose für sein Knopfloch, während das Frühstück bereitet wird. Die Milchkühe haben sich verspätet, darum trinkt er seinen Kaffee schwarz, und obschon er tausend Stück Vieh zu besorgen hat, denkt er, sie können für sich selbst sorgen, und geht in den nächsten Kaufladen, mit Hufeisen nach dem Ziel zu werfen oder sündliche Spiele um die Zeche zu spielen. Er geht nicht nach seinem Stall, den ganzen Morgen zu arbeiten: er hat keinen Stall und sagt, er brauche keinen. Er schneidet keine Rüben, denn er hat keine. Brauche keine — sagt er — Gras ist gut genug für das texaner Vieh.

Raubsüchtige Indianer treiben noch heute ihr Wesen in Texas; sie begehen manche Mordthat an den Poststraßen, so sehr es die von der Unionsregierung bestellten Indianer-Agenten ableugnen, die wohl zur selben Zeit, wo ihre Schutzbefohlenen auf Raub ausgezogen, volle Rationen buchen, als hätten sie ihnen dieselben im Fort ordnungsmäßig geliefert; „eine hinreichende Erklärung für diejenigen, welche nicht begreifen können, daß ein Indianer-Agent 30000 Dollars jährlich zurücklegen kann, während sein Gehalt noch nicht 6000 beträgt".

In einer Unterhaltung, welche ich mit General Ord hatte, erhielt ich viele interessante Nachrichten über die Behandlung der Indianer, als er in Colorado, Oregon, Neumexico, Californien und andern Staaten und Territorien stand, wo er reichliche Gelegenheit hatte, das Verfahren der Indianerverwaltung zu beobachten. General Ord sprach sich heftig über die Schlechtigkeiten und Leiden aus, welche die Indianer von unwissenden oder schlimmer als unwissenden Agenten zu erdulden haben. So gibt es z. B. an der Küste des Stillen Oceans Indianer, welche nur von Fischen und von Walfischspeck leben; der einzige Pflanzenstoff, den sie genießen, ist eine Art Seetang, den sie auch zur Aufbewahrung für den Winter zuzubereiten wissen. Sie sind ans Meer gewöhnt und fürchten die Kälte nicht. Sollte das Land von jemand für Berg- oder Ackerbau begehrt werden, so würde es nicht lange dauern, und man würde diese fischessenden Indianer nach irgendeiner Reservation im Innern transportiren und bei kargen Rationen und saurem Mehl verhungern lassen. Eine andere Unthat bestand darin, daß man einen schwachen Stamm auf dieselbe Reservation mit einem starken ihm feindlichen versetzte, obgleich man wohl wußte, daß die Schwächern bald ausgerottet werden würden. General Ord erwähnte einen Fall aus Californien, wo die Indianer vom Fischen leben sollten, aber nicht eine einzige Fischangel erhielten. Zum Ersatz baute man ihnen eine Kirche für 15000 Dollars, als sie schon am Aussterben waren. Bei dieser Art, die Indianer zu behandeln, kann man sich nicht wundern, wenn sie die Reservationen verlassen und Räubereien begehen, um Nahrung zu suchen; ja sie sind dazu gezwungen, um nicht Hungers zu sterben.

Die Negersklaverei gehört jetzt natürlich auch in Texas zu den gewesenen Dingen. Aber — der Durchschnittsneger versteht leider unter Freiheit nur die Befreiung von Arbeit. Die ältere Generation, die noch im unfreien Zustand an Arbeit gewöhnt worden war, ist ungleich besser als die in der Freiheitszeit aufgewachsene. Hören wir ein lehrreiches Zwiegespräch zwischen dem Verfasser und einem alten Neger an der Straße bei Richmond (im Fort Beat-Bezirk):

„Wie findet Ihr die Zustände jetzt im Vergleich mit sonst, vor der Emancipation?“ — „Die Zeiten sind verdammt knapp jetzt, Herr, wahrhaftig. Ein Schwarzer muß sich gewaltig plagen jetzt, um durchzukommen, und den Weißen geht es jetzt auch nicht so glänzend wie sonst. Der Wechsel ist für sie noch schlimmer gewesen als für den farbigen Mann.“ — „Wie geht das zu, Onkel?“ — „Seht, Herr, wenn Ihr gewohnt gewesen wäret, in Eurer Kutsche zu fahren und Neger zur Bedienung zu haben, so würde Euch das besser gefallen, als auf einem Maulthier zu reiten und eine Ecke Eures Baumwollenfeldes selbst umzuhacken, während Ihr sonst funfzig Neger beaufsichtigtet. Selbst Schweine sind für das weiße Volk jetzt eine wichtige Sache, und sie machen einen Teufelslärm, wenn sich eins ihrer Hühner unter die des Negers verläuft und aus Versehen geschlachtet wird. Ja, Herr, die Zeiten sind hart; sie haben sich geändert, Herr, so wahr als Ihr geboren seid.“ — „Nach Euren Reden sollte man glauben, Sklaverei wäre besser als Freiheit. Ihr wünscht Euch doch nicht gar die alten Zeiten zurück?“ — „O nein, junger Herr, ich weiß, es ist besser für das junge Volk, daß sie frei sind, aber für mich — ich wollte lieber, wenn es dem lieben Gott gefiele, meine Victualien aus des Herrn Küche holen, als mich selbst um meine Nahrung quälen, wie ich jetzt muß.“ — „Aber glaubt Ihr denn, Onkel, daß die Zeiten sich bessern werden, daß die junge Generation der Farbigen mit der Zeit vorwärts kommen wird und daß . . .“ — „Verzeiht die Unterbrechung, Herr, aber die junge Generation der farbigen Leute geht zum Teufel, so schnell sie kam, ja Herr, das ist wahr. Ich bin kein Philosoph, aber ich habe die Sache überlegt, und dieser alte Schwarze hier weiß was er sagt, so sicher, als Ihr einen Fuß hoch seid. Die Neger aus der alten Zeit haben nicht viel Verstand, aber sie sind ehrlich und die meisten davon arbeiten; aber das junge Volk ist der elendeste Schund. Bei meinem Leben, Herr, die kümmern sich um nichts als um Politik und Branntwein. Die Jungens arbeiten nicht, außer so viel sie zum Schnaps brauchen, und ich sage, das ist eine schlechte Freiheit, die dem Manne erlaubt, für das Geld Schnaps zu kaufen, womit er seine Frau und Kinder erhalten sollte. Das sage ich!“

Der alte Mann stand auf der staubigen Straße, auf einen krummen Stock gelehnt, seinen Hut in der Hand, und seinen kahlen Kopf umgab eine Franse weißer Wolle, die in der Sonne glänzte. Ueber den Gegenstand hatte er offenbar viel nachgedacht und sich ohne Zweifel darüber betrübt.

Zu guter letzt lenken wir unsere Schitte nach Westtexas, nach der deutschen Colonie Braunfels:

Als wir noch acht oder zehn Meilen von Braunfels waren, fing der Weg an, zwischen Zäunen hinzulaufen. Das ganze Land in einem Radius von zehn Meilen, Neu-Braunfels als Mittelpunkt genommen, ist bebaut. Hier sind die schönsten Farmen und die vollkommenste Bodencultur, welche in Texas zu finden ist. Ueberall erscheinen Zeichen deutschen Fleißes, die Zäune sind entweder aus gutem, starkem Holz oder aus Stein. Gut gebaute Häuser, Ställe und Scheunen sieht man auf jeder Farm; nichts geht verloren, Stroh und Futter wird aufbewahrt, der Dünger wird gesammelt und in die Gärten geschafft, und die Steine aus den Feldern zusammengetragen zur Verbesserung der Straßen. Wo wir auch in Texas an einer Farm vorbeikamen, waren wir nie in Zweifel, ob der Eigenthümer ein Deutscher sei oder nicht. Wenn wir eine Farm antrafen mit guten Zäunen, Thoren, die nicht am Boden hinschleiften, ungewöhnlichen Ackerwerkzeugen unter einem Dach, einem Brunnen im Hofe, Obstbäumen und Gemüsebeeten hinter dem Hause, Heuhaufen für Winterfutter und Fensterläden, welche jedenfalls durch Localkünstler in strahlenden Farben bemalt waren — einstimmiger Ausspruch: „Deutsche“. Es ist schwer, die Deutschen in Westtexas zu sehr zu loben; sie haben das Land zu dem gemacht, was es ist. Sie liefern einen schwachen Beitrag zu den Verbrechen, während sie einen starken Antheil an den Steuern tragen, ganz außer Verhältniß mit ihrer Anzahl. Sie erziehen ihre Kinder auf eigene Kosten, wenn der Staat sich weigert es zu thun. Sie achten die Rechte anderer, und Roheit und Gewaltthätigkeit ist in den deutschen Ansiedelungen so gut wie unbekannt.

Das klingt nicht übel aus dem Munde eines unparteiischen Amerikaners! Hoffentlich treten wir nun endlich in die Zeit ein, wo diese vortrefflichen Eigenschaften deutschen Fleißes, deutschen Ordnungssinnes, deutscher Sparsamkeit in überseeischen Landen nicht wie bisher allein fremden Nationen zu gute kommen, sondern deutsche Reichscolonien erstarken machen! Alfred Kirchhoff.

Romane und Novellen.

1. Seine Schwester. Von M. von Walcheren. Aus dem Holländischen übersetzt. Gotha, F. A. Perthes. 1883. 8. 7 M.

Dieser holländische Roman gehört zu den trefflichsten Werken der nordischen Literatur, die, aus ihrem bescheidenen Sprachenkreise heraustretend, seit ungefähr einem Jahrzehnt sich der lebhaften Theilnahme des deutschen Publikums erfreut. Der Autor schildert die Geschichte einer Ehe, die eine entsetzliche bürgerliche Tragödie vor unsern Augen entrollt, um dann in wehmüthigem Tone auszuklingen. Ewald van Duyn, der Liebling seiner Familie und der kleinen Stadt, wo sich zum großen Theil die Begebenheiten abspielen, verliebt sich im Ungestüm der Jugend in die reizende Agnieta Reynolds und schließt mit ihr den Bund für das Leben. Die Ehe beginnt mit einem ungeheuerlichen Betrug, den Ewald's Lieblingsschwester Marianne ahnt, aber nicht enträthseln kann. Agnieta ist ein untergeschobenes Kind, sie weiß von dem Verbrechen, das begangen wurde, um dem rechtmäßigen Besitzer ein großes Vermögen zu entreißen, ist aber zum Geständniß zu feig. Sie zittert vor dem Gedanken, daß durch ein offenes Bekennen der Schuld der Geliebte ihr verloren gehen könnte, und muß zur Wahrung des Geheimnisses die Bande zwi-

schen Bruder und Schwester zerreißen und zuletzt durch eine hinterlistige Verleumdung das Liebesglück ihres Stiefbruders Otto Reynolds und Mariannens zerstören. Ewald van Duyn ward im Laufe der Jahre ein tüchtiger Advocat; er erwarb sich die Liebe und Achtung seiner Mitbürger und hat alle Aussicht, demnächst in die Kammer gewählt zu werden. Da wird plötzlich durch den einzigen Mitwisser, einen Verwandten Agnieta's, das Geheimniß enthüllt, Ewald's Abgeordnetenmandat ist verloren, seine bürgerliche Stellung erschüttert. Er verläßt Familie und Vaterland, erstattet das ganze Vermögen zurück und geht als Bettler nach Indien. Dort trifft er Otto Reynolds, der, an der Geliebten verzweifelnd, in die Welt gegangen war und nun, über die thatsächlichen Verhältnisse unterrichtet, den Tag der Rückkehr kaum erwarten kann. Sie ziehen heimwärts, und Ewald kommt noch gerade zur rechten Zeit an, um die schwer büßende Gattin auf dem Sterbebett zu versöhnen. Mit der Verbindung Mariannens und Onno's nach bittern Jahren der Entsagung endet der Roman.

Aus diesem kurzen Abriß, der selbstverständlich nur die Haupthandlung und auch diese nur in aller Kürze wiedergibt, wird der Leser ersehen, daß man es hier nicht mit einem Werk zu thun hat, wie sie alljährlich zu Hunderten entstehen und vergehen. Die Gefahr, aus dem Stoff eine Geschichte voll entsetzlicher Verbrechen und heimtückischer Intriguen zu schaffen, wie das mit Vorliebe in englischen Romanen geschieht, lag sehr nahe. Sie wurde in geschickter Weise dadurch umgangen, daß Marianne, die Schwester des getäuschten Gatten, die Heldin der Erzählung ist. Wie schon der Titel „Seine Schwester“ besagt, wird die schwesterliche Liebe zum Bruder der eigentliche Gegenstand der Untersuchung. Dies geschieht in einer von jeglichem fremden Einfluß freien Behandlung, wie sie wol äußerlich erschütternder, aber darum nicht wahrhaftiger gedacht werden kann. Die Aufgabe war um so schwerer und das künstlerische Behagen an dem gelungenen Bilde ist um so berechtigter, als der Bruder die hingebende Liebe vollauf verdient und keine Entzweiung in beliebter tragischer Manier mit effectvollem Kapitelschluß sich vordrängt, sondern eine allmähliche Erkaltung dem Vertrauen folgt und folgen muß. Die Vorzüge des holländischen Romans liegen jedoch nicht einzig in diesen vornehmen psychologischen Vorgängen; auch die mehr nebensächlichen Scenen, wie das Familienleben der van Duyn, das herzgewinnende Wesen des alten Arztes am Krankenlager Agnieta's, sind in treffenden Zügen ausgeführt. Die Reflexionen enthalten keinerlei Ueberschwenglichkeit, die Charakterzeichnung ist scharf und bestimmt. Wenn von Agnieta gesagt wird: „sie hatte keine gute Mutter“, so ersetzen die wenigen Worte ebenso viel Seiten. Auch die Uebersetzung ist zu loben; kleine Verbesserungen — wir empfehlen die Ausmerzung des Wortes „unaufrichtig“ — lassen sich in einer zweiten Auflage, die wol nicht fehlen wird, immerhin noch anbringen.

2. Schwere Wahl. Roman von Gregor Samarow. Vier Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883. 8. 15 M.

Gregor Samarow (Oskar Meding) ist ein Romanschriftsteller von Beruf, und es ist ein Glück für den Autor und vielleicht auch für den Leser zu nennen, daß die politischen Verhältnisse den Regierungsrath zwangen, gegen seine Uniform die Gewandung des Halbdichters einzutauschen. Es heißt von einem bekannten französischen Literaten, er könne das Frühstück nicht in Gemüthsruhe verzehren, wenn er nicht vorher mindestens fünfhundert Zeilen in die Druckerei geliefert habe. Aehnliches kann man von Samarow behaupten, der eine seltene Fruchtbarkeit entwickelt und das Jubiläum des hundertsten Bandes demnächst feiern kann oder bereits gefeiert hat. Das Publikum — wir meinen die Habitués der Leihbibliotheken und die harmlosen Abonnenten belletristischer Zeitschriften — ist aus Gewohnheit und Ueberlieferung bescheiden; die Vorfahren hielten es so, und die Epigonen haben dieselbe zahme Gesinnung. Soll die Kritik gegen die unüberwindliche Macht der literarischen Vererbung ankämpfen und die vier Bände des neuen Romans von Gregor Samarow auf ihren thatsächlichen Werth zurückführen? Sie beschränkt sich darauf, knapp und präcis ihre Meinung ganz allgemein über diese zeitgenössische Historie in Romanform auszusprechen. Samarow ist ein bedeutendes Talent: ihm fehlt zwar der künstlerische Sinn und die feine Gestaltungsgabe; die psychologischen Motive liegen mit Nummern bezeichnet in der Urne und werden je nach Bedarf herausgezogen und dem unglücklichen Gewinner ausgezahlt; aber der Autor besitzt eine Routine, die ihresgleichen sucht, und ist also, wie wir im Anfang aussprachen, ein Romanschriftsteller von Beruf. Die hieraus gefolgerten Eigenschaften, um von Mängeln und Vorzügen nicht zu reden, haften wie von geheimer Kraft befestigt an allen Werken unsers Schriftstellers und geben ihnen ein typisches Gepräge. Da herrscht viel Handlung, aber nur scheinbar; bei genauerm Zusehen schrumpft sie auf das bekannte Minimum zusammen und es verbleibt der kleine Rest diplomatischer Gespräche, welche der durch die Tarnkappe unsichtbare Samarow erlauschte und zu Kapiteln machte. Das Steckenpferd, das er reitet, ist und bleibt die Politik, mag er sich noch so sehr sträuben. Sie spielt auch die Hauptrolle in „Schwere Wahl“, und wenn sie auch weniger Worte als gewöhnlich macht, so spricht sie doch immer mit und steht auf dem Höhepunkt der Situation, da der conservative Baron, der sich mit der innern Politik Bismarck's nicht befreunden kann, und sein socialistisch angehauchter Forstaufseher, der unerkannte Sohn seiner Jugendgeliebten, den großen Staatsmann persönlich aufsuchen und sich bekehren lassen. Wir wollen von dem Inhalt noch das eine verrathen, daß der Baron eine reizende junge Dame zur Nichte hat und dem liebenden Paar, dessen Namen wir nicht zu nennen brauchen, nach langem Widerstreben des Autors den Segen gibt. Das Uebrige möge man selbst nachlesen.

3. Savonarola. Eine alte Geschichte neu erzählt von Konrad von Bolanden. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1882. 8. 5 M. 50 Pf.

Unter den katholischen Romanschriftstellern der Gegenwart nimmt Konrad von Bolanden unstreitig eine der ersten Stellen ein. So wenig wir uns mit den Absichten und Ansichten des Autors in Uebereinstimmung befinden, so müssen wir doch zugestehen, daß wir seine frühern Werke mit Interesse gelesen haben, nicht minder den neuesten Roman „Savonarola“, in welchem sich die alte Methode nur in neuem Gewande offenbart. Würde sich die Kritik auf das polemische Gebiet begeben, auf das sie mit fast unwiderstehlicher Gewalt gelockt wird, so wäre das ein verfehltes Beginnen, ebenso verfehlt wie die gewaltsamen Versuche des Autors, historische Persönlichkeiten, wenn es nur irgendwie angeht, für seine Partei und Kirche zu reclamiren und, sobald diese Möglichkeit absolut ausgeschlossen ist, in der unlautersten Weise zu beschimpfen. Mit Konrad von Bolanden scheint übrigens eine Wendung zum Bessern vorgegangen zu sein, da er in „Savonarola“ mehr als Vertheidiger denn als Ankläger auftritt und über die Ehren- und Glaubensrettung des Titelhelden die gegnerische Partei fast vergißt und wenigstens nur in unbedeutenden Charakteren verächtlich macht. Jedermann kennt die Handlung aus der Geschichte. Savonarola erscheint in bekannter Beleuchtung; daneben finden sich glaubensfeste Bemerkungen gegen jene „neuheidnische Gesinnung, die man Humanismus nannte“, gegen das antike Heidenthum, ferner die Bekehrung einiger Sünder, die sich noch zur rechten Zeit in den Schos der alleinseligmachenden Kirche flüchten, endlich die ewige Verdammniß der idealen Naturen, die sich von platonischer Philosophie und andern heidnischen Dingen nicht trennen mochten. Es ist bemerkenswerth, daß Bolanden gegen Alexander VI., der zur Zeit Savonarola's den päpstlichen Stuhl innehatte, scharf zu Felde zieht. Jedoch weiß er diese Gesinnung sehr fein zu verclausuliren; denn er sagt am Schluß, der Abscheu gegen die Nichtswürdigkeit Alexander's VI. sei eine Empfindung, die sich sehr wohl mit echter Frömmigkeit und katholischer Ueberzeugung vereinbaren lasse. Immerhin ist dieser Zug für den Autor recht charakteristisch. Eine jesuitische Moral vertheidigt sogar die Schändlichkeiten dieses Papstes und verweist alle historisch beglaubigten Thatsachen in das Gebiet der Erfindung. Bolanden jedoch ist aufrichtig genug, in diesem Falle nichts zu beschönigen und die volle Wahrheit einzugestehen, wie man ihm überhaupt eine derbe Ehrlichkeit nicht absprechen kann. Er schreibt, wie er denkt, wie es seine feste Ueberzeugung ist, und macht keine Winkelzüge. Die Wirkung wird infolge dessen nicht so mächtig wie bei jenen gefährlichen Schriften, deren hinterlistige Moral auf befangene Gemüther in erschreckender Weise einwirkt. Aber auch dieser ungestüme Angriff ist nicht zu unterschätzen, da er sich vornehmlich gegen die schwächsten Seiten des Gegners richtet. Trotz alledem wünschen wir den Bolanden'schen Werken zahlreiche und eifrige Leser; nur mögen sie die Schlagworte des Schriftstellers nach dem richtigen Sinne auslegen und z. B. auf den Autor selbst von dem Motto zu „Savonarola“ die Nutzanwendung machen; dieses lautet: „Das Sonnenlicht schmerzt kranke Augen und die Wahrheit befangene Herzen.“

4. Schlangenmoos. Novelle von L. Velatus. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 3 M.

Die vorliegende hübsch geschriebene Novelle von L. Velatus ist in der Schottländer'schen Drei-Mark-Bibliothek erschienen. Schlangenmoos oder Lycopodium Ribenzahlii ist eine den Bärlappgewächsen angehörige Pflanze, deren botanische Natur die Ursache eines erbitterten wissenschaftlichen Streits zwischen dem Naturforscher Gradenau und Fräulein Dr. Lilly Warlin bildet. Die Dame und Gradenau's Schwester, Röschen, haben sich in einem Luftenrort des Riesengebirges kennen gelernt und enge Freundschaft geschlossen. Die bewußte Pflanze wächst nur in dieser Gegend und lockt eines Tags auch den Naturforscher Gradenau und seinen Freund Lernow an die entlegene Stätte. Gradenau wird unter falschem Namen eingeführt und erhält nach den üblichen Misverständnissen und Aufklärungen die Hand seines wissenschaftlichen Gegners, des weiblichen Doctors, während Lernow die Schwester des Freundes heimführt. Das Beiwerk der einfachen Erzählung ist unbedeutend und wie die Haupterfindung wenig originell; aber die Geschichte wird frisch und lebendig erzählt ohne längere Abschweifungen und mit gewandtem Ausdruck. Man wird also die bescheidene Novelle mit Vergnügen lesen und ohne Bedauern beiseite legen.

Ueber Frauenemancipation.

Die Emancipation der Frauen, das Elend und die geistige Ueberspannung von Eduard Reich. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1884. 8. 2 M.

Der Verfasser hat seinen Standpunkt in der Frauenfrage oder in der sogenannten Frauenemancipationsfrage bereits in frühern umfänglichern Schriften, namentlich in „Studien über die Frauen“ (Jena 1875) dargethan; wir können deshalb annehmen, daß dort die wissenschaftliche Begründung der in der vorliegenden Schrift ausgesprochenen Ansichten vorhanden ist. In dieser 99 Seiten umfassenden Broschüre finden wir nur in dem einen Kapitel „Blicke in die Naturlehre des Weibes“, daß der Verfasser aus dem Unterschied der physischen Natur des Weibes und des Mannes die Folgerungen für die Verschiedenheit geistiger Befähigung der beiden Geschlechter zieht, wobei die Inferiorität des weiblichen Geschlechts für „wissenschaftliche

Befähigung" sich dem Verfasser als Ueberzeugung aufdrängt. Daß zur Unterstützung seiner Ansichten alle Autoritäten aufgerufen werden, daß hingegen der gegnerischen Meinung nur sehr wenig Raum gegönnt wird, ist selbstverständlich und verzeihlich. Ausnahmen, wo trotz der Beschaffenheit des weiblichen Körpers sich wissenschaftliche Befähigung gezeigt hat, gibt der Verfasser indeß zu. „Möge hier und da ein weibliches Individuum bis zu den Grenzen sich erhoben haben, an welchen die Erkenntniß beginnt: zu dieser selbst hat sich keins erhoben." Zum ersten mal hören wir, daß es dem menschlichen, nach des Verfassers Auffassung männlichen Geiste gelungen ist, „sich zur Erkenntniß selbst zu erheben", d. h. die absolute Wahrheit gefunden zu haben. Wie weit sind wir doch seit Lessing fortgeschritten, der nur „das Streben nach Wahrheit" als unsere Aufgabe bezeichnete!

Der Verfasser verfährt summarisch: er wirft die Frauenarbeit in den Fabriken mit der wissenschaftlichen Arbeit der Frauen zusammen: beides bedeutet ihre Emancipation. Er sagt ferner noch: „Zu Predigern und Seelsorgern, Richtern, Staatsbeamten, Aerzten und Professoren, Ingenieuren und Soldaten, Polizisten und Bütteln, Seefahrern und Maschinisten ist das weibliche Geschlecht nicht geschaffen." In dieser Allgemeinheit widerlegt sich die Behauptung von selbst. Wir meinen, derjenige Mann, der zu einem Arzt, zu einem Seelsorger oder Professor sich eignet, würde schwerlich sich zu einem Polizisten oder Büttel, Seefahrer und Soldaten besonders befähigt fühlen. Diejenigen Männer, deren Beruf es ist, zu heilen, zu belehren, zu forschen, bedürfen wol auch weniger der Muskelkraft; die richtige Erkenntniß des Mangels an Muskelkraft und noch mancher andern, vom Verfasser nicht in Betracht gezogenen Kräfte hat auch die nach Emancipation strebenden Frauen gehindert, den Wunsch zu äußern, in die Berufskreise der Büttel, Polizisten und Soldaten einzutreten.

Würde der Verfasser sich weniger auf dem Kothurn vorgefaßter Meinungen bewegen und von dieser Höhe aus die Einzelheiten, die Besonderheiten übersehen, so würde er vielleicht gefunden haben, daß die ruhige, gleichmäßige Beschäftigung gelehrter Arbeit am wenigsten das Drängen und Treiben, die Unruhe, den Kampf im Gefolge hat, dessen aufreibende Wirkungen er von dem Weibe fern gehalten wissen möchte.

Wir glauben dem Verfasser, daß das Blut der Frau mehr Wasser enthält als das des Mannes, daß ihr Gehirn sich von dem des Mannes unterscheidet, und dennoch wird mit absoluter Sicherheit aus diesen physischen Bedingungen nicht auf das geistige, gemüthliche Wesen geschlossen werden können. Und sollte wirklich das Blut der George Sand oder der Wilhelmine von Hillern mehr Wasser enthalten als das vieler männlicher Romanschriftsteller?

Doch wir wollen den Hypothesen des Verfassers nicht die unserigen entgegenstellen: wir wollen seine Beweisführung gelten lassen — ja, wir wollen mit ihm annehmen, wenn auch nicht zugeben, daß „die Hauptquelle, aus der alles Bestreben der Weiber, von den geistig-sittlichen Besonderheiten ihres Geschlechts sich zu emancipiren, das Elend ist", daß „ohne das Verhängniß der materiellen Lebensnoth keine Frau aus dem Kreise der durch ihre Organisation ihr auferlegten Arbeit herausstreten, die größte Zahl der Frauen ihre natürliche Bestimmung erreichen würde", und daher „niemals jene unermeßliche Schulmeisterei und Arbeiterei zu Tage gekommen wäre, welche bei der heutigen Welt das höchste Maß von Nervosität und schließlich auch von Nervenkraft bedingen".

Nach solchem Ausspruch sollte man erwarten, daß ein Mann der Wissenschaft, der unsere socialen Zustände kennt, auch Hülfsmittel angeben würde, die „dem Elend, dem Verhängniß der materiellen Noth" begegneten, ohne daß die Frauen in die von ihm so sehr beklagte Emancipation hineingeriethen. Statt dessen erklärt der Verfasser: „Das gesellschaftliche System soll (?) jeder Frau es möglich machen, ihre natürliche Bestimmung in Haus und Familie zu erreichen. Die Religion soll alle Menschen dazu leiten, Tugend, Nächstenliebe und Gesundheit vor allem zu erstreben und diesen hohen Gütern alle materiellen Güter nachzustellen." In diesem einen Satz ist die eigenthümliche Betrachtungsweise des Verfassers gekennzeichnet. Die Gesundheit ist kein immaterielles Gut, und wie heutzutage die Ansichten über Gesundheitspflege, über Wohnung und Nahrung sind, auch ohne materielles Gut nicht zu erlangen. Im ersten Theil des obigen Satzes aber vermissen wir jeden Hinweis auf die Begründung eines gesellschaftlichen Systems, das jeder Frau es ermöglichen solle, ihre natürliche Bestimmung zu erreichen. Die Socialdemokraten, die auch gegen die Arbeit der Frau in den Fabriken zu Felde ziehen, verfahren wenigstens logisch und scheuen sich nicht, die Consequenzen hinzustellen, die aus des Verfassers Auffassung sich gleichfalls ergeben. Hätte der Verfasser mit derselben Genauigkeit die Verhältnisse unsers socialen Körpers studirt wie die Verhältnisse des menschlichen Körpers, so würde er ebenfalls in Zahlen festgestellt gefunden haben, daß von hundert Mädchen nur sechzig ihre natürliche Bestimmung erreichen; ferner daß diese Thatsache zum großen Theil in unsern staatlichen Verhältnissen ihre Begründung hat, auf deren Einzelheiten hier näher einzugehen außerhalb der Aufgabe liegt.

Reich weiß aber sehr gut, daß weder er selbst noch die Frauen die Grundlagen unsers socialen und staatlichen Lebens ändern werden, und deshalb verweist er hier auf „Religion, Tugend, Nächstenliebe", während er als Arzt wissen müßte, daß er mit allen diesen für Mann und Frau gleich wichtigen Potenzen keine wirkliche, materielle Wunde heilen kann, daß Heilmittel und nicht nur Heilsmittel zur Herstellung der Gesundheit dienen.

Der Verfasser, der den Frauen Mangel an Objectivität zum Vorwurf macht, ist nichtsdestoweniger beflissen, durch die Stärke seiner subjectiven Ueberzeugung den Mangel an Objectivität zu decken. Man höre:

Weil dem so ist und vermöge der Leibes- und Seelenverfassung des Weibes gar nicht anders sein kann, aus diesem

Grunde betrachte ich es als Wahnsinn, zu fordern, die Frauen sollen Aerzte und Professoren spielen. Möge immerhin ein Weib das A-B-C der Wissenschaft erlernen und das Examen vor irgendeiner Facultät bestehen, oder ein herzloses Frauenzimmer Hunde und Kaninchen unter Anleitung eines gelehrten Schinders (die Herren Physiologen werden dem Verfasser dankbar sein) bei lebendigem Leibe quälen und zerschneiden ... darum ist noch niemand berechtigt, den Frauen den Floh (!!) der akademischen Laufbahn ins Ohr zu setzen.

Daß diese ungöttliche Grobheit den Verfasser nicht hindert, bisweilen auch oberflächlich zu sein, hat er bei Besprechung eines anscheinend geringfügigen Gegenstandes sehr einleuchtend bewiesen. Er bespricht das Kindergartenwesen und beurtheilt es danach, wie es sich in der einen deutschen Provinz Schleswig-Holstein entwickelt hat; abgesehen aber davon, macht er es den Kindergärtnerinnen zum Vorwurf, daß sie nur „bemittelten Familien" ihre Kindergärten zugänglich machen. Die Kindergärtnerinnen, meist selbst, wie Reich sagt, durch das Verhängniß der materiellen Lebensnoth getrieben, können aber unmöglich Institute auf eigene Kosten gründen und erhalten und sind wie alle andern Menschen, also auch wie die Männer gezwungen, ihre Arbeit materiell zu verwerthen. Hätte der Verfasser nur einige Einsicht in die Entwickelung des Kindergartenwesens genommen, so würde er erfahren haben, daß in den meisten deutschen Städten „Volkskindergärten" von Vereinen, und zwar zum überaus größern Theil durch die aufopferungsvolle Hingabe der Frauen gegründet und erhalten werden. Auch würde er sich überzeugt haben, daß seine Meinung, die kleinste Zahl der Kindergärtnerinnen hätte Liebe zu ihrem Beruf, durchaus falsch ist; im Gegentheil ist gerade hier die Liebe und Begeisterung für einen der Besonderheit des Weibes so ganz entsprechenden Beruf sehr groß.

Trotz der so wenig objectiven Beweisführung enthält die Schrift doch manches wahre und beherzigenswerthe Wort. „Daß die Frauenarbeit in den Fabriken die schlechteste Art von Emancipation sei", wird gewiß zuzugeben sein, ebenso ist die Auffassung von der „Ueberbildung" des weiblichen Geschlechts eine berechtigte. Doch ist hier die wahre Ursache nicht in dem Emancipationsbestreben der Frauen zu suchen; die Normen für die hauptsächlichsten Bildungsanstalten, „die höhere Töchterschule und die Lehrerinnenseminare", sind von den Leitern, Directoren der Anstalten und von der Regierung festgestellt. Die letztere verschärft die Anforderungen an das Examen der Lehrerinnen um so mehr, je größer die Zahl der Aspirantinnen und je weniger Aussicht auf Anstellung vorhanden ist. Ebenso gibt die höhere Töchterschule den meisten und schwierigsten Unterrichtsstoff den jungen Mädchen im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren, unbekümmert darum, daß in diesen Jahren eine körperliche Entwickelung sich vollzieht, welche Schonung der Kraft gebietet. Daß aber aus den nämlichen Thaten verschiedene Consequenzen gefolgert werden, ist hier wahrnehmbar. Die Zulassung gebildeter Frauen zu denjenigen städtischen und staatlichen Aemtern, welche die Erziehung der weiblichen Jugend betreffen, der Einfluß, den weibliche Aerzte in dieser Beziehung ausüben könnten, würde gewiß dazu beitragen, „die Ueberbildung und die Nervosität" zu beseitigen und das Geschraubte und Unnatürliche bei der weiblichen Erziehung aufzuheben.

Die Frauen bedürfen, um ihre Culturaufgabe lösen zu können, ebenso gut der Ausnahmen, d. h. der hervorragend begabten Naturen, wie die Männer. Denn ohne das Wirken besonders beanlagter Naturen, ohne Genien und Heroen würde der männliche Theil der Menschheit auch nur eine Gattung repräsentiren. Die Ausnahmen, die sich bereits im weiblichen Geschlecht gezeigt haben, sind Bürge dafür, daß wir es auch hier nicht mit einer Gattung, sondern mit Individuen zu thun haben.

Naturwissenschaftliche Bücher.

1. Physiographie. Eine Einleitung in das Studium der Natur. Von T. H. Huxley. Für deutsche Leser frei bearbeitet von Hermann Jordan. Mit 182 Abbildungen und 8 Karten und Tafeln. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 63. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 9 M.

Das vorliegende Werk unternimmt es in eigenthümlicher, jedoch praktischer Weise, seine Leser in das Naturstudium einzuführen. Es legt nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, den Grund zur Naturwissenschaft mit den systematischen Elementen der Naturgeschichte, Chemie, Physik, Physiologie, Geognosie und Geologie, sondern es führt seine Leser direct in die freie Natur hinaus und beginnt mit der Beobachtung der nächsten Umgebung. Der heimatliche Horizont erweitert sich allmählich; es werden nach und nach die bedeutendsten Erscheinungen, wie sie an Hauptflüssen und deren Zuflüssen und Quellen auftreten, in den Kreis der Besprechung gezogen; dann wird der Leser zur selbstthätigen Beobachtung und Erklärung der meteorologischen Phänomene angeleitet. Auf dieselbe praktische Art lernen wir das geologische Wirken der Natur kennen, das Ineinandergreifen der Naturkräfte und die kosmischen Verhältnisse der Erde. Man kann auch kurz sagen, Huxley's „Physiographie" sei eine didaktisch wohlerwogene und stufenmäßig vorgetragene physikalische Erdbeschreibung, die sich specifisch durch sorgfältige und zweckmäßige Auswahl des Stoffs, sowie durch eine neue Anordnung und originelle Behandlungsweise auszeichnet. Wenn jemand das Buch als sehr elementaren „Kosmos" charakterisiren wollte, so ließe sich dagegen wenig einwenden, weil es ja thatsächlich für den ersten Unterricht jene naturwissenschaftlichen Materien einheitlich behandelt, die man in der Literatur seit Alexander von Humboldt unter Kosmos zu verstehen pflegt.

Das englische Original dieses Werks fängt seine natur-

wissenschaftliche Belehrung mit der Themse und ihrem Zuflußgebiet an, und schreitet von da aus zu den verschiedenen Naturgegenständen und Naturerscheinungen, wobei die Heimat besonders berücksichtigt wird. Sollte dieser wesentliche Punkt der vorzüglichen Methode gewahrt bleiben, dann mußte für Deutschland ein analoger Gang eingeschlagen werden — es durfte daher das Werk nicht einfach ins Deutsche übersetzt, sondern es mußte frei bearbeitet werden. Dies geschah denn auch, wobei mit Recht nach Möglichkeit die Art und Weise des ursprünglichen Lehrverfahrens beibehalten worden ist, die Materie selbst aber aus der deutschen Heimat genommen wurde. Dadurch ergab sich eine Verallgemeinerung, die vielleicht gerade dem deutschen Leser angenehm sein dürfte.

An der Hand der Jordan'schen Bearbeitung von Huxley's „Physiographie" betreten wir die Börsenbrücke der Weser in Bremen und beobachten hier im Detail die periodische Zurückstauung des Flusses infolge der Meeresflut, sowie das darauffolgende Abwärtsfließen des Stroms nach der Nordsee während der Ebbe. Das vergleichende Studium des Flutgebiets dieses Flusses sowie der Elbe zeigt das Schwanken der obern Flutgrenzen jener Flüsse je nach den verschiedenen Umständen. Indem wir stromaufwärts gehen, erhalten wir die Begriffe vom Zuflußgebiete eines Flusses, dann was man sein rechtes und linkes Ufer, was man eine Landkarte nennt und wie man sie gebraucht, wie man sich im Freien orientirt, bei welcher Gelegenheit das Auffinden der Mittagslinie gelehrt wird. Wir werden darauf auch mit der magnetischen Declinationsnadel bekannt gemacht. Beim weitern Aufwärtsschreiten längs der Flüsse gelangen wir zu ihren Quellen. Die Abhängigkeit dieser vom Regen, Thau, Schnee, kurz von den Niederschlägen des Wasserdampfes in der Atmosphäre wird nachgewiesen. Woher kommt aber der Wassergehalt der Luft? Dies führt uns wieder zur Verdunstung des Wassers und zum Aufsteigen des Wasserdampfes in die Atmosphäre, sowie zur spätern Condensirung des Wassergases in der tropfbaren und festen Aggregationsform, womit der Kreislauf des Wassers vom Meere und wieder zurück zum Meere nachgewiesen ist.

Bei Erörterung der meteorologischen Processe während des Kreislaufs des Wassers wird die Atmosphäre nach allen ihren Beziehungen studirt und dann ebenso die Zusammensetzung des Wassers sowol in seiner chemischen Reinheit als auch in den verschiedenen Zuständen, in welchen es in der Natur und namentlich in den Flüssen vorkommt. Die letztern werden auch näher nach ihren Wirkungen, ihren Zuflußgebieten und nach ihrem Delta kennen gelernt. Auch die zerstörende Arbeit des Eises sowie das fließende Eis als „Gletscher" kommen in belehrender Weise zur Besprechung. Ein eigenes Kapitel ist der Bewegung des Meeres, seinen Strömungen und deren Ursachen gewidmet.

Nach der Betrachtung der Thätigkeit des Wassers in allen seinen Formen und Bewegungen gelangen wir zur Abhandlung über die Wirkung des innern Erdfeuers, wie sich dieses bei Vulkanen und Erdbeben äußert. Allein nicht nur alle wichtigen hierher gehörigen Erscheinungen, mithin auch die plötzlichen Hebungen des Bodens, werden leicht faßlich erörtert, sondern auch die langsamen, öfter sich ereignenden Höhenveränderungen von Land- und Küstenstreifen, und beide Hebungsarten des Landes sind mit anziehenden Beispielen belegt. Bei Gelegenheit der Betrachtung des Einflusses von Pflanzen und Thieren auf die Vertheilung von festen, tropfbar flüssigen und gasförmigen Körpern werden wir mit den Lebensbedingungen und dem Lebenslauf der organischen Bildungen vertraut gemacht. Sehr lehrreich sind die Kapitel über die aus Pflanzenresten entstandenen Ablagerungen sowie über den Aufbau von Land durch die Lebensthätigkeit der Korallen. Die geologische Geschichte Deutschlands, wie sie sich aus dem Studium der fossilen Reste der Organismen ergibt, läßt schließen, daß unser Heimatland in der Vergangenheit bedeutende Veränderungen in seinem Klima erlitten hat. Eine in Farben ausgeführte Uebersichtskarte erleichtert das Verständniß des geologischen Kapitels in Bezug auf Deutschland. Von andern Karten zu verschiedenen Abschnitten des Buchs sind noch zu nennen: die der Elbe- und Wesermündungen mit Tiefenangaben, dann die der Elbequellen, ferner der Meeresströmungen, der Niederschläge und endlich die der Palau-Inseln zur Erläuterung der Korallenriffbildungen.

Nachdem die Elemente der Naturwissenschaft an den physikalischen, meteorologischen und geologischen Erscheinungen zunächst der Heimat und erst in zweiter Linie der Fremde aufgezeigt worden sind, führt uns die vorliegende „Physiographie" zur Erdkarte, um uns an derselben die Lagerung und Vertheilung von Land und Wasser nachzuweisen, dann auch die Formation der Landmassen in wag- und lothrechter Richtung, sowie ihre Größenverhältnisse. Darauf folgt die Betrachtung der Erde als Ganzes; wir werden mit den Gründen bekannt, welche für die Kugelgestalt der Erde sprechen, mit dem Gradnetz und mit den wichtigsten Projectionen der Landkarten, dann auch mit der Bewegung der Erde um ihre eigene Achse und um die Sonne. Der letztern ist das Schlußkapitel gewidmet, und es knüpft sich das Ende wieder an den Anfang des Buchs, indem jetzt die Flut und Ebbe erklärt werden, mit deren Erscheinung unser Unterricht begonnen worden ist.

Selbstverständlich konnte hier die Materie des Buchs sowie deren Gliederung nur in gedrängtester Kürze angedeutet werden; der große Werth und hohe Reiz des Buchs liegt jedoch in der eigenthümlichen Ausführung. Wie und wo der Stoff verarbeitet erscheint, ist hier mindestens von eben solcher Wichtigkeit wie das Wieviel. Nach allen diesen Richtungen und ebenso in Bezug auf die zahlreichen und schönen Abbildungen haben Huxley und sein helfender Freund Rudler sowie auch der deutsche Bearbeiter so Vortreffliches geleistet, daß man das von ihnen geschaffene Buch als eine vorzügliche Vorschule der Naturwissenschaft bezeichnen kann.

2. Licht und Wärme von E. Gerland. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich. (Band 12 von: Das Wissen der Gegenwart.) Leipzig, G. Freytag. 1883. 8. 1 M.

Es ist keine leichte Sache, auf kaum zwanzig Bogen die Erscheinungen und Gesetze der Licht- und Wärmelehre leichtfaßlich abzuhandeln — dem Herrn Verfasser ist diese schwierige Aufgabe gelungen. Natürlich durfte er sich nur mit den fundamentalen Themen der strahlenden Energie beschäftigen. Der Leser erhält demgemäß in populärer Weise Belehrung über Spiegel und Linsen, über das Auge und Sehen, über das Fernrohr und Mikroskop, über die Haupterscheinungen im Reich der Farben, über die Spectralanalyse, über Fluorescenz, Phosphorescenz und chemische Wirkungen des Lichts. Die Wärmelehre dieses Werkchens beschäftigt sich mit der Thermometrie, strahlenden Wärme, ferner der Wärmeleitung und specifischen Wärme. In beiden Theilen werden die Quellen des Lichts sowie der Wärme besprochen und das Wesen beider Energien nachgewiesen. Auf Grund der mechanischen Wärmetheorie ergibt sich die Erörterung des Princips von der Erhaltung der Kraft sowie der Veränderungen des Aggregatzustandes. Den Schluß des Buchs bildet eine anziehende Darstellung der irdischen Wirkungen der Sonnenstrahlen. Der ohnehin deutliche Vortrag wird noch durch die oben genannte Anzahl ebenso guter wie schöner Holzstiche unterstützt. Eine recht willkommene Beigabe sind die Porträts von Galilei, Huyghens, Newton und Helmholtz, sowie auch die biographischen Anmerkungen bezüglich der im Werkchen genannten Forscher. Wenn man den soliden Inhalt des Werkchens, ferner die vorzügliche Ausstattung erwägt, so kann man nur mit der Hoffnung und dem Wunsche schließen: es möge nicht nur diesem Werkchen, sondern auch seinen übrigen tüchtigen Genossen des „Wissens der Gegenwart" wohl ergehen.

3. Handwörterbuch der Chemie. Herausgegeben von Ladenburg. Mit zahlreichen Holzschnitten. (Aus der 2. Abtheilung der Encyklopädie der Naturwissenschaften.) Breslau, E. Trewendt. 1882—84. Gr. 8. 24 M.

Obwol dieses groß angelegte Werk in erster Linie als Nachschlagebuch für den Chemiker und Naturforscher dienen soll, kann es doch den Leserkreis d. Bl. insofern interessiren, als es auch übersichtliche Artikel von allgemeinstem Interesse und nach dem jüngsten Standpunkte der Wissenschaft bringt nebst einer Fülle literarischer Nachweise. Wir nennen in dieser Beziehung z. B. die Aufsätze über Absorption, Affinität, Aggregatzustände und deren Aenderungen, Alkaloide, Alkohole, Analyse, Aspirator, Athmung, Atmosphäre, Atomtheorie, Bier, Blut, Baden, Brot, Butter.

Mit dem letzten Worte schließt beiläufig die erste Hälfte des zweiten Bandes dieses Lexikons, welches nur die Hauptartikel nach dem Alphabet reiht und auf die untergeordneten Objecte mittels alphabetischer, den einzelnen Bänden beigegebener Register verweist. Dadurch ist einer zu weit gehenden Zerspaltung des Materials vorgebeugt und der nothwendigste Zusammenhang desselben gewahrt. Vorzüglich berücksichtigt erscheinen zwar die Thatsachen der reinen Chemie, aber ohne Vernachlässigung der theoretischen Seite der letztern sowie der physikalischen Chemie. Die Artikel der physiologischen und technischen Chemie, obschon nur auf die wichtigsten Objecte beschränkt, dürften doch hinreichen, wie einige der obigen Stichworte zeigen, auch das Interesse auf verwandten Gebieten und selbst in weitern Kreisen zu wecken und rege zu erhalten, besonders wenn man bedenkt, wie schwierig es heutzutage ist, dem raschen Fortschritte der Wissenschaft zu folgen, was jedoch gerade durch dieses Werk erleichtert wird, indem die bedeutendsten Arbeiten bei jedem Kapitel citirt sind. Dieser literarische Schatz wird ganz besonders jenen Fachmännern angenehm sein, welche sich eben mit einer Frage speciell beschäftigen wollen; denn sie bekommen durch die angezogenen Werke und Aufsätze einen bequemen und verläßlichen Wegweiser durch die einschlagende Literatur, während der Text über den Stand der gestellten Aufgabe orientiren kann.

Die Artikel des „Handwörterbuchs" sind von ihren Verfassern unterzeichnet; als Mitarbeiter außer dem Herausgeber werden genannt: die Professoren Berend, Biedermann, Drechsel, Emmerling, Engler, Gnehm, Heumann, Jakobsen, Pringsheim, von Richter, Rügheimer, Salkowski, Tollens, Weddige und E. Wiedemann. Es kann selbstverständlich nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, alle Leistungen des Werks eingehend zu würdigen, sie wollen nur an dem einen oder andern zum Beispiele herausgegriffenen Kapitel andeuten, in welcher Weise der Gegenstand bearbeitet erscheint.

Die Ursache aller chemischen Vereinigungen und Scheidungen liegt in der Affinität oder chemischen Verwandtschaft der Körper, d. i. in ihrer größern oder kleinern Neigung sich zu verbinden, oder in der Kraft, mit der die Stoffe in ihren Verbindungen aneinander haften. Obwol nun auch heutzutage noch das Wesen der Affinität unbekannt ist, hat doch die Affinitätslehre durch die mechanische Wärmetheorie eine so mächtige Umgestaltung erlitten, daß sie nunmehr einheitlicher und befriedigender als früher die Processe der Chemie zu erklären vermag. Die moderne Affinitätslehre leitet die chemische Verwandtschaft her aus den zwischen den Einzelatomen und Atomcomplexen (Molecülen) thätigen Kräften, sowie aus den innern molecularen Bewegungen. Von diesem Standpunkte geht auch in diesem Wörterbuch der Artikel „Affinität" aus; er vermittelt eine gute Ueberschau der neuen zahlreichen Arbeiten auf dem Gebiete der modernen Verwandtschaftslehre in der Chemie.

Die chemischen Verbindungen geschehen bekanntlich nach genau bestimmten Zahlenverhältnissen, zu deren Erklärung am besten die „Atomtheorie" dient, welche der Herausgeber in ebenso klarer wie bündiger Weise vorträgt. Man wird hier in die Entwickelung der atomistischen Hypothesen, soweit sie die chemischen Theorien betrifft, eingeweiht und

verfolgt dieselben in ihrer Anwendung zur Bestimmung der Atomgewichte nach den verschiedenen Hauptmethoden. Sehr interessant ist die Mendeljeff'sche Anordnung der Elemente nach ihren Atomgewichten, nach welcher die Beziehungen zwischen den letztern und andern Eigenschaften der Elemente nicht nur ersichtlich werden, sondern auch schon die Eigenschaften bisher noch nicht entdeckter Elemente vorausgesetzt werden können. Dieser Artikel schließt mit einer kritischen Beleuchtung der Lehre von den Verbindungen nach der Valenz der Elemente. Unter Valenz oder Werth eines Elementes versteht man jetzt die Anzahl Wasserstoffatome, mit welcher sich ein Atom des fraglichen Elementes zu verbinden oder welche es zu ersetzen vermag.

Ebenso wie die theoretischen Artikel haben auch die praktischen immer den Fortschritt bis zur jüngsten Zeit in sich aufgenommen. Dies sehen wir z. B. beim Artikel „Atmosphäre", wo alle neuern Arbeiten bezüglich ihrer quantitativen Zusammensetzung, ihrer Höhe, ihres Drucks, ihrer Verflüssigung nach Caillatet, ihrer Lichtabsorption, ihrer Elektricität und ihres Magnetismus, ihres Feuchtigkeitsgehalts, ihres Einflusses auf die anorganische und organische Natur, sowie ihrer Beziehungen zur Hygieine und zur Technik berücksichtigt wurden. Die Versorgung des lebenden Thierkörpers mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft geschieht durch die „Athmung", welcher Artikel zwar nur kurz ist, aber mit Hülfe der angezogenen Literatur ausreichend orientirt.

Da durch die angeführten Beispiele wenigstens einigermaßen die Richtung des vorliegenden „Handwörterbuchs der Chemie" angedeutet worden ist, so dürfen wir wol mit der weitern Citirung der Einzelaufsätze einhalten und auf Grund des Totaleindrucks der vorliegenden acht Hefte aussprechen, daß dieses Nachschlagewerk jegliche Förderung nicht nur in streng fachlichen Kreisen, sondern von allen Freunden der Naturwissenschaft verdient. Es ist daher auch natürlich, daß der Berichterstatter dem Weitererscheinen dieses trefflichen Werks das beste Gedeihen wünscht.

Vermischte Schriften.

1. Aus der Bücherei. Vorträge und Studien von Ferdinand Groß. Wien, Konegen. 1883. 8. 5 M.
2. Französische Charakterköpfe. Studien nach der Natur von M. G. Conrad. Erste und zweite Serie. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 3 M.

Mit gutem Recht protestirt Ferdinand Groß in der Vorrede seines Buchs „Aus der Bücherei" (Nr. 1) gegen die von einem großen Theil der Kritik ausgesprochene Verurtheilung der Feuilletonsammlungen — mit gutem Recht wenigstens insoweit, als sich diese Verurtheilung etwa auch auf seine eigene Sammlung erstrecken möchte. Mögen auch nicht alle die hier zu einem ziemlich umfangreichen Bande vereinigten biographischen, kritischen und literarhistorischen Essays von gleichem Werth sein: man wird doch jeden von ihnen mit aufrichtigem Vergnügen und die überwiegende Mehrzahl nicht ohne Nutzen und fruchtbringende Anregung lesen. Es findet sich kaum ein einziger Aufsatz in dem Buch, den man als überflüssig oder einer dauernden Aufbewahrung unwerth bezeichnen möchte, und der Umstand, daß die kleinen Arbeiten zunächst wol ausnahmslos mit Rücksicht auf Tagesereignisse und Tagesströmungen abgefaßt und in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, vielleicht auch in Vereinen und Versammlungen als Festreden vorgetragen worden sind, hat ihnen durchaus nicht jenes Gepräge der Gehaltlosigkeit und Flüchtigkeit aufgedrückt, welches in der That die meisten unserer modernen Feuilletonsammlungen zu einem völlig werthlosen Gemengsel der ungleichartigsten Stoffe macht. Ferdinand Groß ist vor allem ein ausgezeichneter Stilist. Er gehört jener österreichischen Feuilletonistenschule an, welche es in Bezug auf die Grazie in der äußern Form, auf die einschmeichelnde Eleganz des rednerischen Ausdrucks französischen Vorbildern gleichzuthun sucht, und es darf ihm willig zugestanden werden, daß er diese Vorbilder in den meisten wesentlichen Punkten erreicht hat oder ihnen doch wenigstens so nahe gekommen ist, als es bei der geringern Beweglichkeit und Biegsamkeit der deutschen Sprache möglich war. Von der Mehrheit unserer norddeutschen Feuilletonisten unterscheidet ihn außerdem sehr vortheilhaft der Umfang und die Gründlichkeit seines Wissens sowie das Bemühen, jeden Gegenstand mit klarer und möglichst erschöpfender Objectivität zu behandeln, selbst wenn dadurch der eine oder der andere rhetorische oder novellistische Effect verloren gehen sollte. Seine Betrachtungen über Lessing's Frauengestalten, über die Verbreitung Lessing's in Frankreich, über Rabelais, Shelley, Cossa, Metastasio und Disraeli sind treffliche Zeugnisse eines auf tüchtigen historischen und philologischen Kenntnissen basirenden Studiums, eines scharfen und feinfühligen Beobachtungsvermögens und einer liebevollen Hingabe an den Cultus des Großen, Edeln und Schönen in der Literatur. Vielleicht hat sich Groß gerade um dieser letztern Eigenschaft willen hier und da zu einer gewissen Einseitigkeit des Urtheils verleiten lassen, und nicht jede seiner Aeußerungen über die oben aufgezählten literarischen Persönlichkeiten wird unbedingt unterschrieben werden können; aber es ist doch niemals Oberflächlichkeit und mangelhafte Vertiefung in seinen Stoff, was ihn zu Irrthümern verführt.

Auch in solchen Fällen, wo uns Groß nicht eigentlich neues Material bringt, weiß er durch die Geschicklichkeit der Gruppirung, durch die eindringliche, überzeugende Beredsamkeit seiner eleganten Darstellung seiner Arbeit den

Reiz der Neuheit zu geben und selbst denjenigen für seinen Stoff zu erwärmen, dem dieser Stoff längst ein wohlbekannter und geläufiger gewesen ist. Als Beweis dafür möchte ich seine Feuilletons über Goethe als Freimaurer, über Heinrich von Kleist und über Ferdinand Raimund citiren. Auch die Vergleichungen, welche er zwischen Alphonse Daudet und Emile Zola anstellt und welche natürlich weitaus zu Gunsten des erstern ausfallen, bringen kaum neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der in jüngster Zeit so viel — man darf als deutscher Kritiker wol sagen: zu viel — genannten französischen Romanschriftsteller. Trotzdem aber liest sich diese geistvolle und elegant stilisirte Parallele sehr kurzweilig und fesselnd, und einige rhetorische Ueberschwenglichkeiten erklären sich zur Genüge durch den Umstand, daß wir es hier in der That nicht mit einer für den Buchhandel verfaßten Arbeit, sondern mit dem Manuscript eines wirklich gehaltenen Vortrags zu thun haben. Daß sich Ferdinand Groß durchaus auf die Seite des Verfassers der „Lettres de mon moulin" stellt, ist bei einem so feinsinnigen und idealistisch angelegten Aesthetiker nur vollkommen selbstverständlich; aber seine Beurtheilung Zola's ist dessenungeachtet milde und gerecht genug.

Dem heftigsten Widerspruch dürfte vielleicht die ebenfalls einem Vortrag entnommene Abhandlung „Emilio Castelar als Schriftsteller" begegnen. Es ist allerdings richtig, daß wir durch die tendenziös gefärbten Notizen schlecht unterrichteter Zeitungen dahin gekommen sind, uns von der ritterlichen Gestalt des vielgenannten spanischen Politikers, Historikers und Poeten eine durchaus unzutreffende und ungerechte Vorstellung zu machen. Der Umstand, daß Castelar nicht eben ein Freund Deutschlands genannt werden kann, mag das Seinige dazu beigetragen haben, und es ist gewiß ein dankenswerthes Beginnen, wenn Groß unter vollständiger Beiseitesetzung der politischen Eigenart Castelar's ein mit liebevollern Strichen gezeichnetes Bild des Schriftstellers und Dichters zu geben sucht.

Vielleicht aber schießt er in seiner Schwärmerei für den spanischen Freiheitshelden doch ein wenig über das Ziel hinaus, wenn er an einer Stelle sagt:

> Möchte ich Ihnen doch beweisen, daß Marquis Posa lebt, daß der edle Malteser, „der Abgeordnete der ganzen Menschheit", keine Fiction ist, daß er der Wirklichkeit angehört — der Wirklichkeit jenes 19. Jahrhunderts, dessen Signatur der rauchende Dampfschlot und der klingende Geldbeutel sind. Marquis Posa lebt, und als sollte Schiller in allen Stücken recht behalten, wir begegnen ihm auf spanischem Boden, im Vaterlande des Don Carlos, aber nicht am Hoflager von Aranjuez, nicht in den Armen eines Thronerben. Der neue Posa dient der Republik. Er heißt Emilio Castelar. Den Namen Castelar aussprechen, das will sagen: an die edelsten und größten Bestrebungen unserer Tage erinnern, an die ungebrochene Herrschaft der Ideale. Das will sagen: mit zwingender Beweiskraft erhärten, daß selbstlose Opferwilligkeit zum Besten des Allgemeinen, zum Nutzen des großen Ganzen nicht ausgestorben ist.

Jedenfalls war das öffentliche Auftreten Castelar's nicht immer danach angethan, als vollkräftiger Beweis für die Berechtigung dieser schwungvollen Verherrlichung zu gelten.

Die unbedingte Sympathie jedes gebildeten Lesers müssen sich dagegen die Versuche des Verfassers erwerben, zwei bisher noch bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigten Poeten deutscher Zunge auch in weitern Kreisen diejenige Anerkennung zu verschaffen, auf welche sie einen vollbegründeten Anspruch haben. Diese beiden Dichter sind: Hieronymus Lorm und Adolf Friedrich Graf von Schack. Namentlich was Ferdinand Groß zur gerechten Würdigung des letztern sagt, darf ohne jeden Rückhalt acceptirt werden, und es wäre ein schöner Erfolg des trefflichen Buchs, wenn es dazu beizutragen vermöchte, daß wenigstens in den Kreisen der Gebildeten endlich ein volles Verständniß für die Bedeutung des eigenartigen und die Mehrzahl unserer vielgelesenen Modepoeten weit überragenden Dichters wachgerufen werde.

Zu mannichfachen Vergleichungen mit dem Groß'schen Buch fordert die in zwei Bänden unter dem Titel „Französische Charakterköpfe" erschienene Sammlung biographischer und kritischer Essays von M. G. Conrad (Nr. 2) heraus; aber es kann von vornherein gesagt werden, daß diese Vergleichungen in den meisten Fällen zu Gunsten des erstgenannten Werks ausfallen. Einen Vorzug freilich haben die Skizzen Conrad's vor denen des wiener Feuilletonisten voraus: sie sind durchweg nach der Natur gezeichnet. Der Autor hat in näherer oder entfernterer persönlicher Berührung mit seinen Modellen gestanden; er hat aus eigener Beobachtung oder doch wenigstens aus zweiter Hand manche kleine charakteristische Eigenart, manchen amusanten oder bezeichnenden anekdotischen Zug erfahren, der zur Belebung seiner in starken Strichen hingeworfenen Bilder vieles beizutragen und ihnen ein gewisses pikantes Ansehen zu geben vermochte. Dagegen stehen seine Feuilletons in Bezug auf Vertiefung des Inhalts und Eleganz der äußern Form denjenigen von Ferdinand Groß wesentlich nach, und hier und da muß man sich trotz alles bestehenden und unterhaltenden Aufputzes die Frage vorlegen, ob die wahre Bedeutung der geschilderten pariser Modeberühmtheiten in der That diese umständliche Vorstellung vor ein deutsches Publikum zu rechtfertigen vermag. Der buchhändlerische Erfolg freilich wird diese Frage sicherlich mit einem Ja beantwortet haben; denn solange unsere Zeitungen sich darin gefallen, den nichtigsten und lächerlichsten pariser Tagesklatsch mit einer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit aufzutischen, welche die Namen mittelmäßiger französischer Journalisten, reclamesüchtiger Schauspielerinnen oder nichtsnutziger Wüstlinge nachgerade in Deutschland populärer gemacht haben als die unserer besten heimischen Schriftsteller und Künstler — solange die elenden, stümperhaften Uebersetzungen schmuziger Romane und werthloser Vorstadtkomödien von Verlegern und Directoren gar nicht schnell genug dem deutschen Publikum vorgeführt werden können: solange hat auch eine Reihe pikanter Feuilletons über Clémenceau, Vaucorbeil, Leo Delibes, Charles Lecoq, Alphonse Duvernoy, Victorien Sardou und Sarah Bernhardt viel mehr Aussicht, eine große Schar eifriger und aufmerksamer

Leser zu finden, als die gehaltvollsten Monographien über Heinrich von Kleist oder andere große und verkannte Geister deutscher Zunge. Es liegt nun freilich wenig Grund vor, dieser traurigen Erscheinung wegen gerade mit M. G. Conrad, der uns immerhin eine recht fesselnde Unterhaltungslektüre geboten hat, zu rechten. Nur hätte er es sich füglich ersparen können, gerade in diesem Buch gegen die Sucht des deutschen Publikums, sich mit französischer Modeliteratur und mit allerlei andern französischen Nichtigkeiten übermäßig zu beschäftigen, in so energischer Ausdrucksweise zu Felde zu ziehen. Sind denn seine zweibändigen „Französischen Charakterköpfe" in letzter Linie etwas anderes als eine Speculation auf eben diese Sucht des Publikums? Oder hielt es Conrad in der That für ein so dringendes Bedürfniß, die umfangreiche deutsche Literatur über Daudet und Zola, über Gambetta und Sarah Bernhardt noch um eine weitere Nummer zu vermehren?

Der Reiz des Buchs liegt, wie schon erwähnt, in seinem anekdotischen Aufputz. Mag auch von den vielen kleinen Geschichtchen, die da zur schärfern Zeichnung der „Charakterköpfe" erzählt werden, nicht jedes eine ernste Prüfung auf seine Wahrhaftigkeit vertragen, und mag auch manches andere längst durch alle Welt gegangen sein, immerhin machen sie die Darstellung abwechslungsreich und lebendig und versöhnen mit manchen Ueberschwenglichkeiten, die dem Autor bei seiner persönlichen Vorliebe für den einen oder den andern seiner Helden mit in die Feder gelaufen sind. Ein recht gewagtes Unternehmen blieb es freilich immer, eine Reihe von Persönlichkeiten charakterisiren zu wollen, die zur Zeit der Abfassung des Buchs fast durchweg noch in der Vollkraft ihres Schaffens standen und über deren Lebensthätigkeit und individuelle Entwickelung ein abschließendes Urtheil darum überhaupt nicht zu fällen war. Die Zeitereignisse haben denn auch in der That bereits heute die Ausführungen und Schilderungen Conrad's mehrfach ganz empfindlich Lügen gestraft. Wem ernstlich daran gelegen ist, in Deutschland ein innigeres und fruchtbringenderes Verständniß für die Bedeutung der französischen Literatur zu erwecken: der möge wenigstens einen fertig abgeschlossenen Abschnitt derselben zu seiner Darstellung wählen und nicht die Repräsentanten einer mit der Strömung des Tags geborenen und wahrscheinlich mit dem Tage wieder verschwindenden Richtung zu einer Größe und Bedeutung aufbauschen, die weder unsere Hochachtung vor der geistigen Höhe unserer Nachbarn jenseit des Rheins zu steigern, noch zur Veredlung unsers eigenen Geschmacks beizutragen vermag.

3. Bilder aus der Geschichte der märkischen Heimat von Richard Schillmann. Erstes Bändchen: Bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts. Berlin, L. Oehmigke. 1883. 8. 2 M.

Es ist ein anspruchsloses, aber darum nicht minder verdienstliches Werkchen, das uns der tüchtige Kenner märkischer Geschichte hier in ansprechendster Form darbietet. Ursprünglich dazu bestimmt, als historisches Beiwerk in einer von demselben Pädagogen verfaßten „Heimatkunde der Mark Brandenburg" zur Belebung des geographischen Unterrichts zu dienen, sind die kleinen Geschichten später zu einem selbständigen Ganzen zusammengestellt worden, und sie eignen sich in dieser Gestalt ebensowol zu einer willkommenen Ergänzung für die eigentlichen Lehrbücher als zu einer nutzbringenden und anregenden Lektüre für die Jugend überhaupt. Wenn von dem Verfasser auch nirgends neues Material beigebracht worden ist, und von irgendwelcher wissenschaftlichen Bedeutung seines Büchleins füglich nicht die Rede sein kann, so ist er doch bei der Auswahl und Zusammenstellung des reichen Stoffs und bei der Benutzung der Quellen mit Geschmack und anerkennenswerther Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen, und es ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug seines kleinen Werks, daß der Autor bei der Erzählung streng dem wirklichen Verlauf der geschichtlichen Thatsachen gefolgt ist und seiner Phantasie selbst da, wo die Versuchung eine sehr verlockende war, nicht hat die Zügel schießen lassen. Einer weiten Verbreitung in den Schulen, namentlich der Mark Brandenburg, sind diese Bilder aus der heimatlichen Geschichte würdig und wol auch gewiß.

Reinhold Ortmann.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue des deux Mondes" vom 15. August d. J. bespricht M. J. Bourdeau unter dem Titel „Le Bonheur dans le Pessimisme. Schopenhauer d'après sa Correspondance" den „Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker" und den „Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Frauenstädt, Memorabilien". In dieser seiner Ueberschrift ist also die neuere Veröffentlichung der ältern vorangestellt und letztere unter einem Titel angeführt, der von nichts weniger als diplomatischer Genauigkeit zeugt. Auch fehlt, was ja für das Ausland besonders nothwendig ist, Angabe des Verlagsortes, des Verlegers und aus gutem Grunde diejenige der Jahreszahl — weil die Kritik so spät nach der Veröffentlichung des Werks erscheint. Am auffälligsten aber ist die gänzliche Auslassung der Asher'schen Schrift: „Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn", welche zwischen beiden genannten liegt und die Briefe Schopenhauer's an diesen seinen Jünger enthält. Der Recensent hat also die Literatur, über die er zu schreiben unternommen, nur sehr oberflächlich gekannt. Bei dem Umfang des Artikels müssen wir uns nur auf einige Stellen daraus beschränken. Ueber Schopenhauer's Briefe an Frauenstädt sagt Bourdeau: „Mit welcher Lebhaftigkeit malt er sich in seinen Briefen! Man glaubt ihn sprechen zu hören. Es liegt ihm nicht daran, weder seine reizbare Laune noch sein Liebesbedürfniß, seinen Durst, bekannt zu werden, noch die Ruhmessucht, die ihn quälte, zu verhehlen. Er ist unzufrieden mit dem Gange der Welt, doch leuchtet eine gerechtfertigte Zufriedenheit mit sich selbst zwischen

jeder Zeile hervor. Und es gibt eben kein besseres Heilmittel gegen den Pessimismus als Zufriedenheit mit sich selbst.“ Nachdem der Verfasser des Artikels dann die denselben durchziehende Biographie Schopenhauer's zu Ende geführt und ihn unter dem Wonnerausch der Beifallsbezeigungen, die von allen Seiten zu ihm emporsteigen, hat sterben lassen, schließt er mit den Worten: „Man vergleiche dieses Geschick mit dem der Dichter, die den Weltschmerz (le mal du siècle) glänzend besungen haben; man sehe Chateaubriand, der «sein Leben in Gähnen verbringt»; Byron, der nach Griechenland sich begibt, um den Soldatentod dort zu suchen; Leopardi, der unter dem Himmel von Neapel an Brustleiden stirbt; Heine, den blinden und abgemagerten Lazarus, auf das Marterbett gestreckt, dessen Lachen herzzerreißender ist als eine blutige Thräne, und beurtheile dann, um wie viel glücklicher und gesättigter (comblée) das hohe Alter des ruhmreichen pessimistischen Philosophen gewesen ist.“

— Ueber „Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft“ von Karl Theodor Reinhold äußert sich die „Saturday Review“, Nr. 1508, wie folgt: „Reinhold zeigt eine höchst lobenswerthe Offenheit, indem er seine Landsleute mit ihren Fehlern bekannt macht. Wir haben wirklich nicht gewußt, daß die Deutschen so fürchterlich pedantisch und unpraktisch seien, und in Anbetracht der politischen nicht minder, wie der geistigen Stellung, die sie in Europa erreicht haben, sind wir trotz aller Versicherungen Reinhold's von der Wahrheit derselben nicht ganz überzeugt. Das Amusante bei der Sache ist, daß der Tadler, nach dem was er von sich erzählt, selbst ein sehr unpraktischer Mensch ist. Sein Buch war dazu bestimmt, die Wahlen im Jahre 1882 zu beeinflussen, konnte aber nicht rechtzeitig fertig gestellt werden. Einige Spuren von dem ursprünglichen Zwecke des Buchs scheinen in des Verfassers heftigen Anklagen gegen Eugen Richter und in seiner außergewöhnlichen Beredsamkeit über das Tabacksmonopol zurückgeblieben zu sein. In der Hauptsache indessen ist die im Werke enthaltene Lehre eine wichtige, wie es sich auch mit deren Anwendbarkeit auf Deutschland verhalten mag; sie besteht darin, daß in praktischen Angelegenheiten hauptsächlich praktische Ziele ins Auge gefaßt und Abstractionen und Idealismus aus dem Spiele gelassen werden sollten. In einigen Fällen ist diese Ansicht freilich etwas zu weit getrieben, wie wenn der Verfasser die Abschaffung der Geschworenen befürwortet, um, wie er glaubt, die wirksamere Rechtspflege zu sichern. Kein solcher Gewinn könnte für die Ueberweisung aller Rechtssachen an eine gerichtliche Kaste Ersatz bieten. Gegen Ende des Buchs tritt Reinhold's unpraktische Ader von neuem hervor, wenn er den Hoffnungen auf eine Nationalakademie Ausdruck gibt, um jeden deutschen Scribenten zu zwingen, grammatikalisch zu schreiben, und auf eine Nationaltracht, damit Deutsche sich nicht mehr im Nachtheil bei den Frauen neben Polen und Ungarn befinden mögen. Können vierzig Männer eine Sprache stereotypiren? Kann Deutschland einen Schneider hervorbringen?“

— Ueber die neuesten Werke Leopold Katscher's bringen die englischen Blätter mehrfach günstige Beurtheilungen. Von den „Skizzen aus dem englischen Leben“ sagt die „Saturday Review“, „daß sie die äußere Seite desselben in lebensvoller und anziehender Weise schildern und in sehr fesselndem Stil viel werthvolle Belehrung enthalten“; von den „Charakterbildern aus dem 19. Jahrhundert“ sagt dasselbe Blatt: „Herr Katscher hat neun Autoren gewählt, welche charakteristische Typen verschiedener geistiger Strömungen unsers Jahrhunderts sind. Am bedeutendsten und befriedigendsten sind die Studien über die vier Frauen. In ihnen bekundet sich eine verständige und gewissenhafte Verwerthung alles zugänglichen biographischen Materials.“

Bibliographie.

Beard, C., Die Reformation des 16. Jahrhunderts in ihrem Verhältnis zum modernen Denken und Wissen. Zwölf Hibbert-Vorlesungen. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Uebersetzt von F. Halverscheid. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 M.

Blume, T., Der Zukunfts-Staat und die Lösung der socialen Frage. Allen Berufsständen, insbesondere den Arbeitgebern und Arbeitnehmern gewidmet. Hannover, Meyer. Gr. 8. 2 M.

Corleis, F., Frithjof. Ein Schauspiel. Altona, Uflacker. 8. 1 M. 20 Pf.

Dressel, C., Der Allerweltsfreund. Lebensbild. Hannover, Lüdemann. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eigenbrodt, W., Hagedorn und die Erzählung in Reimversen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Ettel, K., Wiener Weis' und Frauenpreis. Gedichte. Mit vielen Illustrationen. Wien, Hartleben. Lex.-8. 3 M. 60 Pf.

Falck, P. T., Friederike Brion von Sesenheim (1752—1813). Eine chronologisch bearbeitete Biographie nach neuem Material aus dem Lenz-Nachlasse. Mit einem Porträt, 4 Zeichnungen und 3 Facsimiles. Berlin, Kamlah. Gr. 8. 4 M.

Frankl, L. A., Zur Biographie Franz Grillparzer's. 2te verm. Auflage. Wien, Hartleben. 8. 90 Pf.

— — Zur Biographie Friedrich Hebbel's. Wien, Hartleben. 8. 90 Pf.

— — Zur Biographie Ferdinand Raimund's. Wien, Hartleben. 8. 90 Pf.

Fontane, T., Graf Petöfy. Roman. 2 Thle. in 1 Bd. Dresden, Steffens. 8. 7 M. 50 Pf.

Genée, R., Gastrecht. Dramatisches Gedicht. Berlin, Deubner. 8. 75 Pf.

Görner, K. v., Der Hans Wurst-Streit in Wien und Joseph von Sonnenfels. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Grassmann, R., Die Einleitung in das Gebäude des Wissens. 4 Thle. in 1 Bd. Stettin, Grassmann. 1882. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Halka, A., Die heilige Odilia. Schauspiel. Wien, Kirsch. 8. 80 Pf.

Keuchel, G., Der Liberalismus in Kirche und Schule. Berlin, Deubner. Gr. 8. 1 M.

Kremer, A. v., Die Nationalitätsidee und der Staat. Eine culturgeschichtliche Studie über den Einfluß der nationalen Ideen, besonders auf Staaten mit gemischter Bevölkerung. Wien, Konegen. 1885. Gr. 8. 4 M.

Lackowitz, W., Unsere Vögel. Bilder aus dem Vogelleben Norddeutschlands und seiner Nachbarländer. Nach Skizzen von P. M. Röper bearbeitet. Mit 204 Original-Holzschnitt-Illustrationen von Rösener, Schwann, Tieffenbach u. A. Kolorirte Ausgabe. Mit 26 Tafeln nach Aquarellen von Tieffenbach. 1ste Lfg. Berlin, Ebhardt. 1885. Lex.-8. 60 Pf.

Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgegeben von F. Umlauft. 9ter Bd.: Das Herzogthum Schlesien. Geschildert von A. Peter. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Titelbilde in Tondruck. — 10ter Bd.: Das Königreich Galizien und Lodomerien und das Herzogthum Bukowina. Geschildert von J. Jandaurek. Mit zahlreichen Abbildungen und 3 Vollbildern in Tondruck. Wien, Graeser. 8. à 2 M. 40 Pf.

Lange, A., Prunklose Lieder. Berlin, Parrisius. 8. 1 M. 80 Pf.

Kurzgefaßtes Lexikon des allgemeinen Wissens. Leipzig, Schneider. 8. 2 M. 70 Pf.

Ludwig, C., Der neue Hamlet. Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Zürich, Verlags-Magazin. 1885. 8. 3 M.

Mandelkern, S., Thamar. Roman aus dem biblischen Alterthum. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 8 M.

Maier, W., Der Staatssozialismus und die persönliche Freiheit. Eine Beleuchtung der modernen Rechtsbegriffe. Amberg, Habbel. Gr. 8. 4 M.

Meyer, M. W., Spaziergänge durch das Reich der Sterne. Astronomische Feuilletons. Wien, Hartleben. 1885. 8. 4 M.

Paucker, H. v., Das Lied von der Heerfahrt Igor's Fürsten von Séversk. Aus dem Altrussischen übersetzt und mit einer literarhistorischen Einleitung und Anmerkungen versehen. Berlin, Deubner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Recht auf Arbeit und seine Verwirklichung. Von einem Parteilosen. Leipzig, G. Wolf. Gr. 8. 1 M.

Schack, A. F. Graf v., Tag- und Nachtstücke. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 M.

Scherr, J., Neues Historienbuch. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 M.

Schloßberger, v., Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie. Stuttgart, Cotta. 8. 2 M.

Schneider, F., Leibeigen. Dramatisches Gedicht. Prag, Dominicus. 1885. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schoel, A., Johann Friedrich Herbart's philosophische Lehre von der Religion, quellenmässig dargestellt. Ein Beitrag zur Beantwortung der religiösen Frage der Gegenwart. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. Gr. 8. 5 M.

Schöll, A., Gesammelte Aufsätze zur klassischen Literatur alter und neuerer Zeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 M.

Schopenhauer, Arthur. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von J. Frauenstädt. 5te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 3 M.

Schubin, O., Bravo rechts! Eine lustige Sommergeschichte. Jena, Costenoble. 1885. 8. 7 M. 50 Pf.

Schwarz-Norberg, E. v., Gefährliche Verbindungen. Zeit-Roman. 2 Bde. Leipzig, Bergmann. 8. 8 M.

Sturm, J., Fromme Lieder. 1ster Thl. 10te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Terlago-Terlago, Gräfin Caroline, Gedichte. Gera, Amthor. 1885. 8. 1 M.

Wallroth, W., Oktavia. Historischer Roman aus der Zeit Neros. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 6 M.

Warnow, F., Phöbus. Dresden, Minden. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

Werner, J., Freund Goethe. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Zimmermann, K. E., Aus Annabergs Vergangenheit. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. 1885. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 27. November 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Ein deutsches Originalgenie.

Unsere Literarhistoriker behandeln mit Vorliebe die Stürmer und Dränger des 18. Jahrhunderts und haben „Rettungen" zur Hand für manche dieser Dichter, deren Leben sich nicht in harmonischen Gleisen bewegte. Das Geniale in ihren Schöpfungen, mag es sich auch nirgends zu künstlerischer Harmonie abgeklärt haben, flößt ihnen ein besonderes Interesse ein; sie vertiefen sich mit dem Scharfsinn ihrer in allen Quellen herumstöbernden Gelehrsamkeit in die dunkeln Lebensverhältnisse der kraftgenialen Dichter; ja sie haben eine besondere Vorliebe für dieselben, die man aus dem Reiz des Contrastes zwischen ihrem eigenen, nach allen Vorschriften der bürgerlichen Moral geregelten Leben und jenen abenteuerlich excentrischen Lebensläufen erklären mag, die nur der Ausnahmemoral der wirklichen oder vermeintlichen Genies gehorchten.

Auch die neueste Zeit hat indeß ihre Stürmer und Dränger, ihre Originalgenies, welche für die Literaturgeschichte der Zukunft, die mühselig und beladen unter der Last eines neuen Säculums dahinkeuchen wird, eine ausgiebige Ernte verspricht.

Vor kurzem berichteten die Blätter von dem plötzlichen Tode Albert Dulk's, der auf dem Bahnhofe in Stuttgart, wohin er sich allzu hastig begeben, an einem Herzschlage gestorben sei. In diesem Dichter hat unsere neue deutsche Literatur ein Originalgenie verloren, das mit seinen berühmtesten Vorgängern in jeder Hinsicht zu wetteifern vermag. Was man im letzten Jahrzehnt über Dulk in den Zeitungen gelesen, kann nur ein gänzlich unzureichendes Bild von ihm geben: man ist danach geneigt, ihn in die Reihe der socialdemokratischen Agitatoren zu stellen, obschon er in diese Schablone durchaus nicht paßt; vor allem aber vergißt man über dieser neuen misliebigen Wendung, daß Dulk ein Dichter von großer ursprünglicher Begabung und einer der liebenswürdigsten Menschen war.

Geboren in Königsberg am 17. Juni 1819 als Sohn eines Professors der Chemie, der zugleich eine Apotheke besaß, arbeitete er längere Zeit als Gehülfe im väterlichen Geschäft, machte 1837 das Abiturientenexamen und studirte Medicin in Königsberg und Breslau. In Kupferberg in Schlesien war er eine Zeit lang als Apothekergehülfe thätig. Dann tauchte er plötzlich wieder in einem ostpreußischen Provinzstädtchen auf, wo er in vollster Zurückgezogenheit 1843 sein Drama „Orla" schrieb. Diese Jugenddichtung, deren Held eine Art von Faust-Don Juan ist, war das Werk eines vielverheißenden Genies; es war darin Sturm und Drang, aber nicht mehr als in den Erstlingswerken unserer großen Dichter. Etwas von der glühenden Sinnlichkeit, wie sie Heine's „Ardinghello" erfüllt, pulsirt in diesem „Orla". Der Held macht die ganze mannichfach abgestufte Scala der Liebesabenteuer durch, um am Schluß bei dem frankfurter Attentat auf den Deutschen Bundestag zu Grunde zu gehen. Wie charakteristisch für die vormärzliche Zeit, daß dieser kleine und kläglich endende Studentenputsch in einem Drama die historische That vertreten konnte!

Damals war Dulk, der inzwischen wieder nach Königsberg kam, eine Kraftnatur ersten Ranges, die uns Jüngern — denn auch ich war sein jüngerer Studiengenosse — in jeder Weise imponirte; er war ein Meister in allen körperlichen Uebungen, im Turnen und Schwimmen, und wenn im Seebad von Crantz am samländischen Gestade die Fahne ausgesteckt war, welche den Badegästen verbot, sich in das sturmbewegte Meer zu wagen: dann stürzte sich Dulk in die Flut und kämpfte verwegen mit den Wellenbergen. In die damalige politische Bewegung Königsbergs

brachte er ein ganz eigenthümliches Ferment; die Freigeisterei der Leidenschaft und die Frauenemancipation wurde in vielen Kreisen der baltischen Hauptstadt die fünfte Frage zu den „Vier Fragen" Johann Jacoby's: „Orla" war ja das dramatische Evangelium dieser Frage — aber es war kein Bühnenstück. Dulk suchte auch der Bühne näher zu treten und schrieb sein Drama „Lea", welchem er die Hauff'sche Novelle „Jud Süß" zu Grunde legte und das bei der Aufführung in Königsberg eine starke dramatische Wirkung bewährte. Wäre Dulk auf dieser Bahn fortgegangen, er wäre ein vielgenannter Poet der kraftgenialen Schule geworden und hätte sich später gewiß gelegentlich seinen Schiller-Preis geholt. Da trat die Märzrevolution ein; Dulk ward ein eifriger und thätiger Anhänger der Bewegung, ohne indeß irgendwo eine hervorragende Stelle als Volksredner oder Abgeordneter einzunehmen; er ließ sich von der elementarischen Bewegung tragen, die seinen exaltirten Neigungen entsprach. Im Grunde hatte er eine kleine politische Rolle nur einmal früher im Jahre 1845 in Leipzig gespielt, wo er, zum Leichenredner für die bei den damaligen Unruhen vor dem Hôtel de Prusse Getödteten erwählt, aus der Stadt verwiesen wurde, sowie er bald darauf, nachdem er in Halle promovirt, in Preußen in Haft genommen wurde wegen seines Verkehrs mit der Tochter des Königsmörders Tschech; doch da dieser Verkehr nur im Interesse einer dramatischen unvollendeten Dichtung stattfand, so wurde Dulk bald wieder aus seiner Haft entlassen. In der Märzrevolution selbst kam er nirgends in Conflict mit den Behörden: gleichwol hielt er es für das Beste, nach dem Siege der Gegenbewegung Deutschland zu verlassen. Ueber die Alpen, ein rüstiger Fußwanderer, zog er 1849 nach Italien und schiffte sich dort nach Aegypten ein, wo er in einer Barke bis zu den ersten Katarakten hinauffuhr in der Landestracht der ägyptischen Bauern. Von dort begab er sich nach Arabien und wohnte in einer Felshöhle nicht fern vom Sinai ein Vierteljahr lang in einem „Schlangenwinkel", wo er mit den unheimlichen Thieren oft in nächste Berührung kam. Dann wurde ihm die Weltverlassenheit doch zu einsam; er kehrte nach Europa zurück, heirathete und suchte sich eine andere Eremitage hoch auf den Bergen am nördlichen Ufer des Genfersees, wo er sieben Jahre lang im Kreise der Seinen historischen und religionsphilosophischen Studien lebte. Eine Frucht derselben waren zwei biblische Dramen, die er veröffentlichte, nachdem er 1858 nach Stuttgart zurückgekehrt war. Das erste: „Simson" (1859), kann als bühnengerecht bezeichnet werden, obschon es für theatralische Wirkung noch zu sehr ins Breite geht. Vortrefflich ist die psychologische Schilderung der Delila, ihrer Liebe zu Simson, ihrer Abwendung vom Heldenthum, ihrer Verzweiflung über den Verrath der Fürsten. Das orientalische Colorit ist treu, oft glänzend. Weit bedeutender noch ist das Drama „Jesus der Christ". Ein Stück für die Volksbühne in neun Handlungen mit einem Nachspiel (1865). Dulk dachte, was die scenische Darstellung und ihre Möglichkeit betrifft, an die mittelalterlichen Passionsstücke; doch sein „Jesus der Christ" war weit davon entfernt, ein naives Volksstück zu sein: es war das Product einer ebenso freigeistigen Gesinnung wie überschwenglichen Phantasie. Wenn er durch die erstere sich mit Strauß und Renan auf einen Boden stellte, so machte es ihm doch die letztere wiederum möglich, einen Stoff poetisch zu behandeln, der sich sonst ja in der Retorte der biblischen Kritik gänzlich gestaltlos verflüchtigt haben würde. In Dulk vermischte sich die Freigeisterei in merkwürdiger Weise mit dem Mysticismus: die Empfängniß Mariä, in welcher die rationalistisch aufgeklärte Thatsache wiederum in die wunderbare Beleuchtung mystischer Träumerei gerückt wird, die Versuchung Jesu, eine Phantasmagorie, in welcher sich der Menschensohn Jesus zu göttlicher Höhe steigert, beweisen, wie Dulk die Wunder als seelische Vorgänge zu dramatisiren sucht. Judas ist ihm ein politischer Aufwiegler, welcher Jesum nur verräth, um ihn zu bestimmen, sich an die Spitze der jüdischen Revolutionspartei zu stellen, da er in ihm den berufenen Messias sieht.

Daß ein solches Werk, so reich an wahrhaft genialen Scenen, nicht auf die Bühne kam, war wol begreiflich, da eine Passionsbühne, für die es geeignet gewesen wäre, nirgends zu finden war. Daß aber eine so hervorragende Dichtung auch von der seichten Tagesliteratur fast gänzlich überflutet wurde, mußte den Dichter verstimmen, und sein nächstes Hohenstaufen-Drama in zwei Theilen: „König Konrad II." (1867), in dessen erstem Theil eigentlich Herzog Ernst von Schwaben der Held ist, zeigt bereits einen bei weitem geringern Schwung trotz einzelner markiger Stellen und konnte sich bei größern Zugeständnissen an die Bühne doch dieselbe nicht erobern. Seitdem gab Dulk das Drama gänzlich auf und wandte sich philosophischer und freireligiöser Schriftstellerei zu: ein Gebiet, auf dem er ebenfalls Hervorragendes geleistet hat. Seine erste derartige Schrift von Bedeutung war: „Der Tod des Bewußtseins" (1858), ein Versuch, das Problem der Unsterblichkeit zu lösen, welcher den Anschauungen der später erschienenen Hartmann'schen „Philosophie des Unbewußten" vielfach verwandt ist. Dulk's Hauptwerk ist „Die Stimme der Menschheit, christliche Glaubenslehre" (2 Bde., 1876—80), dessen erster Theil sich als freier christlicher Unterricht an den Katechismus anlehnt, während der zweite den Kern und das Wesen des Christenthums zu erfassen sucht, welches bei Dulk zum Theil auf die Schelling'sche Weltseele hinausläuft.

Diese freireligiösen Anschauungen, die aber immer noch etwas weit Positiveres haben als die Ergebnisse der junghegel'schen Kritik, verbunden mit dem Streben nach Verwirklichung seines Humanitätsideals in entsprechenden gesellschaftlichen Zuständen, führten Dulk auf den Boden der socialdemokratischen Agitation, obgleich er gewiß gegenüber den letzten Consequenzen derselben stets mehr als Eine reservatio mentalis hatte. Mehrfach ist er, ohne durchzudringen, als Reichstagscandidat der Partei aufgestellt worden; auch sein plötzlicher Tod hing mit den Aufregungen einer Wahl-

reise zusammen. Gleichwol lag ihm eine freireligiöse, auf seinen Grundsätzen aufgebaute Gemeinde mehr am Herzen als ein auf socialdemokratischer Grundlage errichtetes Staatswesen.

Von seinen Krafttouren ist außer Fußpartien, in denen er täglich die größten, für andere Sterbliche kaum erreichbaren Entfernungen zurücklegte, besonders seine Schwimmpartie über den Bodensee im Jahre 1865 in der Erinnerung der Zeitgenossen geblieben, mit welcher er Byron's Schwimmtour über den Hellespont in Schatten stellte: die Entfernung zwischen Romanshorn und Friedrichshafen beträgt etwa $1^1/_2$ Meilen, die er in $6^1/_4$ Stunden schwimmend zurücklegte, ohne die Hülfe des Kahns, der ihm folgte, in Anspruch nehmen zu dürfen. Höhlenbewohner der Wüste im heißen Süden, Bewohner eines Renthierzeltes der Lappen im äußersten Norden auf einer Reise, die er mit Georg Hartung 1876 machte und deren Beschreibung: „Fahrten durch Norwegen und die Lappmark“, er 1877 herausgab, hat er sich gleich abgehärtet gezeigt gegen Hitze und Kälte — und so bewegte sich auch sein ganzes Leben zwischen den Extremen.

Ein deutsches Originalgenie ... in der That, welches Land ist so reich an eigenartigen und bedeutenden Naturen und zugleich dieses Reichthums so sicher, daß es unbeachtet oder nur halb beachtet bedeutsame Kräfte läßt, die in jedem andern Lande im vollen Licht des Ruhmes strahlen würden! Eine Verschwendung von Genies — und die Schuld des Volks ist es, daß viele in der Epoche der Gärung stecken blieben. Mangel an Anerkennung lähmt zuletzt auch die geniale Kraft. Die Theilnahme der Menge wendet sich dem Richtigen, Bequemen, Wohlfeilen zu. Albert Dulk war eine groß angelegte, edle Dichternatur; daß er in abenteuerliche Bahnen gerieth, ist Schuld der Nation, die sein Streben entmuthigte und ihm niemals einen festen Halt gewährte.

Rudolf von Gottschall.

Zur slawischen Literatur.

Geschichte der Slavischen Literaturen von A. N. Pypin und V. D. Spasovič. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von Traugott Pech. Zweiter Band. Zweite Hälfte: Czecho-Slovaken. Lausitzer Serben. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 10 M.

Während in dem ersten Bande dieser „Geschichte der slavischen Literaturen“ A. N. Pypin die Literaturen der Bulgaren, der Serbo-Kroaten, der Slowenen, der Südrussen und der galizischen Russinen einer gründlichen Betrachtung unterzog (vgl. Nr. 16 d. Bl. f. 1881) und in der ersten Hälfte des zweiten Bandes V. D. Spasovič die Geschichte der polnischen Literatur in ähnlicher Weise behandelte (vgl. Nr. 48 d. Bl. f. 1883) beleuchtet A. N. Pypin in der jetzt vorliegenden zweiten Hälfte des zweiten Bandes mit anerkennenswerther Sachkenntniß die Literatur der Czecho-Slowaken und lausitzer Serben.

Die czechische Literatur gehört nach Pypin's Ansicht zu den Literaturen ersten Rangs im Slawenthum und hat nicht nur Bedeutung innerhalb der specifisch slawischen Verhältnisse, sondern übte auch, wie das czechische Volk selbst, längere Zeit eine kräftige Einwirkung auf die Geschicke der westeuropäischen Bildung aus. Der Verfasser beruft sich hier auf eine bekannte deutsch-amerikanische Schriftstellerin, Talvj, welche über die Slawen unter anderm schrieb:

> Unter allen slawischen Sprachen ist es die böhmische und ihre Literatur allein, welche bei den Lesern mehr als allgemeines Interesse zu erregen vermag und verdient, und das nicht etwa durch ihre sprachliche Eigenthümlichkeit, da sie nur wenig von den andern slawischen Sprachen abweicht, sondern wegen jener merkwürdigen Ereignisse, welche die böhmische Zunge, nächst jener von Wicliffe, in der Nacht des verderbten Katholicismus zum ersten Werkzeug der Wahrheit machten. Böhmen war es, in welchem der Funken zuerst zur lebhaften Flamme wurde, die ein Jahrhundert später ihr leuchtendes Feuer über ganz Europa verbreitete. Die Namen Huß und Hieronymus von Prag werden nie vergessen werden, obgleich ein geringerer Erfolg sie weniger berühmt gemacht hat als Luther und Melanchthon. In keiner Sprache der Welt wurde die Bibel mit größerm Eifer und mehr Hingebung studirt; keine Nation war je bereiter, ihr Recht auf das echte Wort Gottes mit ihrem Blute zu besiegeln. Die langwierigen Kämpfe der Böhmen für Gewissensfreiheit und ihre schließliche Unterdrückung bieten eine der herzzerreißendsten Tragödien der menschlichen Geschichte dar.

Aber auch außer diesem weltgeschichtlichen Interesse, das den Schwerpunkt des czechischen Lebens in die Epoche des Huß und der Hussiten setzt, ist die czechische Literatur innerhalb der slawischen Verhältnisse interessant als der Reflex der Geschichte eines Volksstammes, der, in unmittelbare Verbindung mit dem Deutschthum und in einen Kampf mit demselben gestellt, sich ihm zum Theil unterwirft, andererseits aber auch seine nationale Selbständigkeit vertheidigt, allerdings oft nicht ohne ungerechtfertigte Uebergriffe. Nach der Hussitenzeit trat diese Selbständigkeit am schärfsten hervor in der czechischen Renaissance, welche den Ausgang des vorigen und das jetzige Jahrhundert bezeichnet, wo die czechische Literatur einen starken belebenden Einfluß auch auf die nationale Wiedergeburt anderer slawischer Stämme ausübte.

Pypin schickt nun seiner Darstellung der czechischen Literatur ganz zweckmäßig einige historische Bemerkungen voraus, da so die Lage dieser Literatur am besten in ihren verschiedenen Perioden erklärt wird. Er sagt in dieser Beziehung:

> Der Kampf der germanischen und slawischen Rasse fand seit den fernsten Jahrhunderten, in denen die Geschichte dieser Völker

gedenkt, statt auf der ganzen slawisch-deutschen Grenze, vom Westende des Baltischen bis zum Adriatischen Meere. Die slawischen Historiker haben meist ihren Urtheilen über diese Thatsache einen Anflug von elegischer Sentimentalität gegeben, indem sie die Deutschen als rohe Bedränger des gutmüthigen Slawenthums hinstellen, aber mit diesem Tone werden die factischen Verhältnisse kaum richtig getroffen. Waren doch die alten Slawen selbst nicht sonderlich gutmüthig, und wann hat denn in den Beziehungen der Völker zueinander Menschenliebe und Edelmuth als leitendes Princip gedient? Schriftsteller einer extrem-slawischen Richtung, wie die moskauische Schule in Rußland, fügten noch hinzu, das Slawenthum habe auch ein höheres sittlich-politisches Ideal repräsentirt, in seiner demokratischen Gemeindeverfassung und später im griechisch-katholischen Christenthum. Aber wie auch die Volkscharaktere beschaffen sein mochten, trotz aller guten Eigenschaften, die dem slawischen Volksstamme wirklich eigen, aber nur zu oft von einer weichen Zerflossenheit begleitet sind, — bei einem Zusammenstoß in der Wirklichkeit der Dinge entwickelte das deutsche Element eine Kraft, wie sie der slawischen Welt nicht innewohnte und noch bis heute nicht innewohnt. Nachdem es sich der antiken römischen Welt angeschlossen, gelangte das Germanenthum frühzeitig zu einer gewissen Bildung, zur Centralisation in Kirche und Kaiserthum, zur Solidarität mit andern Völkern Westeuropas, in einer Zeit, wo das Slawenthum noch zerstreut und uneinig blieb und bei allen anziehenden Eigenschaften des Stammescharakters, die nicht selten sogar von seinen Feinden anerkannt wurden, doch den Deutschen weder den gleichen Grad von Bildung noch die gleiche politische Macht entgegensetzen konnte.

Wir haben diesem ziemlich objectiven Urtheile des Verfassers nichts hinzuzufügen. Die Geschichte der Czechen zerfällt nach Pypin im allgemeinen in drei Hauptperioden, welche durch die verschiedenen Momente ihres Kampfes mit der Germanisirung und der Bekundung ihrer eigenen Nationalität bestimmt werden. Der Höhepunkt dieses Kampfes war die Epoche des Hussitenthums, die Epoche einer mächtigen religiösen Erregung, welche zugleich den Höhepunkt der selbständigen Entwickelung der Czechen und ihrer Theilnahme an der Weltgeschichte bildete. Demnach kann man die alte Periode bis zum Jahre 1403 rechnen oder bis zum Beginn der hussitischen Unruhen; die mittlere bis 1620 (1627) oder bis zur definitiven Niederlage der Czechen und dem Eintritt der katholischen Reaction; die dritte Periode umfaßt zunächst die Zeiten dieser Reaction und der politischen Knechtung, die den äußersten Verfall des czechischen Volksthums mit sich bringt sowie später den Umschwung zur Renaissance, welcher sich vom Ende des 18. Jahrhunderts an bemerklich machte und den Grund zur Entwickelung der czechischen Literatur der Gegenwart legte. Wenn man will, kann man von diesem Umschwung an eine besondere vierte Periode beginnen, wie es auch zuweilen geschieht. Entsprechend den Hauptereignissen des politisch-nationalen Lebens nehmen nun auch die czechischen Literarhistoriker gewöhnlich in der Geschichte ihrer Literatur vier Perioden an: die alte, bis zu den ersten Anfängen des Hissitenthums (bis 1403) reichend; die zweite, die Hussitenzeit umfassend (bis 1620); die dritte, die Periode des Verfalls der Nation und der Literatur bis zu den Reformen Joseph's II. (annähernd bis 1780); endlich die neueste Periode der Renaissance seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Der czechische Literarhistoriker Tieftrunk zählt in seinem betreffenden Werke nur drei Perioden: die erste bis 1410, die zweite bis Mitte des 18. Jahrhunderts, die dritte die neuere und neueste Literatur. Czechische Kritiker haben diese Eintheilung gebilligt; wir schließen uns aber Pypin an, weil durch Tieftrunk's Periodeneintheilung die Periode des nationalen Verfalls verdeckt wird, besonders seit der Schlacht am Weißen Berge.

Was nun die Denkmäler der ersten oder alten Literaturperiode der Czechen anbetrifft, so heben wir hier vorzugsweise das „Gericht der Libussa", die „Königinhofer Handschrift" und die Glossen der sogenannten „Mater Verborum" hervor. Das im Jahre 1818 aufgefundene „Gericht der Libussa" (seit 1859 auch die Grüneberger Handschrift genannt) wird vielfach als der älteste Ueberrest des czechischen Schriftwesens aus dem 9. oder 10. Jahrhundert angesehen; die Dichtung besteht aus zwei Bruchstücken: erstens aus 9 Versen, welche angeblich den Schluß einer Berathung der Volksversammlung über Stammesverfassung bilden, und zweitens aus 111 Versen, welche den Anfang einer Erzählung über das Gericht der Fürstin Libussa in einem Streite zweier Brüder, Chrudos und Sfahlav (Stiaglav), über das Erbe enthalten. Bei der Wichtigkeit des Streits berief Libussa einen Rath von „Kmeten, Lechen und Vladiken": sie setzte sich auf den „goldenen väterlichen Thron", ihr zur Seite standen zwei kluge Jungfrauen, eine mit den „rechtgebenden Tafeln", die andere mit dem Schwerte, welches das Unrecht straft; ihnen gegenüber die „rechtkündende Flamme", und unter ihnen das „heilig-reine Wasser" (die Werkzeuge des Gottesgerichts). Die Versammlung berieth über die Frage der Fürstin und entschied, daß die Brüder das Erbe gemeinsam besitzen sollten; allein der kühne Chrudos widersetzte sich dieser Entscheidung und beleidigte Libussa mit den Worten: „Wehe den Männern, über welche eine Frau herrscht!" Libussa schlug der Versammlung vor, unter sich einen Mann zu wählen, der über sie „nach Eisenart" herrsche, weil ein Mädchenarm dazu zu schwach sei. Das Fragment schließt mit den bekannten Versen: „Unlöblich ist es für uns, unter Deutschen das Recht zu suchen" u. s. w. Der Grundstoff des Gedichts fand sich bei dem lateinisch-böhmischen Chronisten Kosmas von Prag. Von allen Gedichten der „Königinhofer Handschrift", die 1817 aufgefunden wurde, gilt dem Inhalt und der Composition nach für das älteste das epische Gedicht „Zaboj und Slavoj" in welchem die Befreiung der Czechen von irgendeinem fremden König durch zwei Helden, Zaboj und Slavoj, beschrieben wird. Das Ereigniß ist der Geschichte nicht bekannt, man pflegt es aber nicht später als ins 9. Jahrhundert zu setzen.

Zu den ältesten Denkmälern des czechischen Schriftthums gehört auch eine ganze Reihe von Glossen und Wörterbüchern; das bedeutendste darunter ist das unter dem

Namen „Mater Verborum“ bekannte Wörterbuch, dessen noch vorhandene Handschrift aus dem 13. Jahrhundert stammt. In der „Mater Verborum“ findet sich ein ganzer Chor heidnischer Götter, so z. B. „Svatovit“ in der Rolle des Mars, „Prije“ als slawische Venus, „Ziva“ als Ceres, „Morana“ als Hekate u. s. w. Leider ist nun aber die wissenschaftliche Kritrik zu der Ueberzeugung gekommen, daß weder „das Gericht der Libussa“, noch die „Königinhofer Handschrift“, noch die „Mater Verborum“ unter allen Umständen als echt anzuerkennen sind. Der Verfasser sagt in dieser Beziehung:

Die Frage ist noch nicht erschöpft. Die Vertheidiger der Denkmäler sind nicht in der günstigsten Lage; aber auch den Gegnern bleibt noch viel Arbeit übrig. Unparteiische Beobachter dieses Kampfes, jedoch lebhaft an seinem Ausgange interessirt, erwarten, daß die negative Kritik, indem sie ihre Beweise für die Unechtheit der Denkmäler darlegt, auch erklärt, wie die Fälschungen möglich waren, wo ihre Quellen und die Mittel der Ausführung sein konnten.

Der germanisch-romanische Einfluß auf die czechische Literatur hat sich allmählich und ohne sonderliche Hindernisse sehr wahrscheinlich von der Zeit an entwickelt, wo er seinen ersten Sieg im 9. bis 10. Jahrhundert gewann, wo er aus Böhmen und Mähren die griechisch-slawische Kirche verdrängte und an ihre Stelle die römische setzte, d. h. die Czechen und Mährer von der griechisch-katholischen zur römisch-katholischen Kirche bekehrte. Der volksthümliche czechisch-slawische Vers kennt keinen Reim; dieser erschien erst, als die versificirten Legenden der römisch-katholischen Kirche sich Bahn brachen. Wie sich die Czechen einer materiellen Einmischung der Deutschen in ihre Angelegenheiten, eines Einflusses der deutschen Sitten und Einrichtungen nicht zu erwehren vermochten, so erwiesen sie sich auch in literarischer Beziehung nachgiebig. Zugleich mit den Turnieren, dem Ritterthum, fanden sich am Hofe der czechischen Könige deutsche Minnesänger ein; nach der Ueberlieferung war sogar König Wenzel I. selbst ein deutscher Minnesänger. Auch die mittelalterliche westeuropäische Didaktik, die Fabel, die Satire u. s. w. fanden bei den Czechen mehr oder weniger ein selbständiges Echo; zuweilen erinnert die Manier der czechischen Schriftsteller im 14. Jahrhundert in auffallender Weise an deutsche Schriftsteller, welche die Fabel und die Anekdote mit Lebensregeln, moralischer Belehrung und Predigt vereinten. Mit der lateinisch-kirchlichen Bildung und den europäischen Sitten stellte sich bei den Czechen auch das mittelalterliche Drama ein, und zwar in der westeuropäischen Form des Mysteriums, vermischt mit der Posse. Die czechische Geschichtschreibung begann ebenfalls lateinisch. Die ersten czechischen Chronisten schrieben nach dem allgemeinen Gebrauch Westeuropas lateinisch und zeigten die gewöhnlichen Eigenschaften der mittelalterlichen Chronisten, deren Gelehrsamkeit und Lust zum Fabuliren. Endlich entwickelte sich in der ersten Periode der czechischen Literatur auch die Literatur des czechischen Rechts.

Die zweite Periode der czechischen Literatur kann man ziemlich genau mit dem 15. Jahrhundert beginnen, obschon der Wandel der Ideen vom 14. zum 15. Jahrhundert ein allmählicher war. In Huß' reformatorischen Bestrebungen sprach sich in der That eine neue Idee aus, welche den weitern Gang der czechischen Geschichte bestimmte, aber in andern literarischen Richtungen dauerte die vorhergehende Entwickelung fort, mit der die hussitischen Ideen engen Zusammenhang haben. Aus diesem Grunde schildert der Verfasser zunächst die Thätigkeit der Vorläufer von Huß, zu denen unter andern Johann Milic, Matthias von Janov und Thomas Stitny gehören, und geht dann erst auf eine genaue und theilweise ergreifende Darstellung des Charakters, des sittlichen Werthes und der tiefgehenden Wirksamkeit des großen czechischen Reformators ein. Die ersten patriotischen Aufrufe des 14. Jahrhunderts bereiten uns auf die nationale Bewegung der Czechen vor, die sich in Böhmen zu Anfang des 15. Jahrhunderts mit dem Auftreten von Huß vollzog. Diese Bewegung war im Grunde rein religiös, erhielt aber schon bald die weiteste nationale Bedeutung. Hinsichtlich des persönlichen Charakters und der reformatorischen Thätigkeit von Huß bezieht sich Pypin auf Hilferding, dessen Urtheil also lautet:

Huß gab den Anstoß zu einer reformatorischen Bewegung; er ward zum Begründer des Protestantismus; die Historiker sagen auch, er habe Reformator sein wollen. Aber ist das richtig? . . . Huß unterscheidet sich eben darin von Wicliffe, Luther, Zwingli, Calvin, Chelcicky und andern Begründern protestantischer Sekten, daß er gar nicht daran dachte, eine neue Lehre zu begründen. Huß' Verehrer macht sein Verhältniß zu Wicliffe stutzig. Die Theorie gehört ganz Wicliffe an, Huß nahm daraus nur wenige und zwar in Bezug auf das Glaubensbekenntniß am wenigsten wesentliche Punkte, fügte ihnen selbst nichts Neues hinzu —, und doch, wie unermeßlich höher steht er als Wicliffe! Die Sache beruht darauf, daß Wicliffe ein Dogmatiker war; Huß wurde aber nur von einem Gedanken geleitet: das Sittengesetz des Christenthums treu auszuführen. Es ist schwer, in der Geschichte einen Mann zu finden, der mit so unbedingter Wahrheitsliebe die Gebote des Evangeliums durch sein Leben verwirklicht hätte. Er ahmte dem Stifter des Christenthums auch darin nach, daß seine Lehre nicht den Charakter dogmatischer Formeln, sondern den einer lebendigen sittlichen Unterweisung trug. Er zeichnete sich weder durch ungewöhnliche Gelehrsamkeit noch durch das Genie eines Schriftstellers oder Predigers ersten Ranges aus: seine Werke, seine Predigten ragen nicht über das mittlere Niveau der Erzeugnisse der scholastischen Theologie jener Zeit hinaus. Der erstaunliche Zauber, welchen Huß auf das ganze czechische Volk ausübte, entströmte einzig und allein der sittlichen Größe seiner Persönlichkeit und der sittlichen Bedeutung seiner Predigt.

Huß' persönlicher Einfluß als Prediger wurde übrigens doch sehr durch seine literarische Thätigkeit unterstützt. Seine Werke, die lateinischen und die czechischen, sind fast ausschließlich der theologischen Erklärung der Bibel, der Sittenlehre und endlich den unmittelbaren Streitfragen der Zeit gewidmet und haben trotz ihres specifisch theologischen Inhalts ein hohes Interesse und eine historische Bedeutung. Seine wichtigste Arbeit ist das lateinische Werk „Tractatus de Ecclesia“, verfaßt aus

Anlaß der Synode zu Prag im Jahre 1413; hieraus wurden auch die 44 Anklagepunkte entnommen, über die sich Huß auf dem Concil zu Konstanz zu rechtfertigen hatte. Uebrigens stand der Patriotismus bei Huß in zweiter Linie, in erster die Forderung des christlichen Gebotes. „Ich sage auf mein Gewissen", schrieb er, „daß, sollte ich einen Ausländer kennen, woher er auch sei, der nach seiner Tugend Gott mehr liebte und für das Gute einträte als mein leiblicher Bruder, so wäre er mir lieber als der Bruder; und so sind mir gute englische Priester lieber als unwürdige czechische, und ein guter Deutscher lieber als ein schlimmer Bruder."

Unter den Männern, welche Huß bei seinen Bestrebungen unterstützten, muß in erster Linie sein Freund Hieronymus von Prag genannt werden, der allerdings mehr als patriotischer und religiöser Agitator wirkte denn als Schriftsteller. Nachdem Pypin die radicale Seite der hussitischen Bewegung, die Philosophie Cheleicky's, die social-christlichen Bestrebungen der „Böhmischen Brüder", der Taboriten, Ziska's Einfluß, den namentlich durch Bohuslav und Lobkovic vertretenen Humanismus und die sogenannte Hussitische Tradition näher beleuchtet hat, bespricht er die letzten Jahrzehnte vor dem Untergange Böhmens, die man als das Goldene Zeitalter der czechischen Literatur zu bezeichnen pflegt. Die interessanteste Seite des Goldenen Zeitalters bleiben die Erinnerungen und Nachklänge des alten nationalen Hussitenthums und die neuen Versuche in dieser Richtung, denen es aber nicht mehr beschieden war, zu einer großen historischen und nationalen Erscheinung heranzuwachsen.

Zur Periode des Verfalls der czechischen Literatur übergehend, bemerkt der Verfasser, daß die besten Leute, die gebildetsten und reichsten, die vor allem zu jener Zeit der Heimat hätten dienen können, das Land verließen; in demselben blieb nur die rathlose Masse, welche im Geheimen einige frühere Ueberlieferungen bewahrte, aber in höchstem Grade entkräftet und unterdrückt war. Diejenigen, bei denen sich alte Bücher als Heiligthümer erhalten hatten, mußten sie verstecken, sonst drohte ihnen Vernichtung; officiell herrschte die katholische Gelehrsamkeit, an deren Spitze die Jesuiten standen. Darum darf man in dieser Periode nicht irgendwelche Fortsetzung des frühern Lebens suchen; vom Jahre 1620 an stellt die Literatur das Bild eines allmählichen Absterbens der Nationalität dar. Die frühere Literatur dauert noch einige Jahre unter der Emigration fort oder kommt noch zuweilen bei den stammverwandten Slowaken zu Tage, zu denen die czechischen Emigranten ihre religiösen und literarischen Bestrebungen brachten. Die bedeutendste Persönlichkeit des ganzen 17. Jahrhunderts in Böhmen und bis zu den ersten Anfängen einer Wiederbelebung zu Ende des 18. Jahrhunderts war Johann Amos Komensky (Comenius, 1592—1670). Er allein erinnert an die frühern Zeiten durch seine umfangreiche Thätigkeit und seinen Charakter. Am Ende des 18. Jahrhunderts erreichte der Verfall der Literatur die letzte Stufe. Ein czechisches Buch ward zur Seltenheit; neue gab es nicht, die alten waren vernichtet. Der Fanatismus der Jesuiten zerstörte czechische Bücher, nach alter Erinnerung sogar noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Balbin, ein Patriot nicht nach dem Muster seiner Mitbrüder, spricht mit Bedauern von dem Schicksal der czechischen Bücher, die auf Scheiterhaufen verbrannt und als ketzerisch vernichtet wurden, selbst wenn nicht einmal etwas über Religion darin stand. Dies geschah am Ende des 17. Jahrhunderts.

Den ersten Anstoß zur Weckung des fast dahingeschwundenen Nationalbewußtseins der Czechen gab die Regierung Joseph's II., obschon dies nicht in seiner Absicht lag. Es war das Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Diese Aufklärung erwartete Kaiser Joseph von der deutschen Sprache, die er deshalb in seinem vielsprachigen Reiche am meisten begünstigte. Im Jahre 1774 wurde deshalb auch in den czechischen Schulen und in der Verwaltung die deutsche Sprache eingeführt; allein die drohende Gefahr der Germanisirung weckte bei den Czechen historische Erinnerungen, und so entstand eine neue Bewegung in der czechischen Literatur, welche mit dem Namen der Renaissance bezeichnet wird. Die czechischen Historiker theilen gewöhnlich die Geschichte dieser Renaissance oder der neuern czechischen Literatur in drei Perioden: die erste reicht von den zwei oder drei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1820, die zweite bis 1848 und die dritte bis zur Gegenwart. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Eintheilung durch die besondern Charakterzüge der drei Perioden bis zu einem gewissen Grade begründet ist. Leider verbietet der uns zugemessene Raum ein näheres Eingehen auf dieselben. Nur das sei erwähnt, daß der Verfasser selbst zugesteht, daß die deutsche Schule der czechischen zum Muster diente und die Czechen vielfach aus den reichen Quellen der deutschen Literatur schöpften, um ihre eigene zu heben.

Die slowakische Literatur behandelt Pypin, nachdem er auch hier einige historische Bemerkungen vorausgeschickt, auf Seite 305 bis 352. Aus der ältern historischen Periode, aus den Zeiten des altslawischen Gottesdienstes, hat sich bei den Slowaken kein einziges Schriftdenkmal erhalten; nach der Tradition wurden die slawischen Kirchenbücher bei der Einnahme von Nitra oder Neutra durch Matthias von Trencin verbrannt. Für das älteste Denkmal des slowakischen Dialekts gelten die Kirchenlieder mit slowakischen Glossen von Wenzel Bzenecky, vom Jahre 1385. Erst seit der Einführung des böhmischen Protestantismus beginnt bei den Slowaken ihre eigene Literatur- und Schularbeit, also seit dem 16. Jahrhundert. Das bedeutendste Ereigniß auf dem Gebiete der slowakischen Literatur ist die Gründung der „Matica", d. h. eines Instituts, das sich die Verbreitung slowakischer Schriften zur Aufgabe stellte. Allein die Matica, welche im August 1863 ins Leben gerufen wurde, fand schon im Jahre 1874 wieder ihr Ende, namentlich durch die Magyaren, welche

die Thätigkeit der Matica als „panslawistisch und dem ungarischen Staate gefährlich" hinstellten.

Was die Volkspoesie der Czechen, Mähren und Slowaken anbetrifft, so ist es, wie der Verfasser nachweist, zweifelhaft, ob es ein altczechisches Epos gegeben hat; dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß bei den Czechen schon im 14. Jahrhundert eine volksthümliche Lyrik existirte, und aus den Arbeiten von Safarik, Kollar u. a. geht mit Gewißheit hervor, daß auch bei den Slowaken und Mährern das Volkslied schon in früher Zeit in Blüte stand. Namentlich weist Safarik mit Stolz auf die wunderbare Verbreitung von Liedern bei den Slowaken hin, welche selbst von Gegnern des Slawenthums zugestanden wird. Die slowakischen Volkslieder zeichnen sich theils durch ihre eigenthümliche Melodie, theils aber auch durch ihren Inhalt aus.

Die Geschichte des baltischen Slawenthums ist ein hartnäckiger tragischer Kampf mit den Germanen, mit Normannen und Dänen, ein Kampf, der sich mehrere Jahrhunderte lang hinzog und mit dem Untergang des Slawenthums endete. Die Gefahr einte die Stämme nicht; zwar gab es Versuche gemeinsamen Handelns, aber häufiger ging Feindschaft gegen die Deutschen mit gegenseitiger innerer Feindschaft einher, und die Deutschen fanden bei dem einen slawischen Stamme Hülfe gegen den andern. Von einer Literatur kann deshalb bei den baltischen Slawen nicht wohl die Rede sein. Etwas günstiger gestaltete sich dies, wie der Verfasser ausführt, bei den Wenden und den lausitzisch-serbischen Volksstämmen. Pypin läßt sich mit Bezug auf die lausitzer Serben also vernehmen:

Für gleichgültige Leute liegt der Ausgang ins deutsche Leben nahe, welches die lausitzer Serben in geistiger und materieller Beziehung eng umfangen hält. Für diejenigen aber, die auf das nationale Besitzthum ihres Volkes einen Werth legen, bleibt nur der eine Ausweg übrig, sich den Interessen des Gesammtslawenthums anzuschließen; denn nur auf dem Boden der slawischen Gegenseitigkeit werden sie volle Sympathie für ihre nationale Sache finden!

Der Uebersetzer, selbst dem lausitzer Serbenthum entsprossen, geht nicht so weit wie Pypin, zollt aber dem intellectuellen Selbsterhaltungstrieb seiner Landsleute die vollste Anerkennung und meint:

Wer gerecht urtheilt, wer zugibt, daß kein Volk, auch das kleinste nicht, verpflichtet ist, sich selbst aufzugeben, der wird der Art und Weise, wie die lausitzer Serben die Selbsterhaltung erstreben, wenn nicht Sympathie, so doch zum mindesten eine gewisse Achtung nicht versagen können.

Das letzte Kapitel, „Die Renaissance" betitelt, ist Betrachtungen über „die Idee eines slawischen Bundes oder einer slawischen Einheit" gewidmet und erblickt nur in der Versöhnung der slawischen Bruderstämme, namentlich der russischen und polnischen Nation, das Heil des Slawenthums in politischer und literarischer Beziehung. Den Schluß des Werks bilden „Ergänzungen und Berichtigungen" zum ersten und zweiten Bande, sowie ein genaues Namensregister. Das vortreffliche Werk ist damit abgeschlossen; eine Darstellung der großrussischen Literatur aus der Feder von A. N. Pypin, an welcher derselbe bereits arbeitet, wird ein Werk für sich, zugleich aber eine Ergänzung zu dem vorliegenden bilden.

Rudolf Doehn.

Romane.

1. Aus dem Lande der Magyaren. Roman von Julius Rasch. Wiesbaden, Kunze's Nachfolger. 1883. 8. 3 M. 60 Pf.

Wenn der Autor mit seinem Roman beabsichtigte, ein Spiegelbild der magyarischen Gesellschaft zu geben, so ist diese Absicht nicht erreicht worden. Seine Schilderung macht auf den Kenner der ungarischen Gesellschaft den Eindruck, als ob sie aus zweiter Hand, mit andern Worten nach Büchern geschrieben worden sei. Die handelnden Personen führen zwar magyarisch klingende Namen, erscheinen zum Theil natürlich auch als Zigeuner; in Wahrheit aber sind sie Schablonenfiguren, welche nur ungarische Costüme und Masken tragen. Man vergleiche nur einmal die wirklich lebenswahren Gestalten in den Romanen Mariam Tenger's mit denen des vorliegenden Buchs! Ein Zug roher Sinnlichkeit wirkt überdies vielfach abstoßend, die ziemlich einfache Fabel entbehrt der Originalität, und das Ganze schlägt zu sehr in das Fach der Colportageromane, als daß man dem Buch literarischen Werth beimessen könnte.

2. Der Peter von Danzig. Historische Erzählung aus der Zeit der Hansa. Von Reinhold Werner. Berlin, Janke. 1883. 8. 5 M.

Die Erzählung fesselt mehr durch die anschauliche Schilderung des Seewesens der Hansa als durch ihre Handlung, der eine ziemlich einfache Liebesgeschichte zu Grunde liegt. Die Kämpfe und Abenteuer der beiden Helden erregen unser Interesse, die Charaktere sind gut gezeichnet, und wir möchten dem Buch nur den lebendigen Stil der Marryat'schen Seeromane wünschen, dann wäre es vortrefflich zu nennen. Uebrigens können wir dasselbe der Jugend warm empfehlen.

3. Götter und Götzen. Roman von Konrad Telmann. Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 15 M.

Der Grundgedanke, welchen der Autor in seinem dreibändigen Werk behandelt, ist der Gegensatz zwischen den Idealen und der realistischen Richtung der Zeit. Das Leben des Helden, Gerd Randolf, wird uns von der Gymnasialzeit bis zum gereiften Mannesalter vorgeführt, und die

äußern und innern Kämpfe, welche er zu bestehen hat, ergeben sich eben aus jenem Gegensatz. Die Handlung, besser gesagt, die verschiedenen Situationen, in welche Randolf geräth, bieten dem Autor Anlaß, ein getreues Spiegelbild der modernen Gesellschaft zu entwerfen, aus welcher einzelne Typen ganz meisterhaft geschildert werden. Wenn wir etwas zu tadeln haben, so wäre es der stellenweise etwas zu trockene Ton, der manche Partien des Buchs farblos und nüchtern erscheinen läßt. Im großen und ganzen darf man aber diesen Roman als ein Werk bezeichnen, welches in Inhalt und Form den ästhetischen Anforderungen vollkommen entspricht, die man an einen Roman zu stellen berechtigt ist. Die Stimmungen und Strömungen der Zeit werden in den Charakteren zum treffenden Ausdruck gebracht.

4. Im Stillen. Schilderungen vom heimischen Herd. Von Marie. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. Gütersloh, Bertelsmann. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.

Dieses einfache Lebensbild fesselt durch den Ausdruck von Gemüthstiefe und Herzensreinheit, jenen Eigenschaften, welche den höchsten Zauber einer Hausfrau bilden. Der christlich-religiöse Sinn, welcher das Buch beseelt, wirkt keineswegs abstoßend, da er nicht aufdringlich zu Tage tritt, sondern der Ausfluß echt menschlicher Tugend ist. Unbedingt ist ein solches Buch Frauen und Jungfrauen mehr zu empfehlen als die Romane jener Gattung, welche jenseit des Rheins gepflegt wird.

5. Brigitta von Wisby. Eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Von Hans Hoffmann. Leipzig, Schlicke. 1884. 8. 3 M.

Erzählungen, deren Handlung im frühen Mittelalter spielt, haben mit einer bedenklichen Schwierigkeit zu kämpfen. Mit dieser Periode sind nämlich die wenigsten Leser vertraut; der ganze Charakter jener Zeit ist uns weitaus fremder als beispielsweise die Antike, und daraus folgt natürlich, daß auch Vorgänge und Charaktere aus jener Zeit fremdartig anmuthen. Es erfordert daher besondere Kunst und Kraft der Darstellung, wenn der Autor den Leser für seine Erzählung interessiren will. In der vorliegenden ist dies unstreitig gelungen. Die Fabel behandelt die Eroberung der blühenden Handelsstadt Wisby durch König Waldemar von Dänemark, und diese historische Tragödie wird eng verknüpft mit dem echt tragischen Schicksal zweier Frauen, die beide unser vollstes Interesse erregen. Die Hauptpersonen sowie auch das gothländische Bauernvolk sind trefflich charakterisirt; die kräftige knappe Darstellung entspricht auch vollkommen dem Stoff, und man kann mit gutem Gewissen diese Erzählung als eine der besten in ihrer Art bezeichnen.

6. Im Sturmwind des Socialismus. Erzählung aus großer Zeit von Max Kretzer. Berlin, Luckhardt. 1884. 8. 4 M.

Eine, wie man zu sagen pflegt, „packende" Geschichte, reich an Effecten und spannenden Situationen; dabei ist aber auch die Form der Darstellung nicht vernachlässigt und die Charakteristik der handelnden Personen sorgfältig ausgeführt. Die Fabel ist allerdings nicht ganz originell; es handelt sich um einen reichen Fabrikanten, der durch den Leichtsinn seines übermüthigen Sohnes beinahe bankrott gemacht wird, im entscheidenden Moment jedoch durch einen seiner Arbeiter Rettung findet, welcher dafür die Hand der Tochter erhält. Der Erzähler weiß jedoch die Sache so geschickt vorzutragen, daß man das Schablonenhafte leicht vergißt und sich ganz und voll an dem Reiz der lebhaft geschilderten Verwickelungen ergötzt.

7. Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Erster bis dritter Band. München, Oldenbourg. 1883. 8. Jeder Band 1 M.

Die vorliegende Sammlung stellt sich als eine neue Folge des von Heyse in Gemeinschaft mit Kurz herausgegebenen „Deutschen Novellenschatzes" dar. Da diese Sammlungen nur bereits erschienene Novellen von bekannten Autoren enthalten, so entfällt eigentlich jeder Anlaß zu einer kritischen Besprechung des Inhalts, und eine Kritik könnte überhaupt nur die Grundsätze betreffen, von welchen sich die Herausgeber bei der Wahl leiten lassen. Diese Grundsätze sind im Vorwort des ersten Bandes ausgesprochen, und auch wir bekennen uns rückhaltlos zu denselben. Wir stimmen mit Heyse namentlich darin überein, daß die Novelle auch eine abgerundete Fabel, d. h. eine aus den Charakteren sich ergebende Handlung haben müsse; sonst ist es keine Novelle, sondern eine Skizze, mag auch das dichterische Product noch so geistreich sein. Darüber, daß es solche Skizzen gibt, die weitaus interessanter und werthvoller sind als so manche kunstgerechte Novelle, herrscht ja ohnehin kein Streit.

Die in den vorliegenden drei Bänden enthaltenen Novellen bekunden die glückliche Hand der Herausgeber in der Wahl und Zusammenstellung der einzelnen Stücke. Es ist wol überflüssig zu bemerken, daß die Sammlung wärmstens empfohlen werden darf.

8. Der Pechvogel und andere Erzählungen von Philipp Galen. (Collection Spemann. Bd. 47.) Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Galen gehört zu jenen Schriftstellern, welche zwar wenig genannt werden, aber doch eine starke Gemeinde stiller Verehrer besitzen. Seine Romane und Erzählungen zeigen manche Vorzüge, welche es erklären, daß viele Leser Gefallen an denselben finden, andererseits aber auch Schwächen, welche es rechtfertigen, daß der Autor keine hervorragende Stellung in der Literatur erringen konnte. Diese Schwächen bestehen in der allzu breiten Schilderung, die manchmal langweilig wird, und in dem Mangel an Erfindungsgabe; als Vorzüge sind gute Charakteristik, gesunder Humor und die kernige Moral, welche alle seine Werke durchdringt, zu nennen. Was hier im allgemeinen gesagt wurde, gilt auch von den vorliegenden Erzählungen. „Der Pechvogel" ist eine etwas breitspurige Schilderung kleiner Unfälle, die einem Unglückskinde passiren; „Die Partie nach der Suleck" besitzt gleichfalls keine Handlung, sondern bietet nur Raum

für eine humoristische Charakterschilderung; am besten erscheint noch „Onkel Bispink", die kürzeste und auch interessanteste Erzählung.

9. Hella Jasmund und andere Erzählungen. Von Sophie Junghans. (Collection Spemann, Bd. 53.) Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Von den drei Erzählungen ist die eine: „Die Howords von Brereton", in der Art der unleidlichen englischen Blaustrumpfromane gehalten; auch in ihr spielt natürlich die stets unvermeidliche Erbschaft eines Lordtitels mit allem Zubehör die Hauptrolle. Wenn unser Zeitungspublikum schon mit Uebersetzungen dieses abgeschmackten Genre überhäuft wird, so sollten doch unsere Schriftsteller uns damit verschonen, nach jenem Muster zu copiren. Eine Entschädigung gewähren zum Glück die beiden andern Erzählungen; „Onkel Helmar" ist eine Novelle, deren Hauptfigur sympathisches Interesse erweckt, und „Hella Jasmund" zeichnet sich ebenfalls durch gelungene Charakterzeichnung aus.

10. Sonnige Tage. Aus den Erinnerungen von Johannes von Dewall. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1884. 8. 3 M.

Das Buch enthält eine Novellette in Briefform: „Zur Glut gefacht", deren Thema in pikanter Weise ausgeführt wird. Prinz K., der in seine Cousine so ziemlich verliebt ist, macht eine Vergnügungsreise, und auf derselben wird seine Neigung durch den Umgang mit einem zärtlichen Ehepaar „zur Glut entfacht". „Irren ist menschlich" betitelt sich eine humoristische Erzählung, deren Pointe auf dem unrichtigen Gebrauch eines französischen Wortes beruht. Den gleichen humoristischen Charakter trägt die Skizze „Unter Göttern", während „Crayonstriche aus Wiesbaden" sich als ein lebhaft gehaltenes Feuilleton darstellen. Ist auch der literarische Werth dieser Sächelchen kein sehr großer, so bieten sie doch eine angenehme fesselnde Lektüre.

11. Die Jahreszeiten. Von B. von Ziegelhain. Stuttgart, Metzler. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Buch enthält vier Novellen, von denen jede mehr oder minder in Beziehung zu einer Jahreszeit steht, worin der Titel seine Erklärung findet. Die Novellen sind an und für sich gut, wenn auch in keiner Weise hervorragend zu nennen. Es spricht sich in denselben ein hübsches Erzählertalent aus, das einfache Geschichten angenehm vorzutragen und die Personen leidlich zu charakterisiren weiß. Auch diese Novellen gehören zu jenen nicht seltenen Producten, die man mit den sogenannten akademischen Bildern vergleichen kann, sie sind correct, aber es fehlt ihnen der Geist, der uns oft in einem Gemälde fesselt trotz allerlei nachweisbarer Fehler.

12. Dies irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan. Von Karl Bleibtreu. Neue verbesserte Auflage. Stuttgart, Krabbe. 1884. 8. 2 M.

Dem Buch widerfuhr das Schicksal, daß es in Deutschland erst recht bekannt wurde, als es aus dem Französischen zurückübersetzt worden war. Man hatte es vielfach wirklich für Memoiren eines französischen Offiziers gehalten, ja schien sogar geneigt, die den handelnden Personen in den Mund gelegten Aeußerungen als authentisch zu betrachten. In Wahrheit ist das Werk ein Phantasiegemälde, das, mit wahrhaft dichterischer Intuition geschaffen, den vollen Eindruck der Wahrheit hervorrief. Daß Franzosen und Deutsche es für bare Münze nahmen, ist das beste Lob für den Autor. Unterstützt wurde die Täuschung überdies noch durch den lebhaften Stil, der ganz an französische Autoren mahnt. Wir können nur wiederholen, daß diese Schilderung der Schlacht von Sedan in der That alle Anerkennung verdient und kaum ihresgleichen finden dürfte. Einige Mängel in der Form übersieht man gern bei dem nachhaltigen Eindruck, den das Ganze hervorruft.

13. Altes Schrot und Korn. Erzählungen aus dem Lande der Hessen von Ludwig Mohr. Zwei Bände. Kassel, Kleimenhagen. 1884. 8. 4 M.

Diese Erzählungen, welche einen stark localpatriotischen Charakter zeigen, sind zum größten Theil recht hübsch geschrieben. „Revanche für Speierbach" und „Der Engländer" zeichnen sich durch gelungene Charakterschilderungen aus und genügen auch höhern Anforderungen. Im ganzen bietet das Buch eine angenehme Lektüre.

14. Neue Novellen. Von Hans Arnold. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 4 M.

Es sind eigentlich nur humoristische Skizzen, was unter der Flagge Novelle hier geboten wird (mit einziger Ausnahme von „Schach der Königin"), und als solche darf man sie immerhin dankbar annehmen. Höherer Humor waltet freilich nicht darin; es werden nur komische Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens drastisch geschildert. Wenigstens ist es kein gezwungener Humor, der auf den Leser wie kalte Douche wirkt. Die ernste Novelle „Schach der Königin" ist zu wenig vertieft, das Thema hätte eine sorgfältigere Bearbeitung erfordert.

15. Glykerion. Eine pergamenische Novelle von Johannes Flach. Tübingen, Osiander. 1884. 8. 2 M.

Wie der Verfasser im Vorwort mittheilt, ist der Stoff dieser Erzählung einer alten griechischen Handschrift entnommen. Es handelt sich um die Liebe eines alexandrinischen Gelehrten, der, nach Pergamon entsendet, dort ein Mädchen kennen lernt, das seine Schülerin wird und zu ihrem Lehrer eine tiefe Zuneigung faßt. Demetrios ist Familienvater, seine Frau jedoch eine beschränkte Natur, infolge dessen er sich unglücklich fühlt. Glykerion ist mit einem reichen, sehr prosaischen Wollfärber verlobt; die Ehe wird auch vollzogen, bald aber entflieht Glykerion ihrem Gatten; sie eilt zu Demetrios, der sie mit vernünftigen Worten beruhigen will, worauf sie sich in das Meer stürzt. Der Autor hat diesen Stoff sehr prosaisch bearbeitet, und das Liebespaar spricht wie — deutsche Kleinstädter. Man

gewinnt absolut nicht den Eindruck, daß man es mit Griechen aus der Zeit von 150 v. Chr. zu thun habe, und man legt darum dieses Büchlein unbefriedigt aus der Hand.

16. Mosaik. Novellen von M. Berger, Walter Schwarz, Maria Lenzen di Sebregondi, M. Herbert. (Bachem's Novellensammlung, Bd. 20.) Köln, Bachem. 1884. 8. 1 M.

Von den vier Novellen dieses Bandes ist „Verlassen" von Walter Schwarz entschieden die beste, obwol sie eigentlich keine Handlung hat, sondern nur eine Art Stimmungsbild ist. Der Maler Leonhardt lebt ganz nur für seine Tochter und findet in dem Kinde sein Glück; nun verlobt sie sich und der Vater erlebt den herben Schmerz, daß er aus dem Alleinbesitz der Liebe seines Kindes verdrängt wird. Dieses an und für sich sehr einfache Thema ist recht gut durchgeführt und fesselt durch die innere Wahrheit. „Die begrabenen Schuhe" von Maria Lenzen haben einen in Westfalen herrschenden Aberglauben zum Motiv, nämlich daß wenn man einem Todten ein Kleidungsstück eines Lebenden in den Sarg mitgibt, letzterer auch bald sterben muß. Eine Stiefmutter gibt dem verstorbenen Kinde erster Ehe die Schuhe der Schwester mit in den Sarg; letztere siecht nun in dem Wahne, daß sie sterben müsse, dahin und stirbt auch, nachdem der Vater noch versucht hatte, die Schuhe auszugraben. Die Verfasserin hat dieses Motiv ziemlich dilettantenhaft verwerthet; die Erzählung kann man vielleicht als Culturbild gelten lassen, eine Novelle ist sie entschieden nicht. „Flitter" von M. Herbert und „Wie sie sich finden" von Marie Berger zählen zu der Gattung der Dutzendnovellen, welche Vergnügen gewähren, ohne weitere Anregung zu bieten.

17. Eingeschneit. Novelle von Ernst Eckstein. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Fräulein Emma und Herr Fritz treffen sich auf der Rückreise aus Italien im Postwagen, werden auf dem Splügen eingeschneit und gezwungen, einige Tage im Hospiz zu verweilen. Herr Fritz ist etwas ironischer Natur und schreibt seinem Freunde einen humoristischen Brief, in welchem Fräulein Emma ein klein wenig verspottet wird. Unvorsichtigerweise läßt er den Brief offen liegen, Emma bekommt ihn zu Gesicht und ist — ernstlich böse: so böse, daß sie einen Heirathsantrag zurückweist, den Fritz ihr macht, allerdings aber auch Hand und Herz eines zweiten Reisebegleiters verschmäht. Im Schlosse einer deutschen Baronin treffen sich die beiden wieder, sie als Gouvernante, er als Hauslehrer, und — im nächsten Jahre machen sie ihre Hochzeitsreise nach Italien. Diese Geschichte erzählt der Autor in seiner bekannten lebhaften, humorvollen Weise, welche den Leser fesselt und anregt, zumal auch die Charaktere scharf ausgeprägt und mit feinen Zügen ausgestattet sind, welche unsere Sympathien erregen.

18. Die Schwiegertochter. Novelle von Sophie Junghans. Berlin, Goldschmidt. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Stoff dieser Novelle muthet den Leser sehr bekannt an, und in der That ist man derartigen aristokratischen Familiengeschichten mit den üblichen Geheimnissen schon oft genug in den aus weiblichen Federn stammenden Romanen begegnet. Auch die Personen erscheinen nicht ganz fremd; die adelsstolze verarmte Baronin mit ihren Töchtern, der alte Diener, der edle Held und der hochherzige Fürst: sie alle sind uns schon mehr als einmal vorgestellt worden. Wie bei einem Kaleidoskop kann man ja, wenn man die bekannten Figuren ein wenig durcheinanderschüttelt und -rüttelt, ein neues Bild erzeugen, und auf diesem Wege entstehen moderne Romane und Novellen, die immerhin des Beifalls des Leihbibliothekenpublikums sich erfreuen.

19. Geschichten aus Moll. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Stuttgart, Göschen. 1884. 8. 3 M. 40 Pf.

Gegenüber den frühern Arbeiten des Verfassers bekunden die Novellen und Skizzen dieses Buchs einen sehr bedeutenden Fortschritt, und wenn auch manches noch nicht abgeklärt ist, so darf man doch dem Ganzen ein warmes Lob spenden. Originalität in der Erfindung, scharfe Charakterzeichnung, Kraft und Schwung im Stil sind Vorzüge, welche kleinere Schwächen vergessen machen. „Die Rache ist mein" ist eine Novelle, die trotz ihres tragischen Ausgangs sittlich befriedigt; die Skizzen „Die Kerze" und „Der Nachtfalter" sind kleine Meisterstücke realistischer Schilderung modernen Lebens und Empfindens.

20. Ein Vergißmeinnichtstrauß. Novellen und Skizzenblätter von Elise Polko. Minden, Bruns. 1884. 8. 5 M.

Das Buch enthält fünf Novellen von etwas ungleichem Werth; zwar sinkt keine unter das Maß des Mittelguten, es vermag aber auch keine unser Interesse in außerordentlicher Weise zu fesseln. Ein Zug von stiller Empfindsamkeit und Weichheit tritt charakteristisch hervor. Mehr Interesse erwecken die „Silhouetten", eine Reihe von Skizzen über Dichter, Musiker u. s. w., die zum Theil dem großen Publikum weniger bekannt sind. Schon aus diesem Grunde sind uns Mittheilungen über den Charakter und das intime Leben dieser Persönlichkeiten willkommen, welche die Verfasserin mit warmer Theilnahme schildert. Allerdings trübt ihr Freundschaft manchmal den kritischen Blick und verleitet sie zu überschwenglicher Anerkennung, während die Mängel größtentheils übersehen werden. Indessen beabsichtigt ja die Verfasserin gar nicht, eingehende kritische Untersuchungen zu geben, ihre Silhouetten sollen Lichtbilder sein, und in diesem Sinne sind sie werthvolle Beiträge zur Literatur- und Kunstgeschichte, anregend und interessant auch in der Form.

21. Der Wahnsinnige. Novelle von Mario Adelmi. Bonn, Hauptmann. 1882. 8. 3 M.

Abermals eine aristokratische Familiengeschichte, wobei es sich um eine große Erbschaft handelt. Die Sucht nach drastischen Effecten verleitet zu Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen, welche abstoßend wirken. Solche Novellen

liest man, um die Zeit todtzuschlagen; irgendwelchen bleibenden Eindruck hinterlassen sie nicht.

22. Zwei Novellen von Bernhardine Schulze-Smidt (E. Oswald). Gotha, F. A. Perthes. 1883. 8. 4 M.

Die erste Novelle: „Todte Kohlen“, behandelt die Herzensgeschichte eines streng sittlichen und religiösen Mädchens, das ihren Grundsätzen die schwersten Opfer bringt. Als Gegensatz zu dieser, man möchte beinahe sagen ascetischen Gestalt tritt der Bruder des Mädchens auf, welcher weltlustig manche Irrthümer und Fehler begeht, schließlich aber als gereifter, geklärter Mann glücklich wird. Die wenigen Personen der Novelle sind kräftig gezeichnet und erregen unser lebhaftes Interesse. Schwächer ist die zweite Novelle, welche weit weniger Originalität zeigt, indessen darf man auch diese zu den bessern Erscheinungen in der modernen Novellenliteratur rechnen.

23. Lutin und Lutine. Eine Erzählung aus dem Béarn. Von Claire von Glümer. Leipzig, Schlicke. 1884. 8. 5 M.

Eine einfache Liebesgeschichte, reizend erzählt, die überdies durch ihren Hintergrund anziehend wirkt. Die Persönlichkeiten aus dem kleinstädtischen Leben sind prächtig gezeichnet.

24. Heckenrosen. Erzählungen von E. Anjel (E. Westhoff). Breslau, Schottländer. 1884. 8. 5 M.

Die vorliegenden Erzählungen sind Variationen über schon mehrfach behandelte Themata, denen man geschickte Mache zugestehen muß. Die handelnden Persönlichkeiten erscheinen gleichfalls als gute Bekannte; sie gehören zum Inventar jener modernen Novellistik, welche hauptsächlich von Frauenhänden gepflegt wird.

25. Kampf um Liebe. Zwei Erzählungen von A. Freiherrn von Loën. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 5 M.

Die beiden Erzählungen, welche das Buch enthält, fesseln durch ihre classische Einfachheit, welche alles Gekünstelte und daher Unwahre vermeidet. Die Charaktere treten scharf hervor und sind keine Schablonenfiguren.

26. Lebensfragmente. Novellen von Konrad Telmann. Vierte Folge. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 5 M.

Telmann ist ein geistreicher Novellist, welcher unsere Literatur schon mit manchem gediegenen Werk bereichert hat. Daß neben dem Vorzüglichen auch manches Mittelgute, ja Mittelmäßige einherläuft, ist bei einem so fruchtbaren Schriftsteller leider unvermeidlich. In dem vorliegenden Bande ist dies glücklicherweise nicht der Fall; die drei Novellen gehören zu den besten, welche wir aus Telmann's Feder besitzen. Lebhaftigkeit des Stils, eine gewisse Originalität und Kühnheit zeichnen auch diese Novellen aus, die, mögen sie vielleicht auch in manchen Punkten Anlaß zu kritischen Bemerkungen geben, doch im ganzen gelungen sind und einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

27. Schutzlos und schuldlos. Eine Novelle aus unsern Tagen. Von Paul Lindenberg. Berlin, Parrisius. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist immerhin bemerkenswerth, wenn heutzutage eine kleine Novelle in zweiter Auflage erscheint. Der Erfolg ist jedoch nicht immer der verläßlichste Maßstab für die Güte eines Werks, und so müssen wir auch hier gestehen, daß diese Novelle keineswegs eine besonders hervorragende literarische Erscheinung ist. Wir begreifen freilich, daß sie vielen gefallen haben mag, entspricht sie ja dem leider durch die Zeitungs- und Feuilletonromane ziemlich verdorbenen Geschmack des Publikums.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Geschichte der modernen Kunst, von der Französischen Revolution bis auf die Gegenwart (1789—1882), von Adolf Rosenberg. Erster Band. Leipzig, Grunow. 1882—84. Lex.-8. 8 M.

Wir haben schon früher im Feuilleton d. Bl. auf die ersten beiden Lieferungen dieses Werks empfehlend hingewiesen. Nachdem jetzt der erste Band abgeschlossen vor uns liegt, kommen wir auf dasselbe zurück. Der erste Theil behandelt die französische Kunst während der beiden Zeiträume 1789—1851 und 1851—84. Wir vermögen keinen zwingenden Grund dafür anzuerkennen, daß eine Geschichte der neuzeitigen Kunst von der Französischen Revolution ausgehen und in erster Linie die Franzosen berücksichtigen müsse. Die Anfänge der modernen Kunst liegen vielmehr in Deutschland; Rosenberg hat aber unter einem nicht ganz unanfechtbaren Vorwande sein Buch mit derjenigen Partie eingeführt, für welche er am meisten Neigung und Befähigung mitbringt. Der Verfasser beherrscht gleichmäßig die Fülle der französischen Kunstwerke wie der französischen Kunstliteratur bis hinab zu entlegenen Broschüren und Zeitungsartikeln. Das Schwergewicht seiner Ausführungen fällt in die Malerei, obwol er auch für die feinern innern Beziehungen der drei bildenden Künste ein scharfes Auge hat. Man sieht schon aus der Stilisirung Rosenberg's, daß er überall nach eigener Anschauung urtheilt und aus directen Quellen schöpft. Er ist auf dem Gebiete, das der erste Band behandelt, so zu Hause, daß vielleicht nur Julius Meyer und Anton Springer ihn vollständig controliren könnten. Eine staunenswerthe Fülle von gelehrtem Material kleidet er in ein edles und glänzendes Gewand; er schreibt anschaulich und klar, beherrscht seinen Stoff, gruppirt übersichtlich, vereinigt Bestimmtheit des Standpunktes mit Schärfe und Weitherzigkeit des Urtheils. Rosenberg hat aus seinen gesammten kunstgeschichtlichen Studien eine Reihe ästhetischer Principien gewonnen, die wir vollständig theilen und für deren energische Vertretung wir ihm sehr dankbar sind.

Auch können wir es nur billigen, daß er seine Darlegungen zwar mit culturgeschichtlichen Gesichtspunkten durchsetzt, aber sie von ihnen nicht überwuchern läßt. Schilderung und Beurtheilung sind bei ihm trefflich verflochten, er belehrt ohne akademische Trockenheit.

Da wir hier nicht für eine Fachzeitung schreiben, so müssen wir uns bescheiden, Proben aus dem umfänglichen Werk zu citiren. Es genüge, die eingehende treffliche Darstellung des Classicismus der Romantik und des Naturalismus in Frankreich hervorzuheben; im einzelnen möchten wir nur hinweisen auf die Kritik des Triumphbogens auf dem Carrouselplatz in Paris, auf die Auseinandersetzungen über antike Polychromie, über die Baukunst unter Napoleon III., über die Gruppe des Tanzes an dem neuen Opernhause zu Paris. Solche Beispiele ließen sich dutzendweise anführen. Indem wir Autor und Verleger zu diesem monumentalen Werk aufrichtig Glück wünschen, hoffen wir, daß die nunmehr folgende Darstellung der Deutschen Kunst mindestens mit denselben glänzenden Eigenschaften ausgestattet sein wird.

2. Realencyklopädie der christlichen Alterthümer. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben von F. X. Kraus. Freiburg i. Br., Herder. 1882—84. Lex.-8. Jede Lieferung 1 M. 80 Pf.

Wenn seit ungefähr drei Jahren dieses Riesenwerk bis zur elften Lieferung (groß Lexikonformat) vorgeschritten ist, d. h. die beiden ersten Bände vollendet sind, so ist dies ein unwidersprechlicher Beweis für den Bienenfleiß des Verfassers. Wenn fast ein einziger Mann, der freiburger Kirchenhistoriker und Kunsthistoriker Kraus, mit geringer Beihülfe anderer eine solche erstaunliche Leistung fertigbringt, in welche er eine unglaubliche Fülle von Stoff hinein verarbeitet hat: so kann man nur ihm und der Wissenschaft zu solchem Erfolge gratuliren. Natürlich darf dieser Gelehrte, am allerwenigsten unter den heutigen Verhältnissen, den Gesichtskreis und die Beweisführung seiner Kirche nicht aufgeben. Wenn er aber so mild gesinnt ist, daß er eben darum für den erzbischöflichen Stuhl zu Freiburg von der Curie nicht tauglich befunden wurde, so gestaltet sich dieses Deficit in seiner Laufbahn zu einem sehr erfreulichen Plus für die Wissenschaft.

Das Gebiet der christlichen Alterthümer ist keineswegs in confessioneller Beziehung so neutral, wie es scheint; immerhin ist hier das Mögliche geschehen, um Katholiken nicht blos, sondern auch Protestanten eine Fundgrube kolossalen Wissens und eine Fülle instructiver Abbildungen zu bieten. Kraus hat ein Quellenwerk geschaffen, wie es deren nur wenige gibt; er übt eine besonnene und weitherzige Kritik und bietet eine Archäologie, welche auf der vollen Höhe der Zeit steht. Wir vermeiden es hier grundsätzlich, solche Punkte spitzfindig zu discutiren, in welchen wir des Verfassers Ansicht nicht theilen. Vielmehr empfehlen wir das achtungswerthe Ergebniß seiner Studien allen betheiligten Kreisen auf das Dringendste und schließen mit dem Wunsch, daß der protestantische Archäologe V. Schultze in Greifswald unter Benutzung der Kraus'schen Forschungen ein kleineres Lexikon der kirchlichen Alterthümer für die Protestanten abfassen möge. Dann wird beiden Theilen auf das Beste gedient sein.

3. Geschichte der neuern deutschen Kunst. Nebst Excursen über die parallele Kunstentwickelung der übrigen Länder germanischen und romanischen Stammes. Unter Mitwirkung von F. Pecht bearbeitet von Franz von Reber. Zweite Auflage. Drei Bände. Leipzig, Haessel. 1884. Gr. 8. 20 M.

Mit Vergnügen stellen wir fest, daß dieses Werk seit 1876 eine zweite Auflage erleben konnte. Wir constatiren ferner, daß der dritte Band den doppelten Umfang des gleichen Abschnitts der ersten Auflage erreicht hat. Wir verstehen auch vollkommen, daß die Mühe der Materialbeschaffung, die Berichtigung der Quellen, die fortwährend sich ergebenden Zusätze die Arbeit zu einer sehr beschwerlichen gemacht haben. Wir müssen es aber für ein verfehltes Unternehmen halten, auf dem gegebenen Raum eine wissenschaftliche Geschichte nicht blos der drei bildenden Künste in Deutschland, sondern auch noch Excurse über die parallele Kunstentwickelung der übrigen germanischen und romanischen Stämme zusammenzudrängen. Der Stoff ist heutzutage so gewaltig angewachsen, daß man es nach dem Reber'schen Plan vielfach über Aphorismen gar nicht hinausbringen kann. Außerdem bedauern wir, daß das unglückliche Zerreißen fast aller, selbst unbedeutender Künstlerbiographien in mehrere ganz entlegene Kapitel auch hier wieder stattgefunden. Reber's „Kunstgeschichte" ist trotz aller Verdienste des Verfassers doch vielfach nur als Nachschlagebuch für den Kunstgelehrten brauchbar; auch Pecht's Zusätze können fast nur zur Orientirung dienen. Bei letzterm aber erkennt man viel deutlicher als bei Reber, ob und wo er aus eigener Anschauung urtheilt. Trotzdem behauptet das Reber'sche Buch unter den neuern Kunstgeschichten noch seinen Platz und verdient unter den angegebenen Einschränkungen warme Empfehlung. Im einzelnen heben wir aus vielen gleich werthvollen Partien hervor: die einleitenden Kapitel des ersten Bandes, die Würdigung von Mengs, Carstens, Thorwaldsen, Schick u. s. w., den Zusammenhang der romantischen Malerschule mit der literarischen, das Urtheil über Ernst Förster, die Düsseldorfer Schule, über Cornelius als Maler, über Führich's Schriften. Unhaltbar ist die Behauptung, daß der gothische Stil in Frankreich nicht blos seine Wiege gehabt, sondern auch seine Vollkommenheit erreichte.

4. Classikerbibliothek der bildenden Künste. Erstes bis neunundzwanzigstes Heft. Leipzig, Lemme. 1882—83. Gr. 8. Jedes Heft 60 Pf.

Von diesem Werke liegen uns vor: 1) „Rafeal Santi" von J. E. Wessely, mit 100 Lichtdrucken nach den Originalen; 2) „Die Venezianische Schule" (erster Band) von demselben, 86 Lichtdrucke nach den Originalen enthaltend; 3) „Die Deutsche Schule" (erster Band), mit 82 Lichtdrucken nach den Originalen, von demselben; 4) „Die antike Plastik", mit 82 Lichtdrucken, von demselben; 5) „Die Baukunst des Mittelalters", mit 80 Lichtdrucken, von Cornelius Gurlitt.

Das Werk wurde zunächst in Heften ausgegeben. Die bisher erschienenen Bände sind von Männern bearbeitet, deren Name Bürgschaft für den Werth ihrer Arbeit gibt. Wir wollen gern bezeugen, daß sie das vom Verleger in sie gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt haben. Allerdings bieten sie nur eine populäre Verarbeitung der besten Quellenwerke, aber sie beherrschen den gewaltigen Stoff, formen ihn selbständig und üben stets eigene Kritik. Man weiß, wie solche mit wissenschaftlichem Vollgehalt gesättigte Popularität oft schwerer zu treffen ist als eine rein gelehrte Abhandlung. Als eine auf das Verständniß der Gebildeten berechnete Bearbeitung der Kunstgeschichte darf die „Classikerbibliothek" auf das Wärmste empfohlen werden. Die Darstellung fließt klar, zuweilen elegant oder gar schwungvoll dahin; ein reiches Material ist genetisch entwickelt; das ästhetische Urtheil wächst stets wie von selbst aus den kunstgeschichtlichen Unterlagen hervor. Was Vollständigkeit, Gediegenheit und Billigkeit anlangt, so wüßten wir ihr kein ähnliches Werk an die Seite zu stellen.

Freilich dürfen wir trotz der großen, auch hier wieder bewiesenen Verdienste Wessely's nicht verschweigen, daß derselbe in seinen hierhergehörigen Schriften unverantwortlich viel Druckfehler hat stehen lassen. Was ferner die beigegebenen Lichtdrucke anlangt, so erkennen wir den guten Willen des Verlegers gern an; wir müssen aber aussprechen, daß diese Beigaben um ihrer Kleinheit willen dem Kunstgelehrten kein sicheres Urtheil ermöglichen, für den Laien aber oft nicht schön genug sind. Am besten sind verhältnißmäßig die Abbildungen von Bauwerken gelungen; was aber soll z. B. ein Laie anfangen mit der hier gebotenen Abbildung der Aegineten, der Karyatiden im heutigen Zustand, der kauernden Venus, Amor und Psyche u. dgl. Es wäre wol zu erwägen, ob in einer zweiten Auflage der Grundsatz der unmittelbaren Aufnahme plastischer Originale fallen zu lassen sei. Unter den Werken Rafael's sind die Madonnen außerordentlich reich vertreten; Bilder aber wie die Disputa und die Farnesina müßten wenigstens in doppelter Größe wiedergegeben sein, wenn sie eine leidliche Vorstellung vom Original erwecken sollten. Auf eine ähnliche Auswahl aus den andern Bänden müssen wir aus Raummangel verzichten.

Was nun den Text anlangt, so möchten wir wenigstens auf einige Mängel hinweisen. Wie kann Wessely noch heute im Jupiter von Otricoli „eine Copie" des Zeus Panhellenios des Phidias sehen, da doch für das Original allein die elischen Münzen (speciell die pariser) maßgebend sind? Dem Laokoon „die höchste Selbstbeherrschung" zuzuschreiben, ist eine unhaltbare Auffassung. Daß Polyklet den Hermaphroditen blos darum nicht hervorgebracht habe, weil er in Erz gearbeitet, ist ein rein äußerlicher Grund. Die Fornarina noch als Geliebte Rafael's gegenüber der einschneidenden Kritik von Thausing retten zu wollen, ist bedenklich. Die Besprechung der Tapetencartons tritt hinter der Springer'schen allzu sehr zurück. In der Erklärung der „Schule von Athen" mußte die Naumann'sche Deutung der Musiktafel berücksichtigt werden. Die eindringenden Studien von Crowe und Cavalcaselle sind gebührend verwerthet, aber die eigene Anschauung der Originale wird manchmal fühlbar vermißt. Wenn Gurlitt sagt, daß das Grundprincip des romanischen Kirchenbaues ein durchaus systematisch sich aufbauendes sei, so hat er doch weder dieses Grundprincip klar definirt, noch auch dürfte die strenge Systematik beweisbar sein.

Alle diese Ausstellungen sollen nur bekunden, daß wir das vorliegende Werk sorgfältig geprüft haben. Unsere Empfehlung des ganzen Unternehmens soll dadurch nicht im mindesten beeinträchtigt werden. Wir sehen den weitern Veröffentlichungen des Lemme'schen Kunstverlags mit Vergnügen entgegen.

Gustav Portig.

Eine neue Dichtung.

Aus der deutschen Ostmark. Eine Dichtung in zehn Sängen von Adolf Hagen. Zürich, Schmidt. 1883. 16. 60 Pf.

Es ist stets eine erfreuliche Erscheinung, wenn ein Dichter sein Talent an hohe Ziele setzt und sich mit voller jugendmuthiger Begeisterung in die vordersten Reihen eines Kampfes stellt, der weder wohlfeilen Lorber noch reiche Siegesbeute verheißt. Wie gern ist man solchem echt künstlerischen Streben gegenüber bereit, selbst den Irrthum zu verzeihen oder vielleicht gar bewundernswerth zu finden, und wie erquicklich berührt die Bekanntschaft mit einem solchen Poeten inmitten einer Zeit, wo selbst die Dichter in erster Linie praktische Geschäftsleute geworden sind. Es ist neuerdings Mode geworden, unsere mittelalterlichen Sänger in Form und Weise nachzuahmen, und der „fahrenden Gesellen und Scholaren" mit Brille und modernem Gehrock haben wir bereits eine ganze Legion; aber Adolf Hagen sagt allen diesen nachgemachten „Fahrenden" eine sehr beherzigenswerthe Wahrheit, wenn er am Schlusse seines Büchleins singt:

Wenn heut' manch einer entlehnte der alten Fahrenden Kleid
Und nun sich dünkte Genosse der großen Vergangenheit,
Weil er von Wein und Liebe und von des Wanderns Lust
Manch „Schelmenliedel" zu schnitzen gar künstlich hat gewußt,
So hat er nie erkundet, was jene am tiefsten bewegt:
Die Liebe zum eigenen Volke, die jeder im Herzen trägt...

Doch wollt das Lied ihr schelten, wenn es politisch ist,
Weis' ich der Größten einen euch auf zu dieser Frist:
Der große Vogelweider hat mit dem Volk gefühlt,
Hat auch mit scharfem Hiebe am Feind den Muth gekühlt,
Und ernste Menschengeschicke er sang aus tiefer Brust,
Nicht Wein- und Liebesgeklingel und eitel Sinnenlust. . . .

In der That scheint keiner unserer modernen Poeten, die so ernstlich bemüht sind, ihre im Schreibstübchen mühselig ersonnenen Wander-, Trink- und Liebeslieder dem Vorbilde Walther's von der Vogelweide nachzuformen, daran zu denken, daß jener große Minnesänger auch noch andere und gewichtigere Dinge in seinen volltönenden Weisen behandelt hat, und daß seine eigentliche Bedeutung viel mehr auf jener andern Seite liegt. Oder gäbe es heute keinen jener ernsten Stoffe mehr, die vor Jahrhunderten den Vorwurf des ritterlichen Sängers bildeten? Wäre nicht auch heute noch Anlaß genug zu einem Mahnruf wie jenem unvergeßlichen des deutschen Troubadours:

sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge!
daz mî din mugge ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât.
bekêrâ dich, bekêre!

Adolf Hagen hat in seinem Büchlein „Aus der deutschen Ostmark“ den Beweis geliefert, daß ein politisch Lied nicht immer ein garstig Lied zu sein braucht. Mit unverkennbarer Begeisterung und fast durchweg mit edelm Schwunge tritt er für die Vereinigung aller deutsch redenden Stämme zu einem einzigen und einigen großen Reiche ein, will er das Deutschthum Oesterreichs gegen die immer größer werdenden Gefahren verwahrt wissen, die ihm von Czechen und Magyaren drohen. Nicht jeder Vorwurf des Dichters ist vielleicht ein berechtigter, und nicht in absehbarer Zeit wird eine Verwirklichung seiner hohen Ideale zu erwarten sein; aber der warme Pulsschlag eines in aufrichtiger Liebe für sein Volk glühenden Poeten, wie wir ihn in allen diesen Gesängen deutlich vernehmen, übt nichtsdestoweniger eine wahrhaft herzerwärmende Wirkung und erfüllt uns mit einiger Sympathie für die beachtenswerthe neue Erscheinung in der literarischen Welt. Wohl wird das dichterische Talent Hagen's noch in mancher Beziehung, namentlich in Bezug auf die Beherrschung der äußern Form, weiter ausreifen müssen; aber es ist nach dieser Probe seines Könnens und namentlich seines Wollens nicht daran zu zweifeln, daß er einen guten und ehrenvollen Weg machen wird.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Die Deutsche Schiller-Stiftung feierte am 10. November ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Da gleichzeitig wieder ein Lustrum verstrichen war, nach dessen Ablauf der Vorort und Verwaltungsrath neu gewählt wird, so hatten sich in Weimar am 9. November die Delegirten der Zweigstiftungen eingefunden und beriethen zunächst die Tagesordnung für den folgenden Tag. Am 10. wurde München als künftiger Vorort gewählt; aus dem Verwaltungsrath schieden Berlin, Frankfurt a. M. und Breslau aus, sodaß derselbe jetzt aus den sechs Stiftungen München, Weimar, Dresden, Wien, Köln und Baden besteht. Für die wichtige Frage, wie der Schiller-Stiftung neue Mittel zugeführt werden könnten, ergriff Dr. E. Brockhaus aus Leipzig, gestützt auf die Beschlüsse der dortigen Zweigstiftung, die Initiative mit Vorschlägen, deren Prüfung und Förderung dem Verwaltungsrath dringend empfohlen wurde. Die eigentliche Festrede hielt Dr. Lazarus aus Berlin im großen Saale der Erholung; der gedankenvolle Redner, dessen Vortrag stets eine innere Wärme ausstrahlt, legte den Zusammenhang zwischen Schiller und der Schiller-Stiftung dar und wies auf die Ehrenpflicht der Nation hin, Schiller dankbare Ehrfurcht zu erweisen durch die Sorge für das Schicksal der deutschen Dichter. Besonders den Frauen als den Hüterinnen und Trägerinnen der deutschen Bildung legte er dies ans Herz. An gesellschaftlichen Vergnügungen fehlte es bei der Zusammenkunft der Delegirten nicht: am 9. hatte der kunstsinnige Hof, in Abwesenheit des Großherzogs durch die Großherzogin und das erbgroßherzogliche Paar vertreten, dieselben zu einem Diner im Witthumspalais eingeladen; am 10. fand ein Festmahl statt, bei welchem sinnige Toaste ausgebracht und Reden gehalten wurden. Das Theater, unter Leitung des Intendanten Baron von Loën, der sich auch an den Debatten in lebhafter Weise betheiligte und beim Festmahl einen humoristischen, mit großer Heiterkeit aufgenommenen Toast ausbrachte, gab am 9. November die Oper „Tell“, am 10. „Die Braut von Messina“, mit einem Epilog von Julius Grosse, dem bisherigen pflichteifrigen Secretär der Schiller-Stiftung, der auch von dem neuen Verwaltungsrath für das nächste Lustrum wiedergewählt worden ist. Die schwunghafte Dichtung ist in der „Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilt; sie schließt sich an „Die Braut von Messina“ an; die Mitwirkenden sind Thalia, Vimaria und zwei Chöre. Schiller's Preis wird gesungen; dann aber verkündigt Vimaria, daß Deutschlands Parnaß noch im reichsten Flore prangt; darauf beruft sich Thalia auf Schiller's Ausspruch, daß der Dichter der Götter Gast bleibt: daß er, wenn er nicht dem welschen Geist huldigt und dem Dunst des Tages, in sorgenvollen Nächten wachen muß und im Alter „Drangsal statt der Gunst“ erfährt. Da preist Vimaria die Schiller-Stiftung, den Bau, den die Begeisterung der Nation begründet hat; die Chöre stimmen in den Hymnus ein, und die Doppelchöre schließen mit dem folgenden Dithyrambus, der mit seinen hochtönenden Rhythmen und gleitenden Reimen das Festspiel dichterisch mächtig abschließt:

Heil dem Unsterblichen, der die verderblichen
Mächte gebannt!
Der als Befreiender, Frieden Verleihender,
Der als der Duldende mild die verschuldende
Strenge des Schicksals zum Lichte gewandt!
Seid uns der Weihe Hort, blühet, gedeihet fort,
Fördrer des Bau's!
Heil auch dem pflegenden, schirmend uns hegenden
Fürstlichen Haus!
Stütze den Strebenden, Hülfe den Lebenden!
Singt im erhebenden, tönenden Chor:
Das Ewigringende, Geisterumschlingende,
Herzenbezwingende führt uns empor!

Der Verwaltungsrath der Stiftung hat eine Festschrift veröffentlicht, in welcher das Wesen und Wirken der Schiller-Stiftung in den ersten fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens eingehend geschildert wird. Wir entnehmen derselben die thatsächlichen Angaben, daß das Gesammtvermögen, welches im Jahre 1860 1,110000 Mark betrug, in dreiundzwanzig Jahren auf 1,507000 Mark angewachsen ist, also um etwa 36 Procent zugenommen hat. Der Verwaltungsrath wird etwa eine Summe von 900000 Mark und die Zweigstiftungen etwa 200000 Mark zu Unterstützungen verwendet haben. In den letzten zehn Jahren betrugen die

jährlichen Unterstützungen 50000 Mark. Sehr viele namhafte Dichter haben bisher Unterstützungen erhalten; wir lassen die nachstehende Liste folgen, in welcher die einzelnen Jahresbewilligungen zusammengerechnet sind. Es haben erhalten von 5000 bis 7000 Mark: R. Benedix, A. Böttger, Bürger's Enkelinnen, A. Diezmann, G. Herwegh, E. Kossack, Kottenkamp, Musäus' Enkelinnen, F. Notter, A. Rost, O. Ruppins, J. G. Schröer, J. N. Vogl, A. Zeising; von 7000 bis 10000 Mark: W. Alexis, L. Bechstein, J. von Eichendorff, F. Daumer, E. Duller, L. Feuerbach, M. Hartmann, H. Hauff, L. Schefer, K. Töpfer, J. B. von Zahlhaas; über 10000 Mark: K. Beck (16307 Mark), L. Feldmann (11800 Mark), K. Gutzkow (27900 Mark), K. von Holtei (23850 Mark), J. L. Klein (11325 Mark), H. Kurz (19950 Mark), O. Ludwig (24150 Mark), H. Marggraff (22800 Mark), E. Mörike (19200 Mark), J. Mosen (17250 Mark), F. Mügge (12600 Mark), R. Prutz (24450 Mark), L. Schefer (11175 Mark), L. Storch (18825 Mark), W. Wolfsohn (10200 Mark). Die Festschrift schließt mit der folgenden Mahnung an die Deutschen: „Erinnert euch der Dankbarkeit, die das deutsche Volk seinen Dichtern und Schriftstellern schuldet; gedenkt, wie viel Lebensströme durch sie fortwährend uns zufließen, den einzelnen labend, den gesammten Volksgeist treibend und hebend, läuternd und befruchtend; vergeßt nicht, daß eines jeden Volkes Wesen in seiner Literatur, wie in einem Spiegel, erschaut und danach beurtheilt wird, und daß es uns, gerade weil wir Prüfung und Vergleich mit keiner andern Literatur zu scheuen haben, um so übler anstehen würde, von der Bedrängniß unserer Schriftsteller uns kühl abzuwenden, während in den Nachbarländern ein beifällig aufgenommenes Buch nicht nur gelesen, sondern auch gekauft wird und dadurch dem Verfasser einen ausgiebigen und nachhaltigen Lohn einträgt, der ihn und seine Zukunft sichert." Wir haben dieser Mahnung nichts hinzuzufügen als den Wunsch, daß sie in allen gesellschaftlichen Kreisen beherzigt werden möge.

Bibliographie.

Alexi, S., John Law und seiu System. Ein Beitrag zur Finanz- und Münzgeschichte. Mit 2 Tafeln Abbildungen und 3 Tabellen. Berliu, F. u. P. Lehmann. 1885. Gr. 8. 5 M.

Aus dem Eheleben eines Bischofs. Erinnerungen an die schönste Frau zweier Jahrhunderte. Von ***. Mit Porträt. Leipzig, G. Wolf. 8. 6 M. 50 Pf.

Bachem's Roman-Sammlung. Eine belletristische Haus- und Familienbibliothek. 1ster Bd.: Trüber Morgen, goldener Tag. Roman von Maria Lenzen di Sebregondi. Köln, Bachem. 8. 2 M.

Bach-Gelpke, M., Julie Bondeli und Wieland. Drama. Bern, Nydegger u. Baumgart. Gr. 8. 80 Pf.

Bahr, H., Rodbertus' Theorie der Absatzkrisen. Ein Vortrag. Wien, Konegen. Gr. 8. 60 Pf.

Bähr, O., Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren. Kulturgeschichtliche Skizze. Leipzig, Grunow. 8. 2 M. 50 Pf.

Bersezio, V., Die Engel auf Erden. Roman. Aus dem Italienischen. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Grunow. 8. 4 M.

Bertouch, E. v., Burgund als Scheidewand zwischen Deutschland und Frankreich. Eine historisch-politische Frage. Wiesbaden, Bischkoff. 8. 80 Pf.

Beureu, O., Die innere Unwahrheit der Freimaurerei. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bonn, F., Jacopone. Erzählendes Gedicht in 7 Gesängen. Amberg, Habbel. 8. 2 M.

Brugsch, H., Religion und Mythologie der alten Aegypter. Nach den Denkmälern bearbeitet. 1ste Hälfte. Mit 20 Holzschnitten und 1 Steintafel. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 6 M.

Bruneck, E., Land-Novellen. I. Volontair und Eleve. Oranienburg, Freyhoff. 8. 1 M. 50 Pf.

Dahn, F., Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. 5te Reihe: 1ste Schicht. Völkerrechtliche und staatsrechtliche Studien. Berlin, Janke. Gr. 8. 7 M.

Eckstein, E., Das Vermächtniß. Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 12 M.

Fensch, L., Leben und Weben. Lieder und Gedichte. Borna, Harschan. 8. 1 M. 20 Pf.

Gagern, C. v., Todte und Lebende. Erinnerungen. 2te Reihe. Berlin, Abenheim. Gr. 8. 6 M.

Gärtner, Clara, Ein altes Haus und seine Bewohner. Erzählung für die reifere Mädchenwelt. Waldenburg, Georgi. 8. 2 M. 50 Pf.

Groß, G., Karl Marx. Eine Studie. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Hallwich, H., Gestalten aus Wallenstein's Lager. Biographische Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges. I. — A. u. d. T.: Johann Merode. Mit einem urkundlichen Anhang, die Schlacht bei Hessisch-Oldendorf betreffend. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 3 M.

Heigel, K. T., Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns. München, Rieger. Gr. 8. 10 M.

Jensen, W., Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwingh. 8. 12 M.

Kielland, A. L., Auf dem Heimweg. Proverbe. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von J. C. Poestion. Wien, Wallishausser. 12. 1 M. 20 Pf.

Köhler, W., Iu bunter Reihe. Pädagogische Abhandlungen aus Schule und Leben für Lehrer und Jedermann. Breslau, Priebatsch. 1885. 8. 1 M.

Der Lorbeerbaum. Eine altmodische Liebesgeschichte von der Verfasserin von John Halifax Gentleman. Deutsch von Else Erdmann. Leipzig, Hinrichs. 1885. 8. 1 M. 80 Pf.

Marshall, Emma, Von Herzen treu. Eine Familiengeschichte. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, Hinrichs. 1885. 8. 3 M. 60 Pf.

Melzer, E., Goethes philosophische Entwickeluug. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen. Neisse, Graveur. Gr. 8. 1 M.

Meyer, C. F., Die Hochzeit des Mönchs. Novelle. Leipzig, Haessel. 8. 2 M.

Ratzel, F., Wider die Reichsnörgler. Ein Wort zur Kolonialfrage aus Wählerkreisen. München, Oldenbourg. Gr. 8. 30 Pf.

Rethwisch, E., Sünden und Zukunft der nationalliberalen Partei. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 50 Pf.

Ritschl, A., Geschichte des Pietismus. 2ter Bd.: Der Pietismus in der lutherischen Kirche des 17. und 18. Jahrhunderts. 1ste Abth. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 9 M. 50 Pf.

Rothenburg, Adelheid v., Der Bienenkönig. Die verschwundene Kriegskasse. Ein Sommertag. Drei neue Novellen. Frankfurt a. M., Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereins. 8. 3 M.

— — Hildegards Liebe. Ein Stückchen Leben. Elfride. Drei Novelleu. Frankfurt a. M., Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereins. 8. 3 M.

Sakuntala. Ballet in 2 Akten und 5 Bildern. Nach Kalidasa's Dichtung von *. Musik von S. Bachrich. In Scene gesetzt von C. Telle. Wien, Wallishausser. 12. 50 Pf.

Scheffel, J. V. v., Hugideo. Eine alte Geschichte. 1ste u. 2te Auflage. Stuttgart, Bonz u. Comp. 16. 2 M.

Selchow, E. v., Der Liebe eine Gasse! Letzter Spahn zur Sozialreform. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Sommer, H., Gewissen und moderne Kultur. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 M.

Sophokles' Tragödien, übersetzt von G. Wendt. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7 M.

Stauffer, A., Hermann Christoph Graf von Rusworm, kaiserlicher Feldmarschall in den Türkenkämpfen unter Rudolf II. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 4 M.

Steinau, H., Des Lebens Wellenschlag. Novellen. Halle, Tausch u. Grosse. 1885. 8. 4 M.

Stommel, K., Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes durch den Fürsten Bismarck. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 1 M.

Die letzten Tage des wendischen Rostock. Geschichtsbild aus Mecklenburg's Vorzeit von Amosis. Schwerin. 8. 1 M. 20 Pf.

Tebfima oder der Verbannte der Wüste. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen des E. V.*** Mit 3 Illustrationen. Einsiedeln, Benziger. 8. 1 M. 60 Pf.

Veckenstedt, E., 25 Jahre zur See. Tagebuch des Kapitän (Waterschout) J. F. Inge zu Libau. Bearbeitet und herausgegeben. Leipzig, Denicke. 1885. 8. 2 M.

Voss, W., Republik und Königthum im alten Germauien. Eine historische Abhandlung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Waibl, O., Gedichte aus dem Wald- und Jägerleben. Klagenfurt, Leon seu. 16. 1 M. 50 Pf.

Waldmüller, R. (E. Duboc), Darja. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 8 M.

Allgemeine Weltgeschichte. Von T. Flathe, G. Hertzberg, F. Justi, v. Pflugk-Harttung, M. Philippson. Mit kulturhistorischen Abbildungen, Porträts, Beilagen und Karten. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Grote. Gr. 8. à 1 M.

Welti, H., Geschichte des Sonettes in der deutscheu Dichtung. Mit einer Einleitung über Heimat, Entstehung und Weseu der Sonettform. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Werner, R. M., Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von R. M. W. Mit 2 Portraits. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Westkirch, L., Ein Familienzwist. Roman. 2 Bde. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwingh. 8. 8 M.

Wie es war und wurde. Erzählungen vom Verfasser der Erinnerungen eines deutschen Offiziers. Wiesbaden, Bergmann. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Wilhelmi, A., Einer muß heirathen! Original-Lustspiel. Leipzig, Arnold. 8. 1 M.

Winterfeld, A. v., Die Todtenköpfe. Komischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 15 M.

Witte, L., Das Leben D. Friedrich August Gotttreu Tholuck's. 1ster Bd. 1799—1826. Mit dem Bilde Tholuck's aus dem Jahre 1825 und einem Facsimile aus seinem Tagebuche von 1815. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 7 M.

Wittmann, P., Sophia, Markgräfin von Brandenburg-Onolzbach, Herzogin in Preußen u. s. w. aus dem uradeligen Geschlechte der Grafen von Solms 1612—1651. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wolff, L., Die Schlacht von Vionville — Mars la tour. Ein Gedenkblatt an 16. August 1870. Guben, Koenig. 8. 2 M.

Zur goldenen Hochzeit des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Von E. v. S. München, Th. Ackermann. Lex.-8. 60 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 12.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 4. December 1884.

Zur Religionsphilosophie.

Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage von Otto Pfleiderer. Zweite, stark erweiterte Auflage in zwei Bänden. Zweiter Band: Genetisch-speculative Religionsphilosophie. Berlin, G. Reimer. 1884. Gr. 8. 9 M.

Der erste Band von Pfleiderer's „Religionsphilosophie", welcher die „Geschichte der Religionsphilosophie" behandelt, ist von mir in Nr. 44 d. Bl. f. 1883 besprochen worden, die erste Auflage des ganzen Werks in „Unsere Zeit", 1879, Heft 10; aber auch der jetzt vorliegende zweite Band hat eine so vollständige Umarbeitung erfahren, daß er wohl eine nochmalige Berücksichtigung verdient.

Aeußerlich betrachtet hat das Buch eine beträchtliche Erweiterung erhalten. Ein Schlußkapitel behandelt unter der Ueberschrift „Religion und Wissenschaft" die wissenschaftliche Berechtigung und Methode der Religionsphilosophie und vertheidigt dieselbe gegen diejenigen Theologen und Philosophen, welche jede wissenschaftliche Erkennbarkeit übersinnlicher Dinge leugnen, in einer Weise, der ich durchaus zustimmen kann. Ich hätte nur zu bemerken, daß dieses Kapitel besser am Beginn des ersten Bandes als am Schluß des zweiten seinen Platz gefunden hätte, und daß es jedenfalls nicht unter den Hauptabschnitt „Die Bethätigung des religiösen Bewußtseins" gehört, da es vielmehr eine Bethätigung des wissenschaftlichen Bewußtseins auf einem besondern Gebiete behandelt.

Zum größten Theil ist die Erweiterung des Umfangs durch religionsgeschichtliche Erörterungen herbeigeführt, welche theils in erhöhtem Maße in die einzelnen Kapitel eingestreut, theils in drei besondern Kapiteln eingeschaltet sind. Nach dem ersten Kapitel, welches „die Anfänge der Religion" in umgearbeiteter Gestalt darbietet, folgt jetzt nämlich als zweites „Die Entwickelung des religiösen Bewußtseins bei den Indogermanen", und als drittes und viertes diejenige bei den Semiten und im Christenthum; außerdem ist als vorletztes Kapitel des Buchs ein Abriß der Entwickelung der religiösen Sittlichkeit eingefügt. Das Werk gliedert sich nunmehr in drei Hauptabschnitte: die Entwickelung, den Inhalt und die Bethätigung des religiösen Bewußtseins.

Mit dieser Anordnung ist der Verfasser theilweise auf seine erste Bearbeitung des Gegenstandes zurückgekommen, in welcher die Geschichte und das Wesen der Religion in zwei getrennten Bänden behandelt war, während die erste Auflage des vorliegenden Werks den religionsgeschichtlichen Stoff in die einzelnen Kapitel als ebenso viele genetische Einleitungen zur speculativen Darstellung hineingezogen hatte. Die jetzige Art der Stoffvertheilung hat etwas Unruhiges und Zerstreuendes, weil nicht nur die Entwickelungsgeschichte der religiösen Sittlichkeit von derjenigen der religiösen Weltanschauung getrennt ist, sondern auch noch die religionsgeschichtlichen Einleitungen zu jedem einzelnen Kapitel des zweiten Hauptabschnitts beibehalten sind.

In der That sind die religionsphilosophisch wichtigsten Bestandtheile der Religionsgeschichte im zweiten und dritten Hauptabschnitt zu finden, und der erste Abschnitt erscheint als eine Zuthat zur Vervollständigung der Uebersicht, welche das gedanklich Wichtigste noch gar nicht berührt. Der immerhin knappe Umfang dieser geschichtlichen Darstellung verhindert es natürlich, daß der Verfasser dem mit dem Gegenstande Vertrauten etwas Neues zu sagen hat, sodaß dieselbe mehr dem Bedürfniß der Lernenden, sowol der studirenden Jugend als auch der populären Leserkreise, entspricht. Sollte der innere Werth des Buchs durch die Einschaltung des ersten Hauptabschnitts gewinnen, so hätte der Verfasser die Mühe nicht scheuen dürfen, auch die religionsgeschichtlichen Excurse aus sämmtlichen Kapiteln des zweiten Theils wieder herauszuziehen, und mit ihnen den Rahmen jener allgemeinen Entwickelungsgeschichte zu

füllen und zu beleben. Möge derselbe bei der Bearbeitung einer dritten Auflage diesen Weg einschlagen, d. h. den jetzigen zweiten Band wiederum in einen zweiten und dritten, eine philosophische Religionsgeschichte und eine speculative Religionsphilosophie theilen; nur auf diesem Wege würde die speculative Seite seiner „Religionsphilosophie", die jetzt räumlich wie inhaltlich allzu sehr hinter die genetische Seite derselben zurückgetreten ist, wieder zu ihrem Rechte kommen.

Wenn die erste Auflage von Pfleiderer's „Religionsphilosophie" eine speculative Vertiefung gegen sein erstes Werk: „Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte", gezeigt hatte, welche wol großentheils dem dazwischenfallenden Erscheinen von Biedermann's „Dogmatik" zuzuschreiben war, so schien die Erwartung nicht ungegründet, daß die zweite Auflage abermals einen Fortschritt gegen die erste in der Verschärfung der Probleme und in der Vertiefung ihrer Lösung zeigen werde, da in der Zwischenzeit verschiedene Discussionen stattgefunden hatten, welche in dieser Richtung anregend wirken konnten. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt. Viele kleinere und größere Auseinandersetzungen mit philosophischen Systemen und theologischen Lehrbegriffen, welche der ersten Auflage einen mehr wissenschaftlichen Anstrich gaben und zur Verdeutlichung und Präcisirung der Ansichten Pfleiderer's nicht wenig beitrugen, sind jetzt ganz gestrichen oder zu einem allzu kurzen Ueberblick zusammengezogen; die theilweise Erweiterung der sachlichen Ausführungen, welche an ihre Stelle getreten ist, trägt dagegen meistens nur dazu bei, die Probleme aus der Sphäre wissenschaftlicher Bestimmtheit auf das Niveau des bon sens herabzuziehen. Dieses Bestreben des Verfassers, sich auf dem Niveau des bon sens zu halten, kommt ohne Zweifel dem populären Charakter des Buchs zugute, aber um den Preis einer gewissen Verflachung. Den Problemen, welche für den speculativen christlichen Religionsphilosophen die wichtigsten sein sollten: der Dreieinigkeit, der Theodicee (als Frage nach der Berechtigung Gottes zur Schöpfung einer Welt voller Uebel und Bösem), der Gottessohnschaft, der Immanenz des Heiligen Geistes, dem Proceß der Erlösung auf Grund des immanenten Erlösungsprincips, geht er einfach aus dem Wege; den Begriff des Erlösers vertauscht er mit demjenigen des Heilands, den Heiland läßt er blos als Mittler gelten, und der Mittler zwischen Gott und der Menschheit schrumpft unter seiner Hand zum psychologischen Vermittler der Sinnesänderung durch das vorbildliche Beispiel seiner edeln menschlichen Persönlichkeit zusammen. Die Idee der Trinität, welche in der ersten Auflage noch als der eigentliche Maßstab für den specifisch christlichen Werth eines Gottesbegriffs erklärt war, wird in der zweiten ohne Entschuldigung ignorirt. Rühmend hervorzuheben ist dagegen die Erörterung über Gottes Verhältniß zur Zeit und Ewigkeit, welche das landläufige theologische Vorurtheil, als ob Gott kein Verhältniß zur Zeit habe, mit triftigen Gründen widerlegt.

Hand in Hand mit der Entfernung von philosophischer Präcision und Tiefe geht eine merkliche Wiederannäherung an die Kirchenlehre. Während die erste Auflage die Persönlichkeit Gottes entschieden verneint, stellt die zweite die Zutheilung oder Aberkennung dieses Prädicats in jedermanns Belieben, schildert aber das transscendente Selbstbewußtsein und Gefühlsleben Gottes so ausführlich, daß niemand dem Gotte Pfleiderer's das Prädicat der Persönlichkeit abzusprechen sich versucht fühlen wird. Während die erste Auflage die Unsterblichkeitsfrage als religiös gleichgültig der Anthropologie und Metaphysik überläßt und bei skeptischer Haltung alles praktische Gewicht auf das ewige Leben im Diesseits legt, betont die zweite Auflage mit Hülfe eines Rückfalls in metaphysischen Dualismus die Möglichkeit der persönlichen Fortdauer und den religiösen Werth der an dieselbe sich knüpfenden Hoffnungen. Nur in Bezug auf die zeitliche Unendlichkeit des Weltprocesses in Vergangenheit und Zukunft hält die zweite Auflage den Gegensatz gegen die Kirchenlehre fest, welcher auf dem tiefern Gegensatze ruht, daß für den reinen Optimisten Pfleiderer der Weltproceß Selbstzweck, für die relativ pessimistische Kirchenlehre nur Mittel zu einem hinter ihm liegenden Ziel (Vollendungszustand) ist.

Im einzelnen ist die neue Auflage von vielen Stellen und Wendungen gereinigt, welche in der ersten beanstandet werden mußten; aber selten dienen diese Weglassungen und Aenderungen der wissenschaftlichen Bestimmtheit (wie z. B. der Ersatz des Ausdrucks „Pantheismus" durch „abstracter Monismus", des „Theismus" durch „concreter Monotheismus" es thut); meistens steigern sie die Unbestimmtheit und machen den Eindruck, als wolle der Verfasser nur der Discussion aus dem Wege gehen, ohne an seiner Meinung etwas zu ändern.

Der eigentliche Standpunkt Pfleiderer's, d. h. der „concrete Monotheismus", enthüllt sich hier noch deutlicher als in der ersten Auflage als ein optimistischer Persönlichkeitspantheismus, d. h. als eine widerspruchsvolle Verquickung des selbstbewußten gemüthvollen Gottes des Theismus mit dem absoluten, alles seienden, nichts außer sich lassenden Geist des concreten Monismus, wie dieselbe in ähnlicher Weise schon früher von Lessing, Krause, Weiße, J. H. Fichte, Lotze, Carriere u. a. m. versucht worden ist. Pfleiderer täuscht sich in dem Glauben, dem auf der Hand liegenden Widerspruch zwischen Persönlichkeit und Absolutheit dadurch ausweichen zu können, daß er das Wort Persönlichkeit vermeidet, während er doch die wesentlichen Merkmale derselben beibehält. Der Begriff eines beharrlichen Ich, d. h. das Bewußtsein von einem im Wechsel seiner Zustände beharrenden Subject des Selbstbewußtseins, genügt schon für sich allein, um den Begriff der Persönlichkeit zu constituiren; Pfleiderer verwechselt aber dieses Bewußtsein von einem beharrlichen Ich, oder Persönlichkeitsbewußtsein, mit dem Bewußtsein eines momentanen Ich, oder dem einfachen Selbstbewußtsein, und nennt

das, was schon Persönlichkeitsbewußtsein ist, immer blos schlechtweg Selbstbewußtsein.

Das Persönlichkeitsbewußtsein kann nur in einem schon etablirten Selbstbewußtsein zu Stande kommen, und entsteht unter Voraussetzung des schon bestehenden Selbstbewußtseins allerdings lediglich durch die Unterscheidung zwischen dem beharrenden Subject des Selbstbewußtseins und seinen wechselnden psychischen Zuständen; das einfache Selbstbewußtsein dagegen, welches die Vorbedingung für die Entstehung des Persönlichkeitsbewußtseins ist, hat mit dieser Reflexion über Beharren und Wechsel im Verlauf der Zeit noch gar nichts zu thun, sondern entspringt aus der Scheidung von Subject und Object im momentanen isolirten Bewußtseinsact. Das Persönlichkeitsbewußtsein ist also direct unabhängig von dem realen Gegensatz zwischen der bewußten Persönlichkeit und einer Außenwelt; aber indirect ist es von einem solchen abhängig, weil die Spaltung zwischen Subject und Object im einfachen Selbstbewußtsein von einem solchen abhängig ist. Weder das Object ist das Prius des Subjects im Bewußtsein, noch umgekehrt, sondern beide scheiden sich im Bewußtseinsact gleichzeitig aus als polare Gegensätze, deren keiner ohne den andern und vor dem andern vorstellbar ist; daß aber diese polare Spaltung des Vorstellungsacts zu Stande kommt, daß mit andern Worten der Vorstellungsact zum Bewußtseinsact wird, das ist dadurch bedingt, daß der Vorstellungsact nicht einseitiges spontanes Product des vorstellenden realen Individuums, sondern unfreiwillige Reaction desselben auf irgendwelche es von außen her afficirende fremde Realitäten ist. Weil nun diese Möglichkeit für den absoluten, d. h. alles seienden Geist als solchen abgeschnitten ist, darum ist auch das Selbstbewußtsein des Absoluten unmöglich, und weil sein Selbstbewußtsein unmöglich ist, so ist schon darum auch sein Persönlichkeitsbewußtsein unmöglich.

Freilich, auch wenn das einfache Selbstbewußtsein möglich wäre, so würde doch das Bewußtsein des beharrlichen Ich nur unter Bedingungen möglich sein, welche den Charakter der Absolutheit aufheben. Erstens nämlich müßte der absolute Geist Gedächtniß haben, zweitens discursive Reflexion, d. h. Vergleich der frühern mit den spätern Bewußtseinszuständen, und drittens Trennbarkeit der Vorstellung vom Willen; alle drei schreibt Pfleiderer ihm zu und zerstört damit seine Absolutheit.

Auch ohne Gedächtniß versinken die frühern Zustände keineswegs spurlos im Fluß des Werdens, sondern sie bleiben als aufgehobene Momente in jedem spätern Zustande implicite enthalten. Wollte man aber dem Absoluten die Fähigkeit zuschreiben, sich der vergangenen Zustände als solcher explicite bewußt zu werden, so würden dieselben sofort auch noch einmal im Weltproceß als reale Zustände reactivirt werden und die logische Ordnung der Entwickelung zerstören. Um das Gedächtniß im Absoluten zu negiren, bedarf es also nicht erst, wie Pfleiderer glaubt, der Hindeutung darauf, daß ein Gedächtniß ohne physio-logisch-organische Grundlage ein unverständlicher Begriff sei, sondern es genügt schon der Hinweis darauf, daß der Inhalt der absoluten Idee eine logisch voranschreitende Entwickelung ist, welche keine Störung durch unlogische Rückgriffe auf bereits aufgehobene frühere Stufen gestattet.

Der Vergleich des beharrlichen Ich mit den wechselnden Zuständen setzt eine discursive Reflexion nach Analogie der menschlichen voraus, welche dem Wesen der absoluten Intuition schlechthin widerspricht. Käme aber doch eine solche Reflexion im absoluten Geiste zu Stande, und durch sie das Ergebniß des Gedankens von einem beharrlichen absoluten Ich, so müßte nach dem Satze, daß Denken und Schaffen im Absoluten eins ist, sofort dieser Gedanke auch realisirt werden, d. h. eine Selbstverdoppelung des absoluten Subjects eintreten, wie solche ja in der That von verschiedenen Philosophen als „ewige Zeugung des gottgleichen Sohnes" behauptet worden ist.

Will man der Folgerung entgehen, daß erstens die durch das Gedächtniß reproducirten frühern Zustände und zweitens der aus der discursiven Reflexion über dieselben gewonnene Gedanke des beharrlichen Ich mit dem Gedachtwerden auch zugleich realisirt werden, so kann man dies nur durch die Annahme, daß im absoluten Geist ebenso wie in dem organisch bedingten und vermittelten menschlichen Bewußtsein die Vorstellungsfunction von der sie realisirenden Willensfunction trennbar sei. Mit dieser Annahme würde man aber in einen Dualismus der Attribute verfallen, den gerade Pfleiderer am schärfsten bekämpft. Es ist gleichgültig für die Sicherstellung des Monismus, ob der absolute Geist sich seiner Identität als des absoluten Subjects in beiden Functionen bewußt ist oder nicht; denn wenn dieses Bewußtsein Täuschung ist, so hindert es doch nicht einen thatsächlichen Dualismus der Attribute, und wenn es Wahrheit ist, so ist der Dualismus thatsächlich nicht vorhanden, gleichviel ob es hinterher dieses Nichtvorhandensein obendrein noch einmal constatirt oder nicht. Alles kommt nur darauf an, ob im absoluten Geist die functionelle Einheit von Wille und Vorstellung untrennbar ist oder nicht: ist sie es, so ist auch ohne Bewußtsein davon jeder Dualismus ausgeschlossen; ist sie es nicht, so kann das Bewußtsein von der Einheit des Subjects den klaffenden Dualismus der Attribute doch nicht wieder zusammenleimen. Soll also der concretere Monismus gewahrt bleiben, so darf der Grundsatz nicht erschüttert werden, daß alles Denken des Absoluten eo ipso Schaffen ist, so muß das Gedächtniß ebenso wie das Bewußtsein des beharrenden Ich vom Absoluten ausgeschlossen bleiben.

Hätte Pfleiderer meine eingehenden, nach allen Richtungen mit größter Vorsicht durchgeführten Untersuchungen über die Frage, ob dem absoluten Geist Selbstbewußtsein zugeschrieben werden könne oder nicht*), einer zusammen-

*) „Philosophie des Unbewußten", 7. bis 9. Auflage, II, 175–193 und 478–486; „Die Religion des Geistes", S. 143–163 und 178–179.

hängenden Beachtung gewürdigt, so würde er schwerlich geglaubt haben, dieselbe im Handumdrehen erledigen zu können. Indessen geht er, wenn auch in ungenügender Weise, doch wenigstens mit zwei Seiten auf den Gegenstand ein, während ich sonst gewohnt bin, daß selbst die freisinnigen Theologen meine 47 Seiten langen Erörterungen des Problems wie nicht existirend ignoriren und meine Verneinung der Frage einfach als eine völlig unmotivirte eigensinnige Schrulle, als eine unqualificirbare, schlechthin irrationelle und unverständliche Idiosynkrasie beiseite schieben.*)

Was nun die Gefühlsseite im absoluten Geist betrifft, so hat Pfleiderer ganz recht, es als eine entscheidende Probe für jeden Gottesbegriff zu bezeichnen, daß alles Weh und alles Seufzen der Creatur auch durch sein Herz zieht, d. h. auch von ihm getragen und gefühlt wird, weil er sonst mit kaltem Wissen um die Zustände der Individuen diesen gleichgültig und fremd gegenüberstände. Aber Pfleiderer irrt in der Behauptung, daß diese Bedingung nur von dem monotheistischen, nicht von dem pantheistischen Gottesbegriff erfüllt werde; vielmehr erfüllt der monotheistische Gottesbegriff dieselbe in viel unvollkommenerer, mittelbarerer Weise als der pantheistische. Denn der monotheistische Gott mit eigenem Selbstbewußtsein und überweltlichem Gemüthsleben ist außer Stande, das Leid der Creatur unmittelbar zu empfinden, und muß sich, wie auch Pfleiderer zugibt, darauf beschränken, mit demselben Mitleid, d. h. eine indirecte Resonanz desselben im eigenen Gottesherzen, zu fühlen; der pantheistische Gott hingegen ist selbst das absolute Subject aller geschöpflichen Individuen und trägt daher deren Leid unmittelbar als solches, nicht blos als Widerspiegelung. Einen Gott, der selbst alles Leid der Welt tragen muß, ist der leidende Mensch nicht gehindert zu lieben, wohl aber einen an sich seligen Gott, der zwar Mitleid mit seinen Geschöpfen verspürt, aber ein unfruchtbares Mitleid, da es ihn nicht gehindert hat, sie zu diesen Leiden ins Dasein zu rufen.

Liebe ist weit mehr als ein „auf Lebensgemeinschaft gerichteter Wille“, sie ist Sehnsucht nach Vereinigung, d. h. mindestens nach einer solchen Lebensgemeinschaft, die nichts in sich verschlossen hält, noch am andern verschlossen findet; eine solche aber ist wol möglich für den Menschen zu dem pantheistischen Gott, aber nicht zu dem monotheistischen, welcher ja eben durch sein transscendentes Selbstbewußtsein und Gemüth sich vor dem Menschen abschließt, und dessen angebliche Liebe für die Creatur sich schlechterdings nicht mit der Thatsache der Schöpfung zusammenreimen läßt. Wenn auch die letztere Erwägung für den Optimisten Pfleiderer kein Gewicht hat, so müßte doch schon die erstere genügen, um seine Behauptung in ihr Gegentheil zu verkehren.

Soll somit „die Liebe zu Gott“ das Princip der Erlösung und Heiligung sein, so steht es um dessen theoretische Grundlegung beim monotheistischen Gottesbegriff mehr als bedenklich; die „Liebe zu Gott“ ist aber auch weit entfernt, das eigentlich wirksame Erlösungsprincip zu sein, und ist vielmehr nur diejenige gefühlsmäßige Einkleidung desselben, welche bei der theistischen Sonderung zwischen Gott und Mensch die Sache selbst ersetzen muß. Pfleiderer verwirft mit Recht jede auf juridischer Stellvertretung fußende Erlösungslehre und bekennt sich zu der Unterscheidung zwischen dem Erlösungsprincip an sich und der personificirenden Phantasieprojection desselben in eine Idealgestalt, und dem historischen Jesus; aber er geht über die eigentliche Schwierigkeit hinweg, daß die zweckmäßig heilsame Wirkung einer phantasiegeschaffenen Idealgestalt nur unter der Bedingung einen anfeuernden und ermuthigenden Einfluß auf die Frommen haben kann, daß dieselben von dem Zusammenfallen dieser Idealgestalt mit einer historisch wirklichen Persönlichkeit überzeugt sind. Wo diese Ueberzeugung besteht, wird das Vorhalten der für real gehaltenen Idealgestalt religiöse Früchte tragen können; wo sie aber nicht besteht, wird das Vorhalten einer als Phantasieprojection durchschauten Idealgestalt unfruchtbar bleiben, und am wenigsten wird die kalte Reflexion auf die Zweckmäßigkeit und Förderlichkeit eines solchen Glaubens im Stande sein, denselben zu schaffen oder auch nur vor natürlicher Auflösung zu bewahren.

Jedes Christusbild hat ein praktisches Recht (wenn auch darum noch keine realistische Wahrheit) „insofern, als es der richtige Ausdruck des eigenthümlichen religiös-sittlichen Lebensideals einer Zeit ist“; aber sein praktischer Werth hängt ganz und gar davon ab, daß sich auch der zweifelfreie Glaube an seine realistische Wahrheit mit ihm verbindet, und sein Werth erlischt und kann in sein Gegentheil umschlagen, wenn und insofern dieser Glaube wankt und schwindet. In unserer Zeit, wo dieser Glaube durch die historisch-kritische Denkweise untergraben ist, scheint deshalb die Bemühung, durch Hinweis auf die eventuelle Zweckmäßigkeit einer solchen Idealgestalt unter nicht mehr erfüllten Bedingungen den Christusglauben neu zu beleben, innerlich widerspruchsvoll und praktisch aussichtslos.

Wenn jede Idealgestalt so weit praktisch im Recht ist, als sie dem religiösen Bewußtsein einer Zeit entspricht und von derselben für eine historische Realität genommen wird, so ist es auch gleichgültig, welchen Namen dieselbe führt und mit welcher historisch wirklichen Persönlichkeit dieselbe identificirt wird. Daß Pfleiderer den Muth hat, in diese Consequenz seiner Ansicht einzutreten, darf man ihm zur Ehre anrechnen; daß ein christlicher Theolog zu einer solchen, wenn auch nur formalen Gleichstellung von Buddha und Christus gelangen konnte, zeigt doch, wie weit die heutige Religionsphilosophie sich von den Fesseln confessioneller Glaubenslehren emancipirt hat. Dabei betont freilich Pfleiderer mit Nachdruck die inhaltliche Ver-

*) Vgl. z. B. Runze, „Grundriß der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre“, I.

schiedenheit, daß die buddhistische Sinnesänderung zur Willensverneinung, die christliche blos zur Abtödtung des unheiligen, natürlichen Lebenswillens und zur Bejahung des heiligen, gottgemäßen Lebenswillens führe, und erklärt mit Recht den letztern Standpunkt für den praktisch werthvollern, ja sogar (für uns gegenwärtig) allein berechtigten. Wenn er aber diesem buddhistischen Standpunkt jede Bedeutung auch in theoretischer Hinsicht abspricht, so zeigt er damit doch wieder eine optimistische Einseitigkeit, welche selbst dem christlichen Standpunkt nicht völlig gerecht wird, indem sie die provisorische Willensbejahung für die Dauer des Weltprocesses für eine definitive nimmt.

Während die christliche Kirchenlehre auf das Ende dieser Welt hofft und dasselbe möglichst nahe herbeiwünscht, setzt Pfleiderer das Vertrauen in die Treue und Unwandelbarkeit Gottes wesentlich in das Geschütztsein des Frommen vor jeder Besorgniß, daß Gott eines Tags seine Schöpfung wieder in sich zurücknehmen könne. Die Schwäche der christlichen Eschatologie besteht gerade darin, daß sie den zeitlosen Endzustand nach dem Jüngsten Tage, in welchem Gott wieder alles in allem sein wird, doch wieder nach dem Muster dieser zur Aufhebung bestimmten Welt phantasiemäßig ausmalt, während die ursprüngliche reine Lehre des Buddhismus sich von solcher Verirrung freihält. Der buddhistische Standpunkt hat also in letzter Instanz die höhere Wahrheit für sich voraus, und sein Fehler liegt nur darin, daß er die erst beim Ende aller Dinge berechtigte Willensverneinung mit kurzsichtiger, egoistischer Ungeduld für die Gegenwart vorwegnehmen will, wodurch gerade ihre künftige Verwirklichung geschädigt wird. Die volle Wahrheit liegt also nicht auf einer der beiden Seiten allein, sondern in einer Vereinigung beider, wobei allerdings vorläufig die christliche Auffassung recht hat, aber doch nur, um endlich der buddhistischen das letzte Wort zu lassen. Pfleiderer's Auffassung aber entfernt sich von der christlichen nicht nach der Seite hin, wo die volle Wahrheit liegt, sondern nach der entgegengesetzten, wodurch ihm das Verständniß für die relative Wahrheit der buddhistischen Anschauung ganz entschwindet.

Eduard von Hartmann.

Feuilleton-Geschichten.

Weltliche Dinge. Neue Geschichten von Balduin Groller. Leipzig, Wartig's Verlag. 1883. 8. 5 M.

Balduin Groller, der bekannte wiener Schriftsteller, bietet uns unter dem Titel „Weltliche Dinge" eine Reihe ansprechender Geschichten, welche ein beachtenswerthes Erzählertalent bekunden und eine so wohlthuende Frische und Lebendigkeit der Schilderung und einen so gemüthvollen Humor athmen, daß wir dem Verfasser nur ein günstiges Horoskop für seine künftige Wirksamkeit auf dem novellistischen Gebiete stellen können. Der Stil der Darstellung ist durchweg correct, schwunghaft und von rühmenswerther Eleganz, die Charakteristik im allgemeinen von psychologischer Wahrheit, wenn auch ohne größere Vertiefung, und mit einer Fülle von ergötzlichen, frisch aus dem Leben gegriffenen Zügen ausgestattet. Dagegen möchten wir den Verfasser vor einer allzu oberflächlichen Behandlung des eigentlich novellistischen Elements warnen, wodurch einige der vorliegenden Erzählungen fast den Charakter eines dialogisirten Feuilleton angenommen haben. Auch dürfte es sich empfehlen, bei der Wahl der Stoffe den nackten Realismus nicht zu behaglich in den Vordergrund treten zu lassen.

Gleich die erste Geschichte: „Naturalia non sunt turpia", fällt unter diesen Gesichtspunkt. Ein Kind, das sich nicht setzen will, bevor es zu Bett gebracht wird, das dem Machtwort und den Züchtigungen seiner Aeltern, den Ermahnungen der Großältern und der Tante zum Trotz eigensinnig bei seiner Weigerung verharrt, dann aber aus eigenem Antrieb der Natur gehorcht, muß doch als ein zu dürftiges und unpassendes Motiv für eine novellistische Darstellung erscheinen.

Von weit größerm Interesse ist die zweite Erzählung: „Der alte General", wenn auch selbst hier die Detailmalerei an einzelnen Stellen hart an die Grenzen der ästhetisch berechtigten Schilderung streift und die Erörterung der einschlägigen pädagogischen Fragen bisweilen einen zu doctrinären Beigeschmack annimmt. Der Inhalt dieser Geschichte ist kurz folgender: Ein alter verabschiedeter General, der wegen eines Conflicts mit seinen Vorgesetzten seinen Abschied genommen hatte, führt auf seinem Herrenschloß in Karnabrunn in der Nähe der Residenz ein eingezogenes, streng nach militärischen Grundsätzen geregeltes Leben. Als echter Weiberfeind duldet er in seiner Umgebung keine Frauenzimmer. Seine Dienerschaft bilden vier gediente Soldaten, welche in strengen militärischen Subordinationsverhältnissen zu ihm stehen. Sein Factotum Misca, ein treuer, anhänglicher Bursche, der die einzige schlimme Angewohnheit hat, sich principiell an dem Tage der Auszahlung seines Gehalts einen Rausch anzutrinken, wofür er regelmäßig mehrere Stunden Arrest absitzen muß, meldet dem General eines Tags in knappem Militärstil: „Melde gehorsamst, Herr General, wir haben ein kleines Kind bekommen", worauf er die ebenso lakonische Weisung erhält, sich zum Antritt eines vierundzwanzigstündigen Arrestes bei dem Profos zu melden. Der General glaubte selbstverständlich, Misca befinde sich bereits in seiner Trunkenheitsperiode, ist aber nicht wenig erstaunt, als er beim Hinausgehen auf der Treppe ein in Windeln gehülltes Kind bemerkt. Nach längerer Ueberlegung faßt er den Entschluß, Vaterstelle bei diesem Kinde zu vertreten. Er gibt Misca seine Freiheit wieder, theilt ihm seinen Plan

mit, und beide widmen nun nach eigener, mühsam combinirter Methode dem Findelkinde die aufmerksamste Pflege und eine geradezu rührende Sorgfalt. Doch zeigt sich der kleine Erdenbürger für die empfangenen Wohlthaten nicht sehr erkenntlich, ja er geht sogar in seiner Undankbarkeit so weit, in der zweiten Nacht den ruhigen Schlummer seiner Pfleger in empfindlicher Weise durch sein ununterbrochenes Geschrei zu stören. Da kommt der General auf den glücklichen Gedanken, dem ewig Weiblichen den Zutritt zu seinem Schreihals zu gewähren, und richtet sein Augenmerk auf die neue Lehrerin der Dorfschule. Es gelingt ihm auch, dieses etwas emancipirte Frauenzimmer, ein echtes Soldatenkind, seinen Wünschen geneigt zu machen. Marianne Leutner, so ist ihr Name, gewinnt das Findelkind gleich beim ersten Anblick lieb. Sie schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, als sie die von den beiden militärischen Pädagogen beobachteten verkehrten Erziehungsgrundsätze kennen lernt, welche unausbleiblich, früher oder später, das Kind dem sichern Tode geweiht hätten. Sie trifft nun mit großer Umsicht und energischer Thatkraft alle zur sachgemäßen Verpflegung des Zöglings erforderlichen Maßregeln: sie handelt und gebietet mit unumschränkter Vollmacht, richtet sich für diesen Tag, einen Sonntag, ganz häuslich bei dem General ein, kocht ihm das Essen, speist mit ihm und kehrt im wirthschaftlichen Eifer das Unterste zu oberst. Der General, weit entfernt, ihr deshalb zu zürnen, gewinnt mehr und mehr Gefallen an dieser resoluten Person und drückt unmerklich Amor's Pfeil immer tiefer in sein ahnungsloses Heldenherz. Am nächsten Tag gesteht er ihr bei einem Spaziergang seine Liebe und bittet um ihre Hand. Marianne's Erwiderung läßt es zweifelhaft erscheinen, ob sie den Antrag des Generals wirklich annimmt. Der alte Kriegsheld verläßt sie mit widersprechenden Gefühlen, um noch in seiner Eigenschaft als Schulvorstand einige ihm erforderlich scheinende Anordnungen zu treffen. Bei seiner Rückkehr ins Schloß steht ihm eine freudige Ueberraschung bevor. Er findet die junge Lehrerin im Schlafzimmer des angenommenen Kindes, und an der Wiege dieses hoffnungsvollen Sprößlings lacht ihm die Erfüllung seiner glühenden Wünsche.

Ueber die Geschichten: „Die große Dame", welche den versöhnlichen Ausgang der Liebe eines Hausfreundes zur Gattin des Freundes schildert, „Darf man davon sprechen?", welche uns die im Tagebuch eines Lebemannes abgelagerten philosophischen Anschauungen über einzelne gesellschaftliche Lebensregeln vorführt, „Eine geschichtliche Unterredung", in welcher der geschäftsunkundige Erbe eines Bankiers eine Baronin, welche ihr im Geschäft niedergelegtes bedeutendes Kapital gekündigt hat, zur Zurücknahme der Kündigung zu bewegen sucht, ihr dabei einen Einblick in die erschütterten Vermögensverhältnisse der Bank gewährt und ihr schließlich nach verschiedenen Vorschlägen zur Sicherstellung ihrer Existenz seine Hand zur Ehe anbietet, ein Anerbieten, das auch ohne Zögern angenommen wird — über diese Geschichten kann man zur Tagesordnung übergehen, da sie nichts als dialogisirte psychologische Studien sind, deren novellistischer Werth trotz der Schönheit der Sprache nur sehr gering anzuschlagen ist.

Die Erzählung „Ein alter Rath" behandelt eine anmuthige Variante des unerschöpflichen Liebesthemas. Ein alter Rath erzählt an einem Weihnachtsabend im engen Freundeskreise gemüthlich die zufälligen Ereignisse, welche einst in derselben weihevollen Stunde zur Bekanntschaft und spätern Verheirathung mit seiner jetzigen Frau geführt hatten. Hierbei nimmt er jede Gelegenheit wahr, seine Tochter und den Doctor Ademer, deren gegenseitige Neigung allen Anwesenden ein offenes Geheimniß ist und die den Worten des Raths nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit schenken, durch geschickte rhetorische Wendungen in ihrer heimlichen Unterhaltung zu stören. Am Schluß der gerade durch den Reiz schlichter Einfachheit fesselnden Erzählung des Raths glaubt Doctor Ademer seinen Gefühlen weiter keinen Zwang auferlegen zu müssen, und durch eine nicht mißzuverstehende Handlung erklärt er seine Liebe zur Tochter des Hauses, worauf die gerührte Einwilligung der Aeltern und die allseitige herzliche Beglückwünschung des Brautpaares folgt.

Die Erzählung „Der gute Freund" bewegt sich auf dem Gebiet des Künstlerlebens. Der Zufall führt einen jungen Maler mit einer Theaterprinzessin zusammen, als diese auf einem für ein Rendezvous geeigneten Platz vergeblich auf ihren Cicisbeo wartet. Der Maler, der den Zusammenhang der Situation ahnt, faßt einen kühnen Entschluß und stellt sich in diplomatischer Weise als einen Freund des erwarteten Galans vor, dessen Ausbleiben er glaubwürdig entschuldigt. Seine Kühnheit wird mit dem besten Erfolg gekrönt. Die Schauspielerin erklärt sich mit dem Tausch einverstanden, und der Maler weiß das Abenteuer nach besten Kräften zu seinem Vortheil auszubeuten. Natürlich kommt sein Betrug bald zu Tage, doch hat er keine schlimmern Folgen für ihn. Der wirkliche Geliebte der Künstlerin, ein reicher Graf, beschränkt sich darauf, den Maler mit einigen geringschätzigen Zeilen zu beglückwünschen, welche dieser mit einem geharnischten Schreiben erwidert. Der Graf überwirft sich mit der Schauspielerin, bricht jeden Verkehr mit ihr ab und läßt dem Maler für seine weitern Huldigungen freien Spielraum. Der junge Künstler fährt auch ungestört fort, der schönen, aber wankelmüthigen und launenhaften Theaterprinzessin den Hof zu machen, bis auch ihn nach Ablauf von sechs Wochen das unvermeidliche Geschick ereilt, durch einen neuen Liebhaber aus dem Sattel gehoben zu werden. Er sieht sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, zu Gunsten eines prosaischen Großhändlers abzudanken.

„In höherer Mission" zeigt das humoristische Talent Groller's im vortheilhaftesten Lichte, wie überhaupt diese Erzählung wol die werthvollste novellistische Perle der ganzen Sammlung ist. Besonders der erste Abschnitt ist von höchst ergötzlicher Komik. Die Leiden und Freuden des nie vollständig werdenden Sängerquartetts, die lustigen Abenteuer

der drei jugendlichen Sänger auf ihrer nächtlichen Wanderung zum Landsitz des fahnenflüchtigen zweiten Tenors, des verheiratheten Hilger, das unerwartete Zusammentreffen mit diesem Quartettapostaten auf der Landstraße sind köstliche Schilderungen von großer Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Die vortreffliche Charakteristik der drei Gesangsheroen, des schwatzhaften Alfonso Mayer, der in der Poesie wie in der Gesangskunst gleichmäßig unbewandert ist, des unselbständigen Freiherrn Fritz von Müller, der das dankbare Publikum für die Witze Alfonso's bildet, des talentvollen Reiteroffiziers und Malers Konrad von Degern, der bei seiner stark ausgeprägten Künstlernatur der Ausführung abenteuerlicher Ideen keineswegs abgeneigt ist, verdient volle Anerkennung. Auch das Naturell der lebenslustigen, der Pension kaum entwachsenen Mädchen ist mit frischen, anmuthigen Farben geschildert. Ihr jugendlicher Uebermuth, ihre trotzige Launenhaftigkeit, ihr kunstgerechtes Intriguenspiel, die innere Wandlung und der endliche Sieg der wahren Liebe: dieser ganze Wechsel der Stimmungen und Gefühle wird uns mit großer Lebenswärme der Empfindung und psychologischer Wahrheit vorgeführt. Das Hilger'sche Ehepaar dagegen scheint nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet zu werden. Ihr Charakterbild ist etwas schattenhaft und wird nur in flüchtigen Umrissen dargestellt.

Die Haupthandlung spielt auf dem Landsitze Hilger's, wo das unvollständige Quartett in dem Wagen des Besitzers, dem es unterwegs begegnet ist, wohlbehalten anlangt. Die jugendlich lebhafte Angela, welche von der Ankunft der Gäste Kenntniß erhalten, spricht der Frau Hilger, ihrer Tante gegenüber, unverhohlen ihre Geringschätzung des ganzen männlichen Geschlechts aus und vermißt sich in übermüthiger Weise, die Fremden binnen kurzem in sich verliebt zu machen und am Gängelbande zu führen. Konrad von Degern, der zufälligerweise in einem nahen Gebüsch mit einer Malerei beschäftigt ist, vernimmt diese anmaßende Aeußerung Angela's und beschließt, dem jungen Mädchen den so sicher geglaubten Sieg zu entreißen. Er behandelt sie mit auffallender Gleichgültigkeit und sucht auch seine Freunde gelegentlich vor den sirenenhaften Lockungen dieser jugendlichen Circe zu warnen. Doch Fritz Müller und Alfonso Mayer, deren Namen Angela übrigens consequent verwechselt, schieben den freundschaftlichen Rathschlägen Konrad's egoistische Motive unter, beachten sie nicht weiter und werden infolge dessen willenlose Opfer des fein angelegten Intriguenspiels Angela's; ja sie lassen sich sogar in ihrem Liebestaumel so weit verblenden, ihr die verlangten schriftlichen Beweise ihrer Neigung auszuhändigen. Doch Angela kommt nicht dazu, ihre Triumphe auszubeuten; die Bekehrungsmethode Konrad's, der ihr vortreffliches Herz erkannt hat und sie in geschickter Weise von ihrer momentanen Verirrung zu heilen sucht, hat Erfolg. Das übermüthige Mädchen erkennt nach langem harten Kampf die geistige Ueberlegenheit dieses Mannes an, und ein tieferes Gefühl für ihn zieht allmählich in ihr Herz ein. Die Allgewalt der Liebe vollzieht an ihr eine ethische Läuterung. Sie sieht das Verwerfliche ihrer Absichten ein, vernichtet die den beiden Bewerbern abgelockten schriftlichen Liebeserklärungen und sucht und findet in der Neigung zu Konrad ihr höchstes Lebensglück. Dieser hegt schon längst im stillen für Angela gleiche Gefühle. Eine einsame abendliche Wasserfahrt auf den Fluten des Schloßteiches führt zur gegenseitigen Verständigung.

„Ohne Brille" zeigt uns in humoristischer Ausführung die Folgen, welche für kurzsichtige Menschen der Mangel von Augengläsern herbeiführen kann. Der Lehrer Merkel hat seine Brille einem zufällig mit ihm in demselben Eisenbahncoupé fahrenden Collegen, dem Professor Dühre, der die seinige bei der Ankunft auf der Bestimmungsstation nicht finden kann, aus Gefälligkeit geliehen und wird durch die Vergeßlichkeit des Professors genöthigt, um die ihm unentbehrlichen Augengläser wiederzuerlangen, den Zug zu verlassen und an einem von Dühre unternommenen Ausflug theilzunehmen. Durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände wird ihm die dankbare Rolle zutheil, allein mit der jugendlichen Tochter des Professors den Weg nach dem Vergnügungsort anzutreten. Ein Gespräch über die Kurzsichtigkeit und ihre Folgen bildet den Ausgangspunkt für eine Unterhaltung, die allmählich ungezwungen auf das Thema des häuslichen Glücks hinüberführt und mit den Präliminarien zu einem Herzensbunde abschließt. An einem vorher verabredeten Orte erwartet der Professor die Ankömmlinge, und alle drei machen nun einen Spaziergang durch den Wald, wobei die einzige Brille einer getroffenen Vereinbarung gemäß von den beiden Interessenten abwechselnd getragen wird. Als Merkel gerade an der Reihe ist und im Schatten des Waldes mit Franziska dem trübsinnig einherwandelnden Professor einen großen Vorsprung abgewonnen hat, wagt er eine kühne Liebeserklärung, die auch eine sehr zuvorkommende Aufnahme bei seiner schönen Begleiterin findet. Zur nicht geringen Ueberraschung der Liebenden hat aber der Professor vermittels seiner glücklich wiedergefundenen Brille die stürmische Scene von fern mit angesehen und eilt schnell herbei, um Merkel zur Rede zu stellen. Dieser bittet um Franziska's Hand, erhält die Einwilligung des Professors, und so lösen sich die drohenden Zerwürfnisse befriedigend auf.

Die in Briefform abgefaßte Erzählung „Mit dem Eilzug" schildert uns in launiger Weise die Reiseabenteuer eines jungen Wieners, der den in früher Morgenstunde abgehenden Eilzug bis nach Budapest benutzen will. Derselbe leidet am Eisenbahnfieber, eilt daher seiner Zeit voraus und irrt lange vor Abgang des Zugs planlos durch alle Räume des weiten Bahnhofgebäudes. Da erblickt er eine junge Dame, welche seine Aufmerksamkeit fesselt und ihn so interessirt, daß er sie nicht mehr aus dem Auge läßt. Er folgt ihr auf Schritt und Tritt, steigt bei der Abfahrt in dasselbe Coupé, verständigt sich mit dem Schaffner und bleibt mit ihr allein. Geschickt knüpft er eine Unterhaltung an, muß aber zu seiner bittersten Enttäuschung erfahren, daß seine schöne Reisegefährtin den versäumten

Schlaf nachzuholen beabsichtigt. Bald ruht sie denn auch in Morpheus' Armen, und der junge Wiener, der allen Versuchungen, den voraussichtlich langandauernden Schlummer des Mädchens zu stören, tapfer widersteht, zerbricht sich vergeblich den Kopf, wie er eine nähere Bekanntschaft mit seiner Reisegefährtin vermitteln könne. Endlich faßt er einen genialen Gedanken: er stellt sich schlafend und läßt den Zug ruhig an der Station Preßburg, dem Reiseziel der holden Unbekannten, vorüberfahren, ohne sie aus ihrem tiefen Schlummer zu erwecken. Als sie endlich aufwacht, liegt Preßburg bereits weit hinter den Reisenden, und es bleibt ihr nichts übrig, als nachzuzahlen und bis Budapest mitzufahren. Der junge Mann, der sie aufrichtig liebt, nimmt sich ihrer in zuvorkommendster Weise an, gibt sich im Hotel für ihren Gatten aus, um sie nicht in ein schiefes Licht zu setzen, und verbringt unvergeßliche Stunden in ihrer Gesellschaft. Die Nacht muß er, da die beiden Zimmer für das vermeintliche Ehepaar aus einem Schlafzimmer und einem Salon bestehen, in letzterm auf einem Stuhl zubringen. Am nächsten Morgen dampft er mit seiner jugendlichen Begleiterin nach Wien zurück. Unterwegs bekennt er reumüthig sein Vergehen; seine Beichte führt zu einer gegenseitigen Verständigung, und der Termin der Hochzeit wird festgesetzt. Mit der Mittheilung dieser Thatsache schließt die Erzählung.

Die letzte kurze Erzählung „Ein Nachtbild“ ist keineswegs ein Schauergemälde mit criminalistischem Beigeschmack, sondern eine sehr harmlose Familienscene, die sich zur Nachtzeit abspielt und in der ein junger Störenfried die weinerliche Hauptrolle übernommen hat.

Im ganzen können wir die Lektüre dieser anspruchslosen Geschichten allen Freunden eines wahren, gesunden Humors mit gutem Gewissen empfehlen.

Betrachtungen über die Ostsee.

Auch für denjenigen, welcher weder Seefahrer noch Naturforscher von Fach ist, wird die Kenntniß der Umstände und Verhältnisse, unter denen Meere sich bilden und wieder verschwinden, wird die ganze Naturgeschichte und Naturlehre der See ein Gegenstand von hervorragendem Interesse sein; denn an das Meer und den Strand knüpft sich die Gesittung, die Gesundheit des Menschen, der Verkehr der Nationen und so ungemein vieles, ohne welches fortschreitende Entwickelung der Menschheit gar nicht denkbar ist. Und für den Seefahrer ebenso wie für den Naturforscher von Fach gehört genaueste Kenntniß alles dessen, was auf das Meer sich bezieht, zu den unerlaßlichen Voraussetzungen des Berufs.

Hieraus geht hervor, daß Schriften, welche das Meer behandeln, nothwendig einen sehr großen Kreis gebildeter Menschen interessiren. Und insbesondere wird dies der Fall sein, wenn solche Arbeiten in umfassender Weise ein ebenso anziehendes Gemälde der See liefern, wie nach allen Seiten hin die wissenschaftliche Erkenntniß des Meeres fördern.

Unter den Meeren, welche tief in das Binnenland hinein sich erstrecken und als eigentliche Binnenmeere aufzufassen sind, nehmen die Ostsee und das Mittelmeer hervorragend unser Interesse in Anspruch. Das letztere spielt eine großartige Rolle in der Gesittung Europas. Ohne das Mittelländische Meer hätte es niemals eine ägyptische, griechische, römische, abendländische Civilisation gegeben. Aber auch die Ostsee bedeutet in der Geschichte der Gesittung des nördlichen Europa ungemein viel. Ohne die Ostsee keine Hansa, ohne Hansa keine Civilisation, sondern tiefe Geistesnacht der Völker, welche diese Breiten bewohnen!

Es ist vor kurzem ein interessantes, inhaltreiches Buch erschienen:

Beiträge zur physischen Geographie der Ostsee. Von Karl Ackermann. Mit einer Tiefenkarte und fünf lithographirten Tafeln. Hamburg, O. Meißner. 1883. 8. 10 M.

In diesem wirklich vortrefflichen Werk findet alles Beachtung, was auf Geographie, auf Morphologie, Geologie, Physik und Biologie der Ostsee sich bezieht. Im ersten Abschnitt bespricht Ackermann die Grenzen der Ostsee, die Stellung des Kattegat unter den Meeresräumen und die Zwischenmeere, betrachtet die Zugangstiefen der Ostsee und prüft alle Verhältnisse der westlichen und der östlichen Ostsee. Im zweiten Abschnitt kommen geologische Verhältnisse in Betrachtung, und zwar werden die Wirkungen der Wellen erläutert und die Wirkungen der über Jahrhunderte ausgedehnten Hebungen und Senkungen. Bei den Wellen handelt das Werk von Zerstörung der steilen Küsten, von den Vorgängen der Anschwemmung, von Zerstörung der durch das Meer früher selbst geschaffenen Bildungen und von der Einwirkung der Kunstbauten auf die Thätigkeit der Wellen. Unter der Ueberschrift „Säculare Hebungen und Senkungen“ werden die Schwankungen der Meeresoberfläche in der geschichtlichen Zeit und während der Diluvialperiode, die Landvertheilung am Ende der Tertiärperiode und die Wirkungen der säcularen Hebungen und Senkungen während der vorgeschichtlichen Alluvialzeit besprochen.

Aus den bisher angedeuteten Forschungen und Betrachtungen schließt der Verfasser wie folgt. Zu Ende der Tertiärzeit „befand sich an Stelle der heutigen Ostsee Festland“. In der ersten Hälfte der Diluvialperiode aber „sinkt das Land, und zwar in solchem Maße, daß ein Meer mit Ausnahme der höchsten Gebirgspartien das gesammte Gebiet bedeckt, in welchem heute die diluvialen Ablagerungen angetroffen werden“. In der zweiten Hälfte der Diluvial-

periode „taucht der diluviale Meeresboden empor und läßt die Ostsee noch weiter als bis in ihre heutigen Grenzen zurückweichen". „Längere Zeit erhält sich noch eine Meeresstraße vom Weißen Meer bis zum Skagerrack, in den heutigen Ebenen der großen russischen und schwedischen Seen noch erkennbar; dann wird auch sie landerfüllt. In Mittelschweden wird diese Hebung durch eine Senkung unterbrochen." „Die Ostsee ist während längerer Zeit ein Landsee."

In der ersten Hälfte der vorgeschichtlichen Alluvialperiode werden durch Senkungen geschaffen: „die westliche Ostsee mit den dänischen Inseln; ... mit den jetzt zu Strandseen umgeformten Meerbusen und den engen Föhrden und Meereskanälen; die Ostsee wird aus einem Landsee zu einem Binnenmeer umgewandelt; das Meer zwischen Rügen und Skonen; ... die küstennahen Inseln." ... „Hebungen fanden statt in Schweden, mit Ausnahme Skonens, und in Finland."

In der zweiten Hälfte der vorgeschichtlichen Alluvialperiode: „Die Meereswellen unterwühlen die Steilufer, bilden Buchten zu Strandseen um, verknüpfen Inseln untereinander oder mit dem Festland und zerstören zuweilen ihre selbstgeschaffenen Anschwemmungen wieder. Hebungen treten ein in Theilen von Dänemark, an der Südküste des finnischen Busens, im Gebiete der Oeselschen Inselgruppe und in Gebieten mit Deltabildungen." ... „Senkungen dauern fort in Skonen und Schleswig-Holstein."

In der geschichtlichen Alluvialperiode habe die Fortsetzung aller dieser Erscheinungen und Thätigkeiten des Meeres stattgefunden.

Dies kurz die Ergebnisse, zu denen Ackermann im zweiten Abschnitt seines Werks gelangt.

Mögen Einzelheiten von seiten der wissenschaftlichen Forschung angefochten werden, im großen und ganzen stehen doch die Resultate seiner Studien fest. Die Methode, welche hier angewandt wurde, scheint mir eine durchaus richtige zu sein und gesunder Logik durchaus zu entsprechen.

Bedeutungsvoll im höchsten Grade sind die Strömungsverhältnisse in der Ostsee und die Wirkungen derselben. Es wird dieser Gegenstand vom Verfasser in umfänglichster und genauester Weise behandelt. Er sagt:

> Es beträgt das Areal der gesammten Ostsee 6963 Quadratmeilen, ein Werth, welcher von demjenigen ihres Gebiets ungefähr um das Vierfache übertroffen wird. Infolge dieses Umstandes empfängt die Ostsee eine bedeutende Zufuhr süßen Wassers durch die einmündenden Flüsse, von welchem bei der schon beträchtlichen Breitenlage dieses Meeres nur ein geringer Theil zu verdunsten vermag. Das hierdurch gestörte hydrostatische Gleichgewicht wiederherzustellen, ist die Natur unausgesetzt bemüht, und als Ergebniß dieser Bestrebungen sind die ununterbrochenen Strömungen innerhalb der Ostsee anzusehen. Dieselben sind für die Ostsee gewissermaßen das, was die Meeresströmungen für die offenen Oceane.

Und nun schildert Ackermann den Verlauf der Strömungen in der Ostsee.

Sodann werden die Wirkungen des auslaufenden oder Ostseestromes und des einlaufenden oder Nordseestromes der Ostsee betrachtet, der Einfluß dieser beiden Hauptströmungen auf den Salzgehalt des Oberflächen- und Tiefenwassers, der Einfluß der in das Baltische Meer tretenden Flüsse auf die chemische Zusammensetzung des Seewassers und die Gase dieses letztern, endlich das Verhältniß der Strömungen zu dem Wärmegrad des Meerwassers. Wir wollen hier einige Einzelheiten anführen.

Während der Salzgehalt des Oberflächenwassers im Atlantischen Ocean 3,6 bis 3,7 Procent beträgt und im Mittelländischen Meere 3,7 bis 3,9 Procent, findet man denselben in der Ostsee, und zwar im westlichen Theil derselben, zwischen 1,054 und 1,95 Procent, im östlichen Theil noch weit geringer, so z. B. in der Danziger Bucht zwischen 0,653 und 0,864 Procent. Der Salzgehalt des Wassers der Ostsee in größern Tiefen ist bedeutender als jener des Wassers an der Oberfläche. Wie Ackermann zeigt:

> herrscht am Eingange des Kattegat bei bereits geschwächtem Salzgehalt des Oberflächenwassers am Grunde noch der ungeschwächte Salzgehalt des Atlantischen Oceans, und selbst bis Kullen wird in der Tiefe noch Wasser von über 3½ Procent beobachtet. Von großem Interesse sind die Verhältnisse in der Zugangstiefe des Großen Belts, da hier die verdünnende Wirkung des ausfließenden Ostseewassers besonders deutlich nachgewiesen werden kann.

Es „beginnt hier bereits in einer Tiefe von 20 Metern der einfließende Nordseestrom, während ein Salzgehalt von mehr als 3 Procent sich erst in einer Tiefe von 35 Metern zeigt". Um so geringer wird der Salzgehalt des Tiefenwassers der Ostsee, je weiter man von Westen nach Osten sich begibt.

Bezüglich der Gase des Wassers der Ostsee zeigt der Verfasser, daß der Gehalt an Kohlensäure mit dem procentualen Salzgehalt nahezu proportional sich vermehre. „Das Meerwasser ist also im Stande, der atmosphärischen Luft weit größere Mengen von Kohlensäure zu entziehen, als reines Wasser dies vermag." Die Kohlensäure befinde sich im Meerwasser in einer Art halb gebundenen Zustandes, Sauerstoff und Stickstoff dagegen im freien Zustande. Der Gehalt des Tiefenwassers an Sauerstoff werde in „übermäßiger Weise" verringert durch „ein reich entwickeltes Thierleben innerhalb tiefer, kesselförmiger Einsenkungen".

Winde üben den größten Einfluß aus auf zahlreiche Beziehungen des Meeres. Ackermann widmet dem Studium der Winde im Bereich der Ostsee die größte Aufmerksamkeit. Heben wir einige Ergebnisse seiner Betrachtungen und Ermittelungen hervor:

> Es besteht Wechselwirkung zwischen den Wärmeverhältnissen der Ostsee und jenen der Ostseeländer. Im Winter kühlen sich die Küstenländer der Ostsee weit schneller ab als das Ostseewasser, und folglich wird bald die Luft über dem Lande kälter und schwerer als die über dem Wasser lagernde. Es findet also ... ein Abfließen der continentalen Luft nach dem Meere statt, während die über letzterm befindliche Luft oben gegen das Land hin entweicht. ... Im Frühjahr beginnt bereits infolge der gesteigerten Insolationsverhältnisse die Erwärmung des Landes bedeutender zu werden als die des Meeres. Wenngleich nun die im Winter

vorherrschenden Windrichtungen auch jetzt noch die häufigern sind so haben doch die vom Meere auf das Land wehenden Luftströmungen eine unverkennbare Zunahme erfahren.

Alle diese Verhältnisse nun sind für Gesundheit und Leben der Menschen von der höchsten Bedeutung.

Im allgemeinen habe es Geltung, daß die am häufigsten wehenden Winde auch in besonders großer Zahl als Stürme auftreten. Die meisten Stürme kommen im Winter und Frühjahr im Gebiete der Ostsee vor.

Was Ackermann über die Wirkungen der Winde, über die Wärmeverhältnisse und über die in der Ostsee lebenden Thiere und Pflanzen entwickelt, ist ebenso anziehend wie lehrreich und nicht blos für den Fachmann unentbehrlich, sondern auch für jeden Gebildeten überhaupt höchst bedeutungsvoll. Wir können hier auf alle diese vortrefflich dargelegten Gegenstände nur kurz hinweisen. Erwähnt sei blos, daß mit Zunahme der Tiefe des Wassers nicht allein der Wärmegrad desselben sich vermindert, sondern auch die Temperaturschwankungen abnehmen, um in großen Tiefen fast ganz aufzuhören.

Es erübrigt mir nur noch, das Werk auf das Beste der allgemeinen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Dasselbe birgt einen Schatz der gewichtvollsten Thatsachen für den Seefahrer und Naturforscher und wird allen andern zum unentbehrlichen Führer und Nachschlagebuch in allen Fragen, welche auf Ostsee und Ostseegebiet und weiter auch auf das Meer überhaupt Bezug haben. Die Ausstattung ist lobenswerth. Eduard Reich.

Zur französischen Literaturgeschichte.

1. Molière und seine Bühne. Molière-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland unter Mitwirkung von F. von Bodenstedt, A. Friedmann, Fritzsche u. a., in zwanglosen Heften herausgegeben von Heinrich Schweitzer. Fünftes Heft. Wiesbaden, Selbstverlag. 1884. Gr. 8. 3 M.

Auch dieses Heft des „Molière-Museums", dessen Herausgeber inzwischen verstorben ist, bringt uns mehrere gediegene Aufsätze und Notizen, deren Inhalt wir jedoch nur mit einigen kurzen Worten skizziren können. Schweitzer bespricht zuerst in einem längern Artikel das Leben und die Werke des in der Molière-Literatur oft genannten Dichters Boursault und hebt besonders dessen Feindschaft gegen Molière wie später seine Freundschaft für Molière hervor. Die erstere bekundete Boursault in einem Theaterstück: „Le portrait du paintre ou la contre-critique de l'école des femmes", die letztere in seinen hinterlassenen Briefen. Der Herausgeber hat die genannte Komödie in diesem Heft wieder abdrucken lassen, da sie als ein wichtiges Document für die Kenntniß der ganzen Skandalliteratur zu erachten ist, welche Molière's „Critique de l'école des femmes" veranlaßt hatte. Dann erhalten wir den Wiederabdruck einer Komödie „La guerre comique", in der sich der Verfasser mehr als ein Alliirter denn als ein Feind Molière's geltend macht. Dieser bisjetzt unbekannte Verfasser heißt, wie der Herausgeber nachweist, „Pierre de la Croix". Außerdem bietet uns Heinrich Schweitzer eine Reihe interessanter Miscellen: die erste macht uns mit einem Briefe Leibniz' an den Herausgeber der „Monatlichen Unterredungen", Ernst Tenzel, bekannt (siehe Leibniz' deutsche Schriften von Guhrauer, Brief 4), worin der Philosoph bezeugt, daß Molière nicht 1678, wie die Grabschrift des Huetius angibt, sondern 1673 nach der Aufführung des „Malade imaginaire" gestorben und daß er (Leibniz) zu derselben Zeit in Paris gewesen sei; außerdem finden wir in dieser Miscelle die Angabe des Epigramms, welches Leibniz gegen Bossuet, der an der Spitze der Geistlichkeit Molière verfolgte, verfaßt haben sollte. Eine zweite Miscelle theilt uns eine in Leibniz' Tagebuch unter dem 30. August 1696 vorgeführte Aeußerung des Theaterdichters Chapuzeau mit, wonach der letztere dem Papste den Titel „Heiligkeit" verweigern wollte, weil ein Geschichtschreiber nicht gut sagen könne, „Seine Heiligkeit Alexander VI. hat mehrere Cardinäle vergiften lassen". Eine dritte Miscelle besteht in der Wiedergabe eines höchst sinnreichen Dialogs zwischen dem Philosophen Paracelsus und dem Dichter Molière; das Gespräch ist aus Fontenelle's von Gottsched übersetzten Gesprächen entnommen und zeigt die Ueberlegenheit, mit welcher der Dichter Molière gegenüber dem überschwenglichen Philosophen Paracelsus den Nutzen und hohen Werth der komischen Dichtung geltend zu machen weiß. Eine vierte Miscelle bringt die Mittheilung, daß Napoleon I. auf St.-Helena seine volle Bewunderung in Bezug auf Molière ausgesprochen habe, obwol er früher einmal erklärt hatte, er könne nicht begreifen, wie Ludwig XIV. die Aufführung des „Tartufe" habe gestatten können. Hierauf folgt eine genaue Schilderung der Beschaffenheit der Bühne im Louvre vom Jahre 1658, dann die Beschreibung des Molière-Monuments in Auteuil, ferner die nunmehr sicher gestellte Angabe des Hauses, in dem Molière starb: es ist das Haus Nr. 40 in der Rue Richelieu, endlich ein Ausspruch Victor Hugo's, wonach der Alceft in Molière's „Misanthrop" denselben Haß gegen das Böse bekunde, welchen Jesus in den Worten offenbart habe: „ich bringe den Krieg". Außerdem führt der Herausgeber auch die feine Bemerkung Bodenstedt's an, daß Molière durch die Aufnahme des bekannten Volksliedes in seinen „Misanthrop", das mit den Worten beginnt: „Si le roi m'avait donné . . .", einen Beweis davon gegeben habe, wie klar ihm die Größe des Nutzens gewesen sei, den der Kunstdichter aus der Volksdichtung schöpfen

könne, und zuletzt erhalten wir noch einige Proben aus Robinet's gereimten Theaterberichten über die Aufführung einzelner Stücke Molière's. Außer diesen Miscellen bringt der Herausgeber einen Bericht über den Inhalt einiger Hefte des bekannten französischen Journals „Le Molièriste“ aus den Jahren 1882 und 1883.

Fritzsche gibt zu seinen früher erschienenen „Molière-Studien“ einen neuen Zusatz, ein sogenanntes Namensbuch, worin er die Etymologie, Bedeutung und das Vorkommen der in den Molière'schen Werken sich findenden Eigennamen auseinandersetzt. Mangold bespricht zuerst in einem längern Artikel die Glaubwürdigkeit und den Werth der so verschieden beurtheilten Lebensbeschreibung Molière's von Grimaret. Er kommt zu folgenden Resultaten: die Anzahl der durch bessere Quellen beglaubigten Thatsachen ist unverhältnißmäßig größer als die Zahl der nachgewiesenen Fehler, und der größte Theil der Nachrichten, für welche Grimaret die einzige Quelle bietet, ist im wesentlichen entweder unangefochten geblieben oder mit unzureichenden Gründen bekämpft worden. Im ganzen hat Grimaret, einige Einschränkungen abgerechnet, nicht eine einzige Sache vorgebracht, der nicht ein wahrer Kern zu Grunde liegt. In einem zweiten Artikel berichtet Mangold über einen für die Biographie Molière's wichtigen Fund, den er in dem Geheimen Staatsarchiv zu Berlin gemacht hat. Dieser Fund besteht in einigen auf das Leben Molière's sich beziehenden Notizen, die folgenden Urkunden entnommen sind: 1) den Berichten des brandenburgischen Agenten Beck aus den Jahren 1666 bis 1671, 2) dem gemeinschaftlichen Tagebuch des kurfürstlichen Oberstallmeisters von Pöllnitz und des ihn begleitenden Staatsbeamten Meinders über die Zeit ihrer Sendung nach Paris 1667 bis 1668 und 3) im vierten handschriftlichen Foliobande der Diarien des brandenburgischen Gesandten Christoph Kaspar von Blumenthal gelegentlich seiner fünften Abschickung nach Paris 1668—69. Der Inhalt dieser Notizen, den wir hierauf im Wortlaut oder im Auszug erhalten, ist nun zwar zum Theil durch französische Quellen schon bekannt; das Interessante hierbei liegt aber darin, daß es deutsche Quellen sind, die ihn uns bieten; ganz neu sind jedoch die Notizen, die das Hôtel de Bourgogne und das Maraistheater betreffen; neu ist auch die Notiz, daß die dritte Vorstellung des Ballet „Les Muses“ am 16. December 1666, die Vorstellung des „Pourceaugnac“ am 7. November 1669, die des „Bourgeois gentilhomme“ zu St.-Germain im November 1670, die der „Bérénice“ auf Molière's Bühne am 14. December 1670 stattfand.

Mahrenholtz bespricht in zwei kurzen Artikeln einen Aufsatz Wasserzieher's über „die tragischen Züge“ bei Molière und Humbert's Werk „Deutschlands Urtheil über Molière“. Endlich folgt noch aus der „Revue critique“ ein beifälliges Urtheil über Mangold's in der „Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Literatur“ veröffentlichte Abhandlung „Der Misanthrop“, der als ein genialer Mensch charakterisirt wird, in dem tragische und komische Seiten hart beieinanderliegen. Das reichhaltige Heft bringt, wie dies auch in den vorhergehenden Heften der Fall war, ein Titelbild; dasselbe zeigt Molière, wie er seiner Magd aus seinen Lustspielen vorliest, um auf ihren Rath zu hören.

2. Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs von Wilhelm Scheffler. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Schlicke. 1883. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 80 Pf.

Das hier angekündigte, auf fünf Lieferungen berechnete Werk wird von allen denen, welche mit Literatur überhaupt und im besondern mit französischer Literatur sich beschäftigen, ohne Zweifel höchst beifällig aufgenommen werden, nicht allein deshalb, weil bisher die französische Volksdichtung und Sage in den französischen Literaturgeschichten deutscher Verfasser niemals berücksichtigt, ja auch von französischen Literarhistorikern stets ignorirt, vielleicht kaum geahnt worden ist, sondern auch darum, weil die in den beiden ersten zwei Lieferungen mitgetheilten Volkslieder und Sagen uns schon einen Vorgeschmack des herrlichen Inhalts bieten, den wir später in dem vollständigen Werke finden werden.

Der Verfasser gibt zunächst in einer höchst interessanten Einleitung eine vergleichende Charakteristik französischer und deutscher Volksdichtung: Frankreich besitzt ebenso wie Deutschland ein Volkslied und hat, was wohl bemerkt zu werden verdient, auch ein Wort, dessen Begriff sich mit dem deutschen Ausdruck „Gemüth“ vollständig deckt, nämlich das Wort „entrailles“; die französische Volksdichtung ist aber nie eine volksthümliche geworden, d. h. es ist nie in die höhern, gebildeten Stände des Volks gedrungen, nie ein Eigenthum der ganzen Nation geworden, während das deutsche Volkslied, vornehmlich seit Herder's Wirksamkeit, von allen Schichten der Gesellschaft gepflegt und geliebt wird und mit seinem Geiste auch die deutsche Kunstpoesie durchdrungen hat. Nach dieser Einleitung folgt dann die Geschichte der französischen Volksdichtung, oder um die Sache genauer zu bezeichnen, die Geschichte der Forschungen und literarischen Arbeiten, die nach dem Vorbilde Deutschlands in Frankreich zur Wiederauffindung, Sammlung und nähern Kenntniß des französischen Volksliedes und der Volkssage unternommen worden sind. Diese Geschichte hat vier Perioden. Die erste umfaßt die Zeit vom Anfang unsers Jahrhunderts bis etwa um das Jahr 1840 und zeigt die ersten Versuche, die alten Volkslieder und Sprichwörter, wie man sie in der Dauphiné und in der Provence fand, der allgemeinen Kenntniß zu erschließen; besonders leiten Edgar Quinet und Francisque Michel darauf hin, die alten, im Staube der Bibliotheken vergrabenen Documente französischer Geschichte und Literatur herauszuziehen und für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Die zweite Periode erstreckt sich von 1840—52. Hier treffen wir als ersten bedeutenden Forscher Villemarqué, der in seinem Werk „Barzas-Breiz“ die Volksliteratur der kelti-

schen Bretagne aufschloß, dann die Schriftsteller Emile Souvestre, Gérard de Nerval und George Sand, welche auf die Sagen und Dichtungen ihrer Heimat aufmerksam machten. Die dritte Periode umfaßt die Jahre 1852—80. Sie zeigt einen ungemeinen Fortschritt in Bezug auf die Erschließung und Sammlung der noch lebenden wie der in historischen Urkunden aufbewahrten Lieder und Märchen. Pinguern veröffentlichte eine Sammlung von Liedern aus der Bretagne, wie schon Villemarqué gethan hatte, der Graf de Puymaigre aus der Provinz Lothringen, Champfleury ließ seine epochemachende Blumenlese von Liedern aus allen Provinzen Frankreichs erscheinen und gab Illustrationen und Melodien dazu. Coussemaker publicirte Volkslieder und Melodien der französisch redenden Vlamländer, Bladé Volksdichtungen aus dem Süden. Die Schätze der alten Volksliteratur dagegen erschlossen in verdienstvoller Weise Gaston Paris in seinen „Chansons du XV^e^ siècle" (1875), sowie ein Deutscher, der bekannte O. L. B. Wolff, der den Franzosen mit gutem Beispiel sogar vorangegangen war, und Gasté in seinen „Chansons normandes du XV^e^ siècle" (1866). In dieser Periode sehen wir aber auch eine Reihe von Werken erscheinen, welche es sich zur Aufgabe machen, die Geschichte der Volksliteratur der einzelnen Provinzen zu schreiben, Bearbeitungen, welche sonach als die Bausteine einer später zu schreibenden Geschichte der französischen Volksdichtung und Volksüberlieferungen betrachtet werden können. So veröffentlicht Beaurepaire eine „Etude sur la poésie populaire en Normandie", ein Musterwerk feiner und anziehender Darstellung, und der schon genannte Michel eine interessante Studie: „Le pays basque". Hand in Hand mit der eigenen gehen nun auch die Studien fremder Volksliteraturen. Vor allem ist hier das Werk Theuriet's: „Histoire du Lied" (1876), zu nennen, in welchem das deutsche Lied behandelt und den Franzosen nachgewiesen wird, wie viel das Volkslied zu der Entwickelung der Kunstpoesie beigetragen habe. In richtiger Erkenntniß dieses Gedankens und demselben noch eine weitere Ausdehnung gebend, sehen wir nun in der vierten und letzten Periode vom Jahre 1880 an eine große Verlagshandlung, Maisonneuve u. Comp., die Riesenarbeit unternehmen, nicht blos die Volksliteratur Frankreichs, sondern der gesammten Welt in ihren Publicationen zu umfassen: alles, was der Volksgeist hervorgebracht hat, auch Legenden, Sprichwörter und Räthsel, soll in den Rahmen der Unternehmung hineingezogen werden. Auch die großen Revuen, wie die „Revue de Linguistique et de Philologie comparées", die „Revue des langues romanes" u. a., öffnen von nun an ihre Spalten der Volksliteratur und Volksdichtung, welche durch ihre Wahrheit und Natürlichkeit, ungesuchte Zartheit und Feinheit jedes Herz ergreift und in dieser naiven Unmittelbarkeit von dem Kunstdichter selten erreicht wird.

Nach dieser geschichtlichen, von den gründlichsten Erörterungen begleiteten Darstellung folgen dann die einzelnen Lieder und Balladen, Märchen und Sagen im französischen Urtext, nach ihrem ästhetischen Werth beurtheilt, nach ihren culturhistorischen Beziehungen erläutert und, wo die Gelegenheit sich bietet, mit deutschen Volksliedern verglichen. Zugleich erfreut den Leser die stete Angabe der Quellen sowie die Erklärung einzelner schwieriger Wörter und Ausdrücke. Die erste Abtheilung umfaßt alle die Lieder und Dichtungen, deren Inhalt sich in dem Ausdruck „Liebeslust", die zweite alle diejenigen, deren Inhalt sich mit dem Wort „Liebesleid" zusammenfassen läßt.

Adolf Heerklotz.

Vom schwarzen Welttheil.

Naturgeschichte des Menschen von F. von Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leutzinger. Erster Band. Stuttgart, Spemann. 1882—84. Gr. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

Der vorliegende Band des sehr umfassenden und inhaltreichen Werks behandelt in erster Linie einen Erdtheil, der durch die Colonialpolitik des Reichskanzlers neuerdings in den Vordergrund des Weltinteresses gerückt worden ist. Selbst Afrika drückt ja der Geistes- und Willensmächtige die Spuren seiner gewaltigen Kraft auf, hierin ein Nachfolger des ihm auch sonst vielfach verwandten Großen Kurfürsten. Das Hellwald'sche Werk tritt also sehr zu gelegener Zeit in die Oeffentlichkeit und wird sich um so mehr Leser erwerben, als es sehr übersichtlich und klar geordnet und bei trefflicher Auswahl aus dem ungeheuern Stoffgebiete durch flüssige Schreibart fesselt.

Abgesehen von den landschaftlichen Schilderungen, die man öfters etwas eingehender wünschen möchte, weil ja der Boden nach Buckle's wohlbegründeter Ansicht von jeher großen Einfluß auf den Gang und die Stufe der Civilisation Völker hatte, sind die Darstellungen der Sitten und Gebräuche, der Sprache und Schrift, ja der Künste, auch der Musik — charakteristische Melodien enthält das Buch im Notensatz —, der Gewerbe und des Handels, überhaupt des socialen und geistigen Lebens der Neger, Kaffern, Hottentotten u. s. w. sehr ins einzelne gehend, nur oft ein wenig zu sehr auch das Physische des Menschen berücksichtigend; doch ist ja das Buch nicht für Mädchen und Knaben geschrieben, und zuletzt sind auch solche Mittheilungen ganz lehrreich. Dabei sind die zahllosen Stämme, welche den schwarzen Welttheil bewohnen, mit großer Vollständigkeit aufgezählt, charakterisirt und localisirt. Das letztere ist bekanntlich nicht leicht. Durch wörtliche Anführungen aus den Werken berühmter Reisenden gewinnt das Buch sehr an Leben und Lebendigkeit.

Sehr interessant sind die Discussionen über die Bildungsfähigkeit der Neger. Sie sind geeignet, gar manches

Vorurtheil zu zerstreuen und viele Irrthümer zu beseitigen, überhaupt die frühern Ansichten über diesen Menschenstamm umzustoßen oder doch bedeutend zu modificiren. Die schwarze Rasse erscheint vor allem viel bildungsfähiger als die polynesische und vielfach selbst der indianischen an Culturfähigkeit überlegen. Auch übertrifft sie diese beiden an Widerstandsfähigkeit, sodaß sie der auf jene wie die Pest wirkenden Nähe und Gegenwart der Weißen kräftig und erfolgreich widersteht; ja sie ist im Stande, Weiße zu Negern, wenn auch nicht der Farbe nach, zu machen, wofür einzelne überraschende Beispiele angeführt werden: selbst hochgebildete europäische Reisende vernegerten unter den Negern!

Abbildungen von Typen der verschiedenen Stämme, ihrer Wohnungen, Geräthschaften, Waffen u. s. w. fördern den Leser sehr. Sie gereichen zwar im ganzen, wie die Phrase lautet, dem Buche nicht zur Zierde — denn die Neger und vor allem die Negerinnen sind gar nicht schön —, dienen aber sehr zur Veranschaulichung des Gesagten.

Es ist natürlich unmöglich, hier auch nur die interessantesten Kapitel des trefflichen Buchs hervorzuheben; aber wir können uns nicht versagen, einiges Allgemeine aus der Charakteristik unserer Colonialbrüder anzuführen. Was der Verfasser sagt, ist um so unparteiischer, als beim Niederschreiben des Textes von dieser jetzigen Brüderschaft noch niemand eine Ahnung hatte:

Seiner Gestalt nach ist der Neger im ganzen stark und muskulös gebaut, er erreicht eine Höhe von 1,67 bis 1,83 Meter. Neben der mittelländischen Rasse ist, was Arbeitsleistung anbelangt, die Negerrasse die stärkste, ja im heißen Klima wird die erstere sogar von ihr übertroffen. . . . Das Knochengerüst ist schwer, dick und hart. Das Gehirn des Negers ist im ganzen von geringerm Volumen als bei der mittelländischen Rasse. . . . Das Mittelhirn wiegt immer über das Vorderhirn bedeutend vor. Bei der Schmalheit der Stirn und den langgestreckten und nach vorne gerichteten Kiefern erscheint der Kopf wie von beiden Seiten zusammengedrückt und infolge dessen das Gesicht lang und schmal. . . . Wie alt der Neger durchschnittlich wird, ist sehr schwer zu bestimmen, da er selbst nie sein Alter anzugeben im Stande ist (auch in Amerika nicht?). Bei dem Umstande jedoch, daß man in sehr vielen Familien Enkel von funfzehn Jahren antrifft und der Neger um das zwanzigste Jahr zu heirathen pflegt, kann auf ein Durchschnittsalter von sechzig Jahren leicht geschlossen werden.

Der typische Neger, sagt der Verfasser weiter, sei übrigens selbst unter Negern eine seltene Spielart. Dann fährt er fort:

Der Charakter des Negers ähnelt in vielen Stücken dem des unentwickelten Kindes; tiefe Receptivität und nur momentan und haftig wirkende Spontaneität charakterisiren ihn. Der Neger ist im ganzen ein sinnlicher Mensch, bei dem die Phantasie überwiegt. Der Grundzug seines Temperaments ist daher Heiterkeit, doch kann er durch äußerliche plötzlich einwirkende Ursachen leicht in die gegentheilige Stimmung getrieben werden. Seiner ungezügelten Phantasie entspringen vor allem seine Putzsucht und Eitelkeit, sowie die Neigung zu lärmenden Schaustellungen und Tänzen. . . . Der Neger ist ein Mensch des reinen Augenblicks. Am liebsten verbringt er den Tag im Nichtsthun unter Tändeleien und sinnlosem Gespräch oder Gesang mit seinesgleichen, und nur Hunger und Geschlechtslust sind stark genug, ihn zu erregen und aus seiner Ruhe zu wecken. Die im ganzen geringe geistige Energie des Negers hat eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit, ja Sanftmuth zur Folge. . . . Leichtsinn und Hang zum Communismus ist für die Entwickelung des Sinnes für Eigenthum, Erwerb und Arbeit von dem größten Schaden. . . . So gutmüthig und freundlich der Neger dem Freunde gegenüber sich zu betragen pflegt, ein ebenso rücksichtsloses und grausames Betragen übt er gegen den Feind. . . . Der vorzugsweise receptiven Grundlage des Gemüths entspricht auch die geistige Begabung des Negers. Im allgemeinen sind alle Geistesgaben, bei deren Bethätigung es auf Nachahmung ankommt, gut entwickelt, während jene Geistesfähigkeiten, welche ein selbständiges Denken erfordern, auf niederer Stufe stehen. Das Negerkind ist in den ersten Jahren seiner geistigen Entwickelung in der Regel dem weißen Kinde überlegen; es bleibt aber in der Periode der Pubertät, wo die selbständige Verarbeitung der aufgenommenen Kenntnisse und Erfahrungen beginnt, stehen, während das weiße Kind stetig fortschreitet. Daher auch die oft gemachte Erfahrung, daß der Neger gleich dem Kinde mit einem eminenten Gedächtnisse begabt ist und z. B. sehr leicht fremde Sprachen, oft mehrere zu gleicher Zeit, zu erlernen im Stande ist. Dagegen zeigt er gar keinen Sinn für Zahlen. . . . Während die Azteken einen Kalender construirt haben, der den griechischen an Genauigkeit weit übertrifft, haben die Negervölker es stets nur zu einer unvollkommenen Zeitrechnung gebracht. . . . Mit diesen Bemerkungen steht jene, daß der Neger namentlich im Handelsverkehr mit den Fremden große Findigkeit und List zeige, nicht im Widerspruche. . . . Die Beschränktheit offenbart sich auf der andern Seite darin, daß er alles, was über die Capacität seiner Geisteskräfte hinausgeht, dem andern unbedingt glaubt. Daher findet das Unsinnigste und Lächerlichste Glauben. . . . Im ganzen und großen wird man bei der von unbefangenen Beobachtern gemachten Bemerkung bleiben müssen: der Neger läßt sich zwar abrichten, aber nur selten wirklich erziehen. Der Billigkeit halber sei indeß erwähnt, daß es auch energische Verfechter der Culturfähigkeit der Neger gibt und einer der Begeistertsten unter ihnen ist Hermann Soyaux, welcher sagt: Ich halte dafür, daß die Negerrasse nicht specifisch schlechter oder niedriger organisirt ist als die weiße. . . . Wäre die ganze Rasse geringer beanlagt, dann könnten nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen. Letzteres ist aber unleugbar der Fall; unter vielen andern seien nur genannt: Toussaint Louverture, Benjamin Bannaker, Verfasser eines astronomischen Jahrbuchs, Dualu Bukern, Erfinder eines Silbenalphabets, der Bischof Samuel Crowther, Joseph Reyms, der vor einigen Jahren im Sprecherstuhl des Repräsentantenhauses zu Washington saß.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Das düstere Schicksal des berühmten italienischen Dichters Ugo Foscolo ist zwar bekannt genug; wie traurig und herzzerreißend aber seine Verhältnisse waren, erfahren wir, soviel wir wissen, jetzt zum ersten male aus dem kürzlich erschienenen Werke „Ugo Foscolo nella famiglia con lettere e documenti inediti, 43 fac-simili di autografi e un' appendice di cose inedite o rare a cura di Domenico Bianchini" (Mailand, Hoepli). Die Briefe aus England namentlich, aus dem Lande, wo, wie Foscolo wiederholt klagt, die Armuth ein

Verbrechen und es daher nöthig ist, falls man nicht ganz und gar über die Achseln angesehen werden will, mehr als irgendwo anders, den Schein zu retten, zeigen uns den Mann in seinen schwersten Kämpfen. Sie zeigen uns ihn aber auch auf die rührendste Weise als den zärtlich liebenden Sohn und Bruder, und seine Stoßseufzer über das Elend, das ihn erfaßt hat, über die res angusta, die ihm, bei dem damals in England so hohen Porto, selbst das Briefschreiben an die Seinigen so sehr erschwerte, gelten vielmehr dieser als ihm selbst. Er beklagt es mit kummervollem Herzen, daß er so wenig für die heißgeliebte Schwester thun kann, und die Unterstützung, die er ihr zutheil werden läßt, ist natürlich mit den größten Opfern für ihn verbunden. Wenn man diese erschütternden Briefe liest, erschütternd, weil man einen so großen Geist, ein so edles Herz, so niedergedrückt von den Verhältnissen sehen muß, fühlt man sich einerseits empört über die unnatürlichen Zustände in England, wo wirklich, wie nirgends sonst, die sogenannte shabby gentility die verachtungswürdigste und doch bedauerlichste, weil für deren Opfer so schmerzhafte Heuchelei heimisch ist; andererseits ist man veranlaßt, das Andenken Sir Roland Hill's zu segnen, der den fern von der Heimat weilenden Unbemittelten die Wohlthat verschafft hat, wenigstens den brieflichen Verkehr mit den Ihrigen und Freunden sich vergönnen zu können. Das hier Gebotene ist mit großer Sorgfalt herausgegeben; die Ausstattung ist eine vorzügliche, sodaß das Werk weiter keiner Empfehlung bedarf, am wenigsten für die, welche den Verfasser der „Ultime lettere di Jacopo Ortis" und „Dei sepolcri" zu schätzen wissen.

Dieselbe Verlagshandlung hat soeben eine vierte Auflage der anerkannt vortrefflichen Uebertragung der Gedichte Heinrich Heine's unter dem Titel „Il Canzoniere. Traduzione di Bernardino Zendrini" veröffentlicht. Voran geht die Einleitung zur dritten Auflage, und als Anhang folgt ein sehr eingehender kritischer Essay über Heine, seine Uebersetzer und Ausleger, der die größere Hälfte des zweiten Bandes einnimmt und sehr beachtenswerth ist. Als Pröbchen von der Vorzüglichkeit der Uebersetzung folge hier die des kleinen Liedes „Ein Fichtenbaum steht einsam":

Nel nord, su brulla altezza,
Un pin sonnecchia solo;
L' avvolgon neve e ghiaccio
In candido lenzuolo.

Ei sogna d' una palma,
Che lungi in Oriente
Sola s' attrista e muta
Sovra una rupe ardente.

— Der die mittelalterliche deutsche Literatur so fleißig pflegende straßburger Privatdocent Aristide Baragiola hat neuerdings „Das Glückhafft Schiff von Zürich" von Johann Fischart in italienischer Uebersetzung unter dem Titel „La Nave avventurosa di Zurigo. Prima versione metrica" (Straßburg, Schmidt) herausgegeben. Die schön ausgestattete Ausgabe kann als eine musterhafte philologische Leistung bezeichnet werden. Sie enthält eine Einleitung über den Verfasser, einen Bericht über das Gedicht und Fischart's Metrik, eine italienische Uebersetzung der Dichtung, und sämmtlichen Stücken folgen Erläuterungen. Den Schluß bilden zwei Tabellen der im Buche citirten Eigennamen.

— Von Victor Tissot's „La Police secrète prussienne" (Paris, Dentu) liegt uns die neunte Auflage vor. Die in dem Buche zum Roman verarbeiteten Thatsachen sind großentheils den Enthüllungen Wollheim da Fonseca's entlehnt, sowie manchen andern Quellen. Daß es der Verarbeitung an Geschick fehlte, kann man nicht sagen; da man aber nie recht weiß, was hier Wahrheit, was Erfindung ist, so kommt man weder zu einem eigentlichen Genuß, noch zur Ueberzeugung, daß man wirklich Historisches erfährt. Das Ganze könnte man als eine mit allerlei geschichtlichen Ausschmückungen verbrämte Biographie des Polizeiraths Stieber bezeichnen.

— Aus den neuesten Bänden der Tauchnitz'schen „Collection of British Authors" heben wir wieder einige sehr empfehlenswerthe hervor. Band 2254 bringt einen neuen Roman, „A Roman Singer" betitelt, von dem seit kurzem aufgetauchten Schriftsteller F. Marion Crawford, in welchem die Hauptfigur Benoni eine sehr originelle Schöpfung ist. Es ist ein jüdischer Baron, der gewissermaßen den „ewigen Juden" darstellt. Außerdem ist das römische Leben unserer Zeit vortrefflich geschildert.

Band 2288 enthält einen neuen, eigenthümlichen Roman der beliebten Verfasserin von „John Halifax" unter dem Titel „Miss Tommy. A Mediæval Romance". Anstatt aber, wie man aus den letztern Worten vermuthen sollte, eine Erzählung aus dem Mittelalter zu sein, ist es die Geschichte einer im Mittelalter stehenden Jungfrau, deren Herz in geschickter Weise als der Liebe noch nicht verschlossen dargestellt wird. Natürlich ist ihre Liebe siegreich, sie erobert sich das Herz eines im gleichen Alter stehenden Witwers; zur Vermählung kommt es jedoch nicht, sondern die Jungfrau stirbt — sie hat gelebt und geliebt, das genügt der Verfasserin und mußte ihrer neuesten Schöpfung, der Miß Tommy, genügen.

Band 2292 betitelt sich „Some Literary Recollections" von James Payn. In ähnlicher Weise wie Trollope erzählt uns der Verfasser hier, wie er Schriftsteller geworden, seine Erfahrungen als Anfänger, als Mitarbeiter an Zeitschriften, dann als Mitredacteur des bekannten „Chambers's Journal", seine Begegnungen mit den schriftstellerischen Berühmtheiten seiner Zeit u. s. w. Alles in der anspruchlosen, liebenswürdigen und anziehenden Weise, die ihm eigen ist.

Die Bände 2289 bis 2291 enthalten den neuesten Roman der Miß Braddon: „Ishmael", der zu ihren gelungensten gezählt werden darf. Er hat die Geschichte des französischen Kaiserreichs unter Napoleon III. zum Hintergrunde, und aus diesem tritt die Gestalt des Titelhelden hervor, eines Mannes adelicher Herkunft, der Familienverhältnisse halber Arbeiter wird, sich durch seine Geschicklichkeit, Ausdauer und Mäßigkeit zu einer hervorragenden und einflußreichen Stellung emporarbeitet und ein großes Vermögen erwirbt. Seine ehelichen Verhältnisse — bei der genannten Verfasserin sind solche bekanntlich stets getrübt — gleichen denen seines Vaters und werfen einen tiefen Schatten auf seine sonst so erfolgreiche Laufbahn, bis sich am Schluß alles nach Romanart harmonisch auflöst.

— Von der nordamerikanischen Regierung erhielten wir weitere Zusendungen ihrer „Circulars of Information of the Bureau of Education", Nr. 4 und Nr. 5, 1884, wovon das erste die „Proceedings of the Department of Superintendence of the National Educational Association at its Meeting at Washington, February 12—14, 1884", und das zweite „Suggestions respecting the Educational Exhibit at the World's Industrial and Cotton Centennial Exposition" enthält. Schulbehörden und Schulvorsteher werden manche nützliche Winke aus diesen „Berichten" und „Vorschlägen" entnehmen können.

Berichtigung.

In Nr. 41 der „Blätter für literarische Unterhaltung" befand sich eine anonyme Kritik meiner „Aesthetik der Tonkunst" und in ihr folgender Passus:

„Der Verfasser bietet fast nichts als lose verbundene Sätze, meist von so zweifelhaftem Werth wie die angeführten. Er knüpft sie an dies oder jenes ziemlich willkürlich gewählte

Beispiel aus der reichen Musikliteratur, aber ohne irgendwelche bedeutsame Cardinalsätze für die Aesthetik daraus zu ziehen. Dabei verfährt er nicht einmal mit der jedem Autor, den er benutzt, gebührenden Gerechtigkeit. Daß der ältere Biograph Gluck's, Anton Schmidt (1854), nichts davon weiß, daß Gluck die bekannte Arie der Iphigenie: «O laß mich Tiefgebeugte weinen», und Chöre der aulidischen und der tauridischen Iphigenien einer Arie aus seiner frühern Oper «La Clemenza di Tito» entlehnte, theilt Engel mit; daß er selbst es aber aus Reißmann's Biographie des Meisters, in welcher zugleich die betreffende Arie mit vollständiger Orchesterbegleitung zuerst abgedruckt ist (1881), erfuhr, verschweigt er."

In der „Vossischen Zeitung" vom 13. Januar 1874, zweite Beilage, steht eine mit G. E. unterzeichnete, von mir geschriebene Recension einer Iphigenien-Aufführung im königlichen Opernhause und in ihr folgender Satz:

„Es ist bekannt und sowol von Schmidt, dem frühern Biographen Gluck's, als von Marx erwähnt, daß die G-dur-Arie Iphigeniens einer frühern für Neapel geschriebenen Oper Gluck's: «La Clemenza di Tito», entnommen ist. Die Entlehnung ist keine wörtliche, aber es sind nur leise Aenderungen, die der fünfundsechzigjährige Meister einer Schöpfung seiner Jugend zukommen ließ. Aber weder Schmidt noch Marx haben bemerkt, daß jene Arie des Sextus aus «La Clemenza di Tito» eine seconda parte enthält, und daß diese seconda parte mit der eben besprochenen Melodie aus der aulidischen und taurischen Melodie identisch ist (die vorhin genannte Chormelodie). Die Entlehnung, die Gluck sich bereits in der aulidischen Iphigenie gestattet hatte, war ihnen unbekannt geblieben. Die hiesige königliche Bibliothek besitzt die Partitur des Titus; die Thatsache unterliegt somit keinem Zweifel."

Berlin, den 18. November 1884.

Gustav Engel.

Bibliographie.

Beaulieu, G. v., Spanische Frühlingstage. Eine Wanderung auf der iberischen [sic] Halbinsel. Mit 5 Holzschnitt-Illustrationen und 1 Lichtdruck-Bild. Leipzig, Hoffmann u. Ohnstein. 1885. Gr. 8. 6 M.

Bezold, F. v., Rudolf Agricola, ein deutscher Vertreter der italienischen Renaissance. Festrede. München, Franz. Gr. 4. 50 Pf.

Bitter, C. H., Gesammelte Schriften. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 10 M.

Böhm-Bawerk, E. v., Kapital und Kapitalzins. 1ster Bd.: Geschichte und Kritik der Kapitalzins-Theorieen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 9 M. 60 Pf.

Brenning, E., Otto Funcke. Seine Würdigung als Schriftsteller. Eine Studie. Mit einem Porträt O. Funcke's in Lichtdruck. Bremen, Müller. 8. 1 M.

Brill, L., Bertran Gomez. Epische Dichtung. Münster, Nasse. 12. 3 M.

Conrad, M. G., Totentanz der Liebe. Münchner Novellen. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 6 M.

Deckert, E., Die Kolonialreiche und Kolonisationsobjekte der Gegenwart. Kolonialpolitische und kolonialgeographische Skizzen. Leipzig, Frohberg. 1885. 8. 4 M.

Demmin, A., Das Tragikomische der Gegenwart. Eine Roman-Trilogie. I. Rache durch Heirath. Leipzig, Thomas. 1885. 8. 5 M. 50 Pf.

Dostojewsky, F. M., Die Brüder Karamasow. Roman. 4 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 16 M.

Elbe, A. von der, Der Bürgermeisterthurm. Eine Erzählung aus dem 15. Jahrhundert. 2 Bde. Berlin, Grote. 8. 6 M.

Eschenbach, Olga (Johanna Hering), Verloren und gefunden. Eine Erzählung für junge Mädchen. Berlin, Winckelmann u. Söhne. 8. 4 M. 50 Pf.

Fischer, K., Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Freystätter, W., Die musikalischen Zeitschriften seit ihrer Entstehung bis zur Gegenwart. Chronologisches Verzeichniss der periodischen Schriften über Musik. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Frohuo, A., Der Begriff der Eigentümlichkeit oder Individualität bei Schleiermacher. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Frankl, L. A., Andreas Hofer im Liede. Mit Original-Urkunden, bis nun unbekannten Nachweisen und Porträten Hofers mit seiner Gattin. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M. 20 Pf.

Friedländer, M., Rufus oder der Judenaufstand unter Hadrian. Ein historisches Drama. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Frühwein, Fanny, Eucharistische Gesänge. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 12. 50 Pf.

Giberne, Agnes, Nebel im Thal. Eine Erzählung. Deutsche, autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Leipzig, Drescher. 8. 2 M. 80 Pf.

Godin, Amélie, Freudvoll und leidvoll. Erzählungen für junge Mädchen. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 4 M.

Grünewald, F., Der bayerische Hiesel. Historischer Roman. München, Wenger. 8. 2 M.

Häusser, Caroline, Dämmer-Stunden. Gedichte. München, Staegmeyr. 8. 3 M.

Heimbach, M., Kurfürst Friedrich der Erste. Schauspiel. Berlin, C. Duncker. 8. 1 M. 20 Pf.

Heimburg, W., Dazumal. 4 Novellen. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 4 M. 50 Pf.

— — Ein armes Mädchen. Roman. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 4 M. 50 Pf.

Heinz, T. v., Lebenswege. Erzählung für junge Mädchen. Berlin, Winckelmann u. Söhne. 8. 4 M. 50 Pf.

Henckell, K., Poetisches Skizzenbuch. Mit einem Vorwort von H. Hart. Minden, Bruns. 1885. 8. 2 M. 25 Pf.

Hirn, J., Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. 1ster Bd. Innsbruck, Wagner. 1885. Gr. 8. 13 M.

Hochegger, R., Die geschichtliche Entwickelung des Farbensinnes. Eine psychologische Studie zur Entwickelungsgeschichte des Menschen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Höfler, A., Zur Propädeutik-Frage. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

In einsamen Stunden. Von Marie. Aus dem Norwegischen von O. Gleiss. Autorisirte deutsche Ausgabe. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 4 M.

Laue, M., Ferreto von Vicenza, seine Dichtungen und sein Geschichtswerk. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Humanismus. Im Anhang: Die Gesta Florentinorum und ihre Benutzer. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Michelis, F., Das Gesammtergebniss der Naturforschung, denkend erfasst. Freiburg i. Br., Wagner. 1885. Gr. 8. 10 M.

Oberländer, R., Deutsch-Afrika. Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Kolonien. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 5 M.

— — Von Ozean zu Ozean. Kulturbilder und Naturschilderungen aus dem fernen Westen von Amerika. Nach eigenen Beobachtungen und Reisestudien. Mit 60 in den Text gedruckten Abbildungen, sowie 1 Titelbilde. Leipzig, Spamer. 1885. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Ohorn, O., Heimchen. Gedichte. Leipzig, Keil's Nachf. 12. 4 M.

Oldenberg, F., Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Nach seinem schriftlichen Nachlaß und den Mittheilungen der Familie dargestellt. 4tes u. 5tes Buch. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 3 M.

Petersen, W., Aus Transkaukasien und Armenien. Reisebriefe. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 3 M.

Philippi, F., Zur Geschichte der Reichskanzlei unter den letzten Staufern Friedrich II., Heinrich (VII.) und Konrad IV. Mit Unterstützung des Directoriums der königlich preussischen Staatsarchive. Mit 12 Tafeln in Lichtdruck und einem Anhang über B. F. 1114. München, Coppenrath. 1885. Gr. 4. 10 M.

Piderit, Auguste, und O. Hartwig, Charlotte Diede, die Freundin von W. v. Humboldt. Lebensbeschreibung und Briefe. Halle, Niemeyer. 8. 4 M.

Rauber, A., Urgeschichte des Menschen. Ein Handbuch für Studirende. 2ter Bd.: Territorialer Ueberblick. Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 8 M.

Redwitz, O. v., Haus Wartenberg. Ein Roman. Berlin, Hertz. 8. 5 M.

Rieß, L., Geschichte des Wahlrechts zum englischen Parlament. 1ste Abth. Im Mittelalter. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Rogge, F. W., Mnemosyne. Blätter der Erinnerung an gefeierte Namen. Minden, Bruns. 1885. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Scheffner, J. G., Nachlieferungen zu meinem Leben nach bestem Wissen und Gewissen, stets mit kräftigem Wollen, oft mit schwachem Können. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Stein, L. von, Lehrbuch der Handelswissenschaft. 1ster Thl.: Die Finanzverfassung Europas. Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Völker. 5te neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 8 M.

Stern, A., Hermann Hettner. Ein Lebensbild. Mit einem Porträt. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 6 M.

Stier, G., Französische Sprechschule. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die französische Konversation. Für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben. 2te durchgesehene und vermehrte Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 2 M. 50 Pf.

Weinberg, G., Das französische Schäferspiel in der ersten Hälfte 17. Jahrhunderts. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Weskamp, A., Herzog Christian von Braunschweig und die Stifter Münster und Paderborn im Beginne des 30jährigen Krieges (1618—1622). Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 2 M.

Whately's Grundlagen der Rhetorik. Von G. Hildebrand. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Wichert, E., Von der deutschen Nordost-Mark. Vier preußische [sic] Historien. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 6 M.

Zilcken, F., Novellen. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 3 M.

Zschokke, E., Die Waisen von Staus. Festspiel. Aarau, Sauerländer. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 11. December 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber den Werth der Beobachtung in der Poesie.

Jede wahre Poesie, insofern sie nie etwas anderes war und werden kann als ein verklärtes Spiegelbild des menschlichen Daseins, muß vom realen Leben ausgehen, und diejenigen poetischen Leistungen werden den Kern einer Literatur bilden, welche auf diesem realen Untergrunde mit der breitesten Basis ruhen. Es werden dies Werke sein müssen, die außerhalb der betreffenden Periode unmöglich, innerhalb derselben nothwendig sind, deren bleibender Werth, abgesehen von ihrem ästhetischen Gehalt, schon darin beruht, daß in ihnen gleichsam die latente Seele des Zeitalters in die Erscheinung tritt und ihren Haß wie ihre Liebe, ihre Furcht wie ihre Hoffnung mit unmittelbarer Wahrheit zur Darstellung bringt. Aber auch der ästhetische Gehalt einer Dichtung ist von den Zeitbedingungen abhängig; denn die Schönheit hat kein anderes Mittel, um in die Erscheinung zu treten, als die Form, und diese ist nicht stabil und unveränderlich, sondern entwickelungsfähig und entwickelungsbedürftig, von dem eigenartigen Charakter jedes Zeitalters abhängig. Wenn wir also von einem Werk echter Poesie verlangen, daß sich in ihm das allgemein Menschliche und das zeitlich Besondere aufs innigste verschmelzen, so ist damit alles gesagt. Sobald einer von diesen beiden Factoren die Alleinherrschaft oder auch nur die Oberhand gewinnt, entstehen jene Irrthümer, von denen unsere neueste Literatur nur allzu sehr erfüllt ist. Das einseitige Vorwiegen des rein Menschlichen führt zu jenem blassen und leeren Idealismus, den ein misverstehendes Nachahmen des Classischen hauptsächlich in der Lyrik und in der Jambentragödie cultivirt; die einseitige Betonung des zeitlich Besondern bewirkt dagegen jenen flachen, prosaischen Realismus, der die meisten unserer modernen Lustspiele und Romane kennzeichnet. Diese letztere Richtung hat zweifellos die größere Wirkung und den größern Erfolg für sich. Aber sie ist auch der Dichtkunst und ihrer Reinerhaltung weit gefährlicher, weil durch sie das Stümperthum zu wohlfeilen Ehren gelangt, die mühsam aufgerichteten Schranken der Kunst wie von einem über seine Ufer getretenen Strome niedergerissen und überflutet werden und schließlich der Unterschied zwischen dem Dichter, dem erfahrenen Menschenkenner und dem witzigen Kopf ein höchst problematischer wird. Problematisch insofern, als man Eigenschaften, deren der eine bedarf, auf den andern überträgt und das poetische Schaffen von Bedingungen abhängig sein läßt, die wenig oder gar nichts damit zu thun haben. So ist es gekommen, daß in der wunderlichen Aesthetik, die sich allmählich für den Hausgebrauch herausgebildet und festgesetzt hat, zwei Begriffe in eine ganz schiefe Bedeutung gerathen und in dieser um so größern Schaden stiften, als sie richtig angewendet für unsere Einsicht in das Wesen der Poesie von nicht geringer Tragweite sein können. Ich meine die Begriffe des Erlebnisses und der Beobachtung und will versuchen, der sehr verbreiteten irrigen Auffassung derselben zu begegnen, wobei sich die Grenzen, innerhalb deren sie Geltung und Bedeutung haben, ganz von selbst ergeben werden.

Was zunächst das Erlebniß betrifft, so wird hundertmal gesagt und geschrieben, Goethe habe nur Erlebtes geschildert, seine Poesie sei durchweg erlebt. Man hat damit etwas sehr Plattes und Selbstverständliches gesagt und geschrieben; denn alle Poesie ist erlebt, oder sie ist keine. Nur ist ein sehr großer Unterschied zwischen dem äußern und innern Erlebniß, zwischen der Begebenheit, deren Augenzeugen oder Mithandelnde wir sind, und dem Vorgang, der irgendeinen bestimmenden seelischen Eindruck ausübt, ohne deshalb nothwendig eine äußere Begebenheit zu sein. Das äußere Erleben aber, also das, was der

allgemeine Sprachgebrauch unter Erlebniß schlechtweg versteht, ist nie und nimmer das, was den Dichter machen, entwickeln oder fördern kann. Es gibt Menschen, welche das Erschütterndste und Gewaltigste gesehen und erfahren haben und doch nicht den tausendsten Theil von dem erleben konnten, was ein kleines Männchen erlebt hat, das nur einmal in seinem Leben sich ein paar Stunden weit von Königsberg entfernte und dessen Dasein mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks ablief. Ein Ereigniß ist noch kein Erlebniß; bei letzterm kommt nichts auf das Geschehende, alles aber auf die seelische Wirkung an. Die wechselvollen Ereignisse seines Lebens hätten Goethe weder zum Dichter machen noch die verborgene Dichterkraft in ihm wecken können; er wäre auch kein Goethe, wenn er jene Ereignisse dargestellt hätte. Er stellte aber die Erlebnisse dar, für die jene Ereignisse nur der äußere Anlaß waren, die Eindrücke und geistigen Wandlungen, die aus ihnen eben nur bei ihm hervorgingen und bei jedem andern überhaupt nicht oder doch nicht so hervorgegangen wären. Das, was man allenfalls als eine Eigenthümlichkeit Goethe's gegenüber andern großen Dichtern betrachten kann, ist das Bedürfniß, sich zu Erlebnissen durch Ereignisse anregen zu lassen. Glaubt man etwa, Schiller habe seinen „Wallenstein“ nicht ebenso erlebt wie Goethe seinen „Faust“, weil in seinem äußern Leben kein Geschehniß den Geschehnissen seines Werks entspricht? Hätte er nicht alle Vorgänge in der Seele seines Helden nacherlebt und miterlebt, so würde er ihn niemals so haben schildern können. Die Fähigkeit des innern Erlebens ist es überhaupt, welche das dichterische Talent macht, und ohne die niemand ein Dichter wird. Diese Fähigkeit ist eine angeborene, und Leute, welche Dichter zu sein glauben, weil sie die Resultate einer reichen Lebenserfahrung und gereiften Menschenkenntniß in irgendeine anständige Form bringen, werden vor dem Richterstuhl eines durchgebildeten Kunstgeschmacks niemals bestehen können. Wollte man das bestreiten, so müßte man consequenterweise behaupten, daß jeder gründliche Menschenkenner auch ein Dichter sei oder werden könne. Das ist er aber deshalb nicht und kann es deshalb auch nicht werden, weil er die Empfindungen und Gedanken der fremden Individualität im besten Fall durchschauen, aber nicht in sich nacherleben kann; geschweige daß er kraft der Fähigkeit innern Erlebens eine fremde Individualität aus sich heraus erschaffen könnte, die nicht ein schattenhafter Homunculus, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut wäre. Gerade darin ist aber die Stärke eines großen Dichters zu suchen. Auch Goethe's Gestalten sind wahrlich keine Copien nach dem Leben, so sehr man sich heutzutage bemüht, zu jeder einzelnen das Modell zu entdecken, gleichsam die lebendige Quelle, aus der er geschöpft hat, als wäre Goethe nicht Goethe, sondern selbst ein Goethe-Philolog gewesen. Wo ihm wirklich Modelle gesessen haben, da war ihre Eigenart nur das Rohmaterial, welchem erst sein nachfühlender und aus eigenem Erleben nachgestaltender Dichtergeist den Odem des Lebens einhauchte. Glücklicherweise wird man aber für Gestalten wie Mignon und den Harfner, Vansen und den Apotheker — wahrlich nicht seine farblosesten — so bald keine Originale nachweisen können, und es ist sehr zu bezweifeln, ob Goethe den Mephistopheles nicht hätte schaffen können, wenn er auch Merck und Herder niemals kennen gelernt hätte, wie groß auch immer ihr allgemeiner Einfluß auf seine Entwickelung gewesen sein mag. Was nun gar Shakspeare betrifft, so wird doch niemand trotz des Dunkels, das sein Leben verhüllt, und der somit uneingeschränkten Möglichkeit abenteuerlichster Conjecturen ernstlich die Behauptung wagen, Shakspeare sei auch nur zu dem hundertsten Theil seiner Charaktere und Situationen durch äußere Erlebnisse angeregt worden. Und gesetzt daß er auch viele Eifersüchtige gesehen und in ihren geheimsten Regungen belauscht hätte, niemals würde er einen Othello geschaffen haben, hätte er die Eifersucht nicht in sich selbst erlebt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß etwa er selbst zeitweilig von der Leidenschaft der Eifersucht befallen war; er müßte ja ein Ungeheuer von einem Menschen gewesen sein, wenn alle Leidenschaften in ihm getobt hätten, die er dargestellt hat, ganz abgesehen davon, daß es dann zum Stückeschreiben schwerlich gekommen wäre. Nein, er besaß eben die eminente dichterische Kraft des willkürlichen innern Erlebnisses; indem er den Othello schuf, lebte er in der Seele eines Eifersüchtigen, in ihrer Gesammtstimmung sowol wie in jeder einzelnen ihrer Empfindungen.

Wir haben nur die Consequenzen dieser Betrachtung ins Auge zu fassen, um den Werth der Beobachtung richtig abschätzen zu können, den als einen ganz unschätzbaren hinzustellen neuerdings die Aesthetiker, die Kritiker und seltsamerweise auch einige Dichter sich beeifern. Denn die Beobachtung ist ja nur die Methode, äußere Erlebnisse recht zu erfassen und auszunutzen. Wer nicht zu beobachten versteht, wird an den interessantesten Offenbarungen fremden Seelenlebens mit blödem Auge vorübergehen, etwa so, wie der unkundige Wanderer an den seltensten Pflanzen und Mineralien vorbeischreitet, welche für den geübten Blick des Forschers unschätzbare Funde sind. Die Beobachtung ist allerdings in der Wissenschaft alles; sie ist die erste Bedingung und das wichtigste Hülfsmittel für den Psychologen und für den Menschenkenner. Was aber ist sie für den Dichter? Lassen sich diejenigen psychologischen Vorgänge, welche des Dichters hauptsächlicher Stoff sind, überhaupt beobachten? Die wahre Domäne des Poeten ist die Leidenschaft, von ihrem schüchternsten Keim bis zu ihrem gigantischsten Ausbruch. Man macht es sich aber meistens nicht klar, wie überaus selten im realen Leben die Fälle sind, wo die Leidenschaft sich beobachten läßt; denn zur Beobachtung gehört vor allem das Unbetheiligtsein, die Unbefangenheit des Beobachtenden, und einem Unbetheiligten gegenüber äußert die Leidenschaft sich gewiß nicht häufig, am allerwenigsten in einer Zeit und Gesellschaft, wo die Macht der Sitte den Naturtrieb unterjocht.

Auch hier ist also der Dichter weit weniger auf die Außenwelt als auf seine Innenwelt angewiesen; denn selbst den Fall gesetzt, daß er zur Beobachtung fremder Leidenschaft ungewöhnlich viel Gelegenheit hätte, dasjenige, worauf es in seiner Darstellung vor allem ankommt, das innerste Seelenleben des Leidenschaftlichen und der Proceß des Keimens und Wachsens seines Affects, das zu beobachten, ist ihm ja doch unter allen Umständen versagt. Es ist eine sehr verbreitete Wahrheit, daß es ohne Leidenschaft keinen Künstler gibt; aber in dieser Wahrheit liegt ein tieferer Sinn, als man gemeinhin darin sucht. Der Künstler muß nicht nur leidenschaftlich empfinden können, wenn Schicksale irgendwelcher Art ihn erschüttern, sondern er muß auch die Fähigkeit haben, leidenschaftliches Empfinden in jedem Moment, wo er an sein Werk geht, willkürlich in sich wachzurufen. Man erzählt von dem großen französischen Schauspieler Talma, er habe, als er beim Tode seines Vaters laut aufgeschrien, sich den Schrei sofort für eine seiner tragischen Rollen gemerkt. Einerlei ob diese Erzählung auf Wahrheit beruht, er hätte eine solche Beobachtung, wenn er wirklich ein großer Schauspieler war, leicht entbehren können; denn der darstellende Künstler, sofern er Künstler ist, wird in dem Augenblick, wo der von ihm dargestellte Charakter einen ähnlichen Anfall verzweifelten Schmerzes erleidet, so ganz in der Seele desselben empfinden können, daß der Schrei ihm fast mit gleicher Naturnothwendigkeit sich entringen wird wie seinem lebenden und leidenden Urbild. Diese Kraft anempfundener Leidenschaft, die man vom großen Schauspieler verlangt und erwartet, gilt für alle Kunst und ganz besonders auch für die Poesie. In dieser Kraft besteht die dichterische Intuition, welche ein weit umfassenderes Seelengebiet unmittelbar schaut, als es die scharfsinnigste psychologische Reflexion jemals beobachten kann. Es ist ein sehr erleuchtendes Wort Goethe's, wenn er einmal sagt: „Wenn ich die Augen ordentlich aufmache, so sehe ich so ziemlich alles, was zu sehen ist.“ Das heißt doch, er sah auch sehr vieles, was nicht sichtbar war, sehr vieles, was andere mit noch so scharfen Augen, und hätten sie dieselben auch noch so weit aufgemacht, niemals gesehen hätten. Wer das aber noch Beobachtung nennen will, wie es z. B. Spielhagen thut*), der muß zum mindesten zugeben, daß er ein und dieselbe Bezeichnung auf zwei völlig heterogene Begriffe anwendet. Oder was hätte ein solches divinatorisches Erfassen des innersten Wesens der Dinge mit jener gewöhnlichen Beobachtung zu thun, die sich aus einer Reihe von Einzelzügen ein mehr oder minder unvollkommenes Mosaikbild zusammenstückelt? Und wenn es nichts mit ihr zu thun hat, so soll man auch die Gemeinsamkeit des Namens nicht aufrecht erhalten; denn hier ist der Name durchaus nicht „Schall und Rauch“, sondern die Einheit der Benennung wird stets die Vermischung der weit auseinanderliegenden Begriffe zur Folge haben. Sonst würde man wenigstens nicht so oft den fadenscheinigen Ausspruch hören müssen, ein Dichter habe den und jenen seinen Zug dem Leben abgelauscht. Abgelauscht! Als ob für den wahren Dichter das Leben hinter Schloß und Riegel wäre und er durchs Schlüsselloch blinzeln müßte! Als ob er es nicht wie die Luft einathmete, es ihm nicht wie das Licht in die Augen strahlte!

Eine Thatsache, die mehr als irgendeine andere dazu geeignet ist, für unsere Auffassung ein evidentes Zeugniß abzulegen, ist Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft. Wie sehr hat er auch da fast alles, was er erreicht hat, durch Divination erreicht, und wie sehr hat er den Werth der experimentellen Beobachtung unterschätzt! Und er mußte ihn unterschätzen, weil er eben ein Dichter war, weil seine Art des Naturerkennens der systematisch beobachtenden Naturforschung nicht viel näher stand als die Poesie der Wissenschaft. Derselbe Goethe sprach in seinen spätern Jahren sein Erstaunen darüber aus, wie richtig er im „Götz“ die Menschen gezeichnet habe, ohne sie noch eigentlich zu kennen; und wer möchte sich ernstlich unterfangen, das gewaltige Drama des jungen, klösterlich erzogenen Karlsschülers aus seinen Beobachtungen erwachsen zu lassen! Ich brauche wol kaum den Einwurf zu fürchten, daß Goethe's Menschen im „Götz“ um so viel lebenswahrer sind als Schiller's Menschen in den „Räubern“, um wie viel die damalige Lebenserfahrung Goethe's diejenige Schiller's übertraf. Natürlich bleibt es dem Dichter nicht erlassen, Welt und Zeit nach allen Richtungen kennen zu lernen; aber er lernt sie eben nicht dadurch kennen, daß er sie nach und nach beobachtet, sondern dadurch, daß er sie nach und nach intuitiv erfaßt und in sich selbst erlebt. Nun gibt es allerdings noch einen Rest wirklicher Beobachtung, deren kein Dichter entrathen kann. Wenn er leblose Gegenstände schildert, die seinen Gestalten zur Staffage dienen, z. B. eine Werkstatt oder einen Park, so muß er diese allerdings gesehen und im gewöhnlichen Sinne des Wortes beobachtet haben. Aber eine solche Beschreibung ist überhaupt gar kein dichterischer Act, und sobald sie mehr wird, sobald Farbe und Stimmung hineinkommt, so ist auch gleichzeitig wieder die Grenze der bloßen Beobachtung überschritten. Einen Sturm zu beschreiben vermag jeder, der ihn einmal mitgemacht hat und die Sprache beherrscht; einen Sturm so zu schildern, daß aus der Schilderung die Stimmung der Betheiligten herausklingt, vermag nur der Dichter, und er vermag es nicht dadurch, daß er jenen Sturm genau beobachtet hat, sondern dadurch, daß er sich in die Seele der Betheiligten versetzt.

Es wird aus diesen Betrachtungen zur Genüge erhellen, daß Erlebniß und Beobachtung in der gewöhnlichen Bedeutung, die der Sprachgebrauch diesen Worten beilegt, nur in sehr eingeschränktem Sinne als Bedingungen des poetischen Schaffens zu gelten haben, daß vielmehr diese Bedingungen in dem willkürlichen innern Erleben und in

*) „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans“, S. 156.

der intuitiven Welterfassung bestehen. Diese beiden Bedingungen, die eigentlich nur eine einzige sind, weil sie ihren gemeinsamen Ursprung in der schöpferischen Phantasie haben, werden da, wo sie erfüllt sind, auch jedesmal jene höchste Aufgabe der Poesie erfüllen helfen, die wir in der innigen Verschmelzung des allgemein Menschlichen mit dem zeitlich Besondern erkannten; denn alles Menschliche wird der berufene Dichter in sich selbst erleben, und alles Zeitliche wird er mit divinatorischem Blick erschauen. Es ist eine schöne und tiefsinnige Sage der Griechen, Homer, der Vater aller Poesie, sei blind gewesen; denn das Auge des Dichters ist nicht nach außen, sondern nach innen gerichtet. In seinem Innern ist ein Spiegel, der die Welt nicht so zeigt, wie sie erscheint, sondern wie sie ist, und ein Herz, welches alle Herzen versteht und alle Leiden mitleidet.

Ludwig Fulda.

A. Reißmann's Musikerbiographien.

Auf dem Gebiete aller Künste ist es eine seltene Erscheinung, daß jemand in Theorie und Praxis gleich hervorragend ist. Die wenigen Beispiele hierfür, welche die Geschichte der modernen Musik darbietet, sind obendrein nicht gerade einladend. Allerdings macht Robert Schumann eine glänzende Ausnahme; aber Richard Wagner hätte für seinen Ruhm besser gesorgt, wenn er die meisten seiner prosaischen Schriften nicht verfaßt hätte. Der Componist und der Schriftsteller sind eben zwei so ganz verschiedene Menschen, daß es sehr schwer ist, beide in einer Person zu vereinigen. Zu den wenigen nun, welche sich ebenso auf allen Feldern der musikalischen Composition wie als Forscher und Kritiker als probehaltig erwiesen haben, gehört August Reißmann. Man kann es darum nur mit Freuden begrüßen, daß Joseph Göllrich in einer kleinen Schrift (Leipzig, G. Wolf, 1884) dessen Verdienste als Schriftsteller und Componist gewürdigt hat. Es ist uns hier die Aufgabe geworden, blos dem Musikerbiographen Reißmann gerecht zu werden. Darum lassen wir seine „Allgemeine Geschichte der Musik" (3 Bde.), seine „Illustrirte Geschichte der Musik" und sein „Lehrbuch der Composition" (3 Bde.) beiseite; wir erinnern auch nur ganz flüchtig daran, daß er in Gemeinschaft mit Mendel das umfänglichste und gediegenste neue Lexikon der Musik herausgegeben hat, welches wir zur Zeit besitzen. An dieser Stelle haben wir uns nur mit seinen Biographien zu beschäftigen. Es ist uns da zunächst Bedürfniß wie Pflicht, einer wohlerwogenen Ueberzeugung Ausdruck zu geben: alles in allem genommen ist Reißmann nicht blos der fruchtbarste, sondern auch einer der berufensten unter den musikalischen Schriftstellern der Gegenwart. Auf diese Stufe heben ihn die Eigenschaften, welche er in sich vereinigt: er besitzt nicht blos die gründlichste Kenntniß der Geschichte und der Theorie der Musik, sondern auch die Beherrschung selbsterworbener ästhetischer Grundsätze, sowie eine gewandte lichtvolle Sprache. Leider steht das jüngere Geschlecht unserer Musiker seiner wesentlich im Classicismus wurzelnden Richtung meist unsympathisch gegenüber. Dennoch sind wir fest überzeugt, daß allein seinen Principien die Zukunft gehört. Er glaubt und definirt die ewigen Urgesetze des Musikalisch-Schönen; er ist überzeugt, daß die Befolgung oder die Umgehung dieser Gesetze nicht blos eine musikgeschichtliche, sondern auch eine culturhistorische Bedeutung haben. Ebendarum, weil er sich beugt unter das Wesen der Sache, steht er über den Parteien. Beweis hierfür ist seine bei G. Wolf in Leipzig 1884 erschienene Schrift „Ueber Fortschritt in der Musik". Dort sagt er: „Der Fortschritt in der Musik besteht nicht darin, ein originelles, sondern ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen. Nur das vollendete Kunstwerk bildet einen Fortschritt, nicht aber das blos eigenthümliche, welches seine Neuheit in Aeußerlichkeiten sucht. Keine der vorhandenen Musikformen ist so sehr für alle Zeiten in sich abgeschlossen, daß nicht innerhalb derselben eine ausgesprochene Individualität sich die höchste Selbständigkeit bewahren könnte. Die echt künstlerische Wirkung wird immer nur durch die Form erreicht. Ein Fortschritt ist in unserer Zeit nur dadurch möglich, daß alle die zahlreichen, vereinzelt gewonnenen Mittel und Weisen des Ausdrucks wieder zu einer größern, geschlossenen Einheit zusammengefaßt werden. Der neu gewonnene Geistesgehalt einer neuen Zeit muß in die ewig feststehenden, organisch entwickelten Formen eingefügt werden, um diese dadurch zu erneuerter Wirkung zu bringen."

Was nun die uns vorliegenden Biographien anlangt, so möchten wir der Besprechung der Einzelwerke ein Gesammturtheil voranschicken. Was das einzig dastehende classische Werk von Otto Jahn über Mozart im großen war und ist, das sind Reißmann's Biographien im kleinen. Sie vermeiden jene redselige Breite und jene Verhimmelung, welche in fast allen andern Monographien dieser Art herkömmlich ist; wohl aber lassen sie stets das betreffende Urtheil vor den Augen des Lesers aus dem Wesen der Sache selbst herauswachsen. Es ist demnach sehr günstig für eingehendes Verständniß, daß er fast alle großen Tonsetzer (leider fehlen noch Beethoven und Richard Wagner) in einheitlichem Fluß behandelt hat; nur so konnte der allgemein geschichtliche Zusammenhang und die Individualität des besondern Tonmeisters in gleicher Weise gewahrt werden.

Freilich ist es nöthig, seine Biographien unter einem bestimmten Gesichtswinkel zu sehen: ein Musiker von Fach hat sie für gebildete Musiker geschrieben. Dadurch sind diese Bücher bewahrt worden vor Fehlern,

welche infolge ungenügender Durchbildung der Autoren sich sogar in sehr renommirten Werken dieser Art finden. Gibt es doch nur zwei Möglichkeiten, über Componisten und deren Werke zu schreiben. Entweder man redet zu musikalischen Laien: dann ist jene ästhetisirende Besprechung von Tonwerken angezeigt, deren Schwierigkeit und relative Berechtigung Reißmann denn doch wol unterschätzt. Oder man wendet sich an Musiker von Fach: dann aber müssen eine ganze Reihe von Notenbeispielen mitgegeben werden, welche trotz aller gebotenen Kürze ein Buch sehr vertheuern. Allerdings verdient die letztere Art als die vollkommnere den Vorzug; sie ist aber auch — selbst unter Reißmann's gewandter Feder — schwerer zu verstehen und redet doch eigentlich nur die Sprache der Eingeweihten. Uebrigens hat er in seinen spätern Biographien mehr aphoristisch werden müssen als in den ersten, sodaß das historisch-genetische Verständniß eines Componisten zuweilen nicht ausreichend gewährleistet ist. Abgesehen hiervon aber ist das Bloßlegen aller musikalischen Momente in dem Entwickelungsgang eines jeden Tonmeisters bei ihm vorzüglich gelungen. Die Beziehungen zu den Geistesmächten der betreffenden Zeit, das Gewinn- oder Verlustconto sind bei jedem Componisten überzeugend dargelegt, und zwar — was wir nicht hoch genug anschlagen können — immer unter Wahrung der obersten ästhetisch-ethischen Grundsätze. Ganz besonders angesprochen hat uns die Art, wie er die Wirkung einer Musik im letzten Grunde danach bemißt, ob sie nur die Phantasie ästhetisch befruchtet, oder ob sie auch ethisch das Herz als den Lebensherd des Menschen läutert.

Gern wollen wir auch der äußerlich brillanten Ausstattung dieser Biographien gedenken, besonders der trefflichen Porträts in Stahlstich sowie der Notenbeilagen. Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns nunmehr zu den in den letzten Jahren erschienenen Lebensabrissen und beginnen mit:

1. Johann Sebastian Bach. Sein Leben und seine Werke. Von A. Reißmann. Mit Porträt in Stahlstich und Notenbeilagen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 7 M.

Reißmann eröffnet diesen Band mit einer sehr instructiven Vorgeschichte und weist nach, wie Bach nicht blos in dieser, sondern auch insbesondere im Volksliede wurzelt. Schon die Jugendwerke Bach's erhärten, daß dieser Meister die gesammte Musikpraxis der vergangenen Jahrhunderte in ewig mustergültigen Werken zum Abschluß brachte und zugleich eine neue Zeit begründete. Gelehrt und feinsinnig ist, was der Autor sodann über die Behandlung des Orgel- und Klavierstils durch Bach beibringt. Als Beispiel ferner für die maßvolle und gerechte Art, wie er urtheilt, möge folgende Stelle dienen:

> Die Themen von Bach's frühesten Werken erscheinen weder vom Orgel- noch vom Klavierstil beeinflußt: sie sind eben absolut musikalisch. Als er dann unter der Herrschaft der verschiedenen Klangwirkungen erfindet, nimmt ihn der größere sinnliche Reiz des Klavierklangs so gefangen, daß er diesem ein gut Theil des Gehalts opfert, den seine Orgelthemen auch jetzt immer noch behalten. Erst allmählich gelingt es ihm dann, in seinen reifern Werken diesen Reiz auch dem Inhalt dienstbar zu machen, sodaß sie bei aller Gewalt sinnlicher Wirkung doch auch gehaltvoll erscheinen.

In demselben Geiste wird das Thema einer Phantasie und Fuge in D-dur charakterisirt, indem es heißt:

> Das Thema ist im Grunde nichts als Klang, und die ganze Verarbeitung desselben erfolgt so mit Rücksicht auf die Technik des Instruments und deren äußere Wirkung, daß das ganze Stück wie eine brillante, effectvolle Etude erscheint.

Weiter werden sehr eingehend die Bach'schen Cantaten analysirt. In diesen hat Bach mit der Choralarie eine wunderbare Wirkung erreicht. Die Instrumente wurden ihm allmählich ebenso wie die Singstimmen zu ausdrucksvollen Trägern seiner Ideen; in den Arien traten sie oft selbst gegen die Solostimme in den Vordergrund. Das gewaltigste harmonische Material in durchaus selbständig geführte Stimmen aufzulösen, setzte sich Bach zur eigensten Aufgabe. Auch in den geistlichen Cantaten verwendet Bach hin und wieder Tanzformen, aber nur ihrer Form, nicht auch ihrem Charakter nach.

Die Entstehung der Arie bei Bach gibt Reißmann also an:

> Die eingehende Beschäftigung mit Bibelwort und Kirchenlied erschloß ihm den ganzen Reichthum von Gefühlsinhalt, welchen zunächst die Menschenstimme auszutönen befähigt ist. Je weiter er sich in diesen Inhalt vertieft, zu um so größerer Höhe wächst dieser an und um so klarer wird ihm die Unzulänglichkeit der einfachen Declamation für seine Darstellung. Er stattete daher das Recitativ immer freier durch gesangreiche Melismen aus, setzte es aus immer klangvollern und gewaltiger wirkenden Intervallenschritten zusammen und steigerte es so bis zur Arie, welche er andererseits auch durch die organische Erweiterung des Liedes erhielt.

Bach hat ferner „die Fuge zur organisch gegliederten Form gemacht". Treffend wird Bach's Verhältniß zum Rector der Thomasschule in Leipzig, J. A. Ernesti, geschildert; doch war „Bach's schöpferische Thätigkeit vollständig unabhängig von den Einflüssen äußerer Zufälligkeiten". Bach hinterließ leider nicht so viel, daß seine Gattin und die drei Töchter vor Mangel geschützt waren; seine Frau wurde sogar in den letzten Jahren ihres Lebens als „Almosengenossin" aufgeführt.

Weiter bespricht Reißmann die Messen und andere Cultusgesänge von Bach. Nach einer Erörterung über Wesen und Geschichte der Messe kann auch er in seiner Zergliederung der großen H-moll-Messe nicht umhin, recht vieles mit den Hülfsmitteln der Aesthetik zu charakterisiren. Während nun wir verlangen würden, daß die Worte des Apostolicums: „welcher sitzt zur Rechten des Vaters", von einem machtvollen Chor vorgetragen werden, nimmt der Biograph keinen Anstoß daran, daß Bach sie einer Altarie als Text untergelegt hat. Im „Sanctus" ist ihm das Auf- und Niederschweben von Engelscharen die Hauptsache, während doch Bach die Heiligkeit Gottes schildert als ein Kreisen der innergöttlichen Lebensfülle, als ein Sichwiegen auf dem Strom absoluter Vollkommenheit. Auch

hätte er wol bemerken dürfen, daß die Messe nicht in einem Zuge gearbeitet ist und darum nicht alle Theile von gleicher Vollendung sind.

Aehnlich wird auch die Matthäus-Passion betrachtet, doch wäre uns gerade hier eine noch eindringendere und glanzvollere Analyse erwünscht gewesen. Brillant ist die Erklärung der Stelle: „Ehe der Hahn krähet."

Endlich wird ein besonderes Kapitel den Concerten und Orchesterwerken Bach's sowie dessen Söhnen und Schülern gewidmet. Das Ganze schließt mit einer Abhandlung über Bach's kunst- und culturgeschichtliche Bedeutung. Diesem Abschnitt entnehmen wir folgende Bemerkungen:

Bach machte als echter Protestant den Choral zum Mittelpunkt seiner ganzen künstlerischen Wirksamkeit. In seinen ewig mustergültigen Orgelfugen und den entsprechenden Choralbearbeitungen brachte er den ganzen vorangegangenen musikalischen Gestaltungsproceß zu Ende; indem er dann die Vocalfugen und besonders auch die Klavierfugen mit dem neuen protestantischen Geist erfüllte, gab er einer neuen Kunst, der Instrumentalmusik, eine sichere Basis. Das Gotteswort ist ihm nur so weit von Bedeutung, als es Träger einer höhern Idee ist; dieser dann Darstellung durch seine Musik zu geben, das ist sein Hauptbestreben. Der Arie gibt er allmählich jene Form, in welcher nicht nur das Wort Geltung gewinnt, sondern zugleich der ganze Gemüthsinhalt, bis in die feinsten Details verfolgt, künstlerisch in die Erscheinung tritt. In Bach vollendet sich die Kunst als christliche und tritt zugleich als weltliche, als selbständige Instrumentalmusik in bisher nicht geahnter Bedeutung hervor. Bach steht noch unter dem Einfluß der höchsten Ideen, seine Phantasie wird noch beherrscht durch jene unsichtbare Macht, deren Dienst er sich geweiht. Der Kunststil Beethoven's wendet sich in den letzten Werken ganz bestimmt auf Bach wieder zurück. Der größte Theil der Bach'schen Werke ist so vollendet, daß keine Nation etwas Aehnliches aufzuweisen haben dürfte. Selbst Bach verschmäht nicht die glänzendsten und reizendsten Klangeffecte; aber sie erscheinen niemals um ihrer selbst willen, sondern immer im Dienst der höhern Idee; so wirken auch sie wie das ganze Kunstwerk reinigend und läuternd auf Gemüth und Geist des empfänglichen Hörers. Die Wiederbelebung von Bach's Cantaten und Passionen, der Messen und Motetten würde uns ein religiös-sittliches Geschlecht erziehen helfen.

2. Georg Friedrich Händel. Sein Leben und seine Werke. Dargestellt von A. Reißmann. Mit Porträt in Stahlstich und Notenbeilagen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Wir übergehen hier, was der Autor über die Geschichte und die Operncompositionen Händel's sagt; hervorheben wollen wir nur, daß er seine zahlreichen Notenbelege stets nach den englischen Originalpartituren gibt. Da wo er Händel auf der Höhe seines Schaffens charakterisirt, rühmt er ganz besonders das Oratorium „Israel in Aegypten". Dort bildet das Volk Gottes den einzigen Träger der Handlung; Moses ist nur Werkzeug in der Hand Gottes, und der Auszug der Kinder Israel ist durch eine Reihe von Wundern begleitet, welche nur in der Form des Chors erzählt werden konnten. Der Verfasser sagt hierüber:

Hier entwickelt der Meister bei aller Breite und Gewalt eine Feinheit der Detailmalerei, wie in keinem andern seiner Werke. Es findet sich eine Reihe von Tonmalereien, welche in ihrer genialen Ausführung für alle Zeiten feststellten, wie weit sie zulässig und wie sie auszuführen sind.

Dies wird in schlagender Weise an dem Hüpfen der Frösche, dem Gewimmel der Fliegen und an der Finsterniß gezeigt. Ganz besonders freut uns, daß der Autor den Muth hat, Folgendes auszusprechen: „Der «Messias» gehört zu den bedeutenden, aber nicht zu den großartigsten Werken Händel's." Hingegen konnte dieser einen seiner Individualität mehr entsprechenden Stoff als den „Samson" nicht finden; Reißmann bezeichnet ihn nicht nur als das größte Werk Händel's, sondern als das größte Oratorium überhaupt. Auch war „«Samson» das erste der Oratorien, in denen Chor und die einzelnen Träger der Handlung in das rechte Verhältniß treten". Eine der besten Analysen, welche Reißmann gibt, ist sodann die des „Judas Makkabäus"; interessant auch die Beweisführung für den Satz, daß Händel auf dem Gebiete der Instrumentalmusik nicht die gleiche Bedeutung errang wie auf demjenigen der italienischen Oper und des Oratoriums.

Sehr werthvoll ist insbesondere die Parallele, welche am Schluß des Buchs zwischen Händel und Bach gezogen wird. Wir entnehmen diesem Kapitel folgende Stelle:

Händel behandelte die großartigsten Stoffe in ihrem Verhältniß zur Welt und Weltgeschichte; Bach erfaßte die Musik als die Kunst des Ausdrucks der persönlichen Empfindungen des einzelnen.

Es folgt nun eine Parallele zwischen Händel's „Messias" und Bach's „Matthäus-Passion". Dann heißt es weiter:

In Bach lebt die Innigkeit, in Händel das lebendige Pathos des Gemüths, und so lösen sie beide auch musikalisch ihre an sich ganz gleichen Aufgaben. Auch Händel erstrebt eine polyphone Gestaltung, aber nie weiter, als der glänzende, mächtige Gesammteindruck dadurch erhöht wird, ohne jene Consequenz, die wir bei Bach finden. Dieser schreibt vorwiegend polyphon, weil ihm diese Schreibart den meisten Raum gewährt, den ideellen Gehalt seiner Themen zu erschöpfen; Händel dagegen, weil sie ihm neben dramatischer Lebendigkeit macht- und glanzvolle Wirkung erzielen hilft. Das „Ehre sei Gott" declamirt Händel machtvoll und eindringlich in gedrängter Harmonik, und das Orchester figurirt mit den wirksamsten Figuren; bei Bach dagegen singen alle Stimmen in wahrhaft seraphischer Weise, auch die Instrumente werden zu besondern Stimmen und sind zu selbständigen Chören zusammengefaßt. ... Händel wurde der Sänger der wunderbaren Ausbreitung des Reichs Gottes unter den Menschen, Bach der Verkündiger seiner Wunderwirkung auf das Gemüth. Händel wird populär in der edelsten Bedeutung des Worts; Bach dagegen erlangt den mächtigsten Einfluß auf die Kunstentwickelung. Händel berücksichtigt nur ausnahmsweise das Klangwesen der Instrumente; Bach that dies schon mehr, aber sein Hauptziel war weniger auf Wirkung, als auf erschöpfende Darstellung des einen Hauptgedankens gerichtet.

3. Christoph Willibald von Gluck. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von A. Reißmann. Mit Porträt in Stahlstich und Notenbeilagen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Um das Buch zu charakterisiren, lassen wir wiederum den Verfasser selbst reden:

Bach, Händel und Gluck gemeinsam ist, daß sie alle drei unter dem Einfluß der höchsten und heiligsten Ideen künstlerisch schaffend thätig waren; bei Gluck offenbaren sie sich nach ihrer Erscheinungsweise in der antiken, bei Händel und Bach in der christlichen Welt. Gluck war und blieb Musiker in der wahren Bedeutung des Wortes; er suchte nur den damaligen italienischen Musiker zu vergessen, welcher die dramatische Entwickelung in einzelne lyrische Ergüsse auflöste, um jede dann in einem möglichst weit ausgesponnenen Tonsatz darzulegen. Gluck war der Schöpfer der sogenannten heroischen Oper; mit der „Iphigenie in Aulis" hat er die knappe Arienform gewonnen und damit erst die Reform der Oper beendet. Bei Gluck soll die Arie immer einer der Hauptfactoren der dramatischen Wirkung sein; er hat niemals auf die Erfindung eines neuen Gedankens Werth gelegt, wenn er nicht von der Situation selbst herbeigeführt und dem Ausdruck angemessen war. Händel's Arien sind liedmäßig construirt; Gluck's Arien dagegen sind darauf berechnet, den Klang der Stimmen zur höchst möglichen, sinnlich reizvollen Entfaltung zu bringen.

Aus der Analyse der Gluck'schen Werke heben wir folgende feine Züge hervor. Nach der ersten Arie in „Iphigenie in Tauris" versinkt Orest in Schlaf; die Bratschenbegleitung gibt einen Ton ununterbrochen an, um anzudeuten, daß die Mahnung an die von der Mutter verübte Blutthat Orest auch im Schlaf nicht verläßt. Sehr richtig wird das Recitativ der Armida am Schluß des zweiten Acts als ein Meisterstück bezeichnet, bei welchem den Instrumenten ein Haupttheil des Ausdrucks übertragen sei. Aehnlich großartig ist das Recitativ des Agamemnon in „Iphigenie in Aulis". Erfreulich ist uns gewesen, den außerordentlichen Werth der Oper „Alceste" auch von Reißmann so hervorgehoben zu sehen; uns gehört das Orakel und die Arie der Königin: „Götter ewiger Nacht", zu dem einfach Großartigsten, was die Musik überhaupt geschaffen hat. Hervorzuheben ist noch die Charakteristik der italienischen Oper vor Gluck sowie das Studium der frühern, nicht veröffentlichten Opernpartituren Gluck's.

4. Karl Maria von Weber. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von A. Reißmann. Mit Porträts, Illustrationen und Notenbeilagen. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Das Buch ist ausgestattet mit den Porträts von Weber und seiner Gattin, Geburtshaus und Wappen Weber's, mit dem „Kyrie" und „Sanctus" aus der ungedruckten G-dur-Messe des Meisters, einem Facsimile aus Weber's „Wirthschaftsbuch" u. s. w. Auch ein chronologisch geordnetes Verzeichniß der gedruckten Werke Weber's ist beigegeben. Auch hier wieder lassen wir den Verfasser selbst reden in seinen Hauptgedanken:

Weber gehört nur darum zu den Romantikern in der Musik, weil er durch seine Kunstwerke die geheimnißreiche Welt der Romantik entschleiern und darstellen wollte. Die ältern Meister operirten mehr mit dem Ton als einem fast abstracten Begriff, benutzten ihn zu kunstvoll gefügten Formen, die sie dann in Klängen lebendig werden lassen. Den Romantikern wurde der Klang als solcher schon bedeutsamer, sodaß sie dabei die Form allmählich immer mehr verlieren. Schon an den Jugendarbeiten Weber's merkt man, daß sie Klangwesen und Technik des Klaviers in wirksamster Weise entfalten sollen. In ähnlicher Weise stellt Weber auch die Accorde orchestral dar, und dies namentlich gibt seiner Instrumentation den besondern Zauber. Die sinnliche Wirkung der Accorde, welche bei den ältern Meistern erst in zweiter Reihe in Betracht kam, wurde für Weber zur ersten Hauptbedingung. Den classischen Meistern waren die Accorde zunächst Bausteine, aus denen sie künstliche Formen gestalteten; den jüngern galten sie vielmehr als Reizmittel für Phantasie und Empfindung, ihre formbildende Macht kommt ihnen erst in zweiter Reihe in Betracht. Darum dürfen auch Weber's Symphonien und Sonaten in der Entwickelungsgeschichte dieser Formen keinen Platz beanspruchen. Derselbe Zug, welcher ihn bestimmte, das Instrumentalcolorit sorgfältiger zu pflegen als die Instrumentalformen, macht sich auch in seinen Melodien geltend; sie wirken ebenso viel mehr durch ihr lebendiges Colorit als durch ihren besonders ergreifenden Inhalt oder durch Formvollendung.

Wir weisen im einzelnen hin auf die ganz vorzügliche Zergliederung des „Freischütz" und der „Euryanthe". Wie feinsinnig sind da folgende Bemerkungen:

Die Gestalten der Agathe und des Aennchen rühren und entzücken uns; aber sie vermögen schon nicht mehr, uns so mächtig in die Handlung mit hineinzuziehen. Die erste Scene des Max beschäftigt bei aller ihrer unmittelbar wirkenden, nie versiegenden Gewalt doch immer mehr unsere Phantasie als unser Herz. Weber's Ensembles sind vortrefflich klingende mehrstimmige Sätze, aber nicht Ensembles im Sinne Mozart's oder Beethoven's. „Euryanthe" ist allerdings eine große Oper. Diese verlangt, daß auch die einzelnen Personen individualisirt, nicht nur charakterisirt werden; aber diese Anforderungen erfüllt der Meister in geringerm Grade. Mit blendendern Farben noch wie das Reich der finstern Dämonen wußte Weber das hellere, schimmernde der Elfen im „Oberon" zu schildern.

Ebenso gediegen wie die hier angeführten Proben ist das, was über die Lieder und Claviercompositionen Weber's gesagt wird. Das ganze Buch ist geschichtlich sorgfältig, musikalisch geistvoll gearbeitet.

Es sei bei dieser Gelegenheit erlaubt, noch auf folgende, bereits früher erschienene Biographien Reißmann's hinzuweisen. In dritter Auflage liegt uns vor: „Robert Schumann, sein Leben und seine Werke" (Berlin, Guttentag). Unsers Erachtens ist dies eine ganz ausgezeichnete Monographie; gleichwol können wir nicht alle Ansichten des Verfassers theilen, z. B. daß die Werke von Schubert, Mendelssohn und Schumann in ihrer Art ebenso hoch stehen wie die Werke von Bach und Händel, Mozart und Beethoven. Bedeutend und nothwendig mögen die erstern sein, Höhenpunkte einer Entwickelung sind sie nicht. Ebenso empfehlenswerth ist die tief eindringende, das Wesen des Liedes meisterhaft klar legende „Biographie" von Franz Schubert (Berlin, Guttentag), welche schon längst in zweiter Auflage hätte erscheinen sollen. Daß Schubert das Lied bis zur äußersten Vollendung ausgebildet habe, erkennen auch wir an; daß aber seine romantische Musik „noch in jenem mystischen Halbdunkel beharrt, welches unsere Sinne berückt, aber die Gestalten nur wenig erkennen läßt", würden wir nur mit großen Einschränkungen zugeben.

„Felix Mendelssohn-Bartholdy, sein Leben und seine Werke" (2. Aufl.; Berlin, Guttentag) ist gleichfalls mit

großem Fleiß behandelt, wenn auch die Stoffe der zweiten Hälfte des Buchs wol etwas zu kurz kommen im Verhältniß zu denen der ersten. Die Ausstellungen, welche der Autor am „Elias" macht, unterschreiben wir; dennoch hätte der Verfasser unsers Erachtens zugeben dürfen, daß die ursprüngliche Schaffenskraft und die dramatische Gewalt größer ist im „Elias" als im „Paulus". Daß Mendelssohn Harmonie und Klarheit besaß, wissen wir; warum aber führte Reißmann nicht aus, wodurch die erstere sich von derjenigen der Classiker unterschied?

Endlich haben wir noch hinzuweisen auf „Joseph Haydn" (Berlin, Guttentag). Hier müssen wir leider entschieden misbilligen, daß „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten" geradezu stiefväterlich behandelt sind. Wenn nicht ein Mann wie Reißmann die Fülle der einzelnen wunderbar feinen Züge in der Instrumentation der „Schöpfung" näher darlegen will, wer soll es sonst thun? Ebenso ist das, was über „Die Jahreszeiten" gesagt worden ist, unverantwortlich kurz. Die Popularität dieser beiden Oratorien dürfte doch hier nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Mit uneingeschränktem Lobe erkennen wir endlich an: „Geschichte des deutschen Liedes" von A. Reißmann (Berlin, Guttentag). Möchte das Werk von den zahllosen Pflegern des Liedes nur immer mehr studirt werden.

Wir schließen mit zwei Wünschen. Reißmann möge das deutsche Publikum noch beschenken mit den möglichst ausführlich und eindringend gearbeiteten Biographien von Beethoven und Wagner. Das Bedürfniß nach solchen gerade aus einer Feder wie der seinen ist dringend genug. Sodann sei es uns gestattet, hier auszusprechen, daß, bei aller dem fleißigen Biographen zu spendenden Anerkennung, das Ideal der uns vorschwebenden Biographien von Tonmeistern doch nur dann erreicht werden kann, wenn zwei gleichgerüstete Männer — ein Musiker von Fach und ein musikalisch geschulter, sprachgewandter Aesthetiker — sich zusammenthun zu gemeinsamer Arbeit an einem und demselben Object. Was Crowe und Cavalcaselle auf dem Gebiete der Malerei geleistet haben, müßte auch auf demjenigen anderer Künste möglich sein, wenn nur die beiden ebenso wie die Genannten das nöthige Geld und Zeit dazu hätten.

Gustav Portig.

Romane.

1. Auf Umwegen. Roman von Moritz von Reichenbach. Leipzig, Friedrich. 1884. 8. 3 M.

„Sind Sie wirklich überzeugt, daß man bei gehöriger Behandlung aus einem Pflaumenbaum einen Rosenstock machen kann?" — „Darüber mag Ihr Gärtner entscheiden", antwortete der Professor; „die zarten Pflanzen, von denen ich sprach, die Seelen der Kinder nämlich, die kenne ich besser. Und ich sage Ihnen, was diese betrifft, so ist die Erziehung alles, das Alpha und Omega, und die erblichen Anlagen sind dagegen gleich Null."

Des Commerzienraths Sohn, der funfzehnjährige Erich, tummelt sich am liebsten auf seines Onkels des Amtsraths Gut umher, wo der junge Hercules Pferde lahm reitet und Wirthschaftshöfe zeichnet, wie er sie bauen würde, wenn er Besitzer wäre. Aber das schadet nichts, Michel Angelo hat auch Baupläne gezeichnet und war trotzdem ein großer Maler. Ein Kaufmann, meint die Commerzienräthin, ist den Leuten nie gut genug, einem Künstler aber öffnet sich jede Thür; er kann eine Prinzessin heirathen, und dann hat er auch nicht den Aerger mit den Fabrikarbeitern. Weshalb sollte Erich nicht Maler werden, so gut wie Michel Angelo es geworden? Der Professor hat die Aufgabe übernommen, die Träume der Commerzienräthin zu verwirklichen; er füttert Erich mit Spinat, dem phosphorreichsten Gemüse, und hält ihm Vorträge über die Welt, die nun einmal ist, und die Welt, welche der Künstler schafft. Als Seitenstück dazu erzieht er seinen Neffen, den kunstbegeisterten Armand, der aber voll Grauen vor dem Künstlerelend seiner Aeltern Geld erwerben will, weil er Mangel und Entbehrung haßt, zum Kaufmann. Des Professors Töchterlein, die Greti — das blonde Ding streift, wenn er weg ist, die Aermel auf, um der Dienerin beim Waschen zu helfen, und tanzt dann im Zimmer umher, statt den Tacitus zu lesen — soll Doctor werden, um selbständig zu sein, was doch die blonden Gretchen gewöhnlich nicht sind. Armand wird Buchhalter; aber die Tochter der Firma erklärt ihm, nachdem sie zusammen mit vertheilten Rollen französische Liebesscenen gelesen, daß in ihm ein Dichter oder Schauspieler stecke, aber kein Kaufmann. Er fühlt, daß die schöne, geistvolle Daniela, die unter den Wimpern durch über die Leute wegsieht, recht hat; er fürchtet sich vor ihr und vor der Poesie, weil er weiß, daß beide über ihn Macht gewinnen werden, und wie er aus trotzigem Widerspruch Kaufmann geworden, so verliebt er sich, um seinem Fatum zu entgehen, in die blonde Grete, die, das sah selbst der Vater endlich ein, doch viel zu hübsch ist, um nach Zürich unter die Studenten zu gehen. Sie ist auch viel zu hübsch, um nicht ihren Vetter, den Maler wider Willen, zu bezaubern, und mit Entsetzen vernimmt die Commerzienräthin, daß ihr Erich dies unbedeutende Kind heirathen will — denn Erich ist doch Künstler, und Künstler können doch Prinzessinnen heirathen! Bald wird er ja berühmt sein, wenn nur sein großes Bild vollendet ist, für das sie ihm die theuersten Farben und Pinsel gekauft hat; er braucht es nur zu malen, aber das thut er immer noch nicht. Jetzt aber schickt sie ihn einige Wochen auf Reisen, damit er diese Liebschaft — welcher Künstler hat deren nicht viele gehabt! — vergesse, und der Greti stellt sie vor, daß ein Künstler eine sehr bedeutende Frau haben müsse, und daß sie dies doch nicht

sei. Während das blonde Kind um den schönen Traum trauert, der dahin zurückkehrt, woher sie alle stammen, kommt Armand und hält um sie an, die er als den guten Engel seines Lebens betrachtet, an deren Seite allein er vor sich selbst sicher sein würde. Armand nannte sie so, aber für Erich sollte sie unglückbringend, hemmend für sein Streben, hindernd für seine Zukunft sein! Ihr Stolz empört sich bei der Vorstellung, daß ihr Herz an Erich hänge, während dieser auf Reisen ging, um sie zu vergessen. Von ihm wurde sie zurückgestoßen; hier hatte sie vielleicht eine Mission zu erfüllen. Etwas von der Opferfreudigkeit der Märtyrer, welche das Glück, das ihnen die Erde verweigert, in überirdischen Gefilden suchen, kommt plötzlich über sie: sie reicht Armand die Hand und lehnt zitternd einen Augenblick den Kopf an seine Schulter. Aber als seine Lippen ihre Stirn berühren, macht sie sich erglühend los und ruft: „Nein, Armand, so nicht, der Vater ist nicht daheim — ich bitte dich, geh' jetzt!“ — „Greti“, sagt er, „du weisest mich fort, jetzt, in diesem Augenblick, wo wir einander so viel, so unendlich viel zu sagen hätten!“ Sie entwindet sich ihm aber, eilt davon, und hinter der geschlossenen Thür antwortet auf sein Liebesflehen eine leise, weinende Stimme: „Ich bitte dich, Armand, gehe jetzt!“ Armand biß die Zähne zusammen. Er hatte sich das erste Liebesglück eines verlobten Paares anders gedacht, und das Bewußtsein der Lächerlichkeit seiner Situation, dieser verschlossenen Thür gegenüber, überkam ihn mit peinlicher Deutlichkeit. Armand eilt nach Hause. Da läßt ihn Daniela, jetzt die Frau seines neuen Principals, rufen; sie gibt ihm ein Gedicht, das sie gemacht, das er übersetzen soll. „Aber das ist so frisch, als wäre es erlebt!“ Frau Daniela zuckte die Achseln.

„Erlebt im Traume“, sagte sie, „und gerade weil mein Leben so entsetzlich kalt und liebeleer ist, trieb es mich, solch einen Traum zu träumen und in Worte zu bringen, ebenso wie unsere winterlichen Stürme mich veranlaßten, mich in den Frühling zu versetzen. Während ich diese Verse da schrieb, tanzten die Schneeflocken vor meinen Fenstern, und ich war allein und einsam wie eine verwünschte Prinzessin.“

Sie ist eine echte Dichterin, und er hat es nicht geahnt! „Das alles ist doch nicht so wunderbar. Ich liebe eben die Contraste, wie Sie sehen. Das Uebermaß von Prosa in meiner Umgebung treibt mich zur Poesie.“ So schön, so reich und so einsam! Ein inniges Mitleid überkam ihn, und unwillkürlich sagte er: „Warum haben Sie Ihr Leben nicht anders gestaltet? Wie reich könnte es sein!“ Da blickt sie ihn vorwurfsvoll an: „Sie dürfen mir das nicht sagen! Sie hätten mein Leben umgestalten können! Damals, an jenem Feste, als ich sah, daß Sie mich nicht verstanden, da meinte ich, mein Herz sei todt. Aber es war nicht so — das Herz stirbt nicht so leicht, es macht seine Rechte geltend, um so heftiger und unwiderstehlicher, als wir es zu unterdrücken suchen.“ Sie drängte ihn sanft zurück. „Nun wissen Sie alles, und nun gehen Sie und heirathen Sie das kleine blonde Mädchen, Ihre Cousine, wenn Sie glauben, daß diese jemals lernen wird, Sie zu verstehen. Ich bin es gewöhnt, einsam zu sein, und ich wollte nichts, als einmal Wahrheit und Klarheit zwischen uns. Gehen Sie, Armand.“ Er ging nicht. Sie war die Frau seines Brotherrn. Die beiden Scenen folgen sich unvermittelt. Mit zwanzig Jahren schwärmt man für Corinna, mit dreißig heirathet man ihre Schwester Lucile; hier ist es umgekehrt, und es fehlt der zehnjährige Zwischenraum, on fait l'amour, statt zu schwärmen. Uebrigens ist Armand trotz seines halbfranzösischen Blutes deutschaustündig doch insoweit, als er nicht länger das Brot des Betrogenen essen will. Er geht nach Paris, und dort schreibt er eine Tragödie, die berühmt wird — in Paris!

Erich heirathet seine blonde Greti, der das Herz des Verfassers wie des Lesers entgegenschlägt. Gelungen ist ihr Zusammentreffen, ihr Sichfinden und wie sie dem Professor ihr Glück verkünden, der alle seine Theorien wanken sieht; denn Erich wirft die Palette beiseite, weil er nichts leisten kann, und kauft ein Gut, weil er ein landwirthschaftliches Genie ist.

Daniela ist schließlich eine praktische Hausfrau geworden und hat sich der Wohlthätigkeit gewidmet. Auch „auf Umwegen?“.

Der Erzieher steht, wie ich schon einmal geäußert, beschämt vor der Wahrheit — des Romans. Wir wollen nicht streiten über die Richtigkeit des Grundsatzes, den Moritz von Reichenbach in so schöner Verkörperung uns vorführt, daß wir auf Erörterung der Frage verzichten, ob wir nicht alle das Resultat unserer Anlagen, unserer Erziehung und unserer Vergangenheit sind. Ein wenig Misbrauch wird mit der Allmacht der Erziehung und ein wenig Misbrauch mit der Allmacht der Anlagen getrieben, und der Roman würde vielleicht nicht verloren haben, wenn der Verfasser etwas weniger Nachdruck auf den Beweis seines Lehrsatzes gelegt hätte. An der Richtigkeit seines Beweises kann man zweifeln, aber unzweifelhaft ist die Schönheit vieler seiner Schilderungen und Dialoge.

Von demselben Verfasser, mit männlicher Gedankenschärfe und weiblicher Grazie geschrieben ist:

2. Durch. Roman von Moritz von Reichenbach. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1884. 8. 8 M.

„Ich habe eine Vase in Mamas Cabinet zerschlagen“, klagte Nina, „es ist immer so dunkel dort!“ — „Und hat man dich gescholten, mein Herzblatt?“ — „Nein, Papa war da, weißt du, und da ist Mama immer freundlich gegen mich. Sie schilt nur, wenn er es nicht hört.“ — „Aber er, er ist dir stets böse, er kann dich nicht leiden, mein armes Goldherz.“ — „Nein, er kann mich nicht leiden!“ Die Kleine seufzte, dann fügte sie hinzu: „Aber er verstellt sich doch niemals. Und Mama verstellt sich, wenn sie gut zu mir ist, denn sie kann mich auch nicht leiden — und du, Jeanette, du verstellst dich auch, denn du küssest mich halb todt, wenn wir allein sind, und siehst mich doch finster an und sprichst kein freundliches Wort mit mir, sobald Papa oder Mama dabei sind — o, ich weiß schon, alle Menschen sind falsch.“

Graf Bogdan Czarneck hat als blutjunger Mensch sich von einer Schauspielerin heirathen lassen, deren Reize bereits zweifelhafter waren als ihre Vergangenheit; als letzten Trumpf hatte sie ein Kind ausgespielt, und in Ermangelung eines eigenen die Tochter Jeanettens in die Wiege gelegt, indem sie die Mutter in ihre Dienste nahm. Deshalb sind „alle Menschen falsch" zur kleinen Nina. Als sie erwachsen ist, erfährt sie, daß sie kein Recht auf Namen und Vermögen der Czarnecks habe, und verläßt das Haus, um in Paris bei einer Pensionsfreundin zu verweilen, bis es ihr gelingt, eine Stellung zu gewinnen. Georg Artoner, eines Schreiners Sohn, welcher Geistlicher werden sollte, aber keinen Beruf dazu empfand, hat sie als Comteß heimlich geliebt und wirbt um die Tochter aus dem Volke, als er, ein befähigter Schnitzer und Zeichner, sie in Paris wiederfindet. Sie verschmäht die gebotene Hülfe des Grafen und arbeitet sich „durch" gleich ihrem Geliebten. Als Georg sie heirathet, läßt er ein kleines Bild über der Thür seines Hauses ein: finster zusammengeballtes Gewölk bedeckt den untern Theil, darüber wölbt sich blauer Himmel, durch das finstere Gewölk aber dringt ein goldener Pfeil und scheint dem blauen Himmel zuzufliegen; unter dem Bilde steht das Wort: „Durch!"

Ein erhöhtes Interesse gewinnen die Kämpfe der kräftig zur Selbständigkeit und Vereinigung sich durchringenden Helden des Romans durch den gewaltigen Hintergrund, auf dem ein kräftiges Volk sich durchringt zur lang entbehrten Vereinigung seiner Stämme. Unter den Schlachtenblitzen, mit denen Kaiser Weißbarts Krone geschmiedet wurde, erblühte nicht nur der Lorber, mit welchem der junge Künstler heimkehrte, sondern auch die Myrte, die er seiner ebenbürtigen Genossin ins Haar flechten durfte.

Interessant sind auch die Nebenfiguren: Aosta Warnfeld, der das Leben die rothe Rose Leidenschaft lange versagte, bis den Grafen Bogdan der Tod seiner Frau frei machte; lebenswarm trotz ihrer Neigung für „Corinna", nimmt sie das Interesse des Verfassers und des Lesers in hervorragendem Maße in Anspruch, wenn auch mehr durch das, was sie ist, als das, was sie thut.

Die Sprache ist durchweg edel, die Schilderung lebendig und anziehend.

Während Moritz von Reichenbach genaueste Kenntniß aller Kreise, die er schildert, bekundet und durch Objectivität der Darstellung sich auszeichnet, führt uns der Verfasser des folgenden Werks in eine Welt, die er nicht kennt, die er aber schildern mußte, um uns seine Ansichten und Meinungen von ihr auf anschauliche Weise mitzutheilen:

3. Im Tode entsühnt. Roman von R. Woldemar. Berlin, Issleib. 1884. 8. 5 M.

Sie hatte schon geliebt, die schöne Thyone, aber — „sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war gar zu tief". Jetzt wird sie des Grafen Alarich Braut, des Eckigen, Ungelenken, mit gelblichem Teint, dünnem Haar, Sommersprossen. Nichts zeichnet den Armen aus, als daß sein Haar von „indifferentem" Braun ist, und daß er nur solche Orden trägt, die, „wie der in Ordensangelegenheiten Bewanderte leicht erkannte", als Zeichen der Gunst, nicht des Verdienstes verliehen werden. Welche das sind, verschweigt der Bewanderte. Die Hochzeitsgäste „quäken" und „schnarren", ein galanter Dragoner vergleicht sein Herz mit dem Käse, den die schöne, von dem geistvollen Duft des Compliments berauschte Baroneß zerschneidet; alles amüsirt sich in der rohen, geistlosen Weise, in der die gräfliche Gesellschaft zu vegetiren gewöhnt ist. Nur die schöne Thyone ist traumversunken. Träumt sie von ihm, dem früher Geliebten? Das war ja nur der Probepfeil gewesen; jetzt erst durchbohrte der richtige ihr Herz. Ausgelöscht ist das Bild des „stattlichen Offiziers", er schnarrte ja wie alle seine Kameraden und entnahm seine Schmeicheleien dem Käse, wie der Dragoner; jetzt aber steht vor ihren Blicken Er, in dem sie sofort das Ideal aller Männlichkeit erkennt, so interessant, so bedeutend, so hochragend, auf der bleichen Stirn den Märtyrerhauch der Bildung, unter dem knechtischen Leibrock die principientreue Tendenzbrust. Er hat Klavier gespielt zur Trauung, und nun steht er in ruhiger Würde in der Ecke und wird nicht zum Essen eingeladen. Aber auch Thyone ißt nicht, sie träumt von dem energischen Profil des demokratischen Schullehrers. Sie träumt und reist ab mit dem Eckigen. Norbert aber bleibt zurück, breitet sehnsüchtig seine Arme aus und seufzt in den rauschenden Eichenwald: Meine Würde ist hin, mein Herz ist schwer! Thyone kommt wieder, aber gebrochen; sie kann den Eckigen nicht zu sich heraufziehen und den braunen Lockenkopf nicht vergessen. Ueberdies meckert ihr Mann, wie seine Mutter und wie alle Grafen und Gräfinnen. Gebieterisch verlangt die Heldin entweder Scheidung, oder mehr gesellschaftliche Vergnügungen; die Schwiegermutter entscheidet sich für letzteres, und „Jä, Mämä" meckert Alarich. Das richtige Gefühl, daß die Handlung nach neun Bogen aus dem ersten Act in den zweiten übergehen müsse, veranlaßt den Gatten, den idealen Schullehrer aufzufordern, mit seiner Frau zu spielen, wozu ohne diese Aufforderung sich schwerlich Gelegenheit gefunden hätte. Versunken in süßes Spiel, verlieren sie doch nie die Herrschaft über sich selbst, Norbert aus Noblesse des Charakters und weil er Thyone weit überschätzt. Das Entweder — Oder, welches sie dem Gatten stellte, kannte er nicht, er weiß auch nicht, daß sie leidenschaftlich, jähzornig, rücksichtslos ist, daß sie sich ihm nur deshalb nicht hingibt, weil sie bei einer Scheidung als schuldige Gattin ihre Einkünfte verlieren würde. Norbert ist sehr edel, aber nicht vollkommen; seine tragische Schuld ist, daß er, von Liebe geblendet, seinen Principien untreu wird, indem er an die Möglichkeit glaubt, daß eine Baroneß, die überdies verheirathete Gräfin ist, edel sein könne wie die Tochter eines demokratischen Schullehrers. Diese Schuld, die ihn unserm Interesse näher bringt, weil sie dem Heroenantlitz einen Zug menschlicher Schwäche

aufdrückt, muß natürlich gesühnt werden, und diese Sühne verschafft uns den Abschluß des Buchs. Thyone's raffinirte Koketterie bringt ihn dahin, sie am mondhellen Fenster zu küssen. Ein anonymer Brief klagt sie an; um sich zu retten, schlägt sie das Aufgeben der Musikstunden vor, sieht ihn aber nun heimlich in einem Gespensterzimmer des Schlosses. Um füreinander leben zu können, entschließen sie sich zur Flucht. Unterwegs treffen sie einen Bekannten, vor dem sich Thyone verschleiert. Als er zum zweiten mal dasselbe Coupé benutzen will, beleidigt ihn Norbert, der Baron Kaltenberg fordert ihn; Norbert, über diesen feudalen Unsinn erhaben, ohrfeigt den viel stärkern Gegner und flüchtet sodann schnell in das Coupé des abfahrenden Zuges. Thyone ist so eingefleischte, bornirte Aristokratin, daß ihr Ablehnung des Duells, Ohrfeige und Flucht bedenklich erscheinen; Norbert hält ihr indeß eine sehr effectvolle Rede über das Erwachen des Volksgeistes, und sie beruhigt sich, aber nur scheinbar; sie ist eben nicht so ideal, wie sie Norbert's idealer Phantasie erscheint. Die Schönheit liegt im Blick, nicht im Angeschauten, sagte ein alter französischer Poet, der Norbert und Thyone noch nicht kannte. Inzwischen telegraphirt der geohrfeigte Baron, dem Norbert sich als socialdemokratischer Redacteur vorgestellt hatte, nach Berlin, daß ein Socialdemokrat ankomme. Norbert wird verhaftet, ein ehemaliger Genosse und Socialdemokrat, jetzt Christlich-Socialer und Polizeibeamter, rettet ihn, verspricht auch Thyone zu retten, bekommt ihr gegenüber aber Mortimergedanken und wird von Thyone erdolcht. Norbert, nachdem er vergebens auf sie gewartet, sucht sie auf und findet sie als Mörderin. Mörderin! tant de bruit pour — un baiser! Treu seinem Princip, müßte Norbert so denken, jedenfalls nimmt er die Schuld des Mordes auf sich, denuncirt und erschießt sich. Er stirbt an der Schuld, Thyone überschätzt zu haben. Letztere kehrt zu dem Grafen zurück, wird in Gnaden aufgenommen, wird Mutter, verirrt sich in einem Anfall von Geistesstörung in das Gespensterzimmer, und dort, wo sie gefehlt, stirbt sie, erstickt vom Rauch eines ausbrechenden Feuers.

Der Verfasser hat entschieden Talent, streift in seiner Section des Herzens an Balzac, in seinem Realismus (er gibt manche köstlich realistische Malereien, an Gussow's gemalte Spitzen und Perlen erinnernd) an Zola, aber er streift den Franzosen nur an dessen sauberer Seite, nicht da, wo derselbe an dem sich erfolgreich versucht, was in Fäulniß überzugehen anfängt. Ein idealer Hauch schwebt nicht über der Anlage des Romans, wohl aber über manchen Ausführungen, und nicht ohne persiflirende Kritik führt er uns bisweilen auch seine Lieblinge vor, aber „es bleibt eben noch ein Rest, den die Selbstkritik nicht zu fassen, nicht zu durchdringen vermag". Die Muse will dem Verfasser wohl und hat ihm manches verliehen, er muß ihr dankbar sein und sie nicht vom Piedestal herunterzuziehen versuchen. Die Poesie ist zu vornehm, um zur Schleppenträgerin der Politik zu werden.

Ebenso tendenziös, aber mit weniger Talent geschrieben, zur wohlbekannten Kategorie der modernen englischen Romane gehörend, sehr breit, sehr moralisirend ist:

4. Das Herrenhaus zu Woodreve. Roman von A. H. Dorsay. Aus dem Englischen von F. Siemers von Ostermann. Drei Bände. Dresden, Pierson. 1884. 8. 10 M.

Ein socialer Roman, der gesellschaftliche Verhältnisse Amerikas schildert, übrigens ebenso gut überall anderswo spielen könnte. Miriam, die Stiefmutter der Heldin, hatte Vernon geliebt und, da ihr Vater sie keinem Engländer und keinem Aristokraten zur Frau geben wollte, heimlich geheirathet. Sie bekam einen Sohn, Arthur, der ihr heimlich geraubt wurde; auf einer Reise starb ihr Mann; sie verlobte sich am Todtenbette ihres Vaters mit Willoughby, den sie heirathet, wird aber bald zum zweiten mal Witwe. Auf ihre reiche Erbschaft speculiren ihr Bruder Jasper und dessen Sohn Walter Shirley, zwei Männer, die von einer Schandthat zur andern eilen, heuchlerische Schurken, deren Schwärze um so greller absticht von den schneeweißen Engelfittichen Editha's und jener Miriam, deren Charakterbild eine Ehrenrettung der vielverketzerten Stiefmutter ist. Um die Contraste noch mehr zur Geltung zu bringen, verlobt sich Editha mit Walter; sie liebt ihn nicht, es ist ihr auch nicht unwahrscheinlich, daß sie einen andern liebt; aber sie bildet sich ein, daß Walter unglücklich sein würde, wenn sie nein sagt; deshalb sagt sie ja. Ob sie unglücklich wird oder nicht, darauf kann es nicht ankommen, wenn sie nur nicht aus der Rolle fällt, und ihre Rolle sowie die ihrer Stiefmutter, das weiß sie jedenfalls, ist die des guten Fridolin, aber nicht in einer kurzen lehrreichen Erzählung, sondern in einem Roman, der viel, viel länger ist, als seine bescheidenen drei Bände vermuthen lassen. Daß ihr Walter und sein Vater Schurken sind, erfahren Miriam und Editha erst, als letztere erkrankt ist. Vor dem Altar, ehe sie das verhängnißvolle Wort gesprochen, siegte bei Editha zum ersten und letzten mal menschliche Schwäche, nicht über ihre edle Seele, wohl aber über ihren Körper, sie fiel in Starrkrampf. Eins der von Walter verführten Mädchen dringt ein — es wäre ohne dieses sonst unmotivirte Erscheinen der Verlassenen an Editha's Krankenbette nicht zur Aufklärung gekommen. Walter wird überführt, schießt eine Pistole auf das Mädchen ab — wollte er so seine Unschuld beweisen? — und wird von Frau Willoughby hinausgewiesen, die das Verlöbniß löst und von ihrem Bankier erfährt, daß Walter, tief verschuldet, Editha des Geldes wegen heirathen wollte; ihrer Rolle getreu, bezahlt sie in zartester Weise alle Schulden des Bösewichts. Als Belohnung für so viel Edelmuth findet sie ihren Sohn, den ihr Bruder der Erbschaft wegen hatte rauben lassen, als nothleidenden Maler auf, allerdings nur, um ihn bald darauf in ihren Armen sterben zu sehen. Editha aber heirathet Harry Devere, den Sohn des frühern Kalfaterers Jack Divers, der als reichgewordener Parvenu dem Hochmuth seiner

Frau nachgibt, eine Wohnung im Aristokratenviertel bezieht und sich in jene Gesellschaft mischt, die in Amerika so abgeschlossen lebt wie der Adel in Europa. Harry aber ist Ideal, Genie, Erfinder, Schriftsteller, Redner (in Amerika gilt das geflügelte Wort noch nicht, daß es eine Beleidigung sei, ein Redner genannt zu werden); den Vorurtheilen seiner Zeit gegenüber ist er Marquis Posa, er läßt sich beleidigen und thut dafür einen Schuß nach einer Taube, um den ihn Carver beneiden könnte, er wird Gesandter in Brüssel, vergibt dem sterbenden Walter und heirathet die vom Verfasser von Anfang an heimlich für ihn bestimmte Editha. Am gelungensten ist die Schilderung der Familie des Helden, des alten Jack Divers, der sich in der vornehmen Lebensweise so unbehaglich fühlt, und seiner Frau, die parvenue, d. h. erst seit einer Reihe von Jahren Millionärin ist und so ängstlich die Gebräuche der wirklich guten Gesellschaft, d. h. derer, die schon seit einer Generation Millionäre sind, nachzuahmen sucht. Auch Fräulein Thorne ist eine uns wohlbekannte Erscheinung aus dem Leben, die mit aller Welt bekannte Dame, von einem zum andern laufend, jedem ihr Lieblingsgericht mitbringend, um es mit ihm zu verzehren, denn es schmeckt ja nur in Gesellschaft gut, das Gericht „der liebe Nächste", fein gehackt, mit viel pikanten Zuthaten gewürzt.

Unsere deutsche Romanliteratur ist so überaus reich, nicht nur quantitativ, daß die Uebersetzung derartiger Werke des Auslandes nicht als unzweifelhaftes Bedürfniß erscheint.

Allerdings finden sich in der vaterländischen Literatur nicht wenig Erzeugnisse, die erheblich unter dem etwas sehr breit ausgeführten, bisweilen auch etwas langweiligen, nirgends aus der Tiefe herausgebauten, aber auch nirgends unangenehm oder widerlich berührenden „Herrenhaus" stehen.

5. Die Häßliche. Roman in drei Bänden von Klara Steinitz. Berlin, Freund u. Jeckel. 1884. 8. 10 M.

Ewig spöttelnd war sie und frühreif, die häßliche Elly, der Backfisch mit den kurzen Kleidern, den gestickten Höschen und den Storchbeinen; widerlich war die ätzende Schärfe ihrer Sprache, ihr grelles Lachen; sie machte selbst auf Naphtali einen unangenehmen Eindruck, der trotz aller eigenen Schärfe und kritischen Härte von der höhnischen Bitterkeit des vierzehnjährigen Mädchens abgestoßen wird. Er bewirbt sich deshalb um ihre Schwester Judith, eine kleine braune Person, hochmüthig und hartblickend, kurzsichtig, schwerfällig, finsteres Grübeln auf der Stirn und um den verzogenen Mund. Große Auswahl hatte er nicht: eine von beiden mußte er heirathen, weil er sich als Doctor in dieser Stadt niederlassen wollte, in welcher ihm die Familie Urban zahlreiche Kundschaft verschaffen konnte. Vielleicht hatten auch die Mädchen wenig Aussicht; ihre Mitgift scheint mäßig zu sein, sie wissen vielleicht auch, daß Naphtali ein sehr tüchtiger Arzt werden und viel Geld verdienen wird: sie verlieben sich also alle beide in ihn. Damit wäre nun alles aus, ohne tragische Verwickelung, für welche Elly doch noch zu unentwickelt ist, aber es wäre viel zu früh aus, denn Naphtali spricht schon auf S. 117 des ersten Bandes: „Judith, lieben Sie mich?", während doch der Roman ein dreibändiger sein soll. Das fühlt Judith, deshalb sagt sie mit erschrecklicher Deutlichkeit: „Ich liebe Sie nicht." Er geht, sie kann es kaum fassen, denn sie weiß ja, daß sie ihn liebt. „Joseph Naphtali! Sie würde eines Tages Judith Naphtali heißen, sie würde des erwählten, des einzigen Mannes Frau sein, wenn er die große Thorheit nicht beginge, zu gehen, gerade jetzt zu gehen!" Aber jetzt hat Elly Zeit, sich zu entwickeln. Sie wird Sängerin, sehr berühmt, hat Empfangsabende. „Gott", sagt die reiche Bankiersfrau zu Elly's Mutter, „Monarchen trifft man hier, nach Kronen darf sie greifen!" Das will sie aber nicht, Naphtali ist jetzt gekommen, und an demselben Morgen, an dem sie einem Prinzen des Königshauses eröffnet, daß sie seine Frau nicht werden wolle, schreibt sie an Naphtali: „Ich habe noch meinen ersten Liebeskuß zu vergeben", und räth ihm, auszuharren.

Da die reich gewordene Schauspielerin noch mehr zu vergeben hat als ihren ersten — nicht Kuß, aber wenigstens Liebeskuß, so darf der Leser hoffen, daß Naphtali ausharren wird.

Einen poesievollern Abschluß für die heutige Besprechung bilden die anspruchslosen Erzählungen:

6. Aus Heimat und Fremde. Novellen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 4 M. 80 Pf.

Eine Künstlerfahrt an den Königssee unternehmen vier Maler. Der eine von ihnen, Storm, ist schon einmal dort gewesen als Jüngling, und dort hat er sie gesehen, für deren Bild er den großen Akademiepreis erhielt, die junge, blühend schöne Näherin, den feinen Kopf von dicken blonden Flechten umrahmt, ein kurzärmeliges Hemd und ein braunes schmalfaltiges Röckchen all ihr Gewand, im blauduftigen Morgenschatten Antlitz und Gestalt der Sonne abgekehrt, die einen dünnen schimmernden Lichtstreif über den Contour der Haare und des schmalen Halses, über die Rundung des schlanken Leibes zog. Gesehen und nimmer vergessen. Als sie ihn später über den See fuhr, da überkam ihn ihr Zauber, und den Kuß, den sie dem Bittenden weigerte, nahm er zehnfach. Da ruderte sie mit Kraft an das Land zurück, so zornig kräftig, daß das Ruder brach und sie in die Flut stürzte. „Mickei!" rief sie verzweifelnd, aber Mickei war fern und jede Hülfe kam zu spät. Knapp ein Jahr später hat der Mickei sich ein Weib mit Haus und Hof genommen, und als Storm, dessen Haare ergraut, den Königssee wieder aufsucht, da hat Mickei vergessen, aber der Künstler nicht. Während die Freunde über das Eis fahren, sucht er zu Fuß jene Stelle auf, wo sie versank; das Eis bricht unter ihm, er wird gerettet vom Tode, aber nicht von der Erinnerung. Es liegt ein duftiger Hauch von Poesie über der anspruchslosen kleinen Erzählung.

„Das rothe Band", das der Fremde der hübschen Anniza gegeben, erbittert ihren Masso noch mehr. Böse ist er schon, denn als er jetzt in der Wirthschaft ihrer Mutter war und den sauern Wein trank — „Höre du! unser Wein ist gut!", fährt Anniza auf —, da hätte sie ganz gut Gelegenheit finden können, ihn zu küssen, aber sie schien es furchtbar eilig zu haben, daß sie immer wieder in die Stube zurückkam, wo auch der Fremde saß. Das Band soll sie ins Wasser werfen. Das will sie nicht. „Anniza, ich hab' etwas bei mir geschworen: das Band — oder ich!" Sie glaubt es nicht, aber er springt hinein, und nun will sie ihm zu Hülfe kommen, aber ihre Hände erreichen die seinen nicht; da erinnert sie sich ihres Bandes, wirft es ihm zu, hilft ihm heraus: „Ich glaube, ich wäre gestorben, Masso, wenn du ertrunken wärst!" — „Ich glaube, ich auch." Nun lachen sie beide. „Wir sind doch rechte Kinder!", kichert Masso; „es ist wirklich an der Zeit, daß wir heirathen." Das meint auch Anniza, und sie gehen zur Mutter und bitten um ihren Segen.

„Herr Doctor Heinrich Heine" paßt nicht recht in diese Umgebung. Nach dem lebensvollen, glutreichen Bilde der zwei schönen Kinder Neapels ein Wahnsinniger, der sich für Heine hält, von seiner Liebsten verlassen wurde und seitdem Verse machte: „Doch will ich dichten, so hapern Mir Verse und Poesie — Und will ich singen, so klappern Die Zähne die Melodie." Heine's Schicksal ist es, daß seine Schule seine Schwächen copirt, weil sie seine wenigen echten Poesien nicht nachmachen kann und will. Der Wahnsinnige leistete nicht mehr als mancher Gesunde.

Aus dem Irrenhaus führt uns „Raechelle Scarpa" nach Konstantinopel. Als ein griechischer Bandit der Heldin eine goldene Kette rauben will, kommt ihr ein deutscher Handlungsreisender zu Hülfe, der natürlich sein Herz an sie verliert, nicht ohne das ihrige dafür zu erhalten. Als ihr Mann stirbt, betrügt der Schwager sie um das Vermögen und sie hält den Geliebten für mitschuldig, bis er ihr das Geraubte wieder verschafft mit: „Den Dank, Dame, begehre ich nicht!" Als er aber nach Jahren die schöne Frau mit seinem Liebling, dem schönen Kinde, im Abendland antrifft, schmilzt sein Zorn vor ihrer Reue und seiner Liebe.

Ganghofer schildert nur Land und Leute, die er kennt; auch in Konstantinopel ist er ersichtlich gewesen (obgleich er vergaß, daß der türkische Priester nicht dem spanischen gleicht). Das ist für manche Leser eine Empfehlung, für andere nicht. Als Hildebrandt seine Madeira-Bilder ausstellte, fand das Publikum sie unnatürlich, nur einzelne waren anderer Ansicht, denn sie waren in Madeira gewesen. So wie man am meisten applaudirt wird, wenn man über das spricht, wovon man nichts versteht — ganz meine Ansicht! denkt der nichts verstehende Hörer und klatscht Beifall dem alter ego —, so schreibt man auch recht nach dem Sinn der Leser, wenn man schildert, was man gleich ihnen nicht versteht und sich ebenso vorstellt wie sie.

Freiherr K. von Richthofen.

Zur deutschen Culturgeschichte.

Christoforus. Blätter für Kenntniß und Pflege von deutscher Art und Sitte, deutschem Glauben und Recht. Von Albert Freybe. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 6 M.

Das Buch verfolgt höhere pädagogische Ziele:

Es stellt dar die deutsche Volkspersönlichkeit, wie sie hochgerichtet, schon im Heidenthum pädagogisch für die Aufnahme des Christenthums innerlich bereitet, nachher in Glauben, Sitte und Recht dem Könige aller Könige huldigt. „Christoforus" nennt sich das Buch, nicht als ob alles, was deutsch ist, darum auch christlich wäre.

Es will, um das Vorwort in Kürze zu erschöpfen, die wankende Volkspersönlichkeit zurückführen auf das feste Fundament einer reinen evangelischen Religiosität, damit sie kein Reprobus aus einem Christoforus werde, auf apostatischem Irrweg nicht heillos sich schädige. Zu diesem Behufe construirt der Verfasser in seinem Buche einen Spiegel altdeutscher Art und altdeutschen Wesens, damit die Gegenwart vor diesem ihrem Spiegelbilde in sich gehe.

Ob dem Verfasser gelungen ist, diese seine fromme Mahnung in eine wirksame Form zu kleiden, müssen wir bei aller Anerkennung seines Wollens bezweifeln. Sein Buch eröffnet Einblicke in Glauben, Art und Sitte der Altvordern durch Mittheilungen aus der germanischen Mythologie, durch Bruchstücke aus alten Literaturwerken, durch Aufschlüsse über altgermanische Rechtsanschauungen und Rechtsbräuche, durch lexikalische und etymologische Notizen zu vulgären Begriffen. So lösen sich die Stoffe denn ab wie kaleidoskopische Gebilde. Es fehlt dem Werke ein feinerer Organismus, eine innigere Verbindung der Theile und Glieder. Dabei leidet der Stoff mehrfach an einer gewissen Trockenheit. Manches ist von engstem, rein germanistischem Interesse. So glauben wir, daß des Verfassers Wille, sein Werk zu einem erbaulichen Lehrbuche der Familien zu machen, sich nicht erfüllen werde. Die Materien sind von zu relativem Werthe, die Schreibweise eine zu sprunghafte und abgerissene, als daß eine erbauliche Erwärmung des Lesers bewirkt werden könnte.

Anziehend geschriebene Specialwerke dürften im Volke eher den Sinn für jene liebevolle Beschäftigung mit unsern ehrwürdigen Alterthümern wecken, welche Vilmar mit den im Vorwort mitgetheilten Worten so beredt empfiehlt, und welcher die Grimms, Uhland und Simrock Bahn gebrochen haben. Vielleicht auch, daß man in schamhaften Anwandelungen über ein allzu langes Versäumen sich endlich der Pflicht bewußt wird, der Pflege der nationalen Cultur- und Literaturgeschichte in den Schulen einen höhern Rang einzuräumen als den Studien der Ausländer und der Antike.

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Mehrere Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig liegen in neuen Auflagen vor. So Julius Frauenstädt's Schrift: „Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken" in fünfter Auflage: ein Beweis dafür, welche weite Verbreitung dieser Extract aus den Werken des originellen Denkers gefunden hat. In dritter, neu durchgesehener Auflage ist der vierte Band des großen Werks von Moriz Carriere: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit" erschienen. Die geistreiche Verknüpfung der Cultur- und Kunstgeschichte, wie sie dies Werk charakterisirt, hat, besonders auch durch die elegante Form der Darstellung, großen Anklang gefunden. Johann Peter Eckermann's „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens" haben unter den Schriften der Goethe-Literatur, besonders der Goethe-Memoiren, wol den Vogel abgeschossen. Sie liegen in sechster Auflage vor, mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer und einem neuen Register. Eine fünfte, neu bearbeitete Auflage erscheint von dem „Lehrbuch der Finanzwissenschaft" von Lorenz von Stein. Der erste Band behandelt die Finanzverfassung Europas. Was die neue Auflage des gediegenen und allgemein anerkannten Werks von den frühern unterscheidet, gibt der Verfasser selbst in der Vorrede an: „Der erste Punkt besteht darin, die Scheidung des Finanzwesens des Staats von dem der Staatenverbände und Einheiten oder dem Bundesfinanzwesen, dann von dem der Selbstverwaltung, und endlich von dem des internationalen Finanzrechts festgestellt zu haben. Von jetzt an, denke ich mir, werden für den allgemeinen Begriff der Finanzwissenschaft diese vier, ich meine zugleich sehr praktischen Kategorien wol ihren Platz behaupten. Der zweite Punkt ist die, wir glauben endgültige Scheidung von Finanzverfassung und Finanzverwaltung. Die erste bedeutet in der Finanzwissenschaft künftig das, was der Verfassungslehre und damit dem formalen Staatsrecht wie der lebendigen Finanzgesetzgebung, Vollziehung und Finanzrechtsverwaltung angehört. Die zweite, indem sie die allgemeinen wirthschaftlichen Kategorien von Haushalt, Ausgaben und Einnahmen auf Grundlage der Idee des arbeitenden, das ist des verwaltenden Staats in sich aufnimmt, entwickelt dann in dem großen System das sich daraus ergibt, eigentlich das was wir als die bisherige Finanzwissenschaft zu bezeichnen gewohnt waren, indem sie zur Finanzwissenschaft des Staatshaushalts, der Ausgaben und der Einnahmen des wirthschaftenden Staats wird. Dieses soll die Aufgabe des folgenden Bandes sein. Derselbe soll dabei vor allem auch hier dem Recht der Finanzverwaltung zu seinem Recht in unserer Wissenschaft verhelfen."

— In Nr. 36 d. Bl. besprachen wir den „Japanischen Roman aus der Jetztzeit" von C. W. E. Brauns. Es wird die Leser d. Bl. interessiren, zu erfahren, daß C. W. E. Brauns eine Dame ist und zwar die Gattin des Professors Brauns in Halle, der sich durch seine Essays über Japan in weiten Kreisen einen Namen gemacht hat. Auch die Schilderungen, welche der Roman von Land und Leuten gibt, sind aus eigener Anschauung geschöpft.

— „Die Kunst gemeinfaßlicher Darstellung" hat Martin Hammerich verfaßt und A. Michelsen aus dem Dänischen übersetzt (Leipzig, Lehmann). Der Verfasser dieses Leitfadens galt lange Zeit für einen der ersten Schulmänner Dänemarks; am bekanntesten ward er durch sein Lebensbild Thorwaldsen's (1876). Die vorliegende kleine Schrift, die erst nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht worden, verdient auch von den deutschen Lehrern an Gymnasien und Realschulen beachtet zu werden. Das Büchlein gibt im ersten Theil eine Geschichte der Redekunst, im zweiten wird die Kunst der lehrhaften Darstellung selbst behandelt. Eine Reihe von vortrefflichen Bemerkungen sind hier niedergelegt, besonders lesenswerth ist der Abschnitt über die Kunst der Geschichtschreibung. Das Ganze ist aus der Tiefe reichen Wissens und reicher Erfahrung geschöpft; das Büchlein wird sicher seinen Weg in der Lehrerwelt machen.

— Von E. Götzinger's „Reallexikon der deutschen Alterthümer" liegt uns Heft 10—15 vor (2. Aufl., Leipzig, Urban); dieselben reichen von den Artikeln „Jesuitenorden" bis „Novelle". Umfängliche, aber stets möglichst gedrängt geschriebene Abhandlungen sind die Artikel: Juden, Kapelle, Katarrhe, Kelch, Kirchenlied, Klerus, Klosteranlagen, Kriegswesen, Malerei, Musik, Münzwesen u. s. w. Wir wiederholen gern unsere frühere warme Empfehlung des Werks; die betreffenden Artikel sind nach den besten Quellen abgefaßt, umspannen ein sehr großes Gebiet des Wissens, sind anschaulich und populär gehalten. Das „Reallexikon" ist als Nachschlagebuch besonders für Fachgelehrte, aber auch für alle Laien, die sich für das in Frage kommende Gebiet interessiren, sehr brauchbar und verdient weite Verbreitung.

— Es liegen uns die letzten Lieferungen vor von „Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn. Mit mehr als 50 Bildertafeln u. s. w. von J. Gehrts" (Kreuznach, Voigtländer). Die Göttersagen hat Felix Dahn, die Heldensagen dessen Gattin behandelt; in ersterm Theil werden wir eingeführt in die altgermanischen Grundanschauungen, belehrt über die einzelnen Götter, die Götterdämmerung und die Welterneuerung; im zweiten Theil werden uns erzählt: die Sage von den Wölsungen, Beowulf, Kudrun, die Sagenkreise von Dietrich von Bern und von den Nibelungen u. s. w. Eigentlich bürgen schon die Namen der Verfasser und des Malers dafür, daß wir hier etwas Vorzügliches zu erwarten haben; wir wollen aber doch ausdrücklich constatiren, daß die in „Walhall" vorliegende Vereinigung von Wort und Bild dieses Werk zu der besten populären Darstellung des altgermanischen Mythen- und Sagenstoffs machen, welche wir zur Zeit besitzen. In Dahn reichen sich Wissenschaft, Poesie und Kunst der Darstellung in hervorragender Weise die Hand; Gehrts ist ein durchaus berufener Zeichner der nordischen Gestaltenwelt. Wir wünschen „Walhall" nicht blos in den Händen unserer reifern Jugend, sondern auch aller Stände und Alter zu sehen, damit ihnen die Herrlichkeit der altgermanischen Phantasie so recht einleuchte und sie erfreue.

— Zum Verständniß der „Lage und des Betriebs des Buchhandels" hat August Bolm einen instructiven Aufsatz aus der „Deutschen Buchhändler-Zeitung" abdrucken lassen (Berlin, Bolm's Verlag). Die auf Sachkenntniß beruhenden, unparteiisch und doch mit persönlicher Wärme geschriebenen Auslassungen des Verfassers dürften nicht blos in den Kreisen seiner Fachgenossen Beachtung verdienen, sondern auch aller derer, welche am Wohl und Wehe des Buchhandels Interesse nehmen.

— „Die historischen Vereine" zieht Gustav Bossert „vor das Tribunal der Wissenschaft" (Heilbronn, Henninger). Mit außerordentlicher Sachkenntniß und Gerechtigkeitsliebe wägt der Verfasser ab, was für und wider die historischen Vereine gesagt werden kann. Allen Historikern von Fach bietet diese kleine Studie sehr viel Beherzigenswerthes.

— Einen sehr gediegenen Vortrag über „die Laokoongruppe und den Gigantenfries des Pergamenischen Altars" hat Adolf Trendelenburg veröffentlicht (Berlin, Gaertner). Auf Grund

einer geistvollen Untersuchung gelangt er zu dem Resultat, daß der pergamenische Gigantenfries in der That eine zuverlässige Grundlage für die chronologische Bestimmung des Laokoon sei. Die schlichtere, idealere Gruppe ist früher entstanden als der schwungvollere, naturalistischere Fries. Zwei Lichtdrucktafeln unterstützen den vom Autor geführten Beweis.

— „Einblicke in den Spiritismus" eröffnet Erzherzog Johann (Linz, Ebenhöch). Der Verfasser will zeigen, daß das vielgenannte Medium Harry Bastian ein Schwindler sei. Demnach führt er zunächst eine Reihe von selbst erlebten Thatsachen an und kritisirt die beobachteten Erscheinungen sehr scharfsinnig. Er gelangt zu den Sätzen: „Die Medien der Spiritisten sind Taschenspieler, weil Taschenspieler ihnen alles nachmachen können; Geister lassen sich nachmachen, Geist nicht." Als Beitrag zur Widerlegung des Spiritismus ist diese Schrift des Erzherzogs Johann sehr brauchbar.

— „Stannemeyer's römische Kunstfahrten" hat L. Budde herausgegeben (Bonn, Weber). Das Ganze ist eine Persiflage der unklaren Schwärmerei für italienische Kunst; der Verfasser will die Berühmtheiten dieses Landes „naiv auf sich wirken lassen", d. h. er hat weder ein geübtes Auge noch die gehörige Vorbildung zum Sehen. Relativ richtig ist so manches, was er sagt; doch ist ein fortwährender täppischer Witz und ein bloßes Hervorkehren von Mängeln nicht gerade geeignet, ihn als Zeichner eines zutreffenden Bildes erscheinen zu lassen.

— „Die Kunst der Beredsamkeit", von Otto Müller, ist in zweiter Auflage erschienen (Wien, Hartleben). Das Werkchen versucht, „den Laien zum gewandten und angenehmen Erzähler in Gesellschaftskreisen allmählich auszubilden", und lehrt sodann die eigentliche Rhetorik. Nach Erklärung der einzelnen Bestandtheile einer wohlgesetzten Rede und deren Verbindung zu einer solchen werden Musterbeispiele aufgestellt und halb ausgearbeitete Themata mit der Anleitung gegeben, dieselben zu vollendeten Reden auszuarbeiten. Das Ganze ist nichts weiter als eine der früher viel verbreiteten Rhetoriken, etwas modernisirt und mit Beispielen aus modernen Schriftstellern versehen. Braucht jemand einen derartigen Leitfaden, so kann er sich des vorliegenden Buchs ganz wohl bedienen.

Bibliographie.

Bruneck, E., Land-Novellen. II. Das stolze Gutsfräulein. Oranienburg, Freyhoff. 12. 1 M. 50 Pf.

Sächsisch-thüringisches Dichterbuch. Unter Mitwirkung von A. Brieger und K. v. Rohrscheidt herausgegeben von G. E. Barthel. Halle, Hendel. 1885. 8. 3 M.

Euler, L., Einleitung in die Analysis des Unendlichen. 1ster Thl. Ins Deutsche übertragen von H. Maser. Berlin, Springer. 1885. Gr. 8. 7 M.

Gitlbauer, M., Philologische Streifzüge. 1ste Lfg. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gothein, E., Bilder aus der Geschichte des Handwerks in Baden. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 75 Pf.

Hart, J., England und Amerika. Fünf Bücher englischer und amerikanischer Gedichte von den Anfängen bis auf die Gegenwart. In deutschen Uebersetzungen. Chronologisch geordnet mit litterar-historisch-kritischen Notizen und einer Einleitung: Ueber Geist und Entwickelung der englischen Poësie. Minden, Bruns. 1885. 8. 6 M.

— — Orient und Occident. Eine Blütenlese aus den vorzüglichsten Gedichten der Welt-Litteratur. In deutschen Uebersetzungen. Nebst biographisch-kritischem Anhang. Minden, Bruns. 1885. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Heemstede, L. v., Mathusala. Dramatisches Gemälde. Paderborn, F. Schöningh. 12. 2 M. 40 Pf.

Heer, G., Landammann und Bundespräsident Dr. J. Heer. Lebensbild eines republikanischen Staatsmannes. Zürich, Schultheß. 1885. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Hellen, C. v., Der Herr Diakonus. Novelle. Leipzig, Lehmann. 8. 3 M.

Herbert, M., Das Kind seines Herzens. Roman. Köln, Bachem. 8. 3 M.

Heß, D., Johann Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Eingeleitet und herausgegeben von J. Baechtold. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Hirundo, C., Die Giebinger. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 4 M.

Hobrecht, M., Von der Ostgrenze. 3 Novellen. Berlin, Hertz. 1885. 8. 5 M.

Hochstetter's, F. v., gesammelte Reise-Berichte von der Erdumsegelung der Fregatte Novara 1857—1859. Mit einem Vorwort von V. v. Haardt, einem Porträt F. v. Hochstetter's in Heliogravüre und einer Uebersichtskarte der Reise-Route. Wien, Hölzel. 1885. Gr. 8. 5 M.

Hollensteiner, K., Aus vergangenen Tagen. Chronikbilder aus der Vergangenheit Oldenburgs in Holstein. Oldenburg i. Holst. 8. 5 M.

Haman von Holzhausen. Eine Frankfurter Patriziergeschichte, nach Familienpapieren erzählt von M. K. 2te Aufl. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1885. 8. 6 M.

Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von J. Sturm. Jahrg. 1884. Wiesbaden, Niedner. 12. 1 M. 20 Pf.

Keller, J. J., Der kriegsgeschichtliche Prozess gegen Kilian Kesselring 1633—1635. Nach den Akten bearbeitet. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 3 M.

Kelsen, H., Gedichte. Wien, Hölder. 1885. 12. 2 M.

Kiss, J., Lied von der Nähmaschine. Aus dem Ungarischen von L. Neugebauer. Illustrirt von O. v. Baditz. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M. 50 Pf.

Koberstein's, A., Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 6te umgearb. Aufl. von K. Bartsch. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Nationallitteratur bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 9 M.

Koch, A., Hermann von Salza, Meister des Deutschen Ordens († 1239). Ein biographischer Versuch. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Krause, K. C. F., Einleitung in die Wissenschaftslehre. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 3 M.

Krauss, F. S., Sitte und Brauch der Südslaven. Nach heimischen gedruckten und ungedruckten Quellen. Im Auftrage der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien, Hölder. 1885. Gr. 8. 13 M.

Krieg ohne Kriegserklärung. Ein Mahnruf. Wien, Hölder. 1885. Gr. 8. 1 M.

Linke, O., Aus dem Paradiese. Berliner Idyllen. Minden, Bruns. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Gerold Meyer von Knonau, aus einer zürcherischen Familienchronik. Als Einleitung zu den Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau (1769—1841) neu herausgegeben. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 2 M.

Molitor, W., Gedichte. Mainz, Kirchheim. 8. 3 M. 50 Pf.

Müller, F. M., Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Vorlesungen, gehalten an der Universität Cambridge. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von C. Cappeller. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 7 M.

Orzeszko, E. P., Meier Ezofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von L. Brixen. Mit 26 Illustrationen von M. Andriolli. Dresden, Minden. 1885. Lex.-8. 12 M.

Pfister, H. v., Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau. Als Beitrag zu vaterländischem Volkstume bearbeitet und herausgegeben. Marburg, Elwert. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Reumont, A. v., Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 10 M.

Rille, A., Aus dem Bühnenleben Deutsch-Oesterreichs. Die Geschichte des Brünner Stadttheaters (1734—1884). Brünn, Knauthe. 1885. Gr. 8. 2 M.

Sanders, D., Verdeutschungswörterbuch. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 M.

Schulze-Smidt, Bernhardine, Er lebt! Eine Erzählung. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 5 M. 50 Pf.

Spyri, Johanna, Sina. Eine Erzählung für junge Mädchen. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M.

Steinmann, C., Die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses von Gertrudis, der Mutter Heinrichs des Löwen, bis auf Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg. 1ste Abth. Braunschweig, Goeritz u. zu Putlitz. 8. 1 M. 20 Pf.

Storm, T., Zur Chronik von Grieshuus. 1883—84. Berlin, Paetel. 8. 5 M.

Stuart, C. F., Nachtschatten. Gedichte. Fragmente. Tagebuchblätter eines Sonderlings. Minden, Bruns. 8. 2 M. 25 Pf.

Sydow, Clara v., Das selbe Lied. Novelle. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Temme, J. D. H., Zur linken Hand. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Tolstoi, Graf L., Worin besteht mein Glaube? Eine Studie. Aus dem russischen Manuscript von Sophie Behr. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 6 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1939: Kleine Humoresken von F. v. Schönthan und P. v. Schönthan. 3tes Bdchn. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Vely, E., Schiffbruch. Roman. Herzberg a. H., Simon. 1885. 8. 3 M.

Klassisches Vergißmeinnicht. Ein Dichterwort auf jeden Tag des Jahres. Gesammelt von Johanna Ernst. Mit einem Motto in Facsimile-Druck von F. Bodenstedt. Kreuznach, Schmithals. 64. 1 M. 50 Pf.

Vorberg, M., Der Lutherhof von Gastein. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Voß, R., Die neuen Römer. Roman aus der römischen Wildniß. 2 Bde. Dresden, Minden. 1885. 8. 6 M.

Wellmer, A., Musikalische Skizzen und Studien. Ein Beitrag zur Kultur- und Musikgeschichte. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 1885. 8. 2 M. 20 Pf.

Werner, Elisabeth, Ein Gottesurteil. Roman. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1885. 8. 4 M.

Wertheimer, E., Erzherzog Carl als Präsident des Hofkriegsrathes 1801—1805. Nach ungedruckten Quellen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 60 Pf.

Witz, Ch. A., Ulrich Zwingli. Vorträge. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wohlmuth, A., Reise-Momente und Erinnerungen. Neue Folge der Streifzüge eines deutschen Comödianten. Weimar, Böhlau. 8. 1 M. 20 Pf.

Wülcker, R., Grundriss zur Geschichte der angelsächsischen Litteratur. Mit einer Uebersicht der angelsächsischen Sprachwissenschaft. Unter Rücksicht auf den Gebrauch bei Vorlesungen. Leipzig, Veit u. Comp. 1885. Gr. 8. 10 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage von **Otto Wigand** in **Leipzig.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 18. December 1884.

Zur deutschen Literatur.

1. Geschichte der deutschen Literatur. Von Wilhelm Scherer. Zweite Ausgabe. Berlin, Weidmann. 1884. Gr. 8. 10 M.

Es ist gar kein Zweifel, daß, die Nothwendigkeit einer neuen Geschichte der deutschen Literatur einmal zugegeben, Scherer einer der Berufensten zu deren Abfassung war. Daß aber jene Nothwendigkeit bis zu einem gewissen Grade wirklich vorhanden war, ließe sich wol allenfalls nachweisen. Wenigstens fehlt es seit der auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan gewonnenen Einigung unsers Volks zwar nicht an Werken über unsere Nationalliteratur, wohl aber noch an einem nationalen Literaturwerk, das in den Händen aller gebildeten Deutschen wäre, an dessen Lektüre sie sich gemeinsam erfreuen möchten. Ja nicht genug damit! Durch die großen Thaten von 1866 und 1870 ist Deutschland nicht nur im Innern einig geworden, sondern indem es jetzt nach außen hin eine starke Macht repräsentirt, bildet es auch ein geistiges Einigungsmittel für diejenigen Völker deutscher Zunge, welche dem Verbande des Deutschen Reichs nicht mehr angehören oder nicht angehört haben. Oder täuschen wir uns etwa, wenn wir gerade nach der Schlacht von Königgrätz uns in einem viel innigern Rapport mit unsern österreichischen Stammesbrüdern wähnen, als dies je in der blühendsten Epoche der Metternich'schen Politik der Fall war? Wie schön wäre es also, wenn unsere deutschen Brüder an der blauen Donau, ja am Mississippi sich mit uns auf Grundlage der Lektüre desselben Buchs verständigen könnten! Und es wird nur auf den bisweilen schwer berechenbaren Geschmack des Publikums ankommen, ob dem in Zukunft so sein soll.

Die Scherer'sche Literaturgeschichte genügt wirklich allen Anforderungen, die billigerweise an ein solches Werk gestellt werden können. Trotz ihres mäßigen Umfangs (720 Seiten Text) umfaßt sie unsere gesammte Literatur, und der Verfasser, der ja, wie wir schon hervorgehoben, durch specielle Leistungen auf fast allen Gebieten unserer Literaturgeschichte seine Herrschaft über dieselben bewiesen hat, bewegt sich mit einer solchen Sicherheit durch die verschiedenen Perioden, daß jede zu ihrem Rechte kommt. Der gewählte, jederzeit sachgemäße, und wo der Gegenstand den Verfasser hebt, schwungvolle Stil macht das Werk zu einer ebenso anziehenden wie belehrenden Lektüre: man fühlt sich am Schluß derselben selbst gehoben. Nirgends drängt sich die Gelehrsamkeit auf: sie ist in den Anhang (von circa 200 Seiten) verwiesen, der den Nachweis der benutzten Schriften, ein übersichtliches Verzeichniß der Entstehungsdaten unserer Literaturwerke, chronologisch geordnet, unter dem Titel „Annalen" und ein sorgfältig gefertigtes Register enthält. Die Eintheilung und Abgrenzung des Stoffs ist zuweilen originell, immer wohlbegründet. Scherer schließt wie sein berühmter Vorgänger Gervinus mit Goethe's Tod, der mit der pariser Julirevolution zusammenfällt, also mit dem Auftreten des Jungen Deutschland in unserer Literatur, das sehr begreiflicherweise nicht jedem sympathisch ist. Nun läßt sich ja wol im Princip darüber streiten, ob dieser Schluß ein berechtigter ist, und jedenfalls hatten unsere lebenden Dichter ein Recht, sich über Gervinus zu beklagen, der gerade sie, die Lebenden, ohne weiteres „zu den Todten" warf. Aber ebenso gewichtige Gründe lassen sich auch für Scherer's Verfahren angeben. Zunächst fehlt es uns durchaus nicht an guten Werken über die deutsche Literatur der Gegenwart; auch ist das Publikum, welches sich für die deutsche Neuzeit interessirt, meist ein anderes als das, welches gern in den Schacht unserer Vergangenheit hinabsteigen möchte; die Schwierigkeit, über noch lebende Autoren ein sicheres Urtheil zu fällen, wollen wir dabei noch gar nicht einmal in Anschlag bringen. Mag also immerhin für eine

künftige deutsche Literaturgeschichte oder eine Fortsetzung der Scherer'schen das Jahr 1870 als der passende Schluß ins Auge zu fassen sein, so wird man doch durch die Art des Verfahrens sehr bald mit dem Verfasser ausgesöhnt. Zunächst nämlich gewinnt er dadurch den schönen Abschluß mit der Vollendung des zweiten Theils des „Faust", also des Goethe'schen Lebenswerks, in welchem sich „der Weisheit letzter Schluß" des alternden Dichters concentrirt, zugleich desjenigen Werks, dessen Studium durch Scherer's scharfsinnige Untersuchungen wesentlich gefördert worden ist. Sodann schließt er nicht so schroff ab wie Gervinus, denn auch die Romantik wird bis in ihre Ausläufer, auch Rückert, Uhland, Platen, Heine werden gewürdigt. Sein Absehen war, wie er selbst erklärt, in erster Linie auf die Geschichte der Dichtung gerichtet, erst in zweiter auf die Geschichte der Prosa und der Wissenschaft. Je mehr ein Werk die Kunstforderungen befriedigt, desto höhern Anspruch schien es ihm auf ausführliche Behandlung zu haben; darum hat er dem „Werther" größern Raum gewidmet als dem „Wilhelm Meister". Lediglich zu Gunsten von Goethe's „Faust" glaubte er eine Ausnahme machen zu müssen, obwol dieser im strengen Sinn nicht fertig geworden sei. Mit dem Erscheinen des vollendeten „Faust" bricht seine Erzählung ab. Nur hierdurch gewann er einen würdigen Schluß, den er durch einen Blick auf die letzten funfzig Jahre unserer Literatur, weil dieser sich wie ein zerstreuter und zerstreuender Anhang ausgenommen haben würde, nicht verderben wollte. Er glaubt vielleicht später einmal einen Ausweg treffen zu können, um etwaigen Wünschen des Publikums entgegenzukommen: „es könnte wirklich innerhalb des Anhangs eine Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen unserer Literaturgeschichte und eine kurze objective Charakteristik unserer hervorragendsten Schriftsteller seit 1832 versucht werden".

Ein fernerer Vorzug Scherer's, der gerade ihn zur Abfassung eines nationalen deutschen Literaturwerks befähigt, ist der, daß er nicht exclusiv Norddeutscher ist: die Stellungen, die er nacheinander in den beiden Hauptstädten deutscher Zunge, in Wien und Berlin, eingenommen hat, machen ihn auch den Süddeutschen geneigt, ja bisweilen will es in diesem Werke scheinen, als ziehe ihn sein Herz mehr zu letztern hin, weshalb wir ihm aber durchaus nicht grollen mögen. Wenn wir nun noch als einen Vorzug des Buchs erwähnen, daß auch die Vertreter der Wissenschaft, die dem deutschen Namen Ehre machen, insofern sich ihre Werke nicht blos an die Fachgenossen wenden, kurz und bündig charakterisirt werden, so sind wir, denke ich, dem schönen Werke, dem wir den besten Erfolg wünschen, hinreichend gerecht geworden.

Die Bezeichnung „Zweite Ausgabe" soll wol bedeuten, daß die Ausgabe nunmehr in Bandform erscheint, während die erste bekanntlich in Lieferungen erschienen ist. Wer diese letztere Form nicht liebt, möge sich also nun an die „zweite Ausgabe" halten, die in Lederband mit darauf gepreßtem Titel einen höchst eleganten Eindruck macht.

Schwieriger würde es sein, die Existenzberechtigung von folgendem Werke a priori nachzuweisen, wenn wir nicht dessen schon durch den aposteriorischen Beweis auf dem Titel, daß es nämlich eine dritte Auflage erlebt hat, glücklicherweise überhoben wären.

2. Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Ein Hülfsbuch für Schulen und zum Privatgebrauch. Von Gottlob Egelhaaf. Dritte Auflage. Mit Zeittafel und Register. Heilbronn, Henninger. 1884. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser versucht im Vorwort zur ersten Auflage die Existenzberechtigung seines Hülfsbuchs daraus herzuleiten, daß er die Mitte zu halten gesucht habe zwischen dem von Herbst, welches zu kurz, und allen übrigen, welche zu lang seien; „denn das sonst vielfach verdienstliche Buch von Kluge (zuletzt in zwölfter Auflage, glaube ich, erschienen), bleibt im Grunde bei guten Vorsätzen «weiser Beschränkung» stehen". „Mein Wunsch ist", heißt es dann, „daß mein Buch als ein Versuch betrachtet werden möge, gleich Herbst die alten Gleise zu verlassen und doch nicht allzu radical in schroff gegentheilige Bahnen einzulenken." Doch hält er es noch für nöthig, sich zu entschuldigen, daß er in der ältesten Literatur über das Maß des der Schule Zuständigen bisweilen hinausgegangen sei: „Wer über eine fast baumlose Heide schreitet, freut sich an einem Baum, den er im dichten Urwald über den Riesen der Pflanzenwelt übersehen würde." Das scheint mir denn doch nicht pädagogisch gedacht; indessen er will ja, daß das Buch „zugleich von solchen Gebildeten in die Hand genommen werden könne, welche sich kurz über das Wesentliche der deutschen Literaturgeschichte unterrichten wollen" — und genug, der Erfolg hat entschieden; machen wir uns also weiter keine Sorgen darüber!

Von dieser Frage abgesehen, empfiehlt sich das Buch in mehr als einer Hinsicht. Es ist klar, verständlich, sachgemäß, bisweilen sogar mit einer gewissen Wärme für den Gegenstand, die immer wohlthuend wirkt, geschrieben. So wenn es von Walther von der Vogelweide heißt:

> Seinem Munde entquellen zarte, gefühlvolle, der Erhörung frohe Liebesaccorde; in seinen Sprüchen wetteifert er an sittlichem Ernst und religiöser Tiefe mit Solon, in seinen politischen Sturmrufen an patriotischer Gesinnung, an unbestechlichem Idealismus, an strenger Wahrhaftigkeit, an mannhafter Charaktertreue mit Demosthenes. Darum mögen wir ihn den Alpenfirnen vergleichen, die noch der Strahl der Sonne vergoldet, wenn die Thäler und Klüfte schon lange in tiefem Schatten liegen; er ist uns unvergessen und lebt unser Leben mit, während seine Sangesgenossen in Nacht und Vergessenheit versunken sind.

Mit einigen Urtheilen kann ich mich nicht einverstanden erklären, so wenn es von Klinger heißt, er sei später zu innerer Abklärung und Reife gelangt; in seinem Charakter und Leben wohl, aber in seinen Schriften wurde er einfach langweilig; als Schriftsteller gelangten aus der Sturm- und Drangperiode zu innerer Abklärung und Reife

blos Goethe und Schiller. Von Schiller's Gedicht „Erwartung" heißt es, „daß in ihm die Ausleger eine Erinnerung an seine Zusammenkünfte mit seiner Braut im Lengefeld'schen Garten erblicken wollen". Näher lag die schöne Goedeke'sche Hypothese, daß dieses Gedicht sammt der „Begegnung" Bruchstück eines in Italien spielenden romantischen Liebesgedichts, „Das Ereigniß zu Verona" (?Siena) sei. Die alberne Bemerkung des Franzosen Marelle über die Verliebung der Jungfrau von Orleans in Lionel konnte füglich wegbleiben; die Schuld der Jungfrau ist eine bloße Gedankenschuld — doch darüber läßt sich hier nicht ausführlicher reden. Es würde um Justinus Kerner schlimm stehen, wenn er durch seinen Hang zur Geisterseherei wirklich berühmter geworden sein sollte als durch seine Dichtungen. Friedrich Rückert studirte in Würzburg und Heidelberg, nicht in Jena. Der Ausdruck „Würmchen" für Nathan's Pflegetochter kommt bei Lessing nicht vor.

3. Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Erster Band. Kassel, Kay. 1884. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Dies wäre denn eins von den unter Nr. 1 erwähnten recht brauchbaren Werken, die sich zum Zweck gesetzt haben, uns in das Studium der deutschen Literatur der Gegenwart einzuführen. Und wie nothwendig solche Werke gerade für den sind, der sich von Berufs wegen mit deutscher Literatur zu befassen hat, wird sich schon aus der Erwägung ergeben, daß ein solcher Beruf doch nur an Universitäten oder höhern Schulen zur Ausübung kommt, und daß hier aus mehrern Gründen, besonders um des bildenden Elements willen, das in der genetischen Betrachtung der Dinge, in dem Begriff der Entwickelung liegt, die Geschichte der Vergangenheit vor der Darstellung der Gegenwart bevorzugt werden muß. Wir wenigstens bekennen uns dem Verfasser zu aufrichtigem Danke dafür verpflichtet, daß er uns mit so manchem wackern Dichter der Gegenwart bekannt gemacht hat, der noch nicht in unsern Gesichtskreis getreten war. Noch mehr werden ihm also wol die Dichter selbst es danken müssen, daß er sie in so würdiger, verständiger Weise einem Lesepublikum zugänglich macht, welches zwar schon durch seinen Beruf Interesse an unserer Literatur, aber wegen Mangels an Zeit und bei der überwuchernden Fülle unserer gegenwärtigen Production noch keine Gelegenheit hatte, aus ihren vollständigen Werken sich Belehrung und Genuß zu holen. Das Werk ist eine Fortsetzung der „Ausgewählten deutschen Dichtungen" desselben Herausgebers, Directors des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar, aber mit dem durch die Eigenthümlichkeit des neuen Gegenstandes bedingten Abänderungen des ursprünglichen Plans. Nebenbei (was auf den Specialtiteln der Lieferungen einige Confusion macht) geht es auch noch unter dem ältern Titel fort als: „Fünfter Band. I. Supplementband: Deutsche Dichter der Neuzeit." Jenes erstere Werk war zum Theil auf die Lehrer berechnet und deshalb mit einer Menge Erläuterungen versehen, die dem übrigen Publikum jedenfalls unnütz erscheinen; „dies (neue) Werk hat", wie der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, „in erster Linie Literaturfreunde im Auge". Uebrigens hat er die Erfahrung gemacht, daß auch

für den Schüler die Lektüre einer Dichtung um so anregender und nachhaltiger wirkt, je weniger sie durch das Unkraut der Erläuterungen in Gefahr zu ersticken gebracht wird; endlich ist das Gedicht, welches erst einer ganzen Menge von Erläuterungen bedarf, um verstanden zu werden, der Regel nach der weitern Verbreitung unwerth. Aufmerksame Leser meiner Erläuterungsschriften werden übrigens unschwer erkannt haben, daß, je jünger eine Erläuterung, desto kürzer dieselbe ausgefallen ist.

Wenn so die Erläuterungen auf einen geringen Raum beschränkt wurden und wir dieses Verfahren für vorliegende Dichtungen nur billigen können, so bestand die Thätigkeit des Herausgebers zunächst in einer sorgsamen und geschmackvollen Auswahl, sodann in einer biographischen und ästhetisch-kritischen Einleitung. Zu den biographischen Skizzen benutzte er zum Theil nicht nur die vorhandenen Wörterbücher (Brümmer, Bornmüller), sondern auch Originalmittheilungen der Verfasser; auch freut es ihn sichtlich, und uns mit ihm, wenn er ein Gedicht zum ersten Druck oder nach dem Originalmanuscript liefern kann. In diesem allen verfährt er mit dem Takt eines erfahrenen Schulmannes. Die unangenehme Seite dieses Standes tritt jedoch auch bisweilen hervor; jetzt, da es nicht mehr gilt, Lehrer und Schüler mit dem Memorir- und Denkübungsstoff der Erläuterungen zu gängeln, nimmt er mit den Dichtern selbst ein examen rigorosum vor, und zwar im Punkte der Religiosität, oder genauer gesagt der christlich-kirchlichen Religiosität. Da geht es denn an ein ziemlich starkes Katechisiren; hoffen wir, daß es den Dichtern wohl bekommen werde! Daß man freilich mit einem solchen Maßstabe einem Dichter wie Karl Beck nicht gerecht werden kann, liegt auf der Hand. Bisweilen möchte einem, der nicht dieser einseitigen religiösen Richtung huldigt, wirklich der Gedanke kommen, ob „wir Wilden nicht bessere Menschen sind", da wir uns doch an jedem religiösen Liede erfreuen, sobald es nur aus einem vollen Herzen kommt. Uebrigens muß es zur Ehre des Verfassers gesagt sein, daß wir, wenn wir uns überhaupt auf seinen Standpunkt stellen könnten, die Art, wie er denselben behauptet, nur billigen würden. Dem Geiste des 19. Jahrhunderts gemäß wird über den Ketzer nicht ohne weiteres der Stab gebrochen, er wird nur bedauert und zur Umkehr ermahnt. Sollen wir nun noch am einzelnen kleine Ausstellungen machen, so möchten wir bemerken, daß das Urtheil über das Widmungsgedicht von Arnim's und Brentano's „Wunderhorn" nicht zutrifft; es falle eine absichtliche Kunstlosigkeit auf, „welche uns glauben machen soll, als sei auch dieses Lied in älterer Zeit entstanden und kein Kunstproduct". Denn obgleich das Lied erst den Titel der Sammlung erklärt, rührt es doch nicht von den Herausgebern her, sondern ist von ihnen

nur nach einer frühern Verdeutschung einer alten französischen Romanze bearbeitet. Vgl. meine Ausgabe bei Hirzel I, 55 fg. Dagegen stammt der Schluß des Gedichts nach H. Sachs „Die Wahrheit" allerdings nicht von diesem, sondern von den Bearbeitern des „Wunderhorns" (II, nicht I, 5), also von Arnim und Brentano her. Uebrigens ist gerade Ferdinand Bäßler, der den Stoff unter dem Titel „Vier Schwestern" neu bearbeitet hat, einer der liebenswürdigsten Dichter, mit welchen Referent erst durch das vorliegende Buch bekannt geworden ist, nicht minder Rudolf Baumbach, dessen Gedicht „Die Feder im Bart" wol, was hätte bemerkt sein können, gleichfalls nach einem Gedicht im „Wunderhorn" (meine Ausgabe II, 75) verfaßt ist. Der weibliche Dämon, der neben Adam in einem Gedichte A. Böttger's erscheint, ist wol keine diesem eigenthümliche Erfindung, sondern die Lilith, die auch Goethe in der Blocksbergsscene des „Faust" erwähnt.

Wir scheiden mit aufrichtigem Danke für das Gebotene und mit dem Wunsche, daß das Werk, von dessen zweitem Bande schon zwei Lieferungen unterdessen erschienen sind, und welches mit acht bis neun Heften abgeschlossen sein soll, Eingang in recht viele Leserkreise finden möge. Die Anordnung ist alphabetisch, der erste Band schließt mit Fastenrath, die zweite Lieferung des zweiten Bandes mit Robert Geißler, einem mir gleichfalls noch unbekannten Namen.

4. Deutsche Nationalliteratur. Historisch kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, G. Balke, K. Bartsch u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 122—148. Stuttgart, Spemann. 1884. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Die Anzeige dieser neuen Lieferungen darf ich wieder mit einem uneingeschränkten Lobe beginnen. Es betrifft die Ausgabe von Bürger's „Gedichten", die wir dem Professor A. Sauer verdanken und die sechs Lieferungen (122—127) umfaßt*), also für den Preis von 3 M. zu haben ist. Soviel ich sehe, entspricht sie in reichlichstem Maße allen Ansprüchen, die man an eine kritische Ausgabe nur irgend stellen kann. Reichliche, aber doch knapp zugeschnittene Anmerkungen geben jeden wünschenswerthen Aufschluß über Entstehungszeit, Veranlassung, ersten Druck, Quelle oder Vorbild des fraglichen Gedichts. Liest man nun noch dazu die vorzüglich geschriebene Biographie des unglücklichen Dichters, so hat man einen wahrhaften Genuß von den Werken des Mannes, der, wie schwerlich ein zweiter deutscher Dichter, seine Lieder mit seinem Herzblut geschrieben, mit seinen Thränen befeuchtet hat, der wie kein anderer von dem „Fluch des Genies" zu erzählen wußte. Auch der Anhang ist willkommen. Er bietet eine „Chronologische Uebersicht von Bürger's Werken", ein alphabetisches Register der Liederanfänge, wie solche das Kürschner'sche Unternehmen zu mehrern bedeutenden Dichtern zum ersten mal gebracht hat, und endlich das gewöhnliche nach Nummern geordnete Register. Nur ein Gedicht ist dem Herausgeber entgangen, und ich freue mich, es hier nachtragen zu können.

In Müllner's Nachlaß auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha findet sich ein Brief des bekannten Biographen Schröder's, Meyer von Bramstädt, an den Verfasser der „Schuld", den Sohn von Bürger's Schwester, vom 3. Februar 1826, der schon vom Oberlehrer Höher zu Wohlau in seiner Programmabhandlung „Zur Biographie und Charakteristik Adolf Müllner's" (1875) benutzt worden ist. Es heißt darin: „Hoffentlich wissen Sie besser als ich, daß der Leibmedicus Althof in Dresden, Bürger's vieljähriger Vertrauter (und Biograph), im Besitz einiger scherzhaften Gedichte und Bruchstücke von ihm ist, die für Sie, wo möglich, noch größern Werth haben müssen als für jeden andern, und deren Mittheilung er Ihnen weder versagen kann noch darf. Sollten Sie das nicht wissen, so nennen Sie ihm nur meinen Namen, und alsbald wird er sie ausliefern. Wie der elende Reinhard, an dem alles erlogen ist, dazu kommt, Herausgeber von Bürger's Werken zu sein, ist mir unbegreiflich. Gewiß nicht mit Bürger's gutem Willen. Wahrscheinlich durch Dieterich's Dummheit und Althof's Barmherzigkeit. Ich besitze dergleichen nicht von Bürger, denn ich habe ihn leider nicht wieder gesehen, seit ich Göttingen im Jahre 1788 verließ. Aber in meinem Gedächtniß treiben sich einige Bruchstücke der Bruchstücke umher, die er mir oft vorgesagt. Unter andern einige Zeilen des Bänkelsängerliedes, das sein Leben erzählen sollte. Vielleicht besitzt die Althof nicht einmal, weil Bürger sie nicht zu Papier gebracht. Ihnen können sie etwas gelten, da sie auch Ihrer würdigen Mutter erwähnen, die Bürger mehr liebte als irgendein menschliches Wesen, das seine Verse oft mehr zu lieben vorgeben, als sein Herz empfand.

Hebe hoch das Haupt empor,
Jahr, das mich geboren!
Denn von vielen Tausenden
Bist du auserkoren,
Rein und lieblich wie der Most,
Der am Rhein gegoren.
Edeln Achtundvierziger
Hast du auch geboren.

Meiner Kindheit Wiege stand
Nicht in Aschersleben;
Aber fragt in Halberstadt,
Oder forschet eben
Wo, nicht weit von Quedlinburg,
Wolmerswend (sic) gelegen:
Dort belehrt euch jedes Kind
Von den nächsten Stegen.

„Nun wandte er sich zu Ihrer Mutter:

Du bist Geist von meinem Geist,
Herz von meinem Herzen!
Bist wie ich zur Lust gestimmt
Und wie ich zu Schmerzen.

*) Wir machen auf die ebenfalls sehr vollständige und treffliche Tittmann'sche Ausgabe der Bürger'schen Gedichte in Brockhaus' „Bibliothek der Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" aufmerksam. D. Red.

Darum soll dich auch mein Lied
Laut, aus vollem Herzen,
In die schöne Ewigkeit
Ernsten oder scherzen.

„Statt der «schönen Ewigkeit», die ihm freilich besser zusagte, wollte er zuweilen lieber «des Ruhmes Heiligthum» setzen, weil er fürchtete, der erste Gesangbuchsausdruck möchte Ihre gute Mutter an den Tod erinnern."

Lief. 128, 130—131, 135 bringen in Auswahl Gottsched und seine Gegner Bodmer und Breitinger, herausgegeben von Crüger, der durch seine Stellung und, wie es scheint, seinen frühern Aufenthalt in der Lage war, archivalische Studien in der Schweiz zu machen und zu der vorliegenden Ausgabe zu verwenden. Es folgt dann, höchst willkommen, in Lief. 129, 132—134 der zweite Band von Goethe's „Gedichten", von Düntzer mit der gewohnten Sorgfalt herausgegeben. Da bei den Classikern unserer Literatur größte Vollständigkeit im Plane des Unternehmens lag, so durften natürlich auch die Erotica nicht fehlen, die schon früher im Grimm'schen Wörterbuch benutzt worden waren, neuerdings im „Goethe-Jahrbuch" und ganz zuletzt in Zarncke's Einladungsschrift zur dessauer Philologenversammlung veröffentlicht worden sind. Und so gelangte denn auch das formvollendete, ja wenn man will, auch moralisch unantastbare, nur an eine verfängliche Situation anknüpfende Gedicht „Mein Tagebuch" wieder zum Abdruck, welches bisjetzt, von dem allerdings tadelnswerthen damit getriebenen Misbrauch der Einzeldrucke abgesehen, nur in der Goethe-Ausgabe von Heinrich Kurz zu finden war. Hempel's Ausgabe, in deren Plan die Vollständigkeit gleichfalls lag, ließ sich das Gedicht entgehen, weil Hempel wegen der Moralität seiner Ausgaben von Diezmann in unverantwortlicher Weise angegriffen worden war. Daß Hempel Diezmann hierin nachgab, war eine Schwäche des sonst so energischen Mannes. Düntzer gibt uns auch eine sorgfältige Geschichte der allmählichen Bekanntwerdung dieses Gedichts. Die Anmerkungen belehren über alles Nöthige, nur bei den „Sprichwörtlichen Gedichten", den „Zahmen Xenien" u. dgl. wäre wol Ausführlicheres zu wünschen gewesen.

Es folgt dann Lief. 136—138, 144—145, 139—143 zwei Bände von Klopstock's Werken, von denen 144—145 eine ausführliche und höchst sorgfältige Biographie des Dichters enthalten, herausgegeben von dem schon durch mehrere Arbeiten auf diesem Gebiete bekannten Richard Hamel. Die beiden Bände enthalten außer der vorzüglichen Biographie nur den „Messias", bei dessen Erläuterungen mir besonders Parallelstellen aus Young's „Nachtgedanken" aufgefallen sind, die mir zutreffend scheinen, obgleich sie mir, als ich Klopstock bei Hempel herausgab, noch nicht beifielen. Die Biographie umfaßt $2^1/_2$ Lieferungen.

Endlich enthalten Lief. 146—148 den ersten Band von Jean Paul's Werken, von der Biographie abgesehen, die in den nächsten Lieferungen folgt, herausgegeben von P. Nerrlich, der für Jean Paul schwärmt wie Hamel für Klopstock. Es ist ein heikles Unternehmen, Jean Paul in einer neuen Ausgabe dem desselben entwöhnten Publikum zu bieten; die Hempel'sche „National-Bibliothek" hat es gewagt, ich weiß nicht mit welchem Erfolge. Sollte ein neues Unternehmen dieser Art noch Aussicht auf Erfolg haben, so scheint es mir allerdings Nerrlich in der geeignetsten Weise angegriffen zu haben. Der erste Band enthält nämlich die kleinern Satiren Jean Paul's, und gerade diese umfassen eine solche Fülle des köstlichsten Humors, daß wirklich kein besseres Mittel zu denken ist, um in das Studium Jean Paul's überhaupt einzuführen.

Robert Boxberger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Romane und Novellen.

1. Marienburg. Historischer Roman von Rudolf Genée. Berlin, Teubner. 1884. 8. 4 M.

. . . Ein Denkmal alter Zeiten
Im neuen Vaterland
Stehst du als deutsche Warte
Dem Osten zugewandt.

Mit dieser Schlußstrophe des dem Roman vorangeschickten Prologs weist der Verfasser auf die stolze Burg hin, welche als Hort des Deutschherrenordens und christlich-deutscher Cultur für immer als ein Kleinod unter den Erinnerungsstätten germanischen Heldenthums betrachtet werden muß; ihre Größe trat um so herrlicher hervor, je übermüthiger die Feinde sie bedrängten, und das herrliche Marienbild, das von ihren Mauern weit in die Gegend hinausleuchtete, hob sich in wunderbarem Glanze aus dem Flammenschein der brennenden Stadt, als in dem blutigen Kampfe, der in der Schlacht von Tannenberg so verhängnißvoll für den Orden endete, die Bürger sich unter den Schutz der Ritter stellten, bis der Friede von Thorn am 1. Februar 1411 der Noth ein Ende machte. Diese bewegte Zeit, in welcher die schwindende Macht des Ordens sich kaum gegen innere und äußere Feinde zu halten vermag und der Heroismus mit dem Barbarenthum und dem Verrath männlich ringt, hat der Dichter mit geschickter Hand vor uns entrollt. Wir folgen seinen anschaulichen Schilderungen um so lieber, als neben den Kriegsthaten der Haupthelden: Konrad von Stetten, Erwin von Lautern, Georg von Rottenburg und besonders des an die Heroen der Vorzeit gemahnenden Heinrich von Plauen, die poetischen Zuthaten nicht fehlen, welche die Liebe über eine Zeit des Schreckens breitet; die drei Paare: Erwin und Hedwig, Gertrud und Georg und

Galinda und Palutis, die armen Samogiten, erregen das volle Interesse des Lesers; besonders sind die beiden letztgenannten mit dem naiven Reiz ausgestattet, den heidnischer Aberglaube bei innigem Empfinden ohne jede geistige Bildung und Regung Naturkindern verleiht. Einzelne Scenen der dramatisch belebten Handlung, z. B. die Unterredung Plauen's mit dem meisterlich geschilderten Jagiello von Polen, der „Gott dient und den Teufel nicht ärgert", die Versammlung der Ordensritter im Remter, als die Feinde, von Verräthern unterstützt, die Pfeiler des Saales durch Steingeschosse zu zerstören und Plauen's Widersacher den Helden zu stürzen drohen, der Rückzug der Polen, die melancholischen Gebräuche und heimlichen Zusammenkünfte der Samogiten sind mit lebhaftem Colorit, festen Strichen und, wo es die Situation erfordert, mit satirischer Laune gezeichnet, sodaß die historische Bedeutung und der poetische Werth des vorliegenden Romans einander die Wage halten. Der Ton ist ritterlich, würdig und edel, die Charaktere in auf- und absteigender Linie sind treffend geschildert, und bis auf einige eigenthümliche Constructionen ist auch der Stil dem Gegenstande angemessen; wir haben es hier mit einem Buche zu thun, das populär zu werden verdient.

Ganz auf das eigenste Gebiet des Dichters versetzt uns das bedeutsamste der uns heute vorliegenden Bücher:

2. Der Gast. Roman von Rudolf Lindau. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Das Irren und Sühnen der Liebe bildet den melancholischen Grundgedanken dieser feinempfundenen und vornehm vorgetragenen Erzählung aus dem englischen Leben; eins jener unergründlichen psychologischen Räthsel, wie sie das Menschenherz erfüllen, wird der Mittelpunkt einer häuslichen Tragödie, die drei Menschen zur Verzweiflung treibt. Harry Maclean, ein selfmade man und puritanischer Schotte vom reinsten Wasser, der in London sich eine behagliche Existenz gegründet hat, verliert sein Weib, die schöne Monja, welche glühend nach Liebe und Abwechselung verlangt, ohne selbst Liebe zu geben, an den Gast, einen californischen Goldgräber, Nick Ohlsen, der als ein sonderbarer Schwärmer geschildert wird, so wenig dieser Ausdruck für einen jener abenteuerlichen Männer zu passen scheint, die dem Tode wie den Wechselfällen des Lebens gleich unerschrocken ins Auge schauen. Der ans Fatalistische streifende Zug, welcher Nick unwiderstehlich an eine Frau bindet, die an innerm Werthe tief unter ihm steht, ihn aber bannt wie die Schlange den Vogel, ist mit einer düstern Ruhe und mystischen Romantik ausgemalt, die eigenthümlich und aufregend auf unsere Phantasie wirkt. Wir werden von Stufe zu Stufe in dieses Labyrinth der Irrungen hineingeführt, und je einfacher und gelassener der Dichter die Situationen darstellt, desto schwüler wird es uns ums Herz; wir fühlen das heraufziehende Gewitter, das auch nach seiner Entladung die Atmosphäre nicht kühlt. Alle Haupt- und Nebengestalten dieses interessanten, wenn auch nicht für das große Publikum berechneten Romans sind mit Vollendung gezeichnet: die leichtfertige herzlose Monja, der treue ehrenwerthe Harry, sein Bruder der biedere John, dem die Engländer das so bezeichnende Prädicat unsophisticated geben würden, der unheimliche Gast, der mit seinem Gram in die amerikanische Wildniß flüchtet, die in starren Principien erzogene und in ihrer Liebe zu dem betrogenen Bruder doch so weichherzige Katharina, die holde Natalie, welche durch Leiden zum Glück geführt wird, bis zur schmeichlerischen, von Monja abhängigen Valerie Didier, einer jener Gelegenheitsmacherinnen, die mit dem Bösen im Bunde stehen. Am ergreifendsten sind die Scenen Harry's Tod, Monja's Schwur und Ohlsen's Flucht vor dem treuen John geschildert; das ist Grau in Grau gemalte Sittengeschichte mit der Wahrheit eines Hogarth, ohne dessen verletzende Nacktheit. Leser, die sich vor den Dämonen nicht fürchten, welche das Wort des Meisters hier ins Dasein ruft, werden in der traurigen Geschichte vielfache Anregung zum Nachdenken finden; denn der Dichter überläßt es uns, den letzten Schluß über Monja's und Nick's Schuld selbst zu ziehen; poetischer Genuß und psychologische Analyse gehen Hand in Hand.

Nicht durchweg melancholisch, aber doch einen ernstern Grundton anschlagend, sind die in einem Bande vereinigten Novellen mit dem Titel der letzten:

3. Im wachen Traum. Novellen von Oskar Benda. Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwing. 1884. 8. 4 M.

Ein von Wilhelm Jensen den acht Novellen O. Benda's vorangestellter Brief bezeichnet dieselben ganz richtig als nicht gewöhnliche Kost; ein talentvoller, warm empfindender Dichter hat uns Bilder des Menschenlebens gezeichnet, deren Feinheiten dem oberflächlichen Gemüth entgehen, während ein nach innen gerichteter Blick sich gern in die Tiefen des menschlichen Liebens und Leidens versenkt, das wie im Leben auch in diesen Spiegelbildern desselben den Anfang und das Ende der Dinge bildet. Es sind fast durchweg die mittlern und niedern Stände, besonders aber die Frauen des Volks, denen der Verfasser diesen Kranz windet; wie die bräutliche Liebe mit dem Haß, die Liebe mit der Freundschaft ringt, verschwiegene Liebe sich verblutet, Kindesliebe das Vorurtheil, Mutterliebe den Tod, die Schande und das Verbrechen trägt, die Liebe der Gattin das Phantom verbotener Liebe verscheucht: das sind die Grundgedanken, auf denen der Verfasser seine gut geschriebenen Novellen aufbaut. Natur- und Seelenstimmungen kommen zum poetischen, oft hinreißenden Ausdruck. Am bedeutendsten nach Anlage und Composition erscheint uns die erste Novelle „Im Schnee"; doch haben auch die Geschichten „An der blauen Donau" und „Schmiedegasse 6" jenen interessanten psychologischen Zug, der dem Heroismus der Liebe entspringt. Die Helden sind im allgemeinen weniger in den Vordergrund der Scene gestellt als die Heldinnen, doch fehlt es einigen derselben nicht an bedeutsamen Charakterzügen. Wir denken

mit Jensen, daß sich „hier und da ein Leser finden wird, der diese Novellen gern zur Hand nimmt“.

An poetischem Werth den vorstehend besprochenen nicht gleich sind die in demselben Verlage erschienenen Novellen:

4. Recommandirt. Geburt und Erziehung. Novellen von Malwine Peisker. Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwing. 1884. 8. 4 M.

Wir glauben, daß die Verfasserin für die knapp angelegte Novelle weniger technisches Geschick besitzt als für die ausgeführtere, breitere Darlegung eines poetischen Stoffs. Dies geht aus der prüfenden Vergleichung der in dem vorliegenden Bande enthaltenen Novellen hervor; während die erste, in der drei recommandirte Briefe einer gefeierten amerikanischen „Schönheit“ verhängnißvoll werden und sie, das allgemein beneidete Glückskind, zu einem resignirten Stillleben verurtheilen, uns als eine Anfängerarbeit erscheint, nimmt die zweite: „Geburt und Erziehung“, einen höhern Platz in der literarischen Stufenleiter ein. Die zwar nicht neue, aber immerhin annehmbare Abhandlung über den Satz: Erziehung macht den Menschen, gibt bescheidenen, einfach bürgerlichen Leserkreisen die Entwickelung eines mit Wärme und Anschaulichkeit geschilderten Conflicts, der ein gräfliches Haus um seine Existenz bringen müßte, wenn nicht der „Bauer“ Fridow (der eigentlich der Graf ist) edelmüthig auf die Rechte seiner Geburt verzichtete und außerdem die Liebe versöhnend die Kluft überbrückte, welche Gewalt und Vorurtheil und das in Romanen bis zum Ueberdruß geschilderte und auch hier behandelte Verbrechen des Kindertausches zwischen den Bewohnern von Schloß und Hütte aufgerissen hatte. Sehen wir von diesem verbrauchten Sujet an sich ab, so ist die Ausführung nicht ohne Reiz; besonders ist die Neigung der Gräfin für ihren „falschen“ und doch durch Erziehung zu ihrem Geschöpf gewordenen Sohn Hermann, und umgekehrt die Liebe des Sohnes zur Mutter mit ansprechenden Details gemalt, während auch die Niedriggeborenen, der alte Fridow und sein Sohn Paul, mit interessanten Eigenschaften ausgestattet sind. Etwas romantisch berührt die Einführung des Einsiedlers Pater Bernau in das „Asyl des Friedens“; Frau Birch-Pfeiffer hätte aus dem Roman ein Drama mit Rührscenen aller Art fabriciren können. Der Stil ist nicht gefeilt genug und daher nicht tadellos, ein Mangel, der in der ersten Novelle „Recommandirt“ auffallend hervortritt. Unter der Etikette „Mittelgut“ wird das Buch seine Reise nach den Leihbibliotheken antreten und vielleicht nicht schlecht dabei fahren.

An den Schluß unserer kurzen Revue stellen wir eine Dichtung, die in wechselnden Versmaßen, mit und ohne Reim, uns gewissermaßen ein Bild mittelalterlichen Streberthums vorführen soll:

5. Walter. Eine Geschichte aus dem 13. Jahrhundert von Ernst Lutz. Würzburg, Stahel. 1884. 12. 2 M.

Der Ruhm des „Trompeters von Säkkingen“ hat augenscheinlich den Sänger dieses Epos zu einer Composition in derselben Manier begeistert; nur ist der Ton ernster, der Ausgang tragisch, der Humor ausgeschlossen und auch die Composition dem berühmten Muster untergeordnet. Der Schäfer Walter von altem, verarmtem Geschlecht träumt von ritterlichen Thaten. Das Schicksal erhört seine Wünsche und führt ihn mit einem herrschsüchtigen alten Grafen zusammen, der ihn an seinen Hof nimmt, in ein fernes Land verlockt — „im Norden, wo das weite Meer ans Felsenufer tobend wirft die Wogen“ — und ihn statt seines verstorbenen Neffen und unter dessen Namen zum Fürsten macht. Des Grafen schöne Tochter Hildegard ist der Preis, um den Walter seine alte Mutter, seine Braut, die Heimat, die Ehre verleugnet, um stolz und streng, als wär' er auf dem Thron geboren, über das fremde Volk zu herrschen. Doch er ist im Besitz seines Raubes weder glücklich noch sicher; erkannt, entlarvt und an die feindliche Partei verrathen, kämpft er männlich, und obwol seine Mutter, die ihm heimlich gefolgt ist, um sein Leben fleht, zieht er es vor, im Zweikampfe zu fallen. Er hat geirrt, aber er sühnt seinen Irrthum durch einen freien Tod. Wir haben dem Epos im ganzen nicht viel Geschmack abgewonnen, doch sind einzelne Scenen nicht ohne dramatische Kraft, z. B. der Ueberfall bei Walter's und Hildegard's Rückkehr aus dem Dom und der Tod der jungen Fürstin an ihrem Vermählungstage, Walter's Wiedersehen mit seiner Mutter, während die Liebe Emma's, seiner verlassenen Braut, in elegischen Tönen besungen wird.

Alte Geschichte.

1. Aegyptische Geschichte von A. Wiedemann. Erste Abtheilung: Von den ältesten Zeiten bis zum Tode Tutmes' III. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 7 M.
2. Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus von K. Fuchs. Wien, Konegen. 1884. Gr. 8. 3 M.
3. Griechische Geschichte von G. F. Hertzberg. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1884. 8. 4 M. 80 Pf.

Noch nie, seit unser Planet besteht, hat die Erde so reiche Schätze der Kunst und Literatur gespendet als in den letzten Decennien. Kein Wunder, daß auch die geschichtliche Forschung in reichem Maße von dieser Ausbeute Nutzen zieht und die Lücken ihrer Speicher damit zu füllen sucht. Bald wird jeder Fleck des bewohnten oder früher bewohnten Erdbodens eine Fundstätte sein und mit unserm Continent wetteifern. So Asien und Afrika; selbst Amerika bleibt nicht zurück. Kaum ein Land der Erde hat aber seinen Schos williger geöffnet und reicheres Material gespendet

als das alte Land der Pharaonen, und während noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sogar die vorhandenen und längst bekannten Denkmäler hartnäckig ihr Geheimniß bewahrten und sich lautlos gegen jede Frage des Forschers verschlossen, gibt jetzt jede neu gefundene Säule, jede Grabkammer laut und vernehmlich Antwort und Auskunft über ihr Wesen und ihren Zweck. Die große ägyptische Sphinx hat aufgehört mit ihrem Räthsel die Welt zu verblüffen. Die ägyptischen Könige und Königstöchter spielen ihre Rolle nicht blos im Roman, sondern auch in der Geschichte, und allein das letzte Decennium hat eine Anzahl von Geschichten des merkwürdigen Landes entstehen sehen; ehe die eine vollendet ist, taucht bereits eine andere am historischen Horizont auf, um die Wunder des Nillandes der staunenden Welt aufzurollen. Es ist noch nicht lange her, daß wir in d. Bl. das breit angelegte Werk (vielmehr den Anfang desselben) von Professor J. Dümichen unsern Lesern vorgeführt haben, und bereits tritt ein noch jüngerer Forscher in die Reihe, während zu gleicher Zeit F. Kayser die Wissensdurstigen mit seinem „Aegypten einst und jetzt" (Freiburg i. Br. 1884) beschenkt.

A. Wiedemann, der Verfasser der „Aegyptischen Geschichte" (Nr. 1), deren erste Abtheilung uns vorliegt, hat seinen Beruf und seine Legitimation zu diesem Fach bereits durch mehrere Schriften: „Nebukadnezar in Aegypten", „Die Phönixsage im alten Aegypten", „Zur Chronologie der Arsinoe", „Geschichte Aegyptens von Psammetich I. bis auf Alexander" u. a., bewiesen. In erster Linie sei hier bemerkt, daß auch sein neues Werk ein streng wissenschaftliches Gepräge trägt; „eine genaue Anführung der Monumente und der erschienenen Werke soll dabei die Nachprüfung und Controle der im Text gegebenen Notizen erleichtern", und es ist selbstverständlich, daß die richtige Abschätzung einer solchen Leistung mußte von einem wirklichen Fachgelehrten, d. h. einem Aegyptologen, ausgehen. Da Referent sich dieses Titels nicht rühmen kann, so muß es mit einer kurzen Anzeige sein Bewenden haben. Eine Handhabe zur Beurtheilung dessen übrigens, was von einer sogenannten Geschichte Aegyptens überhaupt erwartet werden kann (welches Verfahren der Autor auch anwenden mag), gibt uns die Vorrede an mehrern Stellen. Die „im Text gegebenen Notizen" klingen bezeichnend genug und besagen eben, um es mit des Verfassers eigenen Worten zu umschreiben, nichts anderes als: „die ganze Darstellung der ägyptischen Geschichte hat mehr eine tabellarische Aufzählung von Monumenten und Thatsachen ergeben als eine wirkliche Geschichtserzählung". In der That, die ägyptische Geschichte ist ein Gerippe ohne Farbe und ohne Fleisch, und selbst dem Gerippe fehlen noch manche Knochen und manche Knorpeln, ohne daß das Gerüste durch Completirung des Materials interessanter zu werden verspräche. Saft, Fülle, Leben wird hier niemals mehr zu Tage treten; das Culturvolk am Nil, seine Priester nicht ausgenommen, hatte keinen Sinn für seine eigene Geschichte, d. h. für das, was den Athem und die Seele der Geschichte ausmacht. Was nützt es uns, daß wir nun so und so viel Dynastien aufzählen und mit Hunderten von Königsnamen prunken können? Freilich reden diese Könige im Posaunenton von ihren Kriegszügen und Heldenthaten; aber ganz abgesehen davon, daß solche Fanfaren sogar die epische Licenz, geschweige denn die historische Treue, weit hinter sich lassen, wir dürsten nach anderer Labung als diesem trostlosen Einerlei von Zahlen, diesem stereotypen Fachwerk von Ceremoniell und Uebertreibung, dieser Wüste von Namen und Titeln, wo die Oasen gerade so selten sind wie im benachbarten Libyen. Wenn wir ehrlich sein wollen, so hat sich der Eindruck, welchen die massigen und massenhaften Denkmäler der Aegypter auf die vergangenen Menschengeschlechter machten, und das dadurch bedingte Urtheil über dieses Denkmälervolk selbst durch die neuern Entdeckungen so gut wie nicht geändert, wir wissen heutzutage wol plura, aber nicht plus.

Einzelne Oasen gibt es allerdings auch, so im „Lied des Harfners", das im Papyrus Harris erhalten ist, und (aus der elften Dynastie) in der poetischen Schilderung der Abenteuer des Saneha. Den Laien (denn auch dieser ist bei der Bearbeitung berücksichtigt) dürften am meisten interessiren die Abschnitte, welche nicht in das engere Gebiet der Geschichte fallen, d. h. also die über Schrift und Sprache, Mythologie und Sage, Kunst und Wissenschaft handelnden. Er wird hier manches finden, was noch nicht seit lange als wissenschaftliches Gemeingut gilt, unter anderm auch einen klaren Einblick in das Wesen der Hieroglyphen, jener merkwürdigen Bilderschrift, deren Zeichen bald Silben-, bald Buchstabenwerthe repräsentiren, bald zu determinativen Zwecken (d. h. als Merkmale für die richtige Lektüre gleich geschriebener, aber verschiedener und verschieden lautender Wörter), bald als ideographische, d. h. Wortzeichen gebraucht, die Ahnen des phönizischen und somit auch — allerdings per quot discrimina rerum! — unsers Alphabets geworden sind! Wenn also die Phönizier fortan auf den Ruhm verzichten müssen, die eigentlichen Erfinder des Culturalphabets zu sein, so bleibt ihr Verdienst um dasselbe — weitere Ausbildung und consequente Durchführung eines einheitlichen Princips — noch immer groß genug. Fragt man aber nun: wer waren denn die Bewohner jenes „schwarzen" Landes, welcher Rasse, welchem großen Völkerstamm gehören jene Urväter und Urschöpfer aller Culturen an, deren Denkmäler theilweise weit hineinreichen in die Nebel vorgeschichtlichen Menschenthums? — so lautet die Antwort nichts weniger als sicher und befriedigend. Eine besondere Unterabtheilung der Kaukasier, wird uns gesagt, gleichberechtigt mit den Semiten und Indogermanen, also Hamiten, als welche sie schon in der Genesis bezeichnet werden. Das ist freilich noch nicht viel, selbst wenn es als bewiesen angenommen wird. Wir möchten gern wissen, wer ihre nächsten Verwandten, ihre Brüder, Vettern in der großen Völkerfamilie gewesen sind; aber dieses Räthsel künden uns die Hieroglyphen nicht, wahrscheinlich weil sie es selbst nicht wissen. Wo sonst alles versagt, sogar die Schlüsse aus der Schädel-

bildung, leistet gewöhnlich die Sprache und die Mythologie Hülfe; hier zeigen sich auch diese spröde, wenigstens zur Zeit noch. Ob aus der Mythologie je Heil zu holen, ist mehr als zweifelhaft. Denn abgesehen davon, daß sich in Aegypten mehrere mythologische Schichten theils übereinander gelagert, theils local nebeneinander gebildet haben, sodaß es schwer, ja unmöglich sein dürfte, den ältesten Kern herauszuschälen, so sind Schlüsse aus der Mythologie schon in dem Falle gewagt und bedenklich, wenn als Unterstützung das sprachliche Kriterium hinzukommt, wieviel mehr vollends, wenn sie allein stehen und nicht secundirt werden! Wenn wir nämlich Aehnliches, und oft frappant Aehnliches auch anderwärts in Nähe und Ferne finden, so ist die erste Frage: Ureigenthum (d. h. von Urzeiten an gemeinsames angestammtes Gut nach dem Recht der Familienangehörigkeit) oder Entlehnung? Die zweite lautet: Allgemeines Menscheneigenthum, oder bestimmtes particulares Volkseigenthum? Für beide gibt es leider keine fertige und durchweg gültige Operationsformel, wodurch die bekannten Größen auf die eine, die unbekannten auf die andere Seite des Gleichheitszeichens gesetzt, d. h. letztere in bekannte verwandelt werden. Ein Beispiel: Eine wichtige Rolle in der ägyptischen Religion spielt die Lehre von der Fahrt der Sonnenessenz von Westen nach Osten. Dabei hatte die Sonne die verschiedenen Räume der Unterwelt zu durchfahren, deren jeder von zahllosen Dämonen der Finsterniß, welche sich bemühten, den Lauf der Sonne zu hindern, bevölkert war. In stetig sich erneuerndem Kampfe wurden während der einzelnen Nachtstunden diese Geister besiegt, und pünktlich zur vorbestimmten Stunde erschien die Sonne an ihrer Aufgangsstelle. Und nun durchgehe man die uns bekannten, sei es indogermanischen oder sei es semitischen Religionen, beziehungsweise Mythologien, wo kommt diese Anschauung vom Sonnenkampf nicht vor? Die bildliche, d. h. im Grunde und ursprünglich ganz ernst gemeinte Vorstellung mag bei den verschiedenen Völkern ähnlich oder weniger ähnlich gewesen sein: immer und überall aber ist der psychologische Vorgang, ist der Ideengang und der Ideenkreis derselbe. Gibt es nun hier ein Prioritätsrecht, oder gibt es keins? Und wenn das der Fall ist, gebührt es den Aegyptern oder einem andern Urvolk, von welchem die übrigen sich durch Entlehnung jene Ideen angeeignet haben?

Ein zweites Beispiel: In den meisten ägyptischen Städten und Tempeln ward eine Dreizahl von Gottheiten verehrt, ohne daß dieselben jemals zu einer Trinität verschmolzen worden wären; sie bestanden ruhig nebeneinander als gesonderte Gestalten, jede mit ihren Functionen, nur durch das Band der Verwandtschaft zusammengehalten. Im allgemeinen besteht eine solche Triade aus dem Gott, seiner Gemahlin und ihrem gemeinsamen Sohne, und es liegt der Gedanke zu Grunde, daß der Gott in der Göttin seinen ihm gleichen Sohn, d. h. sich selbst, immer wieder von neuem erzeugt, daß er also auf diese Weise ewig und unsterblich wird. Auch hier stellen sich dieselben Fragen wieder ein, und wir müssen unwillkürlich an Analogien in den Tiefen unserer eigenen Religion denken. Kurz, wir finden in Aegypten fast alle die sagenbildenden Motive wieder, deren Kenntniß wir durch andere Völker gewonnen haben. Es bildeten sich Sagen über die Entstehung bedeutender Monumente, wie der Pyramiden, der Tempel u. s. w., und ihr Ursprung ward in Zeiten verlegt, in denen die Götter noch mit den Menschen umgingen, oder mit wichtigen Begebenheiten, deren das Volksbewußtsein sich noch erinnerte, in Verbindung gesetzt. An geheime Thüren knüpfen sich Legenden, wie an das Außenthor des Schatzhauses Ramses' III. in Medinet-Habu die Sage von den beiden diebischen Brüdern und dem König Rhampsinit. Bekanntlich taucht diese gleiche Sage zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten wieder auf: bei Buddhisten, Türken, Russen und Juden, auch bei dem Schatzhause des Hyrieus in Orchomenos und bei dem des Augias in Elis. Aber auch Beispiele wirklichen Imports von Märchenstoffen finden sich in Aegypten. So ist die indogermanische Geschichte von der Rhodopis, der Schönen mit den Rosenwangen und ihren Sandalen (dem deutschen Aschenbrödel), durch griechische Ansiedler nach dem Nilthal gebracht und dort mit der historischen Persönlichkeit der Königin Nitokris combinirt worden. Eins aber bleibt den Aegyptern als unantastbares, wenigstens frühestes Eigenthum: die Unsterblichkeitslehre. Es ist urkundlich dargethan, daß der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele schon im vierten vorchristlichen Jahrtausend vollkommen ausgebildet war.

Ueber das zweite der uns vorliegenden Bücher: „Geschichte des Kaisers Septimius Severus" von K. Fuchs (Nr. 2), können wir kurz weggehen. Einem Bedürfniß entspricht dasselbe keineswegs, es füllt also auch keine Lücke aus, sondern ist nichts mehr als ein sogenanntes Specimen eruditionis, womit zugleich der Pflicht der Dankbarkeit gegen bewährte Lehrer genügt wird. Der Verfasser will die Berechtigung zu seiner Publication aus dem Umstande schöpfen, daß er den Quellen eine von der herkömmlichen verschiedene Würdigung widerfahren läßt. Dann war es aber nöthig, das bisherige Verhältniß und die bisherigen Bearbeitungen zu skizziren. Das geschieht nun nicht. Wir erinnern uns auch nicht, daß in der gelegentlich angeführten Literatur die Arbeit von J. Kreutzer: „Zu den Quellen der Geschichte des Septimius Severus" (in den A. Schäfer gewidmeten „Historischen Studien", 1882), mit erwähnt wird. Neue Züge in dem Charakterbilde des Kaisers Septimius Severus treten uns in dem Buch nicht entgegen; ebenso mangelt es am richtigen historischen Blick, der Großes und Entscheidendes vom Unbedeutenden und Alltäglichen zu unterscheiden weiß. Auch die Darstellung läßt zu wünschen: wenn auch der Stoff wie hier kein erhebender ist, der von selbst den Ausdruck beflügelt und adelt, so erfordert doch die Muse der Geschichte — und sie darf das — Glätte und Fluß der Darstellung. Der Historiker steht auch heute noch mit der einen Hälfte seiner Person unter

den Künstlern, und sein Rüstzeug ist noch etwas mehr als bloßer Fleiß und Gewissenhaftigkeit.

Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß wir nachgerade auch nicht mehr Mangel litten an Geschichten von Griechenland — denn das dies diem docet, so wahr es auch ist, hat doch wenigstens für die umfangreiche Publication in Buchform seine Grenze, und nicht jeder neue Fund berechtigt sofort wieder zu einem neuen Buch; indeß haben die neuern Bearbeiter der griechischen Geschichte theils wie Curtius ihre Grenzen enger gezogen und verbreiten sich gleichwol ausführlicher innerhalb ihres Gebiets, theils kommen sie vor lauter neuen Auflagen des bereits Vorhandenen nicht mehr zur Vollendung des noch zu Erwartenden. So kommt es, daß eine neue griechische Geschichte, wenn ein Kenner sich ihrer annimmt und sie übersichtlich in engem Rahmen zu bearbeiten versteht, noch immer nichts Ueberflüssiges leistet. Von diesem doppelten Gesichtspunkte aus empfiehlt sich G. F. Hertzberg's „Griechische Geschichte" (Nr. 3) von vornherein, und es bedarf nicht erst der Versicherung, daß der Verfasser „der Forschung überall bis zur neuesten Zeit zu folgen" bestrebt gewesen ist. Wenn der Referent sein Urtheil über dies Buch abzugeben sich erlaubt, so beruht dasselbe auf wirklicher Lektüre — eine Versicherung, die sich leider heutzutage nicht mehr ganz von selbst versteht. Referent kann also auf Grund einer aufmerksamen Lektüre versichern, daß das Buch auf ihn durchweg einen sehr günstigen Eindruck gemacht hat, ja er getraut sich sogar zu prophezeien, daß es bei Geschichtsfreunden — und zwar nicht blos bei „reifern Schülern und jüngern Studirenden" — die wohlverdiente Anerkennung finden wird. Bei einem Wurf, der gelungen ist, was frommt es da, auf Einzelheiten, die weniger gelungen erscheinen, mit dem Finger zu zeigen? Das Buch hat in der That seine Besonderheiten, auch seine Mängel, die im Stofflichen wie im Formellen liegen. Speciell den Referenten zwar vermag ein gewisser moderner Anhauch der Darstellung oder auch ein gelegentliches Streiflicht aus modernen Sphären, wenn es zur Zeit und mit Maß angebracht wird, nicht zu verstimmen; er zürnt weder den „Moderados", welche sich bei Hertzberg finden, noch dem „Ritter" Theognis, noch den „Häuptlingen" der Spartaner, welche gewöhnlich, aber weniger gut, sich zu Königen müssen aufbauschen lassen; er läßt sogar den „Schahinschah" Kyros, Xerxes u. s. w., obschon weniger gern, unbeanstandet passiren, desgleichen die „Pairskammer", die „messenische Fontanelle", den Dogen Foscari, die heutige Journalistik (ad vocem Kleon) und andere Vergleichungspunkte und subjective Aperçus — denn die von der Geschichte verlangte Objectivität in dem Sinne und der Strenge, daß der Darsteller sich vollständig hinter die Coulissen zurückziehe und auch nicht ein einziges mal hervorgucke, um das Drama auf der Weltbühne und dessen Acteurs mit einem beifälligen Kopfnicken oder einem abschätzigen Kopfschütteln zu begleiten, läßt sich schlechterdings nicht aufrecht erhalten. Dieser Zumuthung gerecht zu werden (sofern es überhaupt möglich), wäre weniger eine Kunst als eine raffinirte Künstelei; der Geschichtschreiber kann mit dem besten Willen die Personen und die Ereignisse nicht anders schildern, als so wie sie sich in seinem Geiste spiegeln, und jedes Urtheil ist schon durch den individuellen Sprachausdruck subjectiv gefärbt.

Was erlaubt sich nicht in dieser Beziehung ein Herodot, der doch in seiner Art für classisch gilt! Und hat nicht der objectivste aller Historiker, Thucydides, sein Urtheil auf breitester Basis, nämlich in den Reden, die er seinen Hauptpersonen in den Mund legt, abgelagert, d. h. also einem Mittel, das, so kunstvoll es auch ist, heutzutage kaum noch für erlaubt gelten dürfte? Um auf das Materielle überzugehen, so möge es verstattet sein, folgende Zweifel auszusprechen. Es ist doch wol bloße Vermuthung, daß in Delphi, der geistlichen Hauptstadt Griechenlands, auch der Mittelpunkt eines bedeutenden Geldverkehrs war, so wahr es auch ist, daß viele griechische Gemeinden hier unter den Schutz Gottes ihre Schätze niederlegten. Heutzutage allerdings wird eine solche Aufspeicherung nicht mehr recht begriffen, und hätte der griechische Staat (den es überhaupt nicht gab) Garantie geleistet für die Sicherheit der dortigen Deposita, so wären diese Kapitalien gewiß auch durch Vermittelung der Priester in den Verkehr übergegangen; so aber befanden sie sich thatsächlich blos unter dem (bekanntlich nicht einmal immer wirksamen) Schutz des delphischen Gottes, welcher kraft seines göttlichen Wesens im allgemeinen und Rächeramts im besondern für treue Hut auf seinem Grund und Boden gleichsam Garantie leistete.

Unklar scheint uns das Verhältniß der beiden amphiktionischen Behörden, der Hieromnemonen und der Pylagoren, dargestellt zu sein. Jene hatten in diesem Rath von Vertretern der theilnehmenden Staaten „die 24 Stimmen derselben zu führen", während die Pylagoren in der Versammlung „nicht die Stimmen zu führen, wohl aber das Wort zu nehmen hatten". Was heißt das, und wo ist der Unterschied? An gleicher Unklarheit, scheint uns, leidet die Unterscheidung, welche zwischen den Behörden der „Nomotheten" und der der „Nomophylaken" statuirt wird. — Der Verfasser rechnet bei den Spartanern, als sie auf der Höhe ihrer Vollkraft standen, auf eine Bevölkerung von „vielleicht" 40000 Seelen gegen 10000 waffenfähige Männer. Hier liegt entweder ein arger Druckfehler oder eine unmögliche Annahme vor, sollte auch letztere auf einer überlieferten Angabe beruhen. Es cursirte im Alterthum vieles über die Spartaner, was keiner Widerlegung bedarf, weil es von der Natur selber widerlegt wird. Kaum glaublicher klingt die Annahme über die sogenannten „Theten", die vierte und unterste Klasse des solonischen Census. Sie umfaßten allerdings alle Athener, welche jährlich weniger als 150 Scheffel (oder ein entsprechendes Quantum flüssiger Stoffe) auf ihrem Grund und Boden gewannen, und diese Klasse war grundsätzlich von allen Lasten befreit und wurde nur für den Fall eines Einbruchs als leichte Truppe aufgeboten. Daß aber diese Klasse neben den Tagelöhnern —

denn das waren die Theten — und den ärmsten Bauern auch „viele sehr wohlhabende städtische Bürger mit nur beweglichem Vermögen einschloß", ist eine Behauptung, die, selbst wenn sie sich auf die Ueberlieferung stützte, allen Glauben übersteigt, weil sie aller Wahrscheinlichkeit und Billigkeit ins Gesicht schlägt. Einem praktischen Mann wie Solon, der neben vielen andern Dingen auch zu rechnen verstand, darf ein solcher Lapsus nicht zugetraut werden.

Was soll ferner heißen S. 37: „Die Rechte, die Lykurg in Sparta den Königen beließ, hatten sie damals überall in der Griechenwelt. Daneben aber ist der König ... rechtlich noch wesentlich unbeschränkt"? Gar deutlich ist das wahrlich nicht gesprochen. Der Verfasser hält es für „wahrscheinlich, daß die große afrikanische Republik (Karthago) kriegerischer (?) Handelsherren und Plantagenbesitzer um das Jahr 510 in einer leichten Form die Oberhoheit der Achämeniden anerkannt und jetzt aus Susa noch einen bestimmten Anstoß zum Vorgehen (gegen Sicilien) erhalten habe". Woher entnimmt der Verfasser diese „Wahrscheinlichkeit"? Wir denken, selbst wenn etwas Wahres an der Sache wäre, so wäre sie jedenfalls im geheimen Staatsarchiv der Republik und in dem von Egbatana sicher aufgehoben gewesen und geblieben, ohne urbi et orbi oder neugierigen Schriftstellern verkündet zu werden, und selbst wenn einer derselben auf eigene Rechnung und Verantwortung der Mit- und Nachwelt diese Nachricht mitgetheilt hätte, so müßte letztere für höchst unwahrscheinlich gelten.

Völlig unverständlich ist für den Referenten die Behauptung, daß die (von Aristides eingeführte) „neue Praxis in Sachen des Archontats" — d. h. die Einführung des Loses, wodurch es also auch den Unbemittelten geöffnet wurde — „thatsächlich begreiflicherweise als eine Concession zu Gunsten der Aristokratie wirkte". War es nicht vielmehr und sollte es nicht eine Concession an die Demokratie sein? — Vor einigen Jahren hat ein namhafter Historiker, M. Duncker, Licht zu bringen gesucht in die bekannte Erzählung, daß Themistokles nach der Schlacht bei Salamis den Perserkönig insgeheim von dem Plan der Griechen in Kenntniß gesetzt habe, die Brücken zu zerstören, um ihm den Rückweg abzuschneiden. Hertzberg nimmt die vorgeschlagene Deutung an. Wir gestehen unsererseits offen, daß wir die ganze Geschichte für ein wohlfeiles Märchen halten, in welchem irgendeine Rolle zu spielen nicht blos Themistokles und die Griechen, sondern sogar Xerxes denn doch zu klug waren. Die Brücken waren ja in der That, wenn auch nicht durch die Griechen, sondern durch einen Sturm, zerstört worden, und Xerxes gelangt gleichwol sicher und ungestört hinüber, und zwar indem er einfach seine Flotte zur Ueberfahrt benutzte. Sollte der Großkönig die Griechen wirklich für so unvernünftig, für so maßlos verblendet gehalten haben, daß sie ihm die vorhandenen Brücken zerstören wollten?! — Nach dem Sprichwort baut man sogar dem geschlagenen Feinde Brücken, und dem siegreichen — das war doch damals trotz der verlorenen Seeschlacht der Feldhauptmann Xerxes — sollte man die bestehenden zerstören?! — In dem von Ephialtes unternommenen Ansturm gegen die Machtfülle des Areopag war bekanntlich auch Perikles des erstern Genosse, und zwar weil dieses Vorgehen ihm von seiner Politik dictirt wurde; warum soll nun derselbe Perikles denselben Ephialtes „nur widerwillig unterstützt" haben, als dieser im Bunde mit den „schroffsten Demokraten" seinen großen politischen Proceß gegen den Hochtory Kimon anstrengte? War Perikles damals der Volksgunst schon so sicher, daß er seinen politischen Antipoden Kimon nicht mehr zu fürchten brauchte? Durchaus nicht. Was hinderte ihn also, wenn sich die Gelegenheit bot, an der Lahmlegung des Rivalen mitzuhelfen? Man wird antworten: sein persönlicher Edelsinn. Für einen Politiker von großem Wurf mit großen Zielen — und ein solcher war Perikles — liegt bekanntlich die persönliche Sympathie und der natürliche Edelsinn oft etwas unbequem, und das Mittel, beides zu vereinigen, ist gewiß auch schon bei den Alten gesucht und — nicht gefunden worden. Auch Perikles war nicht so scrupulös in der Wahl seiner Mittel, als der gewöhnliche bürgerliche Verstand, der allerdings der richtige Beurtheiler einer gesunden Moral ist, es wünschen mag. Er war vor allem Staatsmann, und man traut ihm zu viel zu, wenn man ihn auch da blos nach den Eingebungen seines Edelsinnes handeln läßt, wo dieser mit hohen politischen Interessen in Conflict gerieth. Es mag sein, daß er später schwerlich zufrieden war mit den Diäten, welche dem Bürger für seinen Besuch der Gemeindeversammlungen und des Raths (?) (vielmehr der Gerichte) ausbezahlt wurden, wobei indeß doch zu bedenken ist, daß für die Bürger, welche aus außerstädtischen Demen („Sammtgemeinden" nennt sie der Verfasser) zur Erfüllung ihrer Bürgerpflicht nach der Stadt kamen, eine kleine Entschädigung nichts so Schreckliches ist. Aber er trug doch auch Schuld an dieser Begehrlichkeit: er hat, mit andern freilich, „als Gegendruck gegen Kimon's großartige Freigebigkeit die Einführung öffentlicher Armenspenden" durchsetzen helfen. Fragt man freilich: welche außer dem Theorikon?, so dürfte der Verfasser in Verlegenheit sein, solche zu nennen. Und was das Theorikon selbst betrifft, das er in erster Linie anführt, so dürfte dies nach neuern Untersuchungen kaum unter der Kategorie von Armenspenden zu nennen sein. Denn es war keine an die ärmern Bürger zu zahlende Summe, sondern eine persönliche und, wie es scheint, unverkäufliche, nicht in Geld umzusetzende Marke. Ob ferner Perikles seinen mächtigen autoritativen Einfluß wirklich infolge und gemäß seiner Stellung als Stratege und nicht vielmehr als Schatzmeister ausübte, diese Frage hätte wenigstens als controvers angedeutet werden sollen. Wenden wir uns aber nun von dem hochsinnigen Perikles weg zu dem „hochgesinnten" Demos von Athen. Hier und da wird man ihm dieses Epitheton an und für sich nicht versagen dürfen; wenn aber unmittelbar darauf fortgefahren wird: „Dagegen fehlte jetzt

die politische Kraft, welche der Ausartung der demokratischen Neigungen, dem unberechtigten und maßlosen attischen Selbstgefühl, der Richtung auf lockende politische Abenteuer, dem Zug zu ochlokratischer Despotie, zur Plackerei der conservativen Elemente, zur Mishandlung der Bundesgenossen, zum Misbrauch der Justiz zu begegnen vermocht hätte", da fragt man doch billigerweise: worin zeigt sich denn schließlich der „Hochsinn"? — Bei der Schilderung von Themistokles' staatsmännischem Wirken hätte, scheint es uns, auch ein Punkt kurz berührt werden dürfen, der erst in den letzten Jahren aufgehellt worden ist, und zwar infolge eines neu entdeckten Fragments aus der Schrift des Aristoteles: „Ueber den Staat der Athener". (Die Ausgrabungen auf dem Trümmerfeld von Faijum in Aegypten haben es zu Tage gefördert.) Es handelt von dem Gesetz des Themistokles, wodurch Athen in den Besitz einer Flotte kam. Nämlich die Einkünfte aus den Silberbergwerken (von Laurion) sollten nicht mehr wie bisher als Rente an die Bürgerschaft vertheilt, sondern einer Anzahl der Vornehmsten je ein Talent zugewiesen werden mit der Verpflichtung, ein Schiff zu bauen. Sofern dasselbe von einer Commission gut befunden wurde, wurden dem Staat die Kosten aufgerechnet; im entgegengesetzten Fall jedoch mußte das Darlehn dem Staat zurückgegeben werden. Vor der Entdeckung des besagten Fragments war der Sinn des Gesetzes dunkel.

J. Mähly.

Theorie der Abstammungslehre.

Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. Von C. von Nägeli. Mit einem Anhang: 1. Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß. 2. Kräfte und Gestaltungen im molecularen Gebiet. München, Oldenbourg. 1883. Gr. 8. 14 M.

Wir forschen und denken unaufhörlich; aber mögen wir immerhin nach Erkenntniß des Ganzen streben, wir nehmen nur ein Bruchstück des Bruchstücks wahr, einen Theil von unendlicher Kleinheit. Und weil dem so ist, wird es immer uns unmöglich bleiben, den Geist zu verstehen, der das Weltall durchdringt und beherrscht, werden wir niemals zu Klarheit gelangen über die letzten Ursachen der Dinge, auch wol nicht hoffen dürfen, jemals das Geheimniß des Organismus zu errathen.

Weil wir nur grobmaterielle Dinge wahrnehmen und, trotz aller Vervollkommnung unserer Werkzeuge und Vorrichtungen, nicht einmal bis zu den Grundformen der Materie zu dringen vermögen, geschweige denn zu dem Zusammenhang des bewegenden Princips mit der bewegten Masse: darum ist es uns nicht möglich, den Nebel zu zerstreuen, welcher die bedeutungsvollsten Fragen des Lebens verhüllt, insbesondere aber den Ursprung alles Organischen und den Grund, das Endziel der Entwickelung verdunkelt.

Zwar ist es uns gestattet, manchen Schluß zu ziehen vom Theil auf das Ganze, hier und da eine gewichtige Norm zu errathen oder auch deutlich zu erkennen; aber in Bezug auf die letzten Dinge kommen wir doch niemals über die Hypothese hinaus. Es fehlt uns jeder sichere Stützpunkt, wenn wir den vom Blitz des Moments erleuchteten Boden verlassen, ob wir auch immerhin den leitenden Faden der sogenannten exacten Wissenschaft fest in Händen behalten.

Aus den wenigen Thatsachen, die wir mit Gewißheit kennen, und aus den mancherlei Thatsachen, welche dem schwankenden Schilfrohr im Winde gleichen, formen wir Luftschlösser und nennen dieselben Theorien. In unserer eiteln Kurzsichtigkeit und Beschränktheit glauben wir nun, es müsse alles nothwendig in unsere Hypothese sich fügen, unserer Theorie gemäß sein, und erzürnen uns mächtig, wenn dergleichen nicht der Fall ist.

Jede Persönlichkeit stellt sich der äußern Natur anders gegenüber, kommt demgemäß, unter Voraussetzung der erforderlichen Selbständigkeit, zu andern Hypothesen, andern Theorien. Da nun jeder stärkere Geist eine mehr oder minder große Zahl weniger starker Geister an und nach sich zieht, welche die Theorie mit Haut und Haar verschlucken, so kommt es zu Bildung von Parteien auf dem Gebiete der Wissenschaft und Erkenntniß, und aus der Abweichung der Meinungen bei den maßgebenden Persönlichkeiten wird Kampf, wird Handgemenge bei den Fechtern, Vasallen und Knechten.

In dem obengenannten Werk von C. von Nägeli wird ausführlich eine Theorie der Abstammungslehre entwickelt, welche durch Neuheit der Gesichtspunkte und beträchtliche Freiheit von überlieferten und vorgefaßten Meinungen sich kennzeichnet. Zwar theilt dieselbe nicht die Meinung, daß man das Bewegende und Bewegte unterscheiden müsse in der Form, sondern glaubt, das Richtige angenommen zu haben in Auffassung des Bewegenden und Bewegten als Einheit. Doch abgesehen hiervon, worauf für die Abstammungslehre kaum etwas ankommt, verdient Nägeli's Theorie die vollste Beachtung und Würdigung. Unbedingt annehmen dürfen wir dieselbe nicht; aber die Verpflichtung haben wir, sie aufs sorgfältigste und gewissenhafteste zu prüfen.

Nägeli geht von der Krystallbildung aus und sodann über zum Aufbau der lebenden organisirten Körper, die er „micellöse" nennt, weil sie aus Micellen sich zusammensetzen. Die Eiweiß- oder Plasmamicellen seien der größten Mannichfaltigkeit fähig, sowol in Bezug auf Gestalt und Ausdehnung wie auch in Hinsicht der chemischen Beschaffenheit. Die Urzeugung erklärt Nägeli also:

Wenn in einer organischen Unterlage die Molecularkräfte so combinirt sind, daß spontane Eiweißbildung stattfindet, so sind

mit Vereinigung der Micelle die primordialen Plasmamassen der Urzeugung gegeben. Im Innern der letztern geht fortan unter dem Einfluß ihrer Molecularkräfte die Erzeugung von Albumin noch leichter von statten als außerhalb in der Flüssigkeit. Es treten daher die in der unorganischen Unterlage vorhandenen, der Eiweißbildung fähigen Verbindungen vorzugsweise in die Plasmamassen ein und bewirken durch Einlagerung von Eiweißmicellen das Wachsthum derselben. Hierin besteht das organische Leben in seiner einfachsten Form. ... Die Urzeugung setzt die Entstehung von Plasmamicellen aus den Molecülen voraus und kann daher niemals durch Eiweiß- oder Peptonlösungen, da dies micellare Lösungen sind, eingeleitet werden. Das Leben setzt die Einlagerung von Plasmamicellen voraus; es hört daher auf, sobald durch schädliche Einflüsse die Micellaranordnung so weit gestört ist, daß jeder Wachsthumsproceß unmöglich wird. ... Das durch Urzeugung entstehende Wesen muß vollkommen einfach, eine Plasmamasse mit noch ungeordneten Micellen sein, weil jede Organisation ohne eine vorausgehende organisirende Thätigkeit undenkbar ist. Deswegen können die bekannten Organismen nicht spontan entstanden sein; es muß ihnen ein Reich von einfachern Wesen vorangegangen sein.

Es wird diese Auffassung der Urzeugung durch alle bekannt gewordenen Thatsachen gestützt: die untersten, einfachsten organischen Wesen nur entstehen auf dem Wege der Urzeugung; für alle andern muß die Zeugung im eigentlichen Sinne in Anspruch genommen werden.

Gewiß würde es zu weit führen, alle Ansichten Nägeli's über die organische Plastik hier auseinanderzusetzen; es möge genügen, nur noch einigen seiner Folgerungen Raum zu geben:

Die ungeordneten Eiweißmicellen des spontan entstandenen Plasma haben vor dem unorganisirten Zustande, aus dem sie hervorgegangen, noch keinen andern Vorzug als den, daß unter dem Einfluß ihrer Molecularkräfte die Bildung neuer gleicher Eiweißmicellen leichter erfolgt. ... Indem bei der phylogenetischen Entwickelung des Plasma in dem weichern Ernährungsplasma das dichtere Idioplasma sich unterscheidet, hat das letztere von Natur die Neigung, eine netzförmige Anordnung anzunehmen. Die Balken dieses Netzes bestehen ihrem Ursprung gemäß aus parallelen, der Länge nach verlaufenden Micellreihen, welche zu Scharen niederer und höherer Ordnungen vereinigt sind, sodaß der Querschnitt der Balken die Configuration des Idioplasma darstellt. Jede Ontogenie (Individuum) beginnt mit einem winzigen Keim, in welchem eine kleine Menge von Idioplasma enthalten ist. Dieses Idioplasma zerfällt, indem es sich fortwährend in entsprechendem Maß vermehrt, bei den Zelltheilungen, durch welche der Organismus wächst, in ebenso viele Partien, die den einzelnen Zellen zukommen. Die ontogenetische Vermehrung des Idioplasma geschieht durch das Längenwachsthum der Balken, nämlich durch intercalare Einlagerung von Micellen in jede Micellreihe der Balken, welche sich dadurch verlängern, ohne ihre Querschnittsconfiguration zu ändern. Demzufolge erhält jeder Idioplasmabalken alle Anlagen, die das betreffende Individuum im Keime geerbt hat, und jede Zelle im Organismus ist idioplasmatisch befähigt, zum Keim für ein neues Individuum zu werden. Ob diese Befähigung sich verwirklichen könne, hängt von der Beschaffenheit des Ernährungsplasmas ab.... Die Organismen entstehen aus einem Keim, der aus Idioplasma besteht, und erzeugen wieder gleiche Keime. Ihr Wesen beruht also in ihrem Idioplasma, d. h. der ganzen Summe ihrer idioplasmatischen Anlagen. ... Die Fortpflanzung ist nichts anderes als der Uebergang von einer Generation zur nächstfolgenden, vermittelt durch das Idioplasma des Keims. Bei der ungeschlechtlichen (monogenen) Fortpflanzung besteht Continuität des nämlichen Idioplasmas; das älterliche Individuum setzt im Kinde sein specifisches Leben fort wie der Stamm in seinem Ast, und es bleiben alle durch das Idioplasma bedingten Eigenthümlichkeiten im Kinde unverändert. ... Bei der geschlechtlichen (digenen) Fortpflanzung besteht die Keimbildung in der Vereinigung der beiden älterlichen Idioplasmen. ... Wenn daher das Kind dem Vater oder der Mutter ähnlicher ist, so kommt dies daher, daß von den geerbten Anlagen die einen sich entfalten, die andern latent bleiben; und wenn das Kind in den wahrnehmbaren Merkmalen über beide Aeltern hinausgeht, so wird dies nur dadurch möglich, daß in ihm Anlagen, die in diesen latent blieben, zur Entfaltung gelangen. ... Die Rassen entstehen durch Kreuzungs- und Krankheitsänderungen des Idioplasmas.

Dieser letztere Gedanke ist von Klebs: „Die Umgestaltung des Menschengeschlechts insbesondere durch Krankheitsprocesse" (Breslau, Schottländer), ausgeführt worden.

Aus den wenigen obigen Anführungen wird das Originelle der Auffassungen Nägeli's genugsam hervorgehen, und jedem, der sich für den Gegenstand interessirt, wird das genaue Studium des Werks nothwendig erscheinen. Das Buch betrachtet nach der Einleitung das Idioplasma als Träger erblicher Anlagen, die Urzeugung, die Ursachen der Veränderung, die Anlagen, die Bildung von Arten und Rassen, die Vererbung und Veränderung, kritisirt die Darwin'sche Theorie, studirt die Entwickelung des Pflanzenreichs u. s. w. und schließt mit zwei Abhandlungen: „Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß" und „Kräfte und Gestaltungen im molecularen Gebiet".

Ganz vortrefflich ist das Werk ausgestattet.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In dem Verlage von F. A. Perthes in Gotha sind in zweiter Auflage erschienen: „Die drei großen Reformationsschriften Luther's im Jahre 1520". Gemeint sind: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", „Von der Freiheit eines Christenmenschen". Herausgeber ist Ludwig Lemme. Die Schriften sind wortgetreu abgedruckt und sowol mit orientirenden Einleitungen wie mit Anmerkungen versehen. Insofern diese Werke den Höhepunkt der reformatorischen Vollkraft Luther's darstellen, behalten sie eine bleibende Bedeutung auch für uns; deshalb ist die erneute Herausgabe derselben in vorliegender Gestalt nur mit Freuden zu begrüßen. In demselben Verlag sind erschienen: „Predigten" von Charles Kingsley (Dorfpredigten), in einer autorisirten Uebersetzung von Dina Krätzinger. Die hier in fließender Uebersetzung dargebotenen Predigten sind kurz, ebenso praktisch wie schwungvoll, volksthümlich und zum Herzen sprechend. Das alles erkennen wir gern an, müssen aber denn doch hinzufügen, daß wir Predigten derartigen Kalibers mehr als genug von deutschen Verfassern be-

sitzen. Ein Bedürfniß, Predigten auswärtiger Autoren bei uns einzuführen, liegt nur dann vor, wenn deren Eigenart eine so ausgeprägte ist wie etwa bei Spurgeon.

— „Nachlieferungen zu meinem Leben" von Johann Georg Scheffner (Leipzig, Reißner). Das Ganze ist eine Sammlung von Briefen, welche als Ergänzung dienen sollen zu der bereits 1816 in Leipzig erschienenen Selbstbiographie des Kriegsraths Scheffner in Königsberg, des ehemaligen Lehrers Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen. Ein Leser, welcher recht viel überflüssige Zeit hat, wird wol einige Goldkörner darin finden.

— Eine sehr gelehrte Abhandlung hat der Gymnasialoberlehrer G. Krause über „Friedrich den Großen und die deutsche Poesie" veröffentlicht (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses). Trotz allen Aufgebots von Citaten halten wir die versuchte Reinwaschung Friedrich's des Großen nicht für gelungen; es dürfte nach wie vor dabei bleiben, daß jener König ungerecht gegen die deutsche Sprache und Literatur war. Indirect hat er derselben viel genützt, direct aber eher geschadet.

Aus der Schriftstellerwelt.

Einige der namhaftesten neuen Dichter sind neuerdings durch Auszeichnungen geehrt worden, welche für dichterische Leistungen bestimmt sind. Das preußische Cultusministerium hat an diesem 10. November den Schiller-Preis von je 3000 Mark den Dramatikern Paul Heyse und Ernst von Wildenbruch zuerkannt. Dieser Preis wird bekanntlich nach je einem Triennium ausgetheilt; doch hat sich schon mehrmals und so auch vor drei Jahren die Commission, welche darüber zu verfügen hat, nicht in der Lage gesehen, überhaupt eine Preisvertheilung vorzunehmen. Ferner sind diesmal wie schon das letzte mal nicht einzelne dramatische Werke gekrönt worden, was eigentlich bei der Stiftung des Schiller-Preises der Hauptzweck war, sondern die gesammte literarische Thätigkeit der einzelnen Dichter, besonders auf dramatischem Gebiete, ist in solcher Weise ausgezeichnet worden; ja bei Geibel und Heyse darf man wol annehmen, daß ihre Thätigkeit auf dem Gebiete der Lyrik und Epik bei der Preiskrönung wesentlich mitgesprochen hat. Gegen dies Verfahren der Preiscommission sind mancherlei Bedenken erhoben worden; man meint, es sei keine sonderliche Kunst, Dichter zu krönen, die von der Nation bereits anerkannt worden sind. Die Aufgabe des Preiscomité sei aber gewesen, einzelne mustergültige Werke den Gleichstrebenden zur Nachahmung hinzustellen, oder auch irgendein unbekanntes Genie zu entdecken und dem deutschen Volke zu empfehlen. Anfangs verfuhr ja das Comité auch in solcher Weise; aber seine Entscheidungen erweckten gar kein Echo bei den Bühnen, waren ein Schlag ins Wasser, und die gelehrten Herren, die da im Comité sitzen, sind so wenig im Zusammenhang mit der heutigen Bühne, daß eine tonangebende Thätigkeit durch Auswahl des einen oder des andern Stücks unfehlbar auch fernerhin scheitern mußte. Hierzu kommt die große Verschiedenartigkeit der kritischen Maßstäbe und die selbst für Bühnenkundige große Schwierigkeit, die Wirkung eines Stücks auf der Bühne im voraus zu beurtheilen. Es ist daher besser, sie krönen das Anerkannte, als etwas, was vielleicht niemals Anerkennung finden wird. Der König von Baiern hat die durch den Tod Laube's und Geibel's erledigten Orden an Alfred Meißner und Adolf Wilbrandt verliehen; wir freuen uns, daß beiden hochverdienten und talentvollen Dichtern diese Auszeichnung zutheil geworden ist. Bekanntlich entscheiden die Mitglieder des Maximiliansordens über die Aufnahme neuer Ritter selbst und der König bestätigt nur ihre Entscheidung.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Einem sonderbaren Urtheil über „Antinous" von George Taylor (oder dessen englische Uebersetzung) begegnen wir in der „Academy" vom 27. September d. J. Es heißt dort: „Es (das Werk) ist vom Verfasser dazu bestimmt, in der Hauptsache eine Studie des religiösen Lebens in Rom im 2. Jahrhundert zu sein und den Selbstmord des Antinous damit zu erklären, daß keins der ihm dargebotenen Systeme (einschließlich des Christenthums) sein geistiges und religiöses Verlangen zu befriedigen vermochte. Wir sind daher berechtigt, zwei Dinge zu erwarten: eine graphische Schilderung der sich streitenden Glaubenslehren der Zeit, und ein psychologisches Porträt des Antinous selbst; wir erhalten aber keins von beiden. Und ein noch schwererer Fehler muß dem Buche zur Last gelegt werden: es ist unheilbar langweilig. Nichts vom Genius einer «Callista» oder «Hypatia», nichts selbst von dem glänzenden Talent der «Last Days of Pompeii» oder «Fabiola» kennzeichnet es; auch erreicht es nicht die Höhe der Ebers'schen Romane der «Uarda» und der andern Werke. Es ist eine mühsame Studie in der Alterthumsforschung und steht seiner Art nach allein da in einer Hinsicht: darin nämlich, daß es einen Bericht über die unschöne Seite des Christenthums in den ältesten Zeiten gibt, anstatt es in der Erreichung seines vollen Ideals zu schildern." Nach einigen historischen Bemängelungen fährt der Recensent fort: „Professor Hausrath haßt Hadrian, den einzigen Charakter, den er versucht hat deutlich zu individualisiren, und stellt die schlimmern und schwächern Seiten seines Charakters und seiner Handlungen beharrlich bloß, während Antinous eine bloße Gliederpuppe mit keiner bestimmten Persönlichkeit ist. Von Hermas entwirft er eine bessere Schilderung und da über dessen Geschichte nichts vorliegt, erlaubt er sich, ihn zum Märtyrer zu machen. Keine genügende Erklärung ist gegeben für die auffallende und rasche Beliebtheit des Antinous-Cultus, sobald er von Hadrian eingeführt worden unter Bedingungen, die dessen verächtliche Zurückweisung hätten sichern müssen; und so hat Hausrath auch nach dieser Richtung hin fehlgeschossen."

— Ueber „Stephan Broda" von O. Heller sagt das „Athenaeum", Nr. 2970: „Heller gehört zu jener zahlreichen Klasse von Romandichtern, welche, anstatt ihre Stoffe und Vorbilder dem sie umgebenden wirklichen Leben zu entnehmen, Geschichten nach französischem Muster fabriciren, wodurch ihre Werke wol alle Fehler des Franzosen, nicht aber seine Lebendigkeit und Anmuth besitzen. Heller liebt es augenscheinlich, seine Charaktere in zweifelhafter Gesellschaft sich bewegen zu lassen, die aber nicht so gewöhnlich in Deutschland ist, wie seine Bücher diejenigen Leser glauben machen dürften, welche ihn für einen genauen Schilderer deutschen geselligen Lebens halten, was er entschieden nicht ist. Zugegeben daß seine Bücher in besserm Deutsch geschrieben sind, so gehören sie doch zu der Art, die sich an jene wendet, welche, indem sie das Leben nach dem Bilde betrachten, das sie sich von den Höherstehenden machen, nur die kleinliche Seite ihres Wesens zu begreifen im Stande sind. «Stephan Broda» ist eine Erzählung, in welcher nur die Anrüchigen Erfolg haben, während die Tugendhaften zu Grunde gehen. Sie befaßt sich hauptsächlich mit Intrigue und Ehebruch unter dem Adel Deutschlands und Preußens. Gleiche Aufmerksamkeit ist den untergeordneten wie den Hauptcharakteren gewidmet, die alle mit langweiliger Genauigkeit geschildert sind. Das Buch ist übrigens mit unnöthigem Ballast angefüllt, und man kann weder die Verwickelung noch den Zweck desselben erkennen."

Ueber desselben Verfassers „Kathinka" sagt die genannte Wochenschrift, es gleiche dem vorigen Romane in Situation und Charakter.

In Nr. 2966 derselben Wochenschrift erfährt das Ludolf Krehl'sche Werkchen: „Das Leben des Muhammed", eine gleich

günstige Beurtheilung wie die von uns kürzlich der „Saturday Review“ entnommene, und nicht minder so in der „Academy“.

— Die „Revue des Deux Mondes“ vom 1. October d. J. enthält eine längere Besprechung aus der Feder M. G. Valbert's des jüngst erschienenen Buchs: „Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach, ein biographisches Denkmal“, aus welcher wir hier einige bedeutsame Stellen anführen wollen. „Er hat sich über andere wie über sich selbst getäuscht. Von seiner Jugend an hat er sich für einen Weisen, einen Philosophen, einen Jünger Spinoza's gehalten, den er zum Helden seines ersten Romans gewählt. Sein Gott glich indessen nicht dem Spinoza's. Er liebte es zu glauben, das Weltall werde von einem höchsten Moralisten regiert, der den Blumen und den Vögeln, den Ebenen und Bergen aufgetragen, uns Weisheitslehren zu geben, und dessen Hauptpflicht überdies darin bestehe, schwäbischen Schriftstellern, besonders einem unter ihnen, der am 28. Februar 1812 in Nordstetten geboren ward, den Lebensunterhalt zu sichern.... Um ein wahrer Spinoza zu sein, muß man sich von seiner kleinen Person losmachen, sie als eine der zufälligen und sehr vergänglichen Modi der unvergänglichen Substanz ansehen und nicht mehr Aufhebens davon machen, als von einer Woge, die der ewige Ocean an seine Ufer treibt und die sich an dessen Strande bricht, indem sie ein wenig Schaum zurückläßt. Niemand aber war minder als Auerbach dazu aufgelegt, sich von sich selbst loszumachen, sich zu vergessen, die erhabene, aber schwierige Tugend zu üben, welche Fénélon die Entäußerung (désappropriation) seiner selbst genannt hat. Indem er an sein Schicksal und an seine Werke, an seine Vergangenheit und Zukunft dachte, empfand er abwechselnd die Qualen oder die stolze Glückseligkeit eines Besitzers, der auf sein Eigenthum eifersüchtig ist, der keine Lust hat, sich dessen zu entäußern, noch selbst es zu theilen.... Was bei ihm stets aufrichtig war, das war die Leidenschaft seines Handwerks, die Freude, die er am Produciren, am Arbeiten empfand, und diejenige, welche man sicher war ihm zu verursachen, wenn man ihm von seinen Werken Gutes sagte. Von dieser Art Lust war er nie blasirt; er hat sie ebenso lebhaft in den letztern Jahren seines Lebens wie in seiner Jugend empfunden.... Die Briefe konnten betitelt werden: «Das Tagebuch einer glücklichen Selbstliebe». Als Auerbach zum ersten mal im Jahre 1860 in Berlin ankommt und bei Hofe eingeführt wird, ruft er aus, er fürchte, sich durch die schmeichelhaften Aufmerksamkeiten, die man ihm schenkt, betäuben zu lassen, er schwimme in Ehren und Freuden.“ Mehrere ähnliche Aeußerungen werden dann noch von ihm erzählt und so manche treffende und charakteristische Schilderungen seines Wesens folgen im weitern Verlaufe der Besprechung, die wir aus Rücksicht auf den Raum uns versagen müssen, hier wiederzugeben.

Bibliographie.

Am-Herd, P., O. C., Sankt Franziskus. Ein romantisches Epos in zwölf Liederkränzen. Lindau, Stettner. Gr. 8. 4 M.

Amyntor, G. v., Aus der Mappe eines Idealisten. Elberfeld, Lucas. 8. 3 M.

Bühring, J., Venedig, Gustav Adolf und Rohan. Ein Beitrag zur allgemeinen politischen Geschichte des 30jährigen Krieges aus venezianischen Quellen. Halle, Niemeyer. 1885. Gr. 8. 10 M.

Camoens, L. de, sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von W. Storck. 6ter u. letzter Bd.: Dramatische Dichtungen. Paderborn, F. Schöningh. 1885. 8. 5 M.

Clausius, R., Ueber den Zusammenhang zwischen den grossen Agentien der Natur. Bonn, Cohen u. Sohn. 1885. Gr. 8. 1 M.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. 12ter Bd. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 14 M.

Druckschriften des XV bis XVIII Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen herausgegeben von der Direction der Reichsdruckerei unter Mitwirkung von Dr. F. Lippmann und Dr. R. Dohme. Erstes Heft. Taf. I—X. Berlin, Reichsdruckerei. (Leipzig, Brockhaus.) Folio. 10 M.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Zweite Section. H—N. Herausgegeben von A. Leskien. 36ster Thl. Khorsabad—Klein (Julius Leopold). Leipzig, Brockhaus. 4. 11 M. 50 Pf.

Erinnerungen an Joseph Godehard Müller. Hildesheim, Borgmeyer. 8. 3 M.

Homer's Odysseuslied. In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von E. J. J. Engel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. 12. 3 M.

Kaufmann, L., Bilder aus dem Rheinland. Culturgeschichtliche Skizzen. Köln, Bachem. 8. 2 M. 70 Pf.

König, E. A., Das Medaillon. Roman. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Laddey, Emma, Aus sonnigen Tagen. Novellen. Leipzig, Schulze u. Comp. 1885. 8. 4 M.

Laicus, P., Der letzte Häuptling von Killarney. Eine historische Erzählung. Mainz, Kirchheim. 8. 4 M. 80 Pf.

Luthardt, C. E., Melanchthons Arbeiten im Gebiete der Moral. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Mentzel, E., Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1885. 8. 4 M.

Morre, C., Die Frau Räthin. Charakterbild mit Gesang. Graz, Goll. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Die Familie Schneck. Volksstück mit Gesang. Graz, Goll. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Niemeyer, E., Schulreden. Neue Folge. Berlin, Friedberg u. Mode. 1885. Gr. 8. 1 M.

Nordmann, J., Eine Römerfahrt. Epische Dichtung. Erster Gesang: Der Bauernkrieg in Oberösterreich. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 3 M.

Notter, F., Gott und Seele. Stimmen der Völker und Zeiten, nach seinem Tode herausgegeben von C. Beck. Stuttgart, Spemann. 1885. Gr. 8. 5 M.

Oser, F., Neue Lieder (1874—1884). Basel, Bernheim. 1885. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Pantenius, T. H., Die von Kelles. Ein Roman aus Livlands Vergangenheit. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1885. 8. 6 M. 50 Pf.

Pecht, F., Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. 4te Reihe. Nördlingen, Beck. 1885. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgeführt von A. Vollert. Neue Serie. 19ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Planta, P. C. v., Dramatisirte Geschichten. 1stes Hft. Bern, Wyß. 1885. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Reinholdt, A. v., Geschichte der russischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 1ste Lfg. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 1 M.

Reuter, W., Garben und Farben. Neue Gedichte. Münster, Theissing. 16. 3 M.

Rosegger, P. K., Stoansteirisch. Vorlesungen in steierischer Mundart. Graz, Leykam. 1885. 8. 3 M.

Sach, A., Die deutsche Heimat. Landschaft und Volkstum. Mit Abbildungen nach Original-Aufnahmen und Zeichnungen von F. Knab, A. Lewy und F. Lindner, in Holz gestochen vom xylographischen Institut von O. Roth in Leipzig. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1885. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Salinger, E., Aus meiner Studien-Mappe. Drei neue Erzählungen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1885. 8. 3 M.

Salis, A. v., Grifone. Die Bluthochzeit der Baglionen. Historisches Trauerspiel. Leipzig, Haessel. 8. 3 M.

Schlossar, A., Cultur- und Sittenbilder aus Steiermark. Skizzen, Studien und Beiträge zur Volkskunde. Graz, Goll. 1885. 8. 3 M.

Schmid, L., Die älteste Geschichte des erlauchten Gesamthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern. 1ster Tl. — A. u. d. T.: Der Urstamm der Hohenzollern und seine Verzweigungen. Mit 1 Karte. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Schulte vom Brühl, Entenzucht. Sammlung von Zeitungsenten. Berlin, Eckstein Nachfolger. 8. 1 M.

Schumann, J., Gesammelte Dichtungen. Goslar, Koch. 1885. 12. 2 M. 50 Pf.

Schwebel, O., Die Herren und Grafen von Schwerin. Blä dertter aus preußischen Geschichte. Berlin, Abenheim. 1885. Gr. 8. 7 M.

Stadion, Graf E. v., Einsame Lieder. Minden, Bruns. 1885. 12. 2 M. 40 Pf.

Steen, A., Granada oder ein Bild aus dem spanischen Volksleben. Frei nach dem Englischen bearbeitet. Bevorwortet von F. Fliedner. Hamburg, Oncken's Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Stöpel, F., Sociale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. IV u. V: Der Grundbesitz mit besonderer Beziehung auf dessen Lage in Deutschland, Grundzüge einer rationellen Agrarpolitik. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. à 1 M.

Wartmann, H., Lenhilde. Ein Drama. Berlin, Ißleib. Gr. 8. 1 M.

Wimpfeling, J., Germania, übersetzt und erläutert von E. Martin. Mit ungedruckten Briefen von Geiler und Wimpfeling. Ein Beitrag zur Frage nach der Nationalität des Elsasses und zur Vorgeschichte der Strassburger Universität. Strassburg, Trübner. 1885. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Wirth, M., Ungarn und seine Bodenschätze. Statistisches Handbuch ungarischer Landeskunde nach amtlichen Quellen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1885. Gr. 8. 8 M.

Ziegler, H., Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder aus fünf Jahrhunderten. (1386—1871.) Gesammelt und herausgegeben. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 12. 3 M.

Zollern, H. v., Nach Canossa. 2te Abth.: Im heiligen römischen Reich deutscher Nation. Historischer Roman. 2 Bde. Dresden, Minden. 1885. 8. 8 M.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Graf Heinrich Matthias Thurn in Diensten der Republik Venedig. Eine Studie nach venetianischen Acten. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 40 Pf.

Anzeigen.

(Mit zwei Beilagen: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig 1884, Nr. 4 und **Literarischer Anzeiger**, Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 52. 25. December 1884.

Zur deutschen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Wir kommen nun zu einer Reihe von Monographien, die zum Theil aus den jetzt so beliebten Neudrucken hervorgegangen sind. Dazu gehört:

5. Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich. Herausgegeben von J. Minor, A. Sauer, R. M. Werner. Drittes Heft: Wolfgang Schmeltzl. Zur Geschichte der deutschen Literatur im 16. Jahrhundert. Von Franz Spengler. Wien, Konegen. 1883. Gr. 8. 3 M.

Das Unternehmen der Neudrucke können wir an sich durchaus nicht misbilligen, doch ist leider unausbleiblich, daß Sachen, die nur wegen ihrer Seltenheit neu aufgelegt zu werden verdienen, auch bezüglich ihres vermeintlichen Werthes über die Gebühr herausgestrichen werden. Besonders können wir den Oesterreichern trotz unserer Bemerkungen unter Nr. 1 den Vorwurf nicht ersparen, daß sie, was das gesammte Deutschland in jahrhundertelangen Kämpfen endlich gereift hat, auch in ihrem Lande trotz Pfaffenthum und Censur gezeitigt zu haben vorgeben oder gar vermeinen. Es ist dies ein geistiger Particularismus, wie er selbst innerhalb Deutschlands, z. B. in Sachsen, früher auch in Baiern, vorkommt. Zwar einen österreichischen Goethe kenne ich noch nicht, der österreichische Schiller aber (nach der Meinung der Oesterreicher natürlich) ist Grillparzer — einen österreichischen Lessing werden wir sogleich kennen lernen. Zunächst aber machen wir Bekanntschaft mit dem österreichischen Hans Sachs: Wolfgang Schmeltzl. Dabei kommt es weniger in Betracht, daß Hans Sachs schon durch seine Fruchtbarkeit Erstaunen erregt, während dies bei Schmeltzl durchaus nicht der Fall ist, genug, letzterer hat in ähnlicher Weise, in ähnlichen Dichtungsarten, mit ähnlichem volksthümlichen Humor gedichtet — und die Parallele ist fertig. So wird denn auch sein Drama „Samuel und Saul" in Nr. 5 der „Wiener Neudrucke" reproducirt.

Einen auch für das Laienpublikum erfreulichern Eindruck macht von eben diesen „Wiener Neudrucken":

6. Wiener Neudrucke. Nr. 6: Lustige Reiß-Beschreibung aus Saltzburg in verschiedene Länder von J. A. Stranitzky. Wien, Konegen. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Herausgeber ist R. M. Werner. Stranitzky war bekanntlich derjenige wiener Schauspieler, der sich gegen die in Norddeutschland durch Gottsched herbeigeführte Verbannung des Hanswurst von der Bühne siegreich wehrte, ja einen ebenso talentvollen Nachfolger, Prehauser, hinterließ, der den Kampf mit gleichen Mitteln fortsetzte. Erst nach Prehauser's Tode lenkte die wiener Bühne nothgedrungen in andere Bahnen ein. Die vorliegende kleine Schrift, die gewiß kein Liebhaber eines gediegenen volksthümlichen Humors ohne die größte Theilnahme lesen wird, ist nach der damaligen Sitte eigentlich eine Neujahrsgratulation des Komikers; inwiefern sie mit andern komischen Reisebeschreibungen, besonders dem „Schelmuffsky", von dem wir jetzt eine neue Ausgabe von Professor Zarncke zu erwarten haben, zusammenhängt, bleibt einer nähern Untersuchung überlassen. Zu dem sehr verdienstlichen angehängten Glossar möchte ich mir einige kleine Berichtigungen erlauben. „Asperl, kleine Mispel": soll dies „Münze" heißen? Bekanntlich ist schon nach „Tausendundeine Nacht" ein Asper eine kleine arabische Münze. S. 46: „Braun, das wird mir zu braun", ist auch thüringisch. S. 47: „Gegen" c. dat. auch bei Goethe. „Hahnen-, Feder-, Auerhahnfeder", wol Spielhahnfeder nach tiroler Tracht. Warum „Hirn" die Stirn heißen soll, ist nicht

einzusehen. S. 49: Läsche = Geld, vielmehr = Agio mit dem Artikel.

Wir reihen daran sogleich:

7. Wiener Neudrucke. Nr. 8: Vier dramatische Spiele über die zweite Türkenbelagerung aus den Jahren 1683—1685. Wien, Konegen. 1884. 8. 80 Pf.

Man sieht leicht, daß der Neudruck dieser poetisch wenig, mehr patriotisch bedeutenden Dichtungen dem Jubiläumsjahre der Belagerung Wiens durch die Türken seine Veranlassung verdankt. Die Titel der vier Spiele lauten: 1) „Die erbärmliche Belagerung und der erfreuliche Entsatz der Kayserl. Residenz Stadt Wien von Matthäus Luther 1683"; 2) „Das entsetzte Wien" (Weißenfels 1683); 3) „Comödia, genannt die Heroische Judith" (Mainz 1685); 4) „Die befreyete Vindobona" (Halle 1685).

An diese Dichtungen, die ja auch in — wenn auch nicht volksthümlicher — dramatischer Form gehalten sind, reihen wir füglich an:

8. Bartholomäus Krüger's Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht 1580. Herausgegeben von Johannes Bolte. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 2 M.

Das Spiel ist für seine Zeit eine recht wackere Leistung. Der Inhalt läßt sich kurz wiedergeben. Ein Landsknecht wird unter Beschuldigung des Diebstahls, den aber nicht er, sondern sein Kamerad begangen hat, in Wahrheit um seiner Kriegsbeute willen von Bauern in Form Rechtens hingerichtet; er ladet sie binnen Jahresfrist vor Gottes Thron zur Rechenschaft, und der zweite Theil des Stücks beschäftigt sich nun mit der Vollziehung dieses Gottesgerichts. Auch die Quelle hat der Herausgeber ermittelt: es ist Georg Lauterbeck's „Regentenbuch zum Jahr 1537". Die Vorladung vor Gottes Gericht wird hier so erzählt:

Als er aber hiemit nichts erlangen noch erhalten kond/ Sprach er weiter, Wolan, dieweil jr alle miteinander in diesem Gericht zu meiner bitt taube Ohren habt, So heische und lade ich euch, für das gerechte Gericht Gottes, ins Thal Josaphat, Alda werdet jr unrechten und geldthungrigen Richter befinden, wie falsch und unrecht jr mich auff diesen tag verurteilt und getödtet. Was ist hierauff erfolgt? Eher das ein Jar vergangen, sind jr vier aus diesem Gericht erbermlich umbkommen. Der erst ist vom Donner erschlagen. Der ander, als er in ein frölichen Gelag gewesen, ist er mit ein Schwerd erstochen. Der dritte ist umb Dieberey willen erhenckt. Der vierde hat grosse marter und hitz eines hefftigen Fiebers halben gehabt, darin als er sterben must, gesaget: „O Sathan, was verzeuhestu lang? warumb nimbstu nicht meine Seel von dem Leib hinweg? bisher hab ich dir gedienet, derwegen so bin ich auch dein. Ich wil nit ins Thal Josaphat zu dem Landsknecht."

Zu dieser letzten Aeußerung citirt Bolte aus ähnlichen Dichtungen verwandte Ausdrücke. Zu dem ganzen Verfahren der „Vorladung vor Gottes Gericht" möchte ich meine Anmerkungen zum „Wunderhorn", II, 70, anführen und dazu noch: Harsdörffer's „Schauplatz" ꝛc., II, 286; Oehlenschläger's „Erinnerungen", IV, 134. Uebrigens mag wol in jenen abergläubischen Zeiten jene „Vorladung vor Gottes Gericht" eine furchtbare Waffe auch in dem Munde Schuldiger gewesen sein.

Wir kommen in die classische Periode unserer Literatur und eröffnen diese mit:

9. Gotthold Ephraim Lessing's Schuljahre. Ein Beitrag zur deutschen Cultur-, Literatur- und Schulgeschichte von J. Ch. G. Schumann. Trier, Stephanus. 1884. Gr. 8. 1 M.

Alle, auch die erst in neuester Zeit flüssig gewordenen Quellen sind in diesem Werkchen mit Umsicht benutzt und zu einem übersichtlichen und in jeder Hinsicht erfreulichen Bilde von Lessing's Schuljahren verwerthet worden. Daß der Vortrag, aus welchem die Broschüre hervorgegangen ist, Beifall gefunden hat, glauben wir gern.

Und nun kämen wir zu dem „österreichischen Lessing", J. von Sonnenfels, dessen in seiner Zeit epochemachende Zeitschrift uns gleichfalls in einem höchst dankenswerthen wiener Neudruck vorliegt:

10. Wiener Neudrucke. Nr. 7: Briefe über die Wienerische Schaubühne von J. von Sonnenfels. 1768. Wien, Konegen. 1884. 8. 4 M.

Der Herausgeber dieser Neudrucke ist Professor Sauer in Graz, derselbe, der auch an der Sammlung der österreichischen Literaturbeiträge mitbetheiligt ist. Er sagt am Schluß der Vorrede:

Es ist mir während der Arbeit klar geworden, daß ein Commentar zu den „Briefen" nothwendig wäre. Ich habe mich daher entschlossen, umfangreichere Anmerkungen in einem selbständigen Heft nachfolgen zu lassen, in welchem auch die Gegenschriften mitgetheilt werden sollen. Einstweilen hoffe ich durch das beigefügte Personenverzeichniß die Uebersicht zu erleichtern.

Wir nehmen von jenem Versprechen gern Notiz und sind im voraus dafür dankbar. Es ist gar nicht zu leugnen, daß in Sonnenfels etwas von Lessing's Geist übergegangen ist. Er geht keiner der höchsten Fragen der ästhetischen Kritik aus dem Wege; sein Stil ist munter und geistreich. Zunächst nimmt er die Maske eines reisenden Franzosen vor, der einem Freunde in regelmäßigen Briefen über die Zustände der wiener Bühne berichtet, läßt diese Maske dann freilich fallen, behält aber die eines Correspondenten nach Art der „Briefe die neueste Literatur betreffend" bei. Ueber seine Nachahmung Lessing's äußert sich der Herausgeber:

Die gesammte kritische Thätigkeit Lessing's nimmt er sich als Muster. Wie Lessing sich die Uebersetzer zur Zielscheibe seines Witzes gewählt hatte, so sucht auch Sonnenfels unter diesen die Opfer seiner Kritik; wie Lessing gegen die Franzosen zu Felde zieht, so richtet auch Sonnenfels gegen sie seine Waffen; hat Lessing seine größten Schlachten gegen Voltaire geschlagen, so nimmt auch der österreichische Dramaturgist verschämt den Anlauf zu einem Scharmützel gegen ihn, um sich aber bald wieder zurückzuziehen; etwas kühner wagt er sich gegen Goldoni vor. Strebt Lessing in seiner „Dramaturgie" überall vom Einzelnen zum Allgemeinen auf und benutzt er endlich die Vorstellungen der hamburger Bühne nur als Haken, um seine Theorie der Tragödie daran zu hängen, so möchte auch Sonnenfels durch theoretische Ausführungen sich Ruhm erwerben und geht den Regeln des Dialogs im Drama nach. In der Vorbemerkung zu der neuen

umgearbeiteten Ausgabe der „Briefe" hat er diesen Zweck sogar in den Vordergrund gerückt.

Was die äußere Nachahmung Lessing's betrifft, so wäre das Bild, „welches die Schriftsteller damaliger Zeiten dem Geschmack des Parterre wie die Nordschiffer die Spieltonnen dem Walfisch zur Unterhaltung preisgeben mußten", im letzten Stück der „Dramaturgie" zu finden; doch da dieses später erschienen ist, so müßte hier eventuell Lessing der Nachahmer sein. Jedoch S. 165, Z. 34 fg. könnte Sonnenfels aus den „Literaturbriefen" geschöpft haben; S. 168, Z. 18 fg. von der „Artigkeit" der Franzosen könnte aus dem „Laokoon" (Blümner's Ausg., 2. Aufl., S. 153 fg.) entlehnt sein. Inwiefern Sonnenfels' Citat zu S. 172 aus den „Literaturbriefen" richtig ist, kann ich jetzt nicht controliren; wahrscheinlich bezieht sich auch dieses auf Lessing, der schon im siebzehnten Literaturbrief sagt: „Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte." Die Anmerkung S. 219 soll wol zu S. 220, Z. 15 hinter „Historien" stehen. Der Ausfall auf Voltaire S. 225, Z. 10 fg. geht zurück auf S. 23 der „Dramaturgie". Wenn Sonnenfels übrigens in der letzten Zeile dieser Seite sagt: „Ich würde Voltaire auf die schöne und ganz anachronologische Zwischenfabel der Dido in der Eneis weisen", so thut dies Voltaire schon selbst (Paris 1817, VII, 166). Zu S. 232, Z. 9 fg. bemerke ich nur der Vollständigkeit wegen, daß von Schönaich's „Neologisches Wörterbuch" gegen Lessing gerichtet war, den Sonnenfels hier also vertheidigt. (Vgl. Hempel's Ausgabe, XII, 560.) Sonnenfels' Entdeckung von einer Entlehnung in Lessing's „Minna" aus dem „Kaffeehause" des Goldoni ist neuerdings zum zweiten und dritten mal aufs neue gemacht worden. Vgl. E. Schmidt, Lessing I, 477; Sievers, „Akademische Blätter" I, 296.

Diese Umarbeitung erschien im Jahre 1784, und der Herausgeber gibt genaue Rechenschaft von den darin vorgenommenen Veränderungen der ersten Ausgabe, die fast gleichzeitig mit der Lessing'schen „Dramaturgie", noch in demselben Jahre mit ihr, 1787 zu erscheinen begann. Das Unternehmen eines Neudrucks, der natürlich jenen ersten Text der Ausgabe von 1787 buchstäblich getreu wiedergibt, ist ein höchst dankenswerthes.

11. Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich. Herausgegeben von J. Minor, A. Sauer, R. M. Werner. Zweites Heft: Wiener Freunde. 1784—1808. Beiträge zur Jugendgeschichte der deutsch-österreichischen Literatur von Robert Keil. Wien, Konegen. 1883. 8. 3 M.

In der Reihenfolge ist es das zweite Heft, aber das erste ist noch nicht erschienen. Dieses soll enthalten: „Grillparzer's «Ahnfrau», ihre Entstehungsgeschichte und Aufnahme bei den Zeitgenossen. Mit Benutzung des ungedruckten Originalmanuscripts, von August Sauer". Jedenfalls würde dieses würdiger den Reigen eröffnet haben als das vorliegende, dem wir keinen Geschmack abzugewinnen vermögen. Wenn die darin veröffentlichten platten Correspondenzen die Jugendgeschichte der österreichischen Literatur wirklich repräsentirten, wer wollte es da dem Norddeutschen verdenken, wenn er sich mit Widerwillen von ihr abwendet? Und wo in aller Welt steckt denn eigentlich das Jugendliche? Dieser unendlich seichte und fade Blumauer, der hier in den Vordergrund tritt, soll der vielleicht gar die österreichische Sturm- und Drangperiode repräsentiren? Die Briefe sind an den bekannten jenaer Philosophen, den Kantianer Reinhold gerichtet, und die Correspondenten sind: Ignaz von Born, eine Freimaurergröße, von Alxinger, der seichte Epiker, Gottlieb Leon, sonst unbekannt, und der von Schiller verspottete Haschka, der Dichter von „Gott erhalte Franz den Kaiser". Das Buch hat, wie ich höre, in Freimaurerkreisen einiges Aufsehen gemacht, diesen sei es also empfohlen; für uns Laien ist es nichts, wenigstens für die Außerösterreicher. Dagegen werden wir die angekündigte Publication der übrigen Reinhold'schen Correspondenz mit großem Dank entgegennehmen.

12. Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese, aus den Quellen des Familienarchivs herausgegeben von einem Mitglied der Familie. Zweite Auflage. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Obgleich nichts davon auf dem Titel bemerkt ist, hat diese zweite Auflage doch nicht gerade unbedeutende Zusätze und Veränderungen erfahren; die erste war 1873 erschienen. Neu ist, nur um eins anzuführen, die Erzählung von dem Verhältniß dieses tiefsinnigsten aller Romantiker zum Amtmann Büttner in Eisleben. Es wird ein undatirter Brief Novalis' an diesen aus der ersten Studienzeit in Jena angeführt, welcher lautet:

Nie war ich auf etwas stolzer, nichts wünschte ich in den heißesten Stunden der Begeisterung mehr als die Freundschaft edler, geistreicher Männer. An ihnen hing ich mit vollem Enthusiasmus, sie waren meine Ideale, sie zu erreichen der stolzeste Wunsch meiner Seele. Schon eine Schrift eines solchen Mannes konnte mir die feurigste Liebe einflößen, seine persönliche Bekanntschaft stellte ich mir als das höchste Glück hienieden vor. Ihre Bekanntschaft, bester Herr Amtmann, realisirte meine Ideen, und währte sie gleich nur kurz, so war sie doch hinreichend, um sich mit unauslöschlichen Zügen in meine Seele zu graben. Ihre herzliche Theilnahme an jugendlichen Freuden des Menschenlebens, Ihre Horazische Bonhommie, Ihr Entferntsein von stolzer Zurückhaltung bezauberten mich auch ohne den deutschen Geist, der jedes Wort von Ihnen charakterisirte und Ihnen gleich Zutrauen und Hochachtung gewann. Nehmen Sie dies alles für innigen Erguß meiner Empfindung, die mich überwältigt. Äußerst ungern verließ ich Eisleben und schied zugleich aus unserer persönlichen soeben erst erblühenden Freundschaft, und nur die Hoffnung, sie einst mit mehr realen Ansprüchen von meiner Seite erneuern zu dürfen, erheitert mich, und daß Sie mir die Erlaubniß gaben, Ihnen zu schreiben, berührte die Saite meines freudigsten Wunsches.

Neu ist ferner der erste Brief aus Jena an seine Mutter, von Berger's Bericht über ihn, der Brief an F. Schlegel aus Dürrenberg, 8. Juli 1796, aus Weißenfels vom 4. Februar 1797 u. s. w.: wie man sieht, eine höchst dankenswerthe Publication. Robert Boxberger.

Erzählende Schriften.

1. Vier Erzählungen von Iwan Serg. Turgenjew. Zweite Folge. Aus dem Russischen übertragen von E. St. (Das Lied der triumphirenden Liebe. Fragmente aus eigenen und fremden Erinnerungen: I. Alte Porträts. II. Der Verzweifelte. Der Gasthof.) Leipzig, O. Wigand. 1884. 8. 2 M.

Die erste der vier vorliegenden kleinern Novellen, welche hier zu einem Bande vereinigt sind, „Das Lied der triumphirenden Liebe", ist dem Andenken Gustave Flaubert's gewidmet und einer Gattung phantastischer Dichtungen nachgebildet, deren Eigenart nicht eigentlich der Begabung Turgenjew's entspricht. Der ausgezeichnete Kenner der Menschen im allgemeinen und seiner russischen Landsleute im besondern, der geniale Sittenmaler, der mit so schonungsloser Offenheit die tief eingenisteten Schäden jenes riesigen östlichen Staatswesens bis auf ihre kranke Wurzel herab bloßgelegt hat: er bewegt sich hier auf einem Boden, den nur eine ausschweifende Phantasie in Verbindung mit einem glühenden Farbenreichthum in der Schilderung wirkliche Früchte abzugewinnen vermag. Nicht auf dieser Seite aber liegt die eigentliche Stärke Turgenjew's; und wenn er nur wenige Striche hinzuwerfen braucht, um uns die Gestalt eines russischen Bauern oder Kleinedelmanns in greifbarer Leibhaftigkeit vor die Augen zu stellen, so verschwendet er all sein Können nutzlos bei dem Bemühen, uns für die beiden italienischen Edelleute Fabius und Mutius, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu Ferrara eine gar seltsame und mystische Herzensgeschichte erfahren, auch nur halbwegs zu interessiren. Die Symbolik, welche eine liebevolle Interpretation aus der märchenhaften Hülle etwa noch herausschälen möchte, ist auf jeden Fall unklar und wenig anmuthend, und selbst der wärmste Verehrer des russischen Dichters wird die Lektüre dieser seltsamen Novelle nur mit einem Kopfschütteln beenden können.

Dagegen steht Turgenjew in den folgenden Abschnitten des Buchs wieder ganz auf der Höhe seines bedeutenden Könnens, und wenn schon die beiden Skizzen „Alte Porträts" und „Der Verzweifelte" als Cabinetstücke feiner Beobachtung gelten müssen, wenn sie gewissermaßen als Beiträge angesehen werden können zur Geschichte der innern Entwickelung jenes Schreckgespenstes, das als „Nihilismus" heute bereits über die Grenzen des Zarenreichs hinaus bange Besorgniß zu wecken beginnt, so muß doch die Palme unbedingt dem letzten und umfangreichsten Theil des Buchs, der Erzählung „Der Gasthof", zuerkannt werden.

Ohne merkliche dichterische Zuthat, ohne Sentimentalität und ohne beschönigende Verhüllung der Wahrheit, aber gerade deshalb in wahrhaft erschütternder Weise erzählt uns Turgenjew eine kleine alltägliche Geschichte aus der Zeit der Leibeigenschaft, jener Zeit, wo der Gutsherr das sauer erworbene Eigenthum seines Hörigen verkaufen und ihn von Haus und Hof jagen konnte, ohne darum auch nur ein einziges Wort verlieren zu müssen. Die durch jahrhundertlange Unterdrückung stumpf und knechtisch gewordene Natur des russischen Bauern in ihrer ohnmächtigen Demuth und ihrer beinahe hündischen Bereitwilligkeit zur Resignation kann gar nicht anschaulicher und wahrer geschildert werden als in der Person dieses Gasthofsbesitzers Akim. Seine Gutsherrin Elisabeth Prochorowna, eine von Turgenjew's prächtigen typischen Figuren, hat ohne sein Vorwissen sein kleines Gut und den Gasthof darauf, obwol er beides einst redlich von ihr erworben, an einen andern verkauft, und dieser andere bezahlt die Kaufsumme von Akim's Ersparnissen, die das eigene Weib auf des Verführers Einflüsterungen hin dem armen Betrogenen gestohlen hat. Und was thut Akim? Er macht seiner Gutsherrin keinen Vorwurf — sie thut ja nur, was ihr Recht ist; er geht nicht zu den Gerichten — er hat ja kein Geld, sie zu bestechen —, nein, er geht zu einem Nachbarn und trinkt sich einen Rausch an. Und als ihn die Verzweiflung packt, da schleicht er sich im Rausch auf sein ehemaliges Besitzthum und versucht, es in Brand zu stecken. Aber der neue Eigenthümer ergreift ihn, wirft ihn an Händen und Füßen gebunden in einen dunkeln Keller, und schickt sich am nächsten Morgen an, ihn zum Kreisrichter zu bringen. Er kann ja den Kreisrichter für eine rasche Verurtheilung bezahlen! Allerdings empfindet er noch im letzten Augenblick so etwas wie ein menschliches Rühren und läßt den beklagenswerthen Akim frei, aber nur unter der Bedingung, daß er schwöre, hinfort niemals irgendwelchen Anspruch gegen ihn zu erheben. Und Akim leistet den Eid und geht — er ist jetzt ganz ruhig und alle Rachegedanken sind in seinem Herzen erstorben. Er hat überhaupt nur den Verführer seines Weibes treffen wollen. „Elisabeth Prochorowna kam ihm nicht ein einziges mal in den Sinn." Die ganze Leidensgeschichte eines unglücklichen, geknechteten Volks liegt in diesem einen Satz, in der einfachen Erzählung der Thatsache: die Gutsherrin kam ihm als die Urheberin seines Unglücks gar nicht in den Sinn!

Und die Moral der kleinen Geschichte, welche Turgenjew nicht erst hinzuschreiben brauchte, damit sie uns mit flammender Deutlichkeit zum Bewußtsein käme, besteht sie nicht in der drohenden Frage: Wie nun, wenn eines Tages dem Gequälten, Unterdrückten, Bestohlenen dennoch die Binde von den Augen fällt? Wie, wenn er sich in einem Anfall jener wilden, blutdürstigen Verzweiflung, die selbst den treuen, unterwürfigen Hund überkommt, wenn ihn die Hand seines Herrn gar zu grausam züchtigt, einmal an die rechte Adresse wendet, wenn Akim den Brand nicht mehr an sein eigenes Haus, sondern an dasjenige der Elisabeth Prochorowna legt? Wer möchte die Verantwortung tragen für die furchtbare, verheerende Feuersbrunst, die aus solcher Flamme entstehen

und leicht des ganzen Zarenreiches Herrlichkeit in Asche legen könnte!

Darum habe ich gewiß nicht zu viel gesagt, wenn ich auch diese Novelle Turgenjew's einen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Nihilismus nannte.

2. Sechsundsechzig Präludien. Geist und Leben. Aus meinem Skizzenbuche von Oskar Linke. Berlin, Janke. 1884. 8. 4 M.

Eine Reihe von Bildern und Skizzen, deren Stoffe auch da, wo sie in märchenhaft phantastischem Gewande auftreten, dem Leben und Treiben der Gegenwart entnommen sind. Vielen von ihnen hat unzweifelhaft Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder“ als Muster gedient, und es darf dem Verfasser zugestanden werden, daß er sein Vorbild, wenn auch nicht an Schlichtheit und Einfachheit des poetischen Ausdrucks, so doch an edler Reinheit der Sprachformen und an Anschaulichkeit der zarten Stimmungsbilder durchaus erreicht. Freilich sind nicht alle sechsundsechzig Skizzen von gleichem Werthe, und hier und da artet die pessimistische Stimmung, welche den Grundton des ganzen Buchs bildet, in unklare Empfindelei, die Satire auf den Materialismus unserer Zeit aber in fratzenhafte Verzerrung der Wirklichkeit aus. Es mag freilich heute nicht minder als vor hundert und zweihundert Jahren für echte dichterische Talente bitter schwer sein, sich Geltung und Ansehen bei der Mitwelt zu erkämpfen, wenn sie es verschmähen, sich der wohlfeilen Hülfsmittelchen der Kameraderie und der Versicherung auf gegenseitige Reclame, wie sie leider in manchen Centren unsers Geisteslebens üblich ist, zu bedienen; aber bis zum Verhungern „echter lyrischer Dichter“ kommt es denn doch selbst in Berlin wol kaum, und wenn Oskar Linke z. B. die kleine Skizze „An den Mond“ mit folgenden Sätzen schließt:

Er lallte nur noch und fiel in den Straßenschmuz hin. Es war Winter und nach zwölf Uhr. Mitleidige Menschen hoben ihn auf und schleppten ihn zur nächsten Sanitätswache, wo er schon nach einigen Stunden verstarb. Todesursache: Delirium und völlige Magenleere. Name und Stand: Ein verkommener echter lyrischer Dichter, nebenbei ein sogenannter Dr. phil., aber kein Sohn eines königlich Wirkl. Ober-Geh. Regierungsrathes. Wohnort: Berlin . . . natürlich! —

so geht wegen der starken Uebertreibung der beabsichtigte Geißelhieb vollständig ins Leere. In einer andern Skizze, „Ein berliner Poet“ betitelt, heißt es, nachdem uns der Selbstmord eines echten lyrischen Dichters geschildert worden ist:

Armer Dichter, warum mußtest du in Berlin geboren sein, warum hier leben! fragt die Vernunft schmerzlich. Das weiß auch sie nicht; sie weiß nur, daß ein echter, wirklicher Dichter in Berlin — und wohnte er in der Hohenzollern-, Thiergarten- oder Kurfürstenstraße — ebenso wenig gedeihen kann wie eine Orange am Nordpol oder mitten in der Sahara. . . .

Es ist wol unverkennbar, daß solche Worte aus einer arg verbitterten Stimmung des Verfassers über eigenes Verkanntsein quellen, und ihr gereizter Ton ist ihnen darum sehr wohl nachzusehen; immerhin aber ist es zu bedauern, daß derartige Ueberschwenglichkeiten und Uebertreibungen dem Werth und der guten Wirkung anderer, mit poetischer Feinheit empfundener und mit sprachlicher Meisterschaft zum Ausdruck gebrachter Abschnitte des Buchs so empfindlich Abbruch thun. Wenn Linke später aus den „Sechsundsechzig Präludien“ eine Auswahl treffen wird, welche den Umfang von Andersen's „Bilderbuch“ nicht überschreitet, und alles rein Persönliche, alles Grämliche und Verbitterte ausschließt, so wird sein Buch bei allen Gebildeten, namentlich aber unter feinfühlenden Frauen, sicherlich viele aufrichtige Freunde finden.

3. Ein verlorenes Leben. Roman von E. A. König. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1883. 8. 9 M.

Es ist eine bedauerliche Erscheinung, daß ein Romanschriftsteller von so unzweifelhaft hervorragender Veranlagung wie Ewald August König seine Kräfte durch eine Fruchtbarkeit zu Grunde richtet, die unmöglich voll ausgereifte Früchte von dauerndem Werthe zeitigen kann. In staunenswerth rascher Aufeinanderfolge pflegen König's Romane zu erscheinen, und beinahe jeder von ihnen umfaßt zwei oder mehr dickleibige Bände; da ist es denn wohl nicht zu verwundern, wenn sie alle von einer Oberflächlichkeit und handwerksmäßigen Kunstlosigkeit sind, die sie herabsinken läßt bis auf das Niveau jener Masse von Familienblätter-Romanen, mit denen wir ja augenblicklich nahezu überschwemmt werden. Der mittlern Schicht des Publikums sind diese Erzeugnisse allerdings vollkommen genügend, und da sie somit jene Bestimmung, über welche sie auch zumeist in ihrer Anspruchslosigkeit gar nicht hinauswollen, ausreichend erfüllen, so wäre auch für König's Romane eigentlich keine Veranlassung gegeben, einen höhern Gesichtspunkt der Beurtheilung anzunehmen und ihnen alle Mängel vorzuwerfen, deren Beseitigung vielleicht mit vollster Absichtlichkeit unterlassen worden ist. In der That unterscheidet sich König weder in der Wahl seiner Stoffe noch in deren lediglich auf die allergewöhnlichste Neugier des Lesers berechneten Behandlung von der Menge seiner fabrikmäßig arbeitenden Collegen, und was ihm trotzdem eine Sonderstellung denselben gegenüber einräumt, ist nur das in allen seinen Schöpfungen zu findende, gewöhnlich unbeabsichtigte, oft augenscheinlich unbewußte Auftauchen eines schönen und ursprünglichen Talents, das man nur mit Bedauern auf den ausgetretenen Pfaden der flachsten Mittelmäßigkeit wandeln sieht, und von dem unzweifelhaft werthvolle Gaben zu erwarten wären, wenn es einmal zur Sammlung und Vertiefung gelangte. Auch für den vorliegenden Roman trifft das wieder in überraschender Weise zu. In seiner Totalität betrachtet, ist er nicht mehr als eine nach den alten bewährten Recepten hergestellte, auf das niedrigste Unterhaltungsbedürfniß des Publikums berechnete Dutzendwaare; dabei aber finden sich so viele Feinheiten in der Charakteristik einzelner Personen, so viel

stilistische Schönheiten, treffende Beobachtungen und feinfühlige Schilderungen, daß man während der Lektüre unausgesetzt den Eindruck hat, als stände man vor einem von Stümperhänden ausgeführten Gemälde, in welches ein großer Künstler aus Laune die Staffage hineingemalt hat. Möchte doch der Verfasser Zeit finden, sich dem Publikum einmal voll und ganz in seiner Eigenart zu zeigen.

4. Zwei Frauen. Eine Erzählung aus dem Leben von C. Lynar. Gotha, F. A. Perthes. 1883. 8. 5 M.

Eine junge Comtesse hat es sich zum Grundsatz gemacht, niemals einem Manne ihre Hand zu reichen, der schon einmal vermählt gewesen sei; der Zufall aber führt ihr Herz in Liebe mit demjenigen eines jungen Cavaliers zusammen, der nach achttägiger Ehe seine erste Gattin durch einen Unglücksfall verloren hat, und der aus dieser Thatsache ein Geheimniß macht, weil er die unüberwindliche Abneigung der Comtesse gegen Witwer kennt. Ahnungslos wird sie seine Gattin, und die Ehe ist eine beispiellos glückliche bis zu dem — merkwürdigerweise erst nach zehn Jahren — eintretenden Moment der Entdeckung. Urplötzlich wandelt sich jetzt die hingebende Liebe der Gattin in tödlichen Haß, die eben noch so glücklichen Eheleute scheiden voneinander, und erst nach den fürchterlichsten Selbstquälereien und infolge des mehr oder weniger täppischen Eingreifens anderer Personen erfolgt eine Wiedervereinigung, von der sich der Leser nach dem Voraufgegangenen kaum sonderlich Tröstliches versprechen kann. Erzählt ist das alles in dem vorliegenden Buche recht hübsch und lebendig, und manche ansprechende Episode ist nicht ungeschickt mit der Haupthandlung verwoben; aber schon die gegebene flüchtige Skizze der letztern wird erkennen lassen, daß die glaubhafte Motivirung tiefgehender seelischer Conflicte nicht eben eine starke Seite des Verfassers (oder der Verfasserin) vorliegender Novelle ist. Man kann wol einem etwas romanhaft überspannten, phantastischen Mädchenköpfchen thörichte Gelöbnisse, wie es dasjenige der Comtesse Eugenie ohne allen Zweifel ist, zutrauen; aber man wird es niemals glaubhaft finden können, daß eine solche Backfisch-Marotte schließlich das Glück einer zehnjährigen ungetrübten Ehe wie eine Seifenblase zerstäuben und die Ursache eines unheilbaren Bruches werden soll. Auch sonst läßt die Zeichnung der Charaktere an Prägnanz und innerlicher Wahrscheinlichkeit manches zu wünschen übrig; und wenn das Buch trotzdem bei einem Theil des Lesepublikums leicht und dauernd Eingang finden dürfte, so hat es das neben seinem schon früher erwähnten stilistischen Vorzügen, die es zu einer angenehmen Unterhaltungslektüre machen, auch einem gewissen orthodox-conservativen Hauche zu verdanken, welcher recht fühlbar die ganze Erzählung durchweht und derselben zweifellos vielfach eine treffliche Empfehlung sein wird.

Neuere philosophische Literatur.

1. Ueber den Begriff amor dei intellectualis bei Spinoza. Von C. Lülmann. Jena, Pohle. 1884. Gr. 8. 80 Pf.

Diese kleine Schrift darf als ein nicht uninteressanter Beitrag zur nähern Kenntniß und Würdigung der Lehre Spinoza's angesehen werden. Bei aller anscheinenden Geschlossenheit und strengen innern logischen Consequenz des Spinozistischen Systems gehen doch durch dasselbe, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, zwei ganz verschiedene Strömungen oder persönliche Stimmungen und Weltauffassungen seines Urhebers hindurch. Spinoza selbst war keineswegs schlechthin und ohne weiteres dasjenige, was späterhin nach ihm der Spinozismus, oder die absolute, alles einzelne Sein in Gott als der einzigen Substanz aufhebende deterministisch-pantheistische Einheitslehre von der Welt, genannt worden ist. Es ist dieses ein anscheinender Widerspruch, der aber seine natürliche Erklärung in dem wirklichen Werden oder der actuellen Entstehung fast aller großen philosophischen Lehren in der Geschichte findet, nur daß dieselbe hier bei Spinoza wol in ganz besonders deutlicher Weise zu Tage tritt. Ein Philosoph ringt mit einer Auffassung der Welt, die ihm als ein an sich noch unerreichtes Ziel oder Ideal seines Strebens vor der Seele steht. Dieses Ziel geht dann als eine bestimmte in sich abgeschlossene Lehrformel oder als das allgemeine und letzte Resultat seines Ringens in die Geschichte über, und es fällt für die spätere Zeit dann der Name des Philosophen selbst mit einer solchen Lehrformel zusammen. Dieses war hier der Spinozismus, während das ganze persönliche Ringen und Denken Spinoza's oder sein System, wie es actuell vorliegt, immer noch etwas hiervon Verschiedenes und eben der Ausdruck des Kampfes jener neuen Weltansicht mit den frühern ihr zur Voraussetzung dienenden Anschauungen und Vorstellungsrichtungen der Zeit ist. Die Lehre des Spinoza oder der Spinozismus schließt an sich die vollständige Aufhebung sowol des persönlichen Gottesbegriffs als des menschlichen Freiheitsbegriffs in den absoluten Determinismus der einzigen alles umfassenden Substanz in sich ein. Spinoza selbst aber war persönlich ein vom tiefsten religiösen und ethischen Idealismus durchdrungener Geist. In seinem System selbst ringen diese beiden vollkommen verschiedenen Anschauungsweisen und Voraussetzungen fortwährend miteinander. Etwas Aehnliches wird mehr oder weniger auch bei jedem andern Philosophen in der Geschichte der Fall sein oder nachgewiesen werden können. Insofern wird überall kein philosophisches System in der Geschichte von innern Widersprüchen frei sein, weil es seiner Natur nach

nur der Ausdruck eines Kampfes irgendeiner neuen Weltanschauung mit ihren frühern Bedingungen oder Voraussetzungen ist. Was ein Philosoph wahrhaft gewollt hat, tritt immer erst in der spätern Geschichte hervor und ist ihm selbst noch zum Theil unklar und undeutlich gewesen. Spinoza selbst hat noch nicht die ganze Bedeutung und Consequenz oder historische Tragweite seiner Lehre zu ermessen vermocht. Diese Lehre bildete den Uebergang zu dem Determinismus des mechanischen Causalitätsgesetzes der neuern Naturwissenschaft. Spinoza selbst in seinem persönlichen Denken aber sträubt sich gleichsam fortwährend gegen die nothwendigen Consequenzen des allgemeinen und eigentlichen Grundgedankens seiner Philosophie. Der Verfasser führt uns hier in einem einzelnen Punkt seiner Lehre diesen innern Kampf Spinoza's mit sich selbst vor, und er hat insofern, wie uns scheint, überhaupt den richtigen Standpunkt für die ganze Beurtheilung und Werthschätzung derselben eingenommen.

2. David Hume's Skepsis und die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ein Beitrag zur Geschichte der Logik und Philosophie von Thomas Garrigue Masaryk. Wien, Konegen. 1884. Gr. 8. 80 Pf.

Der Skepticismus Hume's ist jedenfalls mit eine der nächsten Veranlassungen und Voraussetzungen des Kant'schen Systems der Kritik der Vernunft gewesen. Hume bekämpft insbesondere die Berechtigung der Annahme einer Causalität in den Dingen, wo für uns zunächst nur eine gewöhnliche oder regelmäßig wiederkehrende Folge von Vorstellungen äußerer Wahrnehmungen oder Erscheinungen vorliegt. Der gesunde Menschenverstand oder die natürliche Vernunft wird sich durch jene an sich ja auf eine äußerste Spitze gestellte Skepsis nicht abhalten lassen, trotzdem in allen solchen Fällen das Stattfinden einer realen objectiven Causalität anzunehmen, und es hat die Lehre Hume's auch damals schon bei seinen eigenen Landsleuten zahlreiche Gegner gefunden. In der knapp gehaltenen Schrift von Masaryk wird auf eine eigenthümliche und bisjetzt wol wenig beachtete Bekämpfung der Hume'schen Skepsis vom Standpunkte der mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung hingewiesen. Es ordnet sich diese Polemik hierdurch in die Geschichte der allgemeinen philosophischen Erkenntnißlehre ein und dürfte vielleicht zur Berichtigung mancher Einseitigkeiten derselben insbesondere bei den Engländern beitragen.

3. Gehirn und Bewußtsein. Physiologisch-psychologische Studien von Richard Wahle. Wien, Hölder. 1884.

Wie die Materie und der Geist oder das Bewußtsein miteinander zusammenhängen, wird auf alle Fälle und für alle Zeiten ein unlösbares Problem der wissenschaftlichen Forschung und der philosophischen Speculation bleiben. Wir sind auch nicht der Ansicht, daß durch die vorliegende Schrift dieses Problem in irgendwelcher Weise wahrhaft geklärt und gefördert werde. Der Verfasser verspricht allerdings einige große Dinge, die zur Förderung unserer wissenschaftlichen Erkenntniß bezüglich dieser Frage und der Philosophie überhaupt beitragen sollen. Seine Schrift ist in einem etwas aphoristischen und orakelhaft propheten-artigen Tone gehalten, der aber bei den Schwierigkeiten der Sache weder ganz am Ort, noch auch den wirklich gebotenen Leistungen vollkommen entsprechend erscheint, jedenfalls dem Verständniß und der Anerkennung derselben nicht gerade zur Förderung gereichen dürfte.

4. Psychologisch-ästhetische Essays. Von Susanna Rubinstein. Zweite Folge. Mit dem Bildniß der Verfasserin. Heidelberg, C. Winter. 1884. Gr. 8. 8 M.

Der Standpunkt und die bisherigen Leistungen der Verfasserin dieses Werks haben im allgemeinen bereits die verdiente Anerkennung in der Presse gefunden. Sie scheint in der That die allein richtige Form gewählt zu haben, in der sich auch weibliche Kräfte mit wahrem Erfolg und zu echter Befriedigung an den Aufgaben und Bestrebungen der Philosophie betheiligen können. Es sind dabei allerdings immer gewisse schwer zu vermeidende Klippen und Hindernisse zu überwinden. Der ganze Bildungsgang der Verfasserin ist ein eigenthümlicher und von der gewöhnlichen weiblichen Erziehung abweichender gewesen. Sie hat sich mit den männlichen Bildungselementen sowol des Gymnasiums wie der Universität, mit letztern in Prag und Leipzig, bereichert, oder hat im eigentlichen Sinne des Worts, wenn auch innerhalb bestimmter Grenzen, studirt. Neben ausgedehnter und gründlicher Belesenheit ist ein tiefer sittlicher Ernst in der ganzen Art ihres Denkens und ihrer Stellung zur Wissenschaft zu erkennen. Sie hat es mit richtigem Sinne vermieden, sich in die Region der eigentlichen philosophischen Speculation zu erheben oder etwa gar irgendeine neue anscheinend originelle Lehre aufzustellen, überhaupt sich an der Erörterung der sogenannten systematischen Grundfragen der Philosophie zu betheiligen. Alles dieses ist selbst für Männer schwierig und dornenreich und läuft in der Regel nur auf eine mehr oder weniger unklare und unselbständige Reproduction fremder Gedanken hinaus. Es gibt aber überall auch bestimmte Gebiete der Philosophie, die unabhängig hiervon mit Nutzen und Verständniß bearbeitet und angebaut werden können. Hierzu gehört das menschliche Seelenleben in der Reichhaltigkeit seiner sowol persönlich menschlichen als auch allgemein historischen Sphären und Erscheinungen. Die wissenschaftliche Basis des Standpunktes der Verfasserin sind die Forschungen der neuern physiologisch-psychologischen Schule. Das ästhetische Element aber zeigt sich in der feinsinnigen und tief empfundenen und zugleich von lebhafter Phantasie getragenen Schilderung des eigenartigen Charakters der Erscheinungen und Zustände im Leben der Seele. Die einzelnen in dem vorliegenden Bande enthaltenen Essays sind: „1. Schicksale der Vorstellungen"; „2. Zeit und Raum"; „3. Die Bewegungsarten"; „4. Zur Psychologie der Geschlechter"; „5. Leidenschaft und Affect"; „6. „Zur Naturgeschichte des Witzes"; „7. Charakteristik der griechischen

Phantasie"; „8. Charakteristik der indischen Phantasie". Ein Hauptgedanke der Verfasserin, den sie bereits in ihren frühern Schriften in fruchtbarer Weise verwerthet hat, ist der von der relativen Präponderanz der einzelnen Sinne bei den verschiedenen Culturvölkern der Geschichte. Sie geht jedoch bei aller Selbständigkeit ihres Talents und ihrer eigenen Auffassung des Stoffs nicht über die ihr durch ihre natürliche Stellung gezogenen Grenzen hinaus. Es ist nicht ein falsches Nacheifern männlichen Denkens und männlicher Eigenart, sondern eine berechtigte Thätigkeit auf dem Boden weiblicher Geisteseigenthümlichkeit in der Behandlung aller dieser Fragen, welche hier in einer durchaus natürlichen, edeln und unaffectirten Sprache vor uns erscheint. Die Verfasserin vertritt einen bestimmten Typus in der schriftstellerischen Darstellung philosophischer Gegenstände, dessen Charakter als eine echte Popularisirung wissenschaftlichen Denkens und wissenschaftlicher Resultate bezeichnet werden darf.

5. Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken, Abhandlungen und Entgegnungen. Allgemeinverständlich von Ludwig Büchner. Zweiter Band. Leipzig, Thomas. 1884. Gr. 8. 6 M.

Der erste Band dieses Werks ist bereits vor jetzt zweiundzwanzig Jahren erschienen. Der gegenwärtige zweite Band besteht aus einer Reihe von sechsundneunzig einzelnen Aufsätzen oder Essays, die alle insgesammt eine Art von Résumé der Büchner'schen Welt- und Lebensansichten enthalten. Der ganze Standpunkt Büchner's ist namentlich durch sein Werk über „Kraft und Stoff" weithin im Publikum und in der neuern Literatur bekannt geworden. Büchner darf als einer der entschiedensten Vorkämpfer einer bestimmten, eine Zeit lang fast allein vorherrschenden Strömung in der philosophischen und wissenschaftlichen Auffassung der Welt und des Lebens angesehen werden. Man wird ihn nicht in die Reihe der eigentlich bahnbrechenden und durch eigene selbständige Lehren Aufsehen erregenden Philosophen der neuern Zeit einordnen dürfen, ebenso wenig wie auch sein Name neben denjenigen anderer ausgezeichneter empirischer Naturforscher der Gegenwart, Darwin, Häckel u. a., als ebenbürtig genannt werden wird. Er ist hauptsächlich immer eine polemische oder die charakteristische Gesammtauffassung der neuern Naturwissenschaft nach außen hin vertretende und zur Geltung bringende Natur und Persönlichkeit gewesen. Man kann nicht sagen, daß durch Büchner in seinen Schriften überhaupt irgendetwas wesentlich Neues vorgebracht, aufgestellt oder gelehrt worden sei. Dafür aber war er ein wahrhaft populärer Schriftsteller im eminenten Sinne des Wortes, und es ist nicht sowol eigene schöpferische Tiefe, als vielmehr allgemein faßliche und leicht verständliche Klarheit des bezeichnenden Ausdrucks der Vorzug und die Haupteigenschaft seiner Schriften gewesen. Das Publikum verlangt auch in populären Schriften immer nur das wiederzufinden und zu lesen, was ihm selbst schon bekannt ist oder doch als ein unmittelbar verständlicher Ausdruck seinen eigenen Neigungen, Vorurtheilen und Anschauungen entspricht. Das Originelle ist an sich nie populär oder hat doch immer erst lange Zeit zu kämpfen, ehe es in dem, was es ist, wirklich anerkannt und verstanden wird. Auch gehört eine bestimmte einseitige und doctrinäre Beschränktheit der Auffassung nothwendig mit zu den Bedingungen und Eigenschaften der gewöhnlichen und leicht erworbenen Popularität. Wer aber nichts weiter kennt und vor Augen hat als die bloße beobachtende Naturwissenschaft, wird überall leicht und gern alle weitern hieraus gezogenen Lehren und Consequenzen der Büchner'schen Weltauffassung zuzugeben geneigt sein. Büchner ist ein Hauptvertreter und Apostel der ganzen naturwissenschaftlichen Weltanschauung in der neuern Zeit gewesen. Diese auf dem Boden der Naturwissenschaft beruhende Welt- und Lebensansicht erscheint vielen als die natürliche und darum auch für uns allein nützliche, wahrhafte und berechtigte. Es ist wahr, der nüchterne Realismus des naturwissenschaftlichen Erkennens hat eine Menge eingebildeter Illusionen und falscher Vorstellungen von dem Wesen alles Wirklichen zerstört. Die Naturwissenschaft ist ein mächtiger Hebel alles Fortschritts und aller Aufklärung des Menschen über sich und die ihn umgebenden Verhältnisse gewesen. Der Hauptgedanke Büchner's von der Identität zwischen Kraft und Stoff oder von der untrennbaren Gebundenheit alles Wirkenden in der Natur an ein bestimmtes reales physisches Substrat muß an und für sich auch unumwunden wissenschaftliche Anerkennung finden. Die menschliche Einbildung erschafft sich zunächst überall Vorstellungen von Kräften, die rein an sich oder außerhalb ihrer Verbindung mit der stofflichen Realität Geltung und Wirkung besitzen sollen. Dieses geschah insbesondere durch die ältere Naturphilosophie, an deren Stelle jetzt die strenge, exacte oder beobachtende Naturwissenschaft getreten ist. Die Naturwissenschaft an sich ist der Feind aller Illusion, Einbildung und leeren phantastischen Vorstellung von der Welt. Es ist überall auch gut, daß an dieses Gebiet der menschlichen Einbildungen und Illusionen zuweilen der Maßstab der nüchternen realistischen oder verstandesmäßigen Kritik angelegt wird. Es gibt aber überall auch gewisse Gebiete und Formen der illusorischen Einbildung, welche durchaus nothwendig, heilsam und in jeder Weise untrennbar vom menschlichen Leben sind. Dieses sind die Sphären der Kunst, der Poesie, der Religion und selbst der eigentlichen philosophischen Speculation oder Metaphysik. Vom Standpunkte der bloßen Naturwissenschaft aus kann alles dieses im Grunde gar keine Anerkennung, vernünftige Erklärung oder Rechtfertigung finden. Es beruhen aber diese Sphären zuletzt auf der nothwendigen Annahme oder Voraussetzung, daß die ganze uns umgebende physische Realität für sich allein noch nicht als der wahre und einzige Inbegriff alles überhaupt Daseienden angesehen werden könne. Diese Gebiete sind zugleich Bestrebungen des Erkennens

der tiefern allgemeinen idealen Seiten, Elemente und Beschaffenheiten der Welt. Das in ihnen Enthaltene ist deswegen nicht einfach unwahr, weil es mit dem Gesetz des bloßen wissenschaftlichen Verstandes nicht ohne weiteres ausgemessen werden kann oder auch demselben anscheinend widerspricht. So wie es Fanatiker der Lehren und Principien der Religion gibt, so gibt es auch Fanatiker des Gedankens oder der einseitigen Lehre und Weltauffassung vom Standpunkte der Naturwissenschaft. Zu diesen Fanatikern muß auch Büchner gezählt werden. Er leidet Schiffbruch an historischen Erscheinungen wie die christliche Religion, die Philosophie Kant's u. a., deren ganzes Dasein ihm von seinem Standpunkte aus unerklärlich und ungerechtfertigt sich darstellen muß. In Betreff der Geschichte überhaupt erhebt er sich nur zu der einfach naturalistischen Anschauung, daß sie mit innerer Nothwendigkeit eine Reihe von Stufen oder Irrthümern zu durchlaufen habe, um zuletzt auf dem Boden der streng und ausschließend naturwissenschaftlichen Betrachtung der Welt anzulangen. Auch im Naturleben aber wird keineswegs, wie Büchner meint, blos durch Kraft, Stoff und dynamisch-mechanische Causalität alles genügend begriffen und erklärt. Die Berechtigung der Naturwissenschaft als einer Basis für unsere allgemeine Auffassung der Welt und des Lebens hat überall eine durchaus bestimmte Grenze. Es gehörte jener Fanatismus mit zu den charakteristischen Erscheinungen der Zeit, indem er eine an sich nicht unberechtigte Reaction gegen falsche und misverstandene Arten oder Formen des geistigen Idealismus darstellte. Aber diese Berechtigung muß jetzt als überwunden und erschöpft angesehen werden. Büchner war der Vorkämpfer eines Princips, welches sich, wie so manche andere in der neuern Zeit, als einzige Formel der Wahrheit und Weisheit des Lebens allmählich ausgelebt hat. Es gilt dieses auch von der Theorie des gewöhnlichen politischen Liberalismus, mit welcher die Lehre Büchner's in einer naheliegenden Weise zusammenhing. Büchner war übrigens in seinen Schriften ein der Auffindung der Wahrheit ernst und ehrlich nachstrebender Geist, dessen populäre Darstellungsweise auch durch keine falsche und ehrgeizige Effecthascherei oder sonstige ungünstige moralische Eigenschaften eine Beeinträchtigung ihres Werthes erfährt, und dem daher hier in seiner menschlich persönlichen Stellung zur Aufgabe der Wissenschaft nur alle Achtung und Anerkennung gezollt werden kann.

Konrad Hermann.

Neue deutsche dramatische Dichtungen.

Mit tiefem Bedauern gewahrt man, daß die realistische, insbesondere die materialistische Zeitströmung auch auf dem Gebiete mehr und mehr Terrain gewinnt, welches bestimmt ist, das Ideale zu pflegen und zu wahren, dem Gebiete der Bühne. Nicht dem Genius des Schönen dient und huldigt man hier noch mit Andacht und Ehrfurcht, sondern man hat hier einen Tempel errichtet für den Cultus der gemeinsten und frechsten aller Dirnen, der Speculation. Der Mehrzahl ihrer Priester fehlt nicht die ursprüngliche Begabung, wohl aber der Gottesfunken der Begeisterung in der Brust, und ihr Ringen ist nicht auf das Ewige gerichtet, sondern ihr Streben ist, aus dem Taumelkelch des Genusses mit vollen Zügen zu schlürfen. In dem Garten der dramatischen Dichtung werden deshalb die duftenden Blüten wahrhafter Poesie immer seltener, und immer weniger der berufenen Gärtner, die Blume Kunst zu hegen und zu warten. Es ist dies eine traurige Wahrheit, die durch die Mehrzahl der uns zur Besprechung vorliegenden Werke wieder bestätigt wird, und die in der systematischen Geschmacksverderbung des Publikums durch das ihm von der Bühne aus Gebotene seinen Ursprung hat.

Unstreitig eine schriftstellerische Anfängerarbeit oder ein Erstlingsversuch mit der dramatischen Form ist:

1. Der Allerweltsfreund. Lebensbild von C. Dressel. Hannover, Lüdemann. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Obgleich der zu dieser dramatischen Arbeit gewählte Vorwurf für ein Lustspiel geeignet erscheint, ist doch die Ausführung für ein Lustspiel zu ernst und für ein Schauspiel zu lustig gerathen, und wol nur deshalb hat der Verfasser die nichtssagende Bezeichnung „Lebensbild" als die geeigneteste für sein Werk befunden. Das ganze Werk ist eigentlich ein einziger Compositionsfehler, denn es besteht nur aus lose aneinandergereihten Scenen, denen sowol der straffe äußere Zusammenhang als die seelische innere Verbindung fehlen. Die Scenen verfließen, ohne in den Actschlüssen die Handlung wirkungsvoll zu concentriren, und gerade daran erkennen wir den Anfänger. Hier und da ist auch einmal ein guter Anlauf genommen, aber nicht zum Abschluß gebracht. Es geht eben nicht über den Versuch hinaus. Die Diction ist zwar stellenweise edel und geistvoll, aber fast jede Person des Dramas hat ein Declamationspensum und trägt uns das vor, was wir entweder aus der Handlung oder gar nicht erfahren wollen. Wir möchten dem Verfasser rathen, wenn nicht den Aristoteles so doch den Lessing gründlich zu studiren, falls er sein immerhin beachtenswerthes Talent besser und für sich und die Bühne nutzvoller verwerthen will, als es in diesem „Allerweltsfreund" geschehen ist.

Eine inscenirte Sensationsnovelle crassester Art ist:

2. Rachegeister oder Dämon unserer Zeit. Originaldrama in drei Acten von Ludwig Wolff-Kassel. Berlin, Kruse. 1884. 8. 1 M.

Mit einer solchen geistigen Medicin, wie sie in diesem Originaldrama geboten wird, heilt man nicht die schwere

Krankheit des Gesellschaftskörpers. Diese „Rachegeister" sind ein Vexirspiegel, der uns das gemeine Tagesgetriebe, den Molochdienst der Materialisten und ihren frechen Tanz um das goldene Kalb in einer so carikirten und widerwärtigen Weise widerspiegelt, daß wir uns mit Ekel und Abscheu abwenden. Das Stück erreicht also das Gegentheil dessen, was es eigentlich erreichen will und soll; es belehrt und bessert nicht, sondern stößt ab. Wir bezweifeln die Bühnenwirksamkeit dieses Originaldramas nicht, aber wir glauben, daß keine deutsche Bühne ihre wahre Bestimmung so weit vergessen könnte, dasselbe zur Aufführung zu bringen.

Von demselben Verfasser liegt uns vor:

3. Ruth. Biblisches Schauspiel in einem Act von Ludwig Wolff-Kassel. Berlin, Kruse. 1884. 8. 1 M.

Hier hat er den Versuch gemacht, eine poesiereiche Idylle der Bibel auf Versfüße zu stellen und in ein scenisches Gewand zu kleiden, aber die Verse sind harttrabend und stolpernd und das Ganze ist ein mislungener Versuch.

Eine bei weitem bessere dramatische Arbeit nach Form und Inhalt ist:

4. Leibeigen. Dramatisches Gedicht in vier Acten von Franz Schneider. Prag, Dominikus. 1884. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Diesem dramatischen Gedicht liegt die schöne, nie veraltende Idee zu Grunde: daß wahre Liebe durch alle Hindernisse zum Ziel führt. Die Motive hätten allerdings sorgfältiger verarbeitet werden können, denn die Liebe Bertha's zu Kurt bricht zu jählings, zu unvermittelt hervor, aber wir gewinnen doch den Glauben daran bei der Ursprünglichkeit der beiderseitigen Naturen, die den weichen Kern durch eine rauhe Aeußerlichkeit verdecken. Die Composition ist gut, die Handlung fest zusammengeschlossen und in raschem Flusse sich fortbewegend, auch die Diction ist frisch und knapp, doch nicht ganz ohne Härte und entbehrt des Schwungs. Das Gedicht trägt kein bestimmtes Zeitcolorit und erinnert stellenweise lebhaft an Friedrich Halm, ohne daß wir damit den Dichter des Plagiats beschuldigen wollen; aber die Fabel ist zu wenig interessant und würde einer erhöhtern poetischen Zuthat bedürfen, um von der Bühne aus sich wirksam zu erweisen und das Publikum zu fesseln.

Viel deutschen Patriotismus, doch wenig dramatisches Geschick verräth:

5. Die Ordre des Grafen von Guise. Schauspiel in einem Act von Nataly von Eschstruth. Berlin, Kruse. 1884. 8. 1 M.

Es ist ein phantastisches, mit grellen Farben gemaltes Bild, das den Blick wenig erfreut. Wir würden den schweren stolpernden Versfüßen gern Nachsicht schenken, wenn uns die Composition des kleinen Werks dafür einigermaßen entschädigte und nicht zu crasse Effecte zu Hülfe genommen wären. Doch bestreiten wir die Möglichkeit nicht, daß eine geschickte Regie aus dem kleinen Schauspiel einen brauchbaren Lückenbüßer formen könnte.

Ein Tendenzdrama, jedoch im besten und edelsten Sinne des Worts ist:

6. Haß und Liebe. Drama in fünf Aufzügen von Gottfried Alexander. Leipzig, Mutze. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Das vorliegende Drama enthält zwar noch manche Längen und Unausgeglichenheiten, aber es besitzt dabei auch seine Vorzüge. Die Handlung ist eine festgegliederte, rasch fortschreitende und zu großer Wirkung sich erhebende, die Diction ist edel, schwungvoll und nicht ohne Poesie. Daß sich das Stück auch bühnenwirksam erweisen dürfte, bezweifeln wir nicht. Die darin zum Siege geführte Idee ist schön und erhebend, aber die Sympathie, die es sich durch die Aufführung erobern wird, dürfte nur einseitig sein, weil die dasselbe durchdringende Tendenz eine der brennendsten zur Debatte stehenden Tagesfragen der Gegenwart betrifft und somit eine allseitige ruhige objective Betrachtung unmöglich gemacht ist.

Ein zwar hochinteressantes, aber besonders für deutsche Bühnen heikles und gewagtes Thema behandelt:

7. Der Philosoph von Sanssouci. Schauspiel in fünf Acten von Alfred Börckel. Mainz, v. Zabern. 1884.

Die Liebe Friedrich's des Großen zu der ebenso schönen wie eigensinnigen und zu ihrer Zeit berühmten Tänzerin Barberina und die Liebe der Prinzessin Amalie zu Friedrich von Trenck vermögen jedenfalls ein hochgespanntes Interesse hervorzurufen. Die Handlung des Schauspiels ist lebhaft und bewegt und steigert sich zu effectvollen Actschlüssen, aber die Motive könnten klarer und besonders subtiler verarbeitet sein. Auch der Dialog ist stellenweise von einer Ungenirtheit und burschikosen Ungezwungenheit des Ausdrucks, wie er wol kaum an dem geistreichen Hofe Friedrich's des Großen, abgesehen von allem Hofceremoniell, möglich gewesen wäre. Der Auftritt zwischen den Prinzessinnen Ulrike und Amalie könnte weniger medisant, dagegen geistvoller und besonders mehr von edler Weiblichkeit durchdrungen sein. Auch in den Liebesscenen zwischen Amalie und Trenck vermissen wir Schwung und Weihe. Den großen König lernen wir in diesem Schauspiel auch einmal von der sentimentalen Seite kennen, und das setzt einen ganz eigenthümlichen Farbenton auf sein Charakterbild, mit dem er sich sogar am Schluß verabschiedet. Trotz der gemachten Ausstellungen enthält das Schauspiel immer noch so viel des Guten, daß wir lebhaft bedauern, in ihm keine Bereicherung für die deutsche Bühne zu erblicken, da seiner Aufführung auf der Mehrzahl der deutschen Bühnen Hindernisse im Wege stehen, die auf Pietätsrücksichten fußen und unter den obwaltenden Verhältnissen berücksichtigt werden müssen. Vielleicht daß die Zukunft auch darin Wandel schafft.

Eine anerkannt vortreffliche Dichtung ist:

8. Horaz und Lydia. Lustspiel in einem Act von F. Ponsard. Im Versmaß des Originals übersetzt von Alfred Friedmann. Leipzig, Reißner. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wir haben es zwar weder mit einem neuen noch einem

deutschen Originalwerk, sondern nur mit einer neuen Uebersetzung einer ältern französischen Dichtung zu thun, die sich bereits den Classikern anreiht; und wenn sich Friedmann durch seine vortreffliche Verdeutschung dieser reizvollen Dichtung Ponsard's kein anderes Verdienst erworben hätte, als in den tollen Tanz, den jetzt der Ungeschmack auf der deutschen Bühne hält, eine wahrhafte Dichtung hemmend eingeschoben zu haben, die wenigstens momentan die Aufmerksamkeit des Publikums auf Edleres lenkt, so ist das wahrlich nicht zu unterschätzen. Ueber den Werth der Dichtung sind die kritischen Acten längst geschlossen, und unser post festum kommendes Lob könnte dem nichts mehr hinzufügen, was ihn noch zu erhöhen vermöchte.

Das Werk eines deutschen Dichters, den wir zu unsern bessern zählen, ist:

9. Tausch enttäuscht. Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Jordan. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag. 1884. 8. 2 M.

Wir stellen die Schönheit der Dichtung an sich außer Zweifel, doch erscheint uns die Fabel zu einfach und interesselos, um fünf Acte genügend mit Handlung auszufüllen, und die Motive, wenn nicht gewagt, so doch eigenthümlich. Zwei verlobte Paare, von denen der praktische Mann die schwärmerische Jungfrau und der idealistische Schwärmer die praktische Jungfrau sich erkoren, führt der Zufall bei einer Vergnügungsreise zusammen und vermittelt ihre beiderseitige Bekanntschaft, und nun glauben sie plötzlich sich in der Wahl des Gegenstandes ihrer Liebe geirrt zu haben und streben nach der Lösung des Verlöbnisses, um einen Umtausch zu bewirken und dadurch in den Besitz der passenden bessern Hälfte zu gelangen. Unter der Mithülfe der beiderseitigen Väter der verlobten Damen, die dadurch die momentane Verblendung der jungen Leute zu curiren hoffen, vollzieht sich der Umtausch auch leicht genug; aber nun beginnt auch sofort die Enttäuschung, und angesichts des drohenden Verlustes werden sie sich ihrer Liebe zu den frühern Verlobten erst bewußt und können noch rechtzeitig Umkehr halten. Denn, wie die praktische Braut des Schwärmers schön sagt:

Es habe Gott sein Ebenbild hienieden,
Den ganzen Menschen, immer nur geschieden
In Wesenshälften lebend dargestellt,
Und stets je zwei nur gäb' es in der Welt
So richtig passend, daß die beiden Stücke
Das Ganze formten ohne Fehlerlücke.
Nun müsse sehnend, suchend jede wandern,
Um endlich ganz zu werden mit der andern.
Der Herzenszug, die rechte Liebe, sei
Die sichre Funderkenntniß dieser zwei.
Doch weil die Sehnsucht in der Einzelseele
Ein Lechzen sei nach allem, was ihr fehle,
So wirke nur des Paars Verschiedenheit
In beiden Herzen das Erkennungszeichen:
Die volle, selige Zufriedenheit;
Denn im Gewissen zweier allzu gleichen
Erhebe Warnungsruf ein dunkler Schatten:
Ihr seid verschwistert; wählt euch nicht zu Gatten!

Dieselbe Idee hat Karl Schmidt bereits in seinen „Anthropologischen Briefen" ausgesprochen. Dieser enttäuschende Tausch ist schön und sinnig ausgeführt; auch fehlt dem Lustspiel die komische Würze nicht, die ihm ein durch die Handlung mitlaufendes verliebtes Dienerpaar verleiht, aber es dürfte kaum ausreichen, um das durch den Flittertrödel der Ausstattungsstücke und die scenische Hetzjagd der Situationskomödien übersättigte und verwöhnte große Publikum einen ganzen Theaterabend zu fesseln, während es allerdings dem kleinern gebildetern Theil des Publikums hohen Genuß gewähren muß.

Das Lustspiel enthält eine Fülle dichterischer Schönheiten und überraschender Situationen, verlangt aber auch Künstler zu seiner Darstellung, die den Vers gut zu sprechen verstehen. Einzelne Scenen desselben erinnern, in der geistvollen Feinheit der Ausführung, an ähnliche Scenen in „Donna Diana", doch nur im Sinne dichterischer Verwandtschaft. Die schöne Dichtung muß den sinnigen Leser erfreuen, aber da sie für die Bühne gedichtet ist und auf dieser erst in volle Wirkung tritt, so erinnert sich vielleicht einer oder der andere der berufenen Bühnenleiter an die hohe Aufgabe, die ihm gestellt, und an die große Bildungsmission der Bühne und verlebendigt einmal das schöne Werk eines wahrhaften Dichters, um dadurch den höhern Anforderungen der Kunst gerecht zu werden. Karl Nissel.

Mundartliche Volkslieder und Volksschauspiele.

Mit dem Fortschreiten der Forschungen auf dem Gebiete unserer deutschen Sprache und Literatur werden auch die Sammler und Bearbeiter der Denkmäler derselben immer eifriger. Und zu den Denkmälern, von denen viele bisher überhaupt nicht bekannt geworden sind, gehören die Lieder und Spiele unsers Volks, jene Lieder, welche oft ein so hohes Alter aufweisen oder voll echter Poesie des Volkes Denken und Fühlen offenbaren, jene Schauspiele, bei denen nicht selten ebenfalls Lieder in den Text verwoben sind und die in den Gebirgsthälern oder im Dorfe heute noch hier oder dort zur kunstlosen Darstellung gelangen, und schon deshalb, weil sie vor hundert und zweihundert Jahren genau in derselben Weise dargestellt wurden, zur Geschichte der Sprache und Sitte des Volks so werthvolle Beiträge liefern. Die Zeit ist vorüber, da man mit vornehmem Nasenrümpfen auf diese schlichte Naturpoesie blickte; man weiß die Goldkörner derselben heutzutage wohl zu schätzen und den Werth zu beurtheilen, welchen sie für

die Geschichte unserer Dichtung besitzt. Insbesondere waren es in der jüngsten Zeit Süd- und Westdeutschland, wo die Sammlung von Volksdichtungen eifrig gepflegt wurde und von wo schon mehrere werthvolle derartige Publicationen vorliegen, über welche zum Theil bereits an dieser Stelle berichtet wurde. Die neuesten hierhergehörigen Arbeiten tragen zumeist den mundartlichen Charakter an sich; sie stammen aus den Gegenden des bairischen, des bairisch-österreichischen und des alemannischen Dialekts und liefern in den sorgfältig aufgezeichneten Texten, welche in den nachstehenden Werken enthalten sind, wichtiges Material zur Kunde der Dichtung und der Mundart des Volks in den erwähnten Gebieten. Da alle diese Arbeiten mit Erläuterungen oder Glossaren versehen sind, so erscheinen sie auch für weitere Kreise höchst beachtenswerth; der Freund der Volkspoesie wird zahlreiche Lieder finden, die bisher unbeachtet und unbekannt waren; der Culturforscher aber erhält darin vielfache Andeutungen über Leben und Sitte des Volks in gegenwärtiger und vergangener Zeit.

1. Volkslieder. In Baiern, Tirol und Land Salzburg gesammelt von August Hartmann. Mit vielen Melodien, nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Erster Band: Volksthümliche Weihnachtslieder. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. Gr. 8. 9 M.

Der Forscher und Sammler, dem wir das vorliegende reichhaltige Buch — den ersten Band eines ausgedehntern Werks — verdanken, ist schon seit Jahren in ähnlicher Richtung thätig; sein jüngstes großes Werk über die „Volksschauspiele", welche er in denselben Ländern wie die vorliegenden Lieder gesammelt, wurde in Nr. 5 d. Bl. f. 1882 eingehend gewürdigt. Die süddeutschen Alpenländer besitzen in ihren volksthümlichen Weihnachtsliedern einen reichen Schatz von Gesängen, welche Einblick in die naiv-gemüthliche Volksdichtung derselben gewähren. Leider gerathen diese Gesänge von Jahr zu Jahr mehr in Vergessenheit, und die Uebung, sie zu Weihnachten im Familienkreise, vor den Häusern oder sogar in der Kirche anzustimmen, wird immer seltener. August Hartmann berichtet in dem Vorworte des Nähern über die Art und Weise des Vortrags ähnlicher Lieder, welcher sich seit dem 15. Jahrhundert in gleicher Weise in Baiern, Tirol und in den angrenzenden Ländern erhalten hatte und heute noch an manchen Orten gepflegt wird. Es sind dies besonders Orte in entlegenern Thälern, welche noch wenig berührt wurden von der Cultur und Verfeinerung unserer Zeit, die ja selbst in die bäuerlichen Kreise eindringt und auch diesen leider ihren originellen Charakter raubt. Die vorliegenden Weihnachtslieder stammen aus den Gegenden in und um Wildschönau, Thiersee, Willing, Salzburg, Kapaun, Kitzbühel, Eisenärzt, Reichenhall, Dürnberg bei Hallein, Au bei Berchtesgaden, Traunstein, Holzkirchen, Wessen, Kiefersfelden, Hüttenkirchen, Rosenheim, Hieming u. a. m. Selbstverständlich finden sich verschiedene dieser Gesänge zugleich in mehrern der angegebenen Gebiete. Fast ausschließlich sind sie im bairischen Dialekt abgefaßt, der natürlich im Uebergang auf das österreichische Gebiet nur in ganz kleinen Nuancen seinen Charakter verändert. Der Wiedergabe des Dialekts — eine besonders schwierige Aufgabe — hat der Herausgeber überaus große Sorgfalt zugewendet; die Lauteigenthümlichkeiten sind durch besondere, übrigens nicht allzu viele Zeichen ausgedrückt, wodurch die Aussprache der Laute ziemlich genau auch für denjenigen angedeutet wird, welcher mit der Mundart weniger vertraut ist. Die Orte, wo die einzelnen Lieder dem Volksmunde geläufig sind, finden sich überall verzeichnet, und man wird Hartmann besondern Dank wissen, daß er am Schlusse jedes Liedes Erläuterungen sowie Erklärungen schwerverständlicher Ausdrücke beigefügt hat. Nicht minder sind die vielfach Aehnlichkeit mit den bairischen aufweisenden Lieder aus Steiermark, Kärnten, Nieder- und Oberösterreich sowie aus andern Ländern angeführt. Aus den Texten selbst tritt uns der Charakter des Gebirgsvolks in seiner ganzen Naivetät entgegen; es wird bald die Mutter Christi, Maria, bald das Christkind selbst besungen; dann werden wieder die Vorgänge, welche die heilige Legende in die Zeit der Geburt Christi verlegt, geschildert: das Erscheinen der Hirten bei der Krippe, der Besuch der heiligen drei Könige, die Wunderzeichen und seltsamen Erscheinungen in der Christnacht, wobei der ländlichen Anschauung vielfach Gelegenheit geboten ist, in drastischer Weise ihr Erstaunen oder ihre Verehrung zum Ausdruck zu bringen. Ganz besonders zu erwähnen ist auch der von Abele bearbeitete melodiöse Theil. Fast jedem Liede ist die Melodie beigefügt, ja mitunter finden sich bei einem Texte mehrere voneinander abweichende Melodien verzeichnet. Neben dem Fleiße und der Aufmerksamkeit des gewissenhaften Herausgebers sind die schöne Ausstattung und der correcte Druck des Textes sowie der Noten hervorzuheben.

2. Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Pailler. Zweiter Band: Spiele. Mit 31 Singweisen. Innsbruck, Wagner. 1884. Gr. 8. 8 M. 80 Pf.

In ähnlicher Weise wie Hartmann, jedoch ohne Beigabe eines erläuternden Apparats, hat auch der Herausgeber der vorliegenden Sammlung, W. Pailler, die Weihnachtslieder und -Spiele und zwar aus den Ländern Oberösterreich und Tirol hier vereinigt. Auf den Band mit den eigentlichen Liedern, der vor einigen Jahren erschienen ist, folgen nun die gesammelten Spiele. Pailler hat den Ausdruck Spiel im engsten Sinne des Wortes gefaßt; daher sind auch die sogenannten Hirtengesänge, welche abwechselnd von zwei oder drei als Hirten auftretenden Personen gesungen werden und die Geburt Christi verherrlichen, ebenfalls mit aufgenommen. Diese Hirtengesänge oder „Hirtenspiele" werden, wie uns die Einleitung belehrt, in Oberösterreich und Tirol zur Weihnachtszeit vor einem „Krippel" (bildliche Darstellung der Krippe, in welcher das Christuskind liegt, und der Umgebung desselben) von mehrern Personen abgesungen oder

auch nur gesprochen. Dieselbe volksthümliche Naivetät wie in den bairischen Weihnachtsliedern zeigt sich auch in den mundartlichen Dichtungen mit mehr dramatischem Charakter; auch in ihnen herrscht die Mundart vor, und auch diese Hirtenspiele weisen zumeist ein hohes Alter auf. Dieselben Bemerkungen gelten für die eigentlichen Weihnachtsspiele, größere dramatische Darstellungen, welche auf dem Lande noch zur Aufführung zu gelangen pflegen und deren der Herausgeber in der vorliegenden Sammlung uns ebenfalls eine ziemliche Anzahl bietet. Schon das erste derselben, „Das St.-Oswalder Weihnachtsspiel", weist eine stattliche Reihe handelnder Personen auf, die ganze Gliederung, die Abtheilung in Scenen ist auf wirkliche Darstellung berechnet. Dabei können wir aber auch die interessante Bemerkung machen, daß sowol dieses wie die folgenden Spiele in ihrem Kerne vielleicht bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen und in ihrer Anordnung, im Auftreten der Personen und im ganzen Gefüge an die Mysterien und geistlichen Spiele jener Zeit erinnern, aus denen sie wahrscheinlich entstanden sind, ja woraus sich vielfach ganze Scenen erhalten haben. So gemahnt die gleich zu Anfang auftretende Gestalt des Kalchas, welcher die Begrüßung an die Zuhörer spricht, an den Präcursor der geistlichen Schauspiele des spätern Mittelalters. Das St.-Oswalder Spiel ist nur zum Theil im Dialekt, zum Theil in hochdeutschen Reimen abgefaßt, nur die auftretenden Hirten und Bauern bedienen sich der Mundart. Daß es dabei nicht an Derbheiten fehlt, wie z. B. in der zwanzigsten Scene, in welcher die Juden auftreten, liegt in der Natur der Sache und in der volksthümlichen Anschauung.

Ein anderes Spiel, welches der Herausgeber mittheilt und das aus dem oberösterreichischen Salzkammergut stammt, wurde schon im Jahre 1654 aufgezeichnet und aufgeführt. Es ist in sieben Abtheilungen eingetheilt und in Prosa abgefaßt, welche durch einzelne Strophen unterbrochen wird; auch hier spricht die bäuerliche Bevölkerung im Dialekt. In ähnlicher Weise folgen: ein gmundener Dreikönigsspiel und ein Weihnachtsspiel aus Brixlegg, dem bekannten tiroler Darstellungsorte der Passionsspiele, welches in älterer und jüngerer Version mitgetheilt wird und den Einfluß des 18. Jahrhunderts auf den fast ganz hochdeutschen Text erkennen läßt. Im Anhange sind noch mehrere Spiele aus andern Gebieten beigefügt. Auch diesen Band beschließt eine Zahl von Originalmelodien, welche zu den in den Spielen eingestreuten Liedern gehören. Die mundartlichen Partien des Buchs sind hier insbesondere deshalb von hohem Werth, weil wir oft die Mundart nach der Aufzeichnung früherer Jahrhunderte in derselben kennen lernen und die Entwickelung des Dialekts verfolgen können.

3. Almrausch. Almliada aus Steiermark. Gesammelt und herausgegeben von Anton Werle. Graz. 1884.

Die in diesem Bande vereinigten Alpenlieder gehören zumeist jener Gattung kurzer, gewöhnlich vierzeiliger Liedchen an, welche unter dem Namen der „Schnadahüpfln" in den meisten süddeutschen Gebirgsländern und darüber hinaus bekannt sind. Der Herausgeber ist ein Verwandter des für die Volkskunde der Alpenländer so unermüdlich thätigen Erzherzogs Johann, aus dessen reichem Nachlasse ihm durch die liberale Unterstützung des Grafen Franz von Meran, des einzigen Sohnes des Erzherzogs, vieles zu benutzen ermöglicht wurde. Aber auch selbst gesammelt hat Dr. Werle seit einer langen Reihe von Jahren. Die Ergebnisse dieses Sammelfleißes liegen in dem überaus reichhaltigen Bande vor, der hier geboten wird und wol die umfassendste Schnadahüpflsammlung genannt werden kann, welche wir bisher besitzen. Die vierzeiligen Liedchen sind in Gruppen zusammengestellt, deren jede die Gesänge eines gewissen Berufskreises aus dem Almleben umfaßt; wir finden hier jene reizenden Liebeslieder, deren sich beim Gebirgsvolke eine so große Zahl findet, Jägerlieder, Bauernlieder. Auch die sogenannten Trutzlieder und Gasslsprüche fehlen nicht; erstere sind jene Streitgesänge, welche oft von zwei Burschen improvisirt die trefflichsten und kernigsten, wohl auch derbsten Einfälle enthalten; die Gasslsprüche aber gehören zu den erotischen Strophen, die der Bursche vor dem Fenster des Dirndls gewöhnlich abends oder des Nachts zu recitiren oder zu singen pflegt. Auch die Wildschützenlieder sind durch eine Zahl anmuthiger Piecen vertreten. Uebrigens finden sich auch längere Volkslieder, welche oft ihre Aehnlichkeit mit den Volksliedern der übrigen deutschen Territorien nicht verleugnen können und die weiter ausgebreitete Geltung einzelner unserer volksthümlichen Lieder am besten nachweisen. Die Texte sind fast ausschließlich in der Mundart, in welcher sie gesungen werden und für deren Verständniß eine Worterklärung dem Buche vorangestellt ist, wiedergegeben. Uebrigens ist die Wiedergabe des Dialekts sehr klar und verständlich durchgeführt. Man kann sich nicht leicht eine frischere und auch in poetischer Beziehung werthvollere Zusammenstellung von Gesängen aus den Bergen der Steiermark und der angrenzenden Gebiete denken als Werle's sowol für den Bewohner des Landes als auch für den Freund des Alpenliedes überhaupt berechnete reiche Sammlung. Selbst bei dem kleinsten Liedchen ist der Ort, aus dem es stammt, verzeichnet. Dem Musikfreunde werden auch hier die Melodien und die alten steiermärkischen Jodler eine höchst willkommene Beigabe sein.

4. Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Tobler. Zweiter Band. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, 5. Bd.) Frauenfeld, Huber. 1884. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Des ersten Bandes von Tobler's Volksliedersammlung aus der Schweiz wurde in Nr. 36 d. Bl. f. 1884 hier ausführlicher gedacht. Es war ursprünglich nicht des Herausgebers Absicht, noch einen zweiten Band demselben folgen zu lassen. Aber das reiche Material, welches sich während der Arbeit anhäufte, und der Wunsch, nicht mit

allzu großer Aengstlichkeit Werthvolles daraus vorzuenthalten, bewogen ihn, die vorliegende Nachlese zu publiciren. Während die oben besprochenen Sammlungen volksthümlicher Dialektpoesien ausschließlich dem Gebiete der bairisch-österreichischen Mundart entstammten, haben wir es hier, soweit nicht die zumeist historischen hochdeutsch abgefaßten Lieder in Betracht kommen, mit dem alemannisch-schwäbischen Dialekte zu thun, in dem die dem Volksmunde entnommenen Texte vorkommen. Diese bilden den eigentlich volksthümlichen charakteristischen Theil des Bandes. Allerdings wird der Historiker in den mitgetheilten alten Liedern, die sich auf Ereignisse der Schweizergeschichte beziehen, nicht minder werthvolle alte Gesänge finden, die sowol als Literaturdenkmale wie auch als Beiträge zur Culturgeschichte des Landes hohe Beachtung verdienen. Die erste Abtheilung beginnt mit einem Liede vom Jahre 1368 über den „Kampf der Städte Bern und Biel mit dem Bischof von Basel“ und wird durch eine Abhandlung eingeleitet, welche insbesondere sich mit den Dichtern ähnlicher historischer Lieder beschäftigt. Anmerkungen und Worterläuterungen sind den meisten Texten beigefügt. Die zweite Abtheilung, welche der Herausgeber wie im ersten Bande unter dem Collectivtitel „Allgemeine Lieder“ zusammengestellt hat, behandelt das Volkslied im engern Sinne des Worts. Wir finden in derselben Lieder mit epischen Anklängen, so z. B. auch ein wunderliches Lied vom „Tanhäuser“, das durch ganz Deutschland bekannte „Es wollt' ein Jäger jagen“ in der schweizer Version, dabei auch einige Scherzlieder. Ferner sind lyrische Piecen und als werthvolle Beigabe Zaubersprüche, Gebetsprüche, Reimsprüche, in geringerer Anzahl Kinderreime aufgenommen, deren übrigens Rochholz' bekanntes Werk über das Kinderlied in reichem Maße enthält. So dient dieser zweite Band der „Schweizerischen Volkslieder“ gewissermaßen als Ergänzung des ersten, und man muß dem gelehrten Herausgeber für die dadurch vervollständigte Arbeit ganz besondern Dank wissen. Ein Register am Ende des Bandes bezieht sich auf beide nun vorliegenden Bände und dient zum bequemen Nachschlagen.

Es sei an dieser Stelle noch gestattet, darauf hinzuweisen, wie viel Material zur deutschen Volkskunde und Mythologie, das in Liedern, Sprüchen, Sagen und Gebräuchen steckt, obgleich sich die Forschung der jüngsten Zeit eifrig damit beschäftigt, verloren geht oder wenig Beachtung findet. Eine schöne Aufgabe wäre es, eine Zeitschrift für Volkskunde und alles in dieses Gebiet Einschlagende auf deutschem Boden ins Leben zu rufen, eine Zeitschrift, wie sie für die angedeuteten Richtungen schon seit längerer Zeit Spanien, Frankreich, Italien, England besitzen, ja in mehrern dieser Länder beschäftigt man sich so eingehend mit der Wissenschaft der Volkskunde — denn von einer solchen kann man heutzutage wol schon sprechen —, daß ihr mehrere gleichzeitig erscheinende Organe gewidmet sind. Deutschland allein, das Vaterland der Gebrüder Grimm, Uhland's, Arnim's und Brentano's, Simrock's und so vieler neuerer Forscher, welche nach ihnen die deutsche Dialektforschung betreiben, ist, seitdem die periodischen Publikationen, welche Frommann und Wolff („Zeitschrift für deutsche Mythologie u. s. w.“) herausgegeben, zu erscheinen aufhörten, ohne ein dieses Gebiet behandelndes Organ geblieben. Sollte sich nirgends ein unternehmender Verleger finden, der für den interessanten Stoff, welcher ja für die Kenntniß unserer Sprache, Sitte und Culturgeschichte von so hohem Werthe ist, einen Sammelplatz in Form einer demselben gewidmeten Zeitschrift veranstaltet?

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die deutsche Lyrik hegt jedenfalls den Wunsch, sich unter den Christbaum zu betten oder mindestens zu Neujahr in zarte Hände zu wandern. So blüht denn der Lenz der Lyrik im December: wir können hier eine Zahl von poetischen Sammlungen nennen, die sich auf dem Büchertische eingefunden haben, und wenn sie auch späterer kritischer Besprechung harren, hier doch bereits erwähnt werden sollen. Der überaus fruchtbare und begabte Adolf Friedrich Graf von Schack hat lyrische und lyrisch-epische „Tag- und Nachtstücke“ erscheinen lassen (Stuttgart, Cotta). Paul Heyse's „Gedichte“ (Berlin, Hertz) liegen in dritter Auflage vor, in welche die Lieder aus dem „Skizzenbuch“ und die „Verse aus Italien“ mit aufgenommen sind. Von Rudolf Baumbach ist eine Dichtung: „Der Pathe des Todes“ (Leipzig, Liebeskind), erschienen, in welcher die flotte Manier des Dichters auf einen Stoff angewendet ist, welcher dem Bereiche der Gedankenpoesie angehört. Als eine Dichterin von kräftiger Eigenart mit der Richtung aufs Tiefe und Bedentsame führt sich Alberta von Puttkamer in ihren „Gedichten“ (Leipzig, Schloemp) ein. Noch erwähnen wir die lyrisch-epische Dichtung „Renata“ von Ludwig Soyaux (Leipzig, Payne), „Die Rosenzauberin“ von August Silberstein, dem beliebten Sänger der „Dorfschwalben“ (Leipzig, Friedrich), und die Dichtungen „Frauenlob“ von Otto Franz Gensichen, „Hebe“, „Lydia“, „Dornröschen“, „Isolde“, „Echo“ enthaltend (Berlin, Grosser). Von Julius Sturm's „Frommen Liedern“, erster Theil (Leipzig, F. A. Brockhaus), liegt eine zehnte Auflage vor; ein sicherer Beweis, welchen Anklang diese Lieder gefunden haben und daß der Dichter mit Spitta und Gerok erfolgreich in die Schranken getreten ist. „Der Sänger von Schiras“, hafisische Lieder von Friedrich Bodenstedt, erscheint in dritter Auflage bei Hermann Costenoble in Jena; wir haben auf die Vorzüge dieser Sammlung oft genug hingewiesen. In dritter vermehrter Auflage liegen die schönen „Gedichte“ von Heinrich Leuthold vor (Frauenfeld, Huber). Eine Zahl neuer Dichter, neben einigen bewährten ältern, die aber freilich nur zum Theil den sächsisch-thüringischen Landen von Geburt angehören, werden in die Literatur eingeführt in dem „Sächsisch-Thüringischen Dichterbuch“, herausgegeben unter Mitwirkung von Adolf Brieger und Kurt von Rohrscheidt von G. Emil Barthel (Halle, Hendel).

Ein Prachtwerk der Geschenkliteratur ist die „Illustrirte Goethe-Ausgabe“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Die letzten Lieferungen (54—80) enthalten „Wilhelm Meister's Wanderjahre“, die „Wahlverwandtschaften“ und „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben“ mit den Illustrationen verschiedener Künstler: einzelne davon sind als wohlgelungen zu betrachten.

— Der preußische Abgeordnete Julius Bachem in Köln hat in dem gleichnamigen Verlag in zweiter Auflage erscheinen lassen: „Preußen und die katholische Kirche.“ Darin stellt er die staatskirchlichen Traditionen der preußischen Kirchenpolitik dar. Er glaubt, daß noch viel Ausdauer und Geduld erforderlich sein wird, „um der katholischen Kirche in Preußen wieder zu ihrem göttlichen (?) und historischen Rechte zu verhelfen“. In welcher Weise der Verfasser Geschichte treibt, möge aus einer einzigen seiner Bemerkungen erhellen: „Preußen wurde durch Friedrich Wilhelm IV. dadurch zu den größten Kraftanstrengungen befähigt, daß es die staatskirchlichen und antikatholischen Traditionen fast völlig fallen ließ.“ Leider erweckt auch diese Schrift die tiefschmerzliche Ueberzeugung, daß Protestanten und ultramontane Katholiken zwei ganz verschiedene Menschen sind, bei denen von nationaler Gemeinschaft kaum noch die Rede sein kann.

— „Ueber den letzten Grund der Dinge“ hat Professor E. Hering eine Broschüre geschrieben (Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt), worin er das Dasein Gottes beweisen will. Der Verfasser ist ein sehr belesener und philosophisch geschulter Denker, welcher hier eine scharfgeschliffene Lanze für den Theismus bricht. Für ihn sind „Gott, dessen Transscendenz und Immanenz, Weltschöpfung, -Erhaltung und -Regierung Grenzbegriffe für unser Denken, welche sich uns unabweislich mit innerer Gewißheit von ihrer Richtigkeit aufdrängen.“ „Das Dasein Gottes ist absolut gewiß, weil logisch gefordert.“ „Die Naturwissenschaften und die Mathematik operiren mit demselben Denkgesetze der Causalität wie die Metaphysik und wissenschaftliche Theologie in ihren Grundlehren vom Absoluten.“ Für Denker von positiver Richtung ist das Schriftchen sehr lesenswerth.

— „Luther und Bismarck als Grundpfeiler unserer Nationalgröße“, hat als Parallele Hermann Hoffmeister so geistvoll behandelt, daß diese seine Arbeit bereits in dritter Auflage erschienen ist (Berlin, Maurer-Greiner). Der Verfasser zerlegt seine Parallele in drei Abschnitte, welche zum Gegenstand haben: die äußere Aehnlichkeit, die innere Verwandtschaft und das gemeinsame Kampfziel beider Geisteshelden. Als letzteres sieht Hoffmeister die Befestigung von Deutschthum, Christenthum, Königthum wider Romanismus, Semitismus, Atheismus und Republikanismus. Die innere Verwandtschaft zwischen Luther und Bismarck findet Hoffmeister in der conservativen Gesinnung, tiefen Religiosität, dem starken Pflichtgefühl und der großen Bescheidenheit beider, besonders aber darin, daß beide Männer der That, organisatorisch veranlagte Praktiker waren. So naheliegend der Versuch ist, eine Vergleichung zwischen Charakter und Lebensgang von Luther und Bismarck zu unternehmen, so stößt doch die Durchführung unvermeidlich auf erzwungene und gesuchte Partien. Abgesehen hiervon bietet aber die vorliegende Schrift eine solche Fülle der geistvollsten Bemerkungen und der überraschendsten Studien aus Originalquellen, daß man sie mit größtem Interesse in einem Zuge liest. Hoffmeister schreibt nicht etwa blos eine Apotheose seiner Helden; vielmehr rügt er als Luther's größten Fehler die Gleichstellung des Alten und Neuen Testaments, er tadelt, daß Luther viel weniger seine Erfolge zu sichern verstanden habe als Bismarck u. s. w. Wir empfehlen dringend die Lektüre des interessanten Schriftchens.

Aus der Schriftstellerwelt.

Der geschäftsführende Ausschuß für Errichtung eines Geibel-Denkmals in des Dichters Vaterstadt Lübeck erläßt einen Aufruf, der von einer sehr großen Zahl namhafter Vertreter der Dichtkunst, Kunst und Wissenschaft, sowie von angesehenen Staatsmännern und Verwaltungsbeamten mitunterzeichnet ist. Es heißt in diesem Aufrufe von dem Dichter: „Abhold jeder vergänglichen Richtung des Tags, einzig dem Idealen zugewandt, ist Geibel seinem Volke ein Pfleger und Hüter des Wahren und Schönen gewesen. Unsere Sprache mit überströmendem Wohllaut verklärend, hat er aus der Fülle seines Herzens und aus der Tiefe seines Geistes sein Volk mit einem Schatze unvergänglicher Poesie beschenkt. Was aber seine Werke zu einem einzigen Kleinod vaterländischer Dichtkunst erhoben hat, ist das deutsche Gemüth, aus dem er sang im Lieben und Hassen, im Glauben und Hoffen. Er war ein Bannerträger deutscher Ehre, Zucht und Art. Schon aus seinen frühesten Dichtungen ertönt in hoffnungsleerer Zeit sehnsuchtsvolle Ahnung von Deutschlands Wiedergeburt. Weckend und mahnend schritt er, ein nimmer ermüdender Herold für Kaiser und Reich, den großen Ereignissen der letzten Jahrzehnte im Liede prophetisch voran.“ Die Mahnung, an „alle Verehrer des Dichters, an alle Deutschen, deren Herz er gewann“, beizusteuern zur Errichtung eines würdigen Standbildes, wird gewiß nicht fruchtlos verklingen: Geibel ist so beliebt in Deutschland, daß es nur des anregenden Hinweises auf die Absicht des Comité bedarf, um größere und kleinere Spenden in großer Zahl zu dem schönen Zwecke flüssig zu machen. Wir erwähnen noch, daß Geldsendungen direct an den Schatzmeister Herrn Consul Fehling in Lübeck einzusenden sind.

Auch das hanauer Comité für das Grimm-Denkmal, dessen Enthüllung am 4. Januar 1885 stattfinden soll, fordert noch einmal die Presse, besonders die germanistischen und belletristischen Blätter auf, das Publikum auf das Monument, das den großen Sprachforschern gesetzt wird, hinzuweisen und zu Beiträgen dafür aufzufordern; wir kommen hiermit diesem Wunsche des Comité nach.

Bibliographie.

Asher, D., Das Endergebniß der Schopenhauerischen Philosophie in seiner Uebereinstimmung mit einer der ältesten Religionen dargestellt. Leipzig, Arnold. 1885. 8. 2 M.

Bastian, A., Der Fetisch an der Küste Guinea's auf den deutscher Forschung nähergerückten Stationen der Beobachtung. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Grangier, L., Histoire abrégé et élemaintaire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours. 7. édit. revne et augmentée par l'auteur. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

Reichard, W. v., Luft, Licht und Schall in Bezug auf Schulhygiene. Riga, Kymmel. Gr. 8. 2 M.

Rittershaus, E., Am Rhein und beim Wein. Gedichte. Leipzig, Keil's Nachfolger. 8. 1 M. 50 Pf.

Schuricht, H., Geschichte der deutschen Schulbestrebungen in Amerika. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 M.

Speidel, L., und H. Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit. Mit ungedruckten Briefen an Schiller. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 8 M.

Stieber, Denkwürdigkeiten. Aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet von L. Auerbach. Berlin, Engelmann. Gr. 8. 2 M.

Szécsen, A. Graf, Denkrede auf Georg von Mailáth. Deutsche Ausgabe. Budapest, Kilián. Gr. 8. 80 Pf.

Tait, W. C., Die Arbeiter-Schutzgesetzgebung in den Vereinigten Staaten. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. 6te Folge. 4ter Jahrg. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 8 M.

Weber, H., Bamberger Weinbuch. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Bamberg, Schmidt. Gr. 8. 3 M.

Weck, G., Königin Luise. Vaterländische Romanzen. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 2 M.

Wiermann, H., Fürst Bismarck. Siebzig Jahre, 1815—1885. Ein Lebensbild für das deutsche Volk. Mit Porträt Bismarcks. Leipzig, Renger. 1885. 8. 3 M.

Zimmermann, R. S., Erinnerungen eines alten Malers. Seinen Söhnen Ernst und Alfred erzählt. München, Bassermann. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.